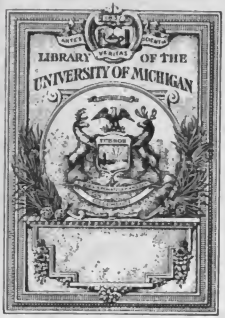
Globus

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

G
.G8

Globus.

LXI. Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von

Richard Andree.

Einundsechszigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1892.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des LXI. Bandes.

Europa.

Allgemeines. Das Areal Europas 80. Roberts Karte der Verbreitung der Deutschen 191.

Deutschland und Österreich-Ungarn. Franz Kraus, Die Neuvermessung der Adelsberger Grotte 32. Die Stromgebiete des Deutschen Reiches 46. Atlas von Pfalz-Zweibrücken von 1563 64. F. Kraus, Das Mauk-Turmer Höhlengebiet 80. Dr. Ernst Krause, Die natürliche Pflanzendecke Nordteutschlands 81. 103. G. Schultheiß, Zur Volkszählung in Ungarn 123. Das friesische Sprachgebiet in Oldenburg 125. Kürnbach in Baden 128. Französisches aus der bayerischen Pfalz 143. Schreibung der Ortsnamen auf der ungarischen Generalstabskarte 159. M. Geyer, Die Altenburger Bauern. Mit Abbild. 161. Dr. R. Hansen, Neue Einzeichnungen in Dithmarschen. Mit zwei Karten 177. Temperaturverhältnisse der Alpenseen 191. Bukaminer oder Bukawinaer? 192. Deutsche Auswanderung 1891 207. Der deutsche Steinkohlenbergbau 1881—1890 288. Richter, Die Erschließung der Chalzen 366. Dr. R. Hansen, Die Sprachgrenzen in Schleswig. Mit Karte 376.

Großbritannien, Niederlande, Belgien, Schweiz und Skandinavien. Prof. H. Nielsen, Die Lappen im Amte Tromsö 65. Telephonanlage von Bergen nach Kristiania 112. H. Nielsen, Die lappische Völkerwanderung in Norwegen 174.

Frankreich, Italien, Spanien und Portugal. Dr. J. Höfer, Die jardinischen Ballstrachten. Mit Abbild. 69. J. Winkler, Die niederdeutsche Sprachgrenze in Frankreich 128. Die Haus- und Dorfgenossenschaft in den Pyrenäen 252. Franz Kraus, Die unterirdischen Fußnichtsstätten von Naours in der Pikardie. Mit Plan 347.

Europäisches Rußland und die Balkanhalbinsel. Fortschritte in Montenegro 32. Die Wlacho-Meglen. Mit Karte 45. Die Juden im Kaukasus 48. Dr. R. Hassert, Die Oberflächengestaltung Montenegros 57. W. von Stein, Eine Mönchsrepublik im jungen Norden. Mit Abbild. 85. Die Petroleumerzeugung Baku 96. Geographische Bedingungen der Hungersnot in Rußland 110. Die Lößsauna der heutigen Wolgasteppe 171. Ossetische Opferhöhle im Kaukasus 271. Das russische Eisenbahnnetz 304. W. v. Meitsch, Die letzten Liwen. Mit Karte und Abbild. 353. Dr. G. Weigand, Von Beral über Muskopolje nach Gjardscha. Mit Karte und Abbild. 369.

Asien.

Vorderasien, Iran und Arabien. Hogarths Reise in Kleinasien 30. Nachkommen der Griechen in Afghanistan? 96. Pilsans Reise in Persisch-Kurdistan. Mit Karte 122. Ausgrabungen in Mädebo (Ostjordanland) 125. Die armenischen Grabdenkmäler von Tschulfa. Mit Abbild. 136. Mannarogen in Kleinasien 144. Dr. J. Höfer, Neue Forschungen über den Karabogh. Mit Abbild. 179. 198. Neue Handelsstraße zwischen Ostpersien und Indien 192.

Asiatisches Rußland. Die verschiedenen Absoluthöhe des Aralsees 79. Sauer, Die Mammutleichen der neusibirischen Inseln 172. C. Hahn, Forschungen über den Karabugas (Kaspisches Meer) 241.

Britisch-Indien. E. Schmidt, Die Anthropologie Indiens. Mit Abbild. 17. 38. Einwohnerzahl Birmas 127. Expedition zur Erforschung der Gletscher des Kara-Koram 150. 368. Naunghoubands Bereisung des südwestlichen Kuenluen 172. Der Name Pamir 176. Dr. Dieners Expedition nach dem Himalaya 240. E. Schlagintweit, Die russisch-englischen Grenzumspriche auf die Pamirs. Mit Karte 249. Halenschwingen in Madras 303.

Hinterindien. Die Chinesen in Siam 64. H. Seidel, Das Tatauieren in Tonging. Mit Abbild. 89. Inschriften aus Kambodscha 127. H. Seidel, Neue französische Forschungen in Hinterindien. Mit 1 Karte und Abbild. 132. Ein altbirmanisches Gedicht 140. Erforschung des Gebirgslandes zwischen Birma und China 256. Die Armee Siams 336. Altertümer Birmas 352.

Indonesien und Philippinen. Blutrohe und Bogen in Indonesien 159. Hinterindien mit dem Kris auf Lombok 160. Kruijts Reise zu den Karo Bataks 160. Berslaggever, Besuch des Tampferé Java auf den Mentawaiinseln 173. Sitzungen und Gegiten an der Küste von Mindanao 239. Fußreise durch das östliche Flores 240. Die Bulalalaunos (Philippinen) 256. Hebungen der Küste von Zamboanga (Philippinen) 272. H. Sundermann. 50 malaiische Sprichwörter 298. Die Negritos von Alabat 304. Wichmanns Forschungskreise auf Nottii. Mit Karte 331. Die religiösen Begriffe der Karo-Bataks 336. Ten Kate auf Flores und Sumba 350. Pater Heras' Fahrt auf dem Agusan (Mindanao) 364. Die Vegetation der Cocos-Gruppe 365.

Chinesisches Reich. H. Hofmann, Das System des Kwen-lun 43. Missionare in China 64. C. B. Lüders, Chinesische Steintafeln mit Inschriften. Mit Abbild. 120. Die Leichenbestattung der Chinesen in Emay 176. Völkergeruch in China 191. Bowers Reise quer durch Tibet 316.

Japan und Korea. Japanische Gesellschaft in London 176. Farbe der Augen und Haare der Japaner 208. Lüders, Japanische Bronzen mit Inschriften. Mit Abbild. 267. Streichhölzerfabrikation in Japan 352.

Afrika.

Allgemeines. Andree und Stabel, Karte von Afrika 255.

Nordafrika und die Sahara. Die Wasserwerke der Ämter in Nordafrika 128. R. Fitzner, Die Elemente der moslemmischen Bevölkerung in der Regentschaft Tunis. Mit Karte 145. L. Fabers Reise in der südwestlichen Sahara 376.

Senegambien und Nigerlande. Die Franzosen im Westsudan 126. H. Seidel, Die Fortschritte der Franzosen im westlichen Sudan. Mit Abbildungen 225. H. Seidel, Wohlchen im westlichen Sudan. Mit Abbild. 328. Mantells Reise nach dem Thadsee 383.

Oberguinea und Kamerun. F. Leuschner, Negerkunst im deutschen Togagebiet. Mit Abbild. 53. Abgrenzung zwischen England und Frankreich in Guinea 79. Französisch-Guinea 126. Deutsche Schulen in Kamerun 192. Regierungsschule in Klein-Popo 208. Expeditionen im Hinterlande von Kamerun 271. 384. Die Entwickelung Kameruns im Jahre 1891. José Balero über Fernando Poo 313. Harrett über Sierra Leone 335. Neues Gebirge in Benin 367.

Niederguinea, Kongostaat, Portugiesisch-Westafrika. Reisen nach Katanga 31. Savorgnan de Brazzas Reise 79. 256. Die Geschirre bei den Ababua 80. G. Görich über Deutsch-Südwestafrika 190. Matadi am Kanga 207. Le Marinels Reise nach Katanga 220. Untergang der Expedition Grampels 223. Statistisches aus Deutsch-Südwestafrika 224. Expedition Dybowski 256. Swans Bericht über Katanga 271. Neue rechte Zuflüsse des Ubangi 320. Staats am Luapula 383. Expedition Hes 384.

Digitized by Google

Südafrika. Die Bevölkerung der Kapkolonie 30. Th. Bents Ausgrabungen in den Ruinen von Simbabje 109. 367. Golderzeugung in Transvaal 384.
Ostafrika, Abessinien, Rikande. Der Zug Emin Paschas nach Westen 27. 367. L. v. Höhnel, Bei den Reschiat 34. Junkers Reisen im Gebiete der rechten Kongonebenflüsse. Mit Abbild. 115. Postverbindung in Deutsch-Ostafrika 128. Die Zustände im ehemals ägyptischen Sudan 139. Religion der afrikanischen Naturvölker 142. O. Baumanns Reise in Ostafrika 160. Erdbeben in Innerafrika 175. Die Engländer in Uganda 206. Belgische Urteile über Deutsch-Ostafrika 256. Schweinfurth über Italienisch-Afrika 285. Die Gewürznelkenkultur von Sansibar 288. H. Meyer-Leipzig, Die Engländer am Kilimandscharo 302. Foas Reise im Norden des Sambesi 303. Wangemannshöhe 320. Schreibung der Ortsnamen in Ostafrika 320. Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika 352. Bericht über British-Ostafrika 384. Schiffahrt auf dem Sambesi 384.
Madagaskar. Douliots Reise im westlichen Madagaskar 224.

Amerika.

Allgemeines. Prof. S. Ruge, Zur 400jährigen Jubelfeier der Entdeckung einer neuen Welt. Mit Abbild. u. Karten 1.
Britisch-Nordamerika u. Alaska. Mount St. Elias 126. Die Vergletscherung Kanadas 128. Die Bevölkerung Kanadas 143. Übersicht des Pflugs 192. Zahl der Indianer Kanadas 352.
Vereinigte Staaten. J. Hoops, Pennsylvania-Deutsch 26. Ergebnisse der nordamerikanischen Weltsicherei 64. Die „wunderbaren" Kupferfunde am Obern 78. Schulbildung bei den Farbigen 79. Dr. W. J. Hoffman, Schamanentum bei den Ojibwa 92. Dr. Stetsons, Chicago. Mit Abbild. 99. Der große Salzsee in der Gegzeit 124. Settlements in den Vereinigten Staaten 128. Ethnographische Ausstellung in Chicago 144. Rosinenerzeugung in Kalifornien 144. Steffens, Die Juden in New-York 175. Klapperschlangenjagd in Connecticut 176. Hebungen und Senkungen der atlantischen Küste 208. Steffens, Umgestaltung der Landschaft durch Biber. Mit Abbild. 248. Weinberg, Der chinesische Geheimbund der Highbinder in San Francisco 254. W. Kobell, Der Great Tismat Swamp. Mit Karte und Abbild. 257. Sauer, Späte vulkanische Eruption in Kalifornien 269. Entwickelung des Eisenbahnwesens in den Vereinigten Staaten 272. Die Mississippiflorrekturen und die Schiffahrt 272. Verschiebung des Bevölkerungszentrums der Vereinigten Staaten. Mit Karte 297. Der deutsche Einfluß in den Vereinigten Staaten 304. Wasserzeichen, Über die deutschamerikanische Sprache 318. Johs. Meier, Noch einmal Pennsylvania-Deutsch 319. Der Quellsee des Mississippi 333. Gaschet über die Klamathindianer 338. W. J. Hoffman, Die ausgestorbenen Tschumasindianer. Mit Abbild. 360. Blackfeetindianer in Washington. Mit Abbild. 380. Die künstliche Bewässerung der Steppen in den Vereinigten Staaten 381.
Mexiko u. Mittelamerika. Ph. Letzen, Die Sierra Madre del Sur 27. Die Tresdner Mayahandschrift. Mit Abbild. 47. Dr. E. Seler, Das altmexikanische Wurfbrett im modernen Gebrauch 97. Das Klima von Alta Verapaz 160. Die mexikanischen Marmorbrüche 175. Dr. Sapper, Reise durch die Cayoumb Mountains 209. Heilpreis Erforschung von Yukatan 220. H. Polakowsky, Die Indianer des südlichen Zentralamerika 237. Vorkolumbische Menschengehirne am Papageiensee 351. Die Ebenteuelle in Costarica 368.
Westindien. Telegraph nach den Bahamainseln 32. Schwammfischerei auf den Bahamainseln 96. Dr. Gorze, Bericht über die Zustände der britischen Inseln Westindiens 216. E. Krause, Das westindische St. Vincent 241. Regenatlas der Insel Jamaika 303.
Südamerika. Ebrenteig, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens 29. Prof. Jost, Mittel gegen Schlangenbiß aus Surinam 61. Alte Gräber in Catamarca 80. G. Baurs Untersuchung der Galapagosinseln 137. Hesschreckenplage in Argentinien 135. Anthropologie der Feuerländer 205. Erdbebenger an der Küste von Venezuela 256. Besteigung des Roraima 268. Goudreaus Reisen in Französisch-Guayana. Mit Abbild. 280. 307. Die Silberproduktion Bolivias 368.

Australien und Ozeanien.

Das Festland. Sir Th. Elders Forschungsexpedition 95. Bradshaws Expedition im nördlichen Westaustralien 124. Carruthers Reisen im Innern Südwestaustraliens 224. Gillettis Forschungsreise im südlichen Westaustralien 287.
Die Inseln. Alpenkletten in Neuseeland 30. Lauterbach Erforschung des Sepikflusses in Kaiser-Friedrich-Wilhelms-Hafen in Neu-Guinea 32. Die Bevölkerung der Fidschi-Inseln 63. Die Juden auf den südchinesen 112. Lifuss Besuch auf den Tokelauinseln 139. Ursprung der Flora Polynesiens 140. Die Flora von Neu-Guinea 191. Jagd auf Paradiesvögel in Neu-Guinea 208. Moosfunde in Neuseeland 223. Japanische Ansiedelungen in Caledonien 224. Dr. Sengstake, Die Leichenbestattung auf Darnley-Island. Mit Abbild. 248. Berstlagever, Mondlagues Gesangenschaft unter den Tagerenkannibalen, Neu-Guinea 268. M. Haberlandt, Die Schiffstafeln der Osterinsel. Mit Abbild. 274. Dr. A. Bollmer, Die wirtschaftlichen Forschzritte der Südseeinseln 1890—1891 289. C. Warburg über die Vegetationsverhältnisse von Neu-Guinea 300. Die d'Entrecasteaux- und Trobriandinseln 368.

Polargebiete.

Die geplante antarktische Expedition 30. Die amerikanische Walfischerei 64. Ranfens Polarfahrt 112. 175. Bevölkerungsreisen nach Westgrönland 127. Die Mammutleichen im Eise der nesibirischen Inseln 173. Die Kohlenlager Spitzbergens 175. Einfluß des Treibeises auf die Bodengestalt der Polargebiete 223. Drygalskis Expedition nach Westgrönland 303.

Hydrographie. Ozeane.

Die verschiedenen Wasserstände des Kaspisees 79. Temperaturverhältnisse der Alpenseen 191. Strömungen und Gezeiten an der Küste von Mindanao 239. Pegelstationen an Gletscherbächen 240. G. Hahn, Forschungen über den Karabugas (Kaspisches Meer) 241. Die Tiefseeablagerungen nach den Ergebnissen der Challenger-Expedition 317. Der Quellsee des Mississippi 333. Die künstliche Bewässerung der Vereinigten Staaten 381.

Meteorologie und Mathematische Geographie.

Die Veränderlichkeit der geographischen Breiten 28. Die Entfernung der Erde von der Sonne 30. Die Arten der Lawinen in Tirol 48. Einführung der Einheitszeit 96. 207. Falbs kritische Tage 127. Klimaschwankungen in Nordamerika 144. Meffers Sternatlas 142. Das Klima von Alta Verapaz 160. Meerestone und Küstenerreichbarkeit im mittleren Europa 223. Die meteorologischen Beobachtungen in den Vereinigten Staaten 224. Prof. J. Maerker, Der 28. März 1892 ein Extremtag 282. Hornes, Ballonbeobachtungen 288. Regenatlas von Jamaika 303. Einfluß der Meeresböhe auf die Bodentemperatur 335. Wirkung des Sturmes auf Bäume 384.

Geologie.

F. Kraus, Neuvermessung der Adelsberger Grotte 32. Wie erobierten die Gletscher? 48. Das Mühsal-Kremser Höhlengebiet 80. Der große Salzsee und die Eiszeit 124. Die Vergletscherung Kanadas 128. Sauer, Verbreitung einer arktischen Flora in Mitteleuropa während der Eiszeit 138. Meyers Beiträge zur Kenntnis des Nephrit und Jadeit 141. Produkte des submarinen Vulkanausbruchs bei Santorin 159. Die Lößlandschaft der Gegend Mahlsheppe 171. Die Mammutleichen im Eise der neusibirischen Inseln 173. Erdbeben in Innerafrika 175. Die mexikanischen Marmorbrüche 175. G. Gürich über Deutsch-Südwestafrika 176. Hebungen und Senkungen der atlantischen Küste Nordamerikas 208. Sauer, Ein Terrärvulkan bei Stuttgart 231. Geologische Erforschung von Yukatan 220. Gasterzeugung Transvaals 384. Sauer, Späte vulkanische Eruption in Kalifornien. Mit Abbild. 269. Dr. A. Sieger, Der Aletschgrat bei Interlagen 305. Die Tiefseeablagerungen nach den Ergebnissen der Challenger-Expedition 317. Die zentraleuropäischen Lagerstätten des Nephrit 336. M. Boule über den Höhlenschutt 352. Die Ebenteuelle in Costarica 368. Die Silberproduktion Bolivias 368.

Botanik und Zoologie.

Dr. Ernst Krause, Die natürliche Pflanzengebede Norddeutschlands 81. 103. Heuschreckenplage in Argentinien 135. Baurs Untersuchung der Galapagosinseln 137. Ursprung der Flora Polynesiens 140. Mammutgras in Nordasien 144. Klapperschlangenjagd in Connecticut 176. Flora von Neu-Guinea 191. Büffelreste in Kanada 191. Steffens, Umgestaltung der Landschaft durch Biber. Mit Abbild. 248. Moosfunde in Neuseeland 223. O. Warburg über die Vegetationsverhältnisse von Neuguinea 300. Dr. H. Friedrich,

Digitized by Google

Biberdämme an der Elde 315. Dr. G. Roth, Die Vegetation der Cocos-Gruppe 365.

Anthropologie und Ethnographie.

E. Schmidt, Die Anthropologie Indiens. Mit Abbild. 17. 33. Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens 29. Die Wiacho-Meglen 45. H. Bloß, Das Weib 46. F. v. Luschan, Tätowierkunst im deutschen Togogebiet. Mit Abbild. 53. J. Nielsen, Die Lappen im Amte Tromsö 65. Dr. J. Höfer, Die jaranischen Volkstrachten. Mit Abbild. 69. Dr. W. J. Hoffman, Schamanentum bei den Ojibwa 92. Dr. E. Seler, Das altmexikanische Wurfbrett im modernen Gebrauch 97. G. Ebers, Bemerkungen zu Sayces Fassen des Alten Testaments 167. J. Nielsen, Die lappische Völkerwanderung in Norwegen 174. Die Juden im Kaukasus 48, auf den Fidschi-Inseln 112, in New York 175. G. Schultheiß, Das Wachstum der Völker in seinen Beziehungen zu Kultur und Natur 186. Dr. E. Seler, Die Leichtbringer bei den Indianerstämmen der Nordwestküste. Mit Abbild. 195 ff. Die Anthropologie der Feuerländer 205. Ethnographische Bedeutung des Nagelmachens 206. Farbe der Augen und Haare der Japaner 208. Bestattung der Leichen in Schlitten und Kähnen 205. Polakowsky, Die Indianer des südlichen Zentralamerika 237. Historisches zum Völkergericht 239. 388. Achelis, Der sozialpsychologische Standpunkt der vergleichenden Rechtswissenschaft 246. F. Senfstake, Die Leichenbestattung auf Tarnley-Island. Mit Abbild. 248. Offnung der Opferhöhle im Kaukasus 271. C. M. Pleyte, Gegen Dr. Jacobs Theorie über die Bedeutung der Bestheidung 278. Das Haifenschmingen in Marokko 3 ff. C. M. Pleyte, Indonesische Masken. Mit Abbild. 321. 343. Joest, Der Seidenwollenbaum im Gestseleben der Neger 350. Vorkommliche Menschengehirne am Popocatepetl 351. Die menschliche Stimme in Bezug auf die Rasse 352. W. v. Meyick, Die letzten Löwen. Mit Abbild. u. Karte 353. Die Musik der Indianer 359. W. J. Hoffman, Die ausgestorbenen Tshu'maninee. Mit Abbild. 360. De. M. Winternitz, Das altindische Hochzeitsritual 365.

Urgeschichte.

Prof. K. Penka, Die alten Völker in den östlichen Ländern Mitteleuropas 49. 74. Altertümer der Vorgezeit in Westpreußen 110. M. Weigel, Die Zeitbestimmung der deutschen Hausurnen 113. Beilchen aus schlesischem Nephrit 127. Hoernes, Die Altertumsforschung in Bosnien-Herzegowina. Mit Abbild. 129. 150. Ausgrabungen bei Thorburg 144. Die vorgeschichtlichen Schanzen in Finnland 176. Dr. L. Wilser, Bernstein und Bronze in der Urzeit 184. Schaafhausen, Die Reliten 222. M. Hoernes, Die Urgeschichte der Menschen 254. Spuren des vorgeschichtlichen Menschen in der Hermannshöhle 302. Neue Rennlierstation bei Schaffhausen 335. Franz Kraus, Die unterirdischen Fuchtschstätten von Naaurs in der Pilardie. Mit Plan 347. M. Boule, Über den Hoyleniehm 352. Urgeschichtliche Funde in vulkanischen Ablagerungen 362. Vorgeschichtliche Steingeräte von Smyrna 368. Merowingerfriedhof von Andresa 384.

Volkskunde (Folklore).

Die Geflirre bei den Kibanganagern 81. F. S. Krauß, Südslawischer Geisterglaube 149. R. v. Seidlitz, Buratinische Legende 189. Der Doppeladler als Ornament 192. P. Schtschukin, Das Verhältnis des Maluren zu seinen Haustieren 203. Reinholms kulturgeschichtlicher (finnischer) Nachlaß 204. Beluecis Amulettsammlung 207. B. W. Segel, Reiseleck und Fahnen der galizischen Juden. Mit Abbild. 235. Die Haus- und Dorfgenossenschaft in den Pyrenäen 252. A. v. Kaindl, Zauberglaube bei den Katenen in der Bukowina 279. H. Sundermann, Fünfzig mainsische Spridwörter 298.

Sprachliches.

Dr. J. Hoops, Pennsylvania-Deutsch 2 f. Die Dresdner Maya-Handschrift 47. Das friesische Sprachgebiet in Ostenburg 125. Winkler, Die nordeutsche Sprachgrenze in Frankreich 128. Der Name Pamir 176. Dr. Wasserzieher, Über die deutsch-amerikanische Sprache 318. John Mauer, Noch einmal Pennsylvania-Deutsch 314. A. S. Gatschet und sein Werk über die Klamathsprache 357. A. Hansen, Die Sprachgrenzen in Schleswig. Mit Karte 376.

Biographieen. Nekrologe.

A. Andree, Ihdor Kopernici †. Mit Bildnis 25. Th. W. Blaikton † 31. W. Chimme † 31. Paul Hunfalvy † 31. Jos Bugslag † 47. Sie A. Ramsay † 48. Samuel Cromther † 79. Quatrefages † 112. H. Freiherr † 127. J. Thor. Fr. Schmitz † 126. 20. Junker † 194. H. W. Bates † 159. Kreutzer † 159. R. von Orel † 159. Balanja † 176. R. Andree, A. M. Brandt †. Mit Bildnis 170. S. Ruge, Amos Comenius als Kartograph 193. F. von Löher † 207. R. Andree, Der amerikanische Ethnograph W. J. Hoffman. Mit Bildnis 273. H. H. Bancroft † 303. Kapitän Monard † 303. H. Duveyrier † 319. Prof. H. J. Biedermann † 320. Sir L. Pelly † 320. A. S. Gatschet. Mit Bildnis 357. R. v. Tilmar † 383.

Verkehrswesen.

Telegraph nach den Bahamainseln 32. Telephonanlage mit Taucherschuhen in Norwegen 112. Postverbindung in Deutsch-Ostafrika 128. Neue Handelsstraße zwischen Ostpreußen und Indien 192. Entwicklung des Eisenbahnwesens in den Vereinigten Staaten 271. Das russische Eisenbahnnetz 304.

Karten.

Portugiesische Seekarte des M. Cantino von 1502. Sonderbeilage zu Nr. 1. Toscanellis Karte nach der Kopie von Behaim 8. Guanahani (Bluttings Island) 12. Dr. G. Weigands Reiseroute in Wiacho-Meglen (1:560000) 45. Pissons Reise von Mossul nach Bojaz 122. Übersichtskarte von Annam 135. R. Fitzner, Ethnographische Karte von Tunesien 148. Das südwestliche Nordost-Dithmarschen 177. Der Nordgroener Sommertoog 178. Karte der Pamir und der englisch-russischen Grenzspriche 250. Der Great Dismat Swamp, Vereinigte Staaten 258. Bevölkerungszentra der Vereinigten Staaten 1790—1890 297. Die Insel Rotti 332. Die unterirdischen Fuchtschstätten von Naaurs 348. Die Bohnsitze der Limen 355. Dr. Weigands Reise von Berat über Muskopolje nach Gorschcha 1:350000. 371. Die Sprachgebiete in Schleswig. Nach Adler. 377.

Abbildungen.

Europa. Sardinische Volkstrachten. Fünf Abbild. 70 ff. Das Stolowezykloster 88. Fünger des Stolowezykloster 86. Mittelalterliche Denkmäler aus Bosnien (10 Abbild.) 153. Attendurger Bauern. 15 Abbild. 161 ff. Jüdische Fahne aus Lemberg 236. Reiseleck der galizischen Juden 236. Einige Schädel aus Bosnien 353. Livischer Schleretenjann 357. Ansicht von Muskopolje 372. Einwohner von Muskopolje 373.

Asien. 20 indische Typen nach Originalaufnahmen von E. Schmidt 17 ff. 33 ff. Umgebung des Dorfes Trachymai (Tongling) 90. Annamitisches Bambusboot 91. Chinesische Steintafeln mit Inschriften 121. Ansichten von Schanzen Fluß (Tongling) 134. Grabstene aus Tschusta, Armenien 136. 137. Eingang zur Thalschlucht Migri (Armenien) 180. Ansicht von Gerjuly (Armenien) 181. Armenierinnen 199. Kuppeln in Armenien 200. Kloster Tatso (Armenien) 201. Japanische Bronzen mit Inschriften 207.

Afrika. Tatuumalereien, Thördemolungen, Götzenbilder und Thongefäße aus dem deutschen Togogebiet. 13 Abbild. 53 ff. Der Nelle-Malua bei Bagdinne 116. Stromschnelle des Assa 117. Sandsteau 118. Mündung des Ogowiflusses der Woischna 118. Der Niss Machmadu Pale 226. Ammamy Ibrahima Sory 227. Die Moschee von Kentiba-Kura 229. Die Moschee von Bafoulabe 230.

Amerika. Eine Tafel aus der Dresdner Mayahandschrift 47. Ansichten der Thurmhäuser in Chicago (4 Abbild.) 105 ff. Abbildungen von Masken von der amerikanischen Nordwestküste 197 ff. Biberdamm am Henrys Fort des Green River 219. Ufufer des Lake Drummond 259. Vulkanischer Kegel am Lassen Peak 270. Die Tumuc-Humac-berge, Guayana 293. Aegerin vom Oyapof 284. Mischling am Oyapof 295. Aloqua-Indianer aus Guayana 286. Oyampidorf am Oyapof 309. Oyampimädchen 310. Die wilden Tumuc-Humac-Berge 311. Tanga der Emerillon-Frauen 312. Mission Santa Barbara in Süd-Kalifornien 361. Funde von der Santa Cruz-Insel 362. Zwei Bildnisse von Bluffenindianern 380.

Australien und Ozeanien. Mumie von Darnley-Island (Erub) 248. Schnitztafeln von der Osterinsel 375.

Urgeschichte, Anthropologie, Ethnographie. 20 indische Typen nach Originalaufnahmen von E. Schmidt 19 ff. 39 ff. Eigentumszeichen an den Rennliertohren 68. Prähistorische Funde von Glasinac in Bosnien (9 Abbild.) 152. Attenburger Bauern. 15 Abbild. 161 ff. Kopfpuz der Armenierinnen 199. Masken

Digitized by Google

und Rassen von der amerikanischen Nordwestküste 199. 213. 232. 233.
Schrifttafeln von der Osterinsel 275. 276.
Mumie von Tarentez-Island 248.
Hausmalereien, Götzenbilder und Thongefäße aus Togo 14 ff.
Sandefrau 118.
Mädchen vom Zwergstamme der Wotschua 118.
Negerin vom Chapok 294.
Mischling vom Chapof 295.
Maqua-Indianer (Guayana) 295.
Indonesische Masken. 16 Abbild. 321. 344.
Bildnisse. Columbus 1. A. Kopernikus 25. A. A. Grant 170. Walter J. Hoffman 273. A. S. Gatschet 337.

Bücherschau.

Andree und Seobel, Karte von Afrika 255.
v. Benko, Schiffstation der k. k. Marine in Ostasien 334.
Branco, Ein neuer Tertiäraufsatz 221.
Carnel, Le dialecte Flamand de France 128.
Cremer, Ausflug nach Spitzbergen 175.
Drake del Castillo, La Flore de la Polynésie 140.
Ehrenreich, Völkerkunde Brasiliens 29.
Forstemann, Mayahandschrift 47.
v. d. Gabelenz, Ausnahme fremder Sprachen 334.
Gatschet, The Klamath Indians 337.
Gerland, Atlas der Völkerkunde 237.
Graf Erdach, Orinoco 142.
Gütrich, Deutsch-Südwestafrika 190.
Haeckel, Anthropogenie 63.
Hartmann, Einfluß des Treibeises auf die Bodengestalt 223.
Heernes, Urgeschichte des Menschen 254.
Heernes, Über Ballonbeobachtungen 286.
Hyades et Deniker, Miss. scientifique du Cap Horn 205.
Junker, Reisen in Afrika 115.
Kaerger, Tangaland 367.
Kloos, Repertorium der Geologie Braunschweigs 335.
Lissauer, Altertümer der Bronzezeit 110.
Martel, Sous Terre 334.
Messer, Sternatlas 142.
Metzger, Europäische Ansiedler in Niederländisch-Indien 366.
Meyer, Nephrit und Jadeit 141.
Murray and Renard, Scientific Results of H. M. S. Challenger 317.
Penck, Das Weib 46.
Radde, Karabagh 179.
Richter, Erschließung der Chalpen 366.
Rockhill, Land of the Lamas 142.
Rodway, History of British Guayana 287.
Sayce, Races of the Old Testament 167.
Schaaffhausen, Die Kelten 222.
Schneider, Religion der afrikanischen Naturvölker 142.
Schütt, Meerfarne und Küstenerreichbarkeit 223.
Stromgebiete des Deutschen Reiches 46.
Wegener, Orographie des Kwen Lun 43.
Weigand, Wlachs-Meglen 45.
Winternitz, Altindisches Hochzeitsritual 366.

Mitarbeiter.

Achelis, Th. 246.
Andree, R. 26. 242. 174.
Carlsen, F. 46. 287.
Ebers, G. 167.
Fitzner, R. 145.
Friedrich, H. 315.
Gerber, R. 161.
Goege 216.
Gruß, G. 287.
Haberlandt, M. 274. 366.
Hahn, E. 241.
Hantzsch, R. 177. 376.
Haffert, K. 57.
Hoefer, J. 69. 179. 193.
Hoernes, R. 129. 150.
Hoffman, W. J. 92. 363.
Hofmann, H. 43.
Höhnel, L. v. 33.
Hoops, J. 26. 337.
Joest, W. 61. 351.
Kaindl, R. F. 279.
Kobelt 221. 257. 286.
Kraus, F. 335. 347.
Krause, E. 81. 103. 261.
Krauß, F. S. 154.
Lehzen, Ph. 22.
Leuchner, F. 53.
Lüders, G. 28. 120. 267.
Maerker, J. 282.
Meier, John 319.
v. Merich, W. 353.
Müller, Fr. 334.
Nießen, J. 65. 174.
Perla, K. 47. 74.
Pleyte, C. M. 278. 321. 343.
Polakowsky, H. 237.
Reyhold, H. 302.
Roth, G. 365.
Ruge, S. 1. 193.
Sapper, K. 209.
Sauer, A. 138. 142. 191. 222. 335.
Schlagintweit, E. 249.
Schlatterer 223.
Schilowsky, P. 203.
Schmidt, E. 17. 38. 64.
Schultheiß, G. 124. 186. 240.
Seobel, A. 46.
Segel, M. 29. 235.
Seidel, H. 92. 137. 225. 255. 331.
Seidlitz, N. v. 189.
Seler, E. 97. 195. 212. 230. 243.
Sengstake, F. 249.
Singer, R. 305.
Siewers, W. 142.
Steffens, C. 99. 175. 218.
Stenin, P. v. 85.
Sundermann, H. 298.
Verlinggarer 174. 268.
Vollmer, A. 96. 289.
Wasserzieher, 318.
Weigand, G. 309.
Weigel, M. 113. 255.
Weinberg 253.
Wilser, L. 184. 223.
Winkler, J. 128.

Druckfehler im LXI. Bande.

Seite	22,	Spalte	1,	Zeile	19	von unten	lies Chanayuna statt Chahuayna.
„	22,	„	2,	„	36	„	unten lies hornitos statt Kornitos.
„	24,	„	1,	„	22	„	unten lies vorwaltet statt verwelkt.
„	59,	„	1,	„	45	lies	Mala Jseka statt Mala, Jseka.
„	60,	„	1,	letzte	Zeile	lies	in der oberirdisch eingesenken Erosion und in den Polje.
„	81,	im Motto	lies	*ἀνδρῶνων*	statt	*ἀνδρῶτων*.	
„	82,	Spalte	2,	Zeile	8	von unten	lies Schaub statt Schraub.
„	85,	„	2,	„	5	„	oben lies Teibau statt Felbau.
„	111,	„	1,	„	18	„	unten lies Tafel XI statt Tafel VI.
„	111,	„	2,	„	23	„	unten lies roher statt vor-her.
Seite	140,	Spalte	2,	in dem Gedichte	ist in der 6. Strophe hinter Lohn das Komma zu tilgen.		
„	189,	„	1,	Zeile	5	von	oben lies Westen statt Werten.
„	189,	„	1,	„	21	„	u. lies Bevölkerungsstatistik statt Bewegungsstatistik.
„	201,	unter der Abbildung	lies Talio statt Tatio.				
„	202,	Spalte	2,	Zeile	27	von	unten lies Tatio statt Tatio.
„	225,	„	2,	„	9	„	oben lies Fulben statt Fullen.
„	226,	„	1,	„	2	„	oben lies 1100 m statt 11000 m.
„	226,	„	1,	„	11	„	oben lies Tafein statt Daheim.
„	227,	„	2,	„	6	„	oben lies Manjara statt Manjara.
„	228,	„	2,	„	9	„	unten lies 12. April statt 12. September.
„	229,	„	1,	Note	2	lies	Bubaka statt Lubakat.
„	229,	„	2,	Zeile	21	von u.	lies 13° 4′ statt 113° 4′.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 1.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

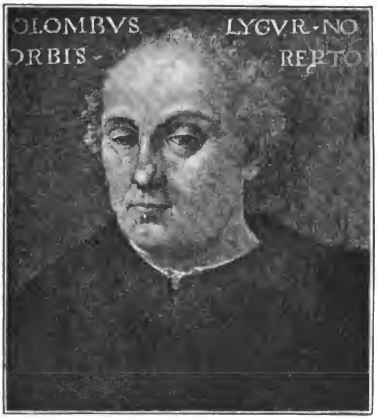
Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Zur 400jährigen Jubelfeier der Entdeckung einer neuen Welt.

Von Prof. Sophus Ruge.

Kolumbus und die Entdeckung Amerikas.

Zielbewußte Entdeckungen, aber nicht zufälliges Finden, machen das eigentliche Verdienst, den Kern des Ruhmes großer Seefahrer aus. Deshalb wird auch der portugiesische Prinz Heinrich als der Seefahrer gepriesen, weil er zuerst im 2. Dezennium des 15. Jahrhunderts Schiffe zur Entdeckung der Westküste Afrikas aussandte und es selbst noch erlebte, daß seine Flotten in den Golf von Guinea eindrangen, während unter seinen Nachfolgern ganz Afrika umschifft und der Seeweg nach Ostindien entdeckt wurde. Allein man darf nicht vergessen, daß sich die Portugiesen bei allen diesen Fahrten anfangs nur an den Küsten hinbewegten, daß man die Küsten nur in schon bekannten Gegenden zu verlassen wagte und daß der Weg quer über den Ozean, der zur Entdeckung Amerikas führte, der Auffindung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco da Gama vorausging.



Bildnis (Ölgemälde) des Kolumbus im Besitze des Dr. Alexander Orchi in Como. Nach der Schrift des Dr. F. Fossati (Como 1891).

Die erste Fahrt, die Kolumbus 1492 unternahm, öffnete die Pforten des Weltmeeres. Quer über das Weltmeer auf ein bestimmtes Ziel loszusteuern, das war sein Bedienst. Wer die Fesseln des Ozeans löst, giebt dem menschlichen Geiste ein schrankenloses Arbeitsfeld. Nur das unbegrenzte Weltmeer, das selbst alle Länder umgrenzt und umflutet, bietet allein die unendliche Fahrbahn, um alle bewohnten und bewohnbaren Erdenräume zu erreichen.

Wer sich dem großen Meere bedingungslos anvertraute und die Menschheit in das Kielwasser seines Schiffes hineinzog war ihr Erlöser. Das ist der Kern und Grundgedanke des großen Jubiläums, das sich an den Namen Kolumbus knüpft.

Bedenkt man die unermeßlichen Folgen der ersten transatlantischen Fahrt, dann möchte man ihren Leiter, der sich von allen Überlieferungen loszulösen scheint, für den größten Geist seiner Zeit halten und wohl gar — allzu rasch — meinen, er sei seiner Zeit um Jahrhunderte vorausgeeilt. Und doch wäre nichts irriger als diese Meinung. Kolumbus, der durch seine That dem menschlichen Geiste das räumlich weiterstmögliche Arbeitsfeld, den ganzen Erdball samt allen Meeren gewinnen konnte, Kolumbus selbst, der zufällige Entdecker einer neuen Welt, steckte, wie wenige seiner Zeitgenossen und noch weniger seiner Berufsgenossen, in den beengenden Fesseln mittelalterlicher Theorien, in den

Digitized by Google

Banden blinden Autoritätsglaubens, in den Irrgängen mystischer Trugschlüsse. Er schwärmte, wie ein Don Quixote, für die Wiederbelebung verrosteten Rittertums, so für die Erneuerung der Kreuzzüge, für die Vernichtung aller Feinde des heiligen Glaubens durch Feuer und Schwert; er baute felsenfest auf die Erfüllung naiver Prophetien durch seine Person; er erklärte sich selbst unbedenklich für einen Abgesandten des Dreieinigen Gottes und verirrte sich in seinen Vorstellungen derart, daß er erklärte, seine nautischen Kenntnisse und Erfahrungen hätten ihm zum Gelingen seiner Fahrt gar nichts genützt, daß vielmehr aller Erfolg dem längst vorher verkündeten Willen Gottes allein beizumessen sei. Aus diesem wunderbaren Widerspruche zwischen der That der Entdeckung und der Person des Entdeckers erklärt sich wohl auch, warum sich das Interesse der Zeitgenossen so bald von der Person abwandte und lediglich den Thatsachen folgte.

Daraus erklärt sich auch, daß wir so wenig sicher über den Lebens- und Entwickelungsgang dieses merkwürdigen Mannes unterrichtet sind. Um fast jeden wichtigen Moment seines Lebens hat sich ein litterarischer Streit erhoben. Man stritt lebhaft um das Jahr seiner Geburt, man stritt und streitet um den Ort, wo seine Wiege stand. Und für diese wichtigen Momente stehen uns auch jetzt noch nur Vertrauen verdienende Wahrscheinlichkeitsrechnungen zur Seite. Man weiß nichts sicheres über seinen Bildungsgang, man bestreitet mit Recht die Angaben einer alten Biographie, wonach er in Pavia studiert haben soll. Man weiß nicht, wann er nach Portugal ging, man weiß nicht, wann er dem Könige von Spanien den ersten Antrag gemacht hat. Man weiß nicht, wo er den Boden der Neuen Welt zuerst betreten hat. Man kann die von ihm so benannte Insel San Salvador nicht mit absoluter Sicherheit nachweisen. Man streitet mit wichtigen Gründen gegen die Annahme, daß die unter dem Namen seines Sohnes Ferdinand erschienene Biographie, nach der bisher das Leben des Admirals unbedenklich geschildert wurde, in der im Druck von 1571 uns vorliegenden Form von ihm herrühren könne. Kurz, es giebt keine große, weltbewegende Persönlichkeit, über die so viel Unklarheit herrscht, als über die des Kolumbus.

Versuchen wir es, an der Hand der neuesten und besten Forschungen, dem Lebens- und Entwickelungsgange dieses berühmtesten Genuesen nachzugehen.

Die nautischen Leistungen der Italiener.

Einen Genuesen dürfen wir ihn mit vollem Recht nennen, mag auch eine tendenziöse Geschichtsmacherei seine Wiege gar nach Korsika verlegen. Kolumbus ist in Genua geboren, und somit stammt er aus einer der Geburtsstätten des Seeverkehrs und Welthandels. Den italienischen Seeleuten verdanken wir die erste genauere Kenntnis des Atlantischen Meeres, die ersten kartographischen Darstellungen des Ozeans in seinem östlichen Teil. Wie der Gebrauch des Kompasses und seine eminente Verwertung im Seedienst von Italien ausgegangen ist, und wie der italienische Seemann mit diesem zuverlässigen Wegweiser im unbegrenzten Meeresraume sich vertrauensvoll in das offene Weltmeer hinauswagte, so hat auch der praktische Schiffer mit Hilfe des Kompasses sich jene merkwürdigen Seekarten geschaffen, die uns seit dem 13. Jahrhundert mit erstaunlicher Treue die Küstensäume des ganzen Mittelmeeres vom Fuße des Libanons und des Kaukasus bis an die Säulen des Herkules wie in einem Spiegelbilde vorführen. Glücklicherweise haben sich in den Archiven und Bibliotheken eine Anzahl dieser schätzbaren Dokumente der Kartographie erhalten, und wenn auch das älteste Pergamentblatt dieser Art erst die Jahreszahl 1311 trägt, so kann man doch aus der bereits damals erreichten hohen Stufe der Genauigkeit schließen, daß Jahrzehnte seit Beginn derartiger Aufnahmen verflossen sein müssen. Es giebt kein sprechenderes Zeugnis dafür, wieweit der westliche Ozean bekannt war, als diese merkwürdigen Urkunden, und es muß uns vor allem daran liegen zu erfahren, wieweit die Aufhellung der ozeanischen Räume um die Mitte des 15. Jahrhunderts gediehen war, also zu einer Zeit, wo jene Ideen sich allmälig klarer gestalteten, aus denen sich dann gegen Ende jenes Säkulums der Plan einer Westfahrt über den Ozean, wie ihn Kolumbus zuerst ausführte, herausbildete. Nehmen wir die Karte von Andrea Bianco aus dem Jahre 1448 zur Hand. Sie reicht von Großbritannien bis zum grünen Vorgebirge und zeichnet uns die östliche Brandung des Atlantischen Ozeans ganz genau, reicht aber auch noch beträchtlich in den Ozean hinein. Die Azoren und Kanarien sind in schicklicher Lage, und wenn die Azoren, nicht am Rande des Blattes, die äußerste Grenze der Kenntnis bedeuten, dann waren die Schiffer noch über diese Inseln weiter hinausgesteuert, allerdings ohne neue Länder dem Geheimnis des Weltmeeres zu entreißen; aber man sieht doch, daß man auf gerader Linie von Lissabon über die Azoren nach Halifax bereits den halben Ozean überschritten hatte. Wer diese Fahrt unternommen hat, ist uns nicht überliefert, aber daß sie von Italienern ausgeführt wurde, beweisen nicht allein die italienischen Benennungen der Inseln; viel schwerer wiegt die Thatsache, daß die Italiener überhaupt in bezug auf Seefahrt die Lehrmeister der Spanier, Portugiesen, Franzosen und Engländer gewesen sind. Man überschaue nur einmal folgende Thatsachen. Schon 1116 und 1120 standen genuesische Schiffsbaumeister und Seeleute in spanischen Diensten gegen die Sarazenen, 1291 und 1345 werden zwei Genuesen als Admirale der spanischen Armada erwähnt. Auch die Portugiesen sind erst durch die Anweisung der Italiener zu Seeleuten erzogen. Hier in Portugal beginnt die Thätigkeit der Genuesen um dieselbe Zeit, nämlich um 1103 und 1104, als Graf Heinrich seinen Kreuzzug auf genuesischen Schiffen ausführte. Von 1307 bis 1444 hat die genuesische Familie der Pessagno den Portugiesen mehrere Admirale geliefert. Schon vor 1304 haben die Genuesen die Kanarischen Inseln wiedergefunden, die bereits den Phöniziern bekannt gewesen waren, und auch die Azoren sind sicher von Genuesen auf portugiesischen Schiffen entdeckt. Bei den späteren Fahrten der Portugiesen an der Westküste Afrikas, die von dem Prinzen Heinrich von Portugal planmäßig geleitet wurden, waren vor allen andern Fremden Genuesen thätig. Da begegnen wir den Ugodimare, Perestrello, Noli und Ca da Mosto. Dem Ca da Mosto verdanken wir den ältesten ausführlichen Bericht seiner Fahrt nach der Küste von Guinea. Ja man darf bei dieser Gelegenheit nicht verschweigen, daß die Genuesen bereits 1291 einen ersten Versuch, allerdings erfolglos, gewagt haben, Afrika zu umsegeln und geradewegs nach Ostindien zu steuern. Und standen die Genuesen in Frankreich und England nicht ebenso als die nautischen Lehrmeister da? Ludwig VII., Philipp der Schöne und Ludwig IX. nahmen ganze genuesische Flotten in ihre Dienste und erhoben tüchtige Genuesen zu Admirälen. Noch 1524 machte Verrazano im Auftrage Königs Franz I. von Frankreich eine Entdeckungsreise an die Küste der Vereinigten Staaten. Und für England mag es genügen, nur an die Zeitgenossen des Kolumbus, an die beiden Cabots, Giovani und Sebastian, zu erinnern.

Nirgends war das Interesse für den Ozean lebhafter als in Italien, und vor allem in Genua. Italienische Agenten und Korrespondenten, Kaufleute und Seeleute, Diplomaten und Gesandte lassen sich in allen wichtigen Städten Spaniens und Portugals nachweisen. Die Italiener verbreiteten am frühesten die Nachrichten von den neuen Seeentdeckungen. Der Bericht über die erste Reise des Kolumbus wurde, abgesehen von dem kürzlich wieder aufgefundenen ersten spanischen Druck, 1493 dreimal in Rom gedruckt; die ersten Sammlungen von Reiseberichten entstanden in Italien, 1504 in Venedig, 1507 in Vicenza und dann erst folgten Übersetzungen in Paris und Nürnberg.

Digitized by Google

Man muß sich dieser Thatsachen und Verhältnisse bewußt werden, um zu erkennen, daß die Erscheinung des Kolumbus keineswegs aus dem Rahmen der historischen Entwickelung herausfällt, denn er gehörte, wie so viele seiner Landsleute und Zeitgenossen, zu den unternehmungslustigen Männern, die in der Fremde, namentlich in Portugal und Spanien, vielleicht auch in Frankreich und England ihr Glück suchten, sich zu kühnen Unternehmungen erboten, und dazu die materielle Unterstützung einsichtsvoller Fürsten in Anspruch nahmen. Und Kolumbus war unter diesen Glücksuchern in seinen Erfolgen der glücklichste, wenn er auch etwas ganz anderes fand, als was er entdecken wollte. Und gerade dieser Zufall, der ihn zum Entdecker einer Neuen Welt machte, hat ihn berühmter, populärer gemacht als alle seine Berufsgenossen, als alle Seeleute der ganzen Welt.

Aus der Jugendzeit des Kolumbus.

Mag Magalhaens auch kühner und größer, Cook gewandter und tüchtiger in seinem Fache gewesen sein, die Vollsthümlichkeit des Kolumbus hat keiner erworben, und kann auch keiner nach der allgemeinen Sachlage mehr erwerben. Und selbstverständlich richten sich dann alle fragenden und forschenden Blicke auf eine so merkwürdige Persönlichkeit, die in aller Munde lebt, und über die man so widerstreitende Urteile, so widersprechende Angaben über ihren Lebens- und Entwickelungsgang liest und hört. Hat sich doch schon im 16. Jahrhundert ein ganzer Legendenkreis um den geheimnisvollen Menschen gesponnen, Legenden, die Kolumbus selber zum Teil mit verursachte, um nicht zu sagen, verschuldet hat. Denn er liebte es selbst, sich mit einem Nimbus zu umgeben, und nahm es dabei mit der Wahrheit nicht eben genau, wenn er mit seinen vornehmen Ahnen prahlte, unter denen er zwei Admirale zählte. Dieser Legendenschwindel, der leider noch unter der Flagge seines ausgezeichneten Sohnes Ferdinand segelt, hat lange Zeit die Jugendgeschichte des Entdeckers der Neuen Welt verdunkelt und verunstaltet, und erst den sorgfältigsten, mühevollsten Untersuchungen der neuesten Zeit ist es gelungen, den Schleier zu lüften, und das unverfälschte Lebensbild wenigstens in den allgemeinsten Zügen zu entwerfen.

Kolumbus ist, wie gesagt, in Genua geboren. Er selbst nennt sich einen Genuesen und bezeichnet die Stadt Genua als seine Wiege, und ebenso bezeichnen ihn seine Zeitgenossen, mit wenigen an der Spanien verkehrte, u. A. Peter Martyr, Las Casas, Oviedo als Genuesen. Daß die Ansprüche, die von den Orten in der Umgegend der Stadt Pradello, Cuccaro, Cogoleto, Savona, Nervi, Albissola, Bogliasco, Cosseria, Finale, Oneglia und selbst von Korsika (Calvi) erhoben worden, vollständig hinfällig sind, soll sich gleich zeigen. Aus notariellen Aufzeichnungen, die sich in den Archiven von Genua und Savona aus dem 15. Jahrhundert erhalten haben oder früher bereits nach den Originalen kopiert sind, geht unzweifelhaft hervor, daß Kolumbus nicht von Adel ist, auch nicht einem vornehmen, aber verarmten Geschlechte angehört, sondern der Sproß einer bescheidenen, bürgerlichen Handwerkerfamilie ist, die aus der Umgebung Gennas stammte, und sich später in der Hauptstadt selbst niederließ. Wollweberei war ihr Gewerbe und sie blieb diesem Handwerk selbst noch in der Hauptstadt treu. Auch der Entdecker der Neuen Welt wird in den Akten mehrfach als Weber bezeichnet. Die Wiege der ländlichen Weberfamilie stand in einem Thal der ligurischen Apenninen, im Thale des Lavagna-Flusses oder in dem Thale von Fontanabuona, östlich von Genua. Der Großvater unseres Helden, namens Giovanni Colombo, ließ sich in Quinto, einem Küstenorte etwa 40 km östlich von Genua, nieder, und von seinen Söhnen nahm 1439 Domenico seinen Wohnsitz in Genua selbst. Auch dieser war, wie alle seine näheren Verwandten, ein Wollenweber, und war mit Susanna Fontanarossa aus Bisagno, einem Ort und Distrikt, der gleichfalls östlich von Genua gelegen ist, verheiratet. Aus dieser Ehe stammten vier Söhne und eine Tochter. Der älteste darunter war Christoph Kolumbus, der spätere spanische Admiral und Vizekönig von Indien. Der Vater betrieb mehrere Jahrzehnte hindurch in Genua, neben seinem Handwerke, das Schenkgewerbe, Gütterauf und -verkauf und einen Käsehandel, wodurch er sich ein kleines Vermögen erwarb, denn er besaß zwei Häuser in der Vorstadt Genuas, vor der Porta S. Andrea. Durch zuverlässige Lokalforschung ist sein Wohnhaus wieder ermittelt worden. Es trägt jetzt die Nummer 37 im Vico dritto de Ponticello. Hier hat der Entdecker Amerikas seine Jugendjahre verlebt, vielleicht stand hier sogar seine Wiege. Die Wahrscheinlichkeit dafür ergiebt sich aus folgenden Thatsachen. Im Jahre 1439 war der Vater bereits als Webermeister in Genua ansässig, denn es wird von ihm erwähnt, daß er einen Lehrling angenommen habe. Seit dem Jahre 1457 bewohnte er nach sicheren Aktenangaben bereits das Haus vor der Porta S. Andrea. Kolumbus sagt selbst, er sei in der Stadt Genua geboren, und wenn wir hier seinen Worten trauen dürfen — was leider nicht immer geschehen kann — dann könnte jenes Haus als seine Geburtsstätte angesehen werden. Und wenn er sicher seine Jugendjahre darin verlebt hat, dann darf man den Entschluß des Rates zu Genua nicht als übereilt tadeln, wenn er 1887 jenes ehrwürdige Haus, — mag es auch gegenwärtig eine andere Gestalt haben als vor 400 Jahren, — für 31500 Lire ankaufte und mit der Inschrift versehen ließ:

Nulla Domus titulo dignior.
Heic
Paternis in aedibus Christophorus Columbus
Pueritiam primamque juventutem transegit.

Klingt nicht aus diesem Spruch eine große Sicherheit heraus und namentlich, daß man weiß, in welchem Abschnitt des 15. Jahrhunderts die Kindheit und erste Jugend des Kolumbus fällt? Und doch ist es noch gar nicht lange her, daß man noch ernstlich fragen durfte: Ist Kolumbus 1436, 1446 oder 1456 geboren? Woher die um zwanzig Jahre auseinander liegenden Angaben? Weil ohne glaubwürdige Dokumente zu einem sicheren Ergebnis nicht zu gelangen ist, und weil — wiederum seltsam — die Mitteilungen, die wir aus dem Munde unseres Helden haben, sich nicht in Einklang bringen lassen. Der alte, würdige Andreas Bernaldez, der eine Geschichte der katholischen Könige Ferdinand und Isabella geschrieben hat, der Kolumbus persönlich kannte und ihn als Gast in seinem Hause sah, erzählt, Kolumbus sei in einem Alter von 70 Jahren gestorben. Da nun Kolumbus 1506 sein Leben beschloß, müßte er 1436 das Licht der Welt erblickt haben. In den „Historien", die eine vera relatione della vita e del fatti dell Ammiraglio D. Christoforo Colombo" enthalten sollen und die seinen Sohn Ferdinand als Verfasser nennen, heißt es (S. 4.), Kolumbus habe 1501 in einem Briefe an König Ferdinand geschrieben: „Zu frühster Jugend (eta molto tenera) ging ich auf die See, und bis heute sind 40 Jahre verstrichen." Danach müßte er also seit 1460 auf See gewesen sein, und der Sohn sagt weiter, der Vater sei mit dem 14. Jahre auf See gegangen. Also ist sein Geburtsjahr 1446. Merkwürdig, wie aus falschen Angaben die Wahrheit entsprungen kann! Kolumbus war Weber und wird bis 1473 mehrfach als solcher in Genua und Savona genannt; trotzdem will er nunmehrbrochen 40 Jahre schon auf See gewesen sein!

Nach einer dritten Berechnung, die sich auch auf andre eigene Angaben des Kolumbus stützt, wäre er gar erst 1456 geboren. Diesen unsicheren Bestimmungen gegenüber können wir jetzt auf Grund gerichtlicher Akten, nach denen Kolumbus seine Aussage über sein Alter zu Protokoll erklärt hat, sein Geburtsjahr auf 1446 oder 1447 verlegen.

Wiederholen wir also kurz die Ergebnisse: Kolumbus ist sehr wahrscheinlich in Genua und sehr wahrscheinlich

Digitized by Google

1446 oder 1447 geboren. Seine ganze Kindheit und Jugend liegt im Dunkeln. Was könnte uns die Porta di S. Andre alles über den Knaben berichten, wenn die Steine den Mund aufthun könnten! Alles, was wir von dem jungen Kolumbus wissen, beschränkt sich auf einen notariellen Akt vom 31. Oktober 1470, wo Christoph Kolumbus in Genua vor Gericht erscheint. Es heißt von ihm: Christofforus de Colombo filius Dominici maior annis decemnovem et in praesentia, auctoritate, consilio et consensu dicti Dominici eius patris, presentis et authorisantis — — Also: „Christoph Kolumbus, Sohn des Domenico, über 19 Jahre alt, in Gegenwart und mit Genehmigung und Zustimmung seines gegenwärtigen Vaters“ — — Er war über 19 Jahr alt, also in gewissem Sinne majorenn, er bedurfte aber noch zu gewissen gerichtlichen Prozeduren der Zustimmung seines Vaters, und das blieb nach gewerflichen Rechte erforderlich bis zum vollendeten 25. Jahre. Christoph Kolumbus stand also am 30. Oktober im 20. bis 25. Lebensjahre. Danach muß er zwischen dem 31. Oktober 1446 und 31. Oktober 1451 geboren sein. Aus einem andern notariellen Akte geht hervor, daß Kolumbus am 25. Mai 1471 sein 25. Lebensjahr noch nicht erreicht hatte; er muß also nach dem 25. Mai 1446 geboren sein. Das stimmt mit den Ergebnissen des zuerst mitgeteilten Aktes wohl überein. Nun erscheint aber Christoph Kolumbus am 20. März 1472 als Zeuge bei einer Testamentserrichtung, und als solcher mußte er majorenn sein. Er kann demnach nicht nach dem 20. März 1447 geboren sein. Nach diesen Ermittelungen fällt also sein Geburtstag zwischen den 30. Oktober 1446 und den 20. März 1447. Genauer läßt sich bis jetzt die Geburtszeit nicht angeben. Bald darauf verließ der Vater Genua, und zwar im Winter von 1470 auf 1471 und siedelte nach Savona über. Trotz mancherlei Bemühungen ging er in seinen Vermögensverhältnissen zurück, er verarmte und mußte seine Häuser in Genua verkaufen. Auch in Savona betrieb er neben seiner Weberei das Schankgewerbe. In dieser Zeit wird Christoph Kolumbus noch einmal in den Akten von Savona, am 7. August 1473, genannt. Dann verschwindet in Italien jede Spur von ihm. Bald darauf tauchte er in Portugal auf. Die ärmlichen Verhältnisse des immer dürftiger werdenden Vaterhauses konnten dem jungen aufstrebenden Manne nicht genügen. War er auch Weber von Profession gewesen, so ist damit ebenso wenig wie bei seinem Vater ausgeschlossen, daß er nach andern Erwerbszweigen suchte. Was lag näher als das Seegewerbe, worin sich Genua neben Venedig als bedeutendste Stätte hervorthat? In Genua und in allen Küstenplätzen an der Riviera drehte sich doch das Leben und Treiben, alle Unterhaltung um Seewesen, Handelsfrachten, Abenteuerzüge, und dies nun so lebhafter, je mehr sich die Kunde von den Entdeckungen in Afrika verbreitete, wo bereits Faktoreien den lüsteren Blick auf sich zogen, wo man leichten Kaufes goldene Berge erträumte. In Genua und Savona mußte diese Zeitströmung auch den jungen Kolumbus ergreifen. Er suchte in Portugal sein Glück. Küstenfahrten hatte er gewiß schon mehrfach unternommen, dabei auch vielleicht kleine Handelsgeschäfte getrieben. So wird einmal auch akternäßig seine Teilnahme an einem Weingeschäft ums Jahr 1470 erwähnt. Er kam um jene Zeit auch nach den griechischen Inseln; wir wissen, daß er in Chios war. Er konnte also recht frühzeitig, wie er selbst sagt, sich auch als Seemann versucht haben, ohne indes sein Hauptgeschäft, die Weberei, zu vernachlässigen.

Im Jahre 1471 war eine große Expedition von Lissabon nach Guinea ausgeführt worden. João de Santarem und Pedro Escalone leiteten sie. Man hatte üppige Tropenländer gefunden; Gold, Elfenbein, Pfeffer gab es in Menge. Das zog unternehmende Leute an. Wollte Kolumbus in Portugal etwas erreichen, konnte es natürlich nur im Seedienst geschehen. Da mußte er sich den Schein geben, als ob er von Jugend an nur auf der See gelebt hätte. Von seinem Handwerk auf dem Lande ist nie mehr die Rede; er schweigt über die ärmlichen Verhältnisse seiner Familie so vollständig, daß kein Chronist oder Geschichtsschreiber in Portugal oder Spanien aus jener Zeit mehr von ihm zu sagen weiß, als daß er ein Genuese sei. Und das hatte Christoph auch selbst immer betont, denn aus der maßgebenden Seefaht zu stammen, das konnte ihn nur fördern und empfehlen.

Nun existiert zwar eine ganze Anzahl von pikanten Anekdoten, die für sehr glaubhaft gelten, weil sie in den „Historien“ stehen, die sich schon auf den Titel als von seinem Sohne Ferdinand verfaßt ausgeben. Aber wir müssen doch hinter diesen angeblichen Verfasser trotzdem ein großes Fragezeichen machen, selbst wenn der berühmte Las Casas in seiner Geschichte dieses Zeitalters ganze Kapitel den Mitteilungen des Ferdinand Kolumbus entlehnt haben sollte. Daß Las Casas eine „Historia“ kannte und benutzte, hat Peschel bereits 1858 (Zeitalter der Entdeckungen, S. 99) bemerkt. Ferdinand Kolumbus kann die „Historien“ nicht geschrieben haben, wie sie uns vorliegen, es können darin nur echte Stücke seiner Aufzeichnungen enthalten sein. Und warum das? Ferdinand Kolumbus, ein gelehrter Schriftsteller, tüchtiger Nautiker, fühlte sich stets als Italiener, sprach auf seinen Reisen nur italienisch, verfaßte sein Testament italienisch, verkehrte fast nur mit Italienern, und sollte — seiner ganzen Natur und Neigung zum Trotz — diese „Historien“ in spanischer Sprache geschrieben haben, aus der sie wie auf dem Tisse steht, ins Italienische übersetzt sind? Doch das wäre nur ein äußerlicher Grund. Schwerer wiegen die inneren Widersprüche. Alle Welt weiß und wußte, daß Christoph Kolumbus ein Genuese war, er hatte es selbst geschrieben: „Ich stamme aus der Stadt Genua“, und nur sein Sohn, d. h. die „Historien“ wissen nichts davon. Oder soll man und kann man den Angaben des Werkes Glauben schenken, daß Ferdinand über seines Vaters Geburtsjahr, ort und seine Jugend nichts gewußt habe, weil er, der Sohn, noch zu jung (18 Jahre alt!) gewesen sei als der Vater 1506 starb, und daß er zu schlichteren gewesen sei, rechtzeitig danach zu fragen? Oder kann man glauben, daß der Vater gegen seinen Liebling auch so schweigsam war, wie gegen die fremde Welt? Nun lesen wir in jenen „Historien“ der junge Christoph Kolumbus habe in seinem 14. Jahre Studien in Pavia gemacht. Natürlich denkt man an die Universität, denn der wißbegierige Knabe, der „aus vornehmen Blute“, dazu aus einem uralten Geschlechte stammte, das sich womöglich bis auf die alten Römer zurückführen ließ, wollte Kosmographie treiben. Das würde etwa um 1460 spielen, denn er will selbst im Jahre 1501 seit 40 Jahren, also seit 1461 auf der See gewesen sein. Nun waren aber die Vermögensverhältnisse des Vaters nicht glänzend genug für solche Studien in der Fremde. Auch hatte der Vater mehrere Knaben zu erziehen. Außerdem bot sich aber in Genua, als einer Seestadt, viel reichere Gelegenheit, neue Kosmographie zu treiben als in Pavia. Nach Beendigung seiner kurzen akademischen Laufbahn, will Christoph Kolumbus denn gleich auf die See gegangen sein und sich ausschließlich dem Seedienste gewidmet haben.

Anekdoten.

Und bald darauf beginnen auch seine romanhaften Erlebnisse. So soll ihn König Rénés mit einer Schiffssendung nach Tunis betraut haben, um die sizilische Galeazza Ferrandina zu nehmen. Kolumbus befand sich bei der Insel Sardinien. Da aber sein Schiffsvolk von einer Panik ergriffen wurde, weil es sich einer größeren feindlichen Macht gegenüber wähnte und deshalb begehrte, es müsse erst Hilfe von Marseille geholt werden, ehe man nach Tunis steure, so drehte Kolumbus den Kompaß herum, d. h. er gab der Rose über der Nadel die verkehrte Richtung, täuschte dadurch seine Mannschaft über die eingeschlagene Richtung und

Digitized by Google

steuerte doch allein nach Tunis, während die Matrosen meinten, das Schiff laufe nach Marseille. Natürlich fiel ihm auch vor Tunis die Fernandina als Beute zu. Daß die ganze Geschichte absolut unmöglich ist, und daß sie als nautische Münchhausiade nicht von einem so gewiegten Kenner des Seewesens, wie Ferdinand Columbus war, herrühren kann, beweist mir Breusing, Director der Seemannsschule in Bremen, mit klaren Worten: „Zunächst", sagte er, „muß man voraussetzen, daß die Nacht stockfinster und kein Stern zu sehen gewesen ist. Das ist ja zulässig. Aber es mußte auch ein frischer Wind wehen, wenn das Schiff in einer einzigen Nacht von der Insel St. Pietro bei Sardinien nach dem Kap von Karthago gelangte. Die Entfernung beträgt etwa 180 Seemeilen. Rechnet man 12 Nachtstunden, so hätte das Schiff 15 Knoten laufen müssen, eine Geschwindigkeit, die nicht unmöglich, aber höchst unwahrscheinlich ist. Aber alles dies zugegeben, so hätte Columbus die Mannschaft auch über die Richtung des Windes täuschen und ihr erklären müssen, wie es möglich sei, daß der Wind plötzlich aus der gerade entgegengesetzten Richtung wehe, ohne daß jemand von diesem Umspringen etwas bemerkt hätte. Das konnte er aber nicht, denn auf nichts wird an Bord so genau acht gegeben, als auf die Richtung des Windes, und schon aus der Vergleichung der Windrichtung mit dem herrschenden Seegange, d. h. der Richtung der Wellenbewegung hätte sich die Täuschung ergeben. Die Geschichte ist sehr ungeschickt erfunden und kann nicht von einem Manne herrühren, der so reiche nautische Erfahrungen hatte, wie der Sohn des Columbus!"

Ist also dieses Anekdötchen erfunden, so haben wir allen Grund, auch ein andres Geschichtchen, das uns die „Historien" zum besten geben, nicht zu glauben, nämlich, daß Columbus 1477 im Februar (!) hundert Meilen (legha) über Island (Tile, i. e. Thule) hinaus und zwar bis 78° N. gelangt sei. Damit wir nicht einen Schreibfehler vermuten dürfen, setzt der Komponist der „Historien" ausdrücklich in Buchstaben hin, die Insel liege unter dem 73. und nicht etwa unter dem 63. Grad nördl. Br. Hat er es selbst gemessen? War er Leiter des Schiffes? Wenn es eine Berichtigung früherer Annahmen über die Lage der Insel ist, warum nehmen spätere Karten davon keine Notiz? Auf keiner findet sich Island in der Lage, die ihr Columbus giebt. Und nun noch hundert Meilen darüber hinaus und schon im Februar! Und endlich, wie kommt ein Seemann dazu, den alten, unsicheren, klassischen Namen Thule zu gebrauchen, während die damaligen Seekarten nur von Island sprechen? Sehr bedenklich! Und das Ganze soll in einer Abhandlung des Columbus über die Bewohnbarkeit aller fünf Zonen gestanden haben! Wo ist diese Abhandlung? Leider verloren gegangen! Es ist interessant zu hören, wie sich ein isländischer Gelehrter, Th. Thoroddsen, in seiner Abhandlung (Oversigt over de geograf. Kundskaber om Island for Reformatione) über diese Geschichte erst kürzlich geäußert hat. Er nennt es eine auffällig ungenaue und übertriebene Nachricht, auf die man sich wahrlich nicht sehr verlassen könnte. Island liegt nach dieser Angabe $9^1/_2$ Grad zu nördlich, die Flut erreicht eine ebenso fabelhafte Höhe, 26 Ellen, wie sie Pytheas (im 4. Jahrhundert vor Chr.) bei Britannien angab. Die Größe Islands ist falsch angegeben. Eine Polarreise, 100 Meilen nördlich von Island, ist auch höchst auffällig, namentlich, wenn man bedenkt, daß sie schon im Februar ausgeführt ist. Es ist auch jetzt noch sehr selten, daß Fischer- oder Handelsschiffe in dieser Jahreszeit um Island fahren oder gar noch in höhere Breiten gehen. Die beständigen Klagen der Isländer über die Überwinterung der englischen Kauffleute in Island im 15. Jahrhundert scheinen auch anzudeuten, daß die Kaufleute damals ebenso wie jetzt im Winter still lagen und nur im Sommer segelten. Finn Magnussens wichtige Bemerkung, daß im Jahre 1477 Nordisland schneefrei war, beweist nichts in bezug auf Treibeis. Das grönländische Treibeis ist oft im Februar noch nicht bis an die Nordküste Islands gekommen, aber die Eisfahrt ist zu der Zeit niemals sehr weit entfernt und gewöhnlich nicht viele Meilen von Melrakkasletha oder Kap Langanes.

Großes Vertrauen zu dem Bericht spricht aus dem Urteil nicht. Bei Columbus soll eben alles wunderbar zugehen, für gläubige Seelen eine erbauliche Kunde, denn „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind". Columbus mußte sich, ehe er seine Entdeckungsreise unternahm, als großer Seemann ausweisen können, der die ganze Länge des Ozeans von Thule bis Guinea, von der kalten bis zur heißen Zone bereits kennen gelernt hatte.

Nach dieser Probe kann es uns natürlich nicht einfallen, auch noch die letzte Anekdote zu glauben, die uns von den Thaten des Columbus aufgetischt wird. Der Held der „Historien" soll dadurch auf theatralische Art in Portugal eingeführt werden. Ein gewöhnliches Menschenkind, das gern an den Entdeckungen in Afrika teilnehmen möchte, führt ruhig von Genua nach Lissabon als Matrose und sucht dort mit seinem Gewerbe anzukommen. Das ist für den Entdecker der neuen Welt zu simpel, für den wird während eines langen Seegefechtes am Kap St. Vincent ein Schiffsbrand verlangt. Columbus springt ins Meer und schwimmt zwei Meilen weit ans Land, und so macht er gleich beim ersten Betreten des Landes das gehörige Aufsehen. Es liegt nahe, an dem Faktum zu zweifeln, daß am Kap St. Vincent überhaupt ein Gefecht zur See geliefert sei; und doch hat dieses Gefecht stattgefunden, aber im Jahre 1485, als Columbus Portugal bereits wieder verlassen hatte und in Spanien weilte. Wenn im Jahre 1477 noch briefflichen Mitteilungen Lomellinos ein Columbo mit seinen Schiffen im Hafen von Lissabon war, und dieser Columbo allgemein für einen Savoyesen galt, so ist damit nicht unser Kolumbus, sondern jener berüchtigte Korsar Vincenz Colombo gemeint, der im Dezember 1492 als Pirat gehängt wurde.

Lassen wir diese Fabeln beiseite! Was er in dem Tagebuche seiner ersten Reise erklärt, wollen wir eher glauben. „Ich habe das ganze Mittelmeer besahren, bin nach Norden bis England (aber nicht bis Island) und nach Süden bis Guinea gekommen." Daß er das Kastell Mina an der Goldküste gesehen, hat er eigenhändig in das Werk des Kardinals d'Ailly eingetragen. Das bezeugt auch Las Casas und verlegt diese Reise ins Jahr 1484. Auch finden sich in seinem ersten Tagebuche zahlreiche Anspielungen auf Naturverhältnisse in Guinea. Aber wenn die „Historien" bei Gelegenheit dieser Fahrt dazu bemerken, Kolumbus habe behauptet, auf dieser Fahrt von Lissabon nach Genua habe er bemerkt, daß ein Breitengrad $56^2/_3$ Millien betrage, so ist das eine eitle Prahlerei, denn die Messung, wonach $56^2/_3$ Millien auf einen Grad gehen, stammt von den Arabern und ist speziell in dem von ihm gelesenen Alfraganus zu finden. Auch läßt sich eine derartige Messung nicht auf dem Wasser ausführen. Man darf daneben noch daran erinnern, daß die erhaltenen Breitenbestimmungen des Admirals recht mangelhaft ausfielen.

Kolumbus in Portugal.

Wenden wir uns nun den Angaben zu, die über den Aufenthalt des Kolumbus in Portugal als zuverlässig, als historisch gelten können.

In Lissabon war es ein großes Glück für Kolumbus, daß er mit einem vornehmen Geschlecht in Verbindung treten konnte. In dem Stifte der Heiligen lebten Edelfräulein in Klostertracht, aber mit dem steten Rechte, wieder auszutreten und sich ihren Stand zu wählen, d. h. zu heiraten. Dort besuchte Kolumbus die Messe und lernte dabei das Fräulein Felipa Moñiz kennen. Er gewann ihre Liebe. Sie war die Tochter des ersten Lehnsherrn und erblichen Hauptmanns der neben Madeira gelegenen Insel

Digitized by Google

Porto Santo. Ihr Vater, Bartolomeo Perestrello, ein aus Piacenza eingewanderter Edelmann, war in zweiter Ehe mit Elisabeth Moniz vermählt gewesen, aber um Neujahr 1458 gestorben. Die Witwe führte mit ihrem Bruder, Diogo Gil Moniz, die Vormundschaft über den achtjährigen Sohn Bartolomeo II. Perestrello. Während dieser Minderjährigkeit des Schwagers von Kolumbus verwaltete der Schwiegersohn Bartolomeos I. aus dessen erster Ehe Pedro Correa da Cunha die Insel Porto Santo bis zum Jahre 1473. Als Kolumbus nach Portugal kam, hatte sein Schwager Bartolomeo II., also bereits selbständig, die Verwaltung der Insel übernommen. Ob Kolumbus dann nach seiner Verheiratung in Porto Santo gelebt hat, muß fraglich bleiben. Über das eheliche Leben wissen wir eigentlich nichts. In einem Briefe an Donna Juana de la Torre, wahrscheinlich vom Jahre 1500, klagt Kolumbus, daß er Weib und Kinder auf Nimmerwiedersehen verlassen habe, als er nach Spanien gekommen sei, um dort seinen Plan ins Werk zu setzen. Dieses kurze Geständnis wirft wieder ein eigentümliches Licht auf die Behauptung der „Historien", Kolumbus habe Portugal erst nach dem Tode seiner Frau verlassen. Vielleicht war er als Kartograph thätig. Sonst wissen wir über sein Leben wenig. Wahrscheinlich hatte er seinen Wohnsitz in Lissabon und machte von da Seereisen nach England und an die Küste von Guinea. Diese Fahrten bildeten seine Seemannsschule. Die nautischen Kenntnisse der Seefahrer aus dem Ende des 15. Jahrhunderts waren so sehr beschränkt, daß, vom technischen Standpunkte ausgesehen, wenige Wochen genügen mußten, um fähig zu werden, sowohl die Instrumente als die kargen Methoden der Ortsbestimmung vollständig zu beherrschen. Ein gewöhnlicher Matrose, der wenige Jahre zur See war, wird, so unglaublich dies auch dem Unerfahrenen klingen mag, nach einer Vorbereitung von wenigen Wochen heutigen Tages noch Merkantilkapitän. „Zur Zeit des Krimkrieges sind in Österreich und Italien massenhafte Kapitäne patentiert worden, die gar keine Schulbildung erhielten." Dieser Ausspruch eines wissenschaftlichen Nautikers (Eugen Gelcich[1]) wirft ein helles Licht auf die Seeverhältnisse im Mittelmeer und gestattet uns so mehr die Annahme, daß Kolumbus seine nautischen Kenntnisse erst in Portugal erworben hat. Dort ist auch sein Plan, eine Westfahrt nach Asien auszuführen, entstanden. Diesem Gedanken hat zuerst der Arzt und Physiker Paul Toscanelli in Florenz bestimmte Gestalt gegeben. Mag auch der Glaube der Seelente, daß der Atlantische Ozean auch im Westen von Inseln durchschwärmt oder von Festlandsgestaden umgrenzt sei, immer neue Nahrung gewonnen haben; durch Schiffergeschichten, die in dem Hafen von Lissabon von Mund zu Mund gingen, wird noch kein Kapitän in Stand gesetzt, einen festen Kurs einzuschlagen. Anziehen von westlichen Ländern wollten mehrere Seeleute gesehen haben, die hinter jeder am Horizont gelagerten Nebelbank im Ozean eine neuentdeckte Insel vermuteten. Es konnten fremdartige Hölzer, ein geschnitztes Rohr, sogar Leichen einer unbekannten, braunen Menschenart angeschwommen sein. Wer will aus solch vagen Angaben die Richtung der Herkunftsländer und die Lage der vermuteten Eilande genau angeben? Wer will danach eine Karte entwerfen, daß der Schiffer seinen Kurs danach nehmen kann? Und welcher Fürst würde ohne solche bestimmte Vorlagen dem ersten besten Abenteurer, der sich zu einer Entdeckungsfahrt erbot, Geld, Schiffe und Mannschaft anvertraut haben? Die Portugiesen, die an der Küste Afrikas entlang bereits bis zur Guineaküste gelangt waren, jagten keinem solchen Phantome nach; sie hatten eine greifbare Festlandsküste zur Seite und ließen sie nicht aus den Augen. Aber wer konnte einen ähnlichen festen Anhalt für eine Fahrt über den Ozean nach Westen schaffen?

[1]) Zeitschrift d. Ges. f. Erdkunde, Berlin 1887, S. 366.

Die wahre Lehre von der Kugelgestalt der Erde, die das klassische Altertum mit großer Klarheit vorgetragen hatte, die aber im frühen Mittelalter als philosophische Spielerei verspottet oder als gottlose Irrlehre verkannt war, brach sich doch seit dem 14. Jahrhundert allgemein wieder Bahn, und im 15. Jahrhundert zweifelte niemand mehr daran. Also mußte, da man nur drei Erdteile, die sogenannte alte Welt, kannte, der Ozean im Westen wieder von Asien begrenzt sein. Der äußerste Osten Asiens wurde bei der Kugelgestalt der Erde auch zum äußersten Westen. Aber wie breit war der Ozean? Wie weit erstrecke sich Asien von den Küsten des Mittelmeeres nach Osten? Darüber gab der bedeutendste Reisende des Mittelalters, Marco Polo, ein Venetianer von Geburt, den besten Aufschluß. Er war am Ende des 13. Jahrhunderts gegen 25 Jahre als Kaufmann quer durch ganz Asien gezogen, hatte die vollkommensten Hafenplätze von China besucht und war von da zu Schiff um Indien herum wieder nach Persien gefahren. Ohne wissenschaftliche Bildung, nur mit empfänglichen, offenen Sinnen begabt, hatte er den Eindruck der innerasiatischen Hochlandschaft, der Fruchtgefilde Chinas, der Tropenküste der Sundawelt in sich aufgenommen und darüber Bericht erstattet. Daß die räumlichen Entfernungen bei der Landreise durch Hochasien, bei der Seereise, die lange nach Süden ging, von ihm überschätzt wurden, darf uns gar nicht wundern. Es ist zu natürlich, daß alle, die seinen Reisebericht später lasen (und auch Kolumbus besaß ihn), sich die Ausdehnung Asiens viel größer vorstellten als sie wirklich war. Je mehr Asien wuchs, desto mehr schrumpfte der Ozean zusammen. Dieses Ergebnis wurde um so eher und lieber anerkannt, als die ganze glänzende Reihe der klassischen Autoren, von der großen Autorität des Aristoteles an, alle gelehrt hatten, der Ozean sei verhältnismäßig schmal, das Land umfasse auf der Erdoberfläche weit mehr Areal als das Wasser.

Nach Marco Polo war noch ein andrer Italiener, Nicolo de Conti, im Anfange des 15. Jahrhunderts in Indien gewesen und bis Borneo und Java gekommen und selbst zu den Gewürzinseln gelangt. Dieser hatte später dem Papste Bericht erstattet, und von ihm hatte auch Toscanelli mündliche Erkundigungen eingezogen. Einem so regen und genialen Geiste wie Toscanelli, einem Manne von so reicher Erfahrung, der fast ein ganzes Jahrhundert leben sollte, mußte bei seinem Wissen von der Erde wohl der Gedanke kommen, sich einmal auf einer Weltkugel die Verteilung der Land- und Wassergebiete anschaulich vorzuführen. Die Gestade Europas von Schottland an südwärts und die Westgestade Afrikas bis Guinea waren durch die geschickten italienischen und katalonischen Kartographen mit Sicherheit niedergelegt worden. Es handelte sich nur noch darum, aus den Angaben Polos und den Aussagen Contis sich mit Benutzung ihrer Angaben betreffs Lage und Entfernung der Länder Ostasiens ein Bild zu entwerfen, das einen gewissen Schein von Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit bot. Aus solchen Entwürfen wird es dem italienischen Gelehrten bald klar und zur festen Überzeugung, daß der westliche Ozean so schmal sei, daß man, um nach unsern heutigen Kenntnissen zu reden, etwa in der Gegend von Mexiko schon auf das Inselreich von Japan stoßen würde. Er sah und hörte aus den Mitteilungen der italienischen Agenten zu Lissabon, wie sich die Portugiesen abmühten, um Afrika herum nach Indien zu kommen, er sah auf seinem Entwurfe, daß dieser Weg entschieden der längere sein müsse, auch ohne in Anrechnung zu bringen, daß man noch gar nicht wußte, wie weit sich Afrika noch nach Süden erstrecke. Er wandte sich also mit seinem Plan, den Portugiesen den rechten Weg zu zeigen, brieflich mittelbar an den König von Portugal. Dieser Brief an den Beichtvater des Königs, den Kanonikus Fernam Martinez in Lissabon, ist aus Florenz vom 25. Juni 1474 datiert und sichert Toscanelli entschieden die Priorität des Gedankens einer Westfahrt. Kolumbus war zu jener

Digitized by Google

Zeit vielleicht kaum schon in Lissabon ansässig. Er konnte unmöglich sofort von diesem Briefe Kunde erhalten haben, der doch zunächst nur für den König und seine vertrauten Räte bestimmt war. Erst später, mehrere Jahre später als Kolumbus in Lissabon durch seine Verbindung mit einem angesehenen Geschlecht ihre Berührung mit dem Hofe haben konnte, als er sich des Portugiesischen mit solcher Freiheit bedienen konnte, daß man ihm den Ausländer nicht mehr anmerkte, und als, durch die mancherlei Nachrichten aus dem Ozean, sich sein lebhafter Geist und seine rasch entzündete Phantasie immer mehr den ozeanischen Angelegenheiten zugekehrt hatte, wandte er sich, im Beginn der achtziger Jahre, an Toscanelli und bat um Auskunft. Wir mußten diese Erklärung dem Texte des Briefes voranschicken, weil sich gleich zeigen wird, daß derselbe nach dem Wortlaut in den „Historien“ nicht ganz unverletzt auf uns gekommen ist.

Toscanelli schrieb an Kolumbus folgendes: „Ich sehe Euer edles und großes Verlangen, dahin zu reisen, wo die Spezereien wachsen. Daher sende ich Euch zur Beantwortung Eures Briefes die Abschrift eines andern, den ich vor einigen Tagen (aliquanti giorni fà) an einen meiner Freunde im Dienste Seiner Majestät des Königs von Portugal vor den kastilischen Kriegen in Beantwortung eines andern schrieb, den er im Auftrage des Königs über die betreffende Angelegenheit an mich richtete, und ich schicke Euch eine andre Seekarte, die mit derjenigen übereinstimmt, die ich ihm gesandt habe“. Dieser Brief an Martinez ist vom Juni 1474 und ist, wie Toscanelli schreibt, nicht der erste, den er in dieser Angelegenheit nach Portugal geschrieben hat. Dann muß um so mehr angenommen werden, daß Kolumbus noch nicht an einen ähnlichen Plan dachte oder denken konnte, als Toscanelli bereits eine Karte zu dem Zweck entworfen hatte. In dem eben angeführten Briefe liegt aber in den gesperrten Worten ein Widerspruch, den Toscanelli nicht selbst geschrieben haben kann, und dessen Absicht leicht zu erraten ist. Der kastilische Krieg fällt in die Zeit von 1474 bis 1479. Der Ausdruck „vor dem kastilischen Kriege“ kann nur gebraucht werden, wenn der Krieg zu Ende ist, also nach 1479. Dann hat aber Toscanelli den Brief an Martinez vom 25. Juni 1474 nicht „vor einigen Tagen“ abgeschickt. Wenn man statt Tage Jahre setzte, wäre alles in Ordnung. Aber das paßt dem Verf. der Historien nicht, der die Priorität des Gedankens für Kolumbus in Anspruch nimmt und gern darthun möchte, daß Kolumbus schon 1474, vielleicht sogar noch früher, den Plan einer Westfahrt ins Auge gefaßt, aber bei Toscanelli nur noch angefragt habe, um vielleicht auch dessen Vorstellungen benutzen zu können. Die Änderung „vor einigen Tagen“ ist aber so plump angebracht, daß man sie bei einiger Überlegung merken muß. Man erwäge nur folgendes: Wenn Toscanelli am 25. Juni schrieb, und der Brief im Juli nach Lissabon kam, und wenn Kolumbus sofort davon Kenntnis bekommen und augenblicklich geschrieben und Toscanelli sofort wieder geantwortet hätte, konnte er bei dem langsamen Briefverkehr jener Tage nicht mehr sagen „vor einigen Tagen“. Es wäre einfach lächerlich gewesen. Glücklicherweise hat uns aber auch Las Casas diesen Brief Toscanellis aufbewahrt, und bemerkt — was für uns besonders wichtig ist — er habe den Brief des Florentiners selbst vor Augen gehabt. Er hatte also nicht etwa eine ungenaue Abschrift, sondern das Original vor sich und übersetzte die fragliche Stelle mit den spanischen Worten „dias ha“, d. h. „es ist schon lange her“. Das sind aber nicht einige Tage, sondern Jahre.

Nebenbei gebe ich hier der verworfenen Frage Raum: Ist Las Casas nicht das Original für den Kopisten der Historien? Ich will damit nur andeuten, daß mir außer diesem Falle noch andre Momente aufgestoßen sind, aus denen ich die Überzeugung gewinne, daß die „Historien“ das verarbeitet haben, was Las Casas zuerst aus der Historia des Ferdinand Kolumbus exzerpiert hat.

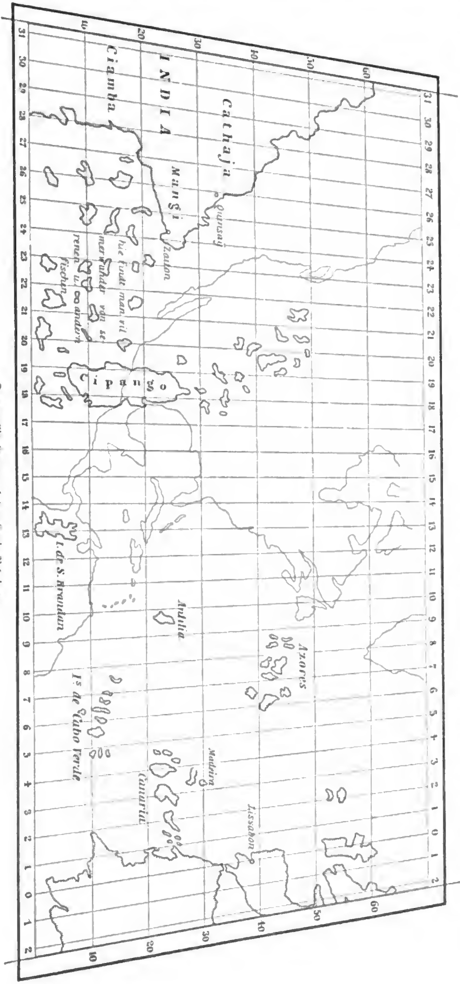
Im Briefwechsel des Kolumbus mit Toscanelli ist noch ein rätselhafter Punkt zu erwähnen. Kolumbus hat seinem Landsmann gegenüber seine Nationalität verheimlicht, so daß Toscanelli ihn für einen Portugiesen halten soll. Warum fehlt jetzt auf den Briefen Toscanellis das Datum? Die Beantwortung ist schwer, ohne Verdächtigungen auszustoßen; sie wird auch bedeutungslos, seitdem uns Las Casas durch die zwei Worte ha dias sicher auf die Zeit nach 1479 hinweist. Dann ist alle Mühe umsonst, die Priorität des Gedankens noch für Kolumbus zu retten.

Und dieser Plan Toscanellis war in jenem monumentalen Briefe mit einer solchen Sicherheit, man möchte sagen, Siegesgewißheit gezeichnet und beschrieben, daß jeder Seemann danach steuern konnte. Toscanelli hatte eine genaue Seekarte beigegeben, auf der die bekannten Küsten in getreuer Abbildung zu sehen waren, hatte die Insel Antilia, Zipangu (Japan) und China nach Berechnungen der Reiselinien Polos eingetragen und den Kurs so sicher vorgeschrieben, daß man blindlings danach steuern konnte. Diese Karte hatte Kolumbus auf seiner ersten Fahrt an Bord und richtete sich danach. Am 25. September 1492 schickte er während seiner ersten Entdeckungsreise diese Seekarte auf die Pinta zu Martin Alonso Pinzon hinüber, jedenfalls um mit diesem erfahrenen Seemanne sich über die Richtung der Weiterfahrt zu beraten. Es handelte sich um die Frage, ob man der Karte Toscanellis wollen Glauben schenken könne. Da bemerkt an dieser Stelle des Tagebuches Las Casas: „Das ist die Karte, die ihm der Arzt Paulo (Toscanelli), der Florentiner, schickte, und die ich mit andern Sachen des Admirals im Besitz habe.“ (Esta Carta es la que envio Paulo fisico, el florentin, la cual yo tengo en mi poder con otras cosas del Almirante mismo (lib. I, p. XXXVIII. p. 279.)

Das Original ist leider verloren gegangen, aber ich denke, eine Kopie ist leicht nachweisbar. Um dieselbe Zeit etwa, als Kolumbus Portugal verließ, erschien dort ein andrer Freundling, ein Deutscher, namens Martin Behaim, der bald Einfluß gewann durch seine Kenntnis nautischer Instrumente, die ihm von seinem Lehrer, dem berühmten Astronomen Regiomontan, her bekannt waren. Dieser machte die Entdeckungsreise von 1484 mit, die unter Diogo Cão fast bis ans Kapland führte. Behaim wurde zum portugiesischen Ritter geschlagen und war bei Hof persona grata. Sollte ihm die Karte Toscanellis unbekannt gewesen sein? Im Jahre 1492 entwarf er einen Globus für seine Vaterstadt Nürnberg. Es ist wohl zu bemerken, daß Amerika noch nicht entdeckt war; der westliche Ozean und die Küste Asiens konnten nur nach Polos Angaben oder nach einem ähnlichen Vorbilde entworfen sein. Es ist eine überraschende Thatsache, daß man zu dem Briefe Toscanellis den Globus Behaims als erläuternde Karte nehmen kann und finden wird, daß sich nicht bloß Toscanellis Angaben, sondern auch die Bemerkungen des Kolumbus, die er auf seiner ersten Fahrt machte, trefflich decken. Liegt da die Vermutung nicht nahe, daß Behaim Toscanellis Karte kopiert hat? Auch andre alte Karten aus den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts haben das nämliche Vorbild gehabt. Wir können demnach das Bild Behaims getrost als Kopie Toscanellis hier einrücken, und darauf den Plan des Florentiners verfolgen, ebenso wie sich Kolumbus fast ängstlich an sein Zeichen bindet.

Man wird bei sorgfältigem Verfolgen des Verlaufes der Fahrt nur um so mehr in der Ansicht bestärkt, daß Kolumbus einer Autorität folgt. Das steht vor allem fest! Und der Ruhm bleibt dem Genuesen unvermindert, diesen Plan mit erstaunlicher Zähigkeit und Beharrlichkeit festgehalten zu haben, bis er ihn zur That werden lassen konnte. Die unsterbliche That ist sein Ruhm. Merkwürdig! Ein Venetianer bereist den äußersten Rand Asiens und schildert die reichen Gebiete. Ein Florentiner baut darauf den Plan einer Westfahrt, ein Genuese führt den Plan aus, kommt aber nicht nach Asien, sondern ent-

Digitized by Google



Toscanellis Karte nach der Kopie Behaims.
Rot die Umrisse Amerikas.

deckt eine neue Welt, und diese Welt erhält nach einem Florentiner ihren Namen: Amerika. Kann man kürzer und klarer das Verdienst der Italiener aussprechen?

Toscanelli beschreibt in seinem Briefe die Karte in folgender Weise: „Von Lissabon nach Westen in gerader Linie sind 26 Spatien in die Karte eingetragen, von denen jeder 250 Miliarien umfaßt, bis zu der hochberühmten und mächtigen Stadt Quinsay (Hangtscheu in China). Dieser Abstand beträgt beinahe den dritten Teil des Erdumfanges. Jene Stadt liegt in der Provinz Mangi (Südchina) oder nahe der Provinz Katay (China), wo sich die Residenz des Königs befindet. Aber von der Insel Antilia, die auch bekannt ist unter dem Namen Sete Cidades bis zu der hochberühmten Insel Cippangu (Japan) sind 10 Spatien. Jene Insel ist nämlich sehr reich an Gold, Perlen und Edelsteinen, und mit gediegenem Golde deckt man Tempel und Paläste, und so muß man, auf noch unbekannten Wegen, die nicht bedeutenden Meeresräume durchsegeln.“

Toscanelli schrieb ihm also den Weg von Lissabon über Antilia und Zipangu nach China genau vor und gab ihm auch die Entfernungen auf der Karte an. Zur weiteren Bestärkung in dem Gedanken, den Westweg über den Ozean einzuschlagen, führte den Genuesen das eifrige Studium einer Weltbeschreibung, die etwa ums Jahr 1410 von dem Kardinal von Cambray Pierre d'Ailly (Petrus de Alliaco) unter dem Titel: „Imago Mundi“ (Weltbild) entworfen war, und in der alles Wissen der Vergangenheit, von den Griechen und Römern bis auf die Kirchenväter und Araber, ohne Aufwendung

Globus LXI. Nr. 1. 1892. Friedr. Vieweg und Sohn. Braunschweig.

Portugiesische Seekarte 1502 von Alb. Cantino dem Herzog Hercules v. Este überlandt.

Diese Karte zeigt außer den spanischen Entdeckungen auch die 1500 durch Cabral zufällig auf seiner Fahrt nach Indien gemachte Entdeckung von Brasilien, zuerst das Land des wahren Kreuzes genannt. Im Namen des Flusses Rio de brasil findet sich hier zuerst der spätere Namen des Landes Brasilien. Bezeichnend ist im NW der Karte die Halbinsel Yukatan (?), von deren Entdeckung man um diese Zeit noch keine Kunde hatte. — Original in Modena.

Digitized by Google

von Kritik zusammengetragen und aufgespeichert war. Aus diesem Werke schöpfte Kolumbus alle seine kosmographische Weisheit, kein Wort wird mehr von ihm zitiert als dieses, es müsste ihn auf seinen Fahrten begleiten und in den unbekannten Meeresräumen orientieren. Auf die Autorität dieses Weltbildes gestützt, glaubte und behauptete Kolumbus, daß die Wasserfläche der Erde nur $^1/_7$ der ganzen Oberfläche betrage, daß demnach der Ozean, wie Aristoteles schon gelehrt hatte, gar nicht so breit sein könne. Dann müsste auch sein Plan, dieses Meer zu durchsegeln, sehr leicht ausführbar sein. Dann weiter lehrte der Kardinal und glaubte auch sein Schüler, die heiße Zone sei von menschlichen Ungeheuern, von denen die klassischen Alten so köstliche und ergötzliche Gestalten erfunden hatten, reichlich belebt. Ja, er wollte ja sogar an der Küste Guineas echte Sirenen gesehen haben, und sollte nach den Mitteilungen eines italienischen Agenten, der es von der Schiffsmannschaft gehört hatte, in Westindien geschwänzte Menschen angetroffen haben. Umgekehrt wundert er sich, daß da, wo auf seiner Toscanellischen Karte gelagt war: „hier giebts Sirenen“, doch keine von ihm bemerkt worden waren. Auch ein Lieblingsthema mittelalterlicher Kosmographie, die Lage des irdischen Paradieses, hatte er sich von dem Kardinal angeeignet. Es sollte in der lieblichsten Gegend des Ostens auf einem erhabenen Orte liegen, von dem die vier Paradiesesströme brausend herabströmten. Der Ort liegt so hoch, daß er auch von der Sündflut nicht erreicht worden ist. Endlich hatte sich Kolumbus auch den Gedanken angeeignet, daß in nicht ferner Zeit die Welt untergehen werde. Es war also ein wunderbares Gemisch von mittelalterlichen Fabeln und Träumereien auf der einen Seite und kosmographisch richtigen Entwürfen auf der andern Seite, auf denen der kühne Plan aufgebaut war.

Wahrscheinlich führte Kolumbus später in Spanien auch noch andre Gründe ins Feld, nämlich Gründe, wie sie nur im schwärmerischen Zeitalter der Kreuzzüge von Wirkung sein konnten. Er behauptete, von Gott berufen zu sein, ehe die Welt untergehe, wichtige Prophezeihungen zu erfüllen, wonach, von Spanien aus, der noch unbekannten Menschheit alles Heil des wahren Glaubens gebracht werden solle, und das in kurzer Frist, um alle Völker noch zu der Fahne des Christentums zu versammeln. Den meisten Widerstand leisteten aber am Mittelmeere die Mohammedaner. Das Weltende konnte und durfte nicht kommen, ehe nicht das heilige Grab in Jerusalem den Sarazenen entrissen sei. Diese Eroberung konnte nur mit Waffengewalt geschehen, und eine solche Macht konnte nur mit großen Geldmitteln beschafft werden, und diese Mittel an Gold, Edelsteinen und Perlen barg das äußerste Morgenland, das Kolumbus auf westlichem Wege erreichen wollte.

Vermutlich im Jahre 1483 trat Kolumbus in Lissabon mit seinem Plan hervor. Der König ließ ihn durch seine Gelehrten, den königlichen Beichtvater Diogo Ortiz, Bischof von Ceuta und durch die beiden königlichen Leibärzte, Rodrigo und Joseph, prüfen. Diese konnten sich mit dem Gewirr von Lehrmeinungen und Scheingründen, wie sie Kolumbus vorbrachte, nicht einverstanden erklären, und dem Könige den Plan nicht empfehlen. Der große, portugiesische Geschichtsschreiber da Barros, äußert sich gegen den Genuesen sehr schroff. Er schreibt: „Da aber Kolumbus ein eitler, phantastischer Schwärmer war, so hielten der König und seine Geographen alles, was er sagte, für Träumereien, weil er sich bloß auf die Berichte des Marco Polo stützte.“ Umgekehrt klagte dann später Kolumbus den König der Verstocktheit an. „Gott schloß ihm Auge, Ohr und alle Sinne“, weil er auf seine Pläne nicht eingehen wollte. Wahrscheinlich forderte er aber einen so hohen Finderlohn, zumal wie er ja auch in Spanien nicht genug Forderungen stellen konnte, daß man in Portugal nicht darauf eingehen mochte, da man Seeleute genug besaß, um kühne Fahrten anzuführen, wenn man sie für erspießlich und möglich hielt. Daß der König Johann heimlich ein Schiff nach Westen ausgesendet haben soll, um den Gedanken des Kolumbus auf seine Rentabilität zu prüfen, ist ein viel später zum erstenmal auftretendes Gerücht, das nicht ohne weiteres als historisch bezeichnet werden darf. Es fällt zu sehr aus dem Rahmen der historischen Wahrscheinlichkeit heraus.

Kolumbus in Spanien.

Zu Ende 1484 oder zu Anfang 1485 verließ Kolumbus Portugal, wo seine Pläne auf unglücklichen Boden gefallen waren. Es ist nicht wahr, was die „Historien“ melden, es sei ihm der Aufenthalt verleidet worden, nachdem er seine Frau zu Grabe getragen habe. Darum habe er mit seinem Sohne dem andalusischen Lande den Rücken gekehrt. Er flüchtete vielmehr nach Spanien, er entwich heimlich aus dem Lande, von seiner Familie, er entzog sich aus einer unbekannten Ursache den portugiesischen Gerichten. Das geht unzweideutig aus einem Briefe des Königs von Portugal an Kolumbus vom 20. März 1488 hervor, in dem der König diesen Grund der Flucht andeutet mit den Worten: „Und weil Ihr zufällig einige Gefahr von unsern Gerichtspersonen haben würdet auf Grund gewisser Angelegenheiten, mit denen Ihr verflochten seid, so sichern wir Euch durch unsern Brief für Ankunft, Aufenthalt und Rückkehr zu, daß Ihr weder festgenommen oder zurückgehalten, noch angeklagt, vorgeladen und befragt werden sollet um gar keiner Ursache willen, sei sie bürgerlicher oder krimineller Art.“ Dieser Brief kann nicht mißverstanden und falsch erklärt werden. Kolumbus flüchtete, mußte flüchten und ließ einen Teil seiner Familie zurück. Er ging nach Südspanien und fand dort bald hohe Gönner in dem Herzog von Medina Celi, der in Puerto de St. Maria residierte und der ihn bis zu Anfang des Jahres 1486 als Gast in seinem Hause beherbergte und in sein Gefolge aufnahm, damit Kolumbus nicht, wie er damals schon beabsichtigte, nach Frankreich oder England gehe, um dort für die Verwirklichung seiner Pläne den Boden zu sondieren. Im Januar 1486 hatte er dann das Glück durch die Vermittelung des Kardinalbischofs Mendoza von Toledo der Königin Isabella von Kastilien und Leon vorgestellt zu werden und ihr seinen Plan vorlegen zu dürfen. Aber damit begann erst eine Reihe von schweren Jahren der Prüfung für den ungeduldigen Entdecker; er trat zwar schon am 24. Januar 1486 in den Dienst der Königin und bezog einen kleinen Gehalt; aber man mußte doch auch in Spanien erst genau das Vorhaben auf seine sichhaltigen Gründe und seinen praktischen Nutzen prüfen lassen, ehe man Mittel dazu in Bereitschaft setzte. Die Bedürftigkeit des sigarischen Fremdlings konnte allein den Sieg nicht davon tragen. Man kann eine Reihe von seinen Aussprüchen zusammenstellen, wie sie sich in späteren Niederschriften erhalten haben, um seine Gedanken und Pläne daraus zu erkennen. Da schreibt er:

„Ich habe mit wissenschaftlichen Männern, geistlichen und weltlichen, mit Lateinern und Griechen, Juden und Mauern und vielen andern verkehrt. Dazu gab mir der Herr den Geist der Erkenntnis. In der Schiffahrtskunde gab er reiche Fülle, von der Sternkunde gab er mir, was ich brauchte und auch von der Geometrie und Arithmetik.“

Bei einer andern Gelegenheit schreibt er: „Als Abgesandter der Heiligen Trinität kam ich zu Euer Majestät.... Trotz alles Ungemaches, das mir widerfuhr, war ich gewiß, daß meine Unternehmung gelingen werde, und beharrte bei dieser Ansicht, weil alles dergehen wird, angenommen das Wort Gottes. Und in der That spricht Gott so klar von diesen Gegenden durch den Mund des Jesaias an mehreren Stellen der Heiligen Schrift, wenn er versichert, daß von Spanien aus sein heiliger Name verbreitet werden solle.“

Digitized by Google

Kolumbus dachte dabei an Jesaias 24, 16. „Von dem Ende der Erde hören wir Gesänge zu Ehren dem Gerechten.“ Die Enden der Erde deuten nach der Idee des Kolumbus auf Spanien. Ferner Jesaias 60, 9. „Die Inseln harren auf mich und die Schiffe im Meere von längst her, daß sie Deine Kinder (die Bewohner der Neuen Welt) von ferne herzubringen samt ihrem Silber und Golde, dem Namen des Herrn, Deines Gottes.“ Und endlich Jesaias 65, 17. „Denn siehe ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde (die Neue Welt) schaffen.“ Daneben berief er sich auch auf profane Prophezeiungen und deutete die so berühmt gewordene Stelle aus der Tragödie Medea von Seneca auf sich.

Venient annis saecula seris
Quibus oceanus vincula rerum
Laxet et ingens pateat tellus,
Thetisque novos detegat orbes
Nec sit terris ultima Thule.

„Es wird dereinst die Zeit kommen, wo der Ozean seine Fesseln sprengt und der Erdkreis weit und breit sich aufthut und das Meer neue Länder entschleiert und Thule nicht mehr das äußerste Land sein wird.“

Aber diese Enthüllung mußte bald geschehen, wenn auf der ganzen Erde noch das Christentum verkündigt werden sollte. „Der heilige Augustin lehrt uns, daß das Ende der Welt 7000 Jahre nach der Schöpfung stattfinden werde. Das ist auch die Meinung der heiligen Theologen und des Kardinals Pierre d'Ailly. Da nun nach der Berechnung des Königs Alfons von Portugal bereits 6845 Jahre verflossen sind, so ist die Frist bis zum Untergange nur noch sehr kurz.“

Ob die besonnenen Männer Spaniens, soweit sie für Kosmographie Interesse und Kenntnisse besaßen, sich mit einer so seltsamen Mischung von falschen Deutungen klassischer und biblischer Prophezeiungen und von kosmographischen Berechnungen einverstanden erklären konnten, bleibt dahingestellt. Gewiß ist, daß Kolumbus einige schwerwiegende Gönner fand, daß aber in der schwierigen politischen Lage, in der sich Ferdinand und Isabella befanden, an die Ausführung des Projektes nicht gleich zu denken war. Man behielt sich die Sache vor, und einstweilen blieb Kolumbus im Gefolge der Königin. „Denn glücklicher weise“, sagt Humboldt, „begünstigten die vorhandenen Irrtümer die Ausführung des Planes und flößten einem Mut ein, der genauere Kenntnis von den Dimensionen des Erdkörpers, der geographischen Lage (von Ostasien), der bedeutenden Ausdehnung des zwischenliegenden Ozeans und der geringen Masse des Festlandes wahrscheinlich erschüttert haben würden.“ Beratungen haben über diese Angelegenheit zuerst im Winter 1486 auf 1487 stattgefunden, aber die Entscheidung wurde noch hinausgeschoben. Darüber verlor Kolumbus endlich die Geduld; schon im Jahre 1488 ging, jedenfalls in seinem Auftrage, sein Bruder Bartolomeo nach Frankreich und England, um dort seine Vorschläge zu unterbreiten; aber vergeblich. So verstrichen in peinlichem Harren auch die Jahre 1489 und 1490. Kolumbus lebte, fast unbekannt, in Spanien, bald in Sevilla, bald in Cordoba. Trotz alles Drängens erklärte der zur Prüfung und Entscheidung über die Angelegenheit gebildete Rat noch 1491, man müsse erst das Ende des maurischen Krieges und den Fall von Granada erwarten, ehe die Majestäten freie Hand hätten, dem Plane näher zu treten. Sieben Jahre hatte Kolumbus gewartet; seine Meinung stand felsenfest, er selbst war unbeirrt in seiner Überzeugung, aber nicht so seine Umgebung. Es fehlten ihm vor allem reiche Gönner, die zur Ausführung des kühnen Gedankens die Mittel gaben. Denn in dieser Zeit, wo ihn seine guten Freunde fast alle verließen, blieben ihm, er später selbst erklärt hat, nur zwei Mönche treu, und von denen war pekuniäre Hilfe nicht zu hoffen. Kolumbus hatte das 45. Lebensjahr erreicht. Wenn er noch länger zögerte, verzehrte sich seine Lebenskraft, ehe er an der Schwelle der Ausführung stand. Schweren Herzens entschloß er sich in Frankreich persönlich für seine Ideen zu wirben, und dem Lande Spanien den Rücken zu kehren. Es war auf dem Wege nach Huelva am Rio Tinto, wo er sich einschiften wollte, als er das alte Kloster la Rabida erreichte und an der Pforte für sich und seinen Sohn Diego um eine Erfrischung bat. Dort wandte sich sein Geschick. Der Prior des Klosters, Juan Perez, der Beichtvater der Königin, nahm sich seiner an, und als Kolumbus sich zu erkennen gegeben und unverholen seine Absicht kundgethan hatte, das Land zu verlassen, das ihn um sieben Jahre seines Lebens betrogen hatte, da wußte der Prior ihn festzuhalten, sagte ihm seine Unterstützung zu und erreichte zunächst so viel, daß Kolumbus so lange blieb, bis die von dem Borfall in Kenntnis gesetzte Königin ihr letztes entscheidendes Wort gesprochen hatte, und dieses lautete: Es sollen dem Genuesen drei Schiffe zur Verfügung gestellt werden zu seiner ersten Fahrt nach Indien.

Zum Glück fiel auch bald darauf die letzte maurische Stadt Granada, im Januar 1492, in die Hände der Spanier, und damit ging die fast achthundertjährige Herrschaft der Mohammedaner in Spanien zu Ende. So schien also nach der politischen Lage des Landes das Unternehmen geschert, und doch gab es noch eine Schwierigkeit zu überwinden, die wohl die Königin selbst und die Gönner des Kolumbus nicht ahnten. Es waren die maßlosen Forderungen, die der Seefahrer für den Fall eines Erfolges seiner Fahrt stellte. Gewiß, er schlug sein Leben in die Schanze und wollte dafür ein Äquivalent haben; er nahm die Verantwortung für das Leben einer ganzen Schar von Seeleuten, die sich ihm anvertrauten, auf sich, und er wollte die höchste Gegenleistung. Er verlangte Rang und Würde eines Admirals, den Adelstand für sich und seine Familie, den Rang eines Vizekönigs in den neuentdeckten Ländern, das Recht, zu den hohen Verwaltungsstellen drei Männer vorzuschlagen, den Zehnten der königlichen Einkünfte aus dem Erwerb an Gold, Silber, Edelsteine, Perlen und Gewürzen, und, wenn er den achten Teil der Ausrüstungskosten eines Schiffes oder Geschwaders trage, daß er dann auch den achten Teil vom Gewinn erhalte. Außerdem strebte er danach, den Ozean für sich zu monopolisieren, ein Verlangen, das aber erst später hervortrat. Wenn man bedachte, wie verhältnismäßig gering die portugiesischen Seekapitäne belohnt wurden, dann schienen solche Forderungen unerhört. Im Nachbarlande war man bald zu der klugen Praxis gekommen, einen glücklichen Entdecker nicht zweimal, dreimal nach einander auszusenden, um sich ihm nicht zu sehr verpflichtet zu fühlen, und hier sollte mit einem Schlage alles, was nur an Macht und Mitteln zur Belohnung dienen konnte, aus der Hand gegeben werden. Die Königin weigerte sich. Derselbe Mann, der sich für einen Abgesandten der Heiligen Trinität erklärte, der den göttlichen Ruf an sich vernommen hatte, in der kurzen Frist von etwa 150 Jahren, die die Welt noch bestehen sollte, die Goldländer zu entdecken, Jerusalem zu erobern, den Islam niederzuwerfen und die fernste Heidenwelt in den Tempel des Christentums einzuführen, derselbe Mann, der so lautere selbstlose Ideale vertrat und verfolgte, entpuppte sich doch auch als ein so guter Rechner, daß er irdisches Gut und weltliche Ehren für sich und seine Nachkommen bis in die fernsten Geschlechter nicht verschmähte. Und doch sollte nach 150 Jahren alles Irdische vergehen!

Die Königin weigerte sich. Was sie keinem Spanier zugestanden haben würde, sollte sie einem Fremden in den Schoß werfen? Nimmermehr! Der königliche Stolz lehnte sich dagegen auf, und Kolumbus wich keinen Fingerbreit von seinen Forderungen ab. Sein Wille und seine

Digitized by Google

Widerstandskraft waren durch siebenjähriges Hangen und Bangen nicht gebrochen, seine Überzeugung von dem zweifellosen und großen Erfolge seiner That war unerschüttert, denn was er Spanien bot, schien ihm an Schätzen und Landgewinn unermeßlich, unberechenbar.

Kolumbus kehrte dem Hofe zum zweitenmale den Rücken, denn es schien, als habe er feste Versprechungen von Frankreich, auf die er sich stützte. Da legten sich seine Gönner am spanischen Hofe noch einmal ins Mittel und es gelang ihnen wirklich die Königin umzustimmen. Am 17. April wurde der Vertrag rechtskräftig. Wenn Kolumbus später über bittere Kränkungen, über herbe Enttäuschungen und zwar mit Recht geklagt hat, so ist er nicht ganz von der Schuld freizusprechen, daß er die dunkeln Mächte des Neides, der Verläumdung, der offenen Feindschaft gegen sich herausbeschworen hat. Denn er war in der That nicht imstande, alle die Anforderungen, die das indische Vizekönigtum und die Admiralität des Weltmeeres zu gleicher Zeit an ihn stellten, zu befriedigen.

Die erste Fahrt über das Weltmeer.

Man ging sofort an die Ausrüstung der Schiffe. Man hat viel von der Geldnot gefabelt, in der sich die Königin befunden hätte, da durch die maurischen Kriege der Staatsschatz erschöpft und auch ihre Juwelen bereits verpfändet waren; allein die Summen, die für die Ausrüstung von drei kleinen Schiffen verwendet werden sollten, beliefen sich nur auf 1400000 Maravedis. Auf Grund der Münzgesetze jener Zeit und nach genauer Prüfung des Gewichtes der Geldmünzen, die damals unter Isabella und Ferdinand geprägt wurden, habe ich die Kosten auf 29184 Mark berechnet. Und wenn der Schatzmeister, Luiz de Sant Angel, die Summe vorschoß, so mußte er doch am besten wissen, wann er auf Ersatz rechnen konnte. Dazu war der kleine Hafen von Palos, von wo die Flotte auslaufen sollte, auch noch zu einer Beisteuer (Miete für zwei Karavelen auf zwei Monate und den Sold der Mannschaft auf vier Monate) verpflichtet. Wesentlich gefördert wurde das Unternehmen durch die energische Teilnahme der einflußreichen Schifferfamilie Pinzon, von der vier Vertreter sich bereit erklärten an der Fahrt teilzunehmen und dadurch die Angelegenheit so populär machten, daß es keine Schwierigkeit mehr bot, die nötige Mannschaft zusammenzubringen.

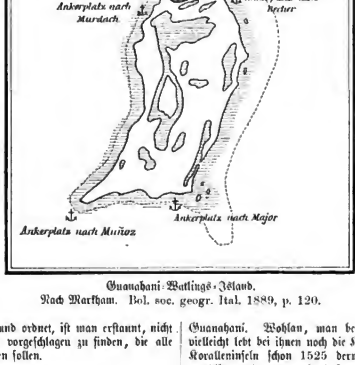
Es waren drei recht kleine Schiffe, die zum erstenmal den Atlantischen Ozean quer durchfegen sollten, so klein, daß nur das größte, das Admiralsschiff, vollständig gedeckt war. Die beiden kleineren waren in der Mitte offen wie ein Boot. Das größte, die Marigalante (oder Santa Maria) stand unter dem Kommando des Kolumbus, auf der Pinta befehligte Martin Alonso Pinzon, auf der Niña sein Bruder Vizente Yañez Pinzon. Die Mannschaft zählte wahrscheinlich (nach Las Casas) nur 90 Köpfe und bestand fast ausschließlich aus Spaniern; es wird nur ein Engländer und ein Irländer darunter genannt. Am 3. August 1492 ging das kleine Geschwader in See und nahm seinen Weg zunächst nach den Kanarien, um von da geradewegs an Antilia vorbei nach Japan und China zu steuern. Kolumbus hat dabei von Anfang an ein genaues Tagebuch geführt, das für die königlichen Majestäten bestimmt war. Leider besitzen wir nur zwei, von Las Casas besorgte Auszüge, die im Texte zwar etwas voneinander abweichen, aber im wesentlichen doch denselben Verlauf geben. Dabei muß auf ein seltsames Vorkommnis, wohl ein Unikum in der ganzen Geschichte der großen Seefahrt, noch aufmerksam gemacht werden: Kolumbus führte zwei Journale, ein geheimes und ein öffentliches. In jenes trug er nach seiner Schätzung die zurückgelegten Entfernungen genau ein, in diesem gab er die Maße kleiner an, täglich um acht bis zehn Meilen (Leguas), um das Schiffsvolk nicht durch die große Meilenzahl zu erschrecken und zaghaft zu machen, wenn das Land sich länger, als man berechnet und verkündigt hatte, den Blicken der Suchenden entziehen sollte. Las Casas giebt ganz getreulich alle die doppelten Maße in den beiden Tagebüchern an. Bezeichnen wir dieses Verfahren des Kapitäns mit dem wahren Namen: er legte für die Mannschaft ein gefälschtes Tagebuch vor. Las Casas preist dieses Verfahren als einen besondern Beweis von Klugheit!

Auf dem Wege nach den Kanarien brach das Steuer der Pinta, man mußte in Gomera anlegen und verlor vier Wochen mit Ausbessern des Schiffes. Erst am 8. September begann die eigentliche Fahrt über den Ozean. Am Abend des 13. September beobachtete Kolumbus, zum erstenmale auf See, die Deklination der Magnetnadel. Es sind im Verlaufe der Fahrt alle interessanten Vorkommnisse später zu Motiven aufgebauscht worden, das Schiffsvolk in Angst und Schrecken zu versetzen. Dazu gehört schon ein Ausbruch des Pik von Teneriffa, und es klingen die Schilderungen, auch nach dem Tagebuche, so, als ob die Matrosen noch nichts von feuerspeienden Bergen gehört hätten. Diese unterirdische Thätigkeit war auch von den Kanarien längst bekannt. Der italienische Entdecker hatte daher die Insel Teneriffa zuerst die Hölleninsel (isola del inferno) genannt. — Am 16. September drang das kleine Geschwader in das Sargassomeer ein, und wieder sollten die treibenden Tangmassen dieser Seewiesen die Schiffe auf beängstigende Weise in ihrer Fahrt gehemmt haben. Dann wieder war der andauernd günstige Fahrwind ein Grund zur Furcht, man wurde gegen den Ostwind den Rückweg nicht erzwingen können! Schon oft hatten Nebelbänke am Horizont die Seefahrer in ihrem Glauben getäuscht, bald Land zu finden. Gegen Ende des Septembers glaubte Kolumbus in der Nähe der Insel Antilia zu sein. Umsonst spähte er danach aus; aber er wollte mit dem Aufsuchen die Zeit nicht verlieren, und ließ sie seiner Meinung nach rechts liegen, da im Norden wieder allerhand Anzeichen von Land beobachtet sein sollten. Am 1. Oktober schätzte Kolumbus den von den Kanarien an zurückgelegten Weg auf 707 spanische Meilen (à $6^1/_2$ km), aber er gab nur 584 Meilen an. Übrigens war diese nach der Geschwindigkeit der Fahrt gemachte Schätzung nicht sehr genau; auf der Niña schätzte der Pilot die Entfernung auf 650, auf der Pinta auf 634 Meilen. Je weiter er ging, je häufiger das Auge durch Vorspiegelung von Land getäuscht wurde, desto schwieriger wurde das Schiffsvolk. Es wollte umkehren und soll sogar gedroht haben, den ligurischen Menschen, der sie ins Verderben gebracht habe, über Bord zu werfen. Da wirklich der dichterisch ausgemalte Pakt des Admirals mit den Anführern geschlossen worden ist, daß Kolumbus nur noch drei Tage Frist gegeben wurden, und daß er, wenn bis dahin der Ozean seine Landgeheimnisse nicht enthüllt habe, sich anheischig gemacht habe, umzukehren, dürfte doch sehr fraglich sein. Kolumbus scheint einigemale schwankend geworden zu sein, weil sich der Ozean doch weiter ins Unbegrenzte ausdehnte, als er erwartet hatte. Aber er hatte eine vortreffliche Stütze in Alonso Pinzon, der furchtlos vorwärts drängte, und wohl auch die Veranlassung war, daß der Schiffsführs am 7. Oktober, nachdem die Fahrt bereits einen Monat gedauert hatte, nicht mehr gerade nach Westen ging, sondern nach Südwesten abdog. Nun mehrten sich aber die sicheren Anzeichen von nahem Lande und jeder lugte aus, zuerst das Land zu erblicken, denn die Königin hatte eine Belohnung von 10000 Maravedis (257 Mark) demjenigen verheißen, der zuerst das langgesuchte Land sähe. Endlich am 12. Okt. um 2 Uhr morgens sah der Matrose Rodrigo von Triano, von der Pinta aus, die voraufsuhr, den flachen Strand einer Insel schimmern. Es ist kein schöner Zug im Charakter des Kolumbus, daß er nachher behauptete, er habe schon am Abend vorher, um 10 Uhr, ein Licht sich am Strande

Digitized by Google

bewegen sehen, und daß er daher das erste Anrecht auf die Belohnung habe. Er hat sich auch in der That die Belohnung auszahlen lassen. Bedenkt man die Entfernung, die um 10 Uhr abends die Schiffe von dem Lande haben mußten, und daß die Insel eine flache Koralleninsel war, so folgt aus der Wölbung der Erde mit Notwendigkeit, daß man zu jener Zeit noch nichts, auch nicht die Baumwipfel der Insel, also auch kein Licht sehen konnte, und daß — im günstigsten Falle — Kolumbus sich getäuscht hatte.

Durch einen Kanonenschuß wurde die beglückende Entdeckung den beiden nachfolgenden Schiffen von der Pinta aus mitgeteilt. Man war nur noch zwei Meilen (Leguas) vom Lande entfernt. Sobald es Tag wurde, erkannte man ein kleines, grünes Eiland (una isleta). „Diese Insel war und ist", schreibt Las Casas, „15 Leguas etwa lang, ganz flach, ohne irgend ein Gebirge, wie ein Garten voll frischer und grüner



Guanahani-Watlings-Island.
Nach Markham. Bol. soc. geogr. Ital. 1889, p. 120.

Gebüsche wie alle Lukayischen Inseln. Sie heißt Guanahani, die letzte Silbe lang und betont. In der Mitte war eine Lagune von gutem, süßem Trinkwasser; gut bevölkert von den Lukayos, denn so nannten sich die Leute auf den kleinen Inseln, d. h. Bewohner der Kayos, denn Kayos heißt in ihrer Sprache: Inseln."

Das war also das erste Land Amerikas, das der Admiral erreichte, und von dem er schon am Morgen des 12. Oktobers 1492 feierlich Besitz nahm. Er taufte es San Salvador. Es war also eine von den Lukayischen oder Bahama-Inseln, daran ist kein Zweifel. Aber welche? Darüber ist ein sehr lebhafter Streit unter den Gelehrten entstanden, und wenn man sie alle prüft und ordnet, ist man erstaunt, nicht weniger als fünf Inseln vorgeschlagen zu finden, die alle Guanahani geheißen haben sollen.

Guanahani.

Gehen wir von Norden nach Süden durch die Reihe der Bahama-Inseln, so kommen hier folgende Eilande in Frage: Cat-Island oder Guanima, Watlings-Island, Samana, Mariguana und die Turk-Insel. Für Cat-Island erklärt sich Alexander v. Humboldt und Washington Irving, für Watlings-Island der ausgezeichnete spanische Geschichtsforschereiber Munoz und der englische Kapitän Becher, für Samana die beiden Amerikaner Fox und H. Harrisse, für Mariguana der portugiesische Forscher Varnhagen, für die Turk-Insel endlich der verdienstvolle spanische Historiker Navarrete, dem wir die ausgezeichnetste Sammlung aller Urkunden verdanken, die sich auf Kolumbus und die erste Epoche der Neuen Welt beziehen. Man sieht, jede Ansicht ist durch ausgezeichnete Autoren vertreten, und alle diese Meinungen stützen sich auf gewisse Gründe, die für sie sprechen. Woher diese seltsame Erscheinung? Es ist höchst bedauerlich, daß man nicht darüber ins Klare kommen kann, wo Kolumbus den Boden der Neuen Welt zuerst betreten hat. Leider besitzen wir sein Tagebuch nur noch auszugsweise; aber Las Casas hat sicher gerade von jenem Tage, wo die Entdeckungen begannen, also vom 12. Oktober an, nichts wesentliches ausgelassen, was zur Feststellung der Schiffskurse dienen könnte. Wenn also nach diesen Angaben trotzdem bedeutende Zweifel bestehen, und wenn der erste Landungspunkt so weit voneinander verschieden angenommen werden kann, daß der Abstand der äußersten Punkte (Cat-Island und Turk-Island) mindestens 400 km beträgt, dann ist nicht der Anzug, sondern das Original, dann ist Kolumbus selbst Schuld daran, daß man seine erste Landung nicht fixieren kann. Wir haben zumächst keine Breitenbestimmungen von ihm, die irgend welchen Vertrauen erwecken könnten (Haiti liegt er einmal unter 42° nördl. Br.), Längenbestimmungen konnten gar nicht gemacht werden, die auch nur annähernd Berücksichtigung für unsere Frage verdienten. Der Schiffskurs ist auf dem Ozean nicht einzuzeichnen, denn erstens sind die Angaben der Richtungen WSW viel zu allgemein, um genau eingetragen zu können, dann weichen aber auch die Schätzungen für die Länge der täglichen Fahrt auf allen drei Schiffen voneinander ab. Man muß sich also an Kolumbus' Beschreibung der weiteren Fahrt halten, aber hier entstehen dieselben Schwierigkeiten. Man weiß gewiß, daß er von Guanahani nach Kuba kam, aber vorher noch andre Bahama-Inseln berührte. Trotz alledem läßt sich bei der ungenauen Beschreibung der Kurs nicht mit Sicherheit verfolgen. Man muß sich also nach andern Auskunftsmitteln umsehen. Man weiß, die Eingebornen nannten ihre Insel Guanahani. Wohlan, man befrage doch die Bewohner, vielleicht lebt bei ihnen noch die Kunde! Leider waren diese Koraleninseln schon 1525 dermaßen durch die Spanier entvölkert und ausgeraubt, daß man die letzten elf Personen der ganzen Gruppe zusammensuchte und nach Haiti rettete. Seitdem ist mit dem Stamme der Lukayos ihre Sprache und Geschichte verschwunden. Wohl, so frage man die alten Karten! Schon Juan de la Cosa, der als Pilot auf der Marigalante die Fahrt mitmachte, hat eine Weltkarte entworfen. Aber hier sind die Tafeln so falsch gezeichnet, daß man diese älteste Darstellung der Neuen Welt als ein altes Dokument bezeichnet hat, das in bezug auf die Lukayos den Namen „Karte" gar nicht verdiene. Den Spaniern waren diese flachen Eilande fast wertlos, sie bargen ja weder Gold, noch Edelgesteine, noch Perlen. Sie wurden wenig besucht; und deshalb die Insel Guanahani in Ehren halten und genau aufzeichnen, weil sie zuerst entdeckt war, das fiel jenem Zeitalter durchaus nicht ein. Den Namen, den Kolumbus erteilt hatte, San Salvador, findet man 150 Jahre später zuerst auf den Karten, und da die Bahama-Inseln so selten besucht wurden, nahm sich auch niemand die Mühe, eine

Digitized by Google

neue Aufnahme zu veranlassen oder danach zu fragen. Es bleibt also bei den uns jetzt zu Gebote stehenden Mitteln unmöglich, die Inseln zu fixieren. Nach der oben gegebenen Beschreibung des Las Casas paßt keine Insel besser, als Watlings-Island, neben der auch meistens auf unsern Karten der Name San Salvador eingetragen ist. Und wenn noch ein andrer Grund für diese Annahme sprechen könnte, so wäre es der, daß in einer alten Beschreibung der spanischen Kolonieen (leider ohne Jahreszangabe) sich folgende Stelle findet: Guanami, ein kleines Inselchen nahe bei Guanimo, das erste Land in Indien, das Kolumbus entdeckte, und dem er den Namen San Salvador beilegte. [Guanami una isleta pequeña junta à Guanimo, la primera tierra de los Indios que descubrio Colón, à quien pusso por nombre San Salvador (Coleccion de doc. ined. por la descubr. XV.," p. 431).] Aber Gewißheit verleiht uns diese Notiz auch nicht, und so sehen wir uns denn auch an diesem wichtigen Punkte im Leben des Kolumbus wieder zu dem Geständnis genötigt: wir wissen nicht, wo er gelandet ist. Sonst würde sich jetzt sicher die passendste Gelegenheit bieten, jene Stätte, wo der Admiral zuerst die Neue Welt betrat, wenigstens mit einem würdigen Denkstein zu zieren.

Die übrigen Entdeckungsreisen.

Es liegt mir fern, in gleicher Ausführlichkeit den Verlauf dieser und der folgenden Fahrten des Admirals zu schildern. Nur in raschen Zügen soll an bekannte und unbestrittene Thatsachen erinnert werden. Von den Bahama-Inseln aus erreichte Kolumbus am 28. Oktober in südwestlicher Fahrt die Perle der Antillen, Kuba, deren Schönheit den Entdecker entzückte, deren tropische Wunderlandschaft ihn zu manchen glänzenden Schilderung begeisterte. Welchen Hafen auf Kuba Kolumbus zuerst erreichte, ist eine noch unstrittene Frage. Kolumbus hielt Kuba für das Festland von Ostasien, und da zu jener Zeit alle Länder am Indischen Ozean, von Madagaskar und Habesch an, bis herum nach China zu Indien gerechnet wurden, wobei man nur zwischen Groß-, Mittel- und Klein-, Vorder- und Hinterindien unterschied, so ist es auch natürlich und erklärlich, daß Kolumbus vom ersten Tage der Entdeckung, vom 12. Oktober an, die nackten Bewohner jener Insel Indios nannte, woraus unsere Bezeichnung „Indianer" für die Urbewohner Amerikas geworden ist, und daß man wegen der westlichen Fahrt alle Länder Westindien nannte. Wenn man nun die Karte Toscanellis vergleicht, so mußte Kolumbus an Zipangu vorüber gekommen sein. Dort steht im Meere (auf Behaims Globus): „hier findet man viel wunder von sirenen und andern fischen". Natürlich schaute er nach diesen Wundern ebenso sorgfältig aus, wie nach Antilia und Zipangu. Daß er sie aber nicht gefunden, schrieb er ausdrücklich in seinem Briefe an Rafael Sanchez. Am 14. November glaubte er die zahllosen Inseln vor sich zu sehen, die auf dieser Karte dem Osten Asiens vorgelagert waren. Alle diese Wahrnehmungen und Äußerungen bestätigen nur, welche Autorität die Karte Toscanellis für ihn besaß und daß er ihr blindlings folgte. Die Folge davon war natürlich, daß er sich nie zu der freien Anschauung hat erheben können, in ganz anderm Gebiet zu sein, als ihm die Karte vormalte. Denn statt der menschenwimmelnden Märkte, der reichen Flotten sah Kolumbus nacktes, rohes Volk, kaum einen Nachen am Strande, keine Ortschaft, die den Namen Stadt verdiente, und hörte eine Sprache, von der sein gelehrter Dolmetscher, der hebräisch, chaldäisch und etwas arabisch verstand, nichts zu deuten wußte. Kolumbus wandte sich wieder nach Osten, entdeckte Haiti, verlor am 24. Dezember sein Schiff an der Küste jener Insel durch Schiffbruch und kehrte nur mit zwei Schiffen, nach Überstehung eines gefährlichen Sturmes wieder nach Portugal und von da nach Spanien zurück.

Die Kunde von dem Erfolg der Fahrt verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Man nahm allgemein an, Kolumbus habe Asien erreicht. Jetzt stand er in höchster Gunst, und man kann sagen, er war für kurze Zeit populär. Hier mag es am rechten Orte sein, die Persönlichkeit des Entdeckers kurz zu skizzieren, wie ihn seine Zeitgenossen geschildert haben. Wir müssen uns mit Worten begnügen, denn leider giebt es kein authentisches Bild von ihm. Es sind zwar mancherlei, zum Teil ganz verschiedene Porträts von Kolumbus verbreitet und als echt angepriesen; allein man kann keines für ganz treu halten, wenn auch verschiedene Darstellungen eine gewisse Familienähnlichkeit unter sich haben. Es gab nämlich am Ende des 15. Jahrhunderts in Spanien noch keine Porträtmaler. Wenn man nicht einmal von den Majestäten, Ferdinand und Isabella, ein getreues Abbild besitzt, dürfen wir umsoweniger von Kolumbus eines erwarten, der viel zu kurze Zeit die Blicke der Welt auf sich zog. Überdies findet sich bei den Schriftstellern im Anfange des 16. Jahrhunderts keine Spur von der Existenz eines authentischen Bildes. Trotzdem ist es immerhin möglich, daß er von Italienern gezeichnet worden und daß nach solchen Zeichnungen Ölgemälde angefertigt sind. Nach der Beschreibung seiner Zeitgenossen war Kolumbus von hoher Gestalt, hatte ein längliches Gesicht von rötlicher Hautfarbe mit Sommersprossen, lebhafte, graue Augen und eine Adernase.

Noch in der ersten frischen Begeisterung über den Erfolg seiner Fahrt schrieb von den Azoren aus an Luiz do Santengel und von Lissabon aus an Rafael Sanchez. Das waren auch die ersten Mitteilungen, die zuerst spanisch, dann in lateinischer Übersetzung und dann wieder in deutscher Form, in Barcelona, Rom und Ulm gedruckt, der wißbegierigen Welt in Gestalt einer neuen Zeitung (ein Wort, das damals entstand) die Kunde von der Entdeckung Amerikas brachten. Die ganze Christenheit, meint der glückliche Seefahrer, müsse mit Spanien über die Vollendung der Fahrt, über die Entdeckung Indiens auf dem Seewege jubeln. Es müßten Prozessionen veranstaltet und heilige Feste begangen und die Tempel mit grünen Reisern geschmückt werden. Lauter Jubel möge durch Himmel und Erde schallen. — Kolumbus hatte zwar große, schöne Inseln gefunden, die ihm, nach übertriebener Schätzung der Länge seiner Fahrt, noch viel größer schienen, als sie wirklich waren, so daß er Haiti für größer als Spanien hielt, auch hatte er Goldproben und andre wunderbare Produkte mit heimgebracht; aber das eigentliche, aus den Schriften der Alten und den Berichten der neueren Reisenden bekannte Wunderland Indien hatte er doch nicht gesehen, die Gewürzländer, die reichen Handelsmärkte des Ostens noch nicht erreicht. Besonnene Gelehrte hielten darum auch mit ihrem Urteil und ihrem Jubel zurück. So schreibt Peter Martyr in einem später verfaßten, aber vom 1. Oktober 1493 datirten Briefe, Kolumbus habe behauptet, die indischen Inseln östlich von Asien erreicht zu haben; er wolle das zwar noch nicht ganz in Abrede stellen, allein nach der Größe des Erdumfanges müsse man doch andrer Ansicht sein. Aber der Anfang war doch vielversprechend und forderte doch entschieden zu weiterem Verfolg dieser Entdeckungen auf. Und so wurden denn bald 17 Schiffe zu einer stattlichen Flotte vereinigt und mit 1200 Bewaffneten bemannt. Adel und Geistlichkeit, Beamte, Soldaten und Bauern beteiligten sich an diesem ersten Versuch, die „neugefundenen Inseln" zu kolonisieren. Kolumbus wollte nicht bloß Admiral des Meeres heißen, er wollte auch Vizekönig von Indien werden. Er nahm einen etwas südlichen Kurs, kam nach glücklicher Überfahrt in zwanzig Tagen zu den kleinen Antillen, Marigalante und Guadelupe und andern, erreichte am 15. November 1493 Puertorico und am 22. desselben Monats Haiti. Die im Blochhause von Navidad (Weihnachten) auf Haiti von der ersten Fahrt zurückgelassenen 37 bis 40 Spa-

Digitized by Google

nier waren sämtlich entweder erschlagen oder einer natürlichen Todes gestorben. Das Haus selbst war niedergebrannt. Das waren trübe Wahrnehmungen für die neuen Kolonisten. Die Lage von Navidad war klimatisch ungünstig, man suchte nach einem besseren Platz, griff aber hier wieder fehl. Denn die neue Burg und Stadt Isabella wurde bald wieder verlassen, nur einige, mit Wald bedeckte Trümmer blieben von ihr zurück. Während er seinen Bruder Diego als Statthalter zurückließ, ging Kolumbus selbst zu weiteren Entdeckungen nach Südwesten vor, stieß im Mai 1494 auf die Insel Jamaika und ging von da nach Kuba hinüber. Das gefährliche Gewirr von grünen Eilanden, Klippen und Riffen auf der Südseite dieser größten Antilleninsel hielt er für jenen asiatischen Archipel, der nach Polos Ermittelungen mehr als 7000 Inseln umfassen sollte. Der freche Plagiator, der unter dem Namen John Mandeville das Abendland mit seinem Reiseschrift über den fernen Osten täuschte und entzückte (denn er wurde viel gelesen), wußte auch von diesen felsigen Inselschwärmen (es sollten 7459 Inseln sein!) zu erzählen. Und dieses Buch hatte Kolumbus an Bord. Er wurde also immer mehr in dem Wahn, an der Grenze von Asien zu sein, befangen; denn wahrscheinlich hatte auch Toscanelli dieses Inselmeer auf seiner Karte angegeben, ebenso wie wir sie auf dem Globus Behaims finden. Als er nun bei der Insel de Pinos die Küste Kubas sich nach Süden wenden sah, war er vollends überzeugt, das Festland von Asien vor sich zu haben. Nach seiner Schätzung war dann nur noch ein Abstand von 30 Meridianen ($^1/_{12}$ des Erdumfangs) bis zu dem goldenen Chersonès, d. h. zur Halbinsel Malaka. Ehe er, durch den schlechten Zustand seiner Schiffe genötigt, die Umkehr beschloß, mußte die ganze Mannschaft am 12. Juni 1494 zu Protokoll erklären, daß sie Kuba für den asiatischen Kontinent hielte. Glaubte Kolumbus damit den sichersten Beweis für seine Meinung in Händen zu haben? Er kehrte um, erreichte mühsam am 24. September die kleine Insel Mona, zwischen Haiti und Puertorico, und brach, infolge der Gemütsaufregungen und wochenlangen übermenschlichen Anstrengungen zusammen, so daß er von weiteren Entdeckungen absehen mußte. Die vier großen Antillen, ein Teil der kleinen Antillen und die Bahama-Inseln waren entdeckt, und dieses herrliche Inselgebiet dehnte sich über einen Raum von 25 Meridianen aus; je weiter nach Westen, desto großartiger wurden die Landschaften.

Auf Haiti erholte sich der Admiral wieder, mußte aber auf weitere Forschungen verzichten. Dazu waren bereits unter den Spaniern in den Kolonieen Mißhelligkeiten ausgebrochen. Glücklicherweise war Bartolomeo Kolumbus, der Bruder des Admirals, der in Spanien gleichfalls den Adelstitel erlangt hatte, mit drei Schiffen zur Unterstützung des Bruders erschienen, und diesem konnte Kolumbus die Kolonieen anvertrauen, als er im Frühjahr 1496 nach Spanien zurückkehrte und 200 Kolonisten wieder mit zurücknahm, die sich in ihren Erwartungen arg getäuscht hatten, der neuen Ansiedelung zur Last fielen, und die mißvergnügten Elemente, die niemals bei solchen Unternehmungen fehlen, verstärkten. Das Gold, das man in den Gebirgen Haitis gefunden hatte, mußte die Bebauptung unterstützen, man habe das goldreiche Land Ophir entdeckt, nach dem im grauen Altertume König Hiram von Tyrus und der weise Salomo ihre Schiffe ausgesandt hatten. Wunderbares Gemisch von geographischen Vorstellungen, wenn man den Lügner John Mandeville und den weisen Salomo auf einem Kartenblatte friedlich nebeneinander sieht!

Die dritte Expedition, zu der Kolumbus drängte, wurde durch besondere Ereignisse innerhalb der königlichen Familie, namentlich durch den Tod des Kronprinzen Don Juan verzögert. Außerdem wuchsen die Kosten für die Ausrüstung und Bemannung der Flotten ganz bedeutend, und von einem nennenswerten Nutzen konnte bis jetzt nicht die Rede sein. Es war also ganz natürlich und entsprach dem Lauf der Welt, daß neben dem unbegründeten Neide und der Mißgunst gegen den fremden Emporkömmling sich auch Stimmen vernehmen ließen, die von nutzlosen Opfern an Geld und Menschen sprachen und der transatlantischen Spekulation entschieden abhold waren. Und je mehr Kolumbus die Begeisterung für seine Pläne im Lande schwinden sah, je mehr auch die warmen Sympathieen des königlichen Hofes erkalteten, desto mehr vertiefte und verlor er sich in jene mystischen Phantasieen und kosmographischen Wahngebilde, die von jeher das Erklannen aller Geschichtsforscher erregt haben. Das sollte sich schon auf der dritten Reise zeigen, die er am 30. Mai 1498 mit sechs Schiffen von der Mündung des Guadalquivir antrat. Drei Schiffe sandte er direkt zur Kolonie nach Haiti, mit den drei andern wandte er sich noch mehr als bisher dem Äquator zu. Denn es lag im Glauben der Zeit, daß nur in den Tropen, wo die Menschen schwarz sind, alle geschätzten Produkte: Perlen, Edelsteine, Gold und Gewürze zu finden seien; je mehr man sich vom Äquator entfernte, desto heller wurde die Hautfarbe der Menschen und desto geringwertiger wurden die Produkte. So steuerte er denn diesmal noch über die Kanarien hinaus bis zu den Kapverden und von da über den Ozean, so daß er am 31. Juli 1498 auf die südlichste der kleinen Antillen, auf Trinidad stieß, und weiterhin auf das amerikanische Festland an der Mündung des Orinoko. Zwischen der Südküste der Insel und dem Deltaboden des Festlandes verengt sich gegen Westen das Meer trichterförmig, und in diese Enge werden die Wasser des ruhig dahinfließenden Äquatorialstromes samt den Süßwassern des Orinoko dermaßen zusammengedrängt, daß eine Reihe von tosenden Strudeln entsteht, die ein schwaches Fahrzeug wohl in Gefahr bringen können, zumal, wenn man noch hinter oder unter den schäumenden Wirbeln gefährliche Klippen und Felsenriffe fürchtet. Im Golf von Paria beruhigen sich die Gewässer, nehmen aber in der Verengung zwischen der Halbinsel Paria und der Insel Trinidad, in dem sogenannten Drachenschlunde, boca del drago, wieder ihren unheimlichen, stürmischen Charakter an. Glücklich wurde auch diese Enge passiert und das Karibische Meer erreicht. Der Admiral hat die Fahrt durch diese gefährliche Straße meisterhaft geschildert und dabei so großartige Ansichten über physische Geographie ausgesprochen, daß wir hier eine Probe seiner Darstellung geben müssen:

„Als ich den Drachenschlund verließ, strömte das Meer so mächtig westwärts, daß ich in einem Tage 65 Leguas zurücklegen konnte, und dabei blieb der Wind nicht etwa stark, sondern er wehte ganz gelinde, woraus ich schloß, daß das Meer gegen Süden beständig ansteigt und dementsprechend gegen Norden niedriger wird.“ (Gegen diesen gewaltigen Irrtum später noch einige Worte der Erklärung.) „Ich glaube gewiß, daß sich das Meerwasser von Osten nach Westen bewegt und daher so viel Land abgerissen hat, wodurch die zahlreichen Inseln entstanden sind.“ (Kolumbus meint die Reihe der kleinen Antillen.) Dann aber verirrt sich der Entdecker der Neuen Welt in ein Labyrinth von sinnlosen Theorieen, die auch damals unmöglich ein Mann hätte aussprechen können, der in Pavia studiert hatte. Alexander von Humboldt weist in seinem Kosmos (II, 317) darauf hin, daß Kolumbus durch irrige Beobachtungen der Bewegungen des Polarsternes in der Nähe der azorischen Inseln schon auf seiner ersten Reise, „bei der Schwäche seiner mathematischen Kenntnisse“, zu dem Glauben verleitet worden sei, als habe die Erde nicht eine regelmäßige Kugelgestalt. Diese Theorie verstärkt sich auf der dritten Fahrt zu einer unglaublichen Hypothese, wonach die Erde nicht einem Apfel, sondern einer Birne gleichen sollte. Was waren seine Gründe? Das Meer war bei Trinidad ganz mit süßem Wasser bedeckt, so köstlich, wie er es noch nie getrunken hatte. Diese gewaltigen Wasser konnten nur Riesenströmen entstammen und die wirbelnden Strömungen

Digitized by Google

konnten nur dadurch erzeugt sein, daß sich die Fluten von der Höhe abwärts bewegten. An dieser Höhe oder höheren Lage nahm auch das Meer noch Teil. Daher seine obige Behauptung, daß das Meer im Süden aufstieg. Der Ort, wo diese wunderbare Erscheinung angetroffen wurde, lag im äußersten Osten. Dort lag aber auch das indische Paradies, das nach der Lehre des Mittelalters so hoch aufragte, daß die Sündflut es nicht überdeckt hatte. Von diesem hochgelegenen Garten Eden gingen vier Ströme nach allen Seiten, ihr Wassersturz mußte mächtig sein. Kolumbus hatte ihn gesehen an der Insel Trinidad. Er war dort also in der Nähe des Paradieses, und der Orinoko war einer der vier Flüsse des seligen Gartens. Dort mußten beständig sanfte Lüfte milder und wohlthätiger wehen, als die an der Guineaküste bekannten Gluten der fieberschwangeren Tropenlüfte. „Jedesmal," schreibt der Admiral, „wenn ich über den Ozean fuhr, bemerkte ich, hundert Leguas westlich von den Kanarien, eine auffallende Milderung. Es umgab mich ein neuer Himmel." Dieser Himmel hauchte paradiesische Lüfte, denn da das Paradies hoch lag, mußte das Klima milder sein. War das Klima nicht glühend heiß, wie man es eigentlich am Äquator erwarten sollte, dann konnten auch die Menschen keine Neger sein. Und im Orinokobelta waren sie hilfsbereit, freundlich gesinnt, zugänglich, nicht menschenfressen. Das mußte von der Nähe des Paradieses herrühren. So stimmten also alle physikalischen Anforderungen zusammen und hatten, diese kühnen aber falschen Lehrgebäude aufstürmen. Nur ganz am Schluß dieser Deduktionen klingt ein Ton in dem Briefe des Kolumbus an, der zur Wahrheit leiten könnte. Aber diesem Tone ging der Entdecker der Neuen Welt nicht nach. Er meint nämlich, wenn der erwähnte Fluß (der Orinoko) nicht aus dem indischen Paradiese, sondern aus einem großen Lande im Süden entspringe, so müßte doch die gelehrte Welt höchlichst darüber erstaunen, daß es noch einen Kontinent gebe, von dem man bisher nichts gewußt habe. Hätte er doch die Welt mit einer solchen Behauptung in Erstaunen gesetzt, der Erdteil hätte gewiß 10 Jahre später nicht den Namen des Vespucci, sondern mit vielmehr Recht seinen Namen bekommen. Aber wo sich Kolumbus nicht auf Autoritäten berufen konnte, wenn er vor solchen neuen Thatsachen stand, da wagte er nicht, ihnen gerecht zu werden. Kaum hatte er die Nordküste des südamerikanischen Festlandes erreicht, so zwangen ihn Mangel an Proviant, Sorge um seine Kolonie und der bedenkliche Zustand seiner Fahrzeuge gerade nordwärts auf Haiti zu steuern. Wie er hier alles in Aufruhr und Zwietracht fand, wie er mit falschen Mitteln die Ordnung herzustellen suchte, und wie sich in schwieriger Lage zeigt, daß er der trotzigen Soldateska nicht gewachsen, daß er zum Herrscher nicht geboren war, das soll hier nicht weiter ausführlich dargethan werden. Hier begann die Leidenszeit für Kolumbus. Von Spanien wurde auf die vielen Klagen und verleumderischen Berichte, die von der Neuen Welt einliefen, ein Statthalter in der Person des Francisco de Bobadilla hinübergeschickt, der, von der Krone mit absoluter Vollmacht versehen, im August 1500 in Haiti erschien, gebieterisch seine Machtbefugnisse zur Geltung brachte, und sowohl den Vizekönig, als seinen Bruder Diego in Ketten nach Europa zurückschickte. Daß Bobadilla mit einem derartigen Vorgehen seine Befugnisse überschritten hatte, war klar; sobald die Majestäten davon erfuhren, beeilten sie sich, ein solches Verfahren entschieden zu mißbilligen. Kolumbus wurde mit der gebührlichen Achtung behandelt und ihm sofort 200 Dukaten gesandt, damit er standesgemäß reisen und bei Hof erscheinen könne. Daß er — echt theatralisch — mit den Ketten an den Stufen des Thrones erschienen sei, ist eine romantische Ausschmückung späterer Zeit; aber daß ihm bei der Audienz vor innerer Bewegung die Sprache versagte über die angethane Schmach, das ist wohl glaubhaft. Die Majestäten suchten den gebeugten Mann, der so viel zu ihrem Ruhme beigetragen hatte, auszuzeichnen und zu entschädigen in mancher Beziehung; aber in einem Punkte blieben sie, trotz alles Drängens, unerbittlich: Kolumbus erlangte seine Hoheitsrechte als Vizekönig nicht wieder. Ovando mußte zunächst den parteiischen Bobadilla ersetzen. Das war auch eine Genugthuung für Kolumbus, und wie die Kolonie sich allmählich wieder beruhigte, wagten auch wieder mehr Auswanderungslustige sich dem Meere anzuvertrauen, und in San Domingo, wie nun die Neue Welt der Insel Haiti hieß, ihr Glück zu suchen. So gingen denn im Februar 1502 wieder 30 Schiffe mit 2500 Auswanderern hinüber.

Um dieselbe Zeit, als Kolumbus seinen Stern in der Neuen Welt erbleichen sah, war Basco da Gama im September 1499 von seiner ersten Fahrt nach dem wahren Indien glücklich heimgekehrt. Das war ein neuer Impuls für Kolumbus, sich, da er die Statthalterschaft nicht wieder erlangen konnte, noch einmal zu einer Fahrt zu erbieten, die ihn auch bis zu jenem portugiesischen Indien führen sollte. Inzwischen waren aber auch durch seine früheren Begleiter Vincent Yanez Pinzon und Hojeda, sowie durch Bespucci große Strecken des südamerikanischen Kontinents entdeckt worden. Das gab dem Plane des Admirals seine Richtung. Mit vier kleinen Fahrzeugen von 50 bis 70 Tons und mit 150 Mann Besatzung ging er unter Begleitung seines Bruders Bartolomeo von Cadix aus am 9. Mai 1502 zum letztenmale in See. „Ich reise im Namen der heiligen Trinität und hoffe auf Sieg," schrieb er im Beginn seiner Fahrt an den Pater Gorricio in Sevilla. Er steuerte den alten Kurs direkt nach San Domingo; er wollte sich seiner Kolonie als Admiral einer Flotille zeigen, aber zu seinem Kummer verwehrte ihm Ovando die Landung. Nachdem er einem vorausgesehenen Sturm, in dem trotz seiner Warnung ein Teil der rückkehrenden spanischen Flotte und darauf sein Widersacher Bobadilla untergegangen, glücklich entronnen war, brach er am 14. Juli von Haiti auf, steuerte an Kuba vorüber auf Yukatan los, kam hier zuerst mit einem amerikanischen Kulturvolk, den Mayas, in Berührung, und ging nun, da er sich einbildete, weiter südlich eine Meerenge zu finden, am Gestade von Mittelamerika, gegen Wind und Strömung ankämpfend, mühevoll an der Küste von Honduras nach Osten, bis er das Kap Gracias a dios erreichte. Erst jenseits beruhigte sich die durch beständige Tropengewitter aufgeregte See etwas, daher der Name jenes Vorgebirges: „Gott sei Dank", womit er den Dank für seine Errettung aussprechen wollte. Die Schiffe hatten furchtbar gelitten. So rückte die Enthüllung der Küsten nur mühsam weiter. In der Nähe der heutigen Stadt Greytown erhielt die Mannschaft längere Rast; die Schiffe wurden ausgebessert, die Vorräte ergänzt. Die Ausfagen der Indianer, daß Gold in den Landschaften gegen Südosten reichlich gefunden werde, trieb den Entdecker am 5. Oktober weiter, und bald sah er zu seinem Entzücken die ersten Perlen von seinem Golde, die ein Indianer, gleichsam wie ein Schaustück, auf der Brust trug. Das war in der Landschaft Karabaro (Karambaru). „Dort erfuhr ich," erzählt der Admiral, „von den Goldminen in der Provinz Ciamba, die ich suchte. Zwei Indianer trugen mich nach Karambaru, wo das Volk nackt ging und Goldschmuck am Halse trug." Dieser Ausspruch ist in zwiefacher Hinsicht beachtenswert. Erstens sucht Kolumbus Ciamba und glaubt sich in dessen Nähe. Man wird diese Landschaft auf der Karte Toscanellis finden. Marco Polo nennt uns ein Königreich dieses Namens in Hinterindien. Kolumbus blieb also auf allen Reisen in den Wahne befangen, daß er sich an der Küste Asiens befinde und in diesem Wahn ist er auch gestorben. Mit Benutzung eines kleinen Anachronismus könnte man also behaupten: Kolumbus würde Zeit seines Lebens entschieden dagegen protestiert haben, als der Entdecker Amerikas

Digitized by Google

bezeichnet zu werden. Der obige Satz aus dem Briefe des Kolumbus ist noch in einem andern Punkte beachtenswert. Es ist in neuerer Zeit, — man kann wohl sagen, recht unnützerweise, — die Frage aufgeworfen worden, ob Kolumbus auf seinen drei oder vier Fahrten das Festland von Amerika wirklich betreten habe. Von den beiden ersten Expeditionen kann natürlich nicht die Rede sein, weil er auf diesen das Festland gar nicht zu Gesicht bekommen hat. Die Frage ist deshalb so unnütz, weil es einfach undenkbar ist, daß ein Entdecker, dem es nicht um Aufnahme der Küstenlinien, um Vermessungen und lediglich kartographische Arbeiten zu thun war, sondern der nach sehr materiellem Gewinn, nach den edlen Schätzen der Tropenzone suchte, nicht einmal selbst das Land betreten haben, sondern immer sein Fahrzeug bewacht haben sollte. Hier steht nun ganz unzweideutig: „Zwei Indianer trugen mich nach Karambaru". (Dos indios me levaron a Carambaru, adonde la gente anda desnuda y al cuello em espejo de oro.) Weiterhin an der Südgrenze des heutigen Staates Costarica, an der inselreichen Bay von Chiriqui, erhielt er auch die erste, wenn auch noch dunkle Kunde, vom Großen Ozean, die Kunde, die ihn wieder in dem Glauben bestärkte, wozu namentlich der wachsende Reichtum an Gold beitrug, daß er sich am goldenen Chersonese befände, und daß das jenseitige Meer, zu dem er eine Durchfahrt suchte, der Golf von Bengalen (nach moderner Bezeichnung) sein müsse. Die goldreiche Küste dort erhielt nach dem Indianerdorfe den Namen Veragua, ein Name, der um so bemerkenswerter ist, als nach ihm sich das Geschlecht der Herzöge von Veragua, Nachkommen des Entdeckers, noch jetzt nennt. Kolumbus scheute hier auch die letzten Konsequenzen seines geographischen Irrtums nicht. War er, wie er glaubte, höchstens noch zehn Tagereisen von der Mündung des Ganges entfernt, und war er, nach der Angabe aller seiner Autoritäten, am goldenen Chersones wirklich auf der Halbscheide des Erdballes, hatte er die Erde bereits halb umsegelt, und konnte man auf gerader Fahrt von Spanien in vier bis sechs Wochen dahin kommen, dann konnte unmöglich der Erdball einen so bedeutenden Umfang besitzen, als man dies zu seiner Zeit allgemein annahm. Er wagte also noch den letzten Schlußstein in seinen Wahnbau zu setzen und erklärte in seinem Briefe von Jamaika aus an die spanischen Majestäten: „Die Erde ist nicht so groß, als man gewöhnlich annimmt".

Unter furchtbaren Tropengewittern arbeitete sich Kolumbus an der Landenge von Panama ostwärts. Die vom Bohrwurm angegriffenen Schiffe hielten sich kaum noch über Wasser, alle Augenblicke mußte er an die Küste zurück und Zuflucht suchen. Endlich wurde er nach Veragua zurückgetrieben. Ein Schiff nach dem andern ging verloren oder mußte preisgegeben werden. Die Versuche, sich an dem Gestade von Veragua festzusetzen, scheiterten an dem hartnäckigen Widerstande der Indianer. Das erste Schiff verlor er bei Veragua, als er im April 1503 wieder ostwärts steuerte, das zweite mußte er bei Puertobello lassen. Da versuchte er mit den beiden letzten vom Golf von Darien aus Jamaika zu erreichen, aber, aus dem Kurs getrieben, erreichte er zuerst die kleine Kayman-Insel südlich von Kuba. Von hier hoffte er, direkt nach Haiti zu gelangen, aber unter dem schlimmsten Wetter, in dem das eine Schiff drei Anker verlor, mußte er sich nach Jamaika wenden, und die elenden Fahrzeuge, in deren Schiffsraum das Wasser immer höher stieg, geradewegs auf den Strand laufen lassen, um nur das nackte Leben zu retten. Das war am 25. Juni 1503 im Hafen von Santa Gloria, heutzutage nach dem Entdecker Cristobalsbucht genannt. Die Schiffe sanken und waren verloren, das Holz diente zur Anlage von Befestigungen gegen unerwartete Angriffe der Indianer. So endete die ruhmreiche Arbeit des Entdeckers nach Verlauf eines Dezenniums mit einer grellen Katastrophe. Der Entdecker der Neuen Welt lag mit dem Reste seiner Mannschaft hilflos, schiffbrüchig am Strande einer wilden Insel. Zum Glück lag diese ja nicht allzu weit von seiner Niederlassung auf San Domingo. Dahin mußte die Meldung gehen, um den Admiral und seine Leute zu retten, dahin mußte man wagen in einem offenen Boote zu steuern. Diesen gefährlichen Auftrag übernahm der getreue Diego Mendez und führte ihn auch beim zweiten Versuche glücklich aus, indem er zwei Kanoes für die Seefahrt belonders ausstattete. Erst nach Monaten schickte Ovando, der hinter der ganzen Schiffbruchsgeschichte eine List des Kolumbus vermutete, um einen Besuch und Ansenthalt in Haiti zu erzwingen, die nötige Hilfe, und so konnte Kolumbus erst am 12. September 1504 seine letzte Rückfahrt nach Europa antreten.

Schluß.

Auf fremden Schiffen kehrte er heim, sein ganzes Geschwader war verloren gegangen. Krank, elend, gebeugt an Körper und Geist betrat er wieder den Boden Spaniens. Kein Mensch kümmerte sich mehr um ihn, man bemerkte seine Ankunft kaum. Die alten Freunde, die sich in den Tagen des Glanzes an ihn herangedrängt hatten, suchten ihn nicht mehr auf, sie wandten sich von ihm. Peter Martyr, der sich zehn Jahre früher seiner Freundschaft rühmte, spricht von der letzten Reise des Genuesen in seinen Briefen nicht mehr. Die Hauptgönnerin seines Lebens, die Königin Isabella, starb kurz nach seiner Landung am 26. November 1504. Er hatte keine Gönner mehr am Hofe; König Ferdinand hatte sich der ganzen ozeanischen Angelegenheit gegenüber stets kühler gezeigt.

Man darf nicht sagen, daß der Admiral in dürftigen Verhältnissen gelebt, oder daß er gedarbt hätte, das wäre eine arge Übertreibung. Aber in Spanien überlebte er seinen Ruhm vollständig, und er fühlte sich so unfänglich verlassen. Als er am 21. Mai 1506 zu Valladolid starb, wurde das Ereignis nicht einmal in der kleinen Stadt bemerkt. Das Cronicon de Valladolid, das jene Zeit auch umfaßt und alle kleinsten Vorkommnisse, die dem Stadtgespräch zur Nahrung dienten, sorgfältig erwähnt, spricht mit keiner Silbe von dem Tode des Entdeckers der Neuen Welt.

Wohl ihm, daß er die schlimmste Kränkung, die ein Jahr nach seinem Tode ausgesonnen wurde, nicht mehr erlebte, die Kränkung, daß nicht nach dem kühnen Seemanne Don Cristóbal Colón (dem so nannte er sich in Spanien), sondern nach einem Florentiner Kaufmanne, Amerigo Vespucci die Neue Welt ihren Namen erhielt!

Man hat zwar Vorschläge gemacht, den Namen Amerika wieder zu beseitigen; aber alle darauf gerichteten Pläne sind völlig aussichtslos. Nach dieser Richtung wird der Ruhm des Entdeckers immer den Abbruch empfinden. Dagegen hat die dankbare Nachwelt den Namen des Kolumbus allein in Gedächtnis und Ehren gehalten, während von einer Popularität des Namens Vespucci keine Rede sein kann. Kolumbus wird fort und fort als der Wohlthäter der Menschheit gefeiert werden, der ihr das weiteste Feld der Arbeit und wetteifernden Thätigkeit gewonnen hat, die Neue Welt, die er nicht bloß an Spanien, sondern an alle lebendigkräftigen Völker gegeben hat, ist seit dreihundert Jahren aus einem Halbschlummer zu historischem Leben erwacht und wetteifert mit der Alten Welt auf allen Gebieten des modernen Kulturlebens. Und wollen wir zum Schluß den Blick von dem gesamten geistigen Leben auf die Entwickelung unserer geographischen Wissenschaften zurückwenden, so müssen wir auch hier betonen, daß erst mit der Entdeckung Amerikas, erst mit dem Bekanntwerden aller Erdteile und Meeresräume von einer wissenschaftlichen Erdkunde in umfassendem Sinne die Rede sein kann und daß die kühne That des Genuesen den Ausgangspunkt eines raschen Aufschwunges gebildet hat.

Herausgeber: Dr. A. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 2.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Die Anthropologie Indiens.

Von Emil Schmidt. Leipzig.

Sämtliche Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

I.

Die exakte Grundlage von wissenschaftlichen Beobachtungen über die Körperbeschaffenheit der Inder ist eine noch sehr ungenügende; es fehlt noch viel zu einer eingehenden Kenntnis der Körpermerkmale, der anthropologischen Stellung, der Verwandtschaft mit andern Rassen, sowie der genetischen Beziehungen der einzelnen Untergruppen. In unsern europäischen Sammlungen ist sehr wenig sicheres Material vorhanden, in indischen selbst fast gar nichts —

Fig. 1 und 2. Itta. Lepcha aus Darjeeling. Kellner. Mongolische Rasse.

und dabei handelt es sich um die Beurteilung einer Völkergruppe von mehr als 250 Millionen Menschen. Wir waren bisher bei der Spärlichkeit von Sammlungsmaterial fast nur auf die Angaben früherer Reisenden angewiesen. Aber leider ist mit diesen nicht viel anzufangen; sie sind sehr unbestimmt, oft untereinander sehr abweichend, bisweilen diametral einander gegenüberstehend. Das ist nicht anders zu erwarten, rühren sie doch fast stets von ungeschulten Beobachtern her. Wenn man Leuten mit sehr struppigem, vernachlässigtem Haar begegnete, so war man sofort geneigt, sie äußerst niedrig stehenden Rassen zugehörig anzusehen, sie für australoid ꝛc. zu halten. Dann auch wirkten vorge-

Digitized by Google

faßte Meinungen ſchädigend mit, z. B. die Vorſtellung, daß in Indien viel ſogenanntes „ariſches“ Blut eingedrungen ſei ꝛc. So befinden wir uns in bezug auf die Raſſenfrage Indiens in großer Unſicherheit und Unklarheit.

Schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert (1865) brachte der Vorſitzende der Royal Asiatic Society of Bengal, Herr J. Fayrer, bei ſeiner Geſellſchaft den Antrag ein, daß die Regierung aufgefordert werden möge, in Kalkutta einen ethnographiſchen Kongreß zu veranſtalten, auf welchem zugleich durch eine Ausſtellung alle Raſſen der alten

Fig. 3 und 4. Butia Lama. Aus Leſſa in Butan, 35 Jahre. Tagelöhner in Darjeeling. Mongoliſche Raſſe.

Welt zu lebendiger Anſchauung gebracht werden ſollten. Die Regierung nahm die Anregung auf und es wurden zunächſt die Behörden durch ganz Indien aufgefordert, Berichte über die Völker und Raſſen ihrer Verwaltungsbezirke einzuliefern. Solche Berichte liefen in großer Zahl ein aus Bengalen, Zentralindien, Oude, dem Punjab, den Nordweſtprovinzen,

Fig. 5 und 6. Tämão aus Südſchin. Birma, 20 Jahr alt. Kuli. (Kriegsgefangener in Madras.)

aus den Präſidentſchaften Bombay und Madras. Freilich ſtellten ſich dann der Ausführung der Idee einer umfaſſenden ethnographiſchen Ausſtellung ſo große finanzielle Schwierigkeiten entgegen, daß man dieſelbe fallen laſſen mußte, aber jene Berichte wurden doch, ſoweit ſie wenigſtens Bengalen (und Aſſam) betrafen, zuſammenfaſſend von Col. Dalton bearbeitet, der ſchon bei der Sammlung des Materials hervorragend thätig geweſen war. So entſtand Daltons Descriptive Ethnology of Bengal (1872), ein Werk reich an ethnographiſcher Belehrung. Naturgemäß waren darin mehr die ſozial-pſychologiſchen Verhältniſſe als die ſomatiſchen berückſichtigt, zu deren exakter Beurteilung eine ſpeziellere Vorbildung der Beobachter abſolut erforderlich geweſen wäre.

Digitized by Google

Mit der Veröffentlichung von Daltons Werk schien das Gouvernement die Sache vorläufig für abgeschlossen zu betrachten. Erst 1884 wurde Herr Herbert Risley, früher Assistent des Statistischen Bureaus von Bengalen, später Sekretär beim Gouvernement von Bengalen, beauftragt, von neuem das Material für eine umfassendere und zugleich vertieftere Darstellung der ethnographischen und physisch-anthropologischen Verhältnisse der Bevölkerung Bengalens zu sammeln. Es wurden Fragebogen, die wesentlich auf der Grundlage der Notes and Queries (Anthrop. Institute 1874) standen, aber den besonderen indischen Verhältnissen angepaßt waren, an Distriktebeamte, Missionare, Gelehrte ꝛc. versandt und nicht weniger als 190 Berichte liefen auf Grund dieser Fragen ein. Über die Ausführung der anthropologischen Beobachtungen setzte sich Risley in Verbindung mit Flower, dem Direktor der Naturhistorischen Departements im Britisch-Museum, und mit Topinard in Paris, mit deren Beistand ein besonderes eingehendes Messungsschema ausgearbeitet wurde. Die Provinzial-Regierungen stellten die nötigen Instrumente, Risley selbst übte die Technik der Messung und Beobachtung einer Anzahl von eingebornen Beobachtern ein und so wurden mit der Zeit mehr als 6000 Individuen anthropometrisch aufgenommen, bei weitem die meisten von zwei Hindu — und einem mohammedanischen Beobachter.

Fig. 7. David Nehemia. 32 Jahre. Schwarzer Jude aus Cochin, Tagelöhner.

Risleys Werk, das Ergebnis siebenjähriger ernster Arbeit, liegt jetzt in zwei großen Bänden von mehr als 1200 Seiten vor. Wir gehen hier nicht auf die ethnographische, sondern nur auf die somatische Seite des Werkes ein.

Das Endresultat der mühevollen ausgedehnten Untersuchung ist, daß wir es in Indien, wenn wir von dem ausgesprochen fremdartigen Rassenelement der mongolischen Bewohner der Nordostgrenzen absehen, wesentlich mit zwei verschiedenen Rassen zu thun haben.

Schon die ältesten Urkunden, die Veden, lassen einen Kampf zweier verschiedener ethnischer Elemente erkennen, einen Kampf, der zu tiefgreifenden sozialen Gegensätzen geführt hat. Daß aber diese soziale Sonderung (die Kaste) varna, d. h. Farbe genannt wird, ist bezeichnend dafür, daß ursprünglich der Gegensatz ein solcher des Blutes war; es war der Kampf einer eingewanderten, hellhäutigen mit einer schon ansässigen dunkelhäutigen Rasse. Die exakten Untersuchungen Risleys bestätigen von naturwissenschaftlicher Seite her die auf historischer Grundlage gewonnene Anschauung. Es handelt sich danach um zwei Grundformen.

1. Der „arische Typus“ ist ausgezeichnet durch einen relativ langen Kopf (Dolichocephalie), eine gerade, schmale Nase, hohes schmales Gesicht, gut entwickelte Stirn, regelmäßige Gesichtszüge. Der Gesichtswinkel ist groß, der Wuchs hoch, von 171,6 cm bei den Sikhs im Punjab bis zu 165,5 cm bei den Brahmanen Bengalens. Der Körper ist wohl proportioniert, eher schlank als breit, die Hautfarbe hellbraun (sie wird von den Indern selbst weizenfarbig genannt).

2. Der „dravidische Typus“ Risleys ist gekennzeichnet durch eine dicke, breite Nase mit einem Index, der an Größe nur von dem des Negers übertroffen wird. Der Hirnschädel ist gleichfalls lang (dolichocephal), der Gesichtswinkel verhältnismäßig klein, die Lippen dick, das Gesicht breit, fleischig, die Gesichtszüge mehr unregelmäßig. Dabei ist der Körperbau untersetzt und kräftig, die Körperhöhe beträgt im Durchschnitt nur 156,2 bis 162,1 cm. Eine der charakteristischsten Unterscheidungsmerkmale ist das Verhältnis von Nasenbreite zur Nasenlänge (der Nasalindex). Topinard hat dies Verhältnis bei den modernen Parisern an Lebenden gleich 69,4 Proz. gefunden: der Nasalindex beträgt nun bei den arischen Sikhs im Punjab 68,8, bei den arischen Brahmanen und Kayasths Bengalens 70,4. Welch weiter Unterschied hier die helle und dunkle Rasse Indiens trennt, zeigt der Nasalindex von 94,5, durch welchen ein entschieden nicht arischer Dravidastamm in Bengalen gekennzeichnet ist.

Die Rassengegensätze und ihre Abstufungen von Mischformen gehen bis zu einem gewissen Grade parallel mit der sozialen (Kasten-) Stellung der einzelnen Gruppen, in der Weise, daß ein kleinerer Nasenindex die höheren Kasten, ein größerer Index (d. h. die breitere Nase) die niederen Kasten kennzeichnet. „Wenn wir eine Reihe von Kasten in Bengalen, Behar oder den Nordwestprovinzen nehmen und sie nach ihrem Durchschnitts-Nasenindex in der Weise gruppieren, daß die Kaste mit der schmalsten Nase obenan, die mit der breitesten Nase zu unterst zu stehen kommt, so findet man, daß die Reihe wesentlich mit der sozialen Rangordnung übereinstimmt.“ Am tiefsten stehen so die breitnasigen, gar nicht in die Kastenordnung eingefügten (outcast) Kolś und andre Bergstämme; dann kommen die niedersten Kasten, die Fleisch von gefallenem Vieh essen, die Lederarbeiter ꝛc.; weiter in aufsteigender Linie die Fischerkasten, gewisse Hirtenkasten, landbauende Kurmis, handeltreibende Khatrieꝛ und die Babhans (Grundbesitzer), bis hinauf zu den am allerhöchsten rangierenden Brahmanen. Man kann sagen, „daß die soziale Stellung eines Menschen im umgekehrten Verhältnis zu seiner Nasendreite steht“. Auch in andern sozialen Verhältnissen macht sich der Unterschied der Rasse deutlich bemerklich. Die breitesten Nasen findet man bei solchen, deren Familiengruppen noch „totemisch“ sind, d. h. durch heilig gehaltene Tiere bezeichnet werden. Höhere soziale Entwickelungen sind diejenigen, deren Familiengruppen sich nach Dörfern, Bezirken oder Namen von Häuptlingen benennen —

Digitized by Google

bei ihnen ist der Nasenindex kleiner, die Nase schmaler. Bei den arischen Kasten mit den schmalsten Nasen aber werden die Familien nach Heiligen oder Heroen benannt.

Risleys Untersuchungen geben uns zum erstenmale exakte, auf sehr umfassenden Individualaufnahmen ruhende Resultate. Aber man muß dabei im Auge behalten, daß sie nur die Anthropologie eines Teiles von Indien, Bengalens und einiger zunächst angrenzenden Provinzen behandeln, in welchen, wie es scheint, die gesellschaftliche und anthropologische Entwickelung so gleichmäßig vor sich gegangen ist, daß eine auffallende Kongruenz von sozialen und somatischen Dingen sich zeigt. Geht man nach dem Süden Indiens, so findet man oft recht bedeutende Inkongruenzen. Auch hier nehmen Brahmanen die höchste gesellschaftliche Stellung ein, aber oft genug findet man ganze Brahmanengruppen, die so dunkel sind und so breite Nasen haben, wie nur irgend eine der niedersten Kasten oder der kastenlosen Bergstämme. Hier deckt sich Kaste und Rasse bei weitem nicht in dem Maße, wie es in Bengalen der Fall zu sein scheint. Wir wollen versuchen, hier in einfachen Umrissen ein gedrängtes Bild der Anthropologie Indiens zu entwerfen.

Fig. 8. Moses Elias, weißer Jude aus Cochin, 50 Jahre. Kaufmann.

Von vornherein sollte man erwarten, ein sehr buntes Gemenge der verschiedensten Rassenformen in Indien zu finden. Wenn man bedenkt, in wie hohem Grade Indien, so weit wir seine Geschichte zurückverfolgen können, das Ziel von Völkerbewegungen nichtindischer Rassen gewesen ist, so wird man geneigt sein, anzunehmen, daß dort wenig homogene anthropologische Verhältnisse sich finden werden. Um nur ein Beispiel hervorzuheben, so haben im Mittelalter mongolische Kaiser ein machtvolles Reich in Nordindien gegründet, das eine längere Reihe von Jahrhunderten hindurch blühte und zeitweise mehr als die Hälfte der ganzen Halbinsel unter ihrem Szepter vereinigte. Sie waren in wiederholten Einfällen mit ihren Truppen mongolischer Rasse eingedrungen — und doch kann man, so weit die Herrschaft der Moguls von Delhi und Agra reichte, jetzt kaum noch eine Spur der so charakteristischen und leicht zu erkennenden physiognomischen Merkmale mongolischer Rasse nachweisen. Mögen auch diese Mogulkaiser selbst mit zur Ausrottung mongolischer Elemente beigetragen haben, indem sie ganz so, wie noch in unserm Jahrhundert die Mamelukken in Ägypten, die Janitscharen in der Türkei hingeschlachtet wurden, ihre übermütig gewordenen Truppen decimieren ließen, die Hauptarbeit bei diesem Ausscheidungsprozeß des Fremdartigen leistete wohl die Natur selbst, die den aus den zentralen Hochlanden Asiens einwandernden Mongolen so durchaus verschiedene Lebensbedingungen darbot, daß die an die sehr eigenartigen Verhältnisse der nördlichen Wüsten und Steppen angepaßten Fremden in der unter ganz andern klimatischen ꝛc. Bedingungen gestellten Tiefebene des Indus und Ganges schnell dahinschwanden.

Das Innere Indiens zeigt uns eine verhältnismäßig große Homogenität seiner Rassen. Anders aber verhält es sich an seinen Rändern. Die Pässe des Himalaja sind für feindliche Heere absolut, die der südlichen Grenzgebirge von Assam wenigstens nur sehr schwer überschreitbar, aber eine sehr langsame Durchsickerung mongolischer Nachbarbevölkerung findet doch statt, und so finden wir Nepal, Sikkim, Assam erfüllt mit Menschen mehr oder weniger reiner mongolischer Rasse mit ihren charakteristischen Merkmalen. Mit scharfer Linie schneidet ihr Gebiet von dem der indischen Rassen ab; einer breiteren Ausdehnung von Vermischungen stehen die Kastenanschauungen der Hindus in hohem Grade im Wege.

Ganz anders als der Norden und der Nordosten stehen die Küsten der Berührung und der Einwanderung fremder Rassen offen; auch sind hier die klimatischen Verhältnisse denjenigen, unter welchen andre Küstenvölker des indischen Ozeans leben, weit ähnlicher. Deshalb finden wir hier auch eine verhältnismäßig viel größere Beimischung fremden Blutes als im Innern. An der Coromandelküste und in Ceylon sind den einheimischen Rassen hinterindische und malaiische Merkmale, wenn auch nur in geringem Umfange, infiltriert: man erkennt das fremde Element an dem kürzeren, runden Schädel, dem mehr prognathen großen Munde, der flachgesichtigkeit, dem strafferen schwarzen Haar. Auf der Westseite dagegen hat mehr der Verkehr mit Persien, Arabien und Afrika seine Spuren hinterlassen. In den Westghats begegnet man einzelnen Individuen, deren stärker krauses Haar, deren besonders dunkle Hautfarbe in Verbindung mit der starken Prognathie, der großen Zahn- und Kieferentwickelung,

Digitized by Google

die allgemein dort geltende Annahme zu bestätigen scheint, daß man es hier mit den Nachkommen und Mischlingen entlaufener Negersklaven oder Guinea- oder Congosoldaten (Holländer und Portugiesen) zu thun habe, die sich Weiber aus den eingebornen Stämmen genommen hätten. Aus Arabien und der Euphratniederung stammen wohl größtenteils die spezifisch semitischen Züge, die man so oft an den Bewohnern der Westküste antrifft; kompakte semitische Einwanderungen haben im Norden in der Umgebung von Bombay und im Süden in Cochin zum Dasein geschlossener jüdischer Gruppen geführt. Nirgends sind die Juden Indiens so zusammengedrängt, wie die weißen und schwarzen Juden von Cochin. Erstere, nach ihrer eigenen Tradition direkt nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem durch Titus nach der Malabarküste ausgewandert, haben, so lange sie dort wohnen, fortwährend frischen europäischen und vorderasiatischen Zuzug erhalten; ich konnte in der ganzen weißen Judenkolonie Cochins nicht eine einzige Familie auffinden, die auch nur zwei Generationen weit zurückreichte, ohne daß eines ihrer Mitglieder nicht ein von außen her eingewanderter spanischer, polnischer, holländischer, syrischer ꝛc. Jude gewesen wäre. Die Hautfarbe der sogenannten weißen Juden ist ganz weiß, dem an die dunkle Hautfarbe der Südinder gewöhnten Auge erschienen sie sogar oft übertrieben, krankhaft weiß; die besonderen Körpermerkmale des Semiten sind bei ihnen in so intensivem Maße vereinigt, wie nur bei irgend einer Gruppe von Juden in Europa.

Fig. 9 und 10. Nâdeuer. Toda aus Tuulkundamand. Nilgiri, 25 Jahre.

Gleichfalls stark semitisch durchsetzt sind die von den weißen Juden als niedere Kaste angesehenen, wenig geachteten „schwarzen Juden“ Cochins, wahrscheinlich die Nachkommen der ursprünglich den weißen Juden zugefallenen Ländereisklaven, die zu Juden gemacht wurden und deren Töchtern die weißen Judenjünglinge etwas weniger Beachtung entgegengebracht zu haben scheinen als ihren männlichen Mitgliedern. So sieht man, während wohl die Mehrzahl derselben die Merkmale der dunklern Rasse Südindiens besitzt, doch oft genug bei ganz dunkler Haut die ganz besonderen Formen am Auge, Nase und Mund, welche sofort die Beimischung semitischen Blutes verraten.

Persien hat gleichfalls mit ganzen Kolonien zur Bevölkerung des westlichen Indiens beigesteuert. In Bombay bilden die feueranbetenden Parsis einen ansehnlichen, und zugleich wegen ihres Fleißes und Ernstes, ihrer Ehrlichkeit und ihrer kaufmännischen Anlagen den wohlhabendsten Teil der Bevölkerung. Es lassen sich unter den Parsis leicht zwei Typen herausfinden: beide sind kurzköpfig, von mittlerer Statur, von ziemlich heller Hautfarbe. Aber der eine Typus hat eine besonders kräftig entwickelte Adlernase, ein hohes, schmales, feines Gesicht, feine Augenlider, einen kleinen Mund mit schmalen Lippen, kräftig vortretenden Kinn, starken Bartwuchs; der andre Typus ist mehr breitgesichtig, der untere Gesichtsteil rundlich, die Nase plumper, breiter, die Lider und Lippen dicker, der Bart spärlicher. Ganz gewöhnlich ist die Physiognomie bei diesem Typus ausgesprochen semitisch, an die alten assyrischen Gesichter auf den Denkmälern von Niniveh und Babylon erinnernd. Es spricht alles dafür, daß wir es bei dem ersteren dieser beiden Parsi-Typen mit den Nachkommen der aus den Hochlanden

Digitized by Google

Asiens herabgewanderten Arier, bei den andern mit Nachkommen von Assyro-Babyloniern zu thun haben.

Die letztbesprochenen Völkergruppen sind entschieden erst in verhältnismäßig neuer Zeit, die Perser erst nach dem 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, die Juden ein paar Jahrhunderte früher nach Indien eingewandert. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß Semiten auch schon früher Beziehungen mit der indischen Bevölkerung hatten. Wenn man an der Westküste, Ceylon mit inbegriffen, gar nicht so selten Eingeborne mit ganz semitischen Augen, Nase, Mund antrifft, so kann man dabei an den Verkehr mit arabischen Händlern in verhältnismäßig später Zeit denken. Aber auch im Innern Indiens, ja unter den Bergstämmen, die wohl am zähesten den indischen Urtypus festgehalten haben, treten die so charakteristischen semitischen Merkmale oft ganz schlagend hervor. Ganz besonders stark gilt das von manchen Individuen der die Nilgiriberge bewohnenden Todas: einzelne von ihnen würde man sofort für die unverfälschtesten, konzentriertesten Juden halten, wenn nicht ihre nächsten Blutsverwandten auch nicht eine Spur von jüdischen Gesichtszügen besäßen. Etwas weniger stark zeigt sich dieselbe Erscheinung bei den ebenfalls auf den Nilgiris lebenden Kotas, noch weniger deutlich und häufig bei den kleinen dunklen Bergstämmen des südlichen Indiens.

Seit Vasco da Gama in Indien landete, ist dessen Bevölkerung besonders an der Westküste in hohem Grade der Vermischung mit Europäern ausgesetzt gewesen, zuerst mit Portugiesen, dann mit Holländern, zuletzt vorzugsweise mit Engländern. Die Nachkommen der Portugiesen sind meistens auffallend dunkel und man hat daraus auf eine Umwandlung der Rasse durch das Klima schließen wollen; jedoch handelt es sich hier augenscheinlich um Nachkommen von ursprünglichen Mischlingen, die durch weitere Vermischung mit dunklen Eingebornen allmählich immer mehr die Farbe der letzteren angenommen haben. Auch mag mancher Stammbaum eines solchen sogenannten schwarzen Portugiesen zuletzt wohl nicht auf einen Europäer selbst, sondern nur auf den schwarzen Sklaven eines solchen zurückzuführen sein, der den Glauben und den Namen seines Herrn angenommen hatte.

Die aus der Verbindung von Holländern (auch Franzosen und Engländern) mit eingebornen Weibern hervorgegangenen Mischlinge, die sogenannten Burghers oder Eurasier, sind im ganzen ein schlaffes, unkräftiges Geschlecht, körperlich wenig leistungsfähig, geistig nicht hervorragend, weder von den Eingebornen noch von den Europäern geachtet. Körperlich stellen sie eine Vereinigung der Merkmale ihrer väterlichen und mütterlichen Stammeltern dar.

Die Sierra madre del Sur.

Eine orographische Studie aus Mexiko von Ph. Letzen.

Die Sierra madre del Sur, oder deutsch das südliche Hauptgebirge [1]), heißt derjenige Teil der mexikanischen Anden, welcher sich längs der Südküste am Stillen Ozean hinzieht; und zwar da beginnend, wo der Flußstrom (Rio de las Balsas), seine bisherige westliche Richtung verlassend, sich nach Süden wendet, begleitet das Gebirge den Lauf des eben genannten Flusses, der es nach Norden zu vom Mittelgebirge (Sierra madre del Centro) trennt, in einer durchschnittlichen Kammhöhe, die größer ist als die des Hochlandes von Anahuac, bis zum Meridian von Mexiko (99° 7′ 8″ westl. von Greenwich); verflacht sich, von hier ostwärts, ganz allmählich und verläuft endlich auf der Landenge von Tehuantepec zu einer schmalen Hügelkette von kaum 200 m Höhe, die nur noch die Richtung der sonst so mächtigen Anden andeutet. Westlich vom unteren Laufe des Flußstromes bilden die flachen, Silbererz und auch etwas Gold führenden Rücken des Gebirgslandes von Coalcoman das Verbindungsglied mit dem Vulkangebirge von Colima, das von jenem durch den Chahuahna geschieden ist, während es nördlich durch den Santiagofluß vom westlichen Hauptgebirge (Sierra madre occidental) getrennt wird. Das nördliche Ufer des Flußstromes begleitet ein äußerst interessanter Gebirgszug, der dem Flusse parallel läuft und als ein Übergangsglied zwischen Süd- und Mittelgebirge, auch als südlicher Hang des letzteren angesehen werden kann; seine Kammhöhe ist etwas geringer als die der gegenüberliegenden Kette des Südgebirges, aber größer als das zunächst dahinter liegende Hochland von Michoacan. Auf letzterem, und streng genommen nicht zum Südgebirge gehörig, findet sich der Vulkan Jorullo und die Kornitos (siehe Alex. v. Humboldts Kosmos IV, 338 flg.); vereinzelt stehende, 5 bis 60 m hohe, ganz spitze und steile Kegel, die bewaldet oder kahl, aber oben nie aufgebrochen sind; wie auch drei von den fünf Erhebungen, welche den Vulkan Jorullo bilden, oben geschlossen sind und ein baumbewachsenes Tafelland bilden.

Ist nun auch vom allgemeinen Standpunkte aus das Südgebirge nur ein Glied der ungeheuren Andenkette, so ist es doch, in den oben bezeichneten Abgrenzungen für sich allein betrachtet, recht eigentlich ein Massengebirge; und das gilt besonders, wenn wir das Hochland zwischen dem zweiten Grade östlich und vierten Grade westlich von Mexiko ins Auge fassen, das in vier, deutlich ausgesprochenen Terrassen vom Norden nach Süden, vom Flußstrome zum Stillen Meere abfällt, und das eine Ausdehnung hat, größer als die Schweiz mit Tirol und Vorarlberg zusammen; nämlich 75 000 qkm, wovon fast $^1/_6$ auf die Staaten Michoacan und Oaxaca kommen, während die übrigen $^5/_6$ den Staat Guerrero bilden.

Dem Flußstrome in fast allen seinen Biegungen sich anschmiegend, finden wir im Norden zwei parallele Ketten, die höchsten des ganzen Gebirges, die ein Hochland zwischen sich einschließen, auf dem sich im Westen die Gipfel der Tentacion, im Osten der Toro erheben; im Süden bildet eine 300 bis 500 m hohe Kette den meist sehr steilen Abfall zum Meere; und zwischen dieser und dem vorgenannten, in nahezu gleichen Abständen untereinander, wie vom Ozeane, können zwei weitere Parallelketten unterschieden werden, deren jede ihre höchste Erhebung ziemlich genau auf dem Meridian von Acapulco, südwestlich vom Toro hat; die nördlichere derselben ist die Brea, die südlichere, zunächst dem Meere gelegenen, heißen die Köpfe von Coyuca.

Vom Westen beginnend, steigt das Hochland zwischen den erwähnten nördlichsten Hauptketten von einer geringen Höhe sehr schnell zu den Gipfeln der Tentacion an, hat zwischen

[1]) Daß „madre“ in Verbindung mit Substantiven und diesen ohne Bindeglied nachstehend Haupt oder Stamm bedeutet, erweist jedes spanische Lexikon. Wenn trotzdem Reisende versucht haben, „Sierra madre“ als „Gebirge der Mutter Gottes“ zu übersetzen, so läuft das ebensowohl dem Wörterbuche als der merikanisch-kirchlichen Ausdrucksweise zuwider; man würde das Wort madre von der Mutter Gottes nie ohne das Vorwort „Santa“, oder dem Zusatz „de dios“ gebrauchen.

Digitized by Google

diesen und dem Toro eine durchschnittliche Höhe von 3000 m, dagegen östlich von letzterem bis nach Chilapa höchstens 2000 m und verflacht sich dann in Oaxaca mehr und mehr. Die mexikanischen Geographen bezeichnen die Höhe der Tentacion zu 3700 m, die des Toro zu 3500 m. Ich bemerke, daß ich im Januar und Februar 1884 die beiden Höhen mit Schnee bedeckt sah, während der 4150 m hohe Ajusco bei Mexiko schneefrei war; ohne damit beweisen zu wollen, daß die erstgenannten Höhen die bedeutenderen sein müßten. Denn an der Küste des Stillen Oceans fallen (d. h. nur im mittleren Amerika, etwa von Mazatlan südwärts bis Guayaquil) im Januar und Februar nicht selten starke, feuchte Niederschläge, die sich selbstverständlich auf den größten Höhen als Schnee niederlegen, während im Mittelgebirge Regen in jenen Monaten zu den äußersten Seltenheiten gehört. Aus dem gleichen Grunde erklärt es sich leicht, daß der Schneeberg von Colima [1]), dessen Gipfel die Grenze des ewigen Schnees sicher nicht erreicht, dennoch fast immer mit viel Schnee bedeckt ist, während die höheren Gipfel bei Mexiko, Puebla und Jalapa, z. B. der Ajusco, die Malinche und den Rauhcampatepetl (Cofre de Perote) schneefrei sind. Eine Besteigung der Tentacion scheint noch nicht ausgeführt zu sein; wenigstens versicherte mich der Besitzer des kleinen Kramladens in Tlacotepec — dem nächsten und vielleicht einzigen Orte am Fuße der Tentacion, nämlich zwei Tagereisen von derselben entfernt — daß in seiner Gedenkzeit (1884 seit 35 Jahren) niemand den Versuch gemacht habe, diese finsteren Felsmassen zu erklimmen.

Nicht ein einziger Bach nimmt seinen Lauf in der Längsrichtung der genannten Parallelketten; nicht ein einziges Wasser durchbricht die beiden höchsten derselben. Die wenigen Quellen, welche am Hange der nördlicheren entspringen, eilen in kurzem Laufe dem Flußstrome zu; die vom Hange der südlicheren Hauptketten durchbrechen die dem Oceane näher gelegenen Züge in ungemein wilden Thälern, die ebenso köstliche landschaftliche Bilder, wie schreckliche Wege bieten. Es ist charakteristisch für die nach Süden gehenden Flüsse, daß fast alle nicht direkt in das Stille Meer münden, sondern in längs der Küste liegenden Landseen (Lagunen), die entweder gar keine, oder nur eine sehr versteckte und für Schiffe unpassierbare Verbindung mit dem Meere haben.

Die oberen Läufe vieler Flüsse, wie z. B. des Papagayo und des Yolotla, sind von Kalksteinfelsen begleitet, in deren steilen, unzugänglichen Wänden man vielfach die Eingänge von Höhlen bemerkt, von denen wohl noch nicht eine durch Europäer besucht ist. Die größte Höhle Mexikos und, so viel mir bekannt ist, eine der größten der Welt, gehört nicht dem Südgebirge, sondern dem mehrfach genannten Verbindungsgliede desselben mit dem Mittelgebirge an und liegt ziemlich genau auf dem Meridian von Mexiko und 18° 30′ Nord. Sie ist nach dem kleinen Orte Cacahuamilpa [2]) benannt und besteht aus einer oberen, zugänglichen und einer unteren, unzugänglichen Höhle. Letztere, durch welche die Flüsse von Temaneingo und Amacuzaque unterirdisch hindurch fließen, ist 8 km lang; die größte der drei Hauptabteilungen der oberen Höhle kann 5 km weit begangen werden, und hat stellenweise 100 m Breite und 60 m Höhe. Haupt- und Nebenhöhlen weisen eine große Zahl wunderbarer und schöner Tropfsteinbildungen auf.

Der überall sehr steile Abfall des Gebirges zur Küste ist meist bis auf die Fluthöhe hinab mit tropischem Walde bedeckt; stellenweise, wie z. B. bei Sant Angel, finden sich inmitten desselben große Flächen weißen Sandes, die sich häufig hoch am Hange emporziehen. Nicht nur wird die Gegend landschaftlich hierdurch mancherorts der der australischen Küsten (Queensland und Viktoria) ähnlich, sondern es ist eine merkwürdige Thatsache — auf die meines Wissens noch nie aufmerksam gemacht worden ist, — daß dieser weiße Sand oft goldführend ist, wie der australische auch.

Die Längsketten des Gebirges sind durch zahlreiche Querzüge, d. h. von Nord nach Süd streichende Rücken, untereinander verbunden, wodurch häufig allseitig geschlossene Thäler und Mulden entstehen; auch finden sich große, weite, runde Kessel, von denen man einige vielleicht als Senkungstrichter betrachten kann, die ich aber der Mehrzahl nach für Überreste, — ich möchte sagen die Böden — zerstörter Krater halte, welche einst die Reihe der feuersprienden Berge [1]), welche die ganze Andenkette krönen, auch durch die Sierra del Sur hindurch, wo sie jetzt unterbrochen erscheint, fortsetzten. Ein solches gänzliches Zubrunchegehen der Kraterumfassungswände, wie wir es in den Kesseln von Chilpancingo, Tirtla, Chilapa und Zumpango del Rio vor Augen haben, finden wir auch sehr oft bei Neben- und Hauptkratern der Vulkane des Mittelgebirges. Am Citaltépetl (Vulkan von Orizawa) ist der ältere Krater, der seiner Zeit die ungeheuren Lavamassen über das Malpaís ergossen hat, bis auf einzelne steile Klippen, die durch ihre Stellung den Umfang des einstigen Kraters erkennen lassen, zusammengebrochen; vom großen Krater des Xinantecatl (Vulkan von Toluca) steht nur noch auf dem westlichen Teile der Umfestung in ursprünglicher Höhe die nadelartige Punta del Sur (Südspitze) und der Pico del Fraile (Mönchsspitze); und der jüngste der mexikanischen Vulkane, der vor noch nicht anderthalb Jahrhunderten entstandene Jorullo ist, wie ich unten ausführen werde, schon jetzt am Verschwinden.

Die schon erwähnten größten Erhebungen des Gebirges, die Tentacion, der Toro, die Brea und die Köpfe von Coyuca sind blasenartige Erhebungskuppen, wie unser Brocken und die Riesenkoppe; von der Brea, die ich erstiegen habe, kann ich noch sagen, daß sie, wie der Brocken, aus vötlichem Granit besteht; dasselbe gilt wahrscheinlich vom Toro und der Tentacion, während die Köpfe von Coyuca Syenit sein dürften.

Trotzdem das ultramarinblaue, tiefe Wasser den Schiffen erlaubt, unmittelbar unter den Felshängen entlang zu fahren, so daß man vom Bord der Dampfer aus alle Einzelheiten am Lande beobachten kann; trotzdem die vor Winden geschützten, zahlreichen Buchten leichte und sichere Annäherung an die Küste gestatten, giebt es nur sehr wenige Häfen, und nur die schöne Bucht von Acapulco ist dem Hochseeverkehre geöffnet; von den vier kleineren, der Küstenfahrt dienenden Häfen, ist der von Sihuatanejo der bedeutendste.

Es mag sein, daß manche Buchten wegen des Granitbodens schlechten Ankergrund bieten und deshalb als Häfen ungeeignet sind. Der Hauptgrund aber für die ganz unbe-

[1]) In Gubas Geographie und Atlas wird die Höhe des Schneeberges (Nevado von Colima) zu 2871 m, die des Vulkans von Colima zu 2802 m angegeben. Das Verhältnis zwischen den beiden Angaben ist sicher durchaus falsch, da der Augenschein erweist, daß ersterer um hunderte von Metern höher ist, als der unmittelbar daneben liegende, zum gleichen Stocke gehörende Vulkan. Nach meinem Taschenaneroidbarometer wurde der Schneeberg 4060 m hoch sein; die Höhe des Vulkans schätzte ich zu 3600 m, kam aber blos bis zu 3400 m empor, da ich den Rand des damals thätigen Kraters nicht ganz erreichen konnte.

[2]) Eine ausführliche Beschreibung dieser ungemein interessanten Höhle habe ich früher (Kölnische Zeitung, Wochenausgabe Nr. 26 vom 26. Juni 1884) gegeben.

[1]) Ich gedenke hier des Izalco, der den Fahrgästen des amerikanischen Dampfers Clyde, welcher am 8. und 9. Dezember 1884 am Fuße des Vulkans im Hafen von Acajutla lag, ein furchtbar großartiges Schauspiel gewährte, durch die glühenden Lavamassen, welche sich auf jenem, der See zugewandten Hange herabergossen und die Küste und den tropischen Wald wie mit rotem, bengalischem Lichte zauberhaft erleuchteten.

Digitized by Google

denende Schiffahrt an diesen Küsten ist die Unzugänglichkeit des Hinterlandes, eben des Südgebirges. Meines Wissens giebt es überall nur drei für Tiere gangbare Pfade, welche das Gebirge in der Richtung von Nord nach Süd durchqueren. Der erste ist der Karawanenweg von Yuntepec [1]) nach Acapulco; der zweite der von Huetamo nach Sihuatanejo, und der dritte der von Acapulco über San Cristobal nach Ajuchitlan, der mir von Offizieren des Statthalters von Guerrero angegeben wurde, und den ich endlich einschlagen mußte, nachdem ich lange Zeit vergeblich versucht hatte, einen Weg von Südosten nach Nordwesten, längs der Richtung der Hauptketten, am Fuße der Tentacion vorbei, nach Colima zu finden. Zu Fuße wird es sicher möglich sein, diese Richtung zu verfolgen; jedoch muß man dann von Trägern begleitet sein, die nicht nur Lebensmittel, sondern auch Wasser mitführen, das dort oben auf dem Hochlande der Tentacion oft gänzlich fehlt.

Dieser Mangel an passierbaren Wegen verhindert, ebenso wie das Aufblühen des Handels, auch die Ausbeutung des Mineralreichtums, der im Südgebirge nicht geringer ist als in den berühmten Bergwerksrevieren von Taxco, Pachuca, Sultepec, Zacualpan u. a. m. Die Gruben von Ajuchitlan, Tepantitlan und Espiritu Santo bei Huetamo haben Fahlerze mit bis 15 Proz. Silbergehalt geliefert; da aber die beinehen fallenden, größeren Mengen der weniger silberreichen Erze, obwohl sie anderswo noch ein wahrer Schatz sein würden, hier wegen der unendlich hohen Frachtsätze durchaus nicht zu verwerten sind, so blieb der Bergbau meistens ganz wieder liegen, wenn eine zufällig gefundene reiche Ader erschöpft war. Zu leugnen ist nicht, daß die politische Unsicherheit, welche bis vor anderthalb Jahrzehnten in Mexiko herrschte, das ihre zur Hintanhaltung der gedeihlichen Entwickelung des Bergbaues beigetragen hat.

Die Zahl der im Südgebirge vorkommenden Pflanzenarten ist eine ungemein große, wie das leicht erklärlich ist, in einer Gegend, wo dicht nebeneinander alle Klimate der Welt vertreten sind. Auf Reisen in diesem Gebirge ereignet es sich nicht selten, daß man morgens von Zucker- und Indigopflanzungen aufbricht, sein Mittagsmahl verzehrt in den unwirtsamen Gegenden, wo wegen der nahen Schneegrenze überhaupt keine Pflanzen mehr gedeihen, und abends wieder in den Heimstätten der Palme sein Nachtlager wählt. Eine äußerst auffallende Thatsache ist die, daß der Fichtenwald am Südhange bis zu viel geringeren Höhen hinabsteigt, als auf der Nordseite oder im Mittelgebirge; während auf den zum Stillen Meer abfallenden Hangen die Fichte schon bei einer Höhe von 1000 m verweilt, finden sich auf der Nordseite und im Mittelgebirge bei 2000 m Höhe noch Eichen- und sonstige Laubholzwaldungen; ja in geschützten Lagen, wie bei Taxco und Cuernavaca, gedeiht bis zu diesen Höhen die Sapote, die Chirimoya und der Mango.

In fast allen Wäldern ist das Unterholz mit der in einer ihrer Arten über die ganze Welt verbreiteten Bromberee dicht durchwachsen — ein oft schlimmes Hindernis für den Reisenden; auch findet sich nicht selten Vanille, und die Bäume — besonders Eichen und Fichten — sind überladen mit zahlreichen, großen und prächtig blühenden Orchideenarten. Die flachen Küstenrücken sind entweder mit Zwergpalmen, Pulque und Mescalbranntwein liefernden Aloearten, auch Bromelien, darunter die köstliche Ananas, bewachsen; tragen, wie an den oberen Läufen des Papagayo und Polotlakflusses schöne Laubholzwaldungen; oder endlich, wie am oberen Flußstrome — der hier auch wohl nach einem daran liegenden kleinen Orte als Mescalaflu bezeichnet wird — Wälder von wunderbaren, baumartigen Kaktus, die Organos (Orgelpfeifen) genannt werden. Zwei Arten derselben fallen besonders in die Augen. Die erste Klasse, die eigentlichen Organos, sind gerade, runde Einzelstämme von 10 bis 15 m Höhe und 15 bis 20 cm Dicke; die zweite Klasse dagegen zeigt eine große Zahl solcher Einzelstämme, die, alle gerade in die Höhe stehend, unten, dicht über dem Boden, zu einem sehr dicken, gemeinsamen Hauptstamme sich vereinen, sie heißen ihres Aussehens wegen Armleuchter. Die einzelnen Schäfte beider Arten tragen an ihrem oberen Ende eine schwarzgelbe, schnell vergehende Blüte.

Aus dem Reichtum der Tierwelt hebe ich hier nur hervor, was Interesse für den Jäger hat; und da sind unter dem „Raubzeug", neben Jaguar, Puma (Silberlöwe), Tigerkatze und Schakal, der wegen seines Felles gesuchte Stinkfuchs (zorillo oder Skunks) zu erwähnen; von erjagarem Wild kleine Wildschweine und Hirsche, nicht viel größer als unsre Rehböcke, auch wenige Kaninchen; und unter den Vögeln Auerhähne, Fasanen, Enten, Waldhühner, Turtel- und Wandertauben. Im Meere erlauben die Haie, im Flusse die Alligatoren einen eigenartigen Sport; auch ist der Rieseneidechse (Iguana) zu gedenken, die an den Seegestaden, wie auch im Binnenlande lebt, mehr als 1 m lang wird und in ihrem schillernden Schuppenpanzer einen herrlichen Anblick gewährt; ihr Fleisch wird von den Eingebornen geschätzt, als Heilmittel sowohl, wie als Leckerbissen. Auch das Fleisch der Gürteltiere wird von vielen Leuten gern gegessen.

Landschaftlich ist das Südgebirge fast überall schön und hat an vielen Stellen ganz großartige Bilder aufzuweisen. Die Natur hat hier, wie so vielfach in der Welt, den Syenit und noch mehr den Granit als bevorzugten Träger der landschaftlichen Schönheiten erwählt. Das gilt sowohl vom Binnenlande, wie zumal von der Küste. Manche der kleinen Flüsse bilden in ihren malerischen Durchbrüchen durch die Syenit- und Granitfessen der südlichen Ketten Thäler, der der Bode unter der Roßtrappe nicht nachstehen, ja es vielleicht in unsern Augen noch übertreffen, durch die größere Höhe der einfassenden Felsen und die eigentümliche, tropische Vegetation. Die Küstengegenden erreichen vielleicht nicht die hehre Großartigkeit des Smyth Kanales an der Westküste von Patagonien, oder den zauberhaften Reiz der Umgebungen von Rio de Janeiro und des ganzen Striches zwischen Kap Frio und Santos: sie sind aber entzückend schön und können sich den nordischen Küsten Europas und Asiens an die Seite stellen, wo, wie in Norwegen, an der japanischen und chinesischen Küste die Natur gerade in granitischen Formationen ihre prächtigsten Landschaftsbilder entfaltet hat.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich der lieblichen Aussicht gedenken, welche man vom Kraterrande des Jorullo genießt über die blühende Ebene von S. Pedro und den unteren Lauf des Flußstromes hinab, bis zum Stillen Meere; sie gehört zu den reizendsten, die ich gesehen habe.

Aber von diesem merkwürdigen Vulkane, der erst im Jahre 1759 entstanden ist, werden unsre Nachkommen in wenig Jahrhunderten kaum noch Spuren erkennen. Schon ist mehr als die Hälfte des kleinen Kraters, der seiner Zeit die unendlichen, nach Norden streichenden Lavamassen ergossen haben muß, gänzlich zusammengebrochen, so daß man von der Erhebungsebene aus, ohne alle Steigung, in den Grund des Kraters hineinspaziert. Der Umfang des großen Kraters, der 1884 allerdings noch ziemlich — bis auf einen Einbruch im Süden — in seiner ganzen Ausdehnung erhalten war, zeigte sich schon damals derart zerklüftet und zerbröckelt, daß

[1]) Yuntepec, 1884 Endpunkt der transatlantischen Bahn von Veracruz nach Acapulco, liegt sehr nahe 400 km von Acapulco entfernt. Die Karawanen legen diesen Weg in 10 bis 14 Tagen (der Postreiter in 5 Tagen) zurück. Zahlreiche tote Maultiere — willkommene Beute für die lauernden Aasgeier (zopilotes) — bezeichnen jedesmal den Vorbeizug einer hohen Karawane, die ihr lebendes Material schnell auf den unaussprechlich schlechten Wegen abnutzt.

Digitized by Google

der Einsturz des ganzen Kraterrandes nur die Frage einer verhältnismäßig kurzen Zeit sein kann. Der ungemein steile Mantel ist außen ganz bewaldet und bewachsen; auch im Innern grünten und gediehen an vielen Stellen schon Bäume und Sträuche bis auf den Grund hinab; ja die Ebene, welche A. v. Humboldt 1804 noch als „schwarzes Trümmerfeld" sah, war 1884 mit einem Palmenwalde bedeckt und der ganze Charakter der Landschaft ist wieder derselbe liebliche, wie ihn Humboldt, nach älteren Quellen, als vor der Katastrophe bestehend beschreibt. Das wogende, grüne Zuckerrohr und der hohe Mais auf den reichen Feldern der Hacienda von San Pedro erfreuen das Auge des Wanderers. Aus der trachitischen Lava dringt vielerorten kristallhelles Wasser hervor, das einen seenhaft üppigen Pflanzenwuchs hervorgezaubert hat.

Wie immer, hat sich hier der Schaffenstrieb der Natur ihrer Zerstörungskraft überlegen erwiesen. Aus der schwarzen Lava, die einst sengend der fleißigen Menschenhände Werk vernichtete, wuchs die schlanke Palme, das Sinnbild des Friedens, hervor.

Isidor Kopernicki.

In der Nacht vom 24. zum 25. September 1891 starb zu Krakau Professor Isidor Kopernicki, die Zierde und der Stolz der polnischen Anthropologen, ein Mann von tiefem und vielseitigem Wissen auf dem Gebiete der Anthropologie und Ethnographie. Ich habe mit dem Verstorbenen in Marienbad, wo er eine Reihe von Jahren im Sommer als Badearzt lebte, viel verkehrt und seine seltene Liebenswürdigkeit und Herzensgüte kennen, sein ungemein reiches Wissen schätzen gelernt. Er war vieler Sprachen kundig und drückte sich im Russischen, Rumänischen, Französischen, Deutschen, Englischen so gut wie in seiner Muttersprache aus. Kopernicki war ein strammer polnischer Patriot, und auf politische Gespräche mit ihm einzugehen, erschien nicht rathsam; aber er schätzte die deutsche Wissenschaft hoch und erkannte Virchow und Broca für die Grundpfeiler der heutigen Anthropologie. Die Bildwerke des deutschen wie des französischen Gelehrten hingen in seinem Studierzimmer in Marienbad.

Isidor Kopernicki.

Kopernickis äußerer Lebensgang war ein bewegter, bis er in Krakau als Sekretär der Akademie und Professor an der Universität in eine ruhige Stellung kam. Geboren am 17. April 1825 zu Cyzyzówka in der Ukraine, bezog Kopernicki um die Mitte der vierziger Jahre die Universität Kiew, um Medizin zu studieren. Im Jahre 1849 wurde er graduiert und rückte später, 1856, zum Professor der Anatomie an derselben Hochschule auf. Er verließ diesen Posten 1863 während des letzten polnischen Aufstandes, um sich der Pflege der verwundeten Landsleute zu widmen. Im nächsten Jahre sehen wir Kopernicki in Paris, der zweiten Heimat aller flüchtigen Polen, wo er die Vorlesungen von Claude Bernard und Quatrefages besucht. Er folgte dann einem Rufe nach Bukarest zur Errichtung des anatomischen Museums. Die von ihm angefertigten Präparate erregten die Aufmerksamkeit weiter Kreise und trugen ihm 1869 in Krakau den großen Preis und bald darauf die erste Klasse der Medaille „bene merenti" ein, welche ihm sein damaliger Landesherr Karol von Rumänien verlieh. Seit 1876 weilte Kopernicki in dem ihm lieb gewordenen Krakau, zuerst als Arzt, in welcher Stellung ihm von 1878 ab die anthropologischen Vorlesungen an der Universität übertragen wurden. Das Jahr 1886 brachte ihm die Professur, nachdem er vorher bereits von den medizinischen und anthropologischen Gesellschaften und Akademieen fast ganz Europas zum Mitgliede ernannt worden war. Nicht wenig trug zum Bekanntwerden Kopernickis sein ausgebreitetes fremdsprachliches Wissen bei; er hat neben den polnischen Schriften, die in unserer Skizze unter deutschen oder französischen Titeln laufen, eine große Zahl deutscher, englischer und französischer Abhandlungen in den verschiedensten Journalen erscheinen lassen. Ja, es mußte gar eine deutsch verfaßte Arbeit sein, nämlich die „Vergleichend craniologische Untersuchung über den Bau der Zigeunerschädel" (Archiv für Anthropologie, Bd. V, 1872), für welche ihm im Jahre 1874 die Anthropologische Gesellschaft zu Paris mit dem Godard Preise bedachte.

Kopernickis Schriften lassen sich in medizinische, anthropologische und ethnologische ordnen. Die ersteren, zumeist balneologischen Inhalts, können wir hier unerwähnt lassen; desto wichtiger sind uns die Arbeiten zur Anthropologie und Ethnographie. Kopernicki ging von Schädeluntersuchungen aus, als deren früheste wohl die „Note préliminaire sur la structure des crânes slaves" im Bericht über den ersten Kongreß russischer Naturforscher in Kiew 1861 zu nennen sein dürfte. Ihr folgte die „Description d'un nouveau crâniographe", ungleich als „craniologische Studie der Rassen" im Bulletin der Pariser Anthropolog. Gesellsch. 1867. Einen skaphoiden Schädel des anatomischen Museums in Krakau beschrieb er im Journal of the Anthropological Institute, Vol. VI. Diese Schädelstudien dehnte Kopernicki später auf Kalmücken, Zigeuner, Bulgaren und Ainos aus. Seine große Arbeit über die Schädel der Ainos (Krakau 1881) nach den von Dubowski mitgebrachten Exemplaren[1]), machte damals Aufsehen, durch den Nachweis, daß bei vielen der Schädel das Hinterhauptloch ausgeschnitten war, wahrscheinlich zu abergläubigen Zwecken. Dann ging Kopernicki zu prähistorischen Untersuchungen über; so enthalten die Abhandlungen und Sitzungsberichte der Krakauer Akademie der Wissenschaften zwei Berichte aus seiner Feder: „Sur les os et les crânes anciens humains" aus den Tumuli von Kolucie, 1875 und 1876; darauf folgt 1877 ein Aufsatz „Sur un tombeau nonrématique dans le cimetière (d. h. Totenfeld) de Kwiezala", dem sich andre Beobachtungen über die Knochen und Schädel der Tumuli von Padolien und Volhynien anschließen. Auch die Funde bei Mogilno in Posen, die Reihengräber zu Tczewo in Preußen, die vorgeschichtlichen

[1]) Ich habe „Im Auslande" 1882, S. 649, dieselbe nach einem mir von Kopernicki eingeschickten französischen Auszuge besprochen.

Digitized by Google

Stätten Galiziens und Böhmens zieht er in den Kreis seiner Arbeiten. Von Bedeutung war z. B. ein Vortrag auf dem zweiten Kongreß böhmischer Naturforscher und Ärzte in Prag 1882, worin der Krakauer Forscher die prähistorische Trepanation an alten böhmischen Schädeln nachwies. Zuletzt erwähnen wir noch die Schrift über „den physischen Charakter der galizischen Bevölkerung auf Grund der Erhebungen durch die anthropologische Kommission".

Von Kopernickis Beiträgen zur Ethnographie ist eine Sammlung serbischer Volkslieder im Warschauer „Athenäum" zu nennen. Auf dem zweiten Kongreß polnischer Naturforscher und Ärzte in Lemberg 1876 besprach er die „Ideen des polnischen Volkes über medizinische und naturgeschichtliche Dinge, sowie den Volksglauben über Pflanzen und Tiere". Auch die Rätsel der beskidischen Bergbewohner zeichnete er auf und gab „Beiträge zur Ethnographie des ruthenischen Volkes in Wolhynien" heraus.

In seinen letzten Lebensjahren wandte sich Kopernicki mehr und mehr der Volkskunde zu; er war ein eifriger Mitarbeiter Kolbergs und sammelte unter den verschiedenen slavischen Stämmen; so gab er eine Sammlung von Schnabüpfeln der Goralen heraus. Diese Forschungen führten ihn auch zusammen mit dem erfolgreichen und eifrigen Ergründer des südslawischen Volkstums, Dr. Friedr. S. Krauß in Wien, welcher die Güte hatte, mir über die letzten volkskundlichen Arbeiten seines Freundes Kopernicki nachstehendes mitzuteilen. Außer der Besorgung des Nachlasses von Kolberg (zusammen 10 Bände) übersetzte er und verfaß er mit großem Kommentar das serbische Werk von Krauß Smailagić Meho. Über die Zigeuner hat er fortgesetzt gearbeitet[1]); er legte eine große zigeunerische Sagen- und Märchensammlung an und verfaßte eine zigeunerische Grammatik, die im Manuskripte vorliegt.

Die hier angeführten Arbeiten, die sich leicht hätten vermehren lassen, erschöpfen keineswegs die wissenschaftliche Thätigkeit des überaus fleißigen und bescheidenen Gelehrten, der stets in der Geschichte der Anthropologie und Ethnographie einen ehrenwerten Platz behaupten wird.

R. Andree.

[1]) Die wichtige Arbeit über die Zigeuner als Metallarbeiter von Kopernicki hat Bataillard in den Mém. soc. d'anthropol. 2 me série, I, 499 veröffentlicht.

Pennsylvania-Deutsch.

Von Dr. J. Hoops.

Als Penn sich 1682 in Pennsylvanien niederließ, brachte er eine große Menge Deutscher, hauptsächlich Rheinpfälzer, mit sich, welche von der englischen Regierung zur Auswanderung und Ansiedelung in den neuen Kolonieen veranlaßt waren. Die meisten derselben blieben bei Penn, der ihnen freie Überfahrt und freien Unterhalt gewährt hatte, und halfen ihm bei der Gründung der neuen Ansiedelungen.

In den folgenden Jahren nahm die Einwanderung stetig zu; neben Engländern, Wallisern und einzelnen Holländern stellten auch fernerhin die Pfälzer das Hauptkontingent. Zu Tausenden strömten diese vor allem in den Jahren von 1708 bis 1720 ins Land, untermischt mit einzelnen Württembergern und Hessen und hin und wieder auch mit Franken, Badensern und Sachsen. Erst von 1719 an beginnt sich der Strom der irischen Einwanderung fühlbar zu machen, der in unserm Jahrhundert so gewaltig anschwellen sollte.

Die Deutschen kamen natürlich mit diesen fremden Elementen in mehr oder minder innige Berührung; aber sie heirateten in der Regel untereinander und bewahrten sich auf diese Weise ihre heimischen Sitten und ihre alte Sprache. Durch die Mischung der verschiedenen deutschen Dialekte miteinander und mit dem Englischen hat dieses „Pennsylvania-Deutsch" allerdings eine höchst eigentümliche Gestalt angenommen; aber der Hauptstache nach ist es entschieden ein Ableger des rheinfränkischen Dialektes, wie er in der heutigen Rheinpfalz und der südlichen Rheinprovinz, in Hessen-Darmstadt, sowie im nördlichen Elsaß und Baden gesprochen wird. Alle Eigentümlichkeiten dieses Dialektes kehren auch im Pennsylvania-Deutsch wieder. Wir haben hier dieselben Nasallaute, die uns im hessischen Dialekt so auffallen, denselben Abfall des auslautenden n in Flexionssilben (schlage, esse oder schlaga, essa), dieselbe stimmlose Media, die den Süddeutschen bei der Erlernung des Englischen und Französischen so unendliche Schwierigkeiten bereitet und sich vor allem in dem Zusammenfall des englischen j- und ch-Lautes kundgiebt (James, gem, church). Das stimmlose th in englischen Wörtern wird zu s (think = sink), das stimmhafte zu d (this = dis).

Man hat bisher über dieses Pennsylvania-Deutsch, sowie über die Eigenart und Sitten der Deutschen in Pennsylvanien nur höchst unvollkommene Vorstellungen gehabt. Für einen geborenen Engländer oder Amerikaner ist es fast ein Ding der Unmöglichkeit, ohne Kenntnis der süddeutschen Dialekte eine wissenschaftliche Untersuchung auf diesem Gebiete zu unternehmen. Die ersten, wirklich wertvollen Forschungen über die pennsylvanischen Deutschen verdanken wir Herrn Dr. W. J. Hoffman, Sekretär der ethnologischen Abteilung der Smithsonian Institution zu Washington, der als preußischer Stabsarzt während des Krieges 1870—1871 vorzügliche Gelegenheit hatte, die verschiedenen süddeutschen Dialekte kennen zu lernen. Dr. Hoffman hat in dem Journal of American Folklore eine Reihe von Abhandlungen veröffentlicht, die eine Fülle interessanten Materials für weitere Untersuchungen bieten.

Neben verschiedenen im Dialekt mitgeteilten Gespenstergeschichten ist für uns besonders eine Sammlung von 79 Sprichwörtern von Belang, weil sie am besten zeigt, wie vollständig und unversälscht sich Sprache und Denkweise der Väter durch die Generationen hindurch auf die Enkel vererbt haben. Eine große Anzahl dieser Sprichwörter sind auch heute noch allgemein in Deutschland üblich, z. B.:

Ai neuni der' Will hei de Härner. — Barje macht Sarje. Wer will barje, kimt morje (Bergen macht Sorgen, Wer borgen will, kommt morgen).
Der Appi fallt nei weis fum Stibaum. — Die Birne ze nahlt Dich denkt wer, die gross hen wer fälz. — Die Kimmer un die Karra shahn die Beem. — Die Katze-Schwanz hat Gheit im Mund. — Die Meh, wu rälta, und die wu bra, Sod wer nemm da. Last die Sod abbrehn (Die Mehle, die reiben, und den Hennen, die braten, Selle' man der Leiten den Hals umdrehen). — Du bist herde der aner Langaste. — Du bindst Dan Kalb a alamohl in Gschel. — Ein verdorrt Kind hat's Fair. — Ein Hund, das viel bellt, beisst net. — Ein Arbeit schitt mer's Rat ni wu mer will; Schitt mer's weit, Kan mer se hahalt; Schitt mer's ne, is er glat wieder fe." — Kimt mer iwer der Hund, so kimt mer a iwer der Schwanz. — „Reichlich gelebt un reichlich gschtorwe. Ist'm Daiwel fai Gehnung darbaraus." — Wer muß sich nach der Dek schtrecka. — Mit Schpeck fangt mer die Maid. — Nana Beia lata gut. — Wu mer der Gsel nemmt, kimt er gerennt. — Wu mer schrekt un leit, is bot mer's in der Net. — Wan der Daiwel hungrich wart, trejt er Mutta. — Wan die Kaz fart is, schrenga die Maus uf die Bank. — Wan die Maus fatt leit, is es Fest dinet. — Wan ich Gelt hab, geb ich ins Wirtshaus, Wan ich kens hab, blaww ich traus. — Wer kimert sin der Wasr, hirt sein eigna Schtarz. — Wer net hirt, muß sha. — Was'n Darm wärra will, schreit sich der Fast.

Ein englisches Wort hat sich nur in ein einziges der von Hoffman gesammelten Sprichwörter eingeschlichen, nämlich: Wu Schmoi is, is a Faier (smoke = Rauch).

Interessant ist das Sprichwort „Ana Druwl hot 'ner nits" (Ohn Fleiß kein Preis). Hier ist das Fremdwort Druwl nicht etwa auf das englische trouble (spr. trôbbl),

Digitized by Google

sondern auf das französische trouble (spr. trubl) zurückzuführen, d. h. das Wort ist schon von Deutschland mitgebracht und ist ein Beleg für den einstmals sehr weitgehenden Einfluß des Französischen auf das Pfälzische.

Die Familiennamen sind frühzeitig anglisiert worden. Nur gewisse Namen, mit denen man nicht recht was anzufangen wußte, blieben erhalten, z. B. Knappenberger, Lichtenwainer, Fenstermacher, Nunnmacher, Oberholtzer, Lautenschläger, Katzenmoyer, Trockenmüller, Himmelreich. — Andre kommen heute bei verschiedenen Zweigen derselben Familie in der englischen und in der deutschen Form vor; z. B. Schreiner = Carpenter; Schreiber = Scribner, Writer; Dreher = Turner; Schwarz = Black; Vogel = Bird; Vögeli = Fegley; Rotrock = Redcoat; Jung = Young; Haas = Hare; Jäger = Hunter, Yeager; Buß (Busch) = Wood; Rotstein = Redstone; Klein = Small; Jirk, Jörg = George; Zimmermann = Cooper; Becker = Baker; Ochs = Oaks; Schneider = Cutter, Taylor; Hefner = Potter; Herzog = Duke.

Diese Anglisierung der Eigennamen ist ja in der Regel das erste, was unsere biederen Landsleute zu thun haben, wenn sie ins Ausland kommen. Aber daß sie darum doch noch nicht ihre deutschen Eigentümlichkeiten und ihren deutschen Dialekt aufzugeben brauchen, davon legen zwei von Herrn Dr. Hoffman gütigst mitgeteilte Reklamezettel, die im Originale vor mir liegen, beredtes Zeugnis ab. Sie sind in einem wahren Mischmasch von Dialekten und Orthographieen geschrieben, und es macht uns ziemliche Mühe, sie zu entziffern.

Beide staunen aus der Stadt Reading in Pennsylvanien. Das eine Dokument ist die Anzeige eines Tuch- und Kurzwarenlagers, auf der einen Seite in Englisch, auf der andern in Pennsylvania-Deutsch gedruckt. Letztere beginnt:

Nelay Khtor (store = Laden): Nela Kleidert Nela Preisa.
Der grahsh (gewiß boryn [bargain = Gelegenheitskauf] in
Fina (fine = fein) Kläider, Neemwer (Semten), Collars (collar = Kragen), Schtrimp (Strümpfe), und Hendi (handy)
das sexhava (dem Lehtage; ist graham woher in Reading. Kläider don der bet (seine) so wohl wie der mayer (magnet) noon fina cht = paßen). Kläider for hoova (Huben) un kinner don anish rppes (an price, alles) bezia (sehr = billigen, schtrefferei dies du selbsta graham handi, in preisa, wom'd die quality fon der goods (goods = Güter, Waren) in Konsiderasion nemahst.

Des Union Tsain (zehn) Per Cent. Kläider Hunse,
4ej 1—2 mol on Penn Schtrose. Im Beichtel sein Gabei (Gebäude), but sei deera (Thüren) offgemacht for olla leite alex

Graisht un Bhenshi Kläider House
in Reading. Mer doon (thun) all unser Kläider selwer mocha un fershawfa sie tin deer (Thüren) for enlaicht zu soa = sei on zu perzent may (mögen) daw (als) wie sie one kushta fer tsu mocha. For sel (Geschäft) doon mer der nawma 10 Per Cent. Kläider House heera (hören). Mer hen yuscht grawd a price (Übersetzung des englischen streicht some price = sehr billig). Alla Arbeckle is garantiert (garantiert) in alsha (also = gewöhnlich, im Gegensatz zu den obigen Preisangaben) taifera. Mer doon dich inshoora (insure = versichern, garantieren) per der (zu) tich fon 25 tsu 35 per cnt. alpera (Prämie) of olles wos du dir (Dir) bezi kawfshit un fer sel non proofa (prove = beweisen, um dies zu beweisen) doon mer der du'si yuwer (euch) preisa gerra.

Und in dem Tone geht es weiter. Wenn auf der andern Seite nicht die englische Übersetzung stände, würde man nur schiedene Stellen kaum entziffern können. Das Ganze gleicht aufs Haar unsern bekannten Anzeigen von der Goldenen 110.

Der zweite Reklamezettel enthält ein Gedicht, worin rote Farbe zum Anstreichen der Wohnung angepriesen wird. Es ist ausschließlich im Dialekt und lautet:

Now Horrich Yuxht Mohl Do.
Olles wos Deins House Noch Fallt[1]).

Now[2]) horrich mohl, dei house is guth,
Sheh[3]) eingericht mit fashtetra,
Un beera A Shtoova, Shtaab[4]) –
Gookt[5]) ollawaigs reicht un guth,
A ding fallt never nuch —
Es brauch olles wer[6]) very paint[7]),
Duh sel druf graisht[8]) mohl.

Dei hulewarrick[9]) beit shawda do mit,
Ferfault us shpringt der uf;
Un no[10]) kuhlt[11]) mawnse[12]) fever 'n wilo,
Now yuxht ferlus dich druf.

Dei doms house in wennich un ous,
Fum keller bis tsu'm dach,
Brauch nery paint, sel waxht du wul.
Un aw[13]) der beautsch[14]) noch[15]).

Now grick[16]) der yuxht sel „Pennsylfa Paint“.
Du besht in land gemacht;
So sha[17]) un frish in ferwa[18]),
Dos se em grawd awlocht.
So wullei we, ferlus dich druf,
Dos aryels watd gamacht;
Un wahrt[19]) bei[20]) longer dos[21]) ouner paint,
Kauf kenny ennaht, geh ocht!

Die „Penney Paint“ Works sin grawd der blots[22]) wo mer grickt wos mer ordert. Oll eira paint is guaranteed by de
Morgan-Ruth-Mouse Paint & Color Co.
401—417 South 11th Street,
Reading, PA.

Das ist jedenfalls ein seltsames Stückchen Dialektdichtung. Wenn man den pfälzischen Dialekt nicht kennt und auch kein Englisch spricht, versteht man die Sprache einfach nicht. Übrigens kommt es doch nur selten vor, daß derartige Sachen im Dialekt gedruckt werden. Als Schriftsprache bedient man sich in der Regel des Englischen, hin und wieder auch des Deutschen. Daher auch das Schwanken der Orthographie in den obigen Proben. Für den Philologen ist dies ein lehrreiches Beispiel für die Entstehungsweise einer Orthographie. Aber als mündliches Verkehrsmittel wird das Pennsylvania-Deutsch auch heute noch überall gesprochen, wenn es auch durch den Einfluß der Volksschulen mit der Zeit dem Englischen immer mehr weichen muß. Es haben sich innerhalb dieser Mischsprache sogar förmliche Dialekte gebildet, so daß ein genauer Kenner derselben sofort mit Bestimmtheit an der Sprache erkennen kann, aus welchem Orte jemand stammt. Auffallend ist besonders der Unterschied in der Sprache des Landvolkes und der Städter. Letztere, die an Schnelligkeit und Kürze im Geschäftsverkehr gewöhnt sind, amüsieren sich immer, wenn ein Bauer ihnen mit seiner gemütlich singenden Redeweise seine Wünsche vorträgt.

Das wäre genügen zur allgemeinen Orientierung über diesen merkwürdigen Sprößling unsrer deutschen Muttersprache. Für Spezialuntersuchungen ist hier noch ein reiches Feld zu brachen. Vom philologischen Standpunkte würde es z. B. interessant sein, eine eingehende grammatische Behandlung von Laut- und Flexionslehre, Syntax und Wortschatz des Pennsylvania-Deutsch anzustellen, während es für die Wunderlogie und Kulturgeschichte nicht minder wichtig wäre, wie Dr. Hoffman gesammelten Sitten, Gebräuche und abergläubischen Vorstellungen genau auf ihre Quellen zurück zu verfolgen.

[1]) feiel. — [2]) now = nun. — [3]) sheh. — [4]) Ofen. — [5]) gucken. — [6]) Farbe. — [7]) paint. — [8]) Farbe. — [9]) Fensterladen. — [10]) aber, überall. — [11]) kühlt. — [12]) Mensch, auch Biene. — [13]) Holzwerk. — [14]) nachher. — [15]) leicht. — [16]) machen, gleich. — [17]) Farbe. — [18]) Farbe. — [19]) Haltet. — [20]) Schaden; auch dem Zeitwort. — [21]) trieg, helfe. — [22]) wo, wie. — [23]) Ofen. — [24]) Kasten. — [25]) wahrt, dauert, hält lieb. — [26]) viel. — [27]) alle. — [28]) gerade der Platz.

Der Zug Emin Paschas nach Westen.

Über die Expedition Dr. Emin Paschas im nordwestlichen Gebiete Deutsch-Ostafrikas und darüber hinaus ist so viel geschrieben und vermutet, und sind selbst diplomatische Schritte gethan worden, daß es wohl an der Zeit ist, einmal zusammenzustellen, was wir Thatsächliches darüber wissen.

Emin Pascha ist am 25. April 1890 von der Küste nach dem Innern aufgebrochen, bevor ihm noch bekannt geworden war, daß er eine Anstellung in Reichsdiensten erhalten hatte. In seiner Begleitung befanden sich Leutnant Langheld mit 100 schwarzen Soldaten, der Naturforscher Dr. Stuhlmann und 400 Träger. Der bekannte Pater Schynse schloß sich ihnen an. Am 4. August schloß Emin mit dem Sultan des bekannten ostafrikanischen Zentralhandelspunktes Tabora einen Vertrag und bisher daselbst die deutsche Flagge und am 27. September befand er sich zu Bukumbi (Ukumbi) am Südufer des Viktoria Nyansa, wo Pater Schynse in der dortigen Missionsstation verblieb. Am Westufer des Sees nach Norden ziehend bis beinahe an die Grenze des deutschen und englischen Gebietes, langte er dort am 31. Oktober in Bukoba an, welches er gezwungen zur Errichtung einer Station fand. Der dortige Häuptling trat ihm zu diesem Zweck sofort Grund und Boden ab, auf welchem, den See beherrschend, auf einer alten Düne die Station erbaut wurde in fruchtbarer und gesunder Lage unter freundlichen Bewohnern.

Digitized by Google

Westlich von der Station, zwischen dem See und dem einen Bogen beschreibenden Lagerabflusse, dehnt sich das Land Karagwe aus, das wiederholt schon besucht worden und durch Speke und Grant aus seit 30 Jahren bekannt ist. Es ist ein wichtiges Durchgangsland für den Handel, namentlich auch mit Elfenbein und in jenen Gegenden von großer Bedeutung, so daß Emin beschloß, daselbst den deutschen Einfluß zu befestigen. Das sich blühend entwickelnde Bukoba übergab er am 1. Februar an Leutnant Langheld, worauf er am 12. Februar von Dr. Stuhlmann begleitet nach Westen, nach Karagwe, aufbrach, wohin er freundliche Einladungen erhalten hatte. Man muß dabei immer im Auge behalten, daß Emin Pascha sich nicht als amtlicher deutscher Reichskommissar betrachtete, wie aus einem Briefe hervorgeht, den er schon vor Antritt dieser Expedition an Dr. E. Vohs geschrieben hatte und in dem es heißt: „Ich befinde mich in der merkwürdigen Lage, eine deutsche Expedition zu leiten, ohne zu wissen, ob ich überhaupt angestellt sei oder nicht. Es ist mir nie ein Wort darüber zu Händen gekommen und ich habe, da ich mich Herren v. Wißmann für seine Güte erkenntlich zeigen wollte, die Reise angetreten, ohne Schwierigkeiten zu machen."

Als Ziel seiner Reise schwebten Emin der Mfumbiroberg, den wir durch Stanley kennen und der der englischen Interessensphäre vorbehalten ist, der Albert-Edward-Nyanza und endlich, wie es scheint, eine Durchquerung Afrikas mit dem Endziele Kamerun vor!

Über den ferneren Verlauf der Expedition besitzen wir Berichte des Dr. Stuhlmann, doch ist der Hauptbericht desselben, an seine Eltern gesendet, leider verloren, dagegen liegt eine große Karte desselben, die Reise von Bukoba nach Karagwe umfassend (1 : 300000), nebst einem Plan der Bucht von Bukoba, jetzt vor (Mitt. aus den deutschen Schutzgebieten 1891, Heft 5, Tafel XIII). Zu den Begleitworten zu dieser Karte, entnommen einem Brief Stuhlmanns an Professor G. Schweinfurth, heißt es:

„Am 12. Februar 1891 marschierten wir von Bukoba ab. Da durch Ausfall der Regen seit einigen Jahren sehr starke Dürre und Nahrungsmangel herrschte, mußten wir nach zwei Tagen westlichen Marsches nach Kitangula, d. h. nach Nordwest umkehren und so einen großen Umweg machen. Einen Fluß (Kianjavassi, mündet von Süden in den Kagera) und zwei neue Seen (der Ikimba in 1200 m Höhe und der Lwansinga, westlich vom vorigen) entdeckte ich dabei und konnte feststellen, daß der Kagera bis oberhalb Kitangula schiffbar ist, ebenso der Kianjavassi. Das ganze Gebirge im Westen des Viktoria Nyanza ist eine der Urschieferformation angehörige Quarz-, Quarzit- und Thonschiefermasse mit vielen Eisensteinen; ein Plateau von 1300 bis 1600 m Höhe mit aufgesetzten Rundbuppen. Es ist von drei großen Falten, die von SSO nach NNW ziehen, durchschnitten. Die breite Kageraebene ist mit hohem Gras und Akazienbusch, stellenweise auch mit Steppenwald bestanden und ist äußerst trocken. Auf den Höhen befinden sich weite Grasebenen, die meist völlig baumlos sind. — Im allgemeinen ist die Flora entschieden arm und die Landschaft sehr öde."

Mitte März besanden sich die Reisenden in Kafuro in Karagwe, wo ein deutscher Bkali eingesetzt wurde und von hier aus begaben sie sich nach dem Südwestufer des Albert-Edward-Sees, wobei sie Landschaften, wie Ruanda und Mpororo betraten, die wir bisher nur dem Namen nach kannten. Ein Brief Stuhlmanns, vom 12. Mai 1891, vom Albert-Edward-Nyanza und wohl innerhalb des Gebietes des Congostaates (westlich von 30° östl. Länge) geschrieben, belehrt uns darüber, daß der Mfumbiroberg, welcher nach dem deutsch-englischen Abkommen England vorbehalten wurde und der auf den bisherigen Karten wie eine Bastion in das deutsche Gebiet vorspringt, ganz anders gelegen ist, als derselbe (nach Stanley) eingezeichnet ist. Nach Stuhlmanns Peilungen, die von Veranjane (am Windermere-See) vorgenommen wurden, wobei der Berg so deutlich sichtbar war, daß seine regelmäßig kegelförmige Gestalt gezeichnet werden konnte, kommt derselbe in etwa 30° 4′ östl. Länge und 5° 36′ südl. Breite zu liegen, wonach also dort die Grenzen auf der Karte ein sehr verändertes Ansehen gewinnen dürften, da der Berg sich stark nach Westen verschiebt. Was den Albert-Edward-See betrifft, so giebt Stuhlmann an, daß derselbe einst eine weit größere Ausdehnung nach Süden hatte, wie aus den subfossilen Schnecken ersichtlich sei.

Die letzten Nachrichten endlich über Emin und Stuhlmann sind einem Briefe des Leutnants Sigl in Tabora zu entnehmen. Derselbe hatte den Wali von Karagwe veranlaßt, den Reisenden verlässliche Boten nachzusenden, die ihren Auftrag auch ausführten und folgende Nachrichten überbrachten. Die Boten verfolgten des Paschas Spur durch Mpororo bis an den Albert-Edward-See, fanden daselbst ein Boot des Sultans Kalaganaha von der Landschaft Mwamba vor und erfuhren von den Bootsleuten, daß der Pascha und Dr. Stuhlmann mit all ihren Leuten und Waren bei dem Sultan Kalaganaha gelagert hätten. Die Landschaft Mwamba ist am Nordwestufer des Sees gelegen, zwischen dem 0. und 1. Grad nördl. Br. und dem 29. und 30. Grad östl. Länge. Nach einer siebentägigen Fahrt erreichten die Boten das verlassene Lager des Paschas. Der Sultan Kalaganaha benahm sich sehr freundlich gegen die Boten und gab ihnen Auskunft über des Paschas Marschrichtung. Dr. Emin und Dr. Stuhlmann sind nach den Angaben Kalaganahas Anfang des Monats Juli nach Kibiro (im Nordwesten des Sees) weitermarschiert, nachdem der Pascha sich mit Hilfe Kalaganahas den Weg durch die großen Waldungen mit Geschenken an die Eingebornen erkauft und geebnet hatte. Der Pascha hat sämtliche noch übrig gebliebenen Lasten mitgenommen und auf Anfrage dem Sultan Kalaganaha gesagt, daß er nicht auf demselben Wege zurückkehren beabsichtige. Briefe hat Emin am See nicht hinterlassen. — Endlich waren am 19. Juli bei Leutnant Langheld in Bukoba Nachrichten eingegangen, wonach Emin in Usongora am Nordufer des Albert-Edward-Sees eingetroffen sei und dort sich mit seinen früheren Leuten aus der Äquatorialprovinz vereinigt habe.

Die Veränderlichkeit der geographischen Breiten.

In den Jahren 1884 bis 1885 hat Herr Dr. Friedrich Küstner auf der Kaiserl. Sternwarte zu Berlin aus zu andern Zwecken ausgeführten Beobachtungsreihen nachgewiesen, daß die geographische Breite der Berliner Sternwarte vom Frühjahr 1884 bis zum Frühjahr 1885 um 0,2″ abgenommen hatte; aus den Beobachtungen folgte weiter, daß die größte Schwankung sogar $^1/_2$ Bogensekunde betragen hatte. Dieses Ergebnis veranlaßte die ständige Kommission der internationalen Erdmessung in ihrer Versammlung zu Salzburg im Jahre 1888 eine umfassende Untersuchung über die Frage der Veränderlichkeit der geographischen Breiten anzuregen. Infolge dessen hat Herr Prof. Helmert, Direktor des Centralbureaus der Erdmessung in Berlin, ein Zusammenwirken der Sternwarten Berlin, Potsdam und Prag behufs gleichzeitiger Beobachtungen der geographischen Breiten nach dem Verfahren, welches Herr Dr. Küstner befolgt hat, ins Leben gerufen. Die Beobachtungen an diesen Sternwarten ergaben nach der Bearbeitung von Prof. Th. Albrecht schon im Frühjahre 1890 in übereinstimmender Weise Veränderungen der geographischen Breiten daselbst von 0,5 bis 0,6 Sekunden. Durch fortgesetzte Beobachtungen im Jahre 1890 wurde die Veränderlichkeit der Polhöhe auf diese Weise für ein Gebiet in Mitteleuropa nachgewiesen. Nachdem der parallele Verlauf der Kurve der Polhöhenverände-

Digitized by Google

rungen auf eine allgemeine, sich über die Grenzen der Untersuchungsstation erstreckende Ursache hinwies, wurde zur Entscheidung der Frage, ob der Veränderung der Breiten eine Bewegung der Erdachse oder eine andre Ursache zu Grunde liegt, von der fünfgliedrigen Kommission der internationalen Erdmessung auf deren Zusammenkunft in Freiburg i. B. im September 1890 ein Zusammenwirken auf Honolulu (Sandwichs-Inseln) mit den Sternwarten Berlin und Prag für das Jahr 1891 vorgeschlagen, weil eine Bewegung der Erdachse in Honolulu wegen der in geographischer Länge nahezu entgegengesetzten Lage gleich große, aber entgegengesetzte Breitenveränderungen zu den gleichzeitig auf den genannten europäischen Sternwarten beobachteten verursachen müßte. Auf Kosten der Erdmessung wurde nun eine wissenschaftliche Expedition nach Honolulu (171° westlich von Berlin) im Frühjahre 1891 ausgesandt, um daselbst während 12 Monaten gleichzeitige Bestimmungen der geographischen Breiten mit den Sternwarten in Berlin und Prag auszuführen. Diese Beobachtungen wurden Herrn Dr. Marcuse, der sich früher in Berlin bei solchen Bestimmungen ausgezeichnet hatte, übertragen. Zum gleichen Zwecke wurde ferner H. Preston von dem Coast und Geodetic Survey-Departement of the U. S. nach den Sandwichsinseln gesendet; derselbe begann seine Bestimmungen im Juni 1891. Der Präsident der Royal Society, Sir William Thomson, konnte auf Grund einer Mitteilung des Herrn Prof. Förster, Direktor der Sternwarte in Berlin, das vorläufige Ergebnis der Vergleichung der auf Honolulu in den 3 Monaten ausgeführten Polhöhenveränderungen mit den gleichzeitigen Beobachtungen in Berlin, Prag und Straßburg zur Kenntnis bringen. Die Polhöhe hat in den 3 Monaten in den europäischen Stationen nahezu um 0,3 Sekunden zugenommen, in Honolulu dagegen um denselben Wert abgenommen; wodurch entschieden wurde, daß wirkliche Schwankungen der Drehungsachse der Erde die Ursache der Polhöhenveränderungen ist. Nach v. Helmholtz, Schiaparelli und W. Thomson hat die Drehungsachse der Erde im Verlaufe wahrscheinlich verschiedene Lagen im Erdkörper gehabt, die Bestimmung der Lage der Drehungsachse ist von fundamentaler Bedeutung für unsre Messungen, die Einrichtung eines umfassenden Überwachungsdienstes an geeigneten etwa drei bis vier fündigen Stationen in nahezu gleicher Breite und in Meridianen, die um 90 Grade voneinander abweichen, mit regelmäßigen Polhöhenbeobachtungen unter der Leitung der internationalen Erdmessung ist für den weiteren Fortschritt dieses wichtigen Werkes eine Notwendigkeit und es ist zu hoffen, daß England und andre größere Staaten, bei welchen die Wissenschaft stets eifrig gefördert wurde, an dem Zusammenwirken dieses Unternehmens von weittragender Bedeutung teilnehmen werden. —s.

Bücherschau.

Dr. P. Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Mit 15 lichtdrucktafeln und einer Farbentafel. Berlin. W. Spemann, 1891. (Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde, Bd. II.)

Ehrenreichs Arbeit ist eine der wichtigsten Urkunden zur Ethnographie der Eingebornen Brasiliens; sie zeigt uns, wie ein mit den Ergebnissen der Anthropologie vertrauter Reisender da wissenschaftliche Schätze ersten Ranges einzuheimsen vermag, wo minder Vertraute sorglos vorübergehen. Der Stamm der Karaya, um den es sich im wesentlichen handelt, wohnt im Bereiche der regelmäßigen Dampfschiffahrt am Araguaya, dem großen rechten Nebenflusse des Amazonas. Wiewohl durch den Handel mit dem Osten und manchertei europäischen Dingen vertraut, bieten sie doch noch ein Bild des ursprünglichen „Wilden" dar, und sind schon deshalb wichtig, weil sie völlig vereinzelt unter den brasilianischen Indianern dastehen, für die Etymographie von höchstem Belang. Abgesehen von Wortähnlichkeiten mit Geredialekten ist ihre Sprache mit der bisher bekannten Brasiliens nicht verwandt; Ehrenreich fand bei ihnen eine besonder Weibersprache (wie bei den Kariben); Körperbemalung, Lippenpflöcke, wie bei andern Brasilianern, kommen auch bei ihnen vor. Diese schön aus Quarz gearbeiteten stabförmigen mit Knopf versehenen Lippenpflöcke tauchen sie nur einem Tupistamme ein. Die wichtige Frage, wie diese Pflöcke hergestellt werden, ist immer noch unbeantwortet. Daß die Hängematte in Brasilien ein ethnographisches Merkmal ist, je nachdem sie gebraucht oder nicht gebraucht wird, zeigt Ehrenreich. Die Karaya nehmen eine Mittelstellung ein: sie verfertigen baumwollene Hängematten, schlafen aber in diesen auf dem Boden. Wie die meisten Brasilianer halten auch sie Haustiere, aber nur als Genossen, die den Menschen gleich gestellt sind. Es sind, so zu sagen, Totemtiere. „Herdruch", erläutert Ehrenreich richtig, „erklärt sich der Widerspruch, daß der wilde Indianer trotz seiner Bezähigung zum Zähmen wilder Tiere es niemals zu einer Haustierzucht in unserm Sinne gebracht hat."

Nicht Jägernamaden, wie man von den brasilianischen Indianern gemeinhin annimmt, sondern wesentlich Fischer sind die Karaya. Die Jagd spielt nur eine geringe Rolle. Der Ackerbau hat eine verhältnismäßig hohe Stufe bei ihnen erreicht. Trotz der Einführung des Eisens hat die heimische Kunstfertigkeit der Karaya noch ihren nationalen Charakter bewahrt, worüber das ausführliche Kapitel über Werkzeuge und Waffen uns belehrt. Die Pfeilschleuder ist bei ihnen, wie bei den Stämmen am Xingu, vorhanden; Anfänge der Weberei zeigen sich; an Ornamenten, die auf stilisierte Tierformen deuten, ist kein Mangel; das Zeichnen steht in den rohesten Anfängen, am hervorragendsten sind die aus Wachs geneteten menschlichen Figuren eigentümlicher Art. Das gesellschaftliche Leben, Recht, Sitte, Eheschließung zeigen viel ähnliches wie bei andern brasilianischen Indianern auf gleicher Gesittungsstufe. Eigentümlich sind die Gedanktagen. Von ethnologischem Belange erscheint uns, daß Ehrenreich bei den Karaya das Fadenspiel fand, für welches damit ein neuer Besitz gewonnen ist, da es bisher, außer Europa, nur von den Eskimo und Nachbarn, sowie aus der Südsee bekannt war (Andree, Ethnogr. Parallelen, N. F. 96). Chirurgische Kenntnisse sind vorhanden; die Trag in beantworten, wie weit die Naturvölker auf dem Gebiete der Chirurgie gelangt sind, wäre eine dankbare Aufgabe für einen ethnographisch gebildeten Chirurgen. Am Bestzen Kil wird mit Erfolg der Kaiserschnitt ausgeübt (Fellin, Lage und Stellung bei der Geburt, Marburg 1885). Einiges hat Tillmanns zusammengestellt (Langenbecks Archiv, Bd. 28).

Die religiösen Vorstellungen bewegen sich, wie zu erwarten, im Gebiete des Animismus. Wesentliche Bereicherung erhalten wir durch Ehrenreich bezüglich der bisher nur dürftig bekannten (Köppig., Spix und Martius, Bates u. A.) südamerikanischen Masken, die auch, aber nicht ja gut entwickelt, zum Xingu bekannt wurden, meist Tiermasken, anschließend an die nordamerikanischen, aber auch in der Form des melancholischen Tut Dut und mancher Formen aus dem westlichen Sudan, nach Gelegen des Völkergedankens.

Nicht leer geht der Folklore aus; Ehrenreich hat da Schätzenswertes aus dem Munde eines alten Häuptlings gesammelt, Stammessagen, Mythen und eine durchaus eigentümliche Fabellage, desgleichen eine Amazonensage. Von Belang sind die Bezeichnungen der Sternbilder. Die Milchstraße ist der Aschenweg. Ich führe dazu an, daß die Mandanen in Nordamerika sie genau so nennen (Bied, Nordamerika II, 223) und desgleichen die südafrikanischen Buschmänner (Lichtenstein, Beiträge zur Kenntnis Südafrikas 74). Endlich behandelt Ehrenreich die Petroglyphen der Martinstöinsel in Araguay — sie gleichen denen, die wir vom Rio Negro, vom Madeira, aus Goiás — hier besonders häufig — vom Rio Doce, aus Paraguha kennen. Auch Ehrenreich bringt über die Bedeutung nichts bei, lehnt aber ab, daß sie bloße Spielereien seien, „die in Anbetracht der primitiven Werkzeuge einen ganz außerordentlichen Aufwand von Zeit und Mühe erfordert haben müssen". Zum Schlusse folgen Bemerkungen über einige von Ehrenreich besuchte Stämme am Purus. — Im Namen der Völkerkunde glaube ich Herrn Dr. Ehrenreich für seinen hochwichtigen Beitrag zu derselben meinen Dank aussprechen zu dürfen.

Richard Andree.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Die geplante antarktische Expedition, über welche „Globus“, Bd. LIX, S. 116 ausführlich gehandelt wurde, scheint leider nicht zu stande zu kommen. Zur Ausrüstung hatten sich Oskar Dickson in Gothenburg und die australischen Kolonieen gemeinschaftlich verpflichtet. Queensland versprach 40000 Mark, eben soviel Neusüdwales und Viktoria eine entsprechende Summe. Thomas Elder in Australien wollte 100000 Mark und ebenso viel Dickson hergeben. Damit wären die Gesamtkosten von 300000 Mark gedeckt gewesen. Den Oberbefehl wollte Nordenskiöld persönlich übernehmen, während Dickson bereits zwei geeignete Schiffe ausgewählt hatte. Nun hat das Parlament von Queensland die geforderten und von der Regierung in Aussicht gestellten 40000 Mark nicht bewilligt, wodurch das ganze Unternehmen in Frage gestellt worden ist.

— Die Entfernung der Erde von der Sonne ist, wie die von Prof. Auwers in den Astronomischen Nachrichten veröffentlichten Ergebnisse aus den deutschen heliometrischen Messungen bei den beiden Venusdurchgängen (1874 und 1882) zeigten, jetzt mit einer Genauigkeit bestimmt worden, wie dieselbe bisher nicht erreicht wurde. Es ist ein großes Ereignis in der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, daß es gelungen, diese Entfernung, das Maß für den Weltraum, gegenüber früheren Anstrengungen richtiger festzulegen. Aus den beiden Venusdurchgängen des vorigen Jahrhunderts hatte Encke die lineare Entfernung der Sonne von der Erde zu 153600000 km berechnet, ein Wert, der lange Zeit Geltung behielt, aber (wie aus andern Versuchen gezeigt wurde) um etwa ein Dreißigstel seines Betrages zu groß angenommen wurde. Die deutschen Heliometerbeobachtungen bei den beiden Venusdurchgängen von 1874 (in China, Persien, Kerguelen und auf den Aucklandinseln) und 1882 (in Nordamerika, Bahia Blanca und an der Magellansstraße) haben nun als Resultat ergeben, daß die Sonnenparallaxe 8″,880 mit einem wahrscheinlichen Fehler von $\frac{1}{100}$ Sekunde oder die Entfernung der Erde von der Sonne 148000000 km, genauer 148138000 km beträgt.

— Bevölkerung der Kapkolonie. Die vorläufigen Ergebnisse des Zensus vom April 1891 ergeben für die Kapkolonie eine Gesamtsumme von 1527221 Einwohnern. Nach Rassen verteilen sich dieselben folgendermaßen: 376987 europäischer Abstammung; 13967 Malaien; nur 50388 Hottentotten; 229680 Zingoes (ein aus verschiedenen Kaffernstämmen zusammengesetztes Volk); 608456 Kaffern und 247806 „sonstige Farbige“.

— Hogarths Reise im östlichen Kleinasien. Der Asia Minor Exploration Fund hat im Verlaufe der Jahre 1887, 1890 und 1891 Expeditionen mit vorwiegend archäologischem Zwecke in Kleinasien ausgerüstet, die aber auch für Geographie und Ethnographie Ausbeute geliefert haben. An der Spitze steht Prof. W. Ramsay, der 1887 und 1890 selbst in Kleinasien war, während die Expedition des Jahres 1891 aus den Herren D. G. Hogarth, A. E. Hendlam, H. A. Brown und A. R. Munro bestand. Der erstere hat über die Ergebnisse seiner Forschungen am 7. Dezember 1891 in der Londoner Geographischen Gesellschaft Bericht erstattet, wobei er darauf hinwies, ein wie reiches Forschungsgebiet Kleinasien noch sei, da dort noch weite Strecken völlig unerforscht sind.

Hogarth schildert zunächst die wilde Berggegend zwischen den schönen Seen Eierdir und Beyschehir, wo Pässe fehlen und die berühmte Schlucht des Eurymedon sich befindet. Nicht weniger merkwürdig sind die Ruinen der pisidischen Stadt, das heutige Kara Bodo, das hoch oben in den Bergen liegt, sie sind das am besten erhaltene Beispiel einer kleinasiatischen Römerstadt. Über die Stätten der alten lykaonischen Städte Lystra und Derbe begab die Expedition sich nach dem Bulgar Dagh, dessen südliche Abhänge, namentlich im Calycadnusthale (heute Göksu) im angenehmsten Gegensatze zu den trostlos dürren Landschaften im Norden des Taurus stehen. In den Ruinen des Klosters Kodscha Kalessi wurde eine noch wohl erhaltene christliche Kirche aus dem fünften Jahrhundert entdeckt, die Ruinen von Coropissos wurden besucht. Den ganzen östlichen Teil dieser Gegend schilderte Hogarth als ein förmliches Pompeji, da hier, in einem verlassenen Lande, römische Städte, Dörfer und Straßen dem Verfall überlassen wurden.

Der hohe Taurus wurde bei Eregli erreicht. Der berühmte Paß der cilicischen Pforten ist oft beschrieben worden, aber nicht die weiter östlich gelegenen Pässe von Sis nach Hadjin und Gumüsun (Göksün) von Marasch nach Gumüsun, Zeitun und Albistan und von Adanun nach Bessni und Malatia. Der östliche Taurus ist ein wildromantisches, stark bewaldetes Gebirge, von den Schluchten des Samanti, des Saros und des Dichihun durchfurcht, die nicht einmal zu Fuße zugänglich sind. Sollte einmal eine Bahn von Kleinasien nach dem Euphrat führen, so müßte sie die Schlucht des letztgenannten Flusses entlang ziehen, der im Altertum zugänglich war. Auch in ethnographischer Beziehung ist diese Gegend von Belang als Zufluchtsstätte der letzten unabhängigen Armenier Ciliciens, deren Städte Hadjin und Zeitun Hogarth schilderte. Cirkassier und Kurden sind jetzt dort eingedrungen, die überall Spuren ihrer vorübergehenden Gebräuche und Riten hinterlassen haben. Zuletzt besprach Hogarth die von Westen her in den Antitaurus führenden Pässe. Die ganze Gegend ist eine der merkwürdigsten Kleinasiens, da sie schon im ersten Jahrhundert völlig menschenleer war und erst vor einem Jahrhundert hier wieder nomadische Abscharen und Kurden eindrangen. Daher haben sich dort so viele Reste der alten römischen Militärstraße mit Meilensteinen nach dem Euphrat in den Thälern des Saris und Göksu erhalten und aus demselben Grunde sind die Römer von Comana und die „hittitischen“ Denkmäler dort uns aufbewahrt geblieben. Jetzt sind in dieser Gegend ein buntes Völkergemisch, Auscharen und höhlenbewohnende Kurden, die dem Namen nach Mohammedaner, eigentlich aber Polytheisten sind. Dann kommen Armenier und neuerdings eingesiedelte Tscherkessen.

— Alpenklettern in Neuseeland. Wo hohe Alpen sich erheben und Gletscher von ihnen herabsteigen, da wird jetzt mit Seil und Pickelart gearbeitet, sei es im Kaukasus, in Afrika unter dem Äquator oder bei den Antipoden in Neuseeland, wo bereits ein förmlicher Alpenklub in den letzten Jahren entstanden ist. Ein Mitglied desselben, G. E. Mannering, hat seine Erfahrungen in einem kleinen, soeben erschienenen Büchlein veröffentlicht, welches den Titel führt With Adze and Rope in the New Zealand Alps (London, Longmans, 1891). Der Aorangi, welcher auf den Karten als Mount Cook bezeichnet ist, 7069 m hoch, erscheint als das begehrenswerte Ziel der neuseeländischen Alpensteiger. Die Gletscher sind dort von gewaltigerer Ausdehnung als in

Digitized by Google

unsern Alpen und die Szenerie ist eine ganz eigentümliche und anziehende, so daß dort die Freunde des Alpensports vollauf genüge finden. Bereits stehen einige Gasthäuser am Fuße der Gletscher und da auch von der Regierung schon eine große Karte des mittleren Teiles der Südalpen herausgegeben worde, so kann eine rege Beteiligung an dem Werke nicht fehlen. Wie bei uns das Matterhorn, so hat dort der Aorangi längere Zeit seiner völligen Besteigung widerstanden, bis es Mannering endlich gelang, die Spitze zu erreichen. Träger sind dort schwer zu erhalten, Führer fehlen natürlich. Auffallend ist, daß die Besteigung ohne Steigeisen ausgeführt wurde.

— Der vielgereiste und durch zahlreiche geographische Arbeiten bekannte englische Marinekapitän Thomas Wright Blakiston starb am 15. Dezember 1891 zu San Diego in Kalifornien. Er war geboren am 27. Dezember 1832 zu Lymington in Hartshire und nahm als junger Mann teil an der bekannten Expedition Pallisers zur Erforschung des Felsengebirges, wobei er vielfach selbständig thätig war, wie sein Werk Exploration of two Passes trough the Rocky Mountains (Woolwich, 1859) beweist. Im Jahre 1861 organisierte er die Expedition zur Aufnahme des Yangtsekiang, dessen mittlerer und oberer Lauf von Ho-tschau bis Ping-schan hauptsächlich durch ihn näher bekannt wurde (Journ. Geogr. Soc. vol. 32). Er ließ sich nun für längere Zeit auf der japanischen Insel Jeso in Hakodate nieder, die er eingehender als ein andrer kennen lernte in geographischer wie ethnographischer Beziehung (Journ. Geogr. Soc., vol. 42).

— Der Hydrograph Kapitän William Chimmo starb am 30. Oktober 1891 zu Westdowne in Wenmouth. Unter den Aufnahmen der Küsten und Meere, mit denen die englische Marine die Welt beschenkt hat, ragten die seinigen hervor. Im Jahre 1867 nahm er mit dem Schiffe Gannet die Nordostküste von Labrador in einer Länge von 480 km auf (Journ. Geogr. Soc., vol. 38). Im folgenden Jahre stellte er Tiefen- und Temperaturmessungen der Golfströmes an (Proceed., vol. XII, 1868) und 1871 untersuchte er die vulkanische Insel Cagayan im Norden von Borneo (Proc., vol. XV). Bereits 1852 hatte er mit dem Dampfer Torch die Fidschi-Inseln aufgenommen.

— Lauterbachs Erforschung des Gogosflusses, der in die Astrolababai (Kaiser-Wilhelms-Land) mündet und die wir kurz schon Bd. LIX. S. 287 erwähnten, ist nun von dem Reisenden selbst (Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land 1891, Heft 1) geschildert worden. Danach ist der Gogol der größte in die Astrolababai mündende Fluß, welcher den Zugang zu einer großen, südlich und westlich von ihm gelegenen Ebene bildet. Diese „Gogolebene" ist mit mächtigem Urwalde bestanden und besitzt fruchtbaren, lehmigen Boden, unter dem in 3 bis 4 m blauer Thon liegt. Die Einfahrt in den Fluß ist durch eine Barre behindert, aber bei Hochwasser für Fahrzeuge von 1 m Tiefgang passierbar; eben solche können auch den größeren Teil des Flusses, soweit ihn Dr. Lauterbach erforschte, befahren. Auf der linken Seite ist der Fluß von Höhenzügen begleitet, die, von der Küste langsam aufsteigend, nach Norden verlaufen und teilweise dicht an den Fluß herantreten. Die linksseitigen Höhenzüge und die Ebene sind ziemlich dicht bevölkert und die Einwohner, die in Scharen von 100 und 200 Köpfen herbeikamen, gleichen denen an der Astrolabaibai und waren im Durchschnitt freundlich gesinnt, ja halfen beim Tragen des Gepäcks, dem Dr. Lauterbach folgte, begleitet von einem Beamten der Neuguinea-Gesellschaft, Kärnbach, dem Flusse aufwärts zu Fuße, bis heftiges Fieber ihn zur Rückkehr zwang. Wiewohl er hier und da die Pfade der Eingebornen benutzen konnte, war doch wegen des Urwaldes, Schilfes, zahlreicher Bäche, die überbrückt werden mußten, das Vordringen ein langsames, täglich durchschnittlich nur 5 km. Überall fand man Pflanzungen von Eingebornen, welche mit dem Eisen noch unbekannt waren und die ersten Weißen sahen. Kühne kannten sie nicht, wohl aber Flöße; Hundeähne dienten als Geld. Aus den vom 26. Oktober bis 9. Dezember 1890 angestellten Beobachtungen ergiebt sich für die Gogolebene im Mittel eine Minimumtemperatur von 23° und eine Maximumtemperatur von 33°. Während der Beobachtungszeit fiel beinahe jede Nacht Regen, meist von oft heftigen Gewittern begleitet.

— Paul Hunfalvy, der hervorragendste magyarische Ethnograph und Sprachforscher, starb am 29. November 1891 zu Budapest. Aus deutscher Familie stammend, ward er 1810 zu Groß-Schlagendorf in der Zips geboren und besuchte die Schulen von Käsmark und Miskolcz. In zahlreichen Akademieschriften hat er über die Verwandtschaft der Magyaren und ihrer Sprache mit den finnischen, besonders aber den ugrischen Sprachen gehandelt und hat Forschungen über die einstigen Wohnsitze der finnisch-ugrischen Völker angestellt. Namentlich hat er die Sprache der Wogulen und der Ostjaken bearbeitet. In deutscher Übersetzung erschien (Leipzig 1874) seine „Reise in den Ostseeprovinzen", die in ansiehender und lehrreicher Art sich besonders mit den Esthen beschäftigt. Für das Sammelwerk „Die Völker Österreich Ungarns" schrieb er den fünften Band: „Die Ungarn oder Magyaren" (Wien und Teschen 1881).

— Reisen nach Katanga. In dem südöstlichsten Teile des Congostaates, Katanga, dem Lande des Herrschers Msiri, sind jetzt mehrere Reisende thätig. Der belgische Leutnant Le Marinel unternahm eine Landreise, die von Lusumbo, am Zusammenflusse des Lubi mit dem Sankuru, bis nach Bunkeia, der Residenz Msiris, vier Monate dauerte. Das Quellgebiet des Lomami wurde bei 8° 30′ südl. Br. überschritten, alsdann der Fluß Lubudi und der Lualaba etwa bei 9° 4′. In Bunkeia traf der Reisende mit drei Missionaren zusammen, ging dann aber weiter nach Osten, wo er den Lufira überschritt und an den Ufern des Lofoi, einen rechtsseitigen Zufluß des Lufira, eine Station gründete, nach der auch zwei Missionare übersiedelten. Im Juni 1891 erfolgte die Rückkehr, die von Bunkeia auf etwas nördlicher unternommen wurde, als die Hinreise, so daß der Lualaba unweit des Upamba- (Upemba-) Sees gekreuzt wurde.

Ein andrer ebenso wie L. Marinel schon bekannter Reisender, Delcommune, führte eine Expedition nach Katanga und zwar im Auftrage der Compagnie du Katanga. Er verließ Stanley-Pool im Oktober 1890 auf zwei kleinen Dampfern und in Begleitung von sechs europäischen Agenten. Im Dezember 1890 war man in Bena-Kamba am Lomami, das früher schon von den belgischen Reisenden Le Marinel und Hodister besucht war. Von hier aus sollte auf großen Booten der Eingebornen der Wasserweg weiter verfolgt werden. Von Bena-Kamba unter 3° südl. Br. bis zum bedeutenden Araberposten M'Gongo-Lutita unter 4° 50′ südl. Breite konnte nur unter größten Schwierigkeiten vorgedrungen werden. Auf dieser Strecke ist der Fluß von drei Gruppen von Stromschnellen unterbrochen, denen von Lissambi, von M'Tanga und von Kitambi. Zwischen diesen Schnellen bildet der Lomami eine breite, schiffbare Fläche und mehr als die Hälfte dieser Strecke ist jetzt zum erstenmal befahren worden, da vom Orte Faki bis zu den Kitambischnellen der Lauf des Flusses unbekannt war. In den eingegangenen Berichten Delcommunes wird gesagt, daß der Wohnplatz M'Gongo-Lutita unter einem Stellvertreter Tippu Tips steht, daß die

Digitized by Google

arabischen Händler sowie die Eingebornen in jeder Hinsicht hilfreich und gastfreundschaftlich entgegenkommend waren. Dies gilt auch von dem bisher etwas verrufenen Volksstamme der Waïcheni, welcher als eine schöne und intelligente Rasse geschildert wird. Mitte Mai 1891 wurde mit einer angeworbenen 350 Köpfe starken Karawane weiter gegen Süden vorgedrungen. Im Spätsommer dürfte Katanga erreicht worden sein.

Eine dritte Expedition nach Katanga ist unter der Leitung des Kapitäns Stairs von der afrikanischen Ostküste aufgebrochen. Die ersten Nachrichten darüber stammen aus Tabora von Anfang September 1891. Hier ist besonders hervorzuheben, daß Stairs und sein Begleiter Bonchamps sich lobend über die Forschritte aussprachen, die unter der deutschen Verwaltung im Lande bemerkbar sind. Die Expedition wollte im Oktober in Karema sein, dort den Tanganjika übersetzen und von Mpala direkt nach Katanga ziehen.

— Die Nenvermessung der Adelsberger Grotte samt allen in den letzten Jahren entdeckten Seitengrotten und Verbindungsgängen ist im vorigen Herbste nach viermonatlicher Arbeit durchgeführt worden. Dieselbe wurde vom Ackerbauminister Grafen Falkenhayn angeordnet. Es handelte sich um die Feststellung des Besitzverhältnisses, weil die Grotte unter das Terrain mehrerer Gemeinden reicht, ferner um den unmittelbaren Zusammenhang mit benachbarten Höhlen und endlich um allgemein wissenschaftliche Zwecke. Aus diesem letzteren Grunde wurde die Arbeit vom Obermarkscheider Schmid aus Prädvarn mit großer Genauigkeit ausgeführt, und zwar sowohl im Innern der Grotte als auch oberhalb derselben am Tage; die gewonnenen Fixpunkte wurden dauernd festgelegt, so daß sie auch bei einer späteren Erweiterung des Ausnahmegebietes weiter benutzt werden können. Im Innern wurden alle neuentdeckten Teile der Grotte zum Zwecke der Verneffung gangbar gemacht, so daß einige früher kaum zugängige Stellen jetzt ohne besondere Beschwerde besucht werden können. Man kann daher jetzt auch in die zuletzt entdeckte Seitengrotte, welche zu den schönsten Teilen der Adelsberger Grotte gehört, ohne das früher nötige Klettern, gelangen, und vom Tartarus den unterirdischen Lauf der Poik erreichen, ohne sich durch die engen Schlupfe durchwinden zu müssen. An letzterer Stelle sind die Wasserbecken überbrückt, und die letzte Scheidewand ist durch einen 4 m langen Stollen durchbrochen worden. Dadurch ist auch zugleich die Kahnfahrt etwas erleichtert worden, und es ist Aussicht vorhanden, nun leichter Vorstöße in die noch unentdeckten Teile der Wasserhöhle ausführen zu können. Der Hauptvorteil der Arbeiten wird jedoch der Wissenschaft zu gute kommen, denn durch die genaue Kontrolaufnahme des oberirdischen Terrains, wird es nun möglich werden, den Zusammenhang der Dolinen mit den unterirdischen Erscheinungen endlich mit Bestimmtheit nachzuweisen, und alle gegenteiligen Ansichten aus dem Felde zu schlagen, welche die Dolinen als einfeitige Oberflächenerscheinungen erklären wollen.

Der Originalplan, im Maßstabe von 1 : 1000, dürfte im Besitze des Ackerbauministeriums verbleiben. Doch sollen auch verkleinerte Nachbildungen im Maßstabe von 1 : 2880 (Katastralmaßstab) angefertigt werden, deren Veröffentlichung im Interesse der Wissenschaft sehr wünschenswert wäre.

Franz Kraus.

— Friedrich Wilhelmshafen in Deutsch-Neuguinea unter 5° 15′ südl. Br. ist zum Sitze der Verwaltung und der Neuguinea-Kompagnie erhoben worden. Ursache der Verlegung des Hauptortes hierher war die Fieberepidemie, welche im Beginne des Jahres 1891 15 Beamte, den Generaldirektor Wißmann an der Spitze, in Finschhafen, dem bisherigen Hauptorte, wegraffte. Von der neuen Station ist das Hinterland, die Jomba- und Astrolabebene leicht erreichbar. Diese bieten für Kulturen geeignetes Land in großer Ausdehnung. Die Güte des Hafens, was Tiefe, Ankergrund und Sicherheit betrifft, ist außer Zweifel. Wie die gesundheitlichen Verhältnisse liegen, wird wohl erst die Erfahrung beweisen müssen. Das Haus des Generaldirektors ist auf der Eichtedtinsel im Hafen erbaut worden; auf der benachbarten Insel Siar befindet sich die Station der rheinischen Missionsgesellschaft.

Außer dem Hauptorte und dem noch nicht ganz verlassenen Finschhafen befinden sich noch mit Deutschen besetzte Stationen im deutschen Gebiete von Neuguinea zu Stephansort, Konstantinhafen, Erima- und Hatzfeldhafen.

— Über Fortschritte in Montenegro auf wirtschaftlichem Gebiete schreibt Dr. K. Hassert, der kürzlich eine fünfmonatliche Forschungsreise durch das Ländchen unternahm, wie folgt:

Wie man sich um das geistige Wohl bemüht, so sucht man auch Handel und Industrie zu fördern, die den meist von der Viehzucht lebenden Eingebornen bisher fremd waren und sich auf die größeren Städte, vor allen auf das gewerbthätige Podgorica, das aber albanesische Leipzig, beschränkten. Wenn auch die Mehrzahl der Wege aus primitiven, oft sehr zweifelhaften Saum- und Fußpfaden besteht, so sind seit dem letzten Kriege bereits zwei große Fahrstraßen, Virbazar-Antivari und Kattaro-Cetinje-Podgorica-Rikić, fertiggestellt, die teilweise, so auf der Strecke von Kattaro nach Cetinje, als wahre Kunstwerke gelten müssen. Der Telegraph reicht ins Innere bis Gorantšo, Kolašin und Andrijevica; jüngst ist auf dem Skutari-See eine regelmäßige Dampfschiffverbindung eingerichtet worden und ein französischer Ingenieur hat die Vorarbeiten zu der Eisenbahnlinie Andrijevica-Podgorica beendet. Ehre ein gütiges Geschick! daß dieses von allen Montenegrinern mit lebhafter Freude und großen Hoffnungen begrüßte Unternehmen einer französischen Gesellschaft nicht bloß bei den Vorarbeiten bleibe, sondern daß es eben so rüstig fortschreite, wie der Bau der Wasserleitung, welche die Landeshauptstadt mit gutem Trinkwasser versorgen soll.

So zeigt sich überall ein erfreulicher Aufschwung oder das Streben nach einem solchen, und im ganzen Lande herrscht vollkommene Sicherheit und Ordnung. Zwar sind im Süden Raub und Blutrache noch nicht erloschen, aber sie gehen meist von den wegen ihrer Wildheit berüchtigten Grenznachbarn, den Albanesen, aus. Dagegen hört man in den Grenzgebieten der österreichischen Herzegowina jetzt selten von Übergriffen der Montenegriner, während sie in den ersten Jahren nach der Okkupation wegen der vielfachen Beziehungen zu den blutsverwandten Herzegowinern und durch die großen Kriegserfolge vielleicht etwas zu übermütig gemacht, sich allerdings sehr oft zu unerlaubten Handlungen hinreißen ließen. Daher steht dem Eindringen ins Innere nur die übergroße Beschwerlichkeit der Reise, nicht aber die Furcht vor den Eingebornen entgegen; denn diese wissen recht gut, daß der Fremde Geld ins Land bringt, daß er ihren Gesichtskreis erweitert, und sie achten das schöne Wort ihres Fürsten: „Wer einen Fremden ehrt, der ehrt mich!“

— Auch die Bahama-Inseln werden demnächst telegraphisch mit der übrigen Welt verbunden sein. Es soll ein 200 englische Meilen langes Kabel gelegt werden, welches etwa 5 Meilen von der Stadt Nassau auf New Providence seinen Anfang nehmen und 5 Meilen von Jupiter Inlet auf der Südostküste der Halbinsel Florida enden wird. Die Legung soll im Januar und Februar 1892 ausgeführt werden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage von Theod. Thomas in Leipzig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 3.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Bei den Reschiát[1]).

Von Ludwig Ritt. von Höhnel, kaiserl. und königl. Linienschiffslieutnant.

Im ganzen Verlaufe unsrer Reise hat kaum ein zweiter Tag für uns die gleiche Wichtigkeit gehabt, wie jener unsres Eintreffens bei den Reschiát.

Ein neues Volk, das bisher in weitferner Abgeschiedenheit ein unbekanntes Dasein geführt hatte, war der Wissenschaft gewonnen, gleichzeitig das Schreckgespenst des Hungertodes, das unsre 200 Mann starke Karawane seit Wochen bedrohte, damit gebannt.

Am 10. Februar 1887 waren wir vom Baringo-See, unsrer letzten Etappenstation aufgebrochen, um das „große Wasser" zu entdecken, welches dort irgendwo im Norden sein sollte. Wo jedoch und wie weit eigentlich, das hatte uns niemand anzugeben gewußt, denn niemand hatte es gesehen gehabt, weder einer von den Leuten der verschiedenen Händlerkarawanen, noch von den Eingebornen, welche wir bis zum Baringo-See begegnet und diesbezüglich ausgeforscht hatten; aber gehört hatte man davon.

So waren wir denn 54 Tage lang nordwärts gewandert, hatten eine weite, fast menschenlose Wildnis durchmessen und langten endlich ohne Proviant und bereits aufs Äußerste erschöpft am 4. April bei den am Nordende des Rudolph-Sees lebenden Reschiát an.

Der See hat hier flache Ufer; ein schmaler Saum von Schilfrohr umgiebt sie. Diesem zunächst finden sich ausschließlich abgestorbene Bäume. Eine lange Reihe weißgebleichter Baumskelette ländt, vom Nordrande ausgehend, tief in den dort seichten See hinein; sie gehörten wohl dem Uferwalde eines im Laufe der Zeiten durch das Anwachsen des Sees von der Bildfläche verschwundenen Flusses an, dessen Mäander sie deutlich genug noch kennzeichnen. Weiter im Lande bedeckt dichter Wald, soweit das Auge reicht, die flache Landschaft, aus welcher nur eine einzige, verhältnismäßig niedrige Berggruppe — der fünfgipfelige Makuá — inselgleich herausragt; da und dort verrät ein Glitzern im dunklen Blättermeere den Lauf eines Flusses, der dem See zutrebt. Zahlreiche Rauchsäulen, welche nah und fern aus dem Walde aufwirbeln, sagen uns, daß wir vor einem dichtbevölkerten Gebiete stehen. Auch sonst fesselt uns noch eine dorfartige Anlage, welche in ungefähr 1000 m Entfernung auf einem niedrigen, weißsandigen Rücken sichtbar war.

Dies war das Bild, das sich unsern freudestrahlenden Augen bot, als wir in der Nähe des Ufers Halt machten.

Vom Dorfe her näherten sich uns sofort nach unsrem Anlangen einige dunkle Gestalten. Allen voran kam eine Schar von 10 bis 12 Kriegern; ihnen nach folgten etwa 80 Männer, indes beim Dorfe eine Anzahl von augenscheinlich mit Lebensmittel bepackten Weibern der weiteren Ereignisse harrte. In 200 Schritt Entfernung von uns angelangt, hockten sich die Krieger nieder und ein Schauri hob an, das unsrerseits von Dschumbe Kimemeta[1]), Dualla[2]) und Lembasso[3]) geführt wurde; wir selbst hielten uns zurück, um den Gang der Verhandlung durch unser Erscheinen nicht zu stören.

Die Begegnung und Begrüßung ging in ganz besonders herzlicher Weise vor sich. Dualla kam bald mit strahlendem Gesichte zurück und wiewohl er sonst auf die Eingebornen mit schlecht verhehlter Geringschätzung zu blicken pflegte, wurde er diesmal nicht müde, die „Waschensi"[4]), wie er sie dennoch nannte, zu bewundern.

Wir suchten nun unsre Tauschware heraus und zeigten sie den Eingebornen, um zu erfahren, welche davon besonders begehrt wären, erlebten aber eine arge Enttäuschung: Eisendraht war wertlos, Stoffe wurden gar nicht weiter angesehen, und unsre kleinen Perlen hielten sie für Samen. Nur die

[1]) Der obige Abschnitt aus dem bei Hölder in Wien erscheinenden Werke: „Zum Rudolph-See und Stephanie-See. Die Forschungsreise des Grafen Samuel Teleki in Ost-Äquatorial-Afrika, 1887 bis 1888", ist uns durch den Herrn Verf. vor dem Abdruck gütigst zur Verfügung gestellt worden.

[1]) Ein bekannter Eisenbeinhändler aus Pangani, der als Reisemarschall in unsern Diensten stand.

[2]) Ein äußerst intelligenter Hadr Auwáh Somál, unser Karawanenchef.

[3]) Ein Eingeborner aus dem Samburulande, welchen wir als Wegführer am Njirobergc aufgenommen hatten.

[4]) „Wilde" im allgemeinen, mit verächtlichem Beigeschmack von den Karawanenleuten gebraucht.

Digitized by Google

großen, blauen Ukuaperlen gefielen, doch hatten wir davon im ganzen nur 10 Stränge, welche natürlich gar nicht in Betracht kommen konnten. Erst als nach und nach die Weiber angerückt waren und an der Beratung teilnahmen, wurden auch die blauen und roten sogenannten Masaiperlen als doch annehmbar befunden und auch gleich eine ungefähr 50 cm lange Schnur solcher als gleichwertig mit einer Blechbüchse voll Durrha (zirka 1,5 Liter) erklärt, welche wir zum Zwecke des anhebenden Tauschhandels als Maßeinheit in Vorschlag gebracht hatten. Um diesen Preis wurden in ganz kurzer Zeit etwa 500 Maße Korn eingetauscht. Erst als der Handel schon ordentlich im Gange war und die Eingebornen sich unsre Bleichgesichter aus der Ferne, wie wir glaubten, zur Genüge betrachtet hatten, begaben auch Teleki und ich uns in unauffälliger Weise in ihre Nähe, mußten jedoch anfangs erfahren, daß selbst die Männer sich unter allen Anzeichen lebhafter Scheu von uns abwendeten, und zwar, nicht, als ob wir ihnen Furcht einflößten, sondern Ekel. Dabei zeigten sie in ihrem Auftreten so viel ruhiges Selbstgefühl und einfache Natürlichkeit, daß eigentlich wir es waren, die aus dem Verwundern nicht herauskamen. Doch das gab sich mit der Zeit und schon am Nachmittage schwärmten an 200 Männer und Weiber im Lager umher, teils mit unsern Leuten schachernd, teils die vielen schönen Dinge begaffend und betrachtend, welche sie da zum erstenmale in ihrem Leben sahen. Auch der Häuptling (?) der Reschiät, der „Oromäi", wie er genannt wurde, kam. Er hatte wohl einen Reschiät zum Vater, jedoch eine Burkenebschidame [1]) zur Mutter gehabt und sprach fließend das dem Masai so ähnliche Burkenebschi-Idiom, was uns den Verkehr mit ihm sehr erleichterte. Er erklärte, daß wir von dem Platze wegmüßten, weil sie an demselben täglich das Vieh vorbei zu treiben pflegten und schlug uns zum Lagern eine näher beim Dorfe, auf dem erwähnten weißlandigen Rücken gelegene Stelle vor. Wir sagten den Umzug für den folgenden Tag zu, womit er sich zufrieden gab.

Der Rücken auf dem wir nun unsre Zelte aufschlugen, war nahezu kahl, und das nötige Dorngestrüpp zur Herstellung des Lagerzaunes mußte von weit her geholt werden. Der einzige Baum, den es in unserm Bereiche gab, kam außerhalb des Lagers zu stehen; im Schatten desselben sollte sich in Zukunft der tägliche Markt abspielen.

Nach Osten dachte sich der Rücken sanft ab. Dort fand sich häufigerer Busch- und Baumwuchs und in einem sonst trockenen Flußbette auch ein Tümpel, aus welchem wir unsern Wasserbedarf schöpfen konnten.

Die Eingebornen kamen, wenn auch selten in größerer Zahl, so doch täglich ins Lager. Wir sahen sie gern bei uns, weil sie niemals Anlaß zu Ärger boten. Sie bettelten weder, noch mußte man auf der Hut vor Diebstählen sein; auch gaben sie sich weder unverschämt, noch scheu, sondern durchaus natürlich. Und so blieb es vom ersten Tage bis zum letzten. Trotz des fortdauernd freundschaftlichen Verhältnisses konnten wir uns aber doch nur schwer über die näheren Verhältnisse des Landes unterrichten, weil man unsern Fragen entweder mit einer gewissen Ängstlichkeit auswich oder sie einfach gar nicht beantwortete. Wir hatten bald heraus, daß diesem Benehmen ein Verbot, uns irgendwie aufzuklären, zu Grunde lag. Was wir demnach bezüglich der Gebiete im Norden des Rudolph-Sees und der daselbst hausenden Völker erkundet haben, ist daher nur wenig und selbst häufschlich der Reschiät nicht ganz zweifellos.

Die Reschiät selbst gehören zur großen Familie der Gallavölker. Zwei große Flüsse — der Nianäumm und der Baß —, welche im Norden in den See münden, teilen ihr Land in zwei Hälften; die Westhälfte soll stärker bevölkert sein als die Osthälfte. Jeder der beiden Reichsteile soll einen Leibon [1]) und daneben einen andern Stammesobbersten haben, den sie „Oromäi" betiteln, über dessen Stellung wir indes nicht ganz klug werden konnten. Nach allem zu urteilen, scheint es auf der Westseite wier größere Reschiätdörfer zu geben, während die Ostseite aus nur drei Dörfern bestehen soll; wir bekamen jedoch, außer dem schon gedachten Dorfe in unsrer Nähe, nur kleine, aus wenigen Hütten bestehende Gehöfte zu sehen.

„Unser Dorf", welches in 1200 Schritt Entfernung vom Lager stand, zählte 100 bis 150 elende Hütten und machte einen armseligen Eindruck. Es schien provisorischer Natur, nur der viele Schmutz und die allenthalben herumliegenden Abfälle sprachen dagegen. Man sagte uns, daß zur Zeit der Regen, welche Mitte April beginnen, sowohl der See, als auch die beiden Landesflüsse über ihre Ufer treten, und die ganze Landschaft dann bis weit nach Norden überflutet sei; die Eingebornen seien dann gezwungen, ihre Dörfer aus den Niederungen heraus, auf die höheren Gelände zu verlegen. Drei Monate soll es dauern, bis die Wässer wieder abflössen und für so lange seien auch beide Reschiäthälften von einander getrennt, weil es nur wenige dürftige Kanoes im Lande gäbe.

Die Bevölkerungszahl der Reschiät mag sich auf 2000 bis 3000 belaufen. Zu den Flußniederungen wird hauptsächlich Durrha gebaut; nebenbei in geringer Menge auch zwei Gattungen Hülsenfrüchte. Zudem besitzen die Reschiät Tausende von Rindern, Ziegen, Schafen und viele Hunderte von grauen Eseln, welch letztere sie ebenfalls nur des Fleisches wegen züchten; auch halten sie Hunde, jedoch kein Geflügel. Fische werden nur vom ärmsten Teile der Bevölkerung gegessen.

Die Bewaffnung des Reschiät bietet nichts besonderes — wohl weil sie sich auf feinerlei Künste verstehen — und besteht in einem Speer, in Bogen und Pfeilen, einem langen, schmalen Schild aus korbartigem Geflecht und einer zierlichen Holzkeule.

Die Reschiät heiraten mit Vorliebe Burkenebschifrauen, welche sich durch ein gewinnendes Wesen und auffallend schöne Augen von andern Eingeborenenfrauen sehr vorteilhaft unterscheiden. Durch dieselben erhält die Masaisprache eine weite Verbreitung und wird deren Kenntnis für Ostäquatorial-Afrika von eben solcher Wichtigkeit, wie jene der Bantu-Mundarten.

Trotz der vielerlei Tauschwaren, welche wir in schwerer Menge beßaßen, und obwohl wir uns die Sache recht angelegen sein ließen, waren wir nicht imstande etwas andres als Durrha, Fische, Milch und ähnliche Kleinigkeiten zu kaufen. Nicht weil die Eingebornen sich von ihrem Vieh ungern trennten, sondern weil sie unsre Tauschwaren nicht mochten. Was sie täglich und immer wieder begehrten und wofür wir Rinder und Esel zur Genüge hätten erwerben können, waren in erster Linie „Mborro-Perlen" und in zweiter „Tidharra- oder Tschala-Perlen" gewesen. Erstere hatten die Größe einer Haselnuß, waren unregelmäßig rund und aus durchsichtigem, rostrotem Quarz (Karneol?) erzeugt. Sie waren zweifellos einheimisches Fabrikat, wieweit es unerklärlich bleibt, auf welche Weise die Eingebornen die Quarzkugeln zu durchbohren vermögen; angeblich erhalten sie diese Perlen im Tauschwege von den Marlé, einem weiter im Osten (am Nordrande des Stephanie-Sees) wohnenden Volke. Unter „Tidharra" verstanden sie unbrauchsichtige, blaue Glasperlen europäischer Herkunft. Wie diese Perlen ihren Weg zu den Reschiät gefunden haben, waren

[1]) Dem Masaistamme nahe verwandtes Volk, welches im Osten des Rudolph-Sees lebt.

[1]) Zauberer, Medizinmann.

Digitized by Google

wir nicht imstande zu erfahren. Sie hatten von beiden Gattungen nur sehr geringe Mengen, welche übrigens den Eindruck ziemlichen Alters machten.

Nun aber wieder zurück zum Lager.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft erschien der Oromâj mit einigen alten Männern und einem Schafe in unserm Lager, um mit uns ein Freundschaftsbündnis zu schließen. Bis dahin hatten die Reschiät eifrige Beratungen darüber gepflogen, welche Ausnahme sie uns bereiten sollten. Lange soll die Stimmung zwischen Krieg und Frieden geschwankt und insbesondere die Weibsleute von Reschiät darauf bestanden haben, uns zurückzuweisen. Wir hatten von alle dem zwar nichts bemerkt, waren jedoch von einigen Burkenebschiftruen darüber unterrichtet worden. Nur die Nacht vorher war im benachbarten Dorfe ein lautes Lärmen vernehmbar gewesen, das bis zum Morgen anhielt und uns für den folgenden Tag um so weniger einen Friedensschluß erwarten ließ, als der Marktbesuch ganz ausgeblieben war. Die wenigen Männer, welche gekommen waren, stoben jetzt beim Herannahen des Oromâj — der eine über 3 m lange, biegsame Rute als Abzeichen seiner Würde trug — davon. Uns, die wir verwundert dreinsahen, hieß er ins Lager gehen, das er selbst, ohne weitere Worte zu verlieren, genauestens nach Eingebornen durchsuchte. Das Schaf wurde zunächst vor Teleki's Zelt gebracht, erst gründlich angespuckt, hierauf mit Milch begossen, welche die Eingebornen eigens für den Zweck mitgebracht hatten; dann sollte es geschlachtet werden. So lange hatten unsre Somâl ruhig zugesehen. Nun aber glaubten sie einschreiten zu sollen und griffen auch nach ihren Dolchen; war das Schaf doch für sie, als strenggläubige Mohammedaner, verloren, wenn es nicht einer von ihnen abthat. Dschumbe Kimeneta, welcher mit uns vor dem Zelte saß, hatte die Schlage sofort erfaßt und erklärte auch den durch die Unterbrechung der feierlichen Handlung nicht wenig erstaunten Eingebornen, daß wir niemals einen Friedensbund als echt anerkennen würden, bei welchem wir nicht selbst das zu opfernde Tier töteten. Kopfschüttelnd trat der Oromâj daraufhin zur Seite und einer der Somâl schlachtete unter Bism' illâh es-rahmân er-rahîm-Gestikter das Schaf, welches sodann abgehäutet und ausgeweidet wurde.

Die Zwischenzeit benutzte der Oromâj dazu, eine Rede an uns zu richten, die ungefähr, wie folgt, lautete: „Die Reschiät seien ein friedliebendes Volk, welches mit allen Nachbarstämmen in Freundschaft lebe. Vor zwei Regenzeiten wäre es wohl zwischen ihnen und den Burkenebschi zu Blutvergießen gekommen, doch hätten die letzteren Schuld daran getragen. So wie wir, wären auch diese eines Tages plötzlich an ihrer Südgrenze erschienen, hätten dort ihr Vieh weiden lassen und sich dann nach einiger Zeit wieder davon gemacht. Im darauf folgenden Jahre wären sie jedoch wieder gekommen. Nun hätten sich die Reschiät beraten und den Beschluß gefaßt, die Burkenebschi zum Ausziehen aufzufordern. Bleibt bei uns, wenn Euch unsre Weiden gefallen. Werdet unsre Freunde, unsre Brüder! So hätten die Reschiät gesprochen und die Burkenebschi hätten die Einladung angenommen und einen Kral an der Stelle gebaut, wo — wie wir wohl gesehen haben dürften — heute nur noch ihre Knochen bleichen. Als Dank dafür, daß die Reschiät ihnen erlaubten, sich in ihrer Nähe niederzulassen, hätten nämlich die Burkenebschi zuerst einen Reschiät erschlagen, dann — wohl weil dieser ungerächt geblieben — einen zweiten. Daraufhin aber hätten die Reschiät sich gefragt, ob sie denn nicht eben solche Speere besäßen, wie die Burkenebschi, und warum sie von diesen alles ruhig hinnehmen sollten und — hätten Rache geübt.

Vor drei Tagen — so fuhr der Oromâj nach einer kurzen Pause fort — seien nun wir erschienen und hätten freundlich gebeten, uns niederlassen und Handel treiben zu dürfen. Die Reschiät aber hätten noch niemals solche Gäste bei sich gehabt und daher Beratungen gepflogen, wie sie uns begegnen sollten. Ein Teil sei dagegen gewesen, uns aufzunehmen und habe auch vor den Laschomba [1]) gewarnt; der andre Teil, und dies sei die Mehrheit gewesen, hätte jedoch gemeint: „Laßt sie kommen; laßt sie dableiben, wenn sie Freundschaft schließen, wenn sie nicht rauben und stehlen, sondern nur Handel treiben wollen.' Und nun sei er, der Leigwoânan [2]) der Reschiät, an Stelle des Leibond, der schon ein gebrechlicher Greis sei, gekommen, um den Freundschaftsbund mit uns einzugehen." Die ruhige, beinahe stolze Art und Weise, in welcher der Mann gesprochen hatte, und vielleicht noch mehr die durchsichtige Moral der Rede, hatten unsern Dschumbe Kimeneta schier sprachlos gemacht und es dauerte lange, ehe er sich zu einer Antwort anschickte, in welcher er der Hauptsache nach den Verlauf der Reise schilderte, welche uns von fernen Küsten zu den Reschiät geführt habe, um diese mit einer Menge schöner Dinge bekannt zu machen. Und was unsre Friedensliebe anbelangt — so schloß er — würden die östlichen Reschiät es gewiß nicht bereuen, in uns Vertrauen gesetzt zu haben.

Nach diesem Austausche diplomatischer Artigkeiten wurde jedem von uns ein langer Streifen von der Netzhaut der Eingeweide des Schafes wie ein Halsband umgebunden, dann spuckte uns der Oromâj unter leiser Wiederholung des Wortes „serian" [3]) der Reihe nach an und der Bund war besiegelt. Zum Schlusse machten wir noch einigen Hokuspokus mit Brausepulver und brennendem Spiritus und beschenkten dann den Oromâj mit den schönsten Perlen, welche wir hatten.

Es gelang uns damit wohl, ihn in eine recht heitere Stimmung zu versetzen, die Hoffnungen jedoch, welche wir hinsichtlich unsrer weiteren Reiseplane an den Friedensbund und die freundliche Haltung des Oromâj geknüpft hatten, erwiesen sich als trügerisch. Unsre Absicht war nämlich, zunächst einen zweiten, östlicher gelegenen See (den Basso ebûr, Stephanie-See) aufzusuchen, hierauf den Rudolph-See im Norden zu umgehen und längs seiner Westseite zum Baringo zurückzukehren. Dieser Plan war an dem Tage zum erstenmale mit dem Oromâj zur Besprechung gekommen und hatte bei ihm den entschiedensten Widerstand gefunden.

In dem Manne steckte überhaupt ein ganz überraschendes Maß von Selbstbewußtsein und diplomatischem Talente, so daß ihm gegenüber unser Dschumbe Kimeneta oft genug als wahrer Einfaltspinsel dastand. Zwischen 50 und 60 Jahre alt, über sechs Schuh hoch und sehr hager, war der Oromâj schon seinem Äußeren nach eine auffallende Erscheinung. Sein Gesichtsausdruck war finster, sein Blick meist nachdenklich zu Boden gerichtet. Ungewöhnlich stark war sein Hinterhaupt entwickelt. Angethan war er lediglich mit einem Stück Schafsvollzeug, das er meist malerisch um die Schultern oder den Lenden geschlungen trug; fast hatte er nur ein zwar Armringe als Schmuck an sich. Wir erkannten ihn stets schon auf große Entfernungen, wenn er zu uns auf Besuch kam, was häufig der Fall war. Eiligen Schrittes pflegte er unser Lager zu betreten und ohne die übrigen Leute eines Blickes zu würdigen, geraden Weges zu uns zu kommen und sich unter das schilfgedeckte Schutzdach hinzuhocken, unter welchem wir uns Tags über gewöhnlich aufhielten. Meist begrüßte er uns nur kurz mit „serian", mitunter jedoch auch gar nicht. Dann thaten wir ebenfalls nichts dergleichen, bis er die Stille nach einiger Zeit entweder mit einem verspäteten „Leibon, serian!" oder aber einfach mit der Frage

[1]) Bedeutet „Händler, Küstenleute" in der Masaisprache.
[2]) Sprecher, Vertreter.
[3]) Burkenebschigruß, bedeutet „Frieden".

Digitized by Google

unterbrach: „Godele Dschumbe?“ (Wo ist der Dschumbe?), worauf unsre kurz angebundene Antwort stets: „Mayolo“ (wir wissen es nicht) lautete.

Unsre wielen Schauri mit dem Manne verliefen alle, vom ersten bis zum letzten, in gleicher Weise. Betragten wir ihn über die Wage, welche um den See herumführten, dann beschränkte er sich auf die Antwort, daß es für uns keinen Weg gebe. „Meata gojtoji“ und dabei blieb es. Ebenso wenig wollte er etwas von der Fortsetzung unsrer Reise nach Norden wissen, wiewohl das Land der Reschiät in dem Falle zur Seite liegen blieb. „Dort giebts nur Mangati [1]) und Menschenfresser; dort könnt ihr auch nicht hin.“ Und als wir uns nach dem zweiten See erkundigten, hieß es immer: „Was wollt ihr mit dem; der ist längst ausgetrocknet.“ Drängten wir aber mit Fragen oder Einwürfen, dann ließ er uns entweder ohne jede Antwort und ging seiner Wege, oder er ergriff seinen langen Stab, schritt ein paarmal mit unmuthigen „Hebeu-Rufen“, wie ein wildes Tier im Käfig, auf und ab und forderte schließlich Dschumbe Kimeneta auf, sich ihm gegenüber zu setzen. Er selbst blieb stehen und hielt mit finsterem Gesichtsausdrucke und in leidenschaftlich erregter Weise eine Rede des Inhaltes, daß es für uns nur einen Weg gebe, und zwar den, wieder zurück. „Ob es da Wasser giebt, oder nicht, ob es auf dem Wege für Euch zu Essen giebt, oder nicht, Ihr müßt zurück. Fliegt über den See, schwimmt über den See, wenn Ihr könnt, wenn nicht, dann kehrt zurück, dies ist der Beschluß der sämtlichen Reschiät.“ Das war regelmäßig das caeterum censeo, mit welchem er seine Ansprache schloß.

Wir ärgerten uns zwar nicht wenig über die störrische Hartnäckigkeit des Oromáj, konnten aber im übrigen den Eingebornen durchaus nicht gram sein, da ihr Benehmen immer gleich ruhig und freundlich blieb. Zudem legten wir auf die Weigerung der Reschiät, uns den Weg durch ihr Land freizugeben, kein besonderes Gewicht und war überhaupt noch lange nicht an unsern Ausbruch zu denken. Wir hatten zunächst noch unsre herabgekommenen Leute aufzufüttern, herauf sollte erst die Basso ebór-Reise folgen; bis zum Antritte der Rückreise hatten somit noch Wochen zu vergehen.

Indes ging es uns auch in unsern Bemühungen, die Eingebornen zum Verkaufe von Vieh zu bewegen, nicht nach Wunsch; denn wenn die roten und blauen Makaiperlen mit der Zeit sich auch großer Beliebtheit erfreuten und wir mit diesen allein im Laufe der ersten 10 Tage nicht weniger als 7000 kg Durrha eintauschen konnten, so war es uns doch nicht möglich, damit auch nur ein Schaf zu erhandeln. „Euer Eisen brauchen wir nicht; eure Stoffe taugen nichts. Eure Perlen sind zu klein. Habt ihr Mborro und Tscharra?“ Und daran vermochten weder Überredung noch Besteckung etwas zu ändern.

Unsre Leute waren übrigens mit der Durrho ganz zufrieden. Sie konnten zweimal im Tage ugali (steifen Brei) essen, ein Genuß, den sie seit den schönen Zeiten von Tawéta nicht gehabt. Die findigeren unter ihnen verstanden es überdies bald, sich ihre Kost durch verschiedene Zuthaten — Fische, die sie selbst fingen oder Muschelthiere, von welchen es in seichten Uferwasser große Mengen gab — zu verbessern.

Die Tage verliefen im übrigen ohne viel Abwechslung in ruhiger Weise. Der Oromáj war bald mehr, bald weniger anmaßend und störrisch, die übrigen Eingebornen zeigten sich uns jedoch immer gleich freundschaftlich gesinnt. Nachdem aber mit der Zeit die Gegend aufgenommen, auch sonst unsrer Aufgabe als Forschungsreisende so weit als möglich Genüge geschehen, und schließlich unsre Mannschaft halbwegs zu Kräften gelangt war, drängte auch wieder alles in uns nach neuerlicher Bewegung. Jedes längere Stillliegen nach einem vorangegangenen, angestrengt thätigen Leben wirkt unvorteilhaft auf das Allgemeinbefinden: Körper und Geist erschlaffen, Verdauungsstörungen treten ein, die Thatkraft erlahmt. Auch wird der Körper viel leichter eine Beute schädlicher Klima-Einflüsse. Das Letztere hatten wir hier zwar nicht zu beklagen gehabt, aber wir sehnten uns eben nach einer Änderung in unsrem Leben, und beschloß daher Gf. Teleki zum Basso ebór aufzubrechen. Den Weg dahin hatten uns die Reschiät zwar nicht verwehrt, doch waren sie auch nicht zu bewegen gewesen, uns einen Führer beizustellen. Lembasso, der junge Mann, welchen wir am Mjroberge aufgenommen hatten, kannte zwar nur ungefähr die Richtung, in welcher der See lag, doch erbot er sich freiwillig, uns dahin zu geleiten. Am See selbst war er angeblich zu Hause und wir hatten um so weniger Bedenken, uns mit seiner Führerschaft zu begnügen, als die Reschiät versicherten, daß es überall in der Gegend geregnet habe und wir daher wegen des nötigen Trinkwassers am Wege nicht besorgt zu sein brauchten. Nach der Erforschung des Basso ebór wollten wir wieder zum Rudolph-See zurückkehren und dann unsren ursprünglichen Plan, denselben im Norden und Westen zu umgehen, mit oder gegen den Willen der Eingebornen ausführen. Unter solchen Umständen war es daher überflüssig, unsern gesamten Warentroß mitzunehmen und wünschte Gf. Teleki, unser ganzes Effenbein [1]) und einen Teil der Drahtlasten unter der Obhut der Reschiät zurückzulassen. Der Oromáj selbst hatte uns gesprächsweise ein bezügliches Anerbieten schon einmal gemacht, als es nun aber thatsächlich dazu kommen sollte, weigerte er sich, die 60 Ladungen zu übernehmen, und zwar, wie er sagte, weil er sich fürchten müsse, daß sie von den Burkeneh-Schi geraubt werden könnten, welche angeblich wenige Tage zuvor in das Land der benachbarten Amáre eingefallen waren. Wir versicherten ihn, daß er darüber ganz unbesorgt sein könne, weil wir eine „dazim“ (Medizin) machen würden, die gegen Jedermann gerichtet sei, welcher es wagen sollte, sich an unserm Gute zu vergreifen. Die Ladungen wurden außerhalb des Dorfes in den Boden eingegraben und an der Grube angesichts einer großen Menschenmenge von Dschumbe Kimeneta ein geheimnisvoller Zauber in Scene gesetzt. Gleichzeitig schien es uns angezeigt, den Eingebornen endlich auch eine kleine Vorstellung mit unsern „Feuerspeeren“ zu geben, die denn auch nicht verfehlte, selbst auf den Oromáj den gewünschten Eindruck zu machen; zum Schlusse ließen wir noch eingebrochener Dunkelheit zwei Raketen aufsteigen.

Am darauffolgenden Morgen, den 14. April, brachen wir auf; elf unsrer Leute, welche sich als marschunfähig erwiesen, wurden bei den Reschiät zurückgelassen. Die Reise ging sieben Tage lang durch unbewohnte Wildnis, in südöstlicher Richtung, dann sahen wir uns am flachen Strande des ungefähr 1000 qkm großen Sees. Wir fanden seine Wasser im hohen Grade salzhaltig und ungenießbar und seine Ufer zu unsrer größten Enttäuschung unbewohnt. Unter solchen Umständen konnte hier nicht lange unsres Bleibens sein. Wir beschränkten uns daher darauf, die Lage des Sees zu bestimmen, gaben unsrer Entdeckung den Namen „Stephanie-See“, in dankbarer Erinnerung des huldvollen Interesses, das unser durchlauchtigstes Kronprinzenpaar der Expedition von den ersten Anfängen an zu schenken geruht hatte und kehrten dann zum Rudolph-See zurück.

Am 29. April bezogen wir wieder unser altes Lager. Die Reschiät und auch der Oromáj begrüßten unsre Rückkehr mit lebhafter Freude, so daß wir uns schon Hoffnung

[1]) Das Massaiwort für Waschensi (Wilde).

[1]) Wir hatten ungefähr 35 Traglasten davon.

Digitized by Google

machten, bezüglich unsrer weiteren Reisepläne keinen Einwendungen mehr zu begegnen. Darin sahen wir uns jedoch auch jetzt getäuscht, denn als die Wegangelegenheit wieder zur Sprache kam, geberdete sich der Oromáj wohl weniger erregt, blieb aber fest bei seiner Weigerung. Er begründete nun jedoch dieselbe insofern, als er beteuerte, daß sowohl die westlichen Reschiät als auch die weiter im Norden wohnenden Völker sich unserm Durchzuge gegenüber feindlich verhalten würden. Wir möchten den nötigen Lebensmittelvorrat auskaufen und auf demselben Wege heimkehren, welchen wir gekommen seien; dies sei sein freundschaftlicher Rat.

Daraufhin schien es, als ob sich die Verhältnisse aus uns unbekannter Ursache abermals zuspitzen wollten. Die Eingebornen mieden uns während zweier Tage fast ganz und einige Burkeabschiftrauen, welche heimlich zum Lager kamen, rieten uns, auf der Hut zu sein, da unsretwegen im Lande ernste Beratungen stattfänden, die Tag und Nacht währten. Wir ließen uns indes weder durch diese Warnungen noch durch unsre eigenen Wahrnehmungen bange machen; denn, daß wir etwaige Feindseligkeiten der Reschiät mit unsren 200 Gewehren nicht zu fürchten hätten, darüber waren wir längst im Klaren. Aber bedauert hätten wir es, hier mehr als irgendwo, wenn es trotz unsrer aufrichtigen Friedensliebe und der Ehrlichkeit unsrer Absichten zu Streit gekommen wäre.

Am einem der darauffolgenden Tage, gegen 10 Uhr Vormittags — nicht ein einziger Eingeborner hatte sich bis dahin noch blicken lassen — kam indes eine kleine Schar Leute langsam auf unser Lager zugeschritten. Es waren der Oromáj, etwa 20 ältere Männer und zum erstenmale auch der Leibön der Reschiät, ein weißhaariger, von der Last der Jahre gebückter Greis. Ihnen voran schritten zwei junge, wirklich hübsche Mädchen, welche je ein Schaf bei den Hörnern führten; alle hielten grüne Zweige in den Händen und stimmten einen Chor.

Vor dem Eingange zum Lager machte die Gesellschaft Halt und nur der Oromáj betrat den Platz, um denselben so wie feinerzeit von etwa anwesenden Eingebornen zu säubern. Dann bewegte sich der Zug, mit den Mädchen voraus, einmal im Lager herum und hockte schließlich vor Telekis Zelt nieder.

Die Leute waren gekommen, um mit uns einen erneuerten Freundschaftsbund zu schließen, was nun auch in der bereits geschilderten Weise geschah, nur daß diesmal das Friedenshalsband breiter und fester als dazumal ausfiel, da hierzu ja die Nethaut zweier Schafe zur Verfügung stand. Dann wurden wieder feierliche Reden gehalten, welche sich nun ausschließlich um die von uns gewünschte Wegfreiheit drehten.

Sowohl der Oromáj als der Leibön sprachen, und zwar beide ungefähr dasselbe: Sie hätten uns lieb gewonnen, weil wir treue Freundschaft gehalten. Unsre Leute hätten weder gestohlen, noch irgend ein andres Unrecht gethan; ruhig und ohne Zwischenfall seien die Tage verflossen. Dennoch aber könnten sie uns nicht gestatten, unsern Weg im Norden um den See zu nehmen, da sowohl die westlichen Reschiät, als auch alle übrigen Stämme dagegen wären. Zudem sei ein Passieren des nun schon hoch überfluteten Flachlandes überhaupt unmöglich. Und dächten wir auch daran, dasselbe weit im Norden zu umgehen, so würden die beiden Flüsse — der Nianäum und der Baß — doch immer für uns unüberschreitbare Hindernisse bleiben. Sie könnten uns daher nur raten, uns tüchtig mit Lebensmitteln zu versehen und so, wie wir gekommen, längs der Ostseite des Sees wieder heimzukehren. Möge dieser Weg nun gut oder schlecht sein, möge unser auf demselben auch Hunger und Durst warten, sie wüßten für uns keinen andern Weg. Der alte Leibön versuchte es noch, das Unangenehme dieser Eröffnungen durch die Versicherung zu mildern, daß er bereits eine Medizin zu dem Zwecke gemacht habe, um uns auf dem Heimwege vor jeglicher Gefahr sicher zu stellen: „Klar und rein wird der Pfad sein, und weder Mangati, noch Elephanten, Büffel oder Löwen sollt ihr auf dem Wege treffen.“ Schließlich stellten sie es uns ganz anheim, zu thun, was wir für gut fänden; sie hätten ihr letztes Wort gesprochen. Wir möchten immerhin aufbrechen. Sie würden uns zwar keine Führer beistellen, uns aber auch nicht entgegentreten. Wir würden indes sicherlich am zweiten oder dritten Tage schon auf unsern alten Lagerplatz zurückkehren.

Damit schloß der feierliche Akt.

Wir hatten nun einen neuen Friedensbund, aber unsre Lage war deshalb um kein Haar besser geworden. Die freundschaftliche Beihilfe der Reschiät zu unsrer Weiterreise blieb uns nach wie vor versagt und wir mußten nach allem auch jede Hoffnung aufgeben, daß sich die Verhältnisse in diesem Punkte noch ändern könnten. Dadurch verschärfte sich aber die Frage der Fortsetzung unsrer Reise mehr und mehr zu einem schwierigen Problem; denn der gute Rat, welchen uns der Oromáj immer wieder nahelegte, die Rückkehr nämlich auf dem Wege, den wir hergekommen waren, schien uns nach den Erfahrungen, die wir darüber hatten, einfach unausführbar. Die Unsicherheit drängten jedoch noch zu keiner Entschließung, wir gaben daher scheinbar bei und stellten an den Oromáj nur die Forderung, uns entsprechende Mengen von Durrha zukommen zu lassen, wie wir sie brauchten, um heimkehren zu können. Unsre Absicht dabei war, vorerst in den Besitz eines genügenden Lebensmittelvorrates zu gelangen, um für unsre Entschlüsse freie Hand zu haben, mochten die Würfel wie immer fallen.

Die folgenden Tage vergingen uns im Zeichen vollster Unschlüssigkeit, und schwerer denn je fühlten wir jetzt den Mangel eines, und sei es auch des kleinsten Kärtchens von Afrika[1]).

Wir wußten, daß wir uns in 4° 47′ Nordbreite befanden; das war aber auch alles. Im Osten vermuteten wir die wüsten Somaländer, in welchen wir ohne Kamele nicht reisen konnten. Nach Westen vorzudringen, verbinderten uns die Wasserschwierigkeiten, die für wahr zu halten, wir immer mehr Grund fanden. Und nach Norden? Ja, wo kamen wir dahin? Liefen wir dort den Mahdisten in die Hände, oder aber stießen wir auf das unbezwungene Kaka?

Allen dahinzielenden abenteuerlichen Plänen machte schließlich die Erwägung ein Ende, daß wir nur mehr über 20 Schuß pro Gewehr verfügten, ganz abgesehen davon, daß es uns unsrer Leute und die Hälfte der Expeditionsgüter am Baringo-See unsrer Rückkunft harrten. Aber auch jetzt noch vermochten wir es nicht über uns, dem Gedanken näher zu treten, daß wir am Ende doch gezwungen sein könnten, den schauderhaften Marsch längs der Ostseite des Rudolph-Sees noch einmal durchzumachen.

Es würde indes zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle auf alle noch folgenden Peripetien unsres weiteren Aufenthalts bei den Reschiät näher eingehen. Ich will daher nur kurz erwähnen, daß schon in den nächsten Tagen die unausgesetzt niedergehenden Regenmassen an ein Reisen überhaupt nicht denken ließen und wir gleichzeitig auch Gelegenheit hatten, uns durch eigenen Augenschein zu überzeugen, daß es, infolge der rasch zunehmenden Überflutung des flachen Landes im Norden des Sees, unmöglich war, auch nur eine Tagereise weit vorzugehen.

Da kam mir eine schwere Zeit über uns, eine Zeit böser Versuchung. Es war umsonst, die Augen noch länger zu

[1]) Gleich zu Beginn der Reise waren sämtliche Kartenwerke und Bücher verloren worden.

Digitized by Google

verschließen. Nur ein Weg blieb uns offen, der schreckliche Rückweg längs der Ostseite des Rudolph-Sees! Dazu brauchten wir jedoch Proviant für 200 Mann und 40 Tage, hauptsächlich Rinder, da wir in Korn die ungeheure Menge nicht mitzuführen vermochten. Vieh aber wollten uns die Reschiät auch jetzt nicht verkaufen und selbst Durrha brachten sie von Tag zu Tag in immer unzureichenderem Maße. Da war denn bald im ganzen Lager nur die Rede von den Tausenden von Rindern, Ziegen, Schafen und Eseln, die tagtäglich hart an uns vorbei auf die Weide zogen, und die Frage wurde laut: „Was wartet der Bwana mkubwa[1]) noch? Wenn die Waschensi keine Rinder hergeben wollen, warum nimmt er sie nicht?“

Und auch wir mußten uns fragen, ob wir denn wegen einer kleinlichen Interessenfrage — handelte es sich doch nur um eine Art Perlen, anstatt der andern — das Leben von 200 Männern aufs Spiel setzen durften, die uns vertrauensvoll gefolgt waren. Wir wollten ja kaufen, was wir brauchten, und die Reschiät hatten es im Überfluß. Und wenn sie uns davon nichts ablassen wollten — ein Wort genügte und 100 Rinder waren in unsrer Hand!

Schwer war die Versuchung, doch siegte schließlich unser besseres Ich. Die Reschiät hatten uns als Freunde aufgenommen, so lang sie uns auch ihre Freundschaft zugemessen; sie sollten dafür nicht büßen, daß wir uns verrechnet hatten. Als Pioniere der Kultur wollten wir gekommen sein. Wir berechneten, daß wir bei aller Anstrengung in 16 Tagen das Südende des Rudolph-Sees erreichen könnten. Dort angelangt, würden wir uns zu entscheiden haben, ob wir das noch unbekannte Marsabit, einen Hauptansiedlungsort der Burkeneschi und Rendile im Samburulande, oder aber das Land der Turkana (auch Elgume genannt) aufsuchen sollten; noch beiden Punkten waren es, wie uns Sambasso sagte, vier Tagereisen. Für 22 bis 24 Tage mußte noch Negerkorn beschafft werden. Gelang uns dies, dann sollte das Wagnis aufgenommen werden, wenn nicht — dann mußte die Gewalt helfen. Es gelang uns aber. Nicht bei den Reschiät, sondern bei den Buma, einem kleinen Nachbarstamme derselben. Dann rüsteten wir uns zum Aufbruch, welcher für den 14. Mai festgesetzt wurde.

Alle Mann, ob Anführer oder einfacher Träger, erhielten nebst einer gewöhnlichen Traglast noch eine 16tägige Ration in Durrha aufgebürdet. Keine Last wog weniger als 50 kg; die schwerste aber 67½ kg. Dazu kamen noch die Gewehre, Patronen, Kochgeräte u. dergl., kurz, den Leuten wurden Anforderungen zugemutet, wie sie nur der Kampf ums Dasein stellt.

Nun es mit unsrer Abreise Ernst wurde, schien es den Reschiät leid zu thun, uns scheiden zu sehen. Zahlreicher als je kamen sie am letzten Tage ins Lager, um uns in freundschaftlichster Weise zu begrüßen. Auch der Oromâj fehlte nicht und versprach alles Gute und Schöne für den Fall, daß wir wieder kommen sollten; „dann vergeßt aber die Tscharra nicht“, waren indes seine letzten Worte. — — —

Einundzwanzig Tage später sahen wir uns abermals bei einem neuen, durchaus unbekannten Volke, dem Turkana, angelangt. In den folgenden drei Wochen durchquerten wir deren Land, dann standen wir am trockenen Bette des Trrguëll, wieder in unbewohnter Wildnis. Und nun kam die schwerste Zeit der Reise, denn 33 Tage hatten wir fast nur von Kräutern und Beeren zu leben. Nahezu ausgereiben vom nagenden Hunger und zu Skeletten abgemagert, erreichten wir schließlich jedoch — nach im ganzen 166tägiger Wanderung — unsern Ausgangspunkt, den Baringo-See.

[1]) „Der große Herr.“

Die Anthropologie Indiens.

Von Emil Schmidt. Leipzig.

Sämtliche Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

II. (Schluß.)

Sehen wir von den besprochenen augenscheinlich fremden Beimischungen ab, so bleibt die große Menge der reinen, unvermischten Hindus übrig. Und hier drängt sich dem Beobachter sehr bald der von Risley nachgewiesene Gegensatz zweier verschiedener Rassen auf, einer hellen und einer dunklen, die durch Mischung miteinander eine große Menge verbindender Mittelformen hervorgebracht haben. Beide Rassen haben gewisse gemeinsame Merkmale, beide sind durch andre somatische Eigentümlichkeiten voneinander getrennt. Betrachten wir zuerst das Gemeinsame.

Beim Wuchs fällt bei fast allen Hindus eine gewisse Schlankheit auf: die Extremitäten sind im Verhältnis zum Rumpf meist lang, die Muskulatur nicht voluminös, die Zehen und Finger schlank, biegsam, Hände und Füße verhältnismäßig klein. Das Hüftgelenk erscheint in weiteren Winkelexkursionen beweglich als bei uns, wohl eine Folge der so allgemein beliebten kauernden Stellung. Eine Greiffähigkeit des Fußes ist bis zu einem gewissen Grade vorhanden, jedoch beruht sie nicht wie beim Affenfuß auf einer Ab- und Adduktionsfähigkeit der großen Zehe. Man bekommt es häufig zu sehen, daß Leute, Männer sowohl als Frauen, wenn sie eine Last auf Kopf oder Schulter tragen, ohne sich zu bücken, einen Gegenstand von der Erde aufheben: sie ergreifen ihn mit dem Fuß und heben dann den letzteren durch Beugung in Knie- und Hüftgelenk so hoch in die Höhe, daß sie das Gewünschte mit der Hand fassen können. Sieht man aber genauer zu, dann ist der Fuß und besonders die Zehen stark gebeugt. Ein schmaler Gegenstand wird, wenn er quer liegt, in die Rinne zwischen den gebeugten Zehen und dem Fußballen eingeklemmt und festgehalten, oder wenn er längs liegt, wird der Großzehenballen auf ihn gelegt und durch starkes Zehenbeugen gleitet die große und zweite Zehe rechts und links an ihm herunter. Da nun aber die Reihe der Zehen-Mittelfußgelenke ein nach oben gerichtetes Gewölbe bildet, so ist es natürlich, daß die Zehen in der Beugung stärker auseinanderschießen und daß also ein Gegenstand zwischen ihnen lediglich durch Beugung, ohne eigentliche Adduktion der großen Zehe festgehalten werden kann.

Die Fettentwickelung ist in der Regel eine nur mäßige; durch das geringe Fettpolster erkennt man deutlich das Spiel der sonst nicht sehr kräftigen Muskeln. Eine übermäßige Fettansammlung an den Oberschenkeln oder in der Gesäßgegend, wie sie z. B. bei Buschmännchen, Hottentottinnen z. häufig zu beobachten ist, kommt in Indien nicht vor. Selten trifft man allgemein größere Fettleibigkeit an und zwar nur dann, wenn ein Hindu, dessen Mittel es erlauben, bei sitzender Lebensweise sehr reichliche Nahrung einnimmt. Etwas häufiger als im Innern und Süden des Landes trifft man

Digitized by Google

ſolche fette Leute in den Städten des fruchtbaren Gangesthales und der Küſte.

Das Haar verhält ſich bei beiden Raſſen weſentlich gleich. Seine Farbe iſt immer eine dunkle, in den verſchiedenen Abſtufungen eines dunklen Braun ſich bewegende. Blondes Haar kommt bei reinen Hindus kaum vor; höchſtens ſieht man, aber doch ſehr ſelten, ein etwas helleres, ins röthliche ſpielende Braun. Künſtliche Hellbeizungen des Haares ſind nicht ſo ſelten. Die dunkle Farbe der Augenlider und Augenbrauen wird durch Bemalung mit Farbe (Spießglanz) gern noch erhöht. Ein Ergrauen der Haare bei vorgeſchrittenem Alter ſieht man ziemlich häufig, dagegen ſind Kahlköpfe entſchieden Seltenheiten.

Die Haarmenge auf dem Kopfe iſt in der Regel reichlich, Bart- und Körperhaare ſind dagegen meiſtens ſpärlich. Im Geſicht pflegt Kinn- und Schnurrbart etwas ſtärker zu ſein als der Backenbart. Im Gegenſatz zu der Spärlichkeit des Bartwuchſes bei den meiſten Hindus erfreuen ſich manche Stämme derſelben, z. B. die Rajputen, die Todas, die Kotas ſtarken Bart- wie allgemeinen Haarwuchſes. An den Extremitäten ſind Unterſchenkel und Vorderarme reichlicher behaart als Oberſchenkel und Oberarme.

Die Form des Haares iſt nie ſo gerade und ſteif wie die des Mongolenhaares, auf der andern Seite aber auch nie ſo gekrümmt, daß es zu einer ungewöhnlichen Aufrollung zu winzigen Knäuelchen käme. Da wo man längeres Haar beobachten kann, iſt dasſelbe gewöhnlich ſanft wellig, manchmal entſchieden lockig, viel ſeltener und faſt nur bei ſehr zurückgekommenen Jungle- und Bergſtämmen grob kraus. Wie weit die ſyſtematiſche Verwahrloſung des Haares bei dieſen Stämmen an der kauſen Form derſelben Schuld iſt, läßt ſich ſchwer ſagen. Das Haar ſteht bei ihnen weit ab, oft in dicht verfilzten Perrücken, in denen ſich eine Unmenge von Ungeziefer herumtummelt, das übrigens auch im beſſer

Fig. 11 und 12. Sankaraya. Smarta Brahmane, 25 Jahre. Geboren in Madras. Schulmeiſter. Helle Haut; Schmale Naſe.

gepflegten Haar der meiſten Hindus nicht fehlt. Man hat ſich durch die oft koloſſalen, weit abſtehenden Perrücken verleiten laſſen, dieſe Berg- und Waldſtämme als verwandt anzuſehen mit den Papuas, Auſtraliern ꝛc.; es beſteht jedoch nur eine äußerliche, ganz oberflächliche Ähnlichkeit; in Wirklichkeit iſt eine nähere Verwandtſchaft nicht nachzuweiſen.

Die die Götter des brahmaniſchen Syſtems verehrenden Hindus pflegen ſich den Kopf ringsherum raſieren zu laſſen, ſo daß nur auf und hinter dem Scheitel ein dichter längerer Schopf von Haaren ſtehen bleibt. Auch das Geſicht wird meiſt glatt raſiert, bei beſonderen religiöſen Gelegenheiten auch der ganze Körper. Allahabad, am Zuſammenfluß der heiligen Flüſſe Jumna und Ganges, iſt ein Platz, an dem ſich die Pilger regelmäßig enthaaren laſſen. Die entfernten Haare werden dem heiligen Waſſer übergeben, und jedes einzelne derſelben ſichert den frommen Gläubigen eine Million Jahre Seligkeit nach dem irdiſchen Tode.

Die Augen ſind ausgezeichnet durch ſtarke Pigmentierung der Iris; ihre Farbe iſt regelmäßig braun und zwar meiſt ziemlich dunkel, und dagegen ſticht die faſt perlmutterartig glänzende weiße Augenhaut (Sclerotica) grell ab. Am meiſten fällt dies bei Mädchen und Frauen auf, bei denen ein weites Aufreißen der Lider zum guten Ton zu gehören ſcheint; der Blick hat darum bei ihnen ſehr oft etwas Stieres, Stechendes, Geiſtloſes, bei den Männern iſt er oft matt, wie umſchleiert.

Die Form des Auges iſt weit von der des typiſchen Mongolenauges verſchieden; niemals kommt beim Hindu reiner Raſſe die Depreſſion des inneren Augenwinkels, die charakteriſtiſche Vertikalfalte nach innen von dieſem Winkel, die horizontale Falte über dem oberen Lide vor. Wo dieſe Merkmale auftreten, wie an der Nordgrenze und im äußerſten Oſten Indiens, da bezeichnen ſie ſtets die Grenze der Hindu- und das Erſcheinen mongoliſcher Raſſe.

Am knöchernen Schädel iſt Dolichocephalie mäßigen Grades verbunden mit einer mittleren Höhe der Gehirnkapſel, eine überwiegend häufige Eigenſchaft. Das Volum der Hirnkapſel iſt ein verhältnismäßig kleines. Der Kopfumfang

Digitized by Google

bildet in der Scheitelansicht ein langgezogenes Oval, das etwas hinter der Mitte mäßig verbreitet ist; die Stirn ist gewöhnlich schmal, gut ansteigend, der Scheitel langgezogen, das Hinterhaupt nach hinten gut hervorgewölbt.

Fig. 13 und 14. Arona Tschellam Air. Brahmane aus Madras, 34 Jahre. Dunkle Haut; breite Nase.

Das Verhältnis vom Gesichts- zum Gehirnschädel ist ein günstiges; nie nimmt ersterer eine solche relative Größenentwickelung an, wie dies bei den großgesichtigen Negern und Australnegern der Fall ist. Die Zähne sind nie so

Fig. 15 und 16. Pottó. Sora Kaste aus Gondupura (Distrikt Godaveri). 20 Jahre. Kuli. Dunkle Haut; breite Nase.

mäßig, sie bedingen keinen so festen und voluminösen Kieferapparat, nicht so mächtige Muskeln, keine so ausgesprochene Knochenleisten und Vorsprünge am Gesichtsskelett, als an den roheren Schädeln der genannten Völker. Das unmittelbare Zahngerüst der Kiefer ist daher auch weder in der Länge, noch auch in der Breite so weit ent-

Digitized by Google

wickelt als bei letzteren. Sehr gewöhnlich ſind die Zähne mit einer dicken Kruſte dunkelbrauner Niederſchläge, Nebenprodukte beim Betelgenuß, überzogen. Einige Bergſtämme feilen ſich die oberen Schneidezähne ſo, daß der Rand eines

Fig. 17. Adiſien. Kanikar (Bergſtamm in den Weſt-Ghats) aus Pattankadu (Grenze zwiſchen Diſtrikt Tinnevelly und Travancore), etwa 20 Jahre. Klein (151 cm); dunkle Haut; breite Naſe.

Fig. 18. Sanderen. Kanikar aus Pattankadu, 20 bis 25 Jahre. Klein (151 cm); dunkle Haut; breite Naſe.

Fig. 19 und 20. Kanamanbéar. Nair aus Cananor, etwa 23 Jahre alt. Landbauer. Dunkle Haut; ſchmale Naſe.

jeden derſelben einen nach unten gerichteten Bogen oder eine Spitze bildet.

Die Augenhöhlen ſind abgerundet länglich viereckig und fallen mäßig nach außen ab. Die Jochbeine treten nicht

Digitized by Google

auffallend weder seitlich, noch nach vorn hervor; ebenso laden die Unterkieferwinkel nur mäßig nach außen aus, das Kinn springt in der Regel nur wenig nach vorn vor.

Die bisher betrachteten Merkmale gehören der indischen Bevölkerung überhaupt gemeinsam an. Ihnen gegenüber stehen diejenigen, welche nur bei einem Teil der Inder vorkommen, bei den andern aber nicht.

Zunächst die Verschiedenheit des Wuchses, der Körpergröße. Die von Risley mitgeteilten Zahlen bezeichnen wohl die kleinsten und größten Durchschnitts-Körperhöhen; der größte Wuchs kommt bei hellhäutigen Stämmen im Norden (Sikhs), der kleinste bei dunklen Bewohnern Zentral- und Südindiens vor. Auch wenn man die hellhäutigen Nordinder und die dunkelhäutigen Menschen des Dekhan als Ganzes einander gegenüberstellt, so sind die ersteren etwas größer als die letzteren, doch ist dann der Unterschied nicht mehr so sehr bedeutend. Die kleinsten von allen sind die unter sehr ungünstigen Verhältnissen lebenden Berg- und Waldstämme, die als Kümmerformen ihrer größeren dunklen Nachbarn anzusehen sind.

Noch mehr, als bei der Größe, fallen die Gegensätze auf bei der Hautfarbe. Die Thatsache drängt sich auch dem ungeschulten Beobachter auf, daß im Gangesbecken hellere, im Dekhan dunkle Menschen wohnen, zwischen deren Farben allerdings individuell und stammesweise eine große Menge von Übergängen vorkommt.

Die Farbe der unvermischten Hellen ist kaum dunkler als die der stärker pigmentierten Südeuropäer; um diese Durchschnittsfarbe herum bewegt sich die Farbenskala der Hellen in nicht zu weiten Grenzen: niemals sieht man das helle Weiß der Haut blondhaariger Nordeuropäer, auf der andern Seite macht es eine tiefere Pigmentierung, so weit sie nicht individuelle Bräunung durch die Sonne ist, immer wahrscheinlich, daß es sich um Mischung mit der dunklen Rasse Indiens handelt. Diese Mischungen haben eine reich abgestufte Farbenskala hervorgebracht; man kann sie sich am besten veranschaulichen durch die verschiedenen Mischungen von Milch und starkem Kaffee. An dem einen Endpunkte sieht die nur leicht gelbbräunlich gefärbte Milch — die Farbe der hellhäutigen Rasse Indiens, auf dem andern Endpunkte der ganz unvermischte Kaffee — die Farbe der stärker pigmentierten Individuen der dunklen südindischen Rasse. In der Regel zeigt die Gelb- bezw. Braunfärbung einen warmen Ton, seltener sieht man eine neutrale, selbst manchmal ins Bläuliche spielende Tintenfärbung. Das beruht wohl meistens darauf, daß rauhe Epidermie das Licht reflektiert. Dieselbe ist in diesen Fällen nicht glatt, glänzend, gut von den Hautdrüsen eingefettet, sondern rauh, rissig, von abgestorbenen Schüppchen bedeckt, die wie eine weißgraue Deckfarbe die wärmer getönten tiefen Pigmentschichten überziehen. Es ist nicht auffallend, daß man diesen neutralen Ton der dunklen Haut häufiger bei verwahrlosten Stämmen, welche tief im Jungle leben, sowie bei Kasten niederster Ordnung antrifft, die kaum etwas auf ihre Hautpflege verwenden können. Bisweilen ist eine solche Hautfärbung das Symptom oder das Überbleibsel ekzematischer oder herpetischer Hautkrankheiten und man erkennt ihre Natur im letzteren Falle leicht an den rundlichen, ring- oder wurmförmigen Randkonturen.

Eine Eigentümlichkeit nicht nur der dunklen, sondern auch der hellen Hindurhaut ist die, daß sie gar nicht oder doch nur in sehr geringem Grade erröten kann. Ich habe in Missionsschulen Preisverteilungen an Kinder (zum großen Teil fast erwachsene, hellhäutige Brahmanenmädchen) beigewohnt; man sah an dem verlegenen Blick, den zitternden Lippen und Händen die Aufregung, die einem europäischen Kinde dunkle Röte auf die Wangen gemalt hätte, aber bei den Hindus färbte sich die Haut auch nicht um einen Hauch röter. Ob dieser Mangel einer Schamröte damit zusammenhängt, daß den Hindus auch das moralische Schämen abhanden gekommen ist?

Vollständiger Albinismus scheint selten zu sein, doch kommt teilweiser Pigmentmangel nicht selten vor. Man muß hier unterscheiden zwischen dem angeborenen Pigmentmangel und dem erst durch Krankheiten entstandenen. Beim ansthetischen Aussatz verschwindet das Pigment an einzelnen Stellen und diese sehen meist krankhaft weiß aus. Die Entfärbung, welche dunkle Häute durch einen Pilz (Microsporon furfur) erleiden (Pityriasis versicolor), läßt sich von partiellem Albinismus leicht durch Beachtung ihres herdweisen Auftretens unterscheiden: dunkle Häute erscheinen an diesen Stellen, wenn dunkel, gelblich aufgehellt, helle Häute im Gegenteil etwas gebräunelt.

Bei dunkler Haut besitzen auch (wie bei allen stark pigmentierten Rassen) die schleimbaren Schleimhäute, die des Auges, der Lippen, der Innenseite der Backen ꝛc. bläulich dunkles Pigment, das bald mehr diffus, bald in abgegrenzten, unregelmäßig gezeichneten, größeren oder kleineren Flecken auftritt. Die normal stärker pigmentierten Teile, wie die Brustwarze, der Warzenhof ꝛc. zeigen auch bei dunkler Haut eine entsprechend tiefere Färbung.

Ein zweiter Punkt, bei welchem recht bedeutende und charakteristische Verschiedenheiten bei der Bevölkerung Indiens hervortreten, ist der Bau des Gesichtes; es läßt sich ein breit und ein plumpgesichtiger und ein schmal- und feingesichtiger Typus unterscheiden. Alle Teile des Gesichtes zeigen nach dem einen oder andern dieser Typen hin untereinander eine gewisse Korrelation; am schärfsten und bestimmtesten aber tritt der Unterschied wohl im Bau der Nase hervor. Leptorrhinie und Platyrrhinie gehen parallel mit der allgemeinen Schmalheit oder Breite des Gesichtes. Der Zuder für die Nasenform ist natürlich am knöchernen Schädel kleiner als in den Weichteilen: er besteht sich dort um eine Mittelzahl von 50, d. h. am knöchernen Schädel ist die Nasenbreite im Durchschnitt halb so breit als die Nasenhöhe. Nun begegnet man an den indischen Schädeln zweierlei Nasenformen, Schmalnasen (mit einem Zuder der knöchernen Nase von weniger als 50) und Breitnasen (mit einem Zuder von mehr als 50).

Wenn wir die bedeutendsten Verschiedenheiten, d. h. die der Hautfarbe und des Nasenbaues zusammenstellen, so ergeben sich a priori vier Kombinationen:

1) schmalnasige, hellhäutigen Inder;
2) breitnasige, hellhäutige Inder;
3) schmalnasige, dunkelhäutige Inder;
4) breitnasige, dunkelhäutige Inder.

Betrachten wir die thatsächlichen Verhältnisse, so finden wir, daß drei dieser Gruppen wirklich existieren. Die schmalnasigen, hellhäutigen Inder bilden die große Masse der Bewohner der nordindischen Ebene; von hier aus haben sie sich besonders an der Westküste, mehr vereinzelt im Innern des Landes bis heute zur Südspitze der Halbinsel ausgebreitet. Die Schmalheit der Nase ist bei einzelnen Stämmen, wie bei den Näjputen, den Sikhs, eine beträchtliche, in der Regel jedoch ist sie nur eine mäßige. Tief gilt auch für die Höhe der Nase, d. h. ihr Hervortreten nach vorn; bei den genannten Stämmen sieht man Adlernasen, stark vorttretend, stark gekrümmt, gewöhnlich überschreitet die Hervorragung nicht einen mäßigen Grad. Die Gesichter der mittelländischen Rasse sind durchschnittlich prosopischer, d. h. sie treten in der Mittellinie stärker keilförmig nach vorn vor als bei den Hindus.

Selten trifft man eine Kombination von heller Haut mit ausgesprochen breiter Nase, jedenfalls nicht häufig genug, und nicht so in geschlossenen Gruppen, daß man diese Form

Digitized by Google

als besondere Rasse ansprechen könnte. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um Mischformen der hellhäutigen Rasse mit breitnasigen Dunkelhäutern.

Dagegen finden wir bei der dunklen Rasse Indiens beide Formen des Nasenbaues. Am häufigsten wohl die Platyrrhinen, die Breitnasen. Die plumpe Nase entspricht hier dem breiteren Gesicht und dem im allgemeinen etwas untersetzteren, weniger schlanken Körperbau der Südinder. Das ganze Gesicht pflegt hier massiger zu sein als bei den hellhäutigen Hindus; die Kieferstellung ist etwas prognather, die Lippen auch etwas dicker und fleischiger als bei jenen, doch bleiben die Kiefer stets weit zurück hinter der übertrieben Prognathie, die Lippen hinter der wurstartigen Wulstigkeit der Lippen der Neger. Der Ansatz der Nase ist nie so tief eingesattelt, das Obergesicht nie so stark wie eingedrückt unter der Stirn, die letztere nie so überhängend wie beim Australier. Am meisten ausgeprägt sind Gesichtsplumpheit und Platyrrhinie bei den Wald- und Bergstämmen, die zugleich auch den kleinsten Körperwuchs und die dunkelste Hautfarbe aufweisen.

Wenn bei der dunklen Rasse Indiens Leptorrhinie auch nicht so häufig ist, als Breitnasigkeit, so kommt sie doch immerhin oft genug und in so geschlossenen Gruppen, daß wir wohl nicht umhin können, innerhalb der dunklen Rasse neben einer breitnasigen auch noch eine schmalnasige Unterrasse anzunehmen. Man könnte fragen, ob die dunklen Leptorrhinen nicht möglicherweise eine Mischrasse von schmalnasigen hellen, mit breitnasigen dunklen darstellen. Manche Gründe sprechen dagegen. Die Hautfarbe ist so entschieden dunkel, sie zeigt so oft die allertiefsten Töne der Farbenskala, daß man eine starke Beimischung hellen Blutes (die doch nötig wäre, um den starken Gegensatz der Nasenbildung gegen die dunklen Platyrrhinen zu erklären) mit großer Wahrscheinlichkeit ausschließen kann. Auf der andern Seite sind die Nasen oft so schmal, so regelmäßig geformt, das ganze Gesicht so schön gestaltet, daß man nur schwer sich denken kann, daß diese Menschen Mischlinge darstellen, deren eine elterliche Seite die breitnasigen, plumpgesichtigen Südinder gewesen seien. Die Geschichte hat nachweislich ein Experiment der Vermischung hellhäutiger Leptorrhine mit dunkelhäutigen Platyrrhinen gemacht: die ursprünglich rein der letzteren Rasse angehörigen Nairs in Malabar und südwärts in Cochin und Travancore leben bis auf den heutigen Tag im Zustand des Matriarchats. Die Frau herrscht in der Familie; sie wählt sich den Mann niemals aus einer niederen Kaste, oft aus den Nairs selbst, aber auch mit Vorliebe aus der höheren Kaste der hellhäutigen Namburi-Brahmanen, bei welchen nur die Erstgeborenen den Besitz des Vaters erben und die deshalb ein Auge zudrücken, wenn die Spätergeborenen Väter von Kindern einer niedrigeren Kaste werden, denen sie nichts von Brahmanenreigentum abzugeben brauchen. Dieser Prozeß hat Jahrhunderte gedauert, die Nairs sind aus dunkelhäutigen Platyrrhinen schmalnasige Menschen geworden, aber sie haben zugleich auch die dunkle Farbe ihrer Vorfahren mütterlicherseits gegen eine viel hellere Hautfarbe ausgetauscht. Einem echten dunklen Leptorrhinen gegenüber gestellt, erscheinen sie sofort als gemischte Rasse. Diese dunklen Leptorrhinen gehören zu den schönsten, ebenmäßigsten, feingesichtigsten Menschen, viele unter ihnen würden einem Bildhauer herrliche Modelle von Körperschönheit abgeben. Die aus dem Volk der Telugus und Tamile ausgewanderten sehr dunkelhäutigen Leptorrhinen, die unter dem Namen der Klings als Arbeiter in den Hafenplätzen der Straite und der ostindischen Inseln leben, haben von jeher durch ihre schöne Körper- und Gesichtsform die Bewunderung europäischer Reisenden hervorgerufen.

Nach dem Bisherigen gestaltet sich die Anthropologie der reinblütigen Indier in folgender Weise:

Es leben dort zwei Rassen, eine hellhäutige und eine dunkelhäutige.

Während die erstere keine weitere wesentliche Untergliederung erkennen läßt, müssen wir bei der dunklen Rasse zwei Unterrassen unterscheiden: platyrrhine und leptorrhine; die ersteren bilden die Mehrzahl; in Kümmerformen erscheinen sie als die Berg- und Jungleſtämme Zentral- und Südindiens.

Im wesentlichen stimmen die Ergebnisse meiner Untersuchungen mit denjenigen Risley's überein: es bestehen in Indien zwei verschiedene Grundrassen. Risley bezeichnet sie als „arische“ und „dravidische“ Rasse — wie mir scheint, nicht ganz glücklich. Es kann nur zu Verwirrung und Unklarheit führen, und es hat in der That oft genug dazu geführt, wenn Namen von linguistischen oder ethnographischen Gruppen auf physisch-anthropologische Gruppen übertragen werden: beide brauchen sich nicht zu decken und decken sich auch in der That oft nicht. Die Worte „arisch“ und „dravidisch“ sind linguistisch-ethnographische Bezeichnungen, es giebt arische Völker, dravidische Sprachen, und dafür sollte man daher diese Namen beibehalten. Aber für die anthropologische Klassifizierung genügt es, wenn wir von hellhäutigen und dunkelhäutigen, von platyrrhinen und leptorrhinen Indiern sprechen.

Das System des Kwen-lun[1]).

Von H. Hofmann.

Allen Freunden der Geographie Zentralasiens wird Wegeners Arbeit höchst willkommen sein, denn die große Menge der durch so viele erfolgreiche Forschungsreisen in diesem Gebiete gewonnenen Einzelbeobachtungen wirkt nachgerade verwirrend. Wohl liegen zwischen den einzelnen Reiserouten noch ungeheure, völlig unbekannte Strecken, aber das bis jetzt gesicherte Material ist ausreichend, daraus ein Gesamtbild zu konstruieren, in dessen Hauptzügen wenigstens auch spätere Forschungen schwerlich wesentliche Änderungen hervorbringen werden. Dr. Wegener hat den Versuch gemacht und er hat seine Aufgabe mit einer so vollkommenen Beherrschung des Stoffes und mit so großer Klarheit und Vorsicht gelöst, daß seine Schrift aufmerksamste Beachtung verdient.

Das System des Kwen-lun erstreckt sich in seiner größten Längsausdehnung von 75° bis 118° östl. von Gr. und in seinem mittleren, breitesten Teile von 31° bis 40° nördl. Br. und bedeckt eine Fläche von 1 100 000 qkm (= mehr als zweimal Deutsches Reich). Aus praktischen Gründen teilt Dr. Wegener zum Zwecke seiner Darstellung das ganze System in drei Teile, einen mittleren, zwischen dem 82. Grad und 106. Grad östl. von Gr., einen westlichen, westlich von 82° und einen östlichen, östlich von 106° östl. von Gr. Jeder dieser drei Teile wird nach seinem horizontalen, vertikalen

[1]) Dr. Georg Wegener, Versuch einer Orographie des Kwen-lun. Inaugural-Dissertation, Marburg 1891. Auch abgedruckt in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Heft 3, 1891. Berlin.

Digitized by Google

und geologischen Bau besprochen und zuletzt der Kwen-lun noch einmal als Ganzes betrachtet. Dieses ungeheure Gebirgssystem läßt vor allem zwei Charakterzüge hervortreten, die in einer Weise ausgeprägt sind, wie sonst bei keinem Gebirge der Erde wieder, nämlich einen höchst merkwürdigen Parallelismus der einzelnen Glieder und ein überraschendes, beinahe unverändertes Festhalten derselben an einer fast geradlinigen Streichrichtung von West zu Nord bis Ost zu Süd.

Die charakteristische Streichrichtung kommt schon in dem westlichen Teile des Kwen-lun aufs deutlichste zum Ausdruck. Wir finden hier einen Hauptzug, der sich vom Thirak-Saldi-Passe an (76° 50' östl. von Gr.) in Gestalt einer langen, schmalen, fast ununterbrochenen, geradlinigen Kette erst über der tiefen Thalfurche des oberen Yarkandflusses (Raskem-darja) und des Karakasch und dann über den Ebenen erhebt, die Trew Kwen-lun-Ebene genannt hat. Auch westlich des Thirak-Saldi-Passes ist in neuester Zeit eine Fortsetzung dieser Hauptkette gefunden und überschritten worden. Verschiedene Stücke des dieser Kette nördlich vorgelagerten, seiner Anordnung nach noch recht wenig bekannten Berglandes müssen wahrscheinlich als Parallelbildungen angesprochen werden, sicher ist wenigstens im Meridian von Keria eine zweite nördliche Parallelkette nachgewiesen, die mit der ersten das flache Hochthal Gubolik einschließt.

Der hier also wenigstens angedeutete Parallelismus kommt nun in dem folgenden mittleren Teil zur weitesten, mächtigen Entfaltung. Hier zeigt der Verfasser sechs große Kettenzüge (Parallelketten ersten Ranges), deren jeder wieder aus mehreren einzelnen Ketten (Parallelketten zweiten Ranges) zusammengesetzt ist. Und auch bei diesen sind wieder Spuren einer noch feineren Parallelstruktur erkennbar. Für die sechs Hauptzüge giebt es natürlich keine Namen und Dr. Wegener benennt sie, indem er den Namen eines hervorragenden Gliedes derselben auf den ganzen Zug überträgt. Der dritte Kettenzug (von Norden gerechnet) ist nur in seinem Ost und Westende vorhanden, sein Mittelstück erscheint gleichsam in dem Becken von Thaidam versunken. Der vierte Zug, von Wegener nach dem ihm zugehörigen Marco-Polo-Gebirge Marco-Polo-Zug benannt, ist der längste des ganzen Systems. Der sechste, südlichste Zug knüpft im Westen an die Hauptkette des westlichen Kwen lun an, da, wo Carey, Dalgleish und Kishen-Sing unter 81° 40' östl. von Gr. den Paß Kisil-bawan überschritten haben, der in geradliniger Verlängerung jener westlichen Hauptkette liegt und also auf eine Fortsetzung in der alten Streichrichtung hindeutet.

Interessant ist der Standpunkt, den der Verf. dem westlichen Rande dieses Teiles des Kwen lun gegenüber einnimmt. Prshewalski hatte 1885 auf seinem Wege von den Tarim-Seen den Südrand des Tarimbeckens entlang nach Khoband den Eindruck empfangen, als zöge sich zu seiner Linken in WSW Richtung immer ein hoher Gebirgswall hin und hat deshalb auch vom Altyn-dagh an bis in die Gegend von Keria ein solches Randgebirge unter dem Namen Tokus-bawan und Russische Kette auf seiner Karte eingezeichnet. Wie aber schon Carey den Altyn-dagh nicht als ein wirkliches Gebirge gelten lassen will, so hält Dr. Wegener auch die Existenz dieser Kette als eines selbständigen Gebirges noch durchaus nicht für erwiesen. Er betrachtet vielmehr das Tarimbecken als einen gewaltigen Einbruchskessel und die fraglichen Ketten als den Bruchrand des tibetanischen Hochlandes und meint, dieser Bruchrand — durch Erosion vielfach gegliedert und durch die Bruchenden der auf dem Plateau von Osten heranziehenden und sich conlissenartig nebeneinander vorschiebenden Parallelketten scheinbar mit Gipfeln besetzt —, könne in dem Reisenden sehr wohl die Vorstellung erweckt haben, als läge ein wirkliches Gebirge vor ihm, um so mehr als er immer nur in einer ziemlichen Entfernung vorüberzog und die Klarheit seines Einblicks in jene Gebirgswelt durch die gerade hier so andauernd herrschenden, berüchtigten Staubnebel bedeutend beeinträchtigt werden mußte. In ähnlicher Weise dürfte nach Wegener auch das Rittergebirge zu deuten sein, das Prshewalski von der Sir-kang-Ebene aus im Osten gesehen und als einen Querzug zwischen dem ersten und zweiten Hauptkettenzuge auf der Karte eingetragen hat, in welcher Gestalt es allerdings als ein völlig fremdartiges Glied in dem System paralleler Ketten erscheint.

Der Abschnitt des Buches, welcher den östlichen Teil des Kwen-lun behandelt, beruht wesentlich auf den bisher unübertroffenen Arbeiten Richthofens, zu deren Resultaten bislang relativ wenig Neues hinzugefügt worden ist. Um aber das Bild auch hier abzuschließen, sei erwähnt, daß östlich vom 106. Grad östl. L. wieder nur eine Hauptkette — der Tsin-ling-shan —, aber mit der alten charakteristischen Streichrichtung auftritt. Sie ist die Fortsetzung des vierten, des Marco-Polo-Kettenzuges. Infolge von mehreren sicher erkannten Querbrüchen fällt der Zug stufenweise zur Ebene im Osten ab, und die hier konstatierten Querbrüche gewinnen erhöhte Bedeutung als erwünschte Stütze für die vom Verf. in bezug auf den Tokus-bawan und das Rittergebirge ausgesprochenen Vermutungen. Außer den Querbrüchen scheinen hier aber auch bedeutende horizontale Verschiebungen stattgefunden zu haben, wodurch der Fu-niu-shan, eine Fortsetzung des Tsin-ling-shan, um 37 km nach Norden gerückt erscheint. Und wenn das Hwaigebirge wirklich, wie Richthofen will, eine nach hinter Versenkung wieder auftauchende Fortsetzung des Hauptzuges ist, so ist auch dieses aus der Achsenrichtung desselben verschoben, aber nach Süden. Der Sung-shan jedoch, jenes äußerste, dem Ostende des Fu niu-shan nördlich vorgelagerte Kettenstück, muß wohl als ein wirklicher Parallel zug aufgefaßt werden, der einst vielleicht eine bedeutendere Längenentwickelung gehabt haben mag. Erwägungen verschiedener Art führen übrigens zu der Annahme, daß der östliche Kwen-lun ein breiter Abrasionsblock ist, der einst mehrere Parallelketten getragen hat. So kommt auch in diesem östlichsten Teile des Systems der Parallelismus noch einmal zum Ausdruck.

Der vertikale Bau läßt sich durch einige allgemeine Sätze charakterisieren. Das Gebirge ist im Süden und Westen am höchsten, und seine Höhe nimmt nach Norden und nach Osten hin allmählich ab. So zeigt der südlichste Kettenzug im Westen eine mittlere Kammhöhe von 6100 m und hält sich bis zum Tang-la-Paße zwischen 5000 bis 6000 m. Die nördlichen Kettenzüge haben im Westen noch immer 3000 bis 4000 m, im Osten aber, in Kan su, nur mehr 2000 bis 3000 m, während der Fu niu-shan kaum 1900 m erreicht und das Hwaigebirge noch niedriger bleibt. Ähnlich verhält es sich mit der Basis der Ketten. Auch die Basis wird nach Norden hin niedriger, aber ihre Höhe nimmt rascher ab, als die der Ketten. Daraus folgt, daß die relative Höhe der Ketten nach Norden zu wächst, während ihre absolute Höhe geringer wird, damit hängt auch weiter zusammen, daß die Südhänge immer kürzer sind als die Nordhänge. Unsre geologische Kenntnis des Kwen lun ist noch äußerst lückenhaft, und im mittleren Teile ganz besonders dürftig. Was aber bekannt ist, beweist, daß der Kwen-lun zu den ältesten Teilen des Kontinents gehört. Seine Ketten sind zusammengesetzt aus zonalen Streifen von Urgebirge und den ältesten Sedimenten der Erde. Stellenweise tritt Karbon in diskordanter Lagerung auf und bildet das jüngste Formationsglied. Die von Südost heranziehenden Ketten des Karakorum- und Himalajasystems werden bei der Begegnung mit dem Stamme des westlichen Kwen lun nach WNW oder gar nach Westen umgebogen, und ebenso erleiden die Ketten

Digitized by Google

und Falten des Sinischen Systems im Osten eine Ablenkung im Sinne der Streichrichtung des Kwen-lun.

Dem Werke ist auch eine Karte im Maßstabe von 1:7 500 000 beigegeben, welche die im Text dargelegten Verhältnisse in vortrefflicher Weise veranschaulicht. Die zahlreichen Reiserouten sind nicht auf der Karte selbst eingetragen, sondern auf einem besonderen, durchsichtigen Deckblatt eingezeichnet, das je nach Bedarf über die Karte gebreitet werden kann — eine in dieser Hinsicht recht praktische Art.

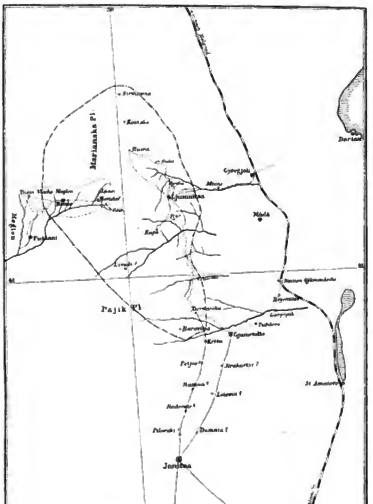
Mit den vorstehenden Bemerkungen, die den äußerordentlich reichen Inhalt nur teilweise andeuten können, möchte Referent die Schrift, die auf sorgfältigster und ausgiebigster, dabei kritischer Benutzung der Quellen beruht, allseitiger Beachtung empfohlen haben.

Die Wlacho-Meglen.

Im europäischen Orient sind noch Entdeckungen zu machen, nicht nur auf geographischem, sondern auch auf ethnographischem und sprachlichem Gebiete. Herr Dr. Gustav Weigand, der uns vor einigen Jahren mit der Sprache der Walachen am Olymp vertraut machte, hat abermals einen romanischen Völkersplitter in der Türkei entdeckt und uns mit diesem bekannt gemacht. Im Gebiete des Wardar, etwa 70 km nordwestlich von Saloniki und gar nicht weit von der nach Belgrad führenden Eisenbahn liegt die Landschaft Meglen und in dieser wohnt ein romanisches Völkchen zwischen Bulgaren.

Nur auf der Karte von Spežević finden wir sie bisher eingezeichnet, dort aber unter dem Sammelnamen „Zinzaren". Aber diese Wlacho-Meglen sind, wie Weigand gezeigt hat, dialektisch von den übrigen Romänen zu unterscheiden. Ein langer, entbehrungsreicher Aufenthalt in dem wilden bergigen Lande an der Pasik Planina und der Mariovska Planina hat den deutschen Sprachforscher genau mit dem Völkchen vertraut gemacht, so daß er auch ein ansprechendes Bild von demselben entwerfen konnte[1]).

Von zwei Seiten ist Dr. Weigand in das Gebiet dieser Romänen eingedrungen, einmal von Westen her, wo er Nonte (Notje) besuchte, ein früher christliches, jetzt mohammedanisches Dorf, dessen Bewohner am Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem Bischof an der Spitze, um den Unfällereien der Türken zu entgehen, zum Islam übertraten. Dann später kam er von Osten her, von der Bahnstation Gjögjöli in das Ländchen und machte Limnitsa zu seinem Standquartier. In einem elenden Stübchen, wo der Kampf mit dem Ungeziefer zu führen war, verbrachte Dr. Weigand drei Wochen, wobei Maisbrot, Ziegenfleisch, Milch und Eier seine Nahrung ausmachten.



Reiseroute Dr. G. Weigands in Wlacho-Meglen.

Seine Ausflüge, die er in die benachbarten romänischen Dörfer unternahm, haben außer den sprachlichen und ethnographischen Ergebnissen auch die stets bedürftige Karte jener Gegend in verschiedenen Punkten verbessert. Die Gegend von Limnitsa ist gebirgig; den eigentlichen Stock bilden labile, in größerer Höhe auch mit Wald bedeckte, schroff abfallende Kalkberge, an die sich sanft geneigte Thonschieferablagerungen anlehnen. Der an einigen Stellen dunkelrote Boden ist fruchtbar und wird an Mais- und Weinbau benutzt. Am häufigsten sind die Maulbeerpflanzungen, von denen die Dörfer umgeben sind und die selbst ins Innere eindringen, so daß die roten Ziegeldächer gar freundlich aus dem saftig dunklen Grün der Bäume hervorragen.

Die romänische Sprachinsel, die Weigand kurzweg als Wlacho-Meglen bezeichnet, umfaßt elf Dörfer, von denen das schon genannte Nonte mit 3900 Einwohnern mohammedanisch ist. Die übrigen sind christlich, Limnitsa ist der zweitgrößte Ort mit 3000 Einwohnern. Alle zusammen zählen 14 000 Einwohner.

[1]) Wlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung von Dr. Gustav Weigand. Mit 4 Lichtdruckbildern. Leipzig, J. A. Barth, 1892.

Digitized by Google

Es ist bekannt, wie schwankend die Angaben über die Nationalitäten in Mazedonien sind, wie hier Bulgaren, Serben und Griechen um den Besitz in nationaler Beziehung streiten. Die Umgebung der Wlacho-Meglen ist aber, wie wir durch Weigand erfahren, bulgarisch und nicht serbisch, wie Gopčevic dieselbe auf seiner Karte darstellt. Das Bulgarische dringt sogar vor und Tschurekea im Süden der romänischen Sprachinsel, sowie das benachbarte Barovista sind schon in der Slawisierung begriffen. Auch die Griechen setzen mit ihrer Sprache den Romänen zu, vor allem durch die Geistlichkeit und die Schulen, die keinen andern Zweck als den der Gräzisierung verfolgen.

Nach Weigand zeigen die Wlacho-Meglen einen ganz verschiedenen Typus von den sprachverwandten Zinzaren. „Der Gesichtsausdruck ist gleichgiltig, die Augen ohne Feuer. Auffallend ist das häufige Vorkommen von Schlitzaugen bei Männern und Frauen, damit verbunden hervorstehende Backenknochen, etwas aufgeworfene Lippen und spärlicher Bartwuchs. Die Gesichter sind ausnahmslos plump." Das ist kein romanischer Typus, wenn auch die Sprache romanisch ist und aus diesem Grunde nimmt Weigand eine starke bulgarische Beimischung an. Sitten, Gebräuche, Aberglauben sind gemeinsam mit den umwohnenden Bulgaren und die romanischen Zinzaren sehen herüberblickend auf ihre meglinitischen Sprachvettern herab. In Abhängigkeit vom Gutsherrn in seinem Tschiftlik lebend, ist der Meglenit schwach und ergeben in sein Schicksal. Der Grund und Boden, den er bewohnt, ist nicht sein Eigentum, er hat nur einen Anteil am Ertrage, der sonst dem Gutsherrn zufällt.

Ausführlich wird die Tracht geschildert, die jener der im Westen wohnenden Bulgaren gleicht. Wir erfahren, daß die Meglenisten sehr unreinlich sind, von Ungeziefer stark geplagt werden und in Kleidern auf Matten schlafen, da Betten nu bekannt sind. Die Häuser sind die denkbar einfachsten mit höchst urwüchsiger Einrichtung, der Stuhl und Tisch fehlen. Man sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf dem Lehmboden. Oft wohnen zwei Familien in einem Raum, der im Winter auch noch dem Vieh als Zufluchtort dient. Stirbt jemand, so wird er ohne Sarg verscharrt und kein Kreuz oder Name bezeichnet die Stätte. Aber ein Thontrug wird neben das Grab gestellt, damit der Tote seinen Durst stillen kann.

Schon mit 16 Jahren heiratet der junge Bursch das sechs bis zehn Jahre ältere Mädchen, das der Vater ihm ausgesucht hat und für das er dem Eltern eine Summe zu zahlen hat. Genau schildert Dr. Weigand die Tänze der Meglenisten, die in Reihen ausgeführt werden und bei denen der Dudelsack vorspielt. Ackerbau und Seidenzucht sind die Hauptbeschäftigung der Meglenisten. Von Belang sind die als „Texte" beigegebenen Volksmärchen der Meglenisten, welche mancherlei Anklänge an abendländische Märchen zeigen. So die „Währwolf"-Geschichte des Verfassers, die unsrem Rotkäppchen und dem Wolf und die sieben Geislein nahe stehen, aber mit dem Werwolf gar nichts zu schaffen haben [1]).

Die Hauptarbeit Weigands liegt auf sprachlichem Gebiete und hier kommt derselbe zu dem Schlusse, daß das Meglen ein das Dakoromanische und Makedoromanische verbindender Dialekt ist, der in der Flexion und dem Wortschatze sich mehr dem ersteren, in der Lautlehre mehr dem letzteren zuneigt. Das Istrische schließt sich in verschiedenen Punkten dem Meglen enge an. Keiner der aufgestellten Unterschiede ist aber derartig, daß er nicht seine Erklärung im Urromänischen fände.

[1]) Dr. Weigand meint, der Vampyr der Meglenisten entspreche etwa unserm Werwolf. (So muß geschrieben werden, denn es ist der „Mannwolf", although. wer noch erhalten in Vergeld; lat. vir.) Aber das allgemein Kennzeichnende für den Werwolf, daß er ein Mensch ist, der sich in ein Tier verwandelt und dann raubt, fehlt in jenen Märchen. Auf den Vampyr deutet aber in dem meglinitischen Märchen, daß der Wolf aus dem Grabe kommt (S. 65). Der Vampyr ist ein aus dem Grabe wiederkehrender Verstorbener, welcher den Überlebenden Blut aussaugt. A.

Bücherschau.

Dr. H. Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 10 Lithogr. Tafeln, dem Bildnis des Dr. Ploß und 208 Abbild. im Text. Zwei Bände. Leipzig, Grieben, 1891.

Bergleichen wir die erste, 1884 erschienene, mit der vorliegenden dritten Auflage, so können wir einen gewaltigen Fortschritt in dieser durch Dr. Bartels mit großer Gründlichkeit und vollster Sachkenntnis besorgten Neubearbeitung feststellen. Raum der vorliegenden Werk, selbst wüßte die Entwickelung des bekannten Werkes besser gefördert haben, als Herr Sanitätsrat Bartels, der mitten im Treiben der Berliner Anthropologen steht und dem die Schätze des dortigen Museums für Völkerkunde zugänglich waren. Schon die zahlreichen Abbildungen, welche dem Werke jetzt beigegeben sind, temzeichnen den kundigen Ethnographen, der die neueste Fachlitteratur benutzt und durch eine mehr ins Einzelne gehende Gliederung das Werk genießbarer machte. Was Dr. Bartels seit dem Erscheinen der zweiten Auflage hinzuthun hat, dient, wie richtig bemerkt wurde, wesentlich zur Vervollständigung des ursprünglichen Werkes, das ein Torso geblieben war.

Es ist nicht nötig, auf das Einzelne einzugehen, denn das Werk ist weit über den Kreis der Fachmänner hinaus in große Kreise gedrungen und wird sich auch ferner seinen Weg machen. Jede weitere Auflage wird bei dem raschen Fortschreiten der Anthropologie und Ethnographie Änderungen und Verbesserungen herbeiführen haben. Die Frage nach der ursprünglich communalen Ehe hat durch Westermarck neuerdings Beleuchtung empfangen; das angebliche leichte Gebären der Naturvölker ist von Winkel einer strengen Kritik unterzogen worden; bezüglich der Ursachen der indischen Kinderehen verweisen wir auf die sachkundige Arbeit von Lenz („Globus", Bd. LIX). Was Bd. I, S. 141 nach Finsch mitgeteilt ist, möge, als anthropologisch wertlos, künftig unterdrückt werden.

Tr. F. Carlsen.

Die Stromgebiete des Deutschen Reiches. Gebiet der Ostsee. (Statistik des Deutschen Reiches. Herausgegeben vom Kaiserl. Statist. Amt. Neue Folge. Bd. 39, Teil I, Berlin 1891.)

Um eine Grundlage für die Statistik des Verkehrs auf den deutschen Wasserstraßen zu schaffen, wurde schon im Jahre 1876 als 15. Band der Statistik des Deutschen Reichs ein beschreibendes Verzeichnis der deutschen Wasserstraßen herausgegeben. So verdienstlich diese Arbeit war, so blieben naturgemäß noch viele Lücken zu ergänzen, für eine wiederholte Bearbeitung aber auch viele neuere Anforderungen zu berücksichtigen. Von dieser erweiterten Arbeit, welche eine umfassende hydrographische und orographische Beschreibung der deutschen Stromgebiete enthält, liegt jetzt der erste Band vor, der das Gebiet der Ostsee behandelt. Außer einem Verzeichnis der meteorologischen Stationen sind hier das Memel-, Pregel-, Weichsel- und Odergebiet, die hinterpommerschen Küstenflüsse und die Küstengewässer der Ostsee westlich der Oder, berücksichtigt. In knapper Übersicht finden wir neben einer Gebietsbeschreibung die genauen Höhen- und Gefällverhältnisse, erschöpfende Angaben über Schiffbarkeit, Wasserstand und Verkehr, Strombauten, Verzeichnisse der Brücken und Fähren, Nachweisung der Dauer der verschiedenen Wasserstände und Nachweise über die Menge der benutzten Niederschläge an den im Stromgebiete vorhandenen meteorologischen Stationen. Auch einen Vorschlage des verstorbenen Prof. Tetticki wurde der Darstellung der Niveauverhältnisse eine Zusammenstellung der Höhenverhältnisse Deutsch-

Digitized by Google

lands nach amtlichen Materialien beigegeben. Die Bearbeitung des gesamten Materials geschah unter der Leitung des Geheim. Regierungsrates Prof. Dr. August Meitzen. Für alle diejenigen, welche am Verkehr auf den Wasserstraßen beteiligt sind, wird das Werk eine Quelle der genauesten Nachweise sein, aber auch dem Fachgeographen wird hier in handlicher Form ein wertvolles Studienmittel geboten, dessen weiteren zwei Bänden wir mit Spannung entgegensehen. Eine Übersichtskarte der deutschen Gewässer des Ostseegebietes und zwei Nebenkarten des Mündungsgebietes der Memel und des Oderlaufes von Gartz bis zum Haff sind dem Werke angehängt.

A. Scobel.

Die Maya-Handschrift der Königl öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Herausgegeben von Prof. Dr. E. Förstemann, Geheim. Hofrat und Direktor der Bibliothek daselbst. Zweite Auflage. Dresden, Verlag von Richard Bertling. 1892.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für den Aufschwung amerikanistischer Studien im allgemeinen und der Maya-Studien im besonderen, daß ein derartiges Prachtwerk nach 13 Jahren in zweiter Auflage erscheinen kann. Wenn der Vers. in der Einleitung andeutet, daß er selbst nichts gethan habe, um einen Verleger zu suchen, so müssen wir unsererseits doch hervorheben, daß er seit dem Erscheinen der ersten Auflage in unermüdlichem Eifer und mit immer reicheren Erfolge in hervorragender Weise das Interesse für dieses Studium zu fördern verstanden hat, und daß mit der größeren Verbreitung solchen Interesses naturnotwendigerweise auch das Bedürfnis gesteigert wird, in den Besitz der Originalquellen zu gelangen, zumal, wenn es an der Hand eines so gewissenhaften und sachkundigen Führers geschehen kann.

Die Einleitung bietet nur kurze Notizen über die Geschichte dieser merkwürdigen Handschrift, da ja Ausführliches darüber schon in der ersten Auflage gegeben wurde. Dann folgt ein gut charakterisierender und auch spöttelnder Überblick über die für die Mayaforschung bedeutsamen Arbeiten, welche seit der ersten Auflage in den verschiedensten Zeitschriften Amerikas und Europas erschienen sind. Diese Zersplitterung des Stoffes bedauert mit Förstemann wohl jeder Studierende, und bei dem heutigen Umfange amerikanistischer Forschung sollte es doch wirklich nicht so unausführbar sein, wenigstens in den Hauptländern Central-Organe zu schaffen, die, wenn auch nicht ausschließlich, die Maya-, so doch die gesamte amerikanistische Forschung zusammenfassten. Der Wunsch Förstemanns, alle Maya-Inschriften in einem Werke zu vereinigen, ist ebenso berechtigt, aber vielleicht noch schwieriger zu erfüllen. Ein ausführlicher Kommentar der Handschrift wird diesmal der Auflage nicht beigegeben, weil der Herausgeber meint, daß derselbe bei dem in raschestem Flusse befindlichen Gange dieser Studien zu rasch veralten würde. Ein solcher Kommentar würde freilich nur ein Zusammenfassen der bisher über diese Handschriften erschienenen Arbeiten sein können, an denen Förstemann ja selbst so erheblich beteiligt ist, und wenn Mancher auch sein Fehlen bedauern wird, so muß man doch in Anbetracht der mühsamen und zeitraubenden Arbeit sich mit dem Gebotenen zufrieden geben, um so mehr als Förstemann angiebt, daß wir demnächst weitere Werke von ihm erwarten dürfen. Diese Arbeiten beziehen sich auf eine bisherige Lücke in der Maya-Forschung, nämlich eine ernste vergleichende Untersuchung der Steininschriften. Förstemann giebt schon jetzt bedeutsame Winke über die Art der Anordnung und Bedeutung der in den Skulpturen angewandten Zeichen, welche vielfach von denjenigen der Handschriften abweichen. Möge es uns vergönnt sein, noch recht lange eine ebenso genußbringende wie begabte Kraft der Maya-Forschung erhalten zu sehen.

Tafel 27 aus der Dresdner Maya-Handschrift.

Die Ausstattung des vorliegenden Prachtwerkes ist eine überaus würdige und mustergültige. Es ist uns leider versagt, Proben der schönen farbigen Tafeln zu geben, doch wird auch der Abdruck einer der wenigen schwarzen Tafeln denjenigen unserer Leser, welche diesem Forschungsgebiete fern stehen, Gelegenheit bieten, die überaus saubere Ausführung der Handschrift mit ihren charakteristischen Götter- und Priesterfiguren, sowie den chronologischen Zeichen zu bewundern, die in einem solchen rituellen Kalender geboten werden.

H. St.

Aus allen Erdteilen.

— Jes Bugslag, der seit Major von Mechows Knango-Fahrt wohl bekannte Afrikareisen, ist am 6. Dez. 1891 in seiner Heimat Apenrade an den Folgen der langjährigen und beschwerlichen Reisen im dunklen Erdteil verstorben. Schon Herr von Mechow rühmte die Treue, den Mut und das nie versiegende Geschick dieses urkräftigen deutschen Küstensohnes, der sein Boot so sicher durch die trüben Fluten des Knango lenkte, als steuere er zu Hause über die stillen Förden. Später war Bugslag mit Wißmann und Dr. L. Wolf längere Zeit im Dienste des Congostaates beschäftigt; er nahm an der im „Globus", Bd. LV (S. 97 bis 117) beschriebenen Kassai-Expedition teil; er blieb nach Wißmanns Thalfahrt zum Stanley-Pool ganz allein auf Luluaburg zurück bis zur Wiederkehr des Führers am 15. April 1886

Digitized by Google

(Globus, Bd. LIX, S. 326). Er zog vom Lulua mit Wißmann nach Nyangwe, teilte getreulich alle Gefahren des Marsches vom oberen Congo bis Tuckimane und drang trotz der Mühen und Leiden schon im nächsten Jahre, also 1888, wieder in das afrikanische Innere hinein. Diesmal folgte er unter deutscher Flagge dem inzwischen verblichenen Dr. Ludwig Wolf in das Hinterland von Togo. Der Bau der Station Bismarckburg ist recht eigentlich Wolfings Werk, und noch bis tief in das letzte Jahr (1891) hinein war er teils als selbständiger Leiter, teils als Verwalter auf diesem fernen Posten rastlos thätig. Deutsche und belgische Ehrenzeichen, vor allem der Orden des afrikanischen Sterns, zierten die Brust des wackeren Mannes. Leider ward sein kräftiger Körper durch die zwölfjährigen Strapazen vollkommen zerrüttet; selbst ein längerer Erholungsurlaub konnte dem Kranken seine Genesung mehr bringen, und so schied er dahin, noch nicht ganz 40 Jahre zählend, in seinem Kern und Wesen das Muster eines treuen Deutschen.

H. S.

— Die Arten der Lawinen in Tirol werden von A. Trientl in der Naturwissenschaftlichen Rundschau (VI, Nr. 20, 1891) geschildert. Es giebt deren dort vier. 1. Die Staublawine, aus frisch gefallenem, noch lockerem Schnee bestehend, ist die gefährlichste. Ihr Abrutschen kann durch die leiseste Ursache erfolgen, durch einen Vogel, durch einen starken Schall. Eine solche Staublawine ist im stande, gemauerte Häuser wie Land vom Erdboden wegzublasen. Mächtige Hochwaldungen werden ganz und gar verwüstet, die Bäume gebrochen, sogar aus dem gefrorenen Boden gerissen und weithin verblasen; selbst Steinblöcke von 1 ebm finden im Bette der Lawine keine Ruhe mehr. 2. Die Scharlawine entsteht, wenn im Frühjahr der Schnee anthaut und weich wird. Man kann sie auch Ballenlawine nennen. Der Schnee ballt sich beim Abfahren zu kleineren und größeren Kugeln, die durcheinander kollern, welche, oft großartigen Wasserfällen vergleichbar, mit großem Getöse abfahren, aber selten großen Schaden anrichten, da sie in Rinnsalen ihre gewohnten Gefälle haben, wo nichts zu zerstören ist. 3. Die nur in einer Höhe von 1800 m und darüber vorkommende Lawine. Dort hat der Schnee nur eine oberflächliche feste Kruste, unter welcher derselbe den ganzen Winter locker bleibt. Vermöchte scharfer Wind die Kruste, so wird der Schnee verblasen und man sieht ganze Zahnen desselben von den Spitzen der hohen Gebirgsriesen durch den Wind in die Luft hinaus wehen. 4. Wenn auf sanft geneigten Flächen eine große Menge Schnee durch und durch erweicht, so setzt derselbe sich abwärts langsam in Bewegung, so eine Lawine bildend, die wenig Schaden bringt.

— Sir Andrew Crombie Ramsay, früher Generaldirektor des Geological Survey, starb am 9. Dezember 1891. Er war 1811 zu Glasgow geboren und trat 1841 in die geologische Landesaufnahme ein, welcher er bis 1881 angehörte. Er war der Verfasser zahlreicher auf die Geologie von Wales und auf die Eiszeit bezüglicher Einzelschriften. Bekannter ist er durch sein Werk The Physical Geology and Geography of Great Britain geworden.

— Die Juden im Kaukasus. Es ist sehr zu wünschen, daß ein mit den religiösen Bräuchen der Juden genau vertrauter und ethnographisch gebildeter Mann die Juden im Kaukasus gründlich erforsche. Was wir bisher über dieselben erfahren, genügt nicht und läßt viele Fragen unbeantwortet. Radde kennt sie als Lachanuli unter den Swanen in den höchsten Thälern, Klaproth als Uria in Georgien, Juda Tscherni hat 1870 in den Nachrichten über kaukasische Bergvölker über sie geschrieben. Nicht überall stimmt er überein mit Anikimow, einem Glaubensgenossen, dessen Arbeit uns C. Hahn (Aus dem Kaukasus, Leipzig 1892) zugänglich gemacht hat. Danach tritt ein großer Unterschied gegenüber den europäischen Juden hervor. Die Bergjuden, nach dieser Quelle 21 000 Seelen, sind eifrige Anhänger des Talmud, stehen in bürgerlicher Beziehung den übrigen Bergvölkern gleich und reden eine iranische Sprache. In den Städten sind sie Kaufleute, auf dem Lande Ackerbauer. Das interessanteste ist, daß ihre Religion stark mit heidnischen, polytheistischen Elementen durchsetzt ist. Es wird eine ganze Anzahl schlechter und unsittlicher Götzen aufgeführt, denen zu Ehren sie Feste veranstalten und die teils gut, teils böse sind. Ganz abweichend vom europäischen Juden, der gern zur Schule geht, verhalten die Bergjuden sich gegen unsre Bildung ablehnend; der Gottesdienst ist ähnlich wie bei unsern Juden, doch hat das Weib keinen Zutritt zur Synagoge. Der Typus dieser Bergjuden hat sich durch Vermischung mit den kaukasischen Völkern so geändert, daß sie äußerlich heute den Lesghiern, Tscherkessen u. s. w. gleichen, denen gleich sie gekleidet und bewaffnet sind. Viel abweichender, aber auch viel gleiches wie bei unsern Juden. Die Geschichte dieses versprengten jüdischen Splitters ist noch wenig aufgehellt, ein Zusammenhang mit den verlorenen zehn Stämmen nicht ganz von der Hand zu weisen, zumal, wenn man eine spätere Einführung des Talmuds bei ihnen annimmt.

— Wie erodieren die Gletscher? Über diese Frage bringt Dr. S. Finsterwalder eine längere Arbeit im Jahrbuche des deutschen und österreichischen Alpenvereins (1891). Obwohl wiederholt von der Plastizität des Eises die Rede ist, so ist doch andererseits betont, daß unter gewissem Drucke der Aggregatzustand des Eises verändert wird. Letzterer Umstand wird von den meisten Gletscherforschern übersehen; es ist daher erfreulich, daß diese Grundbedingung der Gletscherbewegung in den Vordergrund gezogen wird. Die Volumenveränderung des Eises durch das Sinken der Temperatur und durch Vermehrung des Druckes kann man zu experimentell nachweisen. Die Blümckeschen Versuche, die Dr. Finsterwalder anführt, hatten allerdings nicht den Zweck, das Verhalten des Eises unter Druck zu erproben, sondern jenes, der im Eise eingeschlossenen Gesteinsarten, bei welchen schon nach einmaligem Einfrieren ein Substanzverlust nachgewiesen werden konnte. „Es wurden Gesteinsproben in Eis eingefroren, dann das Eis durch Druck verflüssigt und durch Nachlassen des Druckes zum Wiedergefrieren gebracht," so zitiert Dr. Finsterwalder. Diese Experimente sind nicht nur von hohem Interesse für die Feststellung der Thatsache, daß die eingefrorenen Mineralien durch Frost, Thauen und Wiedergefrieren wesentliche Substanzverluste erleiden, sondern auch für das ganze Verhalten des Eises unter Druck, und gegen die angebliche Plastizität desselben, die schon Tyndall bestritten hat. Derartige Versuche über die Aggregat- und Volumenänderungen des Eises unter wechselndem Drucke und unter wechselndem Temperaturen sollten fortgesetzt und auf das Verhalten des Gletschereises angewendet werden. Das von Thomson entdeckte Gesetz, daß das Eis unter Druck seinen Schmelzpunkt per Atmosphäre um 0,0075° C. verringere, ist von großer Wichtigkeit für die Gletscherbewegung. Dann kommt die Einwirkung der Erdwärme auf die Gletscherhöhle und jene der Außentemperatur auf die Gletscheroberfläche. Diese Umstände zusammen können manche schwer begreifliche Gletschererscheinung erklären, und die Methode der Herren Dr. Finsterwalder und Dr. Blümcke verdient daher die größte Aufmerksamkeit.

Herausgeber: Dr. A. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 4.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Die alten Völker der östlichen Länder Mitteleuropas.

Von K. Penka.

I.

Die Geschichte der Wissenschaften lehrt auf vielen ihrer Blätter, daß der Wert jeder neugewonnenen Erkenntnis allgemeiner Art ein doppelter ist: einmal zeigt sich derselbe darin, daß die Hauptfrage selbst nun ihre endgültige Erledigung gefunden hat, und zweitens in dem Umstande, daß mit der Hauptfrage selbst zugleich eine Reihe von Nebenfragen Beantwortungen erfahren, die vom Standpunkte der früheren Anschauungen entweder gar nicht oder nur in unbefriedigender Weise gegeben werden konnten. Eine solche Hauptfrage der Ethnologie ist die Frage nach der Heimat der Arier. Es ist nun die Aufgabe dieser Zeilen, einige solcher Nebenfragen, die sich auf die Geschichte der alten Völker in den östlichen Ländern Mitteleuropas beziehen, vom Standpunkte der neuen Lehre von der skandinavischen Herkunft der Arier zu erörtern, eine Aufgabe, deren Durchführung mir um so wünschenswerter erscheint, als gerade auf diesem Gebiete der nationale Chauvinismus beschäftigt gewesen ist, um unter wissenschaftlicher Flagge Eingang in weitere Kreise Anschauungen zu verschaffen, die die unparteiische Wissenschaft als irrig zurückweisen muß.

So eine Frage ist die alte Streitfrage, ob das östliche Deutschland, sowie Böhmen und Mähren vor der Ankunft der Germanen von Slawen bewohnt gewesen seien, so daß diese in dem genannten Gebiete gleichsam als Autochthonen zu betrachten wären, oder ob sie erst dorthin nach dem Wegzuge der Germanen zur und nach der Zeit der großen Völkerwanderung gekommen seien. Dieselbe ist neuerdings wieder in Fluß geraten, seitdem Kasimir Szul̇c auf der XV. Versammlung deutscher Anthropologen zu Breslau im Jahre 1884 seinen Vortrag „Über die Ureinwohner zwischen der Weichsel und Elbe“ gehalten hat, und ein Jahr darauf der bekannte mährische Urgeschichtsforscher, Dr. Heinrich Wankel, den der Szul̇c'sche Vortrag mächtig ergriffen und in längst gehegten Anschauungen bestärkt hatte, eine eigene dieser Frage gewidmete Schrift (Beitrag zur Geschichte der Slawen in Europa. Olmütz 1885) erscheinen ließ, in der er, die von Szul̇c vorgebrachten Argumente wiederholend und durch neue ergänzend, den Nachweis zu führen unternahm, daß „1. die Slawen nicht erst zur Zeit der Völkerwanderung, also im 5. Jahrhundert, in den östlichen Teil Mitteleuropas eingezogen seien, 2. daß ihre Einwanderung aus ihren weit hinter den Karpaten gelegenen Sitzen allmählich, lange, lange vor Christo stattgefunden habe und sie im östlichen Mitteleuropa außer dem Volke der paläolithischen Zeit kein andres getroffen haben, daher in einer Beziehung Autochthonen seien, daß 3. diese alten Slawen einer dolichomittelhypsicephalen Menschenrasse angehört hätten, die später durch Vermischung mit eingewanderten brachycephalen Stämmen meso- und noch später brachycephal geworden seien, und daß 4. den alten Slawen eine verhältnismäßig viel höhere Kultur zugesprochen werden müsse als ihren westlichen Nachbarn zu jener Zeit“. Der Vortrag von Szul̇c wurde außerdem noch einmal, und zwar nach dem im Jahre 1887 erfolgten Tode desselben, vermehrt mit dessen ausführlicher Entgegnung auf die ablehnende Kritik K. Blinds, in einem selbständigen Schriftchen (Wien 1889) von befreundeter Hand veröffentlicht. Von dem im IV. Bande des „Archivs für slawische Philologie“ (1880) auf S. 63 fg. erschienenen Aufsatze: „Polen, Lachen, Wenden“ von J. Perwolf, der dieselben Anschauungen mittels einer Reihe ganz haltloser Etymologien zu beweisen sucht, kann an dieser Stelle vollständig Umgang genommen werden.

Obwohl Szul̇c-Wankel zum Beweise ihrer Thesen nahezu alle einschlägigen wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit der Erforschung der Vorgeschichte der Völker beschäftigen, herangezogen haben, so kann doch nicht gesagt werden, daß es ihnen gelungen ist, den Nachweis für die Richtigkeit auch nur einer einzigen zu erbringen. Alle von ihnen vorgebrachten Thatsachen beweisen nicht das, was sie nach der Meinung dieser Männer beweisen sollen. Man kann zugeben, daß die Germanen das Gebiet zwischen Weichsel und Elbe, sowie Böhmen und Mähren nicht ursprünglich bewohnt haben, sondern erst dorthin in den letzten Jahren vor

Digitized by Google

Christo, bezw. in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christo aus Westdeutschland und Skandinavien eingedrungen sind und schon nach 100- bis 200jährigem Aufenthalt diese Länder gänzlich verlassen und die römischen Besitzungen überflutet haben, wobei wir allerdings bemerken müssen, daß uns die Zeit der germanischen Okkupation Ostdeutschlands zu spät angesetzt erscheint, so folgt daraus noch immer nicht, daß die Variner, Semnonen und Lygier Slaven gewesen sind. Es ist durchaus kein Beweis, daß sich einerseits in den Geschichtsquellen nicht die geringste Andeutung findet, daß diese Völker irgend wo her und zu irgend einer Zeit in die südbaltischen Länder eingewandert wären oder irgend wann dieselben verlassen und andre Länder besetzt hätten, und daß andrerseits sich von den Slawen als solchen keine Notiz findet, daß sie in Mitteleuropa während oder nach der Völkerwanderung eingebrochen wären. Denn es ist eine willkürliche Voraussetzung, daß die Geschichte alle Veränderungen der Wohnsitze, die bei den alten Völkern stattgefunden haben, verzeichnet hat. Am wenigsten dürfen wir uns bei einem Volke, wie den Slawen des östlichen Teiles Mitteleuropas, wundern, daß ihre Einwanderung keine historischen Zeugnisse melden; erfolgte doch dieselbe in ein Gebiet, das, wenn auch nicht menschenleer, doch jedenfalls so spärlich bewohnt war, daß ihnen wohl nirgends ein ernstlicher Widerstand geleistet wurde. Infolgedessen gab es keine feindlichen Zusammenstöße und keine gewaltsamen Vertreibungen, die der Nachwelt hätten überliefert werden können. Zum Schluß spricht noch gegen die Slawinität der genannten Völker der Umstand, daß die Zugehörigkeit aller Völker des östlichen Germaniens, das bekanntlich bis zur Weichsel reichte, zu den Germanen ausdrücklich von den klassischen Autoren, allen voran von Tacitus, bezeugt wird.

Ebenso ist es ein falscher Schluß, wenn Szuk-Wankel aus der von Undset konstatierten Thatsache, daß die Gräberfunde im ganzen Weichsel-, Oder- und Elbegebiet untereinander gleich, hingegen von den zwischen der Weser und dem Rheine gemachten verschieden seien, folgern, daß die ersteren deshalb von Slawen und nicht von Germanen herrühren müßten, weil sie sonst mit letzteren, die in Ländern gefunden worden seien, in denen unzweifelhaft „rein germanische Völker ansässig gewesen wären", gleich oder ganz ähnlich gewesen sein müßten. Dabei wird übersehen, daß die Germanen gleichfalls erst in den letzten Jahrhunderten vor Christo aus Skandinavien nach Westdeutschland gekommen sind, daß vor ihnen daselbst, wie jetzt allgemein zugegeben wird, ausschließlich Kelten gewohnt haben und daß daher sämtliche älteren archäologischen Denkmäler, die zwischen der Weser und dem Rheine gefunden worden sind, den Kelten und nicht den Germanen zugeschrieben werden müssen. Aber auch der Hinweis auf die skandinavischen Länder, in denen Urnen fehlen und Urnenfriedhöfe gar nicht, sondern nur Skelettgräber vorkommen sollen, hat nichts beweisendes, da mitunter selbst bei einem und demselben Volke beide Bestattungsweisen — durch Beerdigung und durch Verbrennung — und zwar sogar gleichzeitig im Gebrauche waren. Einen schlagenden Beweis hierfür liefern gerade die böhmischen Länder, in denen man, wäre die erwähnte Anschauung richtig, gar keine Skelettgräber erwarten sollte. In Wirklichkeit jedoch konstatierte Niederle, der eine eigene, später zu besprechende Monographie den Skelettgräbern Böhmens und Mährens aus der letzten prähistorischen Zeit gewidmet hat, bis jetzt über 260 Skelettgräberfundorte, von denen seiner Meinung nach gewiß 100 der sicher slawischen Periode (vom 5. Jahrhundert aufwärts) angehören. Neben diesen Skelettgräbern giebt es aber auch ansehnliche, wenn auch in geringer Anzahl, Urnenfelder, die die in ihnen gefundenen Gefäße vom Burgwalltypus, sowie die Schläfenringe gleichfalls als unzweifelhaft slawische charakterisieren. Es ist also klar, daß aus der Art der Bestattung kein Schluß auf die Nationalität der Bestatteten gezogen werden darf.

Wenn ferner Wankel auf die Übereinstimmung der Ornamente auf den von slawischen Frauen Mährens verfertigten Stickereien mit den Ornamenten, wie sie besonders die zur sogenannten Hallstattgruppe gehörigen Bronzen zeigen, hinweist und einen direkten Zusammenhang zwischen beiden annimmt, so mag ja dieser Zusammenhang zugestanden werden; allein es ist nicht abzusehen, wie aus demselben die Slawinität der mährischen Urbewohner bewiesen werden soll, da ja, wie Wankel selbst angiebt, ganz gleiche Ornamente auch bei den Kleinrussen, Ruthenen, Slowaken, Kroaten und Serben vorkommen, ein Umstand, der beweist, daß dieselben schon in der gemeinsamen Heimat der Slawen verwendet wurden; diese ist aber keineswegs Mähren, sondern lag, wie Wankel selbst annimmt, „weit hinter den Karpaten". Aus dieser gemeinsamen Heimat konnten dieselben die auswandernden Slawen auch in verhältnismäßig später Zeit in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht haben. Es liegt aber noch ein andrer Widerspruch in den Annahmen Wankels vor: auf der einen Seite stellt nämlich derselbe die Gleichheit der von den mährischen, kleinrussischen, ruthenischen, slowakischen und serbokroatischen Frauen für ihre Stickereien verwendeten Ornamentsmotive als einen Beweis „für den einheitlichen Ursprung und die Zusammengehörigkeit der slawischen Stämme" hin, woraus sich ergiebt, daß er die Zeit der Trennung derselben frühestens erst in die Bronzezeit verlegt, und auf der andern Seite stellt er die Behauptung auf, daß die Slawen bei ihren Vordringen nach Mitteleuropa „außer dem Volke der paläolithischen Zeit" kein andres getroffen hätten. Für das Volk der neolithischen Zeit, das doch auch existierte, ist in diesem System absolut kein Platz zu finden.

Ebenso wenig wie aus dem Bereiche der Geschichte und Archäologie, vermögen die genannten Gelehrten auf dem Wege anthropologisch-etymologischer Deutungen überzeugende Beweise für die Richtigkeit ihrer Anschauungen beizubringen. Noch weniger kommen für die Entscheidung unsrer Frage die Ergebnisse der Kraniologie in Betracht, da die dolichocephale Schädelform nicht ausschließlich den Germanen zukommt, sondern als die gemeinarische auch bei den andern arischen Völkern und so auch bei den Slawen nachgewiesen werden kann.

Fehlt es also an eigentlichen Beweisen für die Annahme früherer Ansässigkeit der Slawen vor den Germanen in den östlichen Ländern Mitteleuropas, so läßt sich noch überdies auf sprachlichem Wege darthun, daß die Slawen unmöglich seit alter Zeit und vor dem Erscheinen der Germanen dieselben bewohnt haben können. Es ist bekannt, daß sich im Slawischen keine einheimische Benennung für Buche findet. Denn altslaw. buky, böhm. buk u. s. w. bewerken durch ihr k und u, daß sie aus dem Germanischen entlehnt sind (Miklosich, Lexicon palaeo-slovenicum-graeco-latinum 48, unter buky). Dies erklärt sich daraus, daß die Heimat der Slawen, die Flußgebiete des Dnjepr, Bug und Dnjester, zum allergrößten Teile außerhalb der östlichen Grenze des Verbreitungsgebietes der Buche fällt. Diese nämlich ist eine Linie, die wir uns von Königsberg in Preußen bis zur galizischen Landesgrenze oberhalb Lembergs gezogen denken müssen; diese Linie geht dann in einem großen Bogen über Balta in Podolien gegen die Donaumündungen, um hierauf an den Abhängen der Karpaten und des Balkan fortzulaufen; über das Meer setzt sich dann dieselbe in dem südlichen gebirgigen Teile der Halbinsel Krim und im Kaukasus fort. Wären nun die Slawen als Urbewohner in

Digitized by Google

den östlichen Ländern Mitteleuropas ansässig, wie es Szule, Wankel und ihre Anhänger und Borgänger annehmen, so hätten sie gewiß den daselbst so verbreiteten Baum mit einem einheimischen Namen bezeichnet und nicht die Ankunft der Germanen abgewartet, um aus deren Sprache den Namen zu entlehnen. Da dies nicht der Fall ist, so liegt darin ein schlagender Beweis, daß die vorgeschichtlichen Bewohner des östlichen Teiles Mitteleuropas unmöglich Slawen gewesen sein können.

Doch gehörten sie auch nicht dem germanischen Stamme an, wie von verschiedenen Gelehrten und in neuester Zeit wieder von G. Buschan (Germanen und Slawen, eine archäologisch-anthropologische Studie. Münster 1890) behauptet wurde. Denn es läßt sich nachweisen, daß ganz Deutschland, sowie die angrenzenden österreichischen Länder vor der Ankunft der Germanen von Kelten bewohnt waren und daß die germanische Einwanderung erst in verhältnismäßig später Zeit von Skandinavien her erfolgt ist. Indem ich hinsichtlich der skandinavischen Herkunft sämtlicher deutschen Stämme auf den von mir in meiner „Herkunft der Arier“ (S. 142 bis 170) geführten historischen Nachweis verweise, bemerke ich hier nur bezüglich der Zeit der Einwanderung, daß schon die allen germanischen Dialekten zukommenden, sie von den andern arischen Sprachen scharf unterscheidenden Eigentümlichkeiten (Lautverschiebung, vokalisches und konsonantisches Auslautgesetz, Accentgesetz u. s. w.) auf eine sehr lange Periode einheitlicher Entwickelung zurückschließen lassen, die ein geographisch zusammenhängendes Gebiet zur notwendigen Voraussetzung hat. Hätten sich schon in früher Zeit einzelne germanische Stämme von dem Boden der bisherigen gemeinsamen Entwickelung getrennt und in Norddeutschland, das durch das Meer von der skandinavischen Halbinsel geschieden ist, angesiedelt, so wäre es undenkbar, daß sich der gemeinsame Sprachtypus, auf den alle germanischen Dialekte zurückweisen, gebildet hätte. Es war gewiß unrichtig, wenn J. Grimm (Geschichte der deutschen Sprache 306 u. 562), von einer falschen Grundlage ausgehend, glaubte annehmen zu können, daß noch einige Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung alle deutschen Stämme von dem konsonantischen Lautsystem der urverwandten Völker nicht abgewichen seien, und daß unter den „ostdeutschen“ Stämmen Lautverschiebung ungefähr in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts einzutreten begonnen und sich im zweiten und dritten festgesetzt hätte, während sie bei „westlich vorgedrungenen“ vielleicht schon früher eingetreten sei. Aber auch Förstemann (Geschichte des deutschen Sprachstammes I, 354) glaubt, daß die urdeutsche Periode, in welche er die Lautverschiebung wegen der gleichmäßigen Teilnahme aller deutschen Stämme an derselben verlegt, erst „mehrere Jahrhunderte vor Christus“ geendigt habe; zugleich führt er gegen J. Grimm den Nachweis, daß selbst die ältesten uns von Griechen und Römern überlieferten deutschen Namen schon die verschobenen Laute aufweisen. Andrerseits zeigt die Thatsache, daß die finnisch-lappischen Sprachen germanische Lehnwörter enthalten, deren Aufnahme noch vor dem Eintreten der Lautverschiebung und des vokalischen Auslautgesetzes erfolgt sein muß, daß die Entstehung der germanischen Grundsprache nur auf der skandinavischen Halbinsel erfolgt sein könne.

Dazu kommt noch, daß das gemeingermanische Lexikon bereits einen Ausdruck für Eisen (ahd. isan, isarn, agsl. isern, iren, altn. isarn, got. eisarn) kennt, ein Beweis, daß das germanische Urvolk noch vor seiner Trennung dasselbe gekannt und benutzt hat. Nun beginnt nach Montelius (Die Kultur Schwedens in vorhistorischer Zeit, S. 86) die Eisenzeit im skandinavischen Norden um das Jahr 500 v. Chr. Ungefähr dieselbe Zeit ergiebt sich aber auch für den Anfang der germanischen Einfälle nach Deutschland, wenn wir nämlich, wie ich glaube, berechtigt sind, die sogenannten Wanderungen der Kelten als nichts andres, als mittelbare und unmittelbare Folgen der sich fortwährend erneuernden Vorstöße der Germanen gegen Mitteleuropa zu betrachten. Wissen wir doch aus der spätesten Zeit, daß einzelne keltische Stämme, wie z. B. die Helvetier und Boier, von den vordrängenden Germanen aus ihren Gebieten vertrieben und nach südlicheren Gegenden gedrängt worden sind. Und wie wäre es sonst ohne diese Annahme der äußeren Nötigung zu erklären, daß auf einmal Tausende und Tausende von Kelten ihre alte Heimat aufgegeben und neue Wohnstße in fernen Ländern zu suchen unternommen hätten? Nun fällt der älteste der drei großen historisch bekannten Keltenzüge, der nach Iberien, nach Müllenhoffs eingehenden Untersuchungen (Deutsche Altertumskunde I, 108, II, 237) ins letzte Viertel oder Drittel des 6. Jahrhunderts, so daß wir also den Anfang der germanischen Einbrüche nach Mitteleuropa ungefähr in das Jahr 550 v. Chr. setzen können. Noch weiter in der Zeit zurückzugehen, liegt nicht der mindeste Anlaß vor; im Gegenteil, sprachliche Erwägungen lassen von vornherein eine solche Annahme als höchst unwahrscheinlich erscheinen. Denn die Sprache der Goten, von denen wir wissen, daß sie im 4. Jahrhundert v. Chr. an der unteren Weichsel wohnten, wohin sie wahrscheinlich in demselben Jahrhundert aus Skandinavien gekommen waren, zeigt in grammatischer und lexikalischer Hinsicht eine derartige Übereinstimmung mit sämtlichen in Deutschland gesprochenen germanischen Dialekten, daß es unmöglich ist, anzunehmen, daß einzelne germanische Stämme schon vor dem 6. Jahrhundert die gemeinsame Heimat der Germanen verlassen und den Boden Mitteleuropas betreten hätten.

Daß die vorgermanische Bevölkerung Deutschlands keltisch (gallisch) war, ergiebt sich sowohl aus den Zeugnissen der alten Geschichtsschreiber, wie aus der großen Zahl von unzweifelhaft keltischen Gebirgs-, Fluß- und Städtenamen. Von diesen mögen hier nur die Namen derjenigen Gebirge, Flüsse und Städte angeführt werden, die im östlichen Teile des heutigen Deutschland, sowie in Böhmen und Mähren liegen: von Gebirgsnamen Ἑρκύνιος (Hercynischer Wald), Gabreta (Böhmerwald) = silva caprilis; von Flußnamen Weichsel, (litt. und slaw. Wisla, agl. Visle, altn. Vistla, lat. Vistula), welchem Namen der Name einer Vesle (im Rheinus und einer Vistre bei Nimes in Frankreich zur Seite tritt, Oder (Odora, Oddara u. s. w.), womit Förstemann treffend den Namen der Audura, Odura (der heutigen Eure, eines Nebenflusses der Seine) vergleicht, Oppa (linksseitiger Nebenfluß der Oder), ein Name, der unzweifelhaft auf früheres Apa, einen im nordwestlichen Deutschland häufigen Flußnamen, zurückgeht, den Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde II, 227) zu irl. ab Fluß stellt und aus lautlichen Gründen für eine keltische Entlehnung hält, Aupa (Nebenfluß der Elbe in Böhmen), desselben Ursprungs, Iser (Nebenfluß der Elbe in Böhmen), ein Name, dem die Namen der Ifar (Isara) bei München, der Ysre im Frankreich und der Yser in Flandern zur Seite stehen, Rhin (rechtsseitiger Nebenfluß der unteren Havel), gleichlautend mit dem Namen des großen Stromes und dem Namen des sich in Gallien findenden fluvialus Renus und des Rhenus, mit dem die Gallier das Flußgehen bei Bononia in Italien benannten. Für den keltischen Ursprung des Namens Elbe läßt sich anführen, daß auf ehemals unzweifelhaft keltischem Gebiete derselbe Name erscheint: wir haben eine Alb (Nebenfluß des Rheins) im Großherzogtum Baden, eine Albe zwischen Metz und Straßburg, eine Alb (Nebenfluß des Rheins) im Westen von Schaffhausen und Südosten von Freiburg und eine Alb zwischen der Lech- und Illerquelle. Dazu kommt noch der alte Name der Aube (eines Nebenflusses der Seine)

Digitized by Google

Alba (Albis beim Cosm. Rav. IV, 26). Wäre dieser Name deutschen Ursprungs, so würde er uns wohl in der Form des agl., altn. und schwedischen elf entgegentreten. Daß der Name der Saale keltisch ist, lehrt einerseits die Form des Wortes selbst, da ihm der einfache Stamm sal zu Grunde liegt, während in den germanischen Sprachen zur Bezeichnung des Minerals durchaus der erweiterte Name salt salz erscheint. Andrerseits erscheint derselbe Flußname in Gegenden, die unzweifelhaft ehemals von Kelten bewohnt waren; so heißt u. a. der Nebenfluß der Salzach bei Reichenhall und ein Zufluß des Plattensees in Pannonien. Im Gebiete des alten Gallien findet man eine Salia, jetzt Seille (rechtsseitiger Nebenfluß der Mosel in Deutsch-Lothringen), eine andre Seille (linksseitiger Nebenfluß der Saône), die im Departement Jura entspringt, und einige Flußnamen Selle oder Sélé, von denen der eine (der Name der Selle bei Valenciennes) nachweisbar ehemals Sale geheißen hat.

Von sicher keltischen Ortsnamen führt Ptolemäus im Bereiche des östlichen Teiles Mitteleuropas folgende an: Lugidunum, wahrscheinlich das heutige Liegnitz, Meliodunum, zwischen dem heutigen Brünn und Czaslau, Carrodunum, an Stelle des heutigen Krappwitz an der Oder, Eburodunum, das heutige Brünn und Virunum (im heutigen Mecklenburg). Indem ich hinsichtlich der Bestimmung der Lage dieser Städte auf die Ausführungen K. Müllers in dessen großer Ausgabe des Ptolemäus (I, 270) verweise, bemerke ich hier nur noch, daß schon die Thatsache allein, daß Ptolemäus im Bereiche des alten Germaniens — bezeichnender Weise mit Ausnahme der kimbrischen Chersonnes und der skandischen Inseln, auf denen niemals Kelten gewohnt haben — nichts weniger als 93 Städte (πόλεις) anführt, von vornherein hätte Bedenken erregen sollen gegen die Annahme, daß ganz Deutschland oder wenigstens der größere Teil desselben seit den ältesten Zeiten von Germanen bewohnt gewesen sei. Läßt sich auch die bekannte Stelle in Tacitus' Germania 16 nicht dazu benutzen, um die von Ptolemäus angeführten Städte in das Bereich der Fabel zu verweisen, so zwingt sie doch immerhin zu der Annahme, daß diese Städte nicht von Germanen erbaut sein konnten. Es geht auch nicht an, die Bedeutung der Angabe des Ptolemäus dadurch abzuschwächen, daß man die von ihm vorgeführten Städte nicht als eigentliche Städte gelten lassen will, sondern sie zu gewöhnlichen „Orten" herabdrückt. Denn von gewöhnlichen Orten hätten die griechischen Geographen gewiß keine Notiz genommen. Immerhin kann man aber zugeben, daß nach der Verteibung der Kelten aus Deutschland, die in einzelnen Gegenden eine vollständige gewesen sein mag, viele der ehmaligen keltischen Städte infolge der bekannten Abneigung der Germanen, in geschlossenen Städten zu wohnen, zu Dörfern herabgesunken oder ganz verödet sein dürften.

Der Nachweis, daß der östliche Teil Mitteleuropas vor dem Einbruche der Germanen von Kelten bewohnt gewesen ist, in Verbindung mit der oben ausgesprochenen, einen hohen Grad von innerer Wahrscheinlichkeit an sich tragenden Vermutung, daß die sogenannten Wanderungen der Kelten mittelbar und unmittelbar durch das Vordringen der Germanen aus dem skandinavischen Norden veranlaßt worden seien und im letzten Grunde keinen andern Zweck hatten, als an Stelle der alten Wohnsitze, aus denen sie von den Germanen ganz oder teilweise verdrängt worden waren, neue zu suchen, ermöglicht es, eine Reihe von historisch-ethnographischen Thatsachen zu verstehen, für die sich bisher schwer eine befriedigende Erklärung hat geben lassen. Zunächst die Thatsache, daß wir in den letzten Jahrhunderten vor Christo, losgelöst von der Hauptmasse der Kelten, im fernen Osten Europas Völker finden, die alte Schriftsteller als keltische bezeichnen und von denen erzählt wird, daß sie in ihre neuen Wohnsitze erst vor kurzem aus westlich gelegenen Gegenden gekommen waren. Zu diesen gehört zunächst das Volk der Bastarnen, das nicht lange vor dem Jahre 182 v. Chr. an der Donaumündung erschien und von dem W. Tomaschek und R. Much, im Gegensatze zu der Auffassung Müllenhoffs, der in ihnen Germanen erkennen zu müssen glaubt, mit überzeugenden Gründen (ersterer in der Kritik des zweiten Bandes der Müllenhoffschen Deutschen Altertumskunde in den Gött. gel. Anz. 1888, Nr. 8, S. 301, letzterer in den Mitteilungen der Wiener Anthropol. Gesellschaft 1890, Sitzungsberichte 75 bis 80) nachweisen, daß in demselben ein starkes keltisches Element vorhanden war. Diese Bastarnen hat weder, wie Müllenhoff glaubt (Deutsche Altertumskunde II, 112), „der Anreiz, den die südliche Kultur vom Pontus und der Donau aus nach Norden hin verbreitete", in den Südosten geführt, noch antworten wir auf Müllenhoffs Frage (a. a. O. 106), wie denn Kelten auf die Nord- und Ostseite der Karpaten kämen, um von da aus an die Donaumündung vorzudringen, mit Tomaschek, daß sie dorthin ebenso mit dem Rechte des Schwertes vorgedrungen seien, wie sie in den Hämus und nach Kappadocien vorgedrungen, sondern wir glauben, daß sie dorthin ebenso als Flüchtlinge gekommen sind, wie noch in späterer Zeit nach dem Zeugnisse der Geschichte andre keltischen Völker, von dem vom Norden her siegreich vordringenden Germanen aus ihren alten Sitzen verdrängt, neue Wohnsitze zu suchen gezwungen waren. Wenn auch der Lage der späteren Sitze der Bastarnen am nördlichen Rande der Karpaten, sowie aus dem Namen der von ihnen am Dnjepr gegründeten Stadt Carrodunum ein Schluß gezogen werden darf, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß sie vor ihrer Verbreitung im heutigen Schlesien gewohnt haben; es müßte dann die germanische Okkupation dieses Landes spätestens ins dritte Jahrhundert v. Chr. gesetzt werden.

Und geradeso wie sich die gotisch-germanischen Skiren mit Kelten verbanden und nach Much's ansprechender Deutung des Namens der Bastarnen zu einem Mischvolk verschmolzen, wobei bemerkt werden muß, daß auch aus der späteren Zeit solche Verbindungen keltischer und germanischer Stämme (z. B. der Helvetier und Tulinger) zu gleichen Zwecken nachweisbar sind, so mochten sich andre keltische Stämme, aus ihrer alten Heimat vertrieben, mit benachbarten slawischen oder littauischen Stämmen zu einem Volke verbunden haben, nachdem sie vielleicht auf dem Wege der Gewalt und nach langem Kampfe in deren Gebiete gekommen waren. Darauf deutet wenigstens der von Posidonius (Plutarch) und Strabo überlieferte Name der Κελτοσκύθαι hin, vorausgesetzt, daß unter dem Namen der Skythen Slawen gemeint oder wenigstens neben andern Völkern inbegriffen sind. Es hat durchaus nichts Überzeugendes, wenn Müllenhoff (a. a. O. II, 270) nachzuweisen versucht, daß der Name Κελτοσκύθαι bloß auf einer Hypothese des Posidonius beruhe und von ihm nach Analogie von Κελτολίγυες, Κελτίβηρες gebildet worden sei und daß ihn Strabo nur aus Posidonius kenne. Denn es erscheint nicht glaublich, daß Posidonius nur deshalb die Hypothese von einem Mischvolke aufgestellt haben sollte, weil ihm zwar schon der Begriff eines eigentümlichen, nicht skythischen und nicht keltischen Nordvolkes (der Germanen) aufgegangen sei, daß ihm aber noch der entscheidende Name dafür gefehlt habe. Daß unter den Slawen fremde Elemente vorhanden waren, dafür spricht auch entschieden der Umstand, daß zur Bezeichnung derselben neben dem einheimischen Namen „Slawen" (Σκλαβηνοί u. s. w.) noch ein andrer

Digitized by Google

Name „Anten“ (Ἄνται) vorkommt (Σκλαβηνοὶ καὶ Ἄνται bei Procopius). Wären die Anten ein einzelner slawischer Stamm gewesen, so wäre der Name derselben ebensowenig zu dem allgemeinen Namen „Slawen“ hinzugefügt worden, wie wir nicht von Slawen und Polen sprechen. Ob aber unter den Anten keltische Elemente gemeint sind, ist eine andre Frage, auf die wir sogleich zurückkommen werden.

Negerkunst im deutschen Togogebiet.

Von Franz Leuschner.

Abbildungen nach den Originalskizzen des Verfassers.

Am 24. Juli 1888 trat ich zusammen mit Herrn Dr. Henrici und 24 Trägern von Porto Seguro aus, nahe bei Kl. Popo (Anchó), den Marsch ins Innere an. Der Zweck unsrer Expedition war teils das Hinterland des deutschen Togo-Gebietes genauer zu erforschen, und eine direkte sichere Verkehrsstraße von Salaga nach der deutschen Küste auszufinden, andererseits hatten wir von der deutschen Togo-Gesellschaft in Berlin den Auftrag, ein geeignetes Stück Land zu erwerben, um dort Plantagen anzulegen, vorzugsweise für Kaffee, Tabak, Kakao, Kola und Baumwolle. Sollte es gelingen, so wollten wir über Salaga nach dem Benue vorzudringen suchen. Doch diese geplante Reise scheiterte an den halsstarrigen Bewohnern jenseits Salaga, und da unsre Expedition nicht kriegsmäßig ausgerüstet war,

Fig. 1. Haus eines Jägers in Gaphé.

so mußten wir von Salaga aus am Volta entlang wieder auf einem andern Wege zur Küste zurückkehren. Auf dem Hinmarsch hatten wir das östlich gelegene Akposogebirge, auf der Rückreise das westlich gelegene Agómegebirge zu überschreiten.

Beide jedoch sind nicht von besonderer Höhe. Am Agómegebirge bei Jo hat die Regierung jetzt eine zweite befestigte Station angelegt, ähnlich wie die von Stabsarzt Dr. Wolf in Adeli erbaute: die Bismarckburg. Die Station am Agómegebirge ist „Misahöhe“ getauft. Für eine deutsche Befestigung ist dieser ungarische Name allerdings keine passende Bezeichnung!

Drei Tagereisen von Kl. Popo nordwärts (etwa 60 km) liegt der Ort Gaphé, mit zirka 2000 Einwohnern. Dort erwarben wir auf dem Hinmarsch Land, welches wir, als wir zurückkamen, sofort in Angriff nahmen, Häuser bauten, den Wald schlagen ließen, um bald darauf mit der Saat beginnen zu können. Leider scheiterte das ganze Unter-

Digitized by Google

nehmen im vergangenen Jahre durch Umstände, die ich hier nicht näher bezeichnen will.

Von Gaphé aus erreichten wir in vier Wochen die Bismarckburg, woselbst uns Dr. Wolf schon darauf aufmerksam machte, daß ein weiteres Vordringen zwecklos wäre. Über Kratschi und Salaga, dann am Volta entlang reisend, waren wir nach mehrmonatlicher Reise wieder in Gaphé, wo ich noch 2¼ Jahre blieb, teils um weitere Studien von dort aus zu machen, teils um die ersten Arbeiten auf der zu erbauenden Station zu leiten, da Dr. Henrici nach Europa zurückkehren mußte und erst im März 1889 wieder zu mir stieß. Im Mai desselben Jahres holte ich mir dann jedoch auf einer nochmaligen Reise ins Innere ein schweres Fieber, das mich leider zur Rückkehr nach Europa zwang.

Fig. 2. Zweikampfszene im Hause des Jägers.

Ich hatte in Gaphé Zeit und Muße, genau mit dem Volk zu verkehren und Studien zu machen. Besonders interessierten mich die Malereien der Eweneger. Namentlich fesselte meine Aufmerksamkeit das Haus eines Jägers (Fig. 1), der von innen und außen seine Hütte bemalt hatte. Links vom Eingang hat er sein Bildnis angebracht, mit der üblichen Pfeife im Munde, ohne die man sich einen Neger kaum denken kann; dann rechts vom Eingang zuerst seine Hand, die all die schönen Malereien gemacht hatte. Zum Zeichen, daß er auch einmal ein Pferd besessen hat, war er auch zu Pferde dargestellt, abermals mit der Pfeife im Munde, und endlich war darunter eine Jagdszene dargestellt. Er ist mit der Flinte bewaffnet; ein Löffschaf vor ihm geht dem Leopardenentgegen, der durch bunte Flecke kenntlich gemacht ist. Der Mann hat gewiß schon viel durchgemacht, denn als ich mir das Innere der Hütte besah, entdeckte ich gegenüber der Thüre die allerliebste Duellszene (Fig. 2). Die Bedeutung der Szene ist wohl klar: er kämpft mit einem andern um die in der Mitte

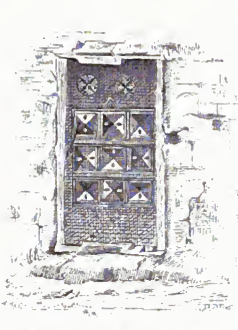


Fig. 3. Bemalte Thür mit Schnitzerei.

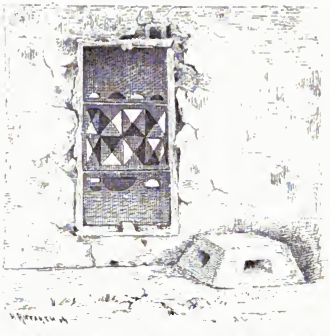


Fig. 4. Bemalte Thür. Rechts ein Bau zur Tabakpfeifenfeuerung.

stehende Jungfrau, die sich bloß durch schlankere Taille auszeichnet. Kampfwaffe beider ist das Buschmesser. Er scheint jedoch verloren zu haben, denn als ich ihn kennen lernte, war er noch immer unverheiratet.

Die Art und Weise, wie solche „Malereien“ entstehen, ist sehr einfach. Aus Bananenblättern schneiden sie zunächst die darzustellenden Figuren aus. Die Wand des Hauses, auf der sie angebracht werden sollen, ist meist mit grauem Thon säuberlich abgeputzt. Sie wird nun etwas angefeuchtet, die Schablonen darauf gehalten und dann um dieselben

herum mit Maismehl die Wand bestäubt, so daß dann die Figuren dunkel auf dem Weiß sich abheben.

Die Hütten selbst sind aus Fachwerk mit Lehm gebaut, um jedoch eine größere Festigkeit zu erzielen, werden sie dann mit Thon abgeputzt, was durchaus nicht schlecht aussieht. Ebenso im Innern Wände und Fußboden. Das Dach besteht aus einem Gerüst von Baumstämmen, welche mit dünnen Stämmchen wieder in der Längsrichtung belegt und mit dem langen, starken Savannengras dick bedeckt sind. Die Thüren einer solchen Hütte sind außerordentlich verschieden, klein, farbig, grau, oder auch nur aus einem Geflecht von Palmblattrippen, mehr als Vorsätze dienend. Die Thür in der oben geschilderten Hütte des Jägers war so klein, daß, obgleich ich zwar groß, aber schlank bin, doch Mühe hatte, mich hineinzuzwängen. Die Mauern eines Hauses sind dann auch knapp 2 m hoch. Am interessantesten sind die bemalten Thüren (Fig. 3 und 4). In der Regel besteht die Thür aus zwei aus Bäumen hergestellten, rohen dicken Brettern, welche zusammengefügt sind. Die Figuren darauf sind zuerst etwa 2 mm tief eingeschnitten, so daß die ganze Thür schon eine Art Holzschnitzerei bildet. Die nötigen Messer erhalten die Neger an der Küste oder durch schwarze Händler.

Originell ist die Herstellung der zur Bemalung der Thüren nötigen Farben. Die Schwarzen benutzen überhaupt nur die deutschen Farben, schwarz, weiß, rot, welche sich besonders zur Bemalung eignen. Denn zum Färben der Stoffe haben sie noch Indigo, den sie selbst gewinnen. Der Grundton solcher Thür ist schwarz, was natürlich bald ins Grau übergeht. Sie verwenden dazu

Fig. 5. Hausmalerei in Tomassi.

Ruß, welcher mit Palmöl angerührt wird, also eine richtige Ölfarbe. Das Rot stellen sie aus kleinen, im roten Thon vorkommenden Steinchen her, die pulverisiert und auch mit Öl angerieben werden. Das Weiß endlich ist der Saft eines gewissen Baumes, den sie gewinnen, indem sie die Rinde loshlagen und den Baum ein wenig anschneiden. Auf diese Weise haben sie die drei Farben, die denn auch zum Bemalen von Geräten, Fetischen ꝛc. gebraucht werden, besonders aber zur Bemalung von Holzsachen.

Eine ganz andre Art der Malerei fand ich in der Gegend zwischen Bismarckburg und Salaga in Tomassi. Dort besitzen die Neger keinen grauen Thon, und begnügen sich daher damit, die Hütten nur mit dem Lehm zu glätten. Die Malereien sind etwas roher, aber gewöhnlich ohne Schablonen gemacht, daher schief und krumm. Meist stellten sie nur eine menschliche Figur vor, oder Abbildungen von Krokodilen, Schildkröten, daneben noch Phantasie-Figuren ohne irgend welche Bedeutung (Fig. 5). Die Herstellung der Farben ist dieselbe, wie weiter südlich in Gaphé ꝛc. Der Unterschied zwischen den Malereien in Gaphé und Tomassi ist nur der, daß erstere eigentlich nur eine Art am Hause angebrachter Spritzmalerei ist, während die Leute in Tomassi wirklich Farben auftragen, also mehr malen.

Sehr überrascht war ich, in Gaphé auch die Reliefbildhauerkunst vertreten zu sehen, und zwar auch an der Hütte eines Jägers, der einmal das Glück gehabt hatte, einen Elefanten zu erlegen. Er versäumte nicht, zur Erinnerung daran, sich auf einem solchen Dickhäuter reitend an der Wand seines Hauses abzubilden, und modellierte aus Thon ein elefantenartiges Ding (Fig. 6). Der Rüssel war leider schon, als ich das Bildwerk zeichnete, abgebrochen, der

Digitized by Google

Schwanz des Tieres viel zu lang. Auch ſcheint eine Ahnung von Perſpektive bei den Leuten vorhanden zu ſein, da ſie die beiden hinten befindlichen Füße des Elefanten verkürzt dargeſtellt haben, während die dem Beſchauer näher ge-

Fig. 6. Reliefdarſtellung aus ſchwarz angeſtrichenem Lehm an einem Hauſe in Gaphé.

legenen vorderen noch bedeutend länger ſind. Die ganze Figur iſt, um noch beſſer hervorzutreten, mit einem weißen Strich umzogen. Als ich das Relief zeichnete, war zwar nur noch wenig hiervon zu ſehen, wie auch das

Fig. 7. Götzenbild aus Lehm in Agöme Palime.

ganze Kunſtwerk ſchon ſeinem Verfall entgegen ging. Die ſonſt noch an der Hütte befindlichen Streifen haben weiter keine Bedeutung.

Ungefähr eine Tagereiſe von Gaphé, nördlich in Mondſché, fanden wir die Hütten ähnlich wie in dieſem Orte, aber bei vielen noch unter dem Dache einen regel-

Digitized by Google

rechten Zahnſchnitt und eingegrabene Verzierungen, ähnlich dem Greguemuſter.

Eine beſondere Geſchicklichkeit beſitzen die Neger im Verfertigen von Götzenbildern aus Lehm und Holz. Nahe am Angômegebirge in Agôme Palime fand ich ein Eingangsthor mit einem Götzen in einer Niſche (Fig. 7). Das Ding war aus Lehm gebildet, Augen und Zähne beſtanden aus eingeſetzten Kaurimuſcheln. Zur Vollendung dienten Lappen, Schmupftabaksdoſen aus Kürbiſſen u. dergleichen. Solche Fetiſche findet man, mehr oder weniger gut ausgeführt, faſt in jedem Gehöft, vor jedem Eingang eines Dorfes. Meiſt haben ſie noch eine Art Teller vor ſich ſtehen, in welchem ihnen Mais oder ſonſtige Früchte als Geſchenke dargebracht werden. Doch beten die Neger dieſe Götzen nicht an.

Fig. 8. Waſſertopf mit ſchwarzer Verzierung, 46 cm hoch.

Fig. 9. Waſſertopf mit eingekrapten Verzierungen, 40 cm hoch.

Von beſonderer Bedeutung iſt endlich die Herſtellung von Gefäßen aus Lehm. Gefäße, ſowohl Schüſſeln wie ſolche zum Trinken ꝛc. werden auch aus Kürbiſſen hergeſtellt, doch Kochtöpfe und große Behälter zum Waſſerſammeln fertigen ſie aus Thon und brennen dieſelben. Die Töpfe werden außerordentlich geſchickt, ohne Töpferſcheibe, aus freier Hand hergeſtellt, in zwei Teilen, einem oberen und einem unteren. Sind beide Teile genügend an der Luft getrocknet, ſo werden ſie ſorgfältig zuſammengeklebt und kommen dann ins Feuer. So verfährt man bei den großen Gefäßen (Fig. 8 und 9). Die kleinen Kochtöpfe (Fig. 10 bis 15) werden dagegen in einem Stücke fertig gemacht. Sind ſie halb gebrannt, ſo werden ſie mit Nuß und Öl eingerieben und kommen dann nochmal ins Feuer, damit die Farbe ordentlich einbrennt und feſtſitzt. Mit einem Holzſtäbchen werden die Töpfe im rohen Zuſtande noch mit kleinen Verzierungen verſehen, Linien, Punkten ꝛc., die mitunter denn auch während des Brennens mit Farbe gezeichnet und eingebrannt werden.

Fig. 10. 24 cm Durchmeſſer.

Fig. 11. 15 cm Durchmeſſer.

Fig. 13. 17 cm Durchmeſſer.

Fig. 12. 20 cm Durchmeſſer.

Fig. 14. 21 cm Durchmeſſer.

Fig. 15. 20 cm Durchmeſſer.

Kochtöpfe von rotem Lehm in Gaphé.

Die eigentliche Fabrikation dieſer Töpfe, beſonders der großen Waſſertöpfe, befindet ſich in Bolu, zwiſchen Gaphé und der Küſte, von dort gehen die Waren bis nach Salaga hinauf und noch weiter ins Innere.

Digitized by Google

Die Oberflächengestaltung Montenegros.

Von Dr. K. Hassert.

Unter den Ländern Europas hat wohl keines die Aufmerksamkeit und das Interesse in solchem Maße auf sich gezogen wie die Balkanhalbinsel und von jeher bot sie den Vertretern der verschiedensten Wissenschaften eine reiche Fülle von Beobachtungsstoff dar. Aber merkwürdig, noch heute gehört sie zu den wenigst bekannten Teilen unsres Kontinents, und was von ihr im allgemeinen gilt, läßt sich von einigen ihrer Staaten und Provinzen im besonderen behaupten. Über Albanien liegt ein geheimnisvollerer Schleier als über manchen Gebieten Afrikas, und noch vor 15 Jahren schwebte über Bulgarien, Bosnien und Montenegro das gleiche Dunkel. Zwar ist die Litteratur über das kleine Fürstentum nicht gerade arm zu nennen, allein sie behandelte mit einer gewissen Vorliebe bloß das Volk und seine Geschichte und brachte wenig Neues. Erst L. Baldacci und Tietze schufen die geologischen Grundlagen und die durch merkwürdige Umstände miteinander verfeindeten Werke von Schwarz und Rovinski beschäftigten sich eingehender mit dem Lande als solchem.

Unter den Gebirgssystemen Südost-Europas bilden die Schwarzen Berge ein Glied der Dinarischen Ketten. Hat man den steilen Aufstieg überwunden, der von Cattaro aus auf die Höhe des fast unvermittelt ins Meer fallenden Kalkwalles führt, so sieht man zu seinem Erstaunen, daß der Gebirgscharakter wie bei den Gewinnen oder bei den indischen Ghats sehr schnell in den eines Hochplateaus übergeht, das seinen höchsten Punkt in den wild zerrissenen Gipfeln des Durmitor erreicht und nach dem wichtigen hydrographischen Sammelbecken des Scutari-See allmählich abfällt. Diese Einsenkung, welche im Querschnitt einem umgewendeten Teller entspricht und am großartigsten in Afrika wiederkehrt, gestattet eine wundervolle Fernsicht auf die tiefer gelegenen und peripherischen Teile, zugleich aber bildet sie den eigentlichen Entstehungsherd der gefürchteten Bora. In diesen Mulden sammelt sich nämlich die schwere kalte Winterluft so lange an, bis sie den Rand erreicht. Dann stießt sie über und stürzt als eisigkalter Fallwind in die Thäler und ins Küstenland herab, deren sommerlich warme, also bedeutend leichtere Luft ihr keinen Widerstand zu leisten vermag.

Die Nennung der topographischen Begriffe Crnagora (Schwarze Berge) und Brda (Berge), welche zusammen unser Fürstentum ausmachen, bedeutet einen auffallenden orographischen Gegensatz, wie wir hier überhaupt einer Reihe von Kontrasten begegnen, die wegen ihrer Zusammendrängung auf einem verhältnismäßig kleinen Raume um so überraschender wirken. Jene ist eine verkarstete Hochebene von 600 bis 1000 m mittlerer Erhebung mit vollkommen regellos angeordneten Oberflächenformen, diese, entsprechend den veränderten Naturbedingungen, ein scharf markiertes Plateauland mit anderm Vegetations- und Landschaftscharakter. Zwar sind ihm in unvermeidlicher Einförmigkeit neben niedrigen Bergketten wiederum kleinere Plateaus, die sogenannten Planinas, aufgesetzt, aber auch mächtige, vielgipfelige Gebirgsmauern fehlen nicht. Der 2600 m hohe Durmitor ist eine Kombination dieser Erscheinungen, indem seine wild den Kämme und Spitzen, Sirowa Pecina, Medjed, Savinkuk, Prutaš u. a. mit ihren Schutthalden, Meeraugen und Firnflecken auf einer breiten Hochfläche ruhen. Weniger majestätisch, obwohl immer noch überwältigend genug, ist der 150 m niedrigere Kom, der von den gleichnamigen isolierten Erhebungen des türkisch-albanesischen Grenzgebietes nach seinen Umwohnern als Kuči und Vasoševići Kom unterschieden wird.

Die Orographie ist eine Laubschnitt-form, deren Ursachen in den chemischen und mechanischen Verwitterungsprozessen des Festen, Flüssigen und Luftförmigen ruhen. Untrennbar von ihnen ist die Geologie, weil die abweichende Zersetzungsfähigkeit der Gesteine die verschiedenartigsten Gebilde entstehen läßt und in ihnen die verborgenen Ursachen erst sichtbar macht. Daher möchte es am Platze sein, zum Verständnis des äußeren Bildes den inneren Bau etwas kennen zu lernen.

Wie wir in den Schwarzen Bergen ein Glied der bosnisch-dalmatinischen Gebirgszüge sahen, so schließen sie sich ihnen auch geologisch aufs engste an. Im südöstlichen Teile der Brda herrscht die paläozoische Formation; doch ist die Zugehörigkeit ihrer schwarzen bis grauen, oft glimmerigen Thonschiefer, Sandsteine und Quarzite zu einer bestimmten Untergruppe noch nicht mit Sicherheit erwiesen. Überhaupt ist der Mangel an leitenden Versteinerungen im illyrischen Gebirgsbereich eine sehr unwillkommene Erscheinung, die namentlich die Gliederung der weit verbreiteten mesozoischen Kalke ungemein erschwert. Unter dem Namen Werfener Schichten hat Tietze Sandstein- und Schieferablagerungen zusammengefaßt, die unmittelbar über den paläozoischen und unmittelbar unter den mesozoischen Schichtenreihen ruhen; doch geschah die Bestimmung lediglich aus petrographischen und stratigraphischen Gesichtspunkten und aus Vergleichen mit den entsprechenden Gebilden Bosniens. Bald die Kalke selbst betrifft, so kann man im allgemeinen sagen, daß die nicht Rudisten (die auch hier häufigen und charakteristischen Vertreter der Kreide) führenden Kalke, welche über der paläozoischen Formation lagern, triadisch sind. Sie finden sich in der nördlichen Hälfte der Brda und in den Spitzen des Kom, aus ihnen besteht das Küstengebirge Rumija und ein großer Teil des Morača-Thales. Nechmet man einige zwischen Risáić und Piva anstehende Kalke ab, welche die Ammoniten-Art der Planulaten als oberjurassisch kennzeichnet und schließt man die hauptsächlich in der Nähe des Meeres auftretenden tertiären Nummulitenkalke und Flyschbildungen aus, so gehört das ganze übrig bleibende Gebiet Montenegros der Kreide an, und ihre porösen, außerordentlich durchlässigen Kalke sind die eigentliche Heimat des Karst-Phänomens. Urgesteine fehlen gänzlich und die räumlich unbedeutenden, zu den Diabasen und Porphyriten gehörigen Eruptivgesteine beschränken sich mit geringfügigen Ausnahmen auf die paläozoische Formation.

Die gedrängte Übersicht dieser Typen — harter Schiefer auf der einen, leicht zerstoßbarer Kalk auf der andern Seite — zeigt, daß schon bei einem gleichmäßigen Klima sich mannigfache Erosionsformen herausbilden würden. Die Abweichungen werden aber um so größer, da die Crnagora und Brda unter ganz entgegengesetzten klimatischen Verhältnissen stehen. Zwar ist die Jahrestemperatur für beide Landesteile nahezu die gleiche; doch ist sie dort verhältnismäßig geringen und hier sehr beträchtlichen Schwankungen unterworfen, so daß in Cetinje bei + 11,5° C. im Jahresmittel das Thermometer während des Sommers bis weit über 30° C. steigt und zur Winterszeit bis — 22° C. und mehr fällt. Die kahlen Hochebenen nehmen die Sonnenwärme leicht auf, strahlen sie aber eben so intensiv wieder aus, das wallartig aufgethürmte Küstengebirge gestattet der kühlen Seeluft freien Zutritt und so kommt es, daß Alt-Montenegro trotz seiner Meeresnähe ein ausgesprochenes Kontinentalklima besitzt. Der Osten erfreut sich dagegen einer gleichmäßigeren Temperaturverteilung, weil er an sich schon in kühlere Regionen hinaufreicht. Dann mildern die

Digitized by Google

thalabwärts wehenden Winde und der dichte Waldbestand die Sommerglut, und die Sonne macht in den geschützten, tief eingerissenen Thälern die Kälte weniger fühlbar, wenn auch auf den hochgipfeln und Planinas Monate lang der rauhe Gebirgswinter herrscht.

Diese Thatsachen führen uns zu einer sehr wichtigen Erscheinung, der Schneeablagerung. Zwar ragen die Schwarzen Berge nicht wie die albanesischen Alpen in jene Höhen, wo die Niederschläge in fester Form fallen und weder jetzt, noch in früheren geologischen Zeiträumen waren sie von Gletschern überdeckt. Fehlt aber auch die klimatische Firngrenze, die orographische läßt sich an zahlreichen Stellen nachweisen. Hoch gelegene Dolinen oder weit hinabreichende Schluchten, überhaupt die zerklüfteten Kalkgebirge gewähren den Schnee-Ansammlungen einen vortrefflichen Schutz, und das kühle, gleichmäßige Klima trägt zu ihrer Erhaltung wesentlich bei. Natürlich sind nicht alle Punkte gleich begünstigt, und in dieser Beziehung steht die Crnagora abermals hinter der Brda zurück. Das 600 bis 1000 m hohe Plateau der ersteren trägt nur auf den bedeutenderen Erhebungen des Küstengebirges dauernden Schnee, wobei das kaum einen Büchsenschuß entfernte Meer und die rauhen Luftströmungen von wesentlichem Einfluß sind. In der Brda dagegen, deren Gipfel noch Anfang Juni mit einer weißen Hülle bedeckt sind, gehören umfangreiche Schneeflecken zu den gewöhnlichsten Erscheinungen des Hochsommers. Die meine Vorgänger, so fand auch ich im oberen Moracagebiet und bei der Durmitorbesteigung (in der zweiten Hälfte des August) dieselben zu Hunderten über die Abhänge zerstreut. Regnet es mehrere Monate lang, nicht wie in dem verhängnisvollen Sommer von 1879 und in den außerordentlich trockenen Sommern der letzten Jahre, so hält sich der Schnee vielfach bis zum Winter und von 1800 m Meereshöhe an verschwindet er in geeigneten Vertiefungen überhaupt nicht mehr.

Hiermit sind die Grundlagen zu einer reichlichen und gleichmäßigen Bewässerung geschaffen, die zumal in lange regenlosen Ländern, nicht bloß von den Wechselfällen des Klimas und der verschiedenen Durchlässigkeit des Untergrundes, sondern hauptsächlich von den Wäldern und der Schneedecke abhängt. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie sich die Leben spendenden Wasseradern und immerhin gut entwickelten Flußsysteme auf die Brda beschränken. Lim, Tara und Piva mit ihren weit verzweigten Quelladern und Quellbächen, die Moraca mit ihren Nebenflüssen Zeta, Cijevna, Mala, Rjeka und andern, sie finden im westlichen Landesteile nur an dem kurzen Lauf der wasserreichen Rjeka und der wegen der undurchlässigen Werfener Schichten oberirdisch abfließenden Crnmica ein annähernd würdiges Gegenstück. Dort sind die Wasserscheiden meist deutlich ausgesprochen, und die Javorje-Planina bezeichnet die Stelle, wo die Quellen der zum Schwarzen und Adriatischen Meere gehörigen Gewässer sich am nächsten kommen. Hier wieder fehlen sie wegen der Beschaffenheit des Kalkes gänzlich oder sind sehr verwischt, wie die merkwürdigen hydrographischen Verhältnisse des Nikšićko Polje darthun mögen. Am östlichen Ende desselben liegen zwei periodische Seen, der Krupac- und Slano-Jezero, die nur im Herbst und Frühling eine zusammenhängende Wasserfläche besitzen, sonst aber ein ungesundes Sumpfland bilden und einige fast stagnierende Wasseradern entsenden, die sich in einem Ponor (Schlund) oder zwischen ausgedehnten Geröllmassen verschwinden. Ein anderes Anhängsel des Nikšićer Feldes, das obere oder Gornje Polje, wird ebenfalls von einigen Wasserläufen durchzogen, die unvermittelt aus dem Kalkgrunde austreten und teilweise ebenfalls im Boden versickern. Endlich entsendet die Zupa einen Fluß, die Gračanica, und alle zusammen bilden die Quellarme der Zeta. Noch sieht man ihre Wellen lustig spielen, da verschwindet sie schon nach kurzem Laufe in einem gähnenden Spalte und kommt als wasserreicher Fluß erst jenseits der Planinica wieder zum Vorschein, während sie samt ihren Zuflüssen in der Ebene von Nikšić oberirdisch nur spärlich, unterirdisch aber jedenfalls um so mehr Wasser führt.

Von ausgearbeiteten Thälern kann man kaum reden. Denn die Wasserläufe des Ostens sind wilde Hochgebirgsflüsse, die sich schmale, aber um so tiefere Kañons von oft schauerlicher Großartigkeit ausgewählt haben und die durch ihre Erosionsarbeit das Plateau allein modulierten. Vom Bojnik, einem mit Dolinen besäeten, massigen Bergkolos mit starker Hinneigung zu plateauartiger Ausbildung, kann man dieses Tafelland sehr gut überblicken, in das Tušina, Bieča, Piva, Sušica, Komarnica, Bukovica u. a. senkrechte und so schmale Furchen eingeschnitten haben, daß sich die Leute hüben und drüben zur Not verständigen können, während nur wenige stundenlange Wege von einem Ufer zum andern führen. Allerdings sind außer Zeta und Morača die Flüsse nicht stark genug, um die hindernden Ketten überall zu durchbrechen, doch reicht die Geschwindigkeit und Stoßkraft ihres Wassers vollkommen hin, um den Erosionsschutt fortzuschaffen und im Verein mit den Atmosphärilien ausdrucksvolle Formen herauszuarbeiten. Das alte Montenegro dagegen bringt es kaum zu Thalbildungen. Die Oberfläche hüllt sich in ihr eigenes Trümmerwerk und stellt nur unbestimmte Gebilde dar, und das unterirdisch abrinnende Wasser verursacht höchstens thalähnliche Becken und Mulden, die da von Wichtigkeit werden, wo einstige Seeausfüllungen ein fruchtbares Erdreich zurückließen, oder wo sie groß genug sind, um einigen Ackerbau zu gestatten. Nikšić z. B. liegt inmitten eines solchen Einbruchskessels, der mit 48 qkm Fläche das umfangreichste Polje Montenegros darstellt.

Das Zeitalter macht von diesen Gesetzen allein eine Ausnahme, und daher war es vor dem letzten Kriege der eigentliche Lebensnerv des armen unfruchtbaren Ländchens. Nicht nur, daß es im Unterlauf bei Hochwasser einigermaßen schiffbar ist und dort den ausgedehnten, in seinen Größenverhältnissen jedoch sehr wechselnden Scutarisee mit der schiffbaren Bojana und der Adria in Verbindung steht: seine bis zu 8 km breite Sohle erlaubt eine ausgiebige Bebauung, und kommerziell sowohl wie militärisch ist es als kürzeste Durchgangslinie von Albanien nach der Herzegowina seit alters bekannt. Die verhältnismäßig tiefe Einsattelung, die von Podgorica durch die roh ausgearbeitete Thalanlage der Tugapässe nach Gacko führt, bildet zugleich eine orographische Scheide, und ihre Nebenthäler vermitteln noch am leichtesten den Zugang zu den schwer erreichbaren Plateaus des Innern. Allein gerade dadurch ist sie die verwundbarste Stelle des Fürstentums. Omer Pascha benutzte sie 1862 mit Erfolg als Operationsbasis, und wäre Artikel 6 des Vertrages von Scutari, der den Türken die Errichtung einer wohlbefestigten Heerstraße von Spuž nach Nikšić zugestand, wirklich ausgeführt worden, so war Montenegro in zwei Hälften geschnitten und auf den unfruchtbaren Westen angewiesen, mit andern Worten, in seiner Existenz aufs höchste bedroht. Im russisch-türkischen Kriege von 1877 bis 1878 war ein ähnlicher Feldzugsplan ausersehen. Suleiman Pascha sollte von Norden, Ali Said von Süden her einfallen, beide sollten sich bei Danilovgrad vereinigen und dann auf der alten Straße durch das Herz Montenegros nach Cetinje vordringen. Zwar gelang die Vereinigung nach 14tägigen blutigen Kämpfen, aber nicht mehr auf montenegrinischem Gebiet, und die türkischen Truppen hatten so schwere Verluste erlitten, daß sie von weiteren Unternehmungen abstehen mußten.

Doch kehren wir zum Ausgangspunkt unsrer Betrach-

Digitized by Google

tungen, Alt-Montenegro, zurück, und lassen wir uns von ihm auf die Karsterscheinungen leiten, mit denen gerade dieser Teil des Fürstentums vermöge seines geologischen Baues im engsten Zusammenhange steht.

Nicht bloß aus der chemischen Beschaffenheit der Lösungen und aus der Menge der Abfuhr läßt sich die rastlose Arbeit des Wassers erkennen. Ein viel beredteres Zeugnis seiner erfolgreichen Thätigkeit sind die Berüste, welche das Erdinnere erleidet und deren Nachwirkungen sich bis auf die Oberfläche erstrecken. Je leichter löslich ein Gestein ist, je geringeren Widerstand es also den zersetzenden Kräften entgegensetzt, um so schneller und großartiger wird es diese durchgreifenden Veränderungen zeigen. Kalk und Dolomit, Gips, Steinsalz und Anhydrit sind die charakteristischsten Vertreter dieser Gruppe. Sie bilden die eigentliche Heimat der Höhlen, Erdställe und der mit ihnen zusammenhängenden Oberflächenformen, die am typischsten im Karst vertreten sind.

Die Karstlandschaft zeichnet sich hauptsächlich dadurch aus, daß bei der erstaunlichen Porosität des Untergrundes statt normaler Thäler abgeschlossene, oberirdisch meist abflußlose Tröge, die sogenannten Polje, und zahllose Einsturztrichter, die Dolinen, herausgebildet werden. Weite Flächen sind von wüstem Blockwerk überstäet, das nach der Häufigkeit seines Auftretens und nach dem Grade seiner Auszackung in gering, mäßig, stark und sehr stark verkarstete Gruppen zerfällt und treffend mit einem im wildesten Sturm erstarrten Meere verglichen worden ist. Noch drastischer erklärt eine montenegrinische Sage dieses Chaos: Als der liebe Gott ausging, die Steine auf der Welt zu verteilen, riß der Sack und sein ganzer Inhalt ergoß sich über die Crnagora.

Die Sommerglut brennt das schwache Pflanzenkleid vollständig braun, und es macht einen unbeschreiblich traurigen Eindruck, wenn man Stunden, ja auf der Sinjavina-Planina tagelang durch solche Gegenden wandern muß, die des Baumwuchses fast vollständig entbehren, so gut wie kein lebendes Wasser besitzen und wo der nackte Kalkboden kaum durch einen dünnen, fahlgelben Grasteppich verdeckt wird. Nur wenn die Regengüsse besonders reichlich herniederrauschen, können sie das Grün bis in den Herbst erhalten; denn der Karst ist durchaus nicht regenlos, im Gegenteil, er gehört nach J. Hanns neuester Zusammenstellung zu den regenreichsten Zonen Europas mit 1500 bis 4000 mm jährlichen Niederschlägen. Aber diese sind sehr unregelmäßig verteilt, indem sie sich vornehmlich auf den Spätherbst und den Frühling beschränken, und das zerklüftete Gestein nimmt das Leben spendende Naß sofort in sich auf, so daß z. B. die Ebene von Cetinje, die nach einem heftigen Platzregen einem kleinen See gleicht, einige Stunden später schon wieder vollkommen trocken ist. Trotzdem wäre es falsch, sich den Karst als eine tote Steinwüste vorzustellen, denn erst durch die sinnlose Wirtschaft des Menschen ist er vielfach zu einer solchen geworden. Ich war erstaunt, in den trostlosen Einöden des Ostrog- und Prekornicagebietes einen wahren Urwald anzutreffen, und noch heute tragen Durmitor, Bosnik, Pusti-Visoc und andre Gipfel prächtige Bestände an Laub- und Nadelholz. Nachdem jedoch die slawischen Hirten und die türkische Mißwirtschaft gründlich unter ihnen aufgeräumt hatten, konnten Bora und Regengüsse den fruchtbaren Humus ungehindert fortführen, und so kommt es, daß die größere Hälfte Montenegros zu den trostlosesten Teilen des europäischen Karstes gehört.

Tiche und v. Mojsisovics, die bekanntesten Vegner in der Karstfrage, stimmen wenigstens darin überein, daß der Karstprocess wegen seiner abweichenden Thalbildung nur eine besondere Erosionsform sei. Während jedoch letzterer im gebirgsbildenden Schub, in der oberirdisch einsetzenden Polje [1]) den Anfang und das Wesentliche der Verkarstung sieht, indem die beginnende Thalbildung durch die Faltung gestört oder aufgehoben ward, teilt Tiche diesen Erscheinungen eine viel geringere Rolle zu. Ihm ist das primum agens die subterrane Erosion. Ein genügend wasserreicher Fluß überwindet nach seiner Theorie der Querthäler die Faltung leichter als diese ihn; wurde im daher der Weg verbaut, so war weniger die Gebirgsbildung als seine Wasseravmut daran schuld. Nun konnten zwei Möglichkeiten Platz greifen. Entweder gaben die Flüsse ihr Wasser an unterirdische Abzugskanäle ab, wie einige tief eingerissene Trockenthäler — en Suzica, Pirnido — in der Umgebung des Durmitor beweisen. Oder der Abfluß wurde durch Einschwemmungen und Verstopfungen gehemmt und zu einem See aufgestaut, der sich nach Beseitigung der Hinternisse schließlich wieder im Erdinnern verlor. Hieraus erklärt es sich, daß viele Kesselthäler, so das Nikšić- und Grahovo Polje, Süßwasserablagerungen besitzen, die in andern gänzlich fehlen.

Die Dolinen oder Thälchen sind wegen ihrer Form, ihrer ungemeinen Häufigkeit und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung die bezeichnendsten Oberflächenerscheinungen des Karstes. An ihrem Grunde sammelt sich eine vortreffliche eisenschüssige Erde, die Terra Rossa, welche die verschiedensten Kulturen gestattet. Und zieht man die peinliche Bewirtschaftung jedes verfügbaren Fleckchens, sowie die sich ihr entgegensetzenden Schwierigkeiten in Betracht, so gehört Montenegro, so sonderbar dies klingt, zu den bestbebauten Ländern Europas.

Die Einsturztrichter treten als reine Oberflächengebilde regellos auf. Eine Anzahl jedoch läßt eine reihenförmige Anordnung erkennen, indem sie an Verwerfungen oder Spaltensysteme gebunden sind, oder, wie die in der wasserreichen Rieka endende Dolinenreihe Cetinje-Rieka und die einst das Zeta-Thal zusammensetzenden Becken darthun, die Richtung verborgener Flußläufe andeuten. Werden die trennenden Querwände abgetragen, so gehen die Dolinenserien in ein zusammenhängendes Dolinenthal über, das sich seiner Entstehung und seiner Oberfläche nach also wesentlich von einem Erosionsthal unterscheidet. Das Zeta-Thal, die Tuga-Pässe und die größeren Kesselthäler entstanden auf diese Weise.

Die Dolinen bezeichnen ferner Verbindungswege der Erdoberfläche mit dem Erdinnern und stehen im engsten Zusammenhang mit den für den Karst ebenso charakteristischen Höhlen, indem eine mit der Zeit immer dünner werdende Decke beide voneinander trennt. Diese bricht schließlich ein, und so vereinigt das Zusammenwirken der Erosion mit der mechanischen, abreitenden Thätigkeit des Wassers die bisher geschiedenen Gebilde zu einem Ganzen. Nur wenn durch das nachstürzende Blockwerk oder durch den am Grunde sich ansäßenden Schuttkegel der in der Tiefe führende Kanal verstopft wird, kommt die weitere Ausbildung zum Stillstand.

Die nächste und zugleich am wenigsten willkommene Folge ist ein auffallender Mangel an Quellen, die daher ein viel umstrittenes Besitztum waren und vom Schimmer der Sage verherrlicht sind. Wie unweirdar wären viele Striche, wenn nicht ein gütiges Naturgeschick in tiefen Dolinen den Schnee bewahrte. Denn als Heinrich Barth zu dürrer Sommerszeit die Morača bereiste, war sogar dieser Fluß ausgetrocknet, Kaulbars war 12 Tage lang auf

[1]) Die Kesselthäler von Nikšić, Grahovo, Cetinje, Brekna, Korro, Lukovo, Njegus, Petinje, Beoče, die Cermnica-Ebene, das Gornje Polje, die einst zusammenhängenden Becken des Zeta Thales und wohl auch die weite Niederung von Podgorica und um den Scutari-See sind die wichtigsten und größten Polje Montenegros.

Digitized by Google

Schnee angewiesen und wir mußten uns ebenfalls oft genug mit ihm oder schlechtem Regenwasser behelfen. Nur wo eine undurchlässige Schicht das Wasser in andere Bahnen lenkt und an weiterem Vordringen in der Tiefe hindert, tritt es oberirdisch aus. Sehr deutlich zeigen dies die Thäler der Zeta und Trebinjcica, an deren Hängen zahlreiche Quellen hervorsprudeln, während die Hochebenen vollkommen wasserlos sind. Dieselben Verhältnisse wiederholen sich da, wo die Sandsteine und Mergelschichten der Bjela und die Kreideschiefer der Duga-Pässe unter den Kalken hervortreten; gerade durch diese Begünstigung sind die letzteren ein so wichtiger Teil der früher erwähnten Verkehrsstraße.

Sehr häufig sind die Karstflüsse intermittierend, d. h. sie fließen wie Zeta und Rjeka teils oder, teils unterirdisch, indem die einzelnen Dolinen und Höhlen sich allmählich zu Dolinen- und Höhlensystemen umgestalten, bis der Fluß nach Beseitigung der Decke seine Thätigkeit in eine oberirdische verwandelt. Die Zeta trägt nur da noch den Karstlypus, wo sie unter dem Planinearücken einen verborgenen Weg einschlägt, und die Rjeka hat da, wo sie aus einer gewaltigen Höhle austritt und in breitem Bett dem Scutari-See zuströmt, ebenfalls ihre Entwickelungsphasen beendet.

Wir sind am Ende unserer Betrachtungen angelangt, und es sei uns noch gestattet, einige sich unwillkürlich aufdrängende anthropogeographische Fragen anzuschließen.

Das alte Montenegro konnte seinen lebensfähigen Staat bilden, da ihm die notwendigsten Erhaltungsmittel, Ackerland und Wasser, fehlten. Selbst heute, wo, dank den neuen Erwerbungen, die Zustände sich wesentlich gebessert haben, müssen alljährlich mehrere Hunderte auswandern, um dem Mangel zu entgehen, und erst vor einigen Jahren wieder folgte einem regenlosen Sommer eine drückende Hungersnot. Wie traurig mußte aber die Lage der Crnogorzen vor dem Berliner Vertrage sein? Konnte man es ihnen verdenken, wenn der Trieb der Selbsterhaltung sie zu Raubzügen, den sogenannten Cetas, auf das angrenzende Gebiet zwang? Allerdings nahmen diese mit der Zeit einen rohen, grausamen Charakter an, weil die Türken Gleiches mit Gleichem vergalten und weil der religiöse Haß hinzukam. Erst Danilo II. gelang es, diesen barbarischen Brauch zu unterdrücken, der die Montenegriner in den Augen Europas zu Hammeldieben, Räubern und Kopfabschneidern stempelte.

Aber sie konnten nicht eher rasten, als bis sie das kampf- und sagenumwobene Ziel ihrer Sehnsucht, die fruchtbaren Ebenen um den Scutari-See wenigstens teilweise in ihrem Besitz sahen, zumal eine Reihe natürlicher Bedingungen den Schwerpunkt ihrer Interessen von jeher nach Süden drängte. Dieser ist der klimatisch begünstigste Teil des Fürstentums, und eine üppige, südliche Vegetation ist ein natürliches Ergebnis dieser Bevorzugung. Die Ablagerungen in den breiten und von den Wasserdämpfen stets feucht erhaltenen Flußniederungen gewährleisten einen wirklich lohnenden Ackerbau, während die Dolinen trotz fleißiger Bearbeitung nur einen kärglichen Ertrag liefern. Der montenegrinische Karst ist arm an Wasser, also auch arm an Fischen; die Flüsse des Ostens und der Scutari-See haben Überfluß daran. Einer besonders, die Scoranze oder Ultiwa spielt im Haushalt und Handel der Eingeborenen eine segensreiche Rolle, wie die Zubereitung der Kastradina, getrockneten und eingesalzenen Hammel- und Ziegenfleisches, einen zweiten wesentlichen Industriezweig ausmacht. Ferner weisen die Wasserläufe mit Ausnahme der Drina-Zuflüsse nach Süden; sie sind — und das gilt besonders von der sogar für kleine Dampfer fahrbaren Rjeka — einigermaßen zur Schiffahrt geeignet und haben einen bequemen Zugang zum Meere.

In diesen Ebenen und an der Küste drängt sich daher das wirtschaftliche Leben zusammen. Hier liegen die Häfen Antivari und Dulcigno, die wegen ihres leicht erreichbaren Hinterlandes für Montenegro viel wichtiger sind, als das einer steilen Gebirgsmauer angelehnte und noch dazu in fremder Hand befindliche Cattaro. Zu ihnen gesellen sich die bekannten Handelsplätze Scutari auf der türkischen und Podgorica auf der montenegrinischen Seite, denen sich die immer mehr aufblühenden Städte Rjsic, Danilovgrad, Rjeka und Virbazar anschließen. Dagegen bieten die schmalen, schluchtenartigen Thäler der Brda nur für wenig größere Orte, wie Kolasin und Andrijevica, Raum, und die Crnagora endlich entbehrt, mit Ausnahme der kleinen, höchstens 1000 Einwohner zählenden Landeshauptstadt Cetinje, der geschlossenen Siedelungen ganz.

Über ein angebliches Mittel gegen Schlangengift aus Surinam.

Von Prof. Dr. Wilhelm Joest.

Unter obigem Titel veröffentlichte ich im „Globus“ (Bd. LIX, Nr. 23) einen Aufsatz, der inzwischen im „Reichsanzeiger“ von Surinam, dem „Gouvernements-Advertentie-Blad“ vom 24. und 26. September 1891 in Übersetzung erschienen ist und dort, wie ich nicht anders erwartete, lebhaften Widerspruch hervorgerufen hat.

Die Redaktion des „G. A. Blad“ fügte meiner Abhandlung am Schluß bei: „Wir bedauern, daß das Ergebnis dieser wissenschaftlichen Untersuchung so ungünstig ausgefallen ist. Wo es nun bayerl, wird vielleicht Herr van Thol wissen, über dessen Ehrlichkeit bei uns und gewiß bei Allen, die ihn kennen, keinerlei Zweifel besteht. Irrt er sich, nun gut, irren ist glücklicherweise menschlich; daß er absichtlich andre Leute täuscht, wissend, daß sein Mittel nicht hilft, das glaubt hier niemand.“ Auch ich hatte bemerkt, daß v. Thol mir den Eindruck machte, als glaube er selbst an die Wirksamkeit seines Mittels; an van Thol aber glauben Tausende. Das Blatt führt dann fort: „Nach unserer bescheidenen Meinung ist der Versuch nicht genügend durchgeführt worden. Allein bewiesen ist, daß das Mittel v. Thols kein Präservativ gegen Schlangenbiß ist und keine Rückwirkung auf das beißende Tier auszuüben scheint; wenigstens wird uns hierüber nichts mitgeteilt. Es wird ja auf das Bestimmteste behauptet, daß es hier Impfmittel giebt, die zwar nicht einen Biß verhindern, aber doch unfehlbar den Tod des beißenden Tieres zur Folge haben.“

Zur Beruhigung des Surinamer Redakteurs sandte ich demselben ein an mich von Dr. Hermes, dem Direktor des hiesigen Aquariums, gerichtetes Schreiben ein, in welchem derselbe mir unter anderm mitteilt: „Die Giftschlangen, welche damals zu diesen Experimenten benutzt worden sind, haben keinerlei Schaden davongetragen. Sie erfreuen sich noch heute des besten Wohlseins.“

Auf die weiteren Bemerkungen der erwähnten Zeitung brauche ich nicht einzugehen, weil in der Nummer vom 13. Oktober v. Thol das Wort selbst ergreift. Ich darf vielleicht annehmen, daß seine Mitteilungen die Leser des „Globus“, die sich dann, nachdem auch die altera pars gehört worden, nach Belieben ihr Urteil bilden können, interessieren wird.

Die Redaktion des „G. A. Blad“ schickt voraus: „Herr Jakob van Thol ersucht uns, folgendes anzunehmen.

Digitized by Google

Gerne erfüllen wir diesen Wunsch in der Hoffnung, dadurch der wichtigen Angelegenheit einen Dienst zu erweisen. Ein sicher wirkendes Mittel gegen Schlangenbiß bedeutet immerhin die Rettung vor sicherem Tode. Möge es gelingen, durch erneute Versuche solch ein unschätzbares Mittel zu finden."

v. Thol schreibt[1]: „Herr Professor Joest scheint die Art und Weise der Versuchsvornahme an kleinen Tieren nicht gut verstanden zu haben. Ich will darum hier das wiederholen, was z. B. bei der Impfung solch „kleiner, magerer" Hunde geschehen muß, wie deren Herr Joest bei mir gesehen hat."

Art und Weise der Impfung.

„Man macht drei Einschnitte dicht bei dem einen Schulterblatt (Brustseite), und zwei bei dem andern (ebenfalls an der Seite der Brust).

„Es ist gleichgültig, ob auf die Stelle rechts zwei und links drei kommen, oder umgekehrt; gewöhnlich beginnt man mit drei Schnitten. In jedem Fall muß die Zahl unpaar sein. Die Schnitte brauchen nur so tief zu sein, daß sie ein wenig zu bluten beginnen. Die Einschnitte werden dann so lange mit dem schwarzen Pulver eingerieben, bis das Bluten aufhört. Nach dem Einreiben giebt man $^1/_4$ Eßlöffel Pulver auf ein $^1/_2$ Eßlöffel Branntwein oder Arrak, Genever, Rum, Kognak, aber kein Likör) ein, nötigenfalls indem man diese Menge hinten in das aufgesperrte Maul des Hundes gießt. Dann läßt man das Tier laufen. Nach Verlauf von ein paar Stunden kann, wenn nötig, ein Versuch über die Wirkung der Impfung angestellt werden.

„Es wird nicht behauptet, daß eine Schlange, die getreten oder auf die eine oder andre Art gereizt wird, eine geimpfte Person oder ein Tier nicht zu beißen wagt; man kann manchmal das Beißen nicht verhindern. Aber wohl," daß das Mittel, richtig angewandt, auf die weiter unten erklärte Weise den Gebissenen rettet. Darum darf man, nachdem ein Mensch oder Tier gebissen ist, keinen Augenblick versäumen, das Mittel anzuwenden. Unmittelbar und unverweilt, nicht erst eine Stunde später, je rascher je besser, muß das Mittel gebraucht werden."

Ich möchte hier einfügen, daß Professor Fritsch und ich bei der Impfung unsrer Kaninchen und Meerschweinchen genau der obigen Vorschrift von Thols gemäß verfahren sind; aber sämtliche Versuchstiere waren schon innerhalb einer Minute nach dem Biß gelähmt, nach fünf Minuten tot. Ich weiß daher nicht, wie v. Thol sich die sofortige Anwendung, etwa wenn ein Hund auf der Jagd gebissen wird, vorstellt. Der Hund wird sich nicht selbst melden, nicht heulen, denn er fühlt den blitzschnellen Biß der Schlange gar nicht. Es könnte also nur der Ausnahmefall gedacht werden, daß ein Mensch Augenzeuge des Bisses selbst wäre; wenn sich die Folgen desselben bei dem Tiere bemerkbar machen, ist es schon, wie Herr v. Thol deutlich genug betont, zu spät.

Sehr wichtig ist, daß v. Thol selbst seinem Mittel keine „vorbehütende" Kraft zuspricht. Er hält, wie aus seinen nachstehenden Ausführungen hervorgeht, eine prophylaktische Impfung überhaupt nicht für nötig. Da scheint doch die Frage berechtigt: Warum impft denn Herr v. Thol jährlich Hunderte von Farbigen und Weißen für Gulden 1,32? Warum muß diese prophylaktische Impfung — wie er mir selbst sagte — Jahr für Jahr wiederholt werden?

Lassen wir indes v. Thol wieder das Wort:

Art der Heilung.

a) Für ein Tier.

Ist nun z. B. ein Hund gebissen, so ist zu seiner Genesung nichts andres nötig als ihm das Pulver, so wie oben bei der Impfung beschrieben, einzugeben.

[1]) Ich übersetze so wörtlich wie möglich.

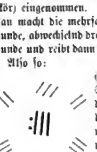
Noch muß folgendes bemerkt werden: Das geimpfte Versuchstier — nehmen wir an, ein Hund — kann zu der oben bestimmten Zeit[1]) in den Käfig der Schlange gelassen werden. Selbstverständlich darf man dann die Schlange nicht absichtlich reizen. Vielleicht legt sich der Hund bin, man lasse ihn liegen und beobachte, was die Schlange thut. Wünscht der Hund Futter, so gebe man es ihm wie gewöhnlich[2]).

b) Für einen Menschen.

Ein von einer Schlange[3]) gebissener Mensch wird wie folgt behandelt.

Er wird sofort zuerst an der oberen Seite des Pulses dicht beim Handgelenk eingeimpft, indem man wiederum an der einen Stelle drei, an der anderen zwei Einschnitte macht. Also immer unpaar. Die Wunde wird nicht zuerst behandelt, und zwar darum, weil, wie die Erfahrung zu lehren scheint, das Mittel rascher auf das Gehirn wirkt wie das Gift. Die Einschnitte müssen stink mit dem Pulver eingerieben werden. Zweitens wird 1 g auf $^1/_2$ Eßlöffel Branntwein (oder Rum, Genever, Kognak, Arrak, aber kein Likör) eingenommen. Dann erst wird die Wunde behandelt. Man macht die mehrfach erwähnten Einschnitte rund um die Wunde, abwechselnd drei und zwei, darauf drei tüchtige durch die Wunde und reibt dann das Pulver ein, bis das Bluten aufhört.

Also so:



(die durch die zwei Giftzähne der Schlangen verursachte Wunde wird in dieser Skizze durch zwei Punkte angedeutet). Stellen sich später möglicherweise ungünstige Erscheinungen ein, so wird wieder eingenommen, aber jetzt nicht mehr in Branntwein, sondern in Bier.

Zu weiterer Auskunft bin ich gern bereit.

Jakob van Thol.

Ebenso wenig wie aus meinem ersten Aufsatz irgend welche Voreingenommenheit gegen die Persönlichkeit des Herrn v. Thol sprach, ebenso sachlich ist die Erwiderung des Letzteren gehalten. Darum hielt ich es für meine Pflicht, dieselbe an dieser Stelle wortgetreu wiederzugeben und mich aller weiteren Bemerkungen zu derselben zu enthalten.

Ich beabsichtige in den nächsten Tagen Europa wiederum auf längere Zeit zu verlassen. Sollte nun aus dem Leserkreise des „Globus" irgend ein Fachgelehrter den Wunsch hegen, weitere Versuche mit dem v. Tholschen Mittel anzustellen, so erlaube ich mir denselben an Herrn Dr. R. Andree zu verweisen, dem ich den allerdings nicht großen, für mehrere Versuche aber genügenden Rest meines Pulvers zur Verfügung gestellt habe.

Vielleicht wird sich das v. Tholsche Mittel unwirksam erweisen, vielleicht auch nicht — immerhin eine interessante und lohnende Aufgabe für den Physiologen.

Mir sind inzwischen wieder mehrere Mitteilungen über „unfehlbare" Mittel gegen Schlangenbiß zugegangen, so von einem Professor Kaufmann an der Tierarzneischule von

[1]) Einige Stunden nach der Impfung.

[2]) Ich bringe diese Zeilen nur der Vollständigkeit halber. Auch ich bin überzeugt, daß man einen geimpften oder ungeimpften Hund ruhig acht Tage mit einer giftigen Schlange einsperren kann, ohne daß es derselben jemals einfallen wird, den Hund, wenn er sie in Ruhe läßt, zu beißen. Auch bei unserem Versuch im Aquarium regte sich die Schlange erst, nachdem die Meerschweinchen auf ihr herumzuhüpfen begannen; dann biß das Reptil uns zwar zuerst das geimpfte, und nachher das nicht geimpfte Tier. Auch den Menschen beißt eine Schlange, wie ich in meinem Aufsatz anführte, nur, wenn sie durch denselben absichtlich oder unabsichtlich gereizt ist.

[3]) Eine vorherige Impfung ist also nicht nötig.

Digitized by Google

Maisons-Alfort bei Paris, dem von der französischen Akademie der Medizin der Orfila-Preis für seine Abhandlung über das Schlangengift zuerkannt worden ist. Sein Mittel besteht aus Chromsäure. Dann behauptet ein Dr. Erich Henzel in „Südafrika“, aus dem Saft der sogenannten schwarzen Ebeltanne ein weiteres unfehlbares Mittel hergestellt zu haben, durch welches bis jetzt von genau 500 von giftigen Schlangen gebissenen Negern deren ganze 487 vor dem sicheren Tode gerettet worden seien.

Gelänge es wirklich, ein Mittel gegen Schlangengift zu entdecken, so würde damit der leidenden Menschheit ein außerordentlicher Dienst erwiesen, sterben doch jährlich tausend und aber tausendmal mehr Menschen an den Folgen von Schlangenbissen, wie z. B. an Tollwut.

Die Bevölkerung der Fidschi-Inseln.

Die alte Thatsache, daß bei der Mischung einheimischer Bevölkerung mit fremden Elementen die erstere rasch dahinschwindet, scheint sich auch auf den Fidschi-Inseln zu bewahrheiten; wenigstens zeigte der letzte Zensus vom 5. April 1891 eine bedeutende Abnahme des einheimischen Elementes im Vergleiche zu dem vor 10 Jahren 1881 vorgenommenen. Allerdings gesteht das Provinzial-Departement selbst, daß die früheren Zensusaufnahmen nicht ganz sichere Resultate ergaben. Damals war es der Wunsch der verschiedenen Bezirke der einheimischen Bevölkerung, so zahlreich und wichtig wie möglich zu erscheinen, aber mit der Zeit leuchtete es auch ihrem Geiste ein, daß die Festsetzung der Steuern der verschiedenen Provinzen sich nach der sicheren Zahl der Bevölkerung richte, und so versiel sie in den andern Gegensatz, ihre Zahl so niedrig als möglich erscheinen zu lassen; daher entstand der bedeutende Unterschied zwischen der staatlichen und der Missionsstatistik, auf die weiter unten noch zurückzukommen ist.

Der staatliche Zensus für die beiden Jahre 1881 und 1891 ergab nebenstehendes Resultat.

Eine Abnahme stellte sich in dem Jahrzehnt demnach heraus bei Europäern (635), Polynesiern (3833), Fidschi-Eingebornen (8948), Rotumanen (233) von insgesamt 13649, eine Zunahme bei half-castes (305), Indern (6880), andern (158), zusammen 7343, was eine Nettoabnahme von 6306 Seelen ergiebt.

Dieser aus den Berichten des Acting Registrar-tieneral, des Assistant Native Commissioner und des Acting Resident Commissioner of Rotumah zusammengestellten Bevölkerungsaufnahme stehen jedoch die Berichte der in der Gruppe beschäftigten Missionare, die Beachtung verdienen, mit etwas günstigeren Zahlen gegenüber.

	1891			1881		
	Männer	Frauen	Zusammen	Männer	Frauen	Zusammen
Europäer . .	1273	763	2036	1879	792	2671
Half-castes .	529	547	1076	387	384	771
Inder . . .	4998	2470	7468	388	200	588
Polynesier .	1923	344	2267	5629	471	6100
Fidschi-Eingeborne . .	56445	49355	105800	60899	53849	114748
Rotumanen .	1056	1163	2219	1126	1326	2452
Andere . . .	143	171	314	93	63	156
	66367	54813	121180	70401	57085	127486

Danach gaben die kirchlichen Berichte folgende Zahlen der resp. Kirchenangehörigen:

	1881	1891
Wesleyanische Mission	102736	103829
Römisch-Katholische	9000	10402
	111736	114231

Sie umfassen auch einen Teil der nicht einheimischen Bevölkerung, nämlich zirka 1000 Europäer, zirka 1076 half-castes, zirka 100 Inder, zirka 600 Polynesier, zirka 2219 Rotumanen, 314 andre, zusammen 5309, die abgezogen von der Gesamtsumme 114231 (1891) die Zahl der Kirchenmitglieder der einheimischen Fidschi-Insulaner auf 108922 ergeben würde, also 3122 Seelen mehr als der oben angeführte staatliche Zensus des Jahres 1891: 105800 Fidschi-Insulaner. Einerlei, ob hier auf staatlicher oder kirchlicher Seite ein Irrtum obwaltet, oder ob, was wohl das Sicherste ist, die Missionare auf einen größeren Anhang rechnen können unter der nichteinheimischen Bevölkerung als die Fiji-Times annimmt, also auf mehr als 5309 — das stellte sich auf jeden Fall heraus, daß die wirklich einheimische Bevölkerung jener größten Südseekolonie, deren Handel von Jahr zu Jahr steigt, im Jahre 1890: 571290 Pfd. Sterl. (Einfuhr 206757 Pfd. Sterl., Ausfuhr 364533 Pfd. Sterl.) betrug, immer mehr dahinschwindet, die als Kulis auf den zirka 12 großen Zuckerplantagen arbeitende indische Bevölkerung dagegen stark zunimmt. Dr. B.

Bücherschau.

Ernst Haeckel, Anthropogenie oder Entwickelungsgeschichte des Menschen. Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1891.

Nach längerer Zeit (14 Jahren) erscheint Ernst Haeckels Anthropogenie in neuer, vierter Auflage. Das Werk ist äußerlich erheblich umgearbeitet und erweitert, neuere entwickelungsgeschichtliche und morphologische Forschungen haben in großer Ausdehnung Aufnahme gefunden, einzelne Irrtümer im Text und Abbildungen sind gebessert, aber der Kern des Buches ist derselbe geblieben. Es kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, auf Einzelheiten näher einzugehen, es kann sich hier nur darum handeln, den prinzipiellen Standpunkt Haeckels, wie er in dieser neuen Auflage der Anthropogenie niedergelegt ist, zu besprechen.

Haeckels leitende Gedanken sind kurz folgende:

Das ganze Tierreich hängt blutsverwandtschaftlich zusammen. Die verschiedene Entwickelung zoologischer Gestalten ist durch unendlich zahlreiche Vererbungen und Anpassungen bedingt. Was die Vorfahren im Laufe der Zeiten an Entwickelung durchgemacht haben, das wird im Ausjuge in abgekürzter, unvollständiger (oft gefälschter) Weise in der Entwickelung jedes einzelnen Individuums rekapituliert (biogenetisches Grundgesetz). Dadurch wird es möglich, aus der Entwickelung des einzelnen menschlichen Individuums (der Ontogenie) die Ahnenreihe desselben (seine Phylogenie) zu erkennen, ja (mit Hilfe der vergleichenden Anatomie und Paläontologie) die verwandtschaftlichen Beziehungen des ganzen Tierreiches, also auch die Stellung des Menschen in denselben festzustellen. „Der Mensch ist nach seiner ganzen Organisation und nach seinem Ursprung ein echter Catarhinen-Affe, und ist ist innerhalb der Alten Welt aus einer unbekannten, ausgestorbenen Catarhinenform entstanden.“ Zwischen den Anthropoiden, aus welchen der Mensch „zweifellos“ direkt seinen Ursprung genommen hat, und dem Menschen steht noch eine Zwischenform, der Affenmensch (Pithekanthropos), der sprachlose Urmensch. Der aus dem Tiere hervorgegangene Mensch kann auch geistig nicht qualitativ, sondern nur quantitativ vom Tiere verschieden sein: bei beiden verhalten sich Geist und Körper nur wie Funktion und Organ.

Niemand, der unbefangen den verschiedenen Forschungsrichtungen gegenüberbesteht, wird die hohe Bedeutung der Morphologie für unsre Anschauungen vom Zusammenhange der organischen Natur in Abrede stellen. Aber bei aller Hochachtung vor der Morphologie müssen wir uns doch vor dem Glauben hüten, als ob sie uns die volle Erkenntnis der Organisationsvorgänge geben könne; sie zeigt uns nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, wie die organische Welt zusammenhängt, die tieferen Gründe, warum sie so zusammenhängt,

Digitized by Google

kann uns nur die Physiologie lehren. Leider steht letztere, die sich bisher in erster Linie nur in den Dienst der praktischen Medizin gestellt hat, ihrer Schwesterdisziplin kühl, abweisend gegenüber, aber eine spätere Physiologie wird sich größere Aufgaben stellen, sie wird an die Rätsel der Vererbung, der Anpassung näher herantreten, und erst wenn man hierüber Licht erhalten, werden wir ein tieferes Verständnis des Zusammenhanges der organischen Welt gewinnen. Einstweilen haben wir für die wichtigsten Vorgänge nur die bequemen, aber sehr wenig erklärenden Worte: Vererbung und Anpassung.

Soll die Morphologie uns nicht irre leiten, so muß sie streng auf dem Boden exakter Thatsachen stehen, sie muß aus diesen unbefangen, unparteiisch ihre Schlüsse ziehen, sie muß sich der Grenzen ihres Könnens bewußt bleiben. In allen diesen Punkten ist dem Verfasser der Anthropogenie, seitens der so heftig von ihm angegriffenen „exakten Schule“ ernster Tadel nicht erspart geblieben: man hat ihm vorgeworfen, daß er die Thatsachen nicht mit genügender Genauigkeit und Kritik ausgenommen habe, daß er nicht auf streng induktivem Wege, sondern phantasievoll spekulierend vorgegangen sei, daß er auf morphologischem Wege ein volles Verständnis der Entwickelung der organischen Welt gefunden zu haben glaube, und über die eigentlichen Schwierigkeiten mit vagen Worten Vererbung, Anpassung ꝛc.) hinweggegangen sei. So sei die Anthropogenie kein wissenschaftliches Werk, weder in ihrem Ausgangspunkt, noch in ihrem Wege, noch in ihren Zielen: sie sei ein Phantasiegebilde, das nicht auf festem Boden stehe. Um so bedauernswerter sei es, daß ein so hochverdienter Forscher auf zoologischem Gebiet ein so wenig wissenschaftliches Werk als ernste Wissenschaft einem großen Publikum darbiete, das nicht in der Lage sei, die Irrtümer und Schwächen des Werkes zu erkennen.

Dieser Tadel behält auch für die neue Auflage der Anthropogenie sein Recht. Manches ist in Text und Illustrationen gebessert, der Vorwurf der Ungenauigkeit der Thatsachen bleibt doch im wesentlichen bestehen. Es sind nicht Nebendinge (wie Haeckel in seinen Entgegnungen auf die Kritik darzustellen versucht), sondern wichtige Punkte, denn gerade aus dem, was ungenau ist, werden die weitgehendsten Folgerungen abgeleitet. Vergl. die angebliche Gleichheit der Embryonen auf früher Entwickelungsstufe, oder: „Die Affen können ebenso gut mit den Hinterfüßen, wie mit den Vorderfüßen ihre Greifbewegungen ausführen, allein auch viele unter den niederen Menschenrassen, besonders viele Negerstämme benutzen ihren Fuß in derselben Weise als Hand. Infolge frühzeitiger Angewöhnung und fortgesetzter Übung können sie mit dem Fuße ebenso gut greifen wie mit der Hand“. S. 601. Auch in allen andern Punkten bleibt der Tadel bestehen.

Haeckel hat sich in der Vorrede der neuen Auflage und in einem apologetischen Schlußwort in schaf angreifender Weise über seine Kritiker geäußert. Wie die homerischen Helden vor verkommenem Volk ihre Gegner mit heftigen Schimpfworten traktierten, so überschüttet auch der Verfasser der Anthropogenie seine Kritiker mit schweren persönlichen Angriffen. Wir haben es hier wohl auch mit einer palingenetischen Erscheinung zu thun; leider hat die Anpassung an die neue Zeit noch keine xenogenetische Kampfesweise hervorgebracht. Haeckel ist von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß er in wissenschaftlich-sachliche Erörterungen eine sehr bedauerliche persönliche Kampfesweise und einen, dem Gebildeten wenig anstehenden Ton eingeführt hat. Und hier bringt er solche persönliche Angriffe vor das Forum der großen Menge der Laien. Haeckels Verteidigung ist keine Zierde der vierten Auflage der Anthropogenie.

Emil Schmidt.

Aus allen Erdteilen.

— Die Zeichnungen eines Atlas von Pfalz-Zweibrücken von 1563, von dem deutschen Geographen Tilemann Stella herrührend und auf Befehl des Pfalzgrafen hergestellt, sind von Dahlgren auf der königlichen Bibliothek in Stockholm entdeckt worden. Die Karten, 17 an der Zahl, sind bewundernswert genau gezeichnet und gehören zu den frühesten, welche nach topographischen Aufnahmen hergestellt wurden.

— Missionaries in China ist der Titel eines soeben bei Stanford in London erschienenen Werkes von Alexander Michie, der schon vor 30 Jahren durch seine Überlandreise durch die Mongolei und Sibirien bekannt wurde und gegenwärtig in Tientsin lebt. Michie ist ein sehr genauer Kenner Chinas und seiner Sprachen und darf wohl gehört werden, wenn er in einer Frage das Wort ergreift, welche gegenwärtig von ebenso großem Belang für China wie Europa ist. Michie ist voll des Lobes für die hingebungsvolle Arbeit der Missionare in China, aber als genauer Kenner des Landes versucht er sich auf den chinesischen Standpunkt zu stellen, sucht er, etwa im Sinne eines höheren, gebildeten chinesischen Beamten, die Fragen zu beantworten. Und dieses ist auch ein Standpunkt, der Beachtung verdient. Ob wir uns nun auf diese Seite stellen oder nicht, so müssen wir doch in Erwägung ziehen, wenn Michie nicht zaudert zu bekennen, daß die große Unfähigkeit der meisten Missionare das Volk, welches sie bekehren sollen, richtig zu verstehen, sehr oft die unmittelbare Ursache zu dem Hasse ist, der in den neuesten Vorfällen zu so traurigen Ereignissen führte.

v. F.

— Ergebnisse der nordamerikanischen Walfischerei 1889. Dieselben zeigen nach einem amtlichen Berichte aus Washington gegen früher eine Verminderung, denn die Wale sind scheuer und seltener geworden und die Einführung der Dampfer in die Walfängerei hat zur Verminderung der Tiere beigetragen. Der Bericht umfaßt auch den Robbenschlag und die Seeotterschlägerei. Beschäftigt waren im genannten Jahre in dieser Fischerei 101 Fahrzeuge (darunter 11 Dampfer) von 22600 Tonnen (gegenüber 1880 ein Rückgang von 41 Proz.). Der Gesamtertrag betrug 1834551 Dollars, wovon auf Scootern und Pelzrobben 124983 Dollars entfielen (gegenüber 1880 ein Rückgang von 36,5 Proz.). Beschäftigt waren in diesem Gewerbe 3513 Personen, von denen 60 Proz. den Vereinigten Staaten angehörten, aber 23 Proz. Portugiesen waren. Die Beringsee und arktischen Gewässer besuchen 42 Fahrzeuge, den Atlantischen Ocean 36, das ochotskische und japanische Meer 9, die Südsee 8, den Indischen Ocean 6. Erbeutet wurden 780 Wale, von denen 527 Potfische und nur 109 echte Wale waren, 121 sogenannte Bowheads, 23 gehörten andern Arten an.

— Die Chinesen in Siam. Das bereits mehrfach im „Globus“ erwähnte Überhandnehmen der Chinesen auf den Philippinen und in Tongking macht sich jetzt ebenso auffällig und besorgniserregend im Königreich Siam bemerkbar. Man rechnet dort jährlich an 20000 chinesische Einwanderer, von denen nur wenige in ihr Vaterland zurückkehren. Alle kommen allein, ohne Frauen und Kinder, welche daheim bleiben müssen, wenn der Mann in die Ferne zieht. In welchen entsetzlichen Höhlen diese Scharen einzelner Männer ihren Unterschlupf suchen, ist zur Genüge bekannt. Häufig giebt es blutige Auftritte mit der Polizei, ohne daß jedoch diese dem Übel gründlich zu steuern vermag. — Die Baptisten-Mission in Bangkok bemüht sich nach Kräften um die Hebung des sittlichen Zustandes dieser Leute. Die Mission besitzt in Chinа gedruckte Bücher und man hofft, daß diese Schriften bei den Auswanderern Eingang finden werden, um so mehr, als in Bangkok weder eine chinesische Bibliothek noch eine Druckerei besteht — (Bullet. d. l. Societ. Academ. Indo-Chinoise d. France, 1890).

II. S.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 5.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Die Lappen im Amte Tromsö.

Von Prof. Dr. Yngvar Nielsen. Kristiania.

Als Fortsetzung meiner früheren Untersuchungen von 1889 (Globus, Bd. 59, S. 211) über das Umherwandern und Einwandern der Lappen nach Norwegen habe ich einige Teile des großen Amtes Tromsö im Sommer 1891 bereist; daselbst war die lappische Frage auch schon lange eine brennende. Allerdings ist vor einigen Jahren in den norwegischen und schwedischen Gesetzen übereinstimmend, betreffs dieses Gegenstandes, eine Ordnung hergestellt, so daß sie nun auf norwegischer Seite für diejenigen Linien, nach welchen die Lappen wandern müssen, und für die Territorien, wo sie während ihres Aufenthalts in Norwegen mit ihren Rennthieren grasen dürfen, gesetzmäßige Regeln haben. Aber noch jetzt herrscht dort eine dauernde Unzufriedenheit, und es zeigt sich, welche Schwierigkeiten damit verbunden sind, diese Söhne des Gebirges dazu zu zwingen, dasjenige aufzugeben, was sie dort, wie auch an andern Orten, für ihr von Gott verliehenes uraltes Recht ansehen, und sich dem geschriebenen Rechte, dessen Berechtigung ihnen unerklärlich erscheint, zu unterwerfen. So ist es auch im Amte Tromsö die alte, sich stets wiederholende Geschichte eines ewigen Kampfes zwischen den nomadisierenden Lappen und den fest ansässigen norwegischen „Bunnads", ein für diese Gegenden eigentümlicher Ausdruck, welcher den Bauer als den seßhaften Mann bezeichnet.

Es giebt zwei Arten von Lappen im Amte Tromsö: den dauernd wohnenden Sealappen, welcher unter den Norwegern wohnt und ihre Lebensgewohnheiten annimmt, und die von Schwedens Lappmarken jeden Frühling im April und Mai kommenden Wanderlappen, welche im Oktober wieder fortziehen. Das Recht derselben ist ursprünglich durch den zwischen Norwegen und Schweden im Jahre 1751 eingegangenen Grenzregulierungstraktat festgesetzt. Dieselben kreuzen jährlich zweimal auf ihren Wanderungen die großen Thäler des Amtes Tromsö, vor allem das Maalselvthal und dessen Seitenthal, das Bardothal. Diesen Thälern galt mein Besuch im Jahre 1891 hauptsächlich; es ist dort in der Regel nicht schwer, in der Nähe der angebanten Landstriche nomadisierende Lappen zu finden. In diesen inneren Thälern gab es bei dem Abschluß des Grenzübereinkommens fast keinen festen Anbau. Erst im Jahre 1791 begann dort eine Kolonisation, und hernach nahmen daselbst zahlreiche Kolonisten von dem südlichen Norwegen, namentlich vom Osterthal und Gudbrandsthal, ihre Wohnung, aber damit begannen auch die fortwährenden Reibungen zwischen den widerstreitenden Interessen.

Auf einer Nordlapreise gehört es mit zu den täglichen Begebenheiten, Lappen zu sehen; aber die verschiedenen Exemplare derjenigen Rasse, mit welchen die meisten nur längs der Küste hinreisenden Reisenden Gelegenheit finden, Bekanntschaft zu machen, sind nicht typisch. Obgleich ihre Gesichter oft viel von dem, was man mit zum echten Lappentypus rechnet, zeigen, so sind sie im übrigen in ihrer Lebensart und Sitten keine echten Naturkinder, mit welchen man am liebsten in Berührung kommen möchte, und derjenige, welcher dieses erreichen will, muß sie bedeutend mehr außerhalb der großen allgemeinen Landstraßen suchen.

Die Komödie der Lappen, welche in der Touristenzeit sechs- oder siebenmal wöchentlich gegen Bezahlung im Tromsöthal an der Stadt Tromsö aufgeführt wird, fängt jetzt an, sehr gewöhnlich zu werden; aber sie kann für diejenigen genügen, welche nicht die Gelegenheit haben, öfter den hohen Norden zu sehen, oder die nicht tiefer in das Leben des kleinen Wandervolkes eindringen wollen. Aber an sich ist diese Komödie mehr dazu geeignet, für jede Darstellung dieser Art Widerwillen zu erregen. Ich ließ meine Reisegefährten ruhig hin ins Tromsöthal ziehen, ohne sie um den „Genuß", welchen ich öfter gehabt hatte, zu beneiden, aber ich hatte noch etwas andres zur Hand, welches sie nicht teilen sollten. Die Lappen im Tromsöthale sind Lapons suisses oder tyroliens; ich wünschte die Rasse ganz en naturel zu sehen und wandte mich deshalb an andre Orte, indem ich das Post-Dampfschiff bis ganz hinauf in den hohen Norden benutzte.

Einer dieser Orte war das Lappenlager im Stoelvthal.

Die meisten Leser des „Globus" kennen natürlich nicht den Fluß Stoelven (Schuhfluß), und das ist auch verzeihlich;

Digitized by Google

noch vor kurzer Zeit war auch ich mit dessen Dasein ganz unbekannt, und deswegen kann ich andern hinsichtlich dieser Unwissenheit in diesem Punkte keinen Vorwurf machen. Der genannte Stokdy ist einer von den vielen Zuflüssen des Bardothales und kommt von der Wasserscheide zwischen Salangen, Reisen und Bardothal, wird gespeist von Mooren und Schnee zwischen Alaßfeld und dem Hierttinden, diesen hohen und mächtigen, in weiter Ferne sichtbaren Gipfeln. Dort glaubte der Lappe lange eine friedliche Heimat zu haben. Nun muß er dort mit dem verhaßten Bumand dieselbe teilen, welcher Kraft des Rechtes der Zivilisation nach und nach den Lappen und das Renntier fort aus den alten Gegenden vor sich hertreiben wird. Der Lappe fühlt dies und will sich wehren. Aber mit der Zeit wird dieser Widerstand gegen die übermächtige Kultur zur Unmöglichkeit werden, deshalb muß der Lappe später oder früher weichen. Es gab eine Zeit, wo der Lappe allein das ganze Bardothal beherrschte, und dessen ist er sich stets bewußt.

Da die Bauern des Bardothales in diesem Jahre den 25. Juli, das 100jährige Fest der ersten norwegischen Ansiedelung, in diesen Thälern feierten, kamen auch viele Lappen dorthin. „Wenn der Norweger stolz darauf sein kann, hier 100 Jahre gewohnt zu haben, was muß dann nicht der Lappe sagen, welcher Jahrtausende durch diese Thäler gewandert ist?“, so sagten sie mit Recht, und ihr Ansuchthalt ist bis auf den heutigen Tag nur in dem Rechte des Urwolkes begründet, denn sie sind hier wirklich das Urvolk. Während der Lappe in die Seitenthäler, und ein solches Seitenthal ist gerade das Stokdythal, zurückgedrängt ist, sitzt jetzt der norwegische Bumand im Hauptthale. Dieses ist zugleich ein Thal, welches das Auge des Lappen erfreuen kann, und es ist leicht, die Trauer der Lappen zu verstehen, da sie vor 15 Jahren im Frühling dort hinkamen, und gerade in ihren alten Lagerplätzen eine norwegische Sennhütte errichtet fanden. Da wurden sie rasend, und kamen mit ihrer, aus Tausenden von Tieren bestehenden Renntierherde gerade auf die Weide los, indem sie die üppige Wiese zerstampften. Dies geschah aber nur einmal, später lernten sie, sich in das Unvermeidliche zu fügen, jetzt leben sie in Frieden mit den Bewohnern der Sennhütte, und dabei stehen sich beide Teile am besten.

Der Weg da hinauf ist nicht der beste, kein Ingenieur hat sich mit dessen Anlage befaßt. Aber er kann benutzt werden, und derjenige, welcher Übung darin hat, einen Bach zu überspringen, wird ohne Schwierigkeiten fortkommen, wogegen andre Pferde mitnehmen müssen, um einen größeren Querstrom zu passieren, wenn nicht bald eine Brücke gebaut wird, wovon man bereits zu munkeln anfängt. Da der Weg sich über verschiedenen Moorgrund hinwegzieht, ist derselbe oft weich.

Der oberste Hof im Stokdythal heißt Börsmo, und die dort wohnenden Menschen sind entweder selbst oder ihre Vorfahren vom Österthal gekommen. Weiter hinauf liegt eine, dem großen Bauernhofe Foßmoen gehörende Sennhütte, und noch weiter hinauf eine andre, welche zu dem Hofe Aasen gehört. Man sieht leicht aus der hübschen Bauart und der reinlichen Ausstattung der Sennhütten, daß diese Menschen vom Österthal stammen.

Das Lappenlager liegt kaum 10 Minuten Weges von der obersten Sennhütte entfernt; es besteht aus drei Gammen oder runden, zeltähnlichen Torfhütten, wovon jede mit dem gewöhnlichen Zubehör von einfachen Vorrathäusern versehen ist. Zwischen jedem derselben befindet sich ein genügender Zwischenraum.

Jede Hütte oder Gamme wird von drei Familien bewohnt! Diese haben dort ihren Speisesaal, Schlafzimmer, Salon, Kabinett und was sonst ein verfeinerter Mensch erfinden kann, in eins vereinigt. Um glücklich zu leben, kann sich der Mensch mit sehr wenigem begnügen. Wenn man jede Familie zu fünf Personen veranschlagt, so liefert jede einzelne Gamme einen Wohnungsraum für 15 Menschen, und ich nehme an, daß sich in diesem Lager 40 bis 50 Personen befinden. Dazu kommen noch 20 bis 30 Hunde, welche auch in denselben Gammen Zuflucht finden.

Die Lappen des Stokdythales sind teils von Jukkasjervi, teils von Vittangi. Aber es scheint, als ob sie nicht sehr gewöhnt sind, andre Menschen außer denen ihres eigenen Stammes zu sehen. Als ich mich, von einigen norwegischen Bauern begleitet, näherte, belebte sich das Lager schnell. In der nächsten Gamme zeigte sich nur ein einziger Herr; aber aus der zweiten stürzten fast alle Bewohner heraus, indem sie sich vor der Thür aufstellten und mit stummem Erstaunen den Fremden, welcher die stillen Gegenden des Stokdythales betrat, anstarrten. Man sah deutlich, daß dieser ungewöhnliche Besuch die Veranlassung zu vielen Vermutungen und Voraussetzungen gab, und da dieselben nur durch Ausfragen gelöst werden konnten, war es leicht vorauszusehen, daß wir uns bald mitten in einem lebhaften Gespräche befinden würden. Obgleich die Sprache anfangs ein unüberwindliches Hindernis zu sein schien, so ging dieses doch in Erfüllung.

Die erste Frage: bist du Engländer? kam nach einigen Überlegungen heraus, und da ich dies verneinte und zur Antwort gab, daß ich aus Kristiania sei, schien dies wieder ein Grund zur Verwunderung zu sein. Hernach wurde es doch nach längerem Hin- und Herreden zwischen den Eingeborenen ins Reine gebracht, daß Kristiania, obgleich es ein ziemlich unbestimmbarer Begriff sei, doch auf der Erde und nicht auf dem Monde läge. Hierauf folgten neue Fragen, welche wieder neue Antworten erforderten.

Weil die Fragen so langsam erfolgten, war es schwer, ein lebendiges Gespräch zu führen. Auf die Frage, ob sie einige Gegenstände aus Rentierhorn geschnitten besäßen, antworteten sie mit großer Zurückhaltung, daß sie nichts derartiges hätten. Aber wir gaben die Hoffnung nicht so früh auf. Der Lappe liebt Silber, und deshalb galt es zu zeigen, daß man diesen nervus rerum gerendarum in der Tasche hatte.

Ein hoffnungsvoller Junge, augenscheinlich von einem mir günstigen Geschick dazu bestimmt, den Probierstein abzugeben, kam an, und deshalb näherte ich mich ihm mit dem freundlichsten Gesichte, was ich je leisten konnte. Aber der Junge war unzugänglich. Ich hielt ihm ein Zehnorestück von Silber vors Gesicht; aber er streckte seine Hand aus, um dasselbe zu ergreifen — nur ein Gebrüll, ein Schrei und dann eine eilige Flucht, um dem abscheulichen Fremden zu entfliehen, indem wenigstens 10 Hunde aus der Tiefe der Gamme hervorstürzten, um zu unterstützen, was dieses Alarmsignal zu bedeuten hätte.

Ein andrer Junge zeigte sich zugänglicher und empfing gnädigst die kleine, ihm überreichte Silbermünze. Die Mutter betrachtete stolz den Mut des Jungen, und richtete einige Worte an ihn, welche zur Folge hatten, daß er mir die Hand gab und seinen Dank sagte. Durch diesen günstigen Ausfall ermuntert, wiederholte ich den Versuch mit einem dritten Jungen — dasselbe Resultat. Der Junge mutig, die Mutter entzückt, und ich mußte eine gründlich schmutzige lappische Kinderhand drücken, indem ich darüber nachdachte, ob ich so viel Seife in meinem Koffer hätte, welche zur Reinigung der Hände nach all diesen lappischen Händedrücken notwendig wäre. Mit Rücksicht des möglichen Mangels an Seife wurden deshalb alle weiteren Austeilungen für diesesmal unterlassen.

Aber das Vertrauen war einmal erweckt, und so erntete ich bald die Früchte meiner Freigebigkeit. Ein einzelner Lappe zeigte eine recht ärmliche Messerscheide vor, für welche

Digitized by Google

er $1^1/_2$ Kronen verlangte. Aber ich kannte meine Pappenheimer, und wußte, daß die Lust zum Verkaufe der Lappen sich stets zeigt, wenn er erst die Silberstücke rollen sieht. Darum gab ich ihm, obgleich es teuer genug war, was er verlangt hatte. Das Silber that seine berechnete Wirkung, denn ein Löffel von Rennthierhorn ward angeboten und gleichfalls gekauft.

Plötzlich hörte ich einen Lappen von silka-baste (silbernen Löffel) reden.

„Komm mit dem silka-baste", sagte ich, „aber ich will lieber einen ćoarve-baste (Rennthierhornlöffel)." Die Lappen sahen einander erstaunt an. „Kann er die Lappensprache?" Aber sie konnten ruhig sein, es war nicht mein hochgeehrter Kollege, unser Altmeister der Lappensprache, Prof. Friis, welcher von Kristiania gekommen war.

Nun holten die Lappen einen silka-baste hervor, welcher nach dem gewöhnlichen Modell ihrer Löffel gearbeitet war. Aber da derselbe einen schnodsichen Golbschmiedstempel nenen Datums trug, war ich nicht geneigt, denselben zu erwerben. Also verneinte ich den Ankauf, indem ich daran die Aufforderung knüpfte, den ćoarve-baste hervorzuholen, welche Aufforderung schnell und mit durchaus überströmender Bereitwilligkeit erfüllt ward. Es kamen ćoarve-baste in allen möglichen Ausgaben vor, welche Stück für Stück den Weg in meine Tasche nahmen. Der Preis war nicht billig, man konnte ihn der Prellerei nahe verwandt nennen; aber die Summen waren nicht hoch, und ein Versuch, um zu feilschen, würde nur zu dem einzigen Resultat, einem schleunigen Ende, geführt haben. Nun ging das Geschäft lustig von der Hand. Indem meine Taschen sich mit Löffeln und andern ausgeschnitzenen Gegenständen, wie sie im täglichen Leben der Lappen vorkommen, füllten, ward mein Beutel leichter und leichter.

Beide Teile waren wohl zufrieden.

Zuletzt rannten die Hunde von zwei Gammen in eine ernstliche Schlacht gegeneinander, welche das Einschreiten der draußen stehenden Mächte erforderte, und dieses gab die Veranlassung, fortzukommen. Der Vorrat verkäuflicher Gegenstände näherte sich augenscheinlich seinem Ende, ich hatte gesehen, was zu sehen war, und konnte gehen. Aber zum Abschied ward ich doch meinen letzten Blick auf die raucherfüllten Gammen, ohne die Möglichkeit zu fassen, wie so viele Menschen darin unterzubringen seien. Dort wird der Lappe geboren, und dort stirbt er. Zwischen diesen engen Wänden, in diesem von Rauch und Ruß erfüllten Raume ist das ganze Leben seines Heims begrenzt. Weiber und Kinder tummeln sich daselbst. Es erfordert eine sehr große Behändigkeit, um sich in einem so engen Loche zu bewegen, wo es gerade vor allem an Raum fehlt. Aber dieses Rätsel wird doch jeden Tag praktisch gelöst. Der Lappe kann es mitten im Winter unter noch schlimmeren Verhältnissen in seinem Zelte aushalten.

„Also Lebewohl! grüßt in Jukkasjervi, und komme ich einmal an einem Wintertage dort hin, so werden wir uns wohl treffen, und können uns von dem Sommerleben in dem schönen Thale unter dem Hierttind unterhalten."

Aber die Lappen wollten mich nicht sobald loslassen. Kaum hatte unser Zug sich längs des Abhanges, durch welchen der zur Sennhütte führende Pfad sich hinabschlängelt, in Bewegung gesetzt, als man mir schon anzeigte, daß wir Lappen uns folgten. Augenscheinlich wollten sie noch handeln. Aber was konnten sie nun wieder verhandeln wollen, was irgend einen wissenschaftlichen Wert haben könnte?

Die Zukunft sollte es zeigen.

Plötzlich sah ich, daß einer der vier Lappen einen hübschen breiten Ledergürtel um den Leib trug.

„Willst du mir den verkaufen?" — Ja. Wenn du mir acht Kronen geben willst, sollst du einen gleichen haben, welcher ganz neu ist. Ich habe ihn noch nicht getragen.

Die Antwort fiel natürlich bejahend aus, und ein mit zwei großen Schlüsseln ausgerüsteter Schnellläufer ward nach dem Lager zurückgeschickt, um den Gürtel zu holen, welcher nach der Sennhütte heruntergebracht wurde, woselbst er augenblicklich in meinen Besitz überging. Ich zeigte mein Vertrauen zu der Behauptung des Verkäufers, daß derselbe neu und rein sei, dadurch, daß ich ihn um den Leib spannte, und mein Vertrauen ward, insofern es mir bis jetzt möglich gewesen ist, darüber eine Kontrolle zu führen, nicht getäuscht. Ich hatte Grund, mit meiner Ausbeute, und speziell mit einer ganzen Reihe von ćoarve-baste von typischen Formen, zufrieden zu sein. Dabei hatte ich einen lebendigen Einblick von dem Leben dieses Naturvolkes bekommen, in ihre Gammen geblickt, ihre Hunde geliebkost, den jüngeren Mitgliedern der Familie die Hand gedrückt, und die älteren unter ihren weiten, den ganzen Oberkörper bedeckenden Kleidern von Rennthierhäuten mit den Händen auf ihrem Körper die Jagd betreiben sehen, welche von allen Völkern betrieben werden kann, auch bevor sie sich zum Gebrauch von Bogen, Pfeilen und Wurfwaffen heraufgearbeitet haben. Ich habe, wenn ich mit Lappen im Naturzustande zusammentreffe, stets dasselbe mich überwältigende Gefühl der Bewunderung für die Apostel der Lappen im 18. und 19. Jahrhundert, für Thomas von Westen und Nils Stockfleth gehabt, welche den Mut hatten, trotz der Gefühle der zivilisierten Menschen für die Reinlichkeit, sich unter dieses Volk hinaufzubegeben, in ihren Gammen und Zelten zu leben und ihr Essen zu genießen. Ich wagte noch niemals, eine Nacht in solchen Umgebungen zuzubringen, und ich könnte es auch heute noch nicht. Als ich hinabstieg, ruhten die Strahlen der Mitternachtssonne noch auf den hohen Gipfeln der das Skoelvbal umgebenden Alpen, und obgleich es eine lange Wanderung war, so erreichte ich doch in der sonnenklaren Nacht einen norwegischen Hof.

Dort hatte ich, als ich am folgenden Morgen ausgeschlafen hatte, genug über die Lappen und ihre nie verschwindende Abneigung gegen die Bauern zu hören.

Während meiner ersten Reise durch das Berbothal — es war vor 30 Jahren in den letzten Tagen des Juli 1861 — war es nicht möglich, einen Hof zu betreten, ohne die schwersten Klagen über die während des Umherziehens mit den Rennthierherden verursachten Schäden zu hören. Es waren, wie gesagt, unendliche Klagen. Ein Bauer sagte: „Wenn das Feld auch noch so gut bestellt ist, und man dann eines Morgens kommt, um nach seinem Eigentum zu sehen, so ist jeder Halm niedergetreten. Unter solchen Verhältnissen lebt es sich nicht gut, Recht erhält man hier nicht." Man kann sich daher nicht darüber wundern, daß viele verzweifelten, und der Gedanke an Selbsthilfe entstehen mußte. Es ist in der Zeit nicht immer sanft und friedlich hergegangen, und der Zustand war nicht der beste für eine seßhafte Bevölkerung. Der Bumand hatte es nicht gut. Aller vielleicht war es auch nicht immer ganz leicht für den Lappen. Er verstand gewiß nicht, sich dem Recht des neuen Besitzers zu unterwerfen. Mit den Gedanken an seine vor 1000 und wieder 1000 Jahren gegründeten Rechte an den Wäldern und Wieten des Barbothales konnte er wohl auch mit einer feindlichen Befriedigung daran denken, daß derjenige, welcher ihn bis hinauf in die Seitenthäler verdrängt hatte, auch seinerseits nicht den ganzen Vorteil ernten sollte.

Aber das Rennthier war auch schwer zurückzuhalten. Bis jetzt ist seine Zähmung noch nicht ganz gelungen.

Jetzt, im Jahre 1891, sollen viele dieser Mängel längst verbessert und der Zügellosigkeit nach 1883 ihre Grenzen gesetzt sein. Das Amt ist in Distrikte, in welchen gemein-

Digitized by Google

schaftliche Verantwortlichkeit des verursachten Schadens herrscht, eingetreten, und es sind Wege für die Renntiere angegeben, an welche die Lappen sich während ihrer Wanderungen halten müssen. Einen näheren Bescheid hierüber kann man auf einer kleinen Spezialkarte über Tromsö Amt erhalten, welche neben ihrem gewöhnlichen norwegischen Titel auch den lappischen Romsa amta aednam Karta führt. Man kann mit Recht annehmen, daß die neue Ordnung der Dinge wesentliche Vorteile gebracht hat, und dies ist auch der Fall. Hier wie überall ist es jedem gut und nützlich, bestimmte Regeln für sein Verhalten zu haben, und wenn es auch nicht mit derselben Bereitwilligkeit von allen anerkannt wird, so stiftet das Gesetz gewiß viel Gutes.

Dennoch bleibt ein Lappe immer noch ein Lappe. Dieses Volk besitzt (wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf) die ganze List und Verschlagenheit der unterdrückten Rasse, und der Lappe soll sogar besonders schnell dasjenige auszunutzen gelernt haben, was das Gesetz ihm zur Anwendung von Knissen und Rechtsverdrehungen gestattet. Man behauptet im Bardothale, daß man jetzt nie einen Lappen dazu brächte, einen Vergleich einzugehen, wenn er einen Schaden verursacht hat. Wenn er auch das offenbarste Unrecht hätte, so überliefert er erst die Sache dem Gericht, wo er die Hoffnung auf einen jahrelangen Prozeß besitzt. Der Zeitgewinn ist ihm etwas Großes und Vorteilhaftes.

Es ist sehr leicht möglich, daß dem Volke der Lappen ein gewisses Talent für Rechtsverdrehungen innewohnt, und dieses tritt wohl am stärksten hervor, wo die Lappen in Berührung mit ihren norwegischen Nachbarn kommen, und so Hartes auf Hartes stößt. Tritt man dem Lappen mit dem Gesetze in der Hand gegenüber, so wird er wahrscheinlich antworten: „Kommst du mir so, komme ich dir so", und er betrachtet es als die natürlichste Sache von der Welt, jede Möglichkeit eines Vorteils durch die Gesetzgebung desjenigen Volkes auszunutzen, mit welchem er als wandernder Besitzer von Renntierherden Zwistigkeiten wohl nicht entgehen kann. Er kann sich hierfür auf viele Norweger als Vorgänger berufen.

Daher muß er sich auch darin finden, von seinem norwegischen Nachbarn, dessen Auffassung vom Recht und Gesetz weit von demjenigen des Lappen abweicht, hart bestraft zu werden.

„Dies sind biedere Lappen", sagte einer der norwegischen Besitzer von der oberen Senndütte im Stordalthal. Da ich alsdann das Wort „biedere" betonte, sprach ein andrer Bumand sich dahin aus, daß dasselbe nur relativ zu verstehen sei.

Auf einem Hofe, wo ich im Laufe des Gespräches über die „biederen" Lappen im Stordalthale redete, erregte ich dadurch den schärfsten Widerspruch. „Du würdest nicht so reden, wenn du hier oben wohntest", und die Klagen häuften sich, als wenn es im Jahre 1861 und nicht 1891 gewesen wäre. Es war klar, daß mit den Lappen nicht leicht auszukommen sei, und man sah nur allzu deutlich ein, daß der Begriff „bieder" ein sehr relatives Wort sei, auf welches die ganze Bevölkerung des Bardothals auch kein größeres Gewicht legt. Das Gesetz von 1883 hat, selbst wenn es viel Gutes ausgerichtet hat, und manche Vorteile gebracht haben kann, es kaum vermocht, alle Wunden zu heilen. Es ist auch nicht thunlich, die ganze Verantwortung auf das unbeziehende, und nicht auch einen Teil derselben auf das fest ansässige Volk zu legen. Wenn etwas Verkehrtes da ist, so müssen Fehler auf beiden Seiten begangen sein, und obgleich der norwegische Bumand als der wohlberechtigte Stellvertreter der modernen Zivilisation dasteht, so ist er doch nicht ein ganzer Engel. Auch er hat etwas von der berühmten auri sacra fames.

Aber in einem Punkte scheint es so, als ob das ganze Unrecht allein den Lappen zuzuschreiben ist, und dies ist ein Unrecht in der augenscheinlichsten Form. Ich fiel eigentlich selbst mit in dieses Verhältnis hinein, da ich, bekannt mit den Angaben der ethnographischen Karte des Prof. Friis über das Amt Tromsö, anfing, über die Größe der auf einem einzelnen Abhange grasenden Renntierherde zu sprechen. Friis hatte die Zahl der Renntiere auf 2000 angegeben, und mit meinem unbegrenzten Zutrauen zu seinen Angaben nannte ich diese Zahl. Aber nein — das wäre falsch; es war gerade die doppelte Zahl; so etwas dürfte ich nicht sagen, meinten die Lappen.

Das Rätsel war bald gelöst, und Prof. Friis zeigte sich dennoch als die wichtigste Autorität in diesen verwickelten Fragen. 2000 — diese Zahl war das Eigentum der Lappen selbst; aber sie hätten noch 2000 andre Renntiere angenommen, welche in Schweden fest ansässigen Leuten gehörten, und diese schwedischen Tiere hatten kein Heimatsrecht in Norwegen, kraft des Grenzvertrags von 1751. Es ist übrigens wohl möglich, daß die Lappen selbst für die Größe ihrer eigenen Herden recht kleine Zahlen angeben.

Dieselben Leute, welche darin einig waren, die „Biederkeit" auf ein geringes Maß zu beschränken, konnten sich übrigens doch nicht enthalten, zu sagen, daß die schwedischen

Mit Eigentumszeichen versehene Renntierohren aus Karasjok, Amt Finnmarken.

Lappen, welche seit undenkbaren Zeiten das Amt Tromsö durchwandert hätten, bessere Nachbarn seien, als die sogenannten Nordfinnen, welche jetzt anfingen, nach Süden zu ziehen. Die Nordfinnen seien Lappen von Finnmarken, welche jetzt begriffen hätten, daß sie auch die Grasflurren im Amt Tromsö benutzen könnten, und so würden sie Konkurrenten der schwedischen Lappen werden. Dadurch könnten die Verhältnisse vielleicht noch verwickelter werden, als sie jetzt schon sind. Es ist im voraus nicht leicht, einen jeden Streit zwischen dem Bumand und dem Lappen zu klären; aber dann kommt man zu der Frage, Lappe gegen Lappe, und dieser möchte noch schlimmer werden.

Dieses war die lappische Frage der Gegenwart. Wie viele Streitigkeiten hat dieselbe nicht schon hervorgerufen, und wie viele wird sie noch veranlassen? Wie schon gesagt, kann allein schon die Ungewißheit hinsichtlich des Eigentumsrechtes der Renntiere Veranlassung zu Streitigkeiten geben. Es wird daher von Wichtigkeit sein, gute und zuverlässige Ohrenzeichen zu haben. Es ist nämlich eine feste Praxis, die Renntiere durch Einschnitte in die Ohren zu kennzeichnen, und so hat jeder einzelne Lappe sein bestimmtes Zeichen, welches nicht von andern angewendet werden darf. Die Museen in Kristiania und Tromsö haben in Papier ausgeschnittene Sammlungen dieser Ohrenzeichen. Die beigefügte Abbildung zeigt, nach einer Sammlung im Museum von Tromsö, einige der Ohrenzeichen, welche die Lappen im Jahre 1870 in Karasjok, also im Amte Finnmarken, be-

Digitized by Google

nutzten. Ich verdanke dem hervorragenden Kenner der lappischen Linguistik und Ethnographie, Herrn Seminar-Direktor Qvigstad in Tromsö, die photographische Aufnahme dieser interessanten Ohrenzeichen.

Man wird sehen, daß es nicht schwer ist, diese Zeichen durch einen bebenden Schnitt zu verändern. Die Lappen sind tüchtige Rennthierdiebe, und es kommt nicht so selten vor, daß diese Diebereien Prozesse verursachen, welche damit endigen, daß der Betreffende eine Reise in das Gefängniß nach Kristiania machen muß. Aber dieses hat wieder eine zivilisierende Wirkung. Früher war das große Zuchthaus in Trondhjem, welches in dem Herrn Lintling einen tüchtigen Vorsteher hatte, das Ziel solcher Reisen. „Lintling zu dienen", war ein leicht verständlicher Euphemismus. Damals reiste ein Gebirgslappe niemals mit dem Dampfschiff, außer, wenn er dazu gezwungen war, den Herrn Lintling zu besuchen und ihm eine Zeitlang zu dienen. Aus diesem Grunde ward es auch ein lappischer Euphemismus, „mit dem Dampfschiff zu reisen". Man erzählt, daß ein alter Lappe, der eine solche Dampfschiffreise antreten sollte, in seinem Mißverständnis sehr betrübt ward, als er am Bord zwei junge Studenten antraf, welche nach einem Ferienbesuch in ihrer Heimat Finnmarken auch mit dem Schiffe reisten. Wehmütig über ein so tief eingreifendes Verderbnis, rief er aus: „So jung und schon auf dem Dampfschiff." Aber die Zeiten haben sich verändert, und es ist jetzt sogar in den Augen des Gebirgslappen nichts besonders Merkwürdiges, mit dem Dampfschiff zu reisen.

Es ist nicht leicht, sich in Gedanken zurück in die Zeiten zu versetzen, da die Lappen allein die Herrschaft über das Innere vom Amt Tromsö besaßen. Dieses wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts, kurz vor der Ankunft der ersten norwegischen Kolonisten im Bardothal, vom Amte Nordland nach dem Amte Finnmarken verlegt, dieses letztere besteht also jetzt aus zwei Teilen, aus dem alten Kolonisenlande Finnmarken und den beiden norwegischen Bezirken Tromsö und Sennien, und diese Vereinigung bestand auch noch später, bis aus den beiden zuletzt genannten vor 30 Jahren ein neues Amt, das Amt Tromsö errichtet wurde.

Wie schon gesagt, ist diese nomadisch-lappische Bevölkerung des Amtes Tromsö im Winter in Schweden zu Hause. Lange bevor der Gedanke an eine Bebauung dieser Wildnisse hervorgerufen war, zogen die Lappen schon auf dieselbe Art, in jedem Frühling und Herbst, dahin. Man könnte erwarten, in der Gegend Gräber aus dieser Zeit zwischen den Klippen zerstreut zu finden (die Lappen waren dort Heiden), aber in den Gegenden des Amtes Tromsö, welche ich 1891 bereiste, kennt die norwegische Bevölkerung keine solche Lappengräber, und trotz meiner eifrigsten Nachfragen glückte es mir nicht, mehr als ein einziges Lappenbegräbnis erwähnt zu finden, welches bei der Sennhütte des Hofes Sundli im Bardothal gefunden werden soll. Es kann wohl sein, daß eine Untersuchung der Abhänge und Klippen in der Umgebung der nördlichen Fjorde im Amte ein besseres Ergebnis bringen kann.

Aber so werden wir zu der Frage gezwungen: worin liegt der Grund dieser Erscheinung? Ich weiß darüber nichts Besseres zu sagen, als daß die schwedische Mission unter diesen Lappen so früh begonnen haben muß, und zugleich einen solchen Umfang genommen hat, daß sie vielleicht schon im 17. Jahrhundert als Regel ihre Toten bei einer Kirche begruben. Die alten Gräber, welche in den Gebirgen umher zerstreut lagen, waren vernachlässigt, und konnten meistenteils im Laufe der Zeit in der weichen Erde verwischt und gebnet sein; damit sind sie auch aus der Erinnerung und dem Bewußtsein der Lappen wie der Norweger verwischt. Mehr nach Süden zu, in den Landschaften, die ich 1889 bereiste, haben die heidnischen Sitten und damit die heidnischen Begräbnisse draußen im Gebirge sich länger erhalten, weil die Bestrebungen der Missionen nicht so früh und so leicht die Vorstellungen des Heidentums verdrängen konnten. .

Jedenfalls ist der Unterschied augenscheinlich, und muß seinen Grund haben. Indem es in den südlichen Lappendistrikten innerhalb der norwegischen Gegenden am Trondjemsfjord von lappischen Gräbern in den Gebirgen wimmelt, begegnet man solchen im Amte Tromsö fast nicht, und die dort lebende norwegische Bevölkerung kennt daher nicht diese Gewohnheit. Einmal in fernen Zeiten muß es anders gewesen sein, und ich nehme an, daß man in Zukunft zuweilen ganz zufällig alte lappische Gräber finden wird, welche aus der ersten heidnischen Zeit herrühren. In Finnmarken fand man neulich einige Skelette, welche Lappen angehören können, dieselbe waren ohne weitere Beigaben beerdigt. Ähnliche können auch im Amte Tromsö gefunden werden, aber sie sind überall auf dem wilden Gebirge zerstreut.

Die sardinischen Volkstrachten [1]).

Von Dr. Johannes Hoefer.

Sardinien zählt gegen 200 Dörfer, und man kann sagen, es hat ungefähr ebenso viele verschiedene Nationaltrachten. Jede Ortschaft hat ihre eigentümlichen Abzeichen, vor allem in der Frauentracht, und die Leute hängen so zähe an diesen altgewohnten Kostümen, daß sie dieselben auch dann noch beibehalten, wenn sie sich längst in einer der größeren Städte angesiedelt haben. Bei den oberen und mittleren Zehntausend haben natürlich die neuesten Modesachen längst ihren Einzug gehalten, aber die verschiedenen Gewerbe, die Schlachter, die Fischer, die Bäcker und all die andern Zünfte haben in den Städten auch heute noch jede ihre eigenes, unterscheidendes Kleidungsstück. Diese endlose, malerische Mannigfaltigkeit der Volkstrachten verleiht dem Straßenleben in Cagliari und den andern Städten jenen eigenartigen Reiz, der die Aufmerksamkeit jedes Ankömmlings vor allem andern fesselt.

Aber so verschiedenartig die Volkstrachten auch anfangs erscheinen, es läßt sich doch leicht, wenigstens bei der Männertracht, ein gewisses Normalkostüm aufstellen. Dieses ist allerdings charakteristisch genug.

Die Kopfbedeckung der sardinischen Männer zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit derjenigen der orientalischen Völker; am meisten gleicht sie in ihrer Gestalt der sogenannten phrygischen Mütze. Sie ist in der Regel von dunkler Farbe und wird, wie der weite griechische Fes, über das eine Ohr herabfallend getragen (Fig. 2).

Der Hals bleibt gewöhnlich ganz frei; niemals wird er von einer Halsbinde umschlungen, denn die würde einen der Hauptschmuckgegenstände der sardinischen Volkstracht verdecken: die beiden kugelrunden, altertümlich gearbeiteten, meist

[1]) Benutzt sind: Matzan, Reise auf der Insel Sardinien, Leipzig 1869; Gaston Vuillier, La Sardaigne, Tour du Monde LXII, 145 ff. Dem letzteren Aufsatze sind auch die Abbildungen entnommen.

Digitized by Google

goldenen Knöpfe, welche das sonst knopflose Hemd oben am Halse zusammenhalten. Sie lassen sich etwa mit den modernen Manschettenknöpfen vergleichen.

Eine rote Weste von albanesischem Schnitt, die auf der einen Brustseite zugeknöpft und Corpetto genannt wird, bedeckt den Oberkörper. Über dieser roten Weste wird eine schwarze Jacke getragen, die oft mit einer Kapuze versehen, gleich einem kleinen griechischen Kapot in der Regel nicht angezogen, sondern bloß übergehängt wird.

Doch wird über das eng anschließende Corpetto nicht selten noch eine andre, offen stehende Weste aus gebleichtem Lammfell gezogen, dessen Haare nach innen gekehrt sind. Sie wird Bestimenti genannt und macht einen sehr zierlichen, feinen Eindruck. Manchmal ist sie gerodezu elegant zu nennen; denn das zarte Lammfell der Außenseite wird mit zahlreichen Arabesken aus bunter Seide überstickt, welche lebhaft an orientalische, besonders algerische Muster erinnern.

Die oben beschriebene schwarze Jacke findet man fast nur in den Städten. Die Landbewohner und die vom Lande in die Stadt Eingewanderten tragen an ihrer Stelle über dem Corpetto und dem Bestimenti noch heute jene uralte, historische Mastruca, welche von den modernen Sardiniern Bestipedi, d. h. Fellgewand, genannt wird (Fig. 1). In antiker Einfachheit besteht dieses Gewand aus weiter nichts als vier zusammengenähten, zottigen Schaffellen, in welchen vorn zwei Löcher zum Durchstecken der Arme angebracht sind. Ärmel hat die Mastruca nicht, und die weißen Hemdsärmel und die rote Weste treten deshalb in einen wirkungsvollen Gegensatz zu der zottigen, schwarzen Wolle, welche an den Seiten lang herunterhängt. Diese Mastruca ist das charakteristische, uralte Nationalgewand der Sardinier; schon Cicero spricht von den Latruncoli Sardi pelliti et mastrucati.

Fig. 1. Die Mastruca.

Man war lange im Zweifel, ob man in diesem Bestipedi oder in einem andern, nicht minder antiken Kleidungsstück, dem sogenannten Colletu, dies klassische Mastruca zu suchen habe. Dieses Colletu gehört heute schon fast der Vergangenheit an. Maltzan traf bei seinem Aufenthalt in Cagliari im Jahre 1868 nur noch zwei uralte Greise, welche diesem Gewande ihrer Väter treu geblieben waren. Das Colletu war ein eng anliegender, ärmelloser Lederrock, welcher durch einen Gürtel zusammengefaßt wurde und weite, bis an die Kniee reichende Schöße hatte. Im oberen Teile erinnerte es ganz an das Corpetto mit seinem albanesischen Schnitt. Es ist merkwürdig, wie schnell dieses Kleidungsstück, das noch vor 40 Jahren für ganz Sardinien charakteristisch war, außer Gebrauch gesetzt und der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Sehen wir uns jetzt die Bekleidung der Beine näher an. So lange das Colletu noch Mode war, bedurften die Oberschenkel überhaupt keines weiteren Schutzes, da sie durch die bauschigen Schöße des ledernen Colletu genügend bedeckt waren. Aber seitdem das letztere abgeschafft ist, bedient man sich zur Bedeckung der Schenkel eines weiten, faltigen Kleidungsstückes, das ungefähr wie ein kurz abgeschnittener Unterrock für Frauen aussieht (Fig. 2). Es ist eine Art von griechischer Fustanella, nur daß es nicht von weißer Farbe und nicht so bauschig ist, wie jene. Die Eingebornen nennen es Carzones (das sardinische Wort für das italienische Calzoni, Hosen) oder auch Ragas (das italienische braghe, das lateinische braccae). Mit wirklichen Hosen haben diese Carzones freilich nicht die entfernteste Ähnlichkeit, da sie meist nur die obere Hälfte der Oberschenkel bedecken und ungeteilt sind. Sie bestehen in der Regel aus dunkelfarbigem Wollenstoff; nur einige Zünfte tragen statt dessen ein hellfarbiges, rotes, braunes oder selbst orangegelbes Tuch.

Da diese Fustanella selbst erst verhältnismäßig jungen Ursprungs ist, so scheint auch der unzutreffende Name in Ermangelung eines besseren einfach von den eigentlichen Hosen auf sie übertragen zu sein. Diese bestehen aus weißer Leinwand und bedecken das Bein unterhalb der Fustanella in seiner ganzen Länge. Gewöhnlich sieht man sie in jener sackartigen Form, wie die türkischen Hosen, oberhalb des Kniees aufgenäht, unterhalb desselben eng zusammengefaltet und in lange, schwarze Gamaschen gesteckt (Fig. 1). Nur die Bauern des Nordens lassen sie in ihrer vollen Länge frei herabhängen (Fig. 2). Da die Gamaschen ganz bis zum Knie heraufreichen, so bleibt von den eigentlichen Carzones oder Ragas nur das kleine bauschige Stück vom Knie bis zum Anfang der Fustanella übrig; aber dieses kurze Stück weißer Leinwand tritt in einen höchst wirkungsvollen Gegensatz zu der dunkelfarbigen Umgebung.

Von Gamaschen giebt es zwei verschiedene Arten: eine enge, wollene, Carzas genannt, und eine etwas weitere, aus Leder verfertigte, die den spanischen ähnlich sieht und Borzeghinos heißt.

Von der Fußbekleidung endlich ist kaum mehr zu sagen, als daß dieselbe sich durch einen außerordentlichen Reichtum von Nägeln auszeichnet, so daß man den Sardiniern, wie Maltzan humoristisch bemerkt, außer dem Prädikat der „zottigen und haarigen", welches Cicero ihnen giebt, auch noch das der „eisenbeschlagenen" beilegen könnte.

Die Männertracht als Ganzes macht einen recht ansprechenden Eindruck. Die dunkle Grundfarbe, welche den größten Teil des Körpers unthüllt, wird durch die weißen Hemdsärmel und die bauschigen, weißen Leinenhosen angenehm belebt, und die rote Weste, die unter der Mastruca auf der Brust zum Vorschein kommt, verleiht dem Ganzen ein noch freundlicheres Aussehen, während die überhängende phrygische Mütze und das Fellgewand dafür sorgen, daß dem Bilde auch das Seltsame und Abenteuerliche nicht fehlt.

Diese Normaltoilette der Männer erleidet nun in einzelnen Ortschaften und bei den verschiedenen Zünften mannigfache Veränderungen.

Eine auffallende Sonderstellung nehmen besonders die Einwohner von Iglesias im Südwesten der Insel ein. Sie haben die Fustanella durch ein Paar kurzer, schwarzer Beinkleider ersetzt, welche oben durch einen Gürtel festgehalten werden und frei bis auf die Gamaschen herabfallen (Fig. 3). Unter diesen weiten, dunklen Beinkleidern werden die ebenfalls frei herabhängenden, weißen Carzones nur noch zum kleinen Teile sichtbar. Die ganze Tracht zeigt eine dunkle Farbe; sie ist frei von allen orientalischen Beimischungen und erinnert vielmehr an die spanischen Trachten, wie sie

Digitized by Google

sich in der Umgegend von Valencia finden. Diese Übereinstimmung ist um so auffallender, als gerade die Einwohner dieser Gegend in dem Rufe stehen, von den Mauren der nordafrikanischen Küste abzustammen; und in der That hat die Saracenenherrschaft in keinem Teile Sardiniens so fest gewurzelt und so lange gedauert, wie in diesem südwestlichen Küstenstrich.

Von solchen lokalen Besonderheiten abgesehen, ziehen vor allem die abweichenden Kostüme der verschiedenen Zünfte unsre Aufmerksamkeit auf sich.

Die Fischer (pescatori) fanden die Fustanella und die Pufhosen unbequem und ersetzten sie durch lange Beinkleider; um jedoch bei dieser Einfachheit nicht übersehen zu werden, wählten sie für dieselbe eine schreiend rote Farbe, ähnlich dem Krapprot der französischen Infanteristenhosen. Aber ihre Tracht unterscheidet sich auch sonst nicht unwesentlich von der normalen. Sie tragen das Corpetto nicht seitwärts, sondern mitten auf der Brust zugeknöpft, und zwar mit zwei langen Reihen silberner Agraffen; und statt der gewöhnlichen Jacke haben sie eine kürzere, die auf beiden Seiten der Brust und an den Ärmeln fast bis zu den Ellbogen mit Reihen dicker silberner Knöpfe geschmückt ist, — ein Beweis, daß ihr Handwerk einen ziemlichen Verdienst abwirft. Um den Leib schlingen sie sich eine

Fig. 2. Sardinischer Hirte.

Fig. 3. Ein Mann von Iglesias.

bunte, seidene Schärpe, und damit diese auch ja von jedermann gesehen wird, tragen sie die Jacke vorn stets offen. Ein großer, schwerfälliger Kapuzenmantel, Cabanu genannt, hängt um die Schultern. Mit seinem scharlachroten Futter ähnelt er dem griechischen oder dalmatinischen Kapot. Wie die Jacke, so wird auch dieser Cabanu immer offen getragen, und die Vorderseiten sind umgeschlagen, so daß man von vorn nichts als das scharlachrote Futter gewahrt. Rot scheint überhaupt die Lieblingsfarbe dieser Fischer zu sein, denn mit den roten Hosen und dem roten Mantelfutter nicht zufrieden, tragen sie auch noch eine aufrechtstehende rote Mütze.

Am auffallendsten und originellsten ist aber ein Metzger im Sonntagskostüm. Während das Corpetto, wie oben gesagt wurde, für gewöhnlich ärmellos ist, knüpfen die Metzger Sonntags mittels goldener Knöpfe Ärmel an dieselbe. Diese Ärmel sind von unten bis an die Ellbogen herauf mit einer Reihe goldener Knöpfe besetzt, und das ganze Corpetto zeigt stets eine scharlachrote Farbe, ebenso wie die Mütze und das vorn zur Schau getragene Mantelfutter. Aber das originellste und komischste Stück an dem ganzen Staat ist die lange Fustanella, welche meist eine orangegelbe oder mattgelbe Farbe zeigt und so lang ist, daß sie aussieht, wie ein Weiberrock. Der Eindruck des Weibischen, den dieser lange Überwurf erzeugt, wird noch verstärkt durch das bunte Tuch, welches die haubenartig zusammengedrückte Mütze unschlingt und unter dem Kinn zusammengebunden wird. Unglaublich lächerlich machen sich vor

Digitized by Google

Fig. 4. Frauentrachten von Ossi und Tissi.

Digitized by Google

allem die alten Männer in diesem Sonntagskostüm. Denn da sie noch an der alten Landessitte, sich das ganze Gesicht zu rasieren, festhalten, so erscheinen sie in ihrem gelben Weiberrock, ihren bunten Kleiderstoffen und dem vielen Gold und Flittertand wie alte Weiber, die das Kokettieren noch nicht aufgegeben haben. Dunkel bleiben bei dem ganzen Kostüm nur die Gamaschen. Weshalb gerade diejenige Zunft, welche eigentlich so recht die männliche Kraft repräsentieren sollte, sich dieses weibische Kostüm gewählt hat, ist freilich einigermaßen rätselhaft.

Wenden wir uns jetzt von dieser Karikatur einer Weibertracht zu dem eigentlichen Frauenkostüm. Ließ sich bei der Männertracht noch mit Leichtigkeit ein gewisses Normalkostüm aufstellen, von dem die Kleidung der Zünfte und der verschiedenen Ortschaften nur in Einzelheiten abweicht, so ist dies bei dem Frauenkostüm kaum mehr möglich. Wird doch behauptet, daß es mehr als 200 verschiedene Frauentrachten auf der Insel gäbe! Übrigens ist die Weibertracht auch längst nicht so charakteristisch, wie die Männertracht, und es kann deshalb nicht unsre Aufgabe sein, hier all die mannigfachen Kostüme der Reihe nach zu besprechen; wir müssen uns auf die allerwichtigsten beschränken.

Jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß die Tracht der sardinischen Frauen einen noch wesentlich effektvolleren Eindruck macht, als die der Männer. Schon die natürlichen Reize, mit denen diese insularen Schönen in hervorragendem Maße ausgestattet sind, mögen hierzu beitragen (man betrachte nur die blühenden Mädchengestalten auf Fig. 4); aber auch die Kleidung selbst thut viel zur Erhöhung dieser Reize. — Die blendendweißen Hemden von feinster Leinwand sind in kleine Falten gebügelt und werden am Halse, ähnlich wie die der Männer, durch große goldene Knöpfe zusammengehalten. Über denselben wird ein kurzes, sehr enges, ärmelloses Leibchen von hellem Stoffe getragen, das oftmals sehr weit ausgeschnitten ist. Es wird unten durch einen Gürtel festgehalten, welcher mehrere Male um den Körper geschlungen wird und die Taille eng zusammenpreßt. Häufig sieht man über diesem Leibchen noch eine kurze Jacke von reizendem Schnitt; sie ist nach vorn ganz offen, bedeckt nur den Rücken und die Arme bis oberhalb der Ellbogen und dient wohl nur zum Zierrat.

Die untere Körperhälfte wird gewöhnlich von einem mäßig weiten, bisweilen etwas aufgepufften, in viele zierliche Falten gelegten Unterrock umhüllt, welcher bis zu den Füßen herabreicht. Die meist ziemlich kurze, rundlich gefaltete Schürze ist nicht selten von den buntesten Stoffen gemacht und sieht überaus prächtig aus. Den Kopf bedeckt eine große Mantille von schreiend farbigem Seidenstoff, an Festtagen sogar mit Goldbrokat verbrämt. Überhaupt geben die Sardinierinnen mit dem Goldstoff sehr verschwenderisch um. Es kommt vor, daß eine Schürze von so breiten Streifen Goldbrokat eingefäumt ist, daß vom eigentlichen Schürzenstoff nur ein kleines Dreieck sichtbar bleibt. Maltzan berichtet von einer Dorfschönen, die ihr Sonntagskostüm mit einem goldenen Gürtel zusammenzuhalten pflegte; ihr rotes Atlaskleid und ihre blaue Samtjacke waren mit Goldstoff eingefaßt; auf dem roten Atlaskeibchen prangte eine silberne Rose mit goldenen Blättern; die unverhältnismäßig großen, massiv goldenen Ohrringe hingen bis auf die Brust herab und vereinigten sich hier scheinbar mit einer Halskette, die aus goldenen oder vergoldeten Kugeln gebildet war.

Fig. 5. Eine Witwe aus Arixo.

Bei den beiden Mädchen, welche Fig. 4 uns zeigt, springt diese Liebhaberei für kostbare Gewänder und wertvolle Schmucksachen ganz deutlich in die Augen, zumal bei der linken, deren Brust mit einem wahren Gewirr goldener Ketten bedeckt ist. Aber auch die andre, deren Brust weniger geschmückt ist als die ihrer Freundin, beweist durch die feinen Muster ihrer Jacke und ihrer Schürze, durch die Reihe goldener Knöpfe und den Goldbesatz des Rockes, daß auch sie nicht wenig auf eine prunkvolle äußere Erscheinung hält. Sie stammen aus den Dörfern Ossi und Tissi, die beide im Norden der Insel, nicht weit von Sassari, gelegen sind.

Seltsam und klosterhaft ist die Tracht der Frauen von Arixo, im Zentrum Sardiniens. Schon ihre Kopfbedeckung unterscheidet sich von der sonst üblichen. Ein weißes Tuch wird von oben her über das Haupt geschlungen und dann fünf- bis sechsmal um den Hals gewickelt; darüber aber wird eine schwere, rote Mantille gelegt, welche tief auf Brust und Rücken herunterfällt, während die unterste Körperhälfte ebenfalls von einem dunkeln, einfarbigen Stoffe umhüllt wird. Die Mantille kann unter dem Kinn zusammengeheftet werden, so daß sie das untere, weiße Kopftuch vollständig verdeckt.

Sieht dieses Kostüm in seiner Einförmigkeit schon feierlich genug aus, so macht doch die dunkelfarbige Witwen-

Digitized by Google

kleidung, von welcher Fig. 5 uns ein Beispiel vorführt, einen noch viel ernsteren, würdigeren Eindruck. Es ist ein seltsam erhebendes Schauspiel, das sich dem Fremden darbietet, wenn er sich nach beendetem Hochamt vor dem Portal der Kirche aufstellt. In langer Reihe, mit silber- und perlmutterbeschlagenen Gebetbüchern in der Hand, steigen die Frauen des Ortes die Stufen herunter, gehüllt in kostbare Purpurroben mit reicher Goldverbrämung, und traurig-ernsten Blickes, gesenkten Hauptes schreiten unter ihnen die Witwen einher in ihren feierlichen, dunkeln Trauergewändern. Es ist, als ob man eine Szene aus Tausend und eine Nacht erlebte.

Diese Tracht der Frauen von Aritzo hat zugleich etwas Mittelalterliches und Orientalisches an sich, und Malhan macht nicht mit Unrecht darauf aufmerksam, daß die Bewohner dieses Ortes die Nachkommen jener alten Barbaricini sind, welche zur Vandalenzeit aus Afrika nach Sardinien auswanderten und erst im siebten Jahrhundert zum Christentum bekehrt wurden. Es dürfte ziemlich wahrscheinlich sein, daß die abhanderliche Tracht der Frauen von Aritzo daher stammt; denn sie zeigt in der That große Übereinstimmungen mit den düsteren Umhüllungen der afrikanischen Beduininnen.

In der Hauptstadt Cagliari ist natürlich die Nationaltracht bei den Frauen der höheren Bürgerschaft und des Adels längst geschwunden. Nur in einem Stücke unterscheiden sich diese modernen Cagliaritanerinnen noch von ihren deutschen und französischen Rivalinnen. Sie tragen nämlich, wenn sie zur Kirche gehen, als Kopfbedeckung keinen Hut, sondern eine Art von Mantilla, und zwar haben die Jüngeren die gemeinsische Sitte angenommen und schlingen ein dünnes, weißes Tuch, Mezaro oder Pezzotte genannt, um das Haupt, während die alten Damen durchschnittlich noch der spanischen Kappe treu geblieben sind, die aus einem schwerfälligen Stück Atlas oder Samt besteht und tief nach beiden Seiten herabhängt. Im übrigen macht auch hier die nivellierende Tendenz der modernen Zivilisation immer weitere Fortschritte.

Die alten Völker der östlichen Länder Mitteleuropas.

Von K. Penka.

II.

Was den Namen „Wenden“ (Venedi bei Plinius, Veneti bei Tacitus mit unrichtigem t, *Οὐενέδαι* bei Ptolemäus, Venedi, Venadi auf der Tab. Peut., Winidae bei Jordanes, ahd. Winida, mhd. Winde, agf. Vinedas, altnord. Vindr, Vindir, Vindr) anlangt, für den bisher eine befriedigende Erklärung noch nicht gefunden worden ist, so scheint auch auf diesen aus unserer Gesamtauffassung des Ursprunges und der Richtung der vorhistorischen Völkerbewegungen neues Licht zu fallen. Auszugehen haben wir bei dieser Untersuchung von drei unbestreitbaren Thatsachen: erstens davon, daß der Name Wenden den Wenden selbst fremd ist, woraus folgt, daß er ihnen von einem benachbarten, nicht wendischen Volke beigelegt worden sein muß, zweitens, daß die von Ptolemäus angeführte Benennung der heutigen Danziger Bucht als *κόλπος Οὐενεδικὸς* (sinus Venedicus) zu dem Schlusse führt, daß an diesen „Wendischen Meerbusen“ einst ein „Wenden“ genanntes Volk gewohnt haben müsse, und drittens, daß dieses Volk weder ein germanisches, noch ein slawisches gewesen sein könne. Letzterer Umstand hat zwar Zeuß (Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 266) bestimmt, die Richtigkeit der Benennung der Danziger Bucht als „wendische“ anzuzweifeln. „Gegen die Richtigkeit der Aufstellung am Meere und die Benennung des nahen Busens nach ihrem Namen erhebt sich gegründeter Verdacht. An der Küste, an welche er die Wenden von den Goten an nordwärts stellt, nennt sie kein andrer Bericht, sondern Aisten sind, seit ihr Name genannt wird, seit Pytheas, die Bewohner des Küstenstriches. Der *κόλπος Οὐενεδικὸς* möchte darum ein bloß von Ptolemäus, dem von seiner Quelle nicht der Gesamtname der zwischen liegenden Aisten, sondern ihre einzelnen Völkchen, dagegen in ihren Ostumgebungen der große Name der Wenden genannt ist, in falscher Auffassung derselben, in der er das große Volk dem Meere zu nahe setzt und die Aistenvölkchen trennt, für das nahe, nicht benannte Meer geschaffene Benennung sein, nicht eine von seiner Quelle gegebene, und die Bestimmung *παρ᾽ ὅλον τὸν κόλπον Οὐενεδικὸν* wird, wenn sie nicht als Irrtum bezeichnet werden soll, nur als allgemeine Andeutung der Lage der Wenden um das Nordmeer gelten können.“ Hierin ist jedoch Zeuß zu weit gegangen; die Richtigkeit der Benennung der Bucht als „Wendische Bucht“ darf nicht bezweifelt werden, wenn auch die Richtigkeit der übrigen Bemerkungen Zeuß' nicht bestritten werden kann. Die ganze Schwierigkeit wird dadurch am einfachsten behoben, daß wir annehmen, daß an der unteren Weichsel und an der Küste der Bucht vor dem Erscheinen der Goten, von denen wir wissen, daß sie im vierten Jahre v. Chr. an der unteren Weichsel wohnten, ein aistischer Volksstamm, der sich selbst Weuden nannte oder von den benachbarten Aisten so benannt wurde, saß, daß dieser Volksstamm von den Goten vertrieben wurde, sich herauf im Südosten inmitten von Slawen ansiedelte und daß infolgedessen der Name des vertriebenen Volksstammes wahrscheinlich zunächst von den Goten auf die ganze Masse der Slawen, die ja sprachlich und physisch den Aisten so nahe stehen, übertragen wurde. So erklärt es sich, daß Ptolemäus, um eine Verbindung zwischen dem „Wendischen Busen“ und den slawischen Wenden herzustellen, die Sitze der letzteren weiter nach Norden und an das Meer verlegte. Eine bedeutende Stütze erhält diese Annahme an der vermutlichen Bedeutung des Namens Wenden, insofern sich derselbe sprachlich und sachlich leicht aus dem Aistischen erklären läßt; litt. vandu, Gen. vandens, altpreuß. wundan Akk. Wasser, weist auf einen Stamm vanda hin, von dem wahrscheinlich mittels des Suffixes ja ein abgeleiteter Stamm vandaja gebildet wurde, dessen Nom. pl. ursprünglich *vandajai* durch Zusammenziehung zu vandai, vendai geworden sein dürfte. Demgemäß wäre dem aistischen Volksstamme der Wenden der Name nach der Lage ihrer Wohnsitze am Wasser, sei es des Meeres, sei es des Flusses, gegeben worden. Was das Verhältnis der Form des Namens Wenden zu der bei den römischen und griechischen Schriftstellern gebräuchlichen Form Venedae u. s. w. anlangt, so möge auf das analoge Verhältnis zwischen den Formen des Namens des deutschen Volksstammes der Warner (Varini Plin., Tac., *Οὐάρνοι* Proc., Warni Jord., Warni Fredeg., Werini in der Überschrift der lex Angliorum et Werinorum, agf. Verne) hingewiesen werden. Ebenso möge hinsichtlich der Annahme der Übertragung des Namens eines Volkes auf ein andres an die Geschichte des Namens der keltischen Volcae erinnert

Digitized by Google

werden, eines Namens (Wall, Plur. Wallsa oder Walhös), mit dem später die Germanen alle ihre lateinisch oder romanisch und keltisch redenden Süd- und Westnachbarn bezeichneten, worüber Müllenhoff (a. a. O. II, 279 ff.) eingehend gehandelt hat. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß, wenn die von einigen Gelehrten vorgeschlagene Zusammenstellung von Venedae mit *Avzea* lautlich möglich wäre, man unter diesen *Avzea*, die, wie früher bemerkt, jedenfalls ein fremdes Element unter den Slawen waren, diese asiatischen „Venden" verstehen könnte. Doch sei nicht verschwiegen, daß gegen diese Zusammenstellung ernstliche Bedenken (schwer erklärlicher Abfall des V u. s. w.) erhoben werden müssen.

Haben also vor den Slawen Germanen und vor den Germanen Kelten den östlichen Teil Mitteleuropas bewohnt, so können nicht alle vorslawischen Urnenfelder dieses Ländergebietes, wie dies Buschan (a. a. O. 27) thut, als germanisch bezeichnet werden. Es sind vielmehr die Urnenfriedhöfe vom sogenannten „Kanstizer Typus" den Kelten zuzuschreiben.

Gewähren, wie wir gesehen haben, die älteren archäologischen Funde als solche keine Anhaltspunkte zur Bestimmung der Nationalität des Volkes, von dem sie herrühren, so sind wir hinsichtlich der Funde aus der letzten prähistorischen Zeit in einer besseren Lage. Auf diesem Gebiete ist es der Forschung gelungen, zu sicheren, gegenwärtig wohl von keiner Seite bestrittenen Resultaten zu gelangen. Gefäße vom sogenannten „Burgwallhypus" mit dem ihm eigenthümlichen Wellenornament, sowie die sogen. Schläfenringe charakterisieren jeden Burgwall, jeden Pfahlbau, jede Grabstätte als slawisch. Dieses Thema haben in letzter Zeit sowohl Buschan in der bereits erwähnten Monographie über „Germanen und Slawen" sowie Lubor Niederle in dem ersten Teile seiner „Přispěvky k anthropologii zemí českých" (Beiträge zur Anthropologie der böhmischen Länder. I. Die Skelettgräber aus der letzten prähistorischen Zeit in Böhmen, Prag 1891) eingehend behandelt und möge deshalb auf diese Schriften hiermit verwiesen werden. Ein deutsches Resumé seiner Arbeit hat Niederle in den Mitteilungen der Wiener Anthropol. Gesellschaft 1890, Sitzungsberichte 120 bis 105 veröffentlicht. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der zuletzt genannte Prähistoriker der Frage nach der Autochthonie der Slawen in Böhmen unbefangener gegenübersteht, als die meisten andern böhmischen Archäologen, da er diese, wenn auch für prinzipiell möglich, derzeit aber für noch nicht erwiesen ansieht. „Es ist sehr merkwürdig", sagt derselbe, seine Erwägungen zusammenfassend (a. a. O. 49), „daß bei uns und auch anderswo gerade in der Zeit, in der die Geschichte die Ankunft der Čechen und überhaupt der Slawen im Westen meldet, auch die eigenthümlichen konstanten Merkmale der Gräber jenes ganzen Teiles Mitteleuropas sich zeigen, in dem sich Slawen nach denselben historischen Mitteilungen angesiedelt haben. Erkennen wir die Schläfenringe und die oben charakterisierten Gefäße (auf der Töpferscheibe verfertigt, ohne Henkel und mit nach außen gebogenem Rande, öfters mit Marken auf dem Boden und mit Wellenlinien ornamentiert) als Kennzeichen slawischer Gräber an, so müssen wir zugeben, daß sie erst um die Hälfte des ersten Jahrtausends in von Slawen besetzten Gegenden auftreten. Das ist eine durch die bisherigen Funde nicht widerlegte Thatsache, und die Funde sind so zahlreich, daß wir auf Grund derselben den ganz sicheren Schluß ziehen können: Gegenstände, die speziell slawische Gräber charakterisieren, also Gegenstände, die als solche Slawen kennzeichnen, treten erst um die Hälfte des ersten Jahrtausends nach Chr. auf. Daraus würde sich natürlich ergeben, daß in dieser Zeit bei uns die Slawen erschienen sind. Der Schluß scheint wahrscheinlich und um so wahrscheinlicher zu sein, als er mit den bisher nicht widerlegten Ergebnissen der historischen Forschung unserer besten Geschichtsschreiber, Palacký's, Safařík's, Tomek's, Golls, Kalousek's zusammenfällt. Auch der Einwand, daß jene zwei charakteristischen Merkmale nur einen neuen Impuls auf dem Gebiete der Kultur, gleichsam eine neue Mode bezeichnen können, widerlegt nicht jenes massenhafte Auftreten und die frühe Entwickelung auf einem Gebiete, das sich ethnisch so scharf abhebt. Kurzum, der Archäologe, der die ununterbrochene Besiedelung Böhmens und Mährens durch Slawen von den ältesten Zeiten her behauptet, gerät hier an einen Punkt, über den er nicht hinauskommen kann. Hier zeigt sich die Archäologie in voller Uebereinstimmung mit der Geschichte, ein Zusammenschen ist nicht möglich. Das Beginnen eines Archäologen, der irgend eine bestimmte Erklärung im Gegensatze zur Geschichte abgeben würde, ist nach meinem Dafürhalten verfehlt, zwar nicht sachlich, so doch logisch. Sachlich kann er recht haben, aber solange nicht gleichzeitig die Ergebnisse der zweiten Wissenschaft widerlegt werden, ist die Wahrheit zweifelhaft, und zwar um so mehr, als die Ergebnisse der Archäologie gegenüber den Ergebnissen der Geschichtsforschung selten von gleicher Sicherheit sind. Und vom geschichtlichen Standpunkte läßt sich schon von vornherein annehmen, daß während der großen Völkerwanderung die transkarpatischen slawischen Stämme nicht ruhig geblieben sind. Auch haben wir genug direkte Zeugnisse, daß sie weit nach Westen vorgedrungen sind. Aus diesen Gründen neige ich mich entschieden zu folgender Ansicht: Irgendwann um die Mitte des ersten Jahrtausends nach Chr. vollzog sich von Osten her eine neue Bewegung der Slawen nach den Ländern Mitteleuropas".

„Neu" nennt Niederle diese Bewegung, weil er es für möglich hält, daß in Böhmen schon früher Slawen gelebt haben. Ihm erscheint es nämlich für höchst wahrscheinlich, daß daselbst bereits vor der La Tène-Periode, nicht allein in der La Tène-Periode zwei Bevölkerungsgruppen vorhanden waren. „Jenes Volk, das in der La Tène-Periode durch seinen Reichthum, den kriegerischen Charakter seiner Kultur imponiert und das seine Toten durchwegs begraben hat, hat eine andre Kultur und eine andre soziale Stellung als das Volk, das in derselben Zeit die armen Friedhöfe für Urnen, also für verbrannte Leichen anlegte." Diese letztere Volksgruppe, meint Niederle, könnte vielleicht zu den Slawen gerechnet werden. „Einerseits ihre (der Urnenfriedhöfe) geographische Lage, anderseits ihre vollkommene Gleichheit mit älteren Grabfeldern in andern slawischen Ländern und noch mehrere kleinere Uebereinstimmungen würden ganz gut auf Slawen hinweisen. Daß sie aber bestimmt slawisch waren, vermag ich nicht zu sagen." Wenn auch mit Rücksicht auf den Umstand, daß die meisten arischen Völker aus zwei, wenn nicht drei grundverschiedenen Rassenelementen zusammengesetzt sind, der Gedanke möglicherweise richtig ist, daß die sozial untergeordnete, bloß durch das Band der gemeinsamen Sprache mit dem herrschenden Elemente verbundene Bevölkerungsschichti anderes bestattet wurde, als der eigentlich arische Herrenstand, so spricht doch gar nichts dafür, daß die Menschen, deren Asche in den böhmischen Urnenfriedhöfen bestattet wurden, Slawen waren, ebensowenig als die zwischen der Beichsel und der Elbe gelegenen gleichartigen Urnenfriedhöfe für die Slawen in Anspruch genommen werden konnten. Unwahrscheinlich wird auch die Annahme, daß etwa schon in der vor-La Tène-Periode Böhmen eine slawische Bevölkerung erhalten habe, durch sprachliche Erwägungen, insofern sich das Böhmische durchaus als eine einheitliche Sprache darstellt, das in keiner

Digitized by Google

Hinsicht Einwirkungen einer andern slawischen Sprache an sich trägt, und andererseits angenommen werden müßte, daß sich die Sprache dieser angeblich ersten slawischen Einwanderer während eines Zeitraums von 1000 Jahren anders gestaltet haben dürfte, als die Sprache der in den transkarpatischen Ursitzen verbliebenen Vorfahren der späteren Cyechen.

Niederle teilt die vorhistorischen Skelettgräber Böhmens aus der Zeit vom 5. Jahrhundert aufwärts in zwei Gruppen: 1. Gräber mit Funden von merowingischem Typus; 2. einfache slawische Gräber. Derselbe ist nicht der Meinung, daß die Gräber der ersten Gruppe auf eine deutsche Besiedelung hinweisen, sondern Fremden oder reichen Inländern angehörten, eine Meinung, die wenig wahrscheinlich erscheint. Die Gräber der zweiten Gruppe, in denen öfters Schläfenringe und Gefäße vom Burgwalltypus gefunden worden sind, sind am häufigsten auf mäßigen Abhängen oder auf befestigten Anhöhen mit nebeneinander und mit den Füßen gewöhnlich gegen Westen liegenden Skeletten angelegt. Das Grab wurde einfach aus der Erde ausgehoben oder mit Steinen ausgelegt, die bisweilen ein wirkliches Gewölbe bilden. Später wurden auf die Gräber große Steinplatten gelegt, Grabhügel aber nur selten aufgeschüttet. Die Leichen lagen häufig auf einem Brette; die Hände lagen entweder dem Körper an oder es befand sich eine Hand auf der Brust. Doch wurde auch mehrmals die ältere Sitte, den Toten in kauernder Stellung zu begraben, konstatiert. Bei 59 Grabstätten konstatierte Niederle die Anwesenheit von Schläfenringen, wie er auch häufig Gefäße vom Burgwalltypus fand. Dagegen sind Waffen, mit Ausnahme von eisernen Schwertern und Lanzenspitzen, selten, kurze gerade Messer am zahlreichsten. Auch Schmuckſachen sind außer Schläfenringen sehr selten.

Neben den Skelettgräbern giebt es, wie schon oben erwähnt, auch Brandgräber, in denen gleichfalls Schläfenringe gefunden worden sind, mithin unzweifelhaft der slawischen Periode angehören. Niederle ist daher der Meinung, daß in Böhmen einige Urnenfelder bis in den Anfang der christlichen Zeit reichen und daß die früher allgemeine Sitte, die Toten zu verbrennen und in Urnen auf Feldern in Reihen zu begraben, nicht in der La Tène-Zeit und der darauf folgenden Periode auf einmal, sondern allmählich verdrängt wurde, so daß in der einen Gemeinde Skelettgräber, in der andern Gemeinde Urnenfriedhöfe angelegt wurden. Einige der letzteren sollen den Übergang vom Verbrennen zum Bestatten direkt erkennen lassen. Ich glaube in diesen Brandgräbern einen Beweis dafür zu sehen, daß sich Reste der keltischen Bevölkerung, wenn auch wahrscheinlich später slawisiert, trotz der germanischen Invasion bis in die slawische Periode hinein erhalten haben.

Der zweite, anthropologische Teil der Niederleschen Schrift zeigt in erfreulicher Weise den Einfluß der neueren deutschen auf die Feststellung des arischen Typus und auf die Lösung des Problems der Entstehung der einzelnen arischen Völker gerichteten Bestrebungen; derselbe ist im großen und ganzen mit Sachkenntnis und besonnenem Urteile verfaßt. Auf Grund der Untersuchung von mehr als 150 böhmischen Schädeln aller prähistorischen Perioden ergab sich ihm, daß die Schädel der neolithischen, sowie der Bronze- und Hallstätter Periode größtenteils dolichocephal sind und daß erst in der La Tène-Zeit und noch mehr im späteren Zeitalter ein starker Prozentsatz von Brachycephalen vornehmlich bei Frauen erscheint. Obwohl er es theoretisch für möglich hält, daß die Mesocephalen und Brachycephalen auf dem Wege der Entwickelung aus den Dolichocephalen entstanden sein konnten, so kommt er doch auf Grund einer kritischen Prüfung aller bisher aufgestellten Theorieen zu dem Ergebnis, daß dieselben ungenügend sind und erklärt daher diese Umwandlung, die so groß ist, daß heute ein Dolichocephaler unter der böhmischen Bevölkerung eine Ausnahme bildet, durch die Annahme einer Mischung und Kreuzung von Dolichocephalen und Brachycephalen, von denen die letzteren, als mit einem größeren Vererbungsvermögen begabt, die ersteren nahezu vollständig absorbiert hätten. Den dolichocephalen blonden Typus hält er für den eigentlich slawischarischen Typus, den brachycephalen dunkeln für vor- und amarisch. S. 110 faßt er seine Ansicht über diese Frage in folgende Worte zusammen: „Ich glaube, daß auf die dolichocephale Urbevölkerung Europas, wie sie uns die diluvialen Funde zeigen — von der ich jetzt nicht entscheiden will, ob sie einheimischen oder fremden Ursprungs war —, eine zahlreiche Bevölkerung von kleiner Gestalt, dunkler Haut-, Haar- und Augenfarbe und entschieden brachycephalem Schädelbau folgte, welche sich bald in einem breiten Gürtel von Osten gegen Westen Europas verbreitete. Nach einer gewissen Zeit, deren Dauer nicht bestimmt werden kann, begannen nach Mittel-, West- und Südeuropa von Nordosten her neue Volksstämme vorzudringen, die die Autochthonen sowohl in kultureller wie in physischer Hinsicht übertrafen: sie waren von hohem Wuchs, heller Komplexion und dolichocephalem Schädelbau. Dieses neue Volk, das nach der geographischen Verteilung und der Aufeinanderfolge der Wanderungen verschieden benannt wurde, drückte auf die älteren Bewohner, indem es dieselben teils unterdrückte und unterjochte, teils in die unzugänglichsten Gegenden, hauptsächlich in die hohen Gebirgsgegenden Mitteleuropas und der Balkanhalbinsel vertrieb. Gallier, Germanen und Slawen gehörten zu dieser Gruppe hellfarbiger dolichocephaler Arier. Alle hatten sowohl denselben physischen Ursprung und waren zur Zeit ihres Vordringens nach Mitteleuropa in physischer Hinsicht wenn nicht gleich, so doch einander sehr ähnlich. Nur so kann man die historischen Nachrichten erklären, welche die äußere Erscheinung der Slawen, Germanen und Gallier als ganz gleich schildern. Immer werden diese als Leute von großer Gestalt, hellen Augen, weißer oder rosenfarbener Haut und blonden oder roten Haaren beschrieben. Die Gallier kamen wohl zuerst, die Slawen zuletzt; nach ihnen begannen nach Europa nur noch Zweige einer ganz fremden Rasse, der ural-altaischen, mongolischen u. s. w. vorzudringen."

Dazu ist nur zu bemerken, daß dieser Typus nicht nur den Galliern, Germanen und Slawen, sondern auch allen übrigen arischen Völkern ursprünglich zukam, und daß als die Urheimat aller eigentlichen Arier Südskandinavien zu betrachten ist. Diese sind im eigentlichen Sinne europäische Autochthonen, während die kleine, dunkle, brachycephale Rasse asiatischen Ursprung hat. Daß als die engere Heimat der Slawen, in welcher sich die Verbindung dieser beiden Elemente zu einer neuen ethnisch-sozialen Einheit — dem Volke der Slawen — vollzogen hat, die Flußgebiete des Dnjepr, Bug und Dnjester angesehen werden müssen, wurde bereits früher bemerkt.

Der soeben besprochenen Arbeit von Niederle steht inhaltlich sehr nahe das gleichfalls im vorigen Jahre erschienene Werk von Heinrich Matiegka: Crania Bohemica. I. Theil. Böhmens Schädel aus dem VI. bis XII. Jahrhundert. Prag 1891, auf welches hier nur mit wenigen Worten hingewiesen werden möge. Dasselbe enthält eine eingehende Beschreibung von 110 Schädeln aus 16 verschiedenen Grabstätten, die alle ungefähr dem Zeitraum vom 6. bis 12. Jahrhundert, „also der letzten heidnischen und ersten christlichen Zeit in Böhmen" angehören. Von diesen 110 Schädeln ergeben sich etwa 45 (also 40,9 Proz.) als Kurzschädel, 42 (also 38,2 Proz.) als mittellange, 18 (also 16,4 Proz.) als lange

Digitized by Google

und 5 (also 4,5 Proz.) als extrem lange Schädel. 8 von den 16 Fundorten weisen Kurzschädel, 10 mittellange, 4 lange und 2 extrem lange Schädel vom ältesten Typus auf, was nach Prozenten berechnet, eine Bevölkerung von 33,3 Proz. mit kurzen, 41,6 Proz. mit mittellangen, 16,6 Proz. mit langen und 8,3 Proz. mit extrem langen Schädeln ergeben würde. Etwas, doch nicht wesentlich anders gestaltet sich das Verhältnis der Typen zu einander, wenn nur diejenigen Fundorte berücksichtigt werden, von denen mehrere Schädel vorliegen; es sind deren 11. Da ergeben sich 35,7 Proz. Kurzschädel, 44,1 Proz. mittellanger, 16,5 Proz. langer und 3,6 Proz. extrem langer Schädel, so daß von den hier in Betracht kommenden 87 Schädeln 34 (39,1 Proz.) der ersten, 31 (35,6 Proz.) der zweiten, 17 (19,5 Proz.) der dritten und 5 (5,8 Proz.) der letzten Kategorie angehören. Aus diesen Zahlen ergiebt sich, daß in der erwähnten Periode die Kurzköpfe nicht einmal die Hälfte, nur etwas mehr als ein Drittel der Bevölkerung Böhmens ausmachten, während die andern Teile auf die langen und mittellangen Formen entfielen. Heutzutage treten aber die mittellangen und langen Schädel gegen die Kurzköpfe vollständig in den Hintergrund. Während das Mittel aller von Matiegka berechneten Längenbreitenindices 78,02 beträgt, ist es bis zur Gegenwart von Jahrhundert zu Jahrhundert bis über 83 gestiegen.

Was die Ursache dieser Erscheinung des Umsichgreifens der Brachycephalie anlangt, so ist sie nach Matiegka eine doppelte: einerseits wäre dieselbe aus einer Einwanderung brachycephaler Elemente aus Asien zu erklären, anderseits auf die Wirkung der fortschreitenden Kultur zurückzuführen. „Ich bin ebenfalls der Ansicht", sagt derselbe S. 143, „daß die Kurzköpfigkeit ihre Heimat in Mittel- und Nordasien hat und führe als Beweis die Verteilung der Indices unter den jetzt noch lebenden Volksstämmen an. Denn in diesem Teile Asiens finden wir die kurzköpfigen Volksstämme am dichtesten gesäet (Samojeden, Ostjaken, Jakuten, Kirgisen, Kalmücken, Mongolen, Perser, Türken u. s. w.) und ununterbrochen aneinander grenzend; von da schiebt sich durch Rußland gleichsam eine Halbinsel durch Mitteleuropa bis nach Frankreich (Lappländer, Slawen, Magyaren, Deutsche, Norditaliener, zum Teil Franzosen), während dieser Prozeß im äußersten Norden und Süden Europas (Skandinavien, zum Teil England, Süditalien, Sizilien, Sardinien u. s. w.) noch am wenigsten vorgeschritten ist." Er fährt dann weiter fort: „Die Ursache, der die Kurzköpfigkeit in ihrer Heimat, Asien, ihre Entstehung verdankt, läßt sich ebenso schwer angeben, als die für andre bei neuen Varietäten auftretenden Charakteristika. Ebenso wie die Affen in Kurz- und Langköpfe sich teilten, so zeigten sich nebst andern Differenzen unter den Menschenstämmen auch diese den Kopfbau betreffenden. Ihr Grund liegt also höchst wahrscheinlich in gewissen, uns unbekannten Naturereinflüssen. Aber nicht bloß als Varietät, sondern als eine lebensfähigere Varietät, mit gewissen Vorzügen, mit größerer Lebensenergie ausgestattet, trat sie in den Kampf ums Dasein: die Langköpfigkeit erscheint so in der Geschichte der Entwickelung des Menschen als ein früher lange und allgemein gültiger, nun aber überlebter, überwundener oder zu überwindender Standpunkt. Gerade so wie die Fauna und Flora Australiens auf einer älteren, niedrigeren Stufe gegenüber der unsrigen steht und nun, überall zumeist schon im Aussterben begriffen, dieser Platz macht, so muß auch mit der Zeit die Langköpfigkeit der Völker Australiens, auch wenn es ihnen gelingen würde, ihre sonstigen körperlichen Eigenschaften und ihre nationale Freiheit zu erhalten, einer allmählich zunehmenden Kurzköpfigkeit weichen. Nach diesem noch unerklärten Naturgesetz, nach dem in gewissen geologischen Perioden bestimmte Formen auftreten und allmählich wieder schwinden, ohne daß wir für ihren Wechsel glaubwürdige Erklärungen beibringen könnten, bei ihrem Auftreten aber sogleich eine solche Lebensenergie an den Tag legen, daß sie in ihrer Verbreitung durch nichts aufgehalten werden, nach diesem Gesetz also scheint mir auch der Kurzschädel als der von vornherein bevorzugte in den Kampf mit dem Langschädel eingetreten zu sein."

So richtig die Ansicht ist, daß die Kurzköpfigkeit ihre Heimat in Mittel- oder Nordasien hat, und daß von daher alle kurzköpfigen Elemente Europas, mögen nun dieselben ihre einheimischen turanischen Idiome beibehalten oder mit arischen vertauscht haben, gekommen sind, so unrichtig ist die Behauptung, daß die Langköpfigkeit in der Geschichte der Entwickelung des Menschen als ein früher lange und allgemein gültiger, nun aber überlebter, überwundener oder zu überwindender Standpunkt zu gelten habe, und daß die Kurzköpfigkeit von allem Anfange an, mit größerer Lebensenergie ausgestattet, in den Kampf ums Dasein getreten ist. Es wird dabei übersehen, daß das Verhältnis der Länge zur Breite des Schädels nur ein unterscheidendes Merkmal am Schädel ist, und daß die sonstigen Unterschiede zwischen den Schädeln der einzelnen dolichocephalen Rassen anderseits ungemein groß sind. Wie es deshalb nicht angeht, wegen der Dolichocephalie der Australier die Dolichocephalie überhaupt als ein Zeichen einer unvollkommenen, zurückgebliebenen Entwickelung anzusehen, so verkehrt ist es auch, der Brachycephalie vom Hause aus eine größere Lebensfähigkeit deshalb zuzuschreiben, weil in den letzten Jahrhunderten der Prozentanteil der Dolichocephalen an der Bevölkerung Mitteleuropas abgenommen und der Prozentanteil der Brachycephalen zugenommen hat. Man vergißt dabei vollständig, daß wohl keine Rasse der Welt derartige Beweise körperlicher und geistiger Energie geliefert hat, wie gerade die blonde, dolichocephale, arische Rasse, die man daher nebst der ihr zunächst verwandten semitischen, gleichfalls dolichocephalen Rasse längst schon als eminent aktive Rassen im Gegensatze zu den passiven brachycephalen Rassen Mittel- und Nordasiens bezeichnet hat. So kräftig diese Rasse noch gegenwärtig in ihrer eigentlichen Heimat und den derselben benachbarten Ländern erscheint, so leicht verfällt dieselbe in allen jenen Ländern, deren Klima mehr oder weniger verschieden ist von dem Klima ihres Entstehungszentrums, einer stetig fortschreitenden Degeneration, die zum Schlusse zu ihrem vollständigen Erlöschen führt. Indem ich auf die eingehende Begründung dieses Satzes, die ich in meiner „Herkunft der Arier" (S. 95 fg. „Akklimatisationsfähigkeit der arischen Rasse") und auf die Darlegung der letzten Ursachen dieser Erscheinung, die ich in meiner Abhandlung: „Die Entstehung der arischen Rasse" (Ausland 1891, Nr. 7 bis 10) gegeben habe, verweise, bemerke ich nur, daß es ganz verfehlt wäre, diese so beschränkte Akklimatisationsfähigkeit der blonden dolichocephalen Rasse als einen Beweis dafür zu betrachten, daß dieselbe vom Hause aus mit einer geringeren Lebensenergie ausgestattet gewesen sei, als die dunkle brachycephale Bevölkerung Asiens.

Als zweite Ursache des Umsichgreifens der Brachycephalie, „die man ebenso als den Erklärungsgrund zu der ersten auffassen könnte", bezeichnet Matiegka „die fortschreitende Kultur".

„Infolge der Entwickelung des Gehirns, das bei den höheren Tierarten und dem Menschen nicht mehr in die Länge wächst, sondern sich faltet, dabei breiter, also relativ kürzer und niedriger wird, neigt auch der Schädel dazu, kürzere, d. h. breitere und nur relativ kürzere Formen anzunehmen: das Gehirnwachstum steht aber unbedingt mit der Zunahme der Kultur im geraden Verhältnis. Es ist kein Zweifel, daß die Kapazität einen Maßstab für die

Digitized by Google

geistige Entwickelung oder vielmehr für die geistigen Fähigkeiten obgeben kann, sobald sie das richtige Maß einer gesunden Hirnmasse nun vorstellt. Es hat also jedes Gehirn die Neigung bei Zunahme der Intelligenz, der Kultur, den Schädel in die Breite zu drücken. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß keines der auf einer höheren Kulturstufe stehenden Völker die extreme Dolichocephalie aufweist, wie wir sie bei den prähistorischen Stämmen Europas und den Wilden Oceaniens finden“.

Diese Ansicht ist nicht neu, sondern ist zuerst von Schaafhausen im Jahre 1867 aufgestellt und seither mehr mals von ihm wiederholt worden. Ich habe bereits in meiner „Herkunft der Arier“ (S. 141) bemerkt, daß dieselbe jeder thatsächlichen Grundlage entbehrt und nichts anderes ist als das Produkt willkürlicher Kombination, was sich sofort ergiebt, wenn man die kulturellen Verhältnisse aller arischen Völker Mittel- und Nordeuropas untereinander mit steter Rücksicht auf den physischen Typus jedes einzelnen Volkes vergleicht. „Wäre nämlich die erwähnte Annahme richtig, so müßten die am meisten brachycephalen Völker zugleich auch die in der Zivilisation am vorgeschrittensten sein. Dieser Voraussetzung entsprechen aber nicht die thatsächlichen Verhältnisse, weder wenn man das allgemeine Kulturniveau jener Völker ins Auge faßt, noch auch, wenn man erwägt, welche Impulse und Förderungen die allgemeine Kulturentwickelung durch dieselbe erfahren hat. Aber auch angenommen, daß eine intensivere geistige Thätigkeit wirklich im stande ist, die Form und Größe des Gehirnes zu verändern und dadurch auch eine Veränderung des knöchernen Schädelgerüstes herbeizuführen, so kann doch niemand annehmen, daß dieselbe zugleich auch die Ursache sei, daß die blonden Haare, die blauen Augen und die weiße Haut dunkel geworden sind.“ Denn thatsächlich unterscheiden sich die heutigen Völker Mitteleuropas von den alten Gallien, Germanen und Slawen nicht nur durch die größere Breite des Schädels, sondern auch durch das Vorherrschen der dunklen Komplexion. Auf diesen letzteren Einwand wußte Schaafhausen in seiner Entgegnung auf meine Ausführungen (Die alten Völker Europas. Gäa 1889, S. 71) nichts zu erwidern, und was er gegen den ersten vorbringt, ist in keiner Weise geeignet, denselben zu widerlegen. „Es giebt eine doppelte Art von Brachycephalie, auf deren Unterscheidung ich früher bereits aufmerksam gemacht habe. Wenn ein Tatar einen auffallend runden oder breiten Schädel hat, so ist das Rassenimpone, und diese Form hat mit der Geistesbildung nichts zu schaffen. Wenn aber rohe Völker schmale Schädel haben, die breiter werden in dem Maße, als die Kultur bei ihnen zunimmt und das Gehirn an Umfang wächst, so ist dies verständlich, wenn man bedenkt, daß der Schädel sich leichter in der Breite ausdehnt als in der Länge.“ Dieser Satz ist aber erst zu beweisen und muß solange als eine unerwiesene Behauptung bezeichnet werden, solange nicht erklärt worden ist, wieso es gekommen, daß trotz fortschreitender Bildung die blonden dolichocephalen Nordeuropäer, Holländer, Engländer, Skandinavier nicht ebenso dunkel und brachycephal geworden sind, wie ihre südlichen Nachbarn, und solange nicht erklärt worden ist, wieso es gekommen, daß in dem einen Falle angeblich ohne Einwirkung der Kultur, in dem andern angeblich durch Einwirkung derselben ein und derselbe Schädeltypus entstanden ist. Denn ein wesentlicher Unterschied zwischen dem unvermischten dunklen brachycephalen Typus Mitteleuropas und dem turanisch-lappischen Typus Asiens-Europas ist nicht vorhanden. Darin stimmen die hervorragendsten Vertreter der Kraniologie (s. die Zeugnisse hierfür in meiner „Herkunft der Arier“ 30) vollkommen überein. Es bleibt demgemäß nichts andres übrig, als die unter den arischen Völkern Mittel- und Osteuropas verbreitete Brachycephalie und dunkle Komplexion ausschließlich auf Rechnung der Vermischung der autochthonen Arier mit aus Asien eingewanderten turanischen Elementen zu setzen. (Schluß.)

Die „wunderbaren“ Kupferfunde in Ohio.

Aus Amerika kommt eine große „Sensation“, die auch schon nach Europa gedrungen ist, über welche wir aber gründliche Aufklärung mitteilen können, welche den Nimbus zerstört, die den „wundervollen archäologischen Fund“, die „Verbindung von Ohio mit dem Kulturreiche der Inkas“, sehr zusammenschrumpfen läßt.

Anfang Dezember 1891 wurden auf der Hopewell Farm in der Nähe von Andersons Station in Ohio durch die Herren Moorehead und Dr. Creeson für die Ausstellung in Chicago Ausgrabungen in einem Mound veranstaltet. Eine uns vorliegende, in jener Gegend erscheinende amerikanische Zeitung, Ross County Register, vom 12. Dezember 1891, berichtet darüber etwa folgendes. Unter den 120 Kupferfunden, die entdeckt wurden, sind zahlreiche Beiringe, die mit herrlichen Zeichnungen verziert sind. Unter den Armringen befinden sich solche, welche ganz denen der alten Azteken und Peruaner gleichen; auch Platten, um die Hand vor der zurückschnellenden Bogensehne zu schützen, wurden gefunden, ferner Scheiben, gejetzt mit Repoussérarbeit, paarweise durch einen Kupferbügel miteinander verbunden, dünne Platten in Fischform, alles von so schöner Arbeit, daß unmöglich Barbaren dieselbe ausgeführt haben können. Das Wunderbarste sind aber zwei Stücke Swastika ⸭, dieses weit verbreitete Symbol, das die spanischen Eroberer in Mexiko und Südamerika antrafen, das die Azteken verehrten. Dieser Fund unterstützt die Ansicht, daß die Moundbuilder eng mit den mexikanischen und peruanischen Völkern verwandt waren. Der Entdecker dieser Kupferfunde, Herr Moorehead hat bei der ersten Ausstellung derselben den in der Presse begrüßten und geglaubten Ausspruch: „Diese Sammlung ist für die amerikanische Archäologie, was die Entdeckung des Rosettesteins für die Erforschung der ägyptischen Altertümer war.“

In einem andern amerikanischen Blatte finden wir noch folgende ergänzende Einzelheiten. Der untersuchte Mound ist 500 Fuß lang, 200 Fuß breit und 28 Fuß hoch. Er liegt im Mittelpunkte einer Gruppe von 26 Mounds, die alle im Sommer und Oktober mit Erfolg geöffnet wurden. Nahe der Oberfläche ergaben die Abgrabungen das Vorhandensein von großen Steinsetzungen in der Form von Bauten. Am Grunde des einen Einschnittes fand man drei Gerippe mit Gegenständen aus Kupfer, Knochen und Muschelsteie. Nördlich davon lag der Medizinmann oder Häuptling des Dorfes, durch das der Mound erbaut war. Nach der Zahl der Grabbeigaben zu urteilen, muß er ein großer „Kanjke“ gewesen sein. An seinem Kopfe lagen aus Holz gemachte und mit Kupfer überzogene Gewehre vom Elen. Diese Gewehre sind 22 Zoll lang und 19 Zoll breit. Sie saßen in einer Krone aus Kupfer. Auf der Brust und dem Rücken des Gerippes lagen Kupferplatten, welche die Knochen und einige erhaltene Sehnen noch beschützten; desgleichen wurden durch das Kupfer einige Zeugfetzen, wie aus Kaffeetüchern gemacht, vor dem gänzlichen Zerfall bewahrt. In den Stoff waren Perlen, über 900 an der Zahl, zerschnittene Bärenzähne und Muschelschalen eingewoben. An der rechten Schulter lagen eine schön polierte Pfeife aus Granit und eine Speerspitze aus Achat.

Gegenüber den kritiklosen Schilderungen von pernanischem Zusammenhange ersucht uns der bekannte Ethnologe des Bureau of Ethnology, Dr. Walter J. Hoffmann, um die Aufnahme folgender Zeilen, „um die Freunde in Europa

Digitized by Google

davor zu bewahren, daß sie jenen irrigen Darstellungen Vertrauen schenken".

Die Kupferfunde sind über hundert an der Zahl und wurden bei Gerippen gefunden. Sie bestehen aus Armspangen, Ringen, einem Swastika — 6 Zoll hoch und 6 Zoll breit —, Büffelfiguren u. s. w. Alle diese Gegenstände, oder fast alle, sind aus gewalztem Kupfer oder aus Plattenkupfer gemacht, das von weißen Händlern als Tauschware zu den Indianern gebracht wurde. Man sieht noch genau die Spuren der Werkzeuge, Hämmermarken u. s. w., doch sind natürlich die Gegenstände stark oxydiert. Unter ihnen sah ich auch eine eiserne indianische Axt von moderner Arbeit, die stark dem Feuer ausgesetzt war.

Wir haben schon so viele Sachen europäischen Ursprungs in den Mounds gefunden, daß die Ansicht immer fester wird, die Moundbuilder seien die Vorfahren der Indianer gewesen, welche die Europäer bei ihrer Ankunft in jenen Gegenden trafen. Gewiß waren die Mounds Bauwerke für Jahrhunderte, aber wir wissen, daß die Creeks (oder Muskoki) und die Shawnee Mounderbauer waren."

Aus allen Erdteilen.

— Samuel Crowther, der erste schwarze Bischof des Nigerlandes und um dessen Erforschung vielfach verdient, starb zu Ende des Jahres 1891. Sein ursprünglicher Name war Ajai, er war 1812 zu Osschugu in Joruba geboren und als neunjähriger Knabe in die Sklaverei verkauft worden. Durch ein englisches Kriegsschiff wurde er befreit und 1822 in Sierra Leone gelandet, wo er eine christliche Erziehung erhielt und als Lehrer an der Missionsschule Anstellung erhielt. Aufgeweckten Gemütes, von sehr kräftiger Körperbeschaffenheit und mit verschiedenen Negersprachen vertraut, begleitete er 1841 die erste englische Nigerexpedition und ging dann nach London, wo er im Church Missionary College zum Geistlichen ausgebildet wurde. Fortan wurde der untere Niger das Gebiet seiner Missionsthätigkeit, wobei er aber auch der Geographie schätzbare Dienste leistete. 1854 nahm er Teil an der zweiten Nigerexpedition, über die er ein Buch veröffentlichte. Jahrelange Berichte von ihm, die auch ethnographisch von Interesse, stehen im Church Missionary Intelligencer. 1864 wurde er zum Bischof der Nigerlande ernannt und 1880 erkannte die Londoner geographische Gesellschaft seine Verdienste durch Verleihung einer goldenen Uhr an.

— Abgrenzung zwischen England und Frankreich in Guinea. Der durch seine große Reise bekannte Kapitän Binger hat am 25. Dezember 1891 Marseille verlassen, um sich nach Assini an der französischen Guineaküste zu begeben. In seiner Begleitung befinden sich der Arzt Crozat, der Leutenant Braulot und der Reisende Marcel Monnier. Die Expedition hat den Zweck, mit einer englischen Kommission das Hinterland von Aschanti zwischen Frankreich und England abzugrenzen. Sie begiebt sich durch die Elfenbeinküste bis zu dem fünf Tagemärsche von der Küste entfernten Orte Nugua, wo dieselbe mit dem englischen Kommissar Kapitän Lamb zusammentrifft. Die Grenze soll so geregelt werden, daß die Stadt Bontuku in Gyaman, welche 1882 Lovedale erreichte, bei Frankreich bleibt und die Grenze alsdann auf den Volta zuläuft. Nordwestlich von dieser Linie würde sich dann das große französische Gebiet bis zum Niger und Senegambien erstrecken.

— Savorgnan de Brazza, der Generalverwalter von Französisch Kongoland, ist am 7. Dezember 1891 mit einem starken Gefolge von Loptots (eingeborenen Soldaten vom Senegal) von Libreville aufgebrochen, um womöglich den Tsadsee zu erreichen. Die Expedition ist bestimmt, das gescheiterte Werk Crampels und Fourneaus wieder aufzunehmen. Während die Expedition Dybowskis (Globus LIX. S. 368) längs des Ubanghi (nördl. Nebenfluß des Kongo) zum Schari (der in den Tsadsee mündet) vordringt, will Brazza den westlichen Parallelfluß, den Sangha, der aus dem Hinterlande von Kamerun kommt, nach Norden zu marschieren, um dann östlich abzuschwenken und sich womöglich mit Dybowski zu vereinigen. Über die Ausrüstung der Expedition liegen widersprechende Nachrichten vor, während die einen sie als militärisch stark und zu Besitzergreifungen geeignet hinstellen, wird amtlicherseits dieses abgeleugnet.

— Schulbildung der Farbigen in den Vereinigten Staaten. Dieselbe hat sich, wie aus dem Extra Census Bulletin, Nr. 11 (Washington, 7. Okt. 1891) hervorgeht, in erfreulicher Weise gehoben. Der Zensus von 1880 weist noch keine „Colored" mit Schulbildung auf; damals waren die Farbigen noch fast alle Sklaven, die nicht lesen und schreiben konnten. Ganz anders jetzt. In den Südstaaten, die hier in Betracht kommen, lebten 1890: Weiße 15493323 (Schulbesuch 3358527 oder 21,68 Proz.) und Farbige 6944915 (Schulbesuch 1288229 oder 18,55 Proz.). Verglichen mit den betreffenden Ziffern für 1880 hat sich der Schulbesuch bei den Weißen um 45,91, bei den Farbigen aber um 61,58 Proz. gehoben.

— Über die verschiedenen Wasserstände des Aralsees innerhalb der jetzigen geologischen Periode hat Herr W. Batelon eingehende Studien gemacht, allerdings weniger zu geographischen Zwecken, als um den Einfluß verschiedener Medien auf die darin lebenden Muscheln festzustellen. Das Studium der alten Muschelbänke führte ihn aber von selbst zu genaueren Untersuchungen über die ehemalige Ausdehnung des Sees. Batelon fand das Nordufer des Aralsees von Tognolen bis Sary Chegauaf aus steilen, horizontal geschichteten Klippen bestehend, welche eine reiche Fauna, der Cocänperiode angehörend und dem London Clay gleichaltrig, enthalten. Nur an der Einmündung der Thäler liegen landige, sehr langsam ansteigende Flächen; so besonders an Sary Chegauaf (selber Golf), der allmählich in die ausgedehnte Fläche der Karakum übergeht. Bei länger wehenden heftigen Südwinden dringen die Wasser des Aralsees ziemlich weit in die sonst trocken liegende Bucht ein; so weit dies geschieht, ist der Boden mit den Schalen der Muscheln (Cardium edule, Adacna vitrea, Dreissena polymorpha, Neritina fluviatilis, Hydrobia ulvae, H. spica und Neritina u. sp.) bedeckt, welche heute noch im See leben. Weiter hinaus findet man Massen älterer Schalen, die ganz genau die Höhe bezeichnen, bis zu welcher das Wasser des Aralsees zu irgend einer Zeit einmal gereicht hat. Diese Zone ist mitunter 15 englische Meilen breit, aber ihre äußerste Grenze liegt nirgends mehr als 15 Fuß über dem heutigen Niveau des Sees. Diese Grenze ist auch überall durchaus scharf; es ist somit absolut ausgeschlossen, daß in größerer Höhe über

Digitized by Google

dem See die Lager durch die Verwitterung zerstört und abgetragen worden sein könnten, denn das könnte unmöglich so gleichmäßig und bis zu einer gewissen Höhe geschehen sein. Demnach hat der Aralsee auch in der neueren Periode offenbar niemals höher als 15 Fuß über seinem heutigen Niveau gestanden und niemals die Wüste Kara Kum ganz bedeckt. In der That fehlen dort auch alle Spuren ehemaliger Wasserbedeckung. Butelow besuchte eigens den nördlich vom Aralsee gelegenen Tschalkarsee, um zu sehen, ob sich eine ehemalige Verbindung mit dem Aral nachweisen lasse. Der See erscheint auf russischen Karten noch als eine Wasserfläche von 40 Miles Länge und 25 Miles Breite, in welchen sich der Irghiz und der Turgai ergießen. Der Reisende fand Anfang August 1886 nur einen beinahe völlig ausgetrockneten Salzmorast, dessen Bestände seine Kamele ohne besondere Anstrengung kreuzten. Die beiden Flüsse erreichen das Becken schon lange nicht mehr, sondern verlieren sich vorher in Moräasten. Auch der Tschalkarsee ist an seinem Nordende von steilen Klippen aus horizontal geschichtetem, cocänem Sandstein eingefaßt, welche weiterhin zu einer Höhe von 600 bis 700 Fuß aufsteigen. Von rezenten Muscheln war weder auf der Oberfläche noch in den tief eingeschnittenen Schluchten eine Spur zu finden. Ein früherer Zusammenhang mit dem Aralsee ist also im höchsten Grade unwahrscheinlich. Somit reduziert sich der frühere große Umfang des Aralsees, wenigstens für die Zeit, seit welcher die heutige Fauna in ihm existiert, auf ein sehr bescheidenes Maß [Chr. W. Butelow, On some variations of Cardium edule, in Philos. Transact. R. Soc. London, vol. 180 (1889), p. 227—230].

— Die Gestirne bei den Kibanganegern sind der Gegenstand einer Mitteilung des katholischen Missionars Bynde, der die Station zu Kibanga am Nordwestufer des Tanganjikasees verwaltet. Wie vielfach in der Südsee, richten auch die dortigen Schwarzen ihre Arbeiten nach der Stellung der Sterne ein. Erheben sich die Plejaden, so beginnt die Saat und werden Feste zu Ehren der Toten gefeiert; der Name derselben, Kiti, bezieht sich auf diese Thatsache. Die Milchstraße wird durch einen Namen bezeichnet, welcher die Begrenzung der trockenen und nassen Jahreszeit bedeutet. Mit dem Erscheinen des Gürtels des Orion beginnt die Fischerei und beim Erscheinen eines andern, von Pater Bynde nicht benannten Sternes, fangen die Weiber an, Maniok zu stampfen. Aldebaran heißt der nördliche, Sirius der südliche Ekelstein. Centaur, südliches Kreuz und Schiff heißen „Wege“ oder „Zebner“, weil sie in der Richtung nach dem Süden liegen und aus vielen Sternen zusammengesetzt sind.

— Das Abauj-Torna-Gömörer-Höhlengebiet. Karl Siegmeth, der sich um die Erforschung der Agteleker Höhle große Verdienste erworben hat, bringt im Jahrbuche des ungarischen Karpatenvereines (1891) eine Beschreibung dieses großen, sich über drei Komitate erstreckenden Höhlengebietes, wobei die Agteleker Höhle begreiflicherweise am meisten berücksichtigt ist. Der Aufsatz ist aber selbst für jene lesenswert, die bereits die umfassende, 1890 zu Eperies erschienene Monographie Siegmeths über die Agteleker Höhle kennen, denn er enthält manche neue Daten, die für die Kenntnis der Höhle von Wichtigkeit sind. Außer dieser bedeutendsten aller ungarischen Höhlen enthält der Aufsatz auch Beschreibungen der Büdöfiker (oder Dominczaer) Höhle, des Räuberloches, der Eishöhle von Szilicze (oder Lednicza), des Glengöltyuk (Klingendes Loch), der Szalánka, während eine Anzahl andrer Höhlen nur kurz erwähnt sind.

Gewissermaßen ein Seitenstück zur vorerwähnten Beschreibung bildet im selben Bande des Jahrbuches der Aufsatz von Koloman Münnich über die schwierigen Verhältnisse, unter denen die Vermessung der ganzen Höhle durchgeführt werden mußte, welche notwendig war, um den geeigneten Punkt für den neuen Durchbruch zu finden. Neben dem technischen Teile sind in diesem Aufsatze die Beobachtungen über die Schwankungen der Magnetnadel und die Temperaturangaben von allgemeinem Belang. Letztere schwanken (im Monate Februar) zwischen + 9,50 und + 10,75° C. Die ganze Vermessung wurde gleich wie bei der kürzlich nächst Adelsberg durchgeführten sowohl oberirdisch als unterirdisch gemacht. Franz Kraus.

— Das Areal Europas innerhalb seiner natürlichen Grenzen ist ein sehr schwankendes, wie dieses Hermann Wagner (in Bevölkerung der Erde, VIII, Gotha 1891) gezeigt hat. Dasselbe schwankt um 267 000 qkm, je nachdem man die polaren Inseln Island, Spitzbergen und Nowaja Semlja einschließt oder nicht und es kann, je nachdem man die europäisch-asiatische Grenze annimmt, um nicht weniger als 1 100 000 qkm schwanken.

1. Es entfallen auf Europa in den engsten physischen Grenzen bis zum Kaukasus und zur Linie des Manytsch, ohne Nowaja Semlja und ohne die kaspische Steppe, jedoch mit dem Asowschen Meere, 9 246 000 qkm.

2. Europa bis zum Uralkamm und Uralfluß und zur Manytschlinie (ohne die polaren Inseln) 9 551 000 qkm.

3. Europa bis zum Uralkamm, Uralfluß und Kaukasuskamm 9 817 000 qkm.

4. Europa im weitesten Sinne, einschließlich Ural und Kaukasus, kaspische Steppe bis Emba und mit Einschluß der drei polaren Inseln 10 600 000 qkm.

— Alte Gräber in der argentinischen Provinz Catamarca, die von F. P. Moreno untersucht wurden, haben ein überraschendes Ergebnis für die amerikanische Urgeschichte gehabt. Moreno hat dort 86 Menschenschädel, 400 Vasen, 420 Steingeräte, 110 Gegenstände aus Knochen und 15 Kupfergeräte ausgegraben. Die menschlichen Reste deuten auf verschiedene Typen; der eine gleicht den aus den peruanischen Grabstätten von Ancon, der andre jenen der Indianer im Chaco und im Süden Argentiniens; alle Schädel sind Kurzköpfe, viele künstlich verunstaltet. Keinenfalls sind die Gräber gleichaltrig, und die mit Schädeln vom Ancontypus erscheinen als die jüngsten. Aber auch vor Ankunft dieses peruanischen Elementes zeigten die im heutigen Catamarca lebenden Rassen einen keineswegs barbarischen Zustand nach Art der heutigen Indianer. Sie bauten gewaltige Festungen, die an jene in Arizona und Neumexiko erinnern und auch die Reste ihrer Wohnstätten scheinen auf eine höhere Kultur zu deuten, als sie z. B. jetzt bei den Pueblosindianern zu finden. Die Gesichtsurnen, die Leichenurnen für jüngere Personen, die „Felsinschriften“, die Geräte aus Stein, Bronze oder Kupfer, alles dieses deutet mehr auf eine westliche, andinische Kultur, als auf Vorfahren der heutigen Indianer des südamerikanischen Ostens. Trotzdem glaubt Moreno nicht, daß man die alten Bewohner Catamarcas mit den alten Peruanern in Verbindung setzen dürfe, denn alle Funde zeigen einen durchaus verschiedenen Charakter von den peruanischen; vieles zeigt, nach Moreno, ganz mexikanischen Typus, einiges erinnert an die Chibcha, wieder anderes zeigt einen ganz eigentümlichen Charakter. Dies die vorläufigen Ergebnisse, wie sie Moreno in der Revista de la Plata 1890—91 mitteilt.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 6.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Die natürliche Pflanzendecke Norddeutschlands.

Von Dr. med. Ernst H. L. Krause. Kiel.

I.

Πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει. (Sophokles, Antigone.)

Wenn jemand Interesse gewinnt für die organische Natur seiner Heimat und wenn er sich bemüht, die Tiere und Pflanzen des Vaterlandes kennen zu lernen, dann begiebt er sich zur Stadt hinaus und richtet seine Schritte gegen den Wald, die Wiese und die Heide. Im Garten und auf dem Felde hat er wohl manchen Vogel und manches Kerbtier gesehen, die sich ohne Zuthun des Menschen oft gegen seinen Willen und Wunsch dort angesunden haben, er hat auch bemerkt, wie Hustlattich, Quecke und Schachtelhalm den Kulturpflanzen den Boden streitig machen, aber diese Wildlinge beeinflussen doch nur wenig das Gesamtbild des urbaren Landes. Diesem gegenüber erscheinen Wald und Heide, Wiese und Moor als die Überbleibsel einer ohne unser Zuthun entstandenen Lebensgemeinschaft, welche wir in ihrer Gesamtheit als „natürliche Flora und Fauna" bezeichnen.

Gewiß ist es richtig, daß die meisten Pflanzen und Tiere des Waldes und der Wiese nicht vom Menschen ins Land gebracht sind, aber trotzdem ist der Zustand dieser Landschaften kein „natürlicher", d. h. kein vom Menschen unabhängiger. Sehen wir denn nicht, wie die Bäume des Waldes reihenweise angeordnet stehen mit gleichen Abständen wie Soldaten auf dem Exerzierplatz, sehen wir nicht, wie hier Bäume gefällt, dort andre angepflanzt oder gesäet sind? Wehrt nicht ein hoher Zaun den Tieren und eine Warnungstafel den Menschen den Zutritt zu den jungen Bäumen, den Schonungen? Treffen wir nicht Damwild an, wo es vor einigen Jahrzehnten noch Edelhirsche und in früheren Zeiten Wildschweine gab? Ebenso wie der Wald ist die Wiese in Kultur, da weiden nicht nur Herden zahmer Wiederkäuer, da wird nicht nur durch Abgussgräben und Rieselleitungen die Bewässerung reguliert, nein, da wird auch ein- oder mehrmal jährlich gemäht, und alle Pflanzen, die es nicht vertragen, so oft bis fast zum Erdboden abgeschnitten zu werden, müssen eingehen, und alle Tiere, die auf diese Pflanzenarten angewiesen sind, müssen verschwinden. Torfstich und Entwässerung beeinflussen das Pflanzen- und Tierleben der Moore, Plaggenhieb, Brand und Schafhütung das der Heiden.

Der Umfang des Geländes, welches vom Menschen noch gar nicht beeinflußt wurde, ist in unserm norddeutschen Tieflande ganz unbedeutend. Zwar giebt es in Oldenburg einige Waldbestände, welche Urwälder genannt werden, aber da ist mitten drin eine Schenke, da weht schmutziges Papier zwischen den halbtausendjährigen Eichen, und Unkräuter des Kulturlandes sind eingedrungen in den Schatten des Waldes, der seiner höheren Tierwelt beraubt ist. In Ostpreußen giebt es weiße Moore, die Tausende von Hektaren umfassen und für Menschen und Vieh unzugänglich sind; diese mögen ganz oder teilweise von der Kultur unbeeinflußt geblieben sein. Das junge Schwemmland der Ströme und des Meeres bekommt ohne menschliches Zuthun ein Pflanzenkleid, aber dieses bleibt nur kurze Zeit sich selbst überlassen, bald wird es Weide oder Wiese oder ein nutzbares Röhricht.

Darum sind nun keineswegs alle Wälder, Wiesen und Heiden dem urbaren Lande gleichzustellen. Denn während dieses fast ausschließlich ausländische Nutzpflanzen und ausländische Unkräuter trägt, bestehen jene Formationen überwiegend aus inländischen Arten. Selbst wenn der Wald aus von auswärts eingeführten Bäumen besteht und asiatische Fasanen beherbergt, bleibt er in seinem Gesamtbilde und durch zahlreiche niedrige Pflanzen und kleine Tiere dem Bilde, welches wir uns von dem Urzustande unsrer Heimat machen, ähnlicher als ein Garten, in welchem deutscher Sellerie unter deutschen Kirsch- und Apfelbäumen wächst. Aus Feld und Garten ist die natürliche Fauna und Flora vertrieben, und nur wenige Repräsentanten derselben haben sich wieder eingeschlichen, dagegen ist im Walde, auf der Heide und der Wiese die natürliche Lebensgemeinschaft nur mehr oder weniger verändert oder die schon verschwunden gewesene (bei neu angelegten Wäldern u. s. w.) in veränderter Form wieder eingeführt. Man kann deshalb Wald, Heide und Wiese als

Digitized by Google

Halbkulturformationen bezeichnen im Gegensatz zu den Kulturformationen des Ackers und des Gartens. Wir haben also gesehen, daß von den natürlichen Lebensgemeinschaften in unsrer Heimat fast nichts unverändert geblieben ist. Und wenn wirklich einige unzugängliche Moore, einige Schlick- oder Sandbänke von der Kultur nicht angegriffen wurden, so sind doch diese besondern Bodenstücke durchaus unzureichend für die Rekonstruktion der urwüchsigen Pflanzendecke Norddeutschlands und ihrer tierischen Genossen. Wenn wir eine solche Rekonstruktion versuchen wollen, müssen wir ausgehen von den Halbkulturformationen.

Botaniker haben öfter versucht, durch Beobachtung der innerhalb dieser Formationen gedeihenden Pflanzenarten Aufschluß über die ursprüngliche Vegetation zu gewinnen, aber sie haben sich mit ihren Schlußfolgerungen meist im Kreise bewegt und dann die Halbkulturformationen für wenig veränderte Urformationen oder für reine Kulturprodukte gehalten. Besser haben es Forstleute verstanden, aus den Existenzbedingungen des Waldes auf seine Vergangenheit zu schließen. Aber die sicherste Auskunft hat bis jetzt die Geschichtsforschung gegeben. Ich will an dieser Stelle nur an die Frage des Indigenats der Nadelhölzer im Harz erinnern: Der Botaniker Hampe hielt sie alle für fremd, der Forstmann Borggreve erkannte nur der Fichte das Bürgerrecht zu, und der Historiker Jacobs wies aus Urkunden nach, daß Fichte, Kiefer und Eibe tanne vor Einführung der Forstkultur auf diesem Gebirge vorkamen. Mehr als die Erforscher der Flora waren von vornherein die Zoologen auf die Geschichtsforschung hingewiesen. Bei allen großen Tieren: Bär, Wolf, Luchs und Wildkatze, Ur und Wisent, Elch, Biber, ja selbst Edelhirsch und Wildschwein, ist die Ausrottung oder Gebietsbeschränkung durch die Menschheit so augenfällig, daß niemand es unternehmen wird, sich ohne Kenntnis der Geschichtsquellen ein Urteil über die natürliche Verbreitung der Säugetiere zu bilden. Indessen giebt die Geschichte in manchen Gegenden Norddeutschlands kaum über sechs Jahrhunderte Auskunft, und es müssen auch die Ergebnisse der prähistorischen Forschung und der Alluvialgeologie, in gewissem Sinne sogar die der Diluvialgeologie herangezogen werden.

Wir wollen nun versuchen, ob wir ermitteln können, wie es in Norddeutschland aussehen würde, wenn der Mensch nicht in die Natur eingegriffen hätte.

Unser Vaterland tritt in die Geschichte ein als ein waldreiches Land, und fubfossile Waldreste begegnen uns häufig in den jüngsten geologischen Schichten. Es wird also in erster Linie die Frage zu erörtern sein, wie groß die ursprüngliche Ausdehnung des Waldes[1]) war, und in welchem Umfange Lichtungen vorhanden waren, welche den jetzigen Heiden und Wiesen entsprechen.

Darüber kann kein Zweifel sein, daß Wald überall da vorhanden war, wo Boden und Klima das Wachstum von Bäumen gestatten, sofern nicht pflanzenfressende Tiere in solcher Menge vorkamen, daß sie alle Sämlinge zerstörten.

Was das Klima betrifft, so hindern Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse an sich nirgends den Baumwuchs, selbst der Brockengipfel ist nicht zu kalt. Dagegen ist der Wind sowohl auf exponierten Höhen als auch besonders an den Meeresküsten ein Hinderuis für Waldanlagen. In welcher Weise der Sturm die Baumvegetation beeinträchtigt, darüber hat lange Zweifel geherrscht. Es scheint jetzt festzustehen, daß die mechanische Kraft wenig Einfluß hat, und daß der Salzstaub der Meeresbrandung nur auf ganz unbedeutende Entfernungen mitgerissen wird, daß vielmehr die austrocknende Wirkung des Windes es ist, welche die Bäume tötet. Unter dem Einfluß des Windes gehen die Blätter mehr Feuchtigkeit ab, als ihnen in der gleichen Zeit aus dem Boden zugeführt wird[1]).

Wenn wir annehmen wollten, daß überall da, wo jetzt der Wind den Wald nicht aufkommen läßt, auch ehemals kein Wald gewesen sei, so müßten wir außer dem Brockengipfel auch einige andre Höhen, sowie sämtliche Nordseeinseln, die Westküste von Schleswig-Holstein und einige Landstriche an der Ostsee für natürlich waldlos halten. Aber wir müssen bedenken, daß die Natur mehr Zeit und Geduld hat und mit geringerem Erfolge zufrieden ist, als ein Grundbesitzer, und daß da, wo die Anlage eines Kulturwaldes sehr kostspielig und auf ewig unrentabel erscheint, im Laufe von Jahrhunderten doch vielleicht ein leidlicher Baumwuchs nachkommen könnte, wenn das Land sich selbst überlassen würde. Sehen wir uns deshalb in der Vergangenheit um, ob die jetzt waldlosen stürmischen Gegenden niemals Wald getragen haben.

Am Brocken hört der Wald fast 200 m unter dem Gipfel auf. Krüppelfichten, strauchige Buchen und Quitschen (Pyrus aucuparia) bilden die obere Baumgrenze. Der erste, welcher diesen Berg erforschte, war Thal[2]) am Ende des 16. Jahrhunderts. Aus seinen Angaben ist zu entnehmen, daß der Gipfel kahl war mit Einschluß des roten Bruchs und des Brockenfeldes, also in derselben Ausdehnung wie jetzt. Auch vom hessischen Meißner wird angegeben, daß auf dem Gipfel nur verkrüppelte Bäume gedeihen. Aber diese Angabe ist erst vom Jahre 1799[3]), als der Holzverbrauch des Allendorfer Salzwerkes den ursprünglichen Waldbestand verbraucht hatte und schon so ausgedehnte Neuanpflanzungen stattgefunden hatten, daß Personen die Lärche für einheimisch ansehen konnte. Der Meißner bleibt mit seiner höchsten Erhebung 200 m hinter dem höchsten Buchenhorst des Brockens zurück, und es ist mir ganz unwahrscheinlich, daß er die Baumgrenze erreicht. Nach einer Angabe von Schwaab[4]) sollen sich auch die Wasserkuppe und drei andre Höhen der Rhön sowie das Vogelsgebirge und der thüringische Inselsberg über die Waldgrenze erheben. Ich finde diese Angabe anderweit nicht bestätigt; auf dem Inselsberg war ich selbst und habe eine waldlose Zone nicht bemerkt. Übrigens giebt Schwaab selbst auf der Höhe desselben Corylusgesträuch an, woraus schon zu entnehmen ist, daß eine klimatische Baumgrenze hier nicht überschritten wird, denn die Hasel kommt oberhalb der Waldgrenze nirgends vor.

Von den Nordseeinseln ist Helgoland seit der Eiszeit nicht landfest gewesen. Darauf deutet nicht nur die durch die Kultur sehr stark beeinflußte Flora der Insel, sondern auch die Algenvegetation des umgebenden Meeresgrundes hin[5]). Es finden sich im Schiefertorf dieses Eilandes Reste von Eichen, Hagebuchen, Ellern und Espen, welchen nach Ansicht maßgebender Geologen ein prädiluviales Alter zukommt[6]). Reste von interglacialem und alluvialem Baumwuchs sind nicht bemerkt. Gleichfalls gänzlich waldlos sind seit mehr als 200 Jahren die nordfriesischen Inseln einschließlich der von Marsch umgebenen Geestinseln von Hoyer und im Kreise Eiderstedt.

[1]) Die gegenwärtige Ausdehnung ist dargestellt in Andree und Peschels physikal.-statist. Atlas d. Deutsch. Reiches, Nr. 8 und 9a. Eine neuere Statistik ohne Karte in den Monatsheften f. Statistik d. Deutschen Reiches 1884, VIII, 1 ff.

[1]) Kihlmann, Pflanzenbiol. Studien aus russ. Lappland. Acta soc. p. fauna u. flora fennica 1890.

[2]) Sylva Hercynia, Frankfurt a. M. 1588.

[3]) Schraub, Physik.-mineral.-bergm. Beschreibung d. Meißners, Kassel 1799.

[4]) Geograph. Naturkunde v. Kurhessen, Progr. Gymnas. z. Kassel 1851.

[5]) Reinke, Die Flora von Helgoland, Deutsche Rundschau, Sept. 1891.

[6]) v. Fischer-Benzon, Die Moore der Prov. Schleswig-Holstein, Hamburg 1891.

Digitized by Google

Historische Nachrichten über Wälder auf denselben sind überhaupt nicht bekannt. Es stecken aber bei Röm und Sylt Stubben von Kiefern und Eichen im Watt, und es sind dort unterseeische Torflager vorhanden, in welchen außer von den genannten Baumarten auch von Birken, Erlen, Espen und Fichten Reste gefunden sind[1]). Reste von Wäldern und Waldmooren, welche von Schlick überlagert sind, kommen an mehreren Stellen der schleswig-holsteinischen Westküste vor, und erstrecken sich im Bett der Elbe aufwärts bis über Hamburg hinaus. Soweit eine Altersbestimmung dieser immundierten Wälder und Moore bisher gelungen ist, müssen diese am Ende der Interglacialperiode entstanden und ungefähr zu der Zeit untergetaucht sein, als in der Ostsee der norddeutschen Ebene die zweite Vereisung stattfand. Daß diese Waldreste aber aus einer Zeit stammen, in welcher das Land bewohnt und bis zum Meere bewaldet war, ergiebt sich aus einem Aufschluß im Watt vor Husum. Dort steckten Birkenwurzeln im Strandsande, welcher Herzmuscheln enthielt, und dazwischen fand sich ein aus eben diesem Strandsand aufgeworfener Grabhügel. Das Ganze war zunächst von Moostorf, dann von Schlick (Marschklei) überlagert. Es spricht alles dafür und nichts dagegen, daß zu jener Zeit, als die in den Watten und unter den Marschen begrabenen Wälder an der Nordseeküste wuchsen, daß damals auch das Gebiet der jetzigen nordfriesischen Inseln bewaldet war. Wie und wann der Wald dort unterging, ist unbekannt. Es ist sicher, daß zu einer Zeit, welche mit der Überflutung der Westküste fast oder ganz zusammenfällt, ein Meeresarm sich durch Mittelholstein bis zu den Sventinequellen erstreckt hat, und daß Örtlichkeiten unter den Meeresspiegel gesunken waren, welche jetzt 80 m über denselben liegen. Möglich, daß damals auch die Inseln überflutet waren und ihre Wälder verloren. Dann lag aber gar kein Grund vor, daß sie nach ihrem Wiederauftauchen nicht wieder mit Wald bewachsen, denn kein Anzeichen spricht dafür, daß das jetzige Klima dem Baumwuchs ungünstiger sei, als das der Interglacialzeit. Man hat oft den Durchbruch der Straße von Calais für eine dem Walde ungünstige Änderung des Klimas verantwortlich gemacht, aber man hat dabei vergessen, daß heute noch an den niederländischen Küsten sowohl als an den vorwegischen Wald vorhanden ist. Auch auf Sylt[2]) giebt es eine Baumpflanzung, welche im Beginn der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts angelegt wurde, und hauptsächlich aus Birken besteht. Die Bäume des Westrandes dieses Wäldchens sind zwerghaft, aber jede folgende Reihe ist etwas höher, und Borggreve hat aus den Höhenverhältnissen dieser Birken berechnet, daß ein 90 m breiter Waldstreifen die hinter ihm stehenden Bäume soweit schützen würde, daß sie fast zur normalen Entwickelung kämen. Wenn wirklich die Westseeinseln seit ihrem letzten Emportauchen aus dem Meere waldlos geblieben sind, dann kann ich keine andre Erklärung dafür finden, als daß frühzeitige Besiedelung die natürliche Entwickelung der Flora unterbrochen hat.

Das Vorkommen mehrerer der Formation der Kiefer angehöriger Pflanzenarten auf diesen Inseln macht es mir wahrscheinlicher, daß die Wälder nicht vom Meere, sondern vom Menschen vernichtet sind, und zwar in vorgeschichtlicher Zeit. Es wachsen nämlich dort die Karthäuserneke, eine Veronica (spicata) und ein Gras (Koeleria glauca), welche sich in ihrer natürlichen Verbreitung in der norddeutschen Ebene an die Kiefernwälder und gemischten Bestände anschließen und in den reinen Laubwaldgebieten fehlen. Diese Arten hätten eine Überflutung nicht überstanden, sie sind entweder mit dem gemischten Walde der Interglacialzeit von der Bodensenkung nicht betroffen oder sind nach dem Wiederauftauchen der Inseln in sehr früher Zeit mit der Kiefer wieder eingewandert. Dann muß der Waldbestand endgültig vernichtet sein, ehe die Kiefer vom Laubholz ganz verdrängt wurde, denn sonst wären mit ihr auch diese Standen verschwunden, wie sie vom ganzen Festlande der Cimbrischen Halbinsel verschwunden sind. Erst bei Geestbach an der Elbe finden wir diese Arten wieder. Was von den nordfriesischen Inseln gesagt wurde, gilt annähernd auch von den ostfriesischen: das Klima schließt den Wald nicht aus[3]).

Auf der Cimbrischen Halbinsel hat sich Hochwald an mehreren Stellen in historischer Zeit bis an die Westsee erstreckt. Über den Grenzwald zwischen Schleswig und Nordjütland sagt Danckwerth[4]): „Das Gehölt ist in vorigen Zeiten viel gröser gewesen dann itzo, sintemal es angangen in Kalfslundharde bey Fordrup oben[5]) Nipen, daher es auch anff Dänisch Farrischaw, das ist Farrisholz ist genennet worden, ist längs der Schadtburgischen Aw[6]) fortgegangen, durch Fröß- und Gramharde, so dann auch Tystrupharde auf Odys, Wonsyldt, biß an die Ost-See ..., ist aber dieser Wald acht Meil wege lang gewesen ..., nunmehr (1652) aber ist er nicht so groß, hängt auch nicht stets aneinander, wiewol er sonsten den jetzterwehnten Strich annoch hält. Dieser Wald heget eine Menge wilder Thiere, unter anderen viel wilde Schweine, und weil es Eichen und Büchen Holtz, können in maßbaren Jahren viel Tausendt Schweine darinnen seist gemacht werden."

Auch der „Strich Sandes", welcher sich von Humptrup und Süder-Lügum über Lobelund und Medelby bis Frösler, also von der Tondernschen Marsch bis zur Flensburger Föhrde erstreckt, trug nach Danckwerth ehemals einen Wald, in der Karsharde Braunslundt, in der Wiekesharde aber Krackwolt geheißen.

Zwischen Farrhisholz und Krackwald lag das Waldgebiet von Lügumkloster, in welchem sich Reste abgehauener Eichenbestände mit reicher Waldflora noch heute zwischen Spandet und Medolden meilenweit erstrecken.

Die Husumer Gegend besitzt noch Hochwaldbestände, und wenn auch hinter derselben unmittelbar an das Meer herantritt, so läßt sich doch aus dem Namen des Nordstrand gegenüber liegenden Kirchdorfes Schobüll[7]) mit einiger Sicherheit auf das Vorhandensein ehemaligen Waldes schließen.

Die Dithmarsche Geest war im Mittelalter und bis zur Unterwerfung des Landes im 16. Jahrhundert fast ganz mit Wald bestanden[8]), und die Geerzsche Karte[9]) weist aus, daß es in der Mitte des 17. Jahrhunderts noch sehr viele Wälder am Westabhange derselben gegeben hat.

Auf dem Festlande zwischen Elbe und Zuiderſee ist Wald in unmittelbarer Nähe der Küste zum Teil noch vorhanden und in größerer Ausdehnung in historischer Zeit vorhanden gewesen. Nicht nur die Geest des Landes Wursten,

[1]) Siehe die Quellennachweise b. v. Fischer-Benzon a. a. O., welche Arbeit auch der folgenden Untersuchung zu Grunde liegt.

[2]) Borggreve, Über die Einwirkung des Sturmes auf die Baumvegetation (mit drei Tafeln); Abhandl. d. naturw. Vereins zu Bremen, Bd. 3, 1872. — Borggreves Arbeiten gehören zu den wichtigsten, welche wir über die nordseeische Flora besitzen; leider sind sie von Botanikern kaum beachtet, weil der Verf. zu viel Kenntnis der Forst- und Landwirtschaft voraussetzt.

[1]) Die Arbeit von Quael-Faslem über Holzendau auf Spiekeroog war mir nicht zugänglich.

[2]) Neue Landesbeschreibung d. zwei Herzogtümer Schleswig u. Holstein 1652.

[3]) Soll heißen „nördlich von".

[4]) Die Königsau.

[5]) Dän. Skov = Wald, hüll entspricht d. deutschen bodil, Büttel.

[6]) Chalybäus, Geschichte Dithmarschens 1888.

[7]) Historische Karte u. s. w., redig. f. d. Zeit v. 1643 bis 1648. Berlin 1886/88.

Digitized by Google

sondern auch die Hadelsche und Kehdingsche Marsch hat Wald getragen [1]). Kleine Holzfleete giebt es in der Nähe der Wesermündung, Wälder in der Nähe der Jade. Das Emsmündungsgebiet fand Plinius mit Eichenwald bestanden. Die „Walden" im niederländischen Friesland haben ebenso wie Holland (s. v. w. Holtland) ihren Namen von ihrem alten Waldkleid.

Wie an der Nordsee giebt es auch an der Ostsee Küstenstriche, welche den Nordwestwinden ausgesetzt und gegenwärtig baumlos sind. Ich habe früher [2]) den Privaal, Poel, die Halbinsel Wustrow und das Fischland als Landschaften betrachtet, von welchen der Wind den Baumwuchs ausschließt. Seitdem habe ich Wälder kennen gelernt, die viel stärkeren und häufigeren Stürmen ausgesetzt sind, als die genannten Gegenden. Um zu zeigen, daß die klimatischen Bedingungen des Waldwuchses überall längs der Ostsee gegeben sind, brauche ich wohl nur darauf hinzuweisen, daß es auf Hiddensee [3]) mastragenden Wald gab, und daß auf der Kurischen Nehrung Wälder vorhanden sind und in noch größerem Umfange in historischer Zeit vorhanden waren [4]). Freilich sind und waren diese Küstenwälder nicht immer derart, daß ein Forstmann damit Staat machen könnte. So heißt es von den Wäldern der Kurischen Nehrung im 17. Jahrhundert: „Der Sarkawsche Walbt .. lieget zwischen der Ost-See und dem Churischen Hache, mag fast eine Meil weges in die Breite sein, darinnen giebet es mehrentheiß Junge Tannen [5]), aber kein Bawholz, und halten sich daselbst Ehlendt und Wölffe unterweilen auch Rehe auff, ... strecket sich bart biß Niedben, ohngefähr 6 Meilen in die Länge, an etzlichen Orten aber nicht über eine Vierthel Meil weges in die Breite, lieget zwischen der Ostsee und dem Churischen Hache, hat viel Berge und tieffe Thall, giebet darinnen nichtß alß kleine und krumme Tannen, darbei auch Fichtenstrauch [5]), darinnen halten sich Ehlendt, Haasen, Wülffe und Füchse auff, und sind Hirsche zu hegen über 100 stück dahin gebracht . . . ." An weniger exponierten Orten der Ostseeküste gedeiht tadelloser Hochwald, z. B. in Schleswig-Holstein, auf den dänischen Inseln, am Heiligen Damm, auf Usedom und bei Oliva.

Das Klima schließt also den Waldwuchs aus allein von der Höhe des Brockens und vielleicht von Helgoland. Ob dies kleine Eiland unter Umständen bewalden könnte, ist eine unfruchtbare Frage.

Von Bodenarten gelten im allgemeinen als dem Baumwuchs hinderlich jahles, jeglicher Erdkrume entbehrendes Gestein, sowie übermäßig beweglicher oder an Nährstoffen sehr armer Grund (Flugland, Heideland, Torf), ferner von Wasser bedecktes oder übermäßig durchtränktes oder oft überschwemmtes Land und endlich salzhaltige Stellen. Außerdem werden noch in verschiedenen Gegenden verschiedene geologische Schichten als des Waldes von Natur entbehrend angesehen.

Jedes Gestein bedeckt sich mit der Zeit mit eigenen Verwitterungsprodukten, welche durch die Einwirkung niederer und niedriger Gewächse vermehrt, allmählich eine Erdkrume bilden, in welcher Bäume zu wurzeln vermögen. Frisch aus dem Meere gehobenes und jungvulkanisches Gestein haben wir in Norddeutschland nicht. Die Eifel [1]) und der Meißner, sowie die Basalte der sächsisch-böhmischen Grenze sind bewaldet oder doch bis zum Eingriff des Menschen bewaldet gewesen. Steile Abhänge schließen Waldwuchs nicht aus, die Sächsische Schweiz bietet dafür zahlreiche Belege. Nur wo die Brandung am Felsen nagt und stets neue Schichten entblößt, ehe die früheren sich mit Wald bedecken konnten, oder wo fließendes Wasser, Bergrutschungen u. dgl. ähnliches zu Wege bringen, ist das Gestein von Natur unbewaldet. Aber es ist nicht das Gestein an sich, sondern die Beweglichkeit des Bodens, welche diese Lichtungen verursacht. Ebenso wie die steinigen verhalten sich in dieser Hinsicht die erdigen Bodenarten. Die Abbruchufer des Meeres, der Flüsse und Bäche können nur dann Wald erzeugen, wenn ihre Abhänge der zerstörenden Wirkung des Wassers auf Jahrzehnte entzogen werden. Auch auf Flugland kann kein Baum hochkommen. Die Keimpflanze wird entwurzelt oder überweht. Aber es giebt Gräser und Kräuter, die im beweglichen Sande zu wurzeln und zu wachsen vermögen; sie bereiten den Boden vor für Büsche und Sträucher und endlich für Bäume. Prächtig bewaldeter Flugland ist z. B. auf Usedom zu sehen. Die jungen Kiefern- und Weißellernbestände auf den Dünen der Danziger Bucht zeigen, daß auch dort Waldwuchs möglich ist. Der alte Wald der Kurischen Nehrung mit seinen „vielen Bergen und tiefen Thälern" ist ebenfalls ein Dünenwald gewesen. Reste desselben sind noch vorhanden. Auf Fluglandgebieten des Binnenlandes gedeiht der Wald noch besser als an der Küste. Wie werden also den Flugland nur da als von Natur waldlos ansehen, wo er frisch entblößt ist: sei es, daß ein Sturm Lücken in den Wald gerissen, die Bäume entwurzelt und damit dem Sande seine Beweglichkeit wiedergegeben hat, sei es, daß das Meer oder fließendes Wasser den Sand frisch angeschwemmt hat.

Betzenberger, der Monograph der Kurischen Nehrung, meint, daß der Wald auf dieser Landzunge zu einer Zeit entstanden sei, als das Meer weniger Sand aus Ufer warf, und daß er jetzt durch die wandernde Düne erdrückt werde. Nach dem, was ich in der Rostocker Heide und an der atlantischen Küste Virginiens beobachtet habe, zerstört die wandernde Düne den Wald nicht in dem Maße, die Bäume an der Leeseite wachsen vielmehr fort, und manchmal trifft man noch an der Windseite lebende Bäume, über welche die Düne hinweggegangen ist. Bildet sich seewärts eine neue Düne, so gewährt sie der alten Ueberwind, so daß diese zur Ruhe kommt und auch an der Windseite bewächst. Folgt aber das Meer der wandernden Düne gegen das Land zu, so bleibt das Landschaftsbild unverändert: Eine Düne, die an der Leeseite bewaldet ist. Große Sturmfluten schwemmen manchmal unglaubliche Sandmengen in den Wald und zerstören zugleich durch ihr Salzwasser den Baumwuchs, aber derartige „Dünenbrüche" sind stets lokale Erscheinungen. Auf der Kurischen Nehrung gab es im 17. Jahrhundert Teerbrenner [2]), und zweifellos hat Jahrhunderte lang die Bevölkerung ihr Brennholz aus dem Walde geholt — diese Thatsachen genügen, um den Untergang des Waldes zu erklären.

Wegen Mangels an Nährstoffen meinte man, sei der Heidesand nicht fähig, Wald zu tragen. Diese Ansicht ist bereits von Borggreve [3]) an der Hand forstmännischer Erfahrung gründlich widerlegt. Ich habe der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Heide" nachgeforscht und mich aus

[1]) Geerz, Historische Karte.
[2]) Pflanzengeogr. Uebersicht d. meckl. Flora. Güstrow 1884.
[3]) Pommersches Urkundenbuch, Bd. 3, Abt. 2, S. 305 (v. Jahre 1297).
[4]) Betzenberger, Die Kurische Nehrung. Stuttgart 1889.
[5]) Mit Rücksicht auf die Standortsverhältnisse muß angenommen werden, daß „Danne" die Kiefer bezeichnet, und daß „Fichte" hier in demselben Sinne gebraucht ist, wie bei den heutigen Botanikern, nämlich für Picea excelsa. „Junge Tannen" soll wohl heißen „dünne"; die Kiefer wächst unter ungünstigen Bedingungen äußerst langsam.

[1]) Wirtgen, Die Vegetation d. hohen u. vulkan. Eifel. Rhein. Jahrb. 22, S. 62 ff.
[2]) Betzenberger, S. 67.
[3]) Die Verbreitung u. wirtschaftl. Bedeutung d. wichtigeren Waldbaumarten u. s. w. Stuttgart 1888, woselbst die älteren Spezialarbeiten citiert sind.

Digitized by Google

Geschichtsquellen und geologischen Arbeiten über den Urzustand der sandigen Heiden nach Möglichkeit unterrichtet und kann, was Norddeutschland betrifft, nur das Ergebnis von Borggreves Studien bestätigen: Die Heide ist Kulturland, sie war vorher Wald und wird es wieder werden, wenn der Mensch ihr die nötige Ruhe läßt [1]). Etwas anders liegen die Verhältnisse in Jütland.

Die Westhälfte dieses Landes ist eine sandige Heidebene, in welcher Reste ehemaligen Baumwuchses nicht nachweisbar sind. Über diese Ebene erheben sich inselartige Hügel und Hügelgruppen, auf denen diese sind Reste verhauenen Eichen- und Lindenwaldes stellenweise noch vorhanden. Ich halte die jütischen Heidebenen, die Flader der Dänen, für sehr junges, erst in der Alluvialzeit gehobenes Land, auf welchem der Boden für den Baumwuchs noch nicht genügend vorbereitet ist, aber — was mir noch wahrscheinlicher ist — auf welchem der Mensch niemals Baumwuchs hat aufkommen lassen. Daß diese Heidegegenden seit alter Zeit bewohnt sind, beweisen zahlreiche Hünengräber. Von den Torfmooren meint Grisebach [2]), daß sie deshalb in ihrer Vegetation mit den sandigen Heiden übereinstimmen, weil der Gehalt beider Bodenarten an Nährsalzen ein gleich geringer sei. Diese Annahme bezieht sich indessen auf „wassergetränkten" Torf, welcher später bei Erörterung des Einflusses des Wassers auf den Wald zu besprechen ist. Trockenes Torfmoor, sich selbst überlassen, bewaldet. Grisebach [3]) erwähnt einen Kiefernwald im Hunteburger Moor, welcher auf mehr als 20 Fuß tiefem Torfgrunde steht. Beim Torfstechen werden auch in andern Gegenden oft zahlreiche Baumwurzeln gefunden, die keine andre Erklärung zulassen als die, daß einst Wald auf dem Torf gewachsen ist. Sehr oft sieht man auf trockenen Torfmooren Gruppen von Birken und Kiefern, ja selbst einzelne Eichen, so daß man schon daraus auf die Möglichkeit der Bewaldung dieses Bodens schließen kann.

Was die Einschränkung des Waldes durch das Wasser betrifft, so ist selbstverständlich aller dauernd vom Wasser bedeckte Grund dem Walde ebenso dauernd entzogen. Das Überschwemmungsgebiet der Flüsse dagegen ist von Natur bewaldet, soweit nicht Uferabbruch und Versandung in der oben geschilderten Weise den Baumwuchs auf unbestimmte Zeit stören. Von den Eichenwäldern des Emsufers berichtet uns der alte Plinius [4]). Von der Feldau, welche dem Überschwemmungsgebiete der Elbe angehört, wissen wir, daß es bis zum Anfang dieses Jahrhunderts dort Eichenwald gab, und in dem Marschlande an der Ilmenaumündung erinnern wenigstens die Ortsnamen Erholt und Barenholt an ehemalige Bewaldung [5]). In der Hamburger Elbmarsch stand im 13. Jahrhundert Eichenwald auf Billwerder und an andern Orten [6]). Im Harz findet sich überall guter Waldwuchs, besonders schöne Eichen, im Überschwemmungsgebiete der kleinen Flüsse. Die Auwälder der Leipziger Flora [7]), welche aus Eichen, Hagebuchen, Spitzahorn und Ulmen zusammengesetzt sind, gehören dem Überschwemmungsgebiete der Elster und Pleiße an. Wälder im Oderbruch von Stettin abwärts und am Haff werden in Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts wiederholt erwähnt [8]). Wald gab es auch in der Niederung bei Krebsjauche, da, wo jetzt der Friedrichwilhelmskanal in die Oder mündet. Neben Eichen waren im 15. Jahrhundert Weiden, besonders Sahlweiden, häufig in diesem Revier, und Hopfen wuchs dort wild [9]). Der Barthbruch war im 13. Jahrhundert bewaldet; die Städte Militsch, Trachenberg und Herrstadt hatten kein Wiesenland (prata), sondern bülteten ihr Vieh auf Ackerweiden (pascua), am Flusse aber hausten Biber, und der einzige Nutzen, den der Uferwald abwarf, war anscheinend der Hopfen, den der Kastellan des Schlosses Militsch einsammelte [10]). Des Meeres Inundationsgebiet ist überall an den deutschen Küsten baumlos, ebenso im übrigen Europa und in der genäßigten Zone Nordamerikas und Asiens. Hier ist es nicht die Bewässerung, sondern der Salzgehalt des Wassers, welcher diese Wirkung auf die Vegetation zur Folge hat.

[1]) Wegen der gleichen Erscheinung im Rhein- u. Moselande vgl. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, Bd. 1, 1886.

[2]) Vegetation d. Erde I, S. 147.

[3]) Über die Bildung d. Torfes in d. Emsmooren. Göttingen 1846, S. 22.

[4]) Hist. nat. 16.

[5]) Frh. v. Hammerstein, Der Bardengau, Hannover 1869.

[6]) Schleswig-Holstein-Lauenburg, Regesten u. Urkunden, Bd. 2, Nr. 144.

[7]) Reiche in Isis 1876.

[8]) Pommersches Urkundenbuch, Bd. 2, Nr. 1183, 1193, 1220, 1261 u. s. w.

[9]) C. H. v. Kraube, in Abhandl. botan. Vereins d. Prov. Brandenburg 33, S. 82.

[10]) Tzschoppe u. Stenzel, Urkundensammlung, Nr. 81 u. a.

Eine Mönchrepublik im hohen Norden.

Von P. v. Stenin.

Im westlichen Teile des Weißen Meeres, welches früher von den Russen „studenoje more" (Kaltes Meer) genannt wurde, liegt ein Archipel aus sechs großen und einigen kleinen Inseln. Die großen Inseln heißen Sfolowezkij, Anserskij, Bolschaja (große) und Malaja (kleine), Muksfolma und die Haseninseln (Bolschoi und Maly Sajatschi). Die Inseln des Sfolowezkij-Archipels bestehen aus Gneis, Granit und Glescherablagerungen, in zwei Schichten übereinander gelagert, die untere Schicht aus grauem, die obere aus gelbem Lehm und Sand [1]). Granit- und Gneisgeröll bildet Wälle, welche an die Küste Skandinaviens erinnern und Überreste verschwundener Moränen sind [2]). Das Grundgestein kommt nur auf der Hauptinsel Sfolowezk im Granitfelsen des Kaps Petschat an der südlichen Küste zum Vorschein. Die Küsten der Inseln sind meistens flach und mit reihenweise aufgehäuftem Geröll bedeckt, welches jetzt 20 bis 42 m über dem Meeresspiegel liegt. Aus dieser Erscheinung folgerte Prof. A. Inostranzeff, daß der Sfolowezkij-Archipel im Steigen begriffen ist, d. h. er beobachtete an den Inseln die negative Strandverschiebung. In neuester Zeit trat dieser Meinung W. Fauffet entgegen, der auch diese Geröllhaufen für Moränenschutt hält [3]).

[1]) A. Inostranzeff, Geologische Untersuchungen im Norden Rußlands in den Jahren 1869 und 1870. Arbeiten der Gesellschaft der Naturforscher zu St. Petersburg, Bd. III (russ.).

[2]) Kropotkin, Untersuchungen über die Glacialzeit. Mitteilungen der Kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft; Abteil. für allgemeine Erdkunde, Bd. VII.

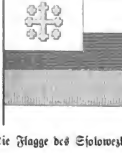
[3]) W. Fauffet, „Beiträge zur Frage von der negativen Strandverschiebung im Weißen Meere und an der Murmanküste" in den Mitteilungen der Kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft; Abteil. für allgem. Erdkunde, Bd. XXV.

Digitized by Google

Die höchste Erhebung im Archipel ist die Sfiskirnaja gorà auf der Insel Sfolowezky; auf der Spitze des schön bewaldeten Berges von komischer Form befindet sich eine Einsiedelei (skit) mit der Kirche des Erzengels Michael, deren Glockenturm zugleich als Leuchtturm dient. Die Sfiskirnaja gorà ist 85,2 m [1]) hoch. Der ganze Sfolowezky-Archipel mißt ungefähr 23½ geographische Quadratmeilen im Umfange, doch von diesem Areal ist nur wenig angebaut, der größte Teil ist mit Tundren, Seen und Wäldern bedeckt. Allein auf der Hauptinsel zählt man 300 Seen, von denen einige ziemlich bedeutend sind, so hat z. B. der große Weiße See (Bolschoje Bjeloosero) eine Länge von 5,3 km und eine Breite von über 1 km. Die Bäume in den Wäldern des Archipels sind meistenteils niedrig, krumm und knotig, und deswegen zum Bau nicht tauglich. Zum größten Teile bestehen die Wälder aus Tannen, Fichten, Birken, Erlen, Zitterpappeln, Weiden, Vogelbeerbäumen und seltener Weichselkirschbäumen. Von Sträuchern sind Wachholder, Himbeere, rote und schwarze Johannisbeere vertreten. Auf den sumpfigen Tundren findet man Moltebeere, Preißelbeere, Blaubeere, Schwarzbeere, Moosbeere und Pilze verschiedener Art. In den Gemüsegärten der Mönche des Sfolowezky-Klosters, welche einen Flächenraum von 128,4 preußischen Morgen einnehmen, gedeihen Kartoffeln, Kohl, Zwiebeln, Knoblauch, Rettig, Meerrettig, Zuckerrüben, Mohrrüben, Schnittkohl und Rüben; auf den Mistbeeten ziehen die Mönche auch Gurken, Salat und Sellerie auf.

Die Fauna der Inselgruppe ist selbstverständlich nicht reich; von wilden Tieren giebt es hier nur Renntiere, Füchse, Hasen und Eichhörnchen; mannigfaltiger sind die gefiederten Bewohner der Inseln; Adler, Habicht, Krähe, Rabe, Auerhahn, Schneehuhn, Haselhuhn, Taube, Sperling, Kranich, wilde Gans, wilde Ente, Seetaucher, Fischmöwe, braungelbe Grasmücke und Buschfink sind hier vertreten, die beiden letzteren in sehr geringer Anzahl. In den Seen fängt man Hechte, Aalraupen, Barsche, Kaulbarse, Plötzen und sogar Renken. Das Meer liefert den Klosterbrüdern Heringe (jährlich an 80 000 Pfund), Lachs (höchstens 4000 Pfund jährlich), Dorsche, Navaga (gadus navaga), Kumscha (salmo trutta), Stinte, Meerwolf (anarrhychus lupus) und einen seltsam aussehenden Fisch — Pinagor (cyclophis lumpus), der getrocknet dem Vieh als Futter verabreicht wird [2]). An Hausticren besaßen die Mönche 1886: 190 Pferde, 80 Kühe und 147 Schafe. Die mittlere Temperatur der Hauptinsel beträgt 1,5° R. Das Klima der Inselgruppe zeichnet sich durch Kälte und Feuchtigkeit aus, und ist der Gesundheit durchaus unzuträglich, was durch zahlreiche Erkrankungen der Bewohner, namentlich am Rheumatismus, bewiesen wird. Mehr als die Hälfte des Jahres ist der Erdboden mit Schnee bedeckt; von der Mitte Oktober bis zur Mitte April sind die Tage sehr kurz, die hellen Nächte sehr lang, wobei das Nordlicht die Stelle der Sonne vertritt. Die längste Nacht dauert hier 21 Stunden 56 Minuten. Im Mai und Juni dagegen giebt es überhaupt keine Nacht und volle 24 Stunden kann man im Freien liesen. Doch auch im kurzen, kaum zwei Monate währenden Sommer beobachtete Dr. Fedoroff rasche Temperaturwechsel infolge von Nordwinden (innerhalb zwei Stunden sank das Thermometer von 18° auf 8° R.). Auf der Inselgruppe regnet es selten und Gewitter sind noch seltener, doch brannte das Kloster infolge eines Blitzschlages im Jahre 1538 bis auf den Grund nieder; auch 1701 und 1797 schlug der Blitz in die Kathedrale ein [1]).

Im südwestlichen Teile der Hauptinsel am Strande der kleinen Bai der Glückseligkeit (buchta Blagopolutschija) erhebt sich das 1429 errichtete berühmte Sfolowezky-Kloster. Wenn man sich der Insel naht, so erblickt man zuerst nur vergoldete Kuppeln der Kirchen und die Türme der Mauern, dann diese selbst. Die Mauern sind aus kolossalen Steinen aufgeführt und messen im Umfang 1086 m. Ihre Breite beträgt 6,4 m und ihre Höhe 10,7 bis 12,8 m. Auf dem Hofe befindet sich eine Gruppe von Kirchen, zu welchen vom Haupthore, dem sogenannten Swjatyja worota (heil. Thor) eine Allee führt. Der größte Tempel ist die Kirche zur Verklärung Christi (ssobór Preobrashenija), in welcher das wundertbar erschienene, wunderthätige Bild der Jungfrau Maria und zahlreiche Reliquien, darunter die kleine Elbogenröhre des rechten Armes des heil. Metropoliten Philipp, welcher auf Befehl des Zaren Johann IV. des Schrecklichen erdrosselt worden ist, und ein Teilchen vom Leibe des alttestamentarischen Propheten Daniel aufbewahrt werden [2]); im unteren Stockwerke, unter der Kirche zur Verklärung Christi befinden sich die kleine Kirche des heil. Wunderthäters Germanus und die Grabkapelle des heil.



Die Flagge des Sfolowezky-Klosters.

Abtes Irinarchus; daneben steht die Kathedrale der heil. Gründer des Klosters Sossimus und Sabbatius (Sossimo Ssawwatiewsky ssobor), in welcher unter einem prachtvoll vergoldeten Baldachin in silbernen Särgen die Gebeine der beiden Heiligen ruhen. Vor dem Bilde der Heiligen über ihren Gräbern befestigen die Gläubigen an einem Drahte ihre Votivgeschenke in Gestalt von silbernen, ziemlich roh gearbeiteten Händen, Köpfen, Beinen, Kühen, Pferden ꝛc. Neben dem Baldachin steht ein Tisch, auf welchem verschiedene Fläschchen mit dem Öl aus der „unauslöschlichen“ Kirchenlampe vor dem Bilde der Heiligen und das Weihwasser, mit parfümiertem Wasser gemischt, mit dem die Gebeine der Heil. Sossimus und Sabbatius am Gründonnerstage abgewaschen werden, zum Kauf ausgeboten werden. Je nach der Größe werden solche Fläschchen mit 10 und 20 Kopeken bezahlt. Der Glockenturm der Kathedrale, der 35 Glocken, darunter eine von 44 000 Pfund Gewicht, enthält, ist 57,6 m hoch. Die Kirche zur Mariä Himmelfahrt (Uspensky ssobor) dient für die Mönche als Speisesaal; unter dieser Kirche, welche das zweite Stockwerk einnimmt, befinden sich die Klosterbäckerei und die kleine Kirche zur Mariä Geburt. Um die genannten Kirchen herum liegen 17 steinerne Gebäude, von denen nur acht Zellen der Mönche enthalten, die übrigen sind Wirtschaftsgebäude, Badstube, Waschküche, Kwasbrauerei, Bäckerei für Abendmahlsbrot, Mühle, Krankenhaus ꝛc. Alle Klostergebäude sind nach einem und demselben Muster gebaut; jedes Gebäude wird in der Mitte von einem halbdunklen

[1]) Dr. med. P. F. Fedoroff, Sfolowki, Mitteilungen der Kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft; Abteil. für Ethnographie, Bd. XIX. Dieser interessantesten Abhandlung ist unsre Skizze im wesentlichen entnommen.

[2]) Nach dem Vortrage von J. A. Tarnani, gehalten am 5. November 1891 in der russischen Gesellschaft für Fischzucht und Fischfang zu St. Petersburg.

[1]) Archimandrit Paissius, Die Chronik von Sfolowezky, 1821 (russ.).

[2]) Führer für die Wallfahrer auf der Sfolowezky-Insel, 1884, und S. Marimoff, Die heiligen Orte des russischen Reiches. Das Sfolowezky-Kloster 1884.

Digitized by Google

Korridor in zwei Hälften geteilt; zu beiden Seiten des Korridors befinden sich die Zellen. Ihr Möblement ist sehr einfach: ein Tischchen mit ein paar Büchern geistlichen Inhalts vor dem Fenster, ein großer Tisch und vor ihm ein oder zwei Stühle, ein als Bett dienendes Sopha und zahlreiche Heiligenbilder an den Wänden. Der Archimandrit (Abt) hat natürlich eine prachtvolle Wohnung von vier Zimmern mit teuren Tapeten, tropischen Pflanzen, schönen Teppichen ꝛc. Die freiwilligen Arbeiter des Klosters wohnen in entsetzlich schmutzigen, niedrigen Zimmern, welche 25 bis 35 Mann fassen können. Bei der großen Vorliebe der Mönche für die Wärme herrscht in allen Wohnräumen eine hohe Temperatur, welche zwischen 18 und 26° R. schwankt.

Vor den Klostermauern sind für die Aufnahme der Wallfahrer, deren Zahl 11 000 bis 15 000 Seelen jährlich beträgt, drei Gasthäuser (gostinnizy) gebaut worden, von denen ein Gasthaus — Preobrashenskaja gostinniza — aus Stein aufgeführt und drei Stockwerke hoch ist, und 70 Zimmer enthält; die beiden andern sind schmutzige Holzgebäude, in denen die ärmeren Wallfahrer in großen Sälen ohne Unterschied des Geschlechts untergebracht werden. Etwa 19 m vom Kloster entfernt befindet sich das Dock, in welchem die Schiffe des Klosters repariert werden. Das Solowezky-Kloster besitzt eine kleine Flotte von drei Dampfern, zwei Segelschunern und einem Rettungsboote, welche eine ihnen von der russischen Regierung verliehene besondere Flagge führen. Diese Flagge besteht aus drei Streifen weiß-blau-rot, horizontal geordnet, mit dem Klosterwappen in der linken oberen Ecke. Das Kloster hat von altersher sehr viel vom Kriege gelitten, weshalb bis zum Jahre 1884 in seinen Mauern eine ständige Besatzung von 26 Mann unter einem Unterlieutenant lag. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts empörten sich die Mönche des Solowezky-Klosters gegen die Reformen des Patriarchen Nikon und verteidigten sich mit großer Bravour sieben Jahre hindurch gegen die Truppen des Zaren Alexius Michailowitsch, bis im Jahre 1676 der Wojowode Meschtscherinoff durch den Verrat eines Mönches das tapfer verteidigte Kloster einnahm und alle Europäer bis auf 14 über die Klinge springen, ließ [1]).

Zum letzten Male wurden die Mönche durch einen feindlichen Überfall am 18. (6.) und 19. (7.) Juli 1854 aufgeschreckt, indem zwei englische Kriegsschiffe einige Schüsse gegen die Klostermauern abfeuerten [2]). An die kriegerische Vergangenheit des Klosters erinnern heutzutage nur noch die in ihm aufbewahrten mittelalterlichen Waffen und seine festungsartigen Mauern mit Schießscharten. Im Jahre 1885 beherberge das Kloster nebst den Einsiedeleien auf den Inseln Sfolowezky und Auferstu, welche als Verbannungsorte für die bestraften Klosterbrüder dienen, 228 Mönche, von welchen 43 Mönchspriester (ieromonachi), 30 Diakonen (ierodiakony) und 4 Asketen oder Einsiedler (s'himminki) waren.

An der Spitze der örtlichen Administration steht der Abt oder Archimandrit, welcher die Rechte eines Bischofs genießt und jährlich 4600 Rubel Gehalt erhält. Einige Archimandriten, namentlich in früheren Zeiten, geberdeten sich im Bewußtsein ihrer Macht wie echte orientalische Despoten; so wird z. B. vom Archimandriten Bartholomäus berichtet, daß er im Jahre 1666 zwei Mönchspriester, zwei Diakonen und einige Mönche ohne jegliche Veranlassung unbarmherzig auspeitschen ließ, seinen betrunkenen Diener zum Priester und einen fünfzehnjährigen Knaben zum Diakonus weihte [1]).

Um solchen Ausschreitungen der Archimandriten ein Ende zu machen, wurde von der Regierung 1865 ein Klostersynod (ssobör) eingesetzt, welcher die Handlungen des Archimandriten zu kontrollieren hat. Der Klostersynod besteht aus dem Gehilfen des Archimandriten (nastojatel), dem Kassierer des Klosters (kasnatschei), dem Sakristan (risnitschy), dem Propste (blagotschinny) und dem Beichtvater der Mönche (duchownik). Der Gehalt dieser Auserwählten schwankt zwischen 150 und 400 Rubel jährlich, der der Mönchspriester beträgt 45 bis 100 Rubel, während der der gewöhnlichen Mönche nicht 9 bis 36 Rubel jährlich übersteigt; wie billig hat Kloster die ihm geleisteten Dienste bezahlt, ersieht man daraus, daß die Kapitäne der Klosterdampfer jährlich einen Gehalt von nur 90 bis 125 Rubel beziehen, während der Kapitän des der Murmandampfschiffahrtskompagnie gehörigen Dampfers „Archangelsk" monatlich 125 Rubel bekommt!

Das Solowezky-Kloster gehört zu den reichsten Klöstern Rußlands: sein Grundkapital in Wertpapieren und barem Gelde übersteigt eine halbe Million Rubel und seine jährlichen Einnahmen belaufen sich auf 160 000 bis 170 000 Rubel. Dabei muß man bedenken, daß die meisten Feld- und Hausarbeiten von den Wallfahrern, welche das Gelübde gethan haben, für die Heiligen Josimus und Sabbatius eine gewisse Zeit zu arbeiten, verrichtet werden und das Kloster diesen Arbeitern, deren Zahl im Durchschnitt 600 Mann pro Jahr beträgt, nur Kleider und Essen zu liefern hat. Nur besonders nützliche und unentbehrliche unter diesen freiwilligen Arbeitern, wie z. B. der Kapitän des Klosterdampfers „Sfolowezky", welcher die Navigationsschule in Archangelsk mit Erfolg absolviert hat, bekommen eine geringe Geldentschädigung für ihre Dienste.

Die Speisen der Mönche, deren Hauptbestandteile Kwas (eine Art dünnes Bier, aus dem Roggenmehl, Roggen- und Gerstenmalz gebraut und von den Mönchen in unglaublichen Mengen getrunken; manche von ihnen vertilgen 1/4 Eimer Kwas täglich!), Meerrettig, Pfeffer, Zwiebeln, Sonnenblumenöl, Kohl, Kartoffeln und Roggenbrot bilden, wozu an 278 Tagen im Jahre noch Milch und gesalzene und frische Fische hinzukommen, zeichnen sich durchaus nicht durch ihre große Nährkraft aus, mit der einzigen Ausnahme des Stockfisches, welcher augeblich in nichts dem Fleische nachstehen soll [2]). Die Wallfahrer bekommen noch einfachere Speisen und darunter auch manchmal Salzfleisch, aber meistens schon verdorbenes. Geistige Getränke sind mit Ausnahme der Feiertage im Kloster verpönt, doch kaufen sich die Mönche von ihrem Gehalt Branntwein, und selbst spanische und französische Weine. Die Mönche selbst zählen unter den Klosterbrüdern über 20 notorische Säufer. An Feiertagen bewirtet der Archimandrit die Mönche mit Branntwein und außerdem bekommt jeder Mönchspriester eine Flasche Wein.

Alle Bewohner des Klosters stehen um 3 Uhr morgens auf und begeben sich um 5 Uhr auf die Arbeit, welche nicht unter zehn Stunden täglich in Anspruch nimmt. Außer den Feld- und Hausarbeiten, namentlich dem Weiden der Viehherden auf der Großen Muksfolma, welche mit der Hauptinsel durch eine steinerne Brücke verbunden ist und

[1]) Poetische Schilderung dieser Belagerung findet man in S. Denisoff, „Geschichte der Väter und Märtyrer von Solowezky".

[2]) Dieses Ereignis diente den Mönchen zur Verherrlichung der im Kloster ruhenden Heiligen, deren Schutze sie den Rückzug der Feinde zuschrieben, vergleiche Vater Nikolaus, „Die Heldenthaten des Sfolowezky-Klosters" und Andrukky, „Die Belagerung des Sfolowezky-Klosters am 6. und 7. Juli 1854."

[1]) Beiträge zur Geschichte des Schismas. Bd. III (russ.).

[2]) Dr. med. Kjanzin, Die Nährkraft des Stockfisches. Inauguraldissertation, 1887 (russ.).

Digitized by Google

Das Solowetsch-Kloster. Vom Meere aus gesehen.

Digitized by Google

den Viehhof des Klosters enthält, beschäftigen sich die Mönche und die freiwilligen Arbeiter, namentlich Knaben, mit dem Malen von ziemlich rohen Heiligenbildern, dem Nähen von Kleidern, Wäsche und Schuhen, dem Schnitzen von Kreuzen, hölzernen Schüsseln, Löffeln, Salzdosen ꝛc. Was die Verbreitung der Bildung unter dem Volke seitens der Mönche des Sfolowezky-Klosters anbetrifft, so leisten sie darin herzlich wenig, denn sie selbst stehen auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Entwickelung. Von den 228 Klosterbrüdern sind 33 Analphabete; 20, darunter sogar einige Mönchspriester, können nur mühsam buchstabieren und nur 4 haben den Kursus eines Priesterseminars absolviert. Die meisten Mönche verstehen allerdings zu lesen, aber die Auslegung irgend einer Bibelstelle oder die Übersetzung eines Gebetes aus dem Kirchenslawischen in das moderne Russische übersteigt schon ihre Kräfte, infolgedessen leiern sie ihre Gebete ohne das geringste Verständnis herunter. Recht charakteristisch für das Niveau der Bildung dieser Mönche ist die naive Frage, welche ein Mönchspriester an einen russischen Seroffizier richtete, ob der letztere bei seinem Aufenthalt auf Nowaja Semlja die Halbmenschen mit einem Auge, einem Arm und einem Bein, die daselbst hausen sollen, gesehen habe. Die Klosterbibliothek enthält 7500 Bücher, zum größten Teil geistlichen Inhalts. Die seltensten Manuskripte sind aus dem Sfolowezky-Kloster nach dem Kriege von 1853 bis 1856 nach Kasan übergeführt und der Bibliothek der dortigen geistlichen Akademie einverleibt worden. Die Klosterschule wurde 1862 von dem damaligen Archimandriten Porphyrius gegründet, aber bei dem geringen Bildungsgrade der Mönche selbst beschränkte sich der Unterricht, an dem im Jahre 1886 203 Knaben teilnahmen, auf Lesen, Schreiben, etwas Rechnen (Addieren und Subtrahieren) und Auswendiglernen einiger Gebete. Das Lehrjahr beginnt im Anfang Oktober und dauert bis zum Ende März oder Anfang April, dabei dauert der Unterricht täglich nur von 4 bis 6 Uhr nachmittags. Daß bei einer so kurz bemessenen Unterrichtszeit die Knaben sich sehr wenig vom Lehrstoffe aneignen können, ist natürlich. Die Lobpreisungen von Nemirowitsch-Tantschenko [1]), der die Verdienste der Mönche des Sfolowezky-Klosters um die Ausbreitung der Aufklärung im christlichen Sinne im hohen Norden hervorhebt, sind, wie seine Erzählungen von der liebevollen Pflege der Knaben seitens der Klosterbrüder völlig aus der Luft gegriffen und sogar von einem gebildeten Mönche, welcher eine Zeitlang im Sfolowezky-Kloster als Verbannter lebte, widerlegt worden [2]).

[1]) W. J. Nemirowitsch-Tantschenko, Sfolowky. 1875.
[2]) Mönchspriester Seraphim, „Die heutige Sklaverei und die heutigen ägyptischen Verfolgungen in einer fernen Ecke Rußlands" im „Zerkownoistoritschesky Wjestnik", 1879.

Das Dorfleben in Tongking.

Trotz der überaus dichten Bevölkerung, welche das Sangka-Delta ernährt, läßt sich keine der tongkinesischen Städte, weder an Umfang noch an Menschenfülle, auch nur im entferntesten mit den Millionenplätzen Chinas vergleichen. Die städtischen Gemeinwesen in Tongking, selbst die hervorragenderen, mit Hanoï an der Spitze, nicht ausgeschlossen, sind in jeder Hinsicht auf ein gewisses Mittelmaß beschränkt, das sie kaum überschreiten werden. Denn der Annamit zieht noch mehr als sein „älterer Bruder", der Chinese, die Feldarbeit dem beengten Dasein innerhalb der Stadtgrenzen vor. Zwar drängen sich bei unruhigen Zeiten hier und da stärkere Bruchteile der ländlichen Einwohnerschaft hinter die schützenden Mauern, da in den zahllosen Wirren und Kriegen des letzten Jahrhunderts selbst der weltentrückte Dörfer den Wert eines sicheren Zufluchtsortes für Leben und Vermögen nach Gebühr schätzen gelernt hat. Wenn auch die altertümlichen Werke den Angriffswaffen der Franzosen nicht widerstehen konnten, so hielten sie doch oft und erfolgreich plündernde Piratenhaufen oder die mörderischen Banden der Schwarzflaggen vom Eindringen ab. In Hanoï z. B. werden die verschiedenen Stadtviertel durch gewaltige Thorbauten getrennt, welche die ganze Straßenbreite einnehmen und gelegentlich, wie im Chinesenquartier, oben festungsartig treneliert sind. Auf der Innenseite läuft eine kleine Galerie entlang zur Aufstellung der Wachen, eine Vorsichtsmaßregel, die sich bei der Belagerung der Stadt durch die Schwarzflaggen außerordentlich bewährt hat. Tag und Nacht standen die Posten auf ihren Galerieen, die Flinte im Arm, während die Einwohner, bis an die Zähne bewaffnet, jeden Augenblick bereit waren, einen etwaigen Sturm zurückzuschlagen.

Wie kläglich ist es dagegen um den Schutz des armen wehrlosen Landmannes bestellt! Er sieht sein Haus, sein Hab und Gut schonungslos jeder feindlichen Willkür anheimgegeben; nicht einmal sein Leben, seine Freiheit sind ihm sicher, noch weniger die seiner Familie. Die chinesischen Banden schleppten in der Kriegszeit fast täglich gefangene Weiber und Kinder über die Grenze, manchmal in Trupps von mehreren Hundert Personen. Die Knaben werden zu Eunuchen, die Frauen und Mädchen zu Konkubinen reicher Zopfträger oder zu Dienerinnen der Wollust erniedrigt [1]).

Jetzt erklärt sich das Bestreben der nach China hin wohnhaften Thôs-Stämme, ihre Dörfer in schwer zugängliche Orte zu verstecken; mit Vorliebe suchen sie die tiefsten Winkel jener Kesselthäler auf, die das Kalkgebirge zerklüften, wo man, in der Regel hart an einem Wasserlauf, plötzlich die kleinen Ansiedelungen entdeckt. Das Bergvölkchen der Mans übt denselben Brauch; die auf Pfahlgerüsten erbauten Hütten sind nur durch steile Saumpfade erreichbar und enthalten kaum das Notwendigste an Mobiliar und Vorräten. Zwischen Thuan-quan und Lackay am mittleren Sangka sahen die Teilnehmer der französischen Grenzexpedition von 1885 an einzelnen Nebenflüssen öfter in Kultur stehende Felder, aber nirgend ein Dorf oder sonst eine menschliche Niederlassung. Diese liegen weit im Inneren der Wälder und namentlich von den offenen Thälern entfernt, denn nur so vermögen sich die Landleute gegen Überfälle zu wahren.

Für gewöhnlich macht ein tongkinesisches Dörfchen unter seinen großen Schattenbäumen mit der zierlichen Pagode vor dem Thore, mit dem unvermeidlichen Fischteich und den blühenden Feldern ringsumher einen freundlichen, anheimelnden Eindruck. Unser Landschaftsbild aus Trach-moï giebt eine solche Scenerie naturgetreu wieder; es führt uns in eine Siedelung an der Straße von Hanoï nach Sontay, also im fruchtbarsten Teile des Landes, wo der fette, rötliche Schwemmboden die Mühe des Ackerbaues glänzend belohnt. Trach-moï ist der Typus eines wohlhabenden Ortes; es darf nicht mit den armseligen Fischerdörfchen an der Küste oder auf den Inseln verwechselt werden; es hat nichts mit den erbärmlichen Kuliweilern gemein, die uns draußen vor den Städten in Schmutz und Elend jammervoll anstarren. Am unteren

[1]) Vergl. „Globus", Bd. LVII, S. 311 und 343.

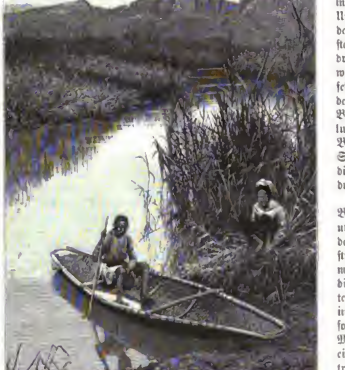
Digitized by Google

Umgebung des Dorfes Trach mit überdachter Bambusbrücke.

Digitized by Google

Tsuho, d. h. dem Weißen Fluß, begegnet man ganzen Reihen schwimmender Dörfer; jede Familie besitzt ein Floß von 5 m Länge und 3 m Breite, worauf sich ein ärmliches Bambushäuschen mit einem dicken Blätterdache erhebt. Die Flöße sind unter sich durch Rohrseile verbunden; mangelt es an Fischen oder ist der jeweilige Ankerplatz durch Räuber bedroht, so wird das Dorf flott gemacht und stromauf oder stromab nach einer günstigeren Stelle bugsiert. (Le Tour du Monde 1890, I, p. 132.)

Von solcher Not weiß man in unserm Trach moi nichts. Durch die nassen, bei Hochwasser überschwemmten Fruchtauen des Deltas gehen ungezählte Dämme teils als Uferdeiche an den Flüssen und Kanälen entlang, teils als Flurgrenzen oder Wege, die meist aber in sehr gewundenem Laufe zum Ziele führen. Auch die Sontaystraße, berühmt durch die Kämpfe eines Garnier, Balny und Rivière, zieht sich in ihrer vollen Länge auf dem Scheitel eines Dammes fort. Jetzt, kurz vor Trach moi, ist dieser Damm aus getrockneten Lehmschollen von der Form unserer Bastsiene hergestellt. Über das Sumpfwasser, das den Einwohnern gleichzeitig als Fischweiher dient, schwingt sich eine niedliche Brücke; sie steht auf einem Pfahlgerüst und trägt ein solides Ziegeldach, das zwei Bänke überschattet, die erschöpften Reisenden in den heißesten Tagesstunden ein kühles Ruheplätzchen gewähren sollen. Hier kann man sie sitzen sehen, die annamitischen Dörfer, mit ihren bescheidenen Baumwollenröcken, oft barhäuptig und barfüßig zugleich, neben sich die einfache Trage, an der sonst die beiden großen Rohrkörbe hängen, welche nun vor ihrem Eigner auf der Brücke stehen. (Vgl. das Bild im Globus, Bd. LVII, S. 262.) Die Unterhaltung ist in bestem Fluß; man spricht von dem letzten Durchzug der Franzosen, von der an zwei Räubern vollzogenen Todesstrafe, von Handel und Wandel, oder man erzählt sich allerlei seltsame Geschichten, wie sie im Volksmunde umgehen. Die Alten kennen sämtlich die wunderbaren Rechtssprüche des erhabenen Bao Cong, die in zahlreichen Legenden erhalten sind, z. B. die sprechende Vase, der schwarze Gibbon am Fenster und viele andre[1]). Dazwischen singt ein lustiger Vogel ein neues Lied, ähnlich den malaiischen „Pantuns“[2]), worin irgend welcher Vorgang des großen oder kleinen Lebens in einfacher Form dichterisch behandelt wird. Die junge Welt bevorzugt Fabeln und Tiergeschichten, und der Verliebte flüstert seiner Schönen gern mit sanfter Stimme die Erzählung von der treuen Nguyet-Diêu, d. h. Mondschein, zu, die ob ihrer Treuer um den früh verstorbenen Gatten in eine Grille verwandelt wurde und nun jedesmal bei Beginn des Herbstes doppelt schwermütige Weisen ertönen läßt[1]).



Ein annamitisches Bambus Boot.

Hinter der Brücke winkt unter zwei mächtigen Banianfeigen, die ihre dichtbelaubten Äste in stolzem Bogen aufwärts strecken, das stattliche Eingangsthor des Dorfes. Es ist ein anschnlicher Bau, mit Skulpturen und Inschriften bedeckt, der es deutlich verkündet, daß wir uns einem wohlhabenden und gut bevölkerten Orte nähern. Hier an der Pforte ist auch die Anschlagsstelle der Regierungserlasse, welche stets von einem gelben Sonnenschirm beschattet werden, mögen sie nun französischen Ursprungs sein oder von den annamitischen Behörden stammen. Solange wir draußen stehen, erblicken wir vom Dorfe nur den festen, etwa 2 m aufragenden Erdwall, der nach altem Brauch jede ländliche Siedelung umgiebt. Er ist mit Bambus, Kakteen und Schlingpflanzen bepflanzt, die eine an 4 m hohe, undurchdringliche Hecke bilden.

Wir öffnen die schweren Balkenflügel des Thores, und sogleich fallen uns auf der Innenseite zwei kleine, strohgedeckte Schirmdächer auf mit Pritschen darin; es sind die Ausguckposten der Wächter, die auf alle Geschehnisse in der Umgegend des Dorfes sorgfältig acht geben müssen. Merken sie Gefahr, etwa einen feindlichen Soldatentrupp oder eine Schar plündernder Piraten, so alarmieren sie mittels einer großen, tonnenartigen Trommel oder durch laute Tamtamschläge sofort die Einwohnerschaft. Von Mund zu Mund schallt der Ruf: „An cap! an cap! die Räuber, die Räuber!“ Alles greift zu den Waffen, man verbarrikadiert die Häuser[2]), deren jedes für sich wieder von einer dichten Hecke umzogen ist. Mit Lanzen und Säbeln wohl versehen, wartet man den Ansturm des

[1]) Die Société des Études Indo-Chinoises de Saigon hat in ihrem Bulletin eine Anzahl dieser Rechtssprüche übersetzt. Diese, in Deutschland sehr wenig bekannte Zeitschrift bringt noch anderweitige, dem Folkloristen interessante Mitteilungen.

[2]) Bulletin de la Société des Études I.-C. 1889, 1er semestre, p. 89 ff.; Cheon, Notes sur l'origine des chants populaires annamites.

[1]) A. a. O. 1890 1er semestre, 2e fascicule, p. 28—31, Pourquoi le chant du Grillon est-il si plaintif à la venue de l'Automne?

[2]) Von dem Dorfe Dong-lau an Wege von Trach moi nach Sontay erzählt Dr. Hocquard (Tour du Monde 1889, II, p. 81): „Les habitants de ce village ont élevé, en travers du chemin et devant chaque porte d'entrée, de véritables barricades, faites avec des mottes de terre, des pieux et des branches d'épines. Nos sapeurs travaillent à la hache pendant une demi-heure pour nous frayer un chemin par lequel nous passons avec grande difficulté et un à un.“

Digitized by Google

Feindes ab, der zunächst versucht, in die Umwallung Bresche zu legen. Aber die Dörfer stoßen mit ihren langen, im Feuer gehärteten Spießen durch die Hecke und verwunden und töten auf ihrem sicheren Hinterhalt leicht die allzu verwegenen Räuber.

Glauben jedoch die Wächter, daß die Einwohner dem nahenden Feinde nicht gewachsen seien, dann ertönt von den Posten her ein besonderes Signal, worauf hin sedermann sein Grundstück verläßt, die Durchschlupfe in den Hecken sperrt und mit Weib und Kind nach der dem Feinde entgegengesetzten Richtung in die Reispflanzungen eilt. Schweine, Federvieh und Büffel werden in die Felder getrieben; nur die altersschwachen Greise läßt man daheim. Zu der Regel bleiben die Ausreißer möglichst in der Nähe, bergen sich hinter dem Reis oder waten bis zu den Schultern in die Kanäle, um aus diesem Versteck das Schicksal ihres Dorfes zu beobachten.

Genügt dem Feinde die kärgliche Beute in den Häusern nicht, so macht er sich wohl an die Verfolgung der Flüchtlinge, in der Absicht, einige Frauen oder Mädchen zum Verkauf wegzufangen. Dann wird es in den Reisfeldern plötzlich lebendig; alles stürzt zum Wasser, um in den leichten Bambusschiffchen, die stets in ausreichender Zahl vorhanden sind, von dannen zu rudern. Auf unserm Bilde sehen wir solch winziges Fahrzeug, eigentlich nur ein länglicher, aus Bambus geflochtener Korb, der über einen höchst primitiven Bambusrahmen gespannt ist. Um das „Korbboot", so nennt der Annamit bezeichnend sein Schiffchen, stets wasserdicht zu erhalten, wird es innen mit einer sehr feinkörnigen Erde ausgestrichen, die wie ein undurchdringlicher Kitt jede Fuge verschließt. Zwei Querstäbe, gleichfalls aus Bambus, bilden den allerdings wenig benutzten Sitz für Ruderer und Passagiere.

Das Korbboot eignet sich vortrefflich, um flache Bäche und Kanäle und selbst die Reisfelder in der Überschwemmungszeit zu befahren. Bei seinem geringen Tiefgang gleitet es durch das seichte Wasser hin, ohne den Grund zu berühren, und sperrt ein Deich oder eine trockene Stelle wirklich einmal den Weg, so steigt der Annamit aus und nimmt sein Schiffchen auf die Schulter, bis er das rechte Fahrwasser wiederfindet. Natürlich erfordert diese Leichtigkeit des Bootes eine sehr geschickte Führung, weil man sonst beständig in Gefahr ist, zu kentern. Die Annamiten treiben ihr Korbboot mit einer Ruderstange, die ganz ins Wasser getaucht wird, ungemein rasch vorwärts; selbst die Depeschenträger wählen gern dies Beförderungsmittel, das sie in kürzester Frist weite Strecken dahinträgt. Sogar heftig strömende Gewässer, z. B. der Sangka oberhalb Laokay, der Thindo vor Tuyen-quan u. s. w., werden trotz Wirbel und Schnellen mit diesen Bambusschiffchen passiert.

Eine von der vorigen stark abweichende Form haben die viereckigen, mehr einem Kasten als einem Boote ähnlichen Rohrfahrzeuge, welche Dr. Hocquard (vergl. Tour du Monde 1891, Nr. 1586) bei den Fischern in der Bai von Thuan-an beobachten konnte.

Wir kehren indes noch einmal nach Trach moi zurück, da wir dem Leser eine Beschreibung des Dorfinneren schulden. Gleich hinter dem Thor umfängt uns ein Labyrinth enger, beschwerlicher Straßen, deren jede bald in ein Sackgäßchen ausläuft, das uns direkt zur Eingangsthür eines Hauses bringt. Das Gebäude fußt auf einer kleinen Erhöhung, 50 bis 60 cm über dem Niveau des Hofes, um die Feuchtigkeit schneller abziehen zu lassen. Der Estrich ist aus einem harten Mörtel hergestellt; das weit überhängende Dach, welches meist an der Front, zuweilen auch an den Seiten eine große Veranda überschattet, besteht aus dichten Lagen von Reisstroh. Nur wohlhabende Leute können ihr Heim, gleich dem reichen Kaufmann in der Stadt, mit Ziegeln decken und die Mauern ganz aus Steinen aufführen. In der Regel beschränkt man sich darauf, die Seitenwände aus solidem Material zu errichten; im übrigen müssen dicke Bambussäulen, durch Rüststangen aus demselben Holze miteinander verbunden, die Bedachung tragen. Der Innenraum wird durch Matten in drei Zimmer geteilt, das größte in der Mitte, worin wir hoch in einer Nische den Altar der Ahnen entdecken, nämlich ein rot oder goldgelb lackiertes Tischchen, mit Kerzen, einer kupfernen Räucherpfanne und ein paar blumengefüllten Vasen darauf. Oft hängt auch in der Nische das Bild eines Naturgeistes, dessen Gesicht mit den zusammengezogenen Augenbrauen und dem zur Grimasse verzogenen Munde nach annamitischer Kunstregel in Grün ausgemalt ist. Unter dem Altar steht das Bett des Besitzers, hart und einfach, wie die tongkinesischen Betten überhaupt, welche wir schon früher im „Globus" beschrieben haben (Band LVII, Seite 248). Die Häuser der ärmeren Bevölkerung unterscheiden sich nur durch ihren kleineren Umfang und ihr geringes Baumaterial [1]) von den oben geschilderten Wohnstätten. Jedes Grundstück hat einen Garten, worin allerlei Nährpflanzen, zumeist aber, nach Dr. Hocquards Bericht, die Areckapalmen gezogen werden, deren narkotische Früchte sich stets mit Nutzen verkaufen lassen.

Nach dem Vermögen der Einwohner vollzieht sich auch ihre amtliche Scheidung in die Dân-bo oder Eingeschriebenen und die Dân-lan oder Nichteingeschriebenen (De Lanessan, Seite 220 ff.) Zu den letzteren gehören die Armen und minder Begüterten, von welchen man annimmt, daß sie die Abgaben nicht entrichten können; sie sind deshalb steuerfrei, dürfen sich aber auch nicht an den Gemeindewahlen beteiligen. Aus den Eingeschriebenen werden die Notabeln gewählt, die sich, je nach ihren Obliegenheiten, in Notabeln höheren und niederen Grades unterscheiden, von denen wieder nur die ersteren das Haupt der Kommunen, den Ortsvorsteher, wählen.

H. Seidel.

[1]) De Lanessan, L'Indo Chine française, p. 207, 208 und Dr. Hocquard im Tour du Monde, 1889, p. 74.

Schamanentum bei den Ojibwa und Menomoni.

Von Dr. W. J. Hoffman. Washington.

Es giebt bei verschiedenen Stämmen der Algonkin-Sprachfamilie drei Klassen von Zauberern: Die Midé oder Mitáy, die Jessakid oder Jongleure und die Wâbenó.

Die Midé sind Schamanen im wahren Sinne des Wortes, obwohl sie von verschiedenen Schriftstellern als Pauwau, Medizinmänner, Priester, Seher, Propheten u. s. w. bezeichnet worden sind. Unter den Ojibwa ist das Amt derselben nicht erblich; unter den Menomoni besteht ein merkwürdiger Brauch, wonach die Lücke, die durch den Tod eines Mitgliedes der Gesellschaft entstanden ist, durch Wahl ausgefüllt wird.

Die Gesellschaft der Midé, die sogenannte „Große medizinische Gesellschaft", hat einen doppelten Zweck. Einmal soll sie die Überlieferungen der indianischen Kosmogonie bewahren, und zweitens soll sie einer gewissen Klasse ehrgeiziger Männer und Frauen vermöge deren vermeint-

Digitized by Google

licher Kraft der Geisterbeschwörung und Nekromantik genügenden Einfluß verschaffen, um auf Kosten der leichtgläubigen Menge ein bequemes und müßiges Leben zu führen. Die Personen, welche in diese Gesellschaft aufgenommen werden, stehen in dem sicheren Rufe, daß sie die Macht besitzen, mit Geistern aller Art — Mándiós — zu verkehren, und man sucht sie auf und holt ihren Rat ein, wenn man gewisse Wünsche erfüllt sehen möchte.

Der Ausdruck Wábenó bedeutet nach der Erklärung verschiedener intelligenter Indianer soviel wie „Mann der Morgendämmerung", „Mann des Ostens". Ihre Wirksamkeit ist bisher nicht völlig verstanden, und sie sind überhaupt nur selten von Schriftstellern erwähnt; aber durch persönliche Nachforschungen haben wir festgestellt, daß ein Wábenó sich nicht mit andern Leuten seiner Klasse zu einer Gesellschaft vereinigt, sondern gesondert für sich seinen Beruf ausübt. Ein Wábenó empfängt seine erste Erweckung durch Träume oder Visionen, welche sich in seiner Jugend ereignen mögen; er verläßt dazu sein Dorf, um eine unbegrenzte Anzahl von Tagen zu fasten. Es wird positiv versichert, daß böse Mándiós seine Wünsche begünstigen; und außer seiner gewöhnlichen Fähigkeit, „Jagdwedizin", „Liebespulver" u. s. w. zu liefern, behauptet er auch, die Zauberheilkunde zu verstehen.

Wenn ein Jäger mit der vermeintlichen Hilfe des Wábenó erfolgreich gewesen ist, schenkt er dem letzteren einen Teil des Wildprets, und der Wábenó giebt dann seinen Schutzdämon zu Ehren ein Fest, zu dem er eine Anzahl Freunde einladet; doch ist auch jeder andre willkommen, der Lust hat, daran teilzunehmen. Das Fest wird des Nachts gegeben; es wird getanzt und gesungen, wobei es stets sehr lärmend zugeht, und nun seinen Auf zu behaupten, unterhält der Wábenó seine Gäste mit einer neuen Probe seiner Geschicklichkeit. Man behauptet, er sei mit Hilfe von Kräutern im stande, glühend heiße Steine und brennende Holzscheite ohne Schaden aufzunehmen und anzufassen und, ohne den geringsten Schmerz zu empfinden, seine Hände in kochendem Wasser oder gar in kochendem Sirup zu baden. Solcher Leistungen wegen herrscht unter den Indianern allgemein der Glaube, daß der Wábenó ein „Feuerhändler" sei. Mit Tagesanbruch nehmen diese Vorstellungen immer ihr Ende.

Die Zahl solcher weisen Männer, die nicht Mitglieder des Midéwiwin sind, ist sehr beschränkt; in der White Earth Reservation z. B. sind gegenwärtig nur zwei oder drei, und in Lerch Lake ist gar keiner. In der Regel sucht nämlich der Wábenó um Aufnahme in die Gesellschaft der Midé nach, sobald er tiefer in die Ausübung der Zauberheilkunde, der Segenssprüche und der Beschwörung böser Mándiós eingedrungen ist.

In den Berichten der ersten Reisenden und Missionare wird der Midé, der Jeffakid und der Wábenó nicht im besondern Erwähnung gethan; vielmehr wird der Ausdruck Zauberer oder Jongleur in gleicher Weise für alle angewandt, um jene Klasse von Personen zu bezeichnen, welche sich die Gabe der Weissagung zuschrieben, Zauberei trieben und medizinische Operationen besorgten. In den Berichten der Jesuiten ist beständig von dem Widerstande die Rede, welchen diese Personen der Einführung des Christentums entgegensetzten. Ja, die Ottawas wurden schließlich als die Zauberer bezeichnet, und die beiden Namen wurden lange Zeit hindurch als gleichbedeutend gebraucht.

Mit Bezug auf die Gebräuche der Algonkianer-Stämme des Nordwestens sagt La Hontan: „Wenn sie krank sind, trinken sie nur Fleischbrühe und essen wenig; und wenn sie so glücklich sind, einzuschlafen, halten sie sich für geheilt. Sie haben mir oft gesagt, Schlafen und Schwitzen heile die hartnäckigsten Krankheiten von der Welt. Wenn sie so schwach sind, daß sie das Bett nicht verlassen können, so kommen ihre Verwandten und tanzen und treiben Scherz vor ihren Augen, um sie zu zerstreuen. Außerdem werden sie, wenn sie krank sind, immer von einer Art Quacksalber (Jongleurs) besucht, von denen wir jetzt einige Worte sagen müssen.

„Ein Jongleur ist ein Arzt oder besser ein Quacksalber, der einmal von einer gefährlichen Krankheit geheilt ist und nun die Anmaßung und Verrücktheit hat, sich einzubilden, er sei unsterblich und habe die Gabe, alle Gebrechen zu heilen, indem er mit den guten und bösen Geistern rede. Wenn nun auch jedermann über diese Menschen hinter ihrem Rücken spottet und sie als Narren ansieht, die durch irgend eine heftige Krankheit von Sinnen gekommen sind, so gestattet man ihnen doch, die Kranken zu besuchen, sei es, um diese durch ihre albernen Geschichten zu unterhalten, sei es, um eine Gelegenheit zu haben, sie rasen, umherspringen, weinen, heulen und Grimassen und Gesichter schneiden zu sehen, als ob sie besessen wären. Wenn all der Spuk vorüber ist, verlangen sie ein Festmahl von einem Hirsche und ein paar großen Forellen, und die Gesellschaft wird auf diese Weise gleichzeitig unterhalten und reichlich bewirtet.

„Wenn der Quacksalber zu einem Kranken kommt, so untersucht er ihn sehr sorgfältig. „Ist der böse Geist hier", sagt er, „so werden wir ihn bald vertreiben." Mit diesen Worten zieht er sich allein in ein kleines Zelt zurück, das eigens zu diesem Zwecke aufgeschlagen wird, und hier tanzt er nun und singt und heult wie eine Eule. (Dies giebt den Jesuiten Veranlassung, zu sagen, der Teufel verkehre mit ihnen.) Wenn er mit diesen Hanswurstereien zu Ende ist, kommt er und reibt den Patienten an einigen Teilen des Körpers, zieht ihm kleine Knochen aus dem Munde und teilt ihm mit: diese Knochen seien direkt aus seinem Körper gekommen; er solle nur wieder Mut fassen, denn die Krankheit sei von keiner Bedeutung; und um die Kur zu beschleunigen, werde es gut sein, wenn er seine eigenen und seiner Verwandten Sklaven ausschicke, um Elche, Rehe u. a. zu schießen, damit sie alle vom Fleische derselben äßen; denn davon hänge seine Kur unbedingt ab."

Hennepin äußert sich über die Religion und die Zauberer der Stämme am St. Lorenzstrom und an den großen Seen in folgender Weise:

„Es giebt keinen Volksstamm, welcher nicht eine Art von Jongleuren oder Geisterbeschwörern hätte. Einige sehen dieselben für Hexenmeister an; aber meiner Ansicht nach liegt kein Grund vor, sie dafür zu halten oder auch anzunehmen, daß ihr Beruf irgend welchen Verkehr mit dem Teufel begünstige.

„Diese Betrüger lassen sich verehren als Propheten, welche die Zukunft voraussagen. Sie verlangen, daß man ihnen eine unbegrenzte Macht zutraut. Sie rühmen sich, im stande zu sein, Regen und Trockenheit, Windstille und Sturm zu erzeugen, das Land fruchtbar und unfruchtbar zu machen, kurz, den Jägern Glück oder Unglück zu bescheren. Ferner geben sie sich mit der Heilkunde ab und verschreiben Arzneien, die aber meist so gut wie gar keine Heilkraft besitzen und am allerwenigsten für das Übel helfen, für das sie gut sein sollen.

„Es ist unmöglich, sich das schreckliche Geheul und die sonderbaren Körperverrenkungen dieser Jongleure vorzustellen, wenn sie sich auf eine Beschwörung vorbereiten oder ihre Zauberssprüche vortragen."

Der Jeffakid ist ein Seher und Prophet. Obwohl er gewöhnlich als „Jongleur" bezeichnet wird, erklären ihn die Indianer für einen „Enthüller verborgener Wahrheiten". Es besteht keine Vereinigung irgend welcher Art zwischen den Vertretern dieses Berufes; jeder übt seine Kunst einzeln

Digitized by Google

und allein aus, so oft eine Anfrage an ihn gerichtet und ihm das Honorar bezahlt wird.

Und wie es keine Gesellschaft giebt, so besteht auch keine Aufnahmeförmlichkeit, durch welche jemand ein Jessakid werden könnte. Vielmehr glaubt man, daß die Gabe von dem Donnergotte Animiki verliehen wird, und zwar nur in langen Zwischenräumen und nur wenigen Auserwählten. Der Jessakid erhält seine Gabe schon in der Jugend mit Fasten und Geistererscheinungen. Sein Ruf hängt von seiner eigenen Klugheit und dem Glauben seines Stammes ab. Man sagt, er habe die Fähigkeit, in die Zukunft zu schauen, die Schicksale und Absichten der Menschen zu lernen, den Erfolg oder Mißerfolg der Jäger und Krieger, sowie andre Schicksale von Leuten jeder Art vorauszusagen, und die Seele, oder genauer gesprochen, den Schatten jedes lebenden Wesens herbeizurufen und das betreffende Opfer auf diese Weise des Verstandes oder selbst des Lebens zu berauben.

Seine Macht beruht darauf, daß er Übel erzeugt und veranlaßt, während der Midé dasselbe abwendet. Er versucht bisweilen, dem Midé zu schaden; aber dieser erfährt davon mit Hilfe seiner höheren Mänidos und wendet den beabsichtigten Schaden rechtzeitig ab. Es kommt zuweilen vor, daß der Tämon, von dem ein Patient besessen ist, entdeckt wird; aber der Midé allein hat die Macht, ihn auszutreiben. Die Teufelaustreibung ist eine der Hauptaufgaben dieser Person. Die bösen Geister werden manchmal entfernt, indem man sie durch Röhren saugt, und aufregende Geschichten werden erzählt, wie der Jessakid sich in einem Augenblick aus dem verwickeltsten Wirrwarr von Tauen und Bändern befreien könne.

Die Hütte, deren sich diese Leute bedienen, besteht aus vier in die Erde gesteckten Pfählen, welche ein Quadrat von drei bis vier Fuß und darüber im Durchmesser bilden und ringsum von Birkenrinde, Kleidern oder Leinwand derartig eingehüllt sind, daß sie einen aufrecht stehenden Cylinder ausmachen.

Der mächtigste Mänidó des Jessakid ist die Turteltaube; er hält Zwiesprache mit ihr und verkehrt durch sie mit zahlreichen andern bösen Geistern, besonders dem Animiki oder Donnervogel.

Wenn der Prophet sich in seine Hütte gesetzt hat, beginnt der Bau heftig von einer Seite zur andern zu schwanken; laute, polternde Geräusche werden im Inneren laut, welche die Ankunft der Mänidos ankündigen, und zahlreiche Stimmen und Gelächter werden von den Außenstehenden deutlich vernommen. Nun können Fragen an den Propheten gerichtet werden, und wenn alle Umstände günstig sind, läßt die Antwort nicht lange auf sich warten.

Schoolcraft behauptet in seiner Besprechung des Jessakid: „Während derselbe so die Funktionen eines Propheten versieht, ist er zugleich Mitglied der höchsten Klasse der Brüderschaft der Midéwin, einer Gesellschaft von Männern, welche nach den Grundsätzen der Magie und der Zaubersprüche die Heilkunst betreiben.“ In Wahrheit besteht nicht die geringste Verbindung zwischen der Thätigkeit der Jessakid und der Midéwinin, und selten, vielleicht niemals, wird ein Midé zu einem Jessakid, obwohl der letztere bisweilen Zutritt zu dem Midéwinin erlangt, besonders um seine Macht bei seinem Stamme noch zu erhöhen.

Die Zahl der Mitglieder dieser Klasse, welche nicht Mitglieder der Midéwinin sind, ist beschränkt, wenn sie auch größer ist, als die der Wabenó. Eine Vorstellung von dem Zahlenverhältnis der verschiedenen Klassen kann man sich bilden, wenn man den Fall der Menomoninninder nimmt, welche in dieser Hinsicht mit den Ojibwa auf gleicher Stufe stehen. Dieser Stamm zählt ungefähr 1500 Leute; die Midégesellschaft besteht in runden Zahlen aus 75 Mitgliedern, und unter der ganzen Bevölkerung giebt es nur zwei Wabenó und fünf Jessakid.

Wenn die Jessakid zugleich Mitglieder der Midégesellschaft sind, führen sie oft Kunststücke aus, welche den Abergläubischen wunderbar und übernatürlich erscheinen. Diese Vorstellungen werden gegeben, um Eindruck auf einen neuen Kandidaten zu machen, um besuchenden Mitgliedern andrer Stämme Respekt vor der überlegenen Geschicklichkeit des Darstellers einzuflößen, oder auch, um den wankenden Glauben seiner eigenen Verbandsgenossen wieder zu befestigen.

Als ich vor kurzer Zeit wieder Gelegenheit hatte, die Menomoniindianer zu besuchen, fand ich, daß die Versammlung ihrer Gesellschaft bis zu meiner Ankunft aufgeschoben war. Ich war das Jahr vorher zum ordentlichen Mitgliede ernannt worden; aber zu der Zeit waren die berühmtesten Jongleure abwesend, und da das Gerücht, ich sei Mitglied der Ojibwagesellschaft, meinem ersten Besuche vorangeeilt war, so hegten die anwesenden Mitglieder den Wunsch, daß ich auch die Geschicklichkeit ihrer Midéjongleure kennen lernen und gebührend darüber beeindruckt werden sollte.

Während des letzten Teiles der vorbereitenden Zeremonien der medizinischen Gesellschaft, als der Kandidat einen Augenblick ausruhte, sagte man mir, ich würde jetzt etwas von hoher Bedeutung sehen. Nach einiger Zeit erschienen an der nördlichen Thür des Bauwerks vier Männer, deren Anführer einen Sack aus rotem Flanell vor sich hielt. Oben an der Öffnung des Sackes waren rings herum weiße Federn angebracht. Die drei Gehilfen begannen mit gedämpfter Stimme zu singen, während der Mann, der den Sack hielt, laut deklamierte. Alsbald trat ein bejahrter Schamane an den Sack heran und gestikulierte, als ob er irgend etwas, was in dem Sacke war, nötigen wollte, in der Öffnung zu erscheinen. Dann bewegte sich die Gesellschaft langsam im Inneren des Wigwams herum, während der alte Schamane rückwärts ging und nach wie vor seine Gesten machte, wobei er laute, erregte Ausrufe ausstieß. Langsam erschienen jetzt in der Öffnung des Sackes die Köpfe zweier Schlangen, die weiter und weiter hervorkamen, bis ihre Körper wenigstens acht Zoll weit herausragten. Dann fingen sie ebenso langsam an, wieder zurückzukriechen, bis nichts mehr zu sehen war und der Jongleur den augenscheinlich leeren Sack umkrollte und unter seine Weste steckte.

Diese Vorstellung machte auf die Mitglieder einen tiefen Eindruck, und die meisten von ihnen warfen mir komische Blicke zu, als ob sie eine Erklärung der Täuschung von mir verlangten. Das Kunststück wurde auf folgende Weise ausgeführt. Im Inneren des Sackes, von einer Ecke der Öffnung zur andern, war ein Stück Band oder Tuch ausgespannt; dieses hing, wenn die Stirne des Sackes angezogen wurden, in der Mitte etwa zwei bis drei Zoll unter dieselben herunter. In der Mitte dieses Bandes waren die Enden der ausgestopften Schlangenhäute sicher befestigt; jede von ihnen war ungefähr 10 Zoll lang. Da die Körper glatt waren, so liefen sie mit Leichtigkeit durch kleine Schleifen, welche auf der Innenseite so festgenäht waren, daß sie die freie Auf- und Abwärtsbewegung derselben gestatteten. Wenn die Spannung des Sackes nachließ, d. h. wenn man die Hände langsam und unmerklich einander näherte, drückte das Gewicht der Schlangenkörper das Band nieder und bewirkte so, daß sie allmählich wieder in den Sack versanken. Eine leichte Bewegung des Sackes von links nach rechts während der Vorstellung machte, daß sie aufsahen, als ob sie lebten.

Kurz nach Beendigung dieser Vorführung trat ein andrer Jongleur in die Mitte der Hütte und zeigte einen kleinen Taschenspiegel herum. Während er diesen wagerecht auf

Digitized by Google

der linken Handfläche hatte, hielt er zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Kralle eines Grizzlybären. Indem er sich langsam herumdrehte, damit jedermann es sehen könnte, brachte er das Ende der Kralle allmählich an die glattpolierte Spiegelfläche, wo er sie aufrecht feststellte. Dann zog er seine rechte Hand weg und wandte den Spiegel um, so daß die Klaue auf die Erde zeigte. Nachdem er sich dann nach allen Anwesenden hingewandt hatte, drehte der Mann den Spiegel wieder um, entfernte die Tatze und kehrte auf seinen Sitz zurück.

Dieses Kunststück brachte er dadurch zu stande, daß er vorher etwas Fichtenharz unten an der Kralle angebracht hatte. Durch geschicktes Balanzieren konnte er auf diese Weise die Kralle aufrecht festhalten oder verhindern, daß sie sich loslöste, wenn er den Spiegel umdrehte; aber wenn er ihn in einem spitzen Winkel drehte, blieb sie nicht unbeweglich stehen.

Hierauf wurde ein andres Kunststück ausgeführt, wobei ein Faden mit vier hölzernen Perlen, deren jede etwa einen Zoll im Durchmesser und anderthalb Zoll in der Länge maß, auf den Boden gelegt wurde. Während der Jongleur die Perlen auffing, sieht man, wie sie sich langsam nach dieser oder jener Seite hin bewegen. Die Schnur ist aus Fasern von Lindenbast gemacht, und die einzige Erklärung der Bewegung dürfte sein, daß die Schnur, bevor sie auf die Erde gelegt wurde, entweder stark gedreht oder aber angefeuchtet war, so daß sie sich nachher wieder aufwickelte.

Ein andrer Jongleur setzte sich auf die Erde, und zwei Gehilfen breiteten eine Decke vor ihm aus, welche seine Beine und Füße bedeckte. Auf der entgegengesetzten Seite der Decke, am weitesten von dem Jongleur entfernt, befand sich ein kleines hölzernes Männerbildnis, das vielleicht fünf Zoll lang war. Dieses wurde auf den Rücken gelegt, so daß die Füße etwas tiefer lagen. Der Jongleur begann nun zur Begleitung seines Gesanges eine Klapper zu rühren, als sich plötzlich nach einer kurzen Weile das Bildnis zu erheben begann und sich auf die Füße emporrichtete. Dann redete der Jongleur es an und befahl ihm, sich wieder zu legen. Nachdem dies geschehen, wurden die Gegenstände aufgehoben, und der Künstler kehrte auf seinen Platz zurück.

Die Bewegung des Bildnisses wurde in diesem Falle durch die Bewegung der Zehe des Jongleurs verursacht, welche durch einen dunkeln Faden mit jenem verbunden und mittels der oben erwähnten ausgebreiteten Decke verhüllt war.

Ich könnte noch andre Beispiele von ähnlichen Kunststücken erzählen, aber ich will zum Schluß nur noch eine Mitteilung anfügen, die mir von Pater Aloysius, einem Benediktiner-Missionar zu White Earth, Minnesota, gemacht wurde. Ein Jesuitenpriester, der mehrere Jahre unter den Cheyenneindianern von Dakota zugebracht hatte, kehrte nach White Earth zurück und erzählte Pater Aloysius im Laufe ihrer Unterhaltung über die Zauberkünste einiger der westlichen Indianer, er habe die Medizinmänner der Cheyenne wunderbare Kunststücke ausführen sehen; das Unbegreiflichste aber sei ihm gewesen, daß sie Gras aus einem unfruchtbaren, sandigen Boden aufwachsen ließen. Pater Aloysius bemerkte scherzend: „Na, Pater, Sie müssen wohl behext gewesen sein“, worauf der andre erwiderte: „Nein, Pater Aloysius, ich war durchaus nicht behext; ich sah es mit eignen Augen.“

Vor einigen Jahren wohnte ich einer Zeremonie bei, wo einer der Jongleure „pommes blanches“ aus dem harten Boden innerhalb der zeremoniellen Hütte aufwachsen lassen sollte. Als die Zeit kam, tanzte der Hauptkünstler mit seinen Gehilfen auf dem Boden umher und beugte sich dabei nach vorn, als ob er einen verlorenen Gegenstand suchte. Dann und wann hielt er plötzlich ein und stampfte heftig mit dem Fuße. An diesen Punkten grub dann eine Gehilfin eine Knolle aus, an der noch das frische Laub haftete. Die Knollen wurden unter den Zuschauern zum Essen herumgereicht, wodurch die Freude an der Unterhaltung noch gesteigert ward.

Der Tanz wurde in diesem Falle so ausgeführt, daß der Jongleur nach der Beschaffenheit des Bodens sagen konnte, an welchen Punkten die Knollen gerade vor Beginn der Vorstellung niedergelegt waren.

In allen derartigen Fällen zeigt es sich, daß die wahren Gläubigen von einer natürlichen Erklärung der Taschenspielerei dieser Jongleure nichts wissen wollen, sondern daß sie viel lieber geneigt sind, an die übernatürliche Kraft zu glauben, welche dieselben sich beimessen.

Neue Nachrichten über Sir Th. Elders australische Forschungsexpedition.

Über diese (s. Globus LX, 24, 380) empfing die geographische Gesellschaft in Adelaide Ende November vorigen Jahres weitere telegraphische Berichte von H. Lindsay aus Jilgarn W. A., die zur Übertragung nach York W. A. 21. November gesandt waren. H. Lindsay meldete: „Ich bedaure, wieder berichten zu müssen, daß der Mangel an Wasser uns von unserm beabsichtigten Kurs ablenkte. Wir verließen am 2. November die Fraser Range und zogen sieben Tage lang durch lichtes Malleegebüsch und Wälder, mit Salzbusch, gutes, aber sehr trockenes Land nach Hunt's Slate Well über Mt. Monger. Unser Eingeborenenführer, der uns „großes Wasser“ zu zeigen versprochen hatte, brachte uns an einen Brunnen, aus dem wir einen Eimer Wasser erhielten. Hunt's Teiche waren trocken, und der Slate Well war eingefallen, verhieß auch kein Wasser durch Wiederausgraben. Wir trafen einen Eingeborenen im Busch, der aussagte, daß nirgends Wasser sei. Das Wetter war furchtbar heiß, 31° R. im Schatten. Die Kamele wurden jeden Abend mit halbtrockenem Salzbusch gefüttert, wollten aber nichts fressen und waren sehr bekümmert. In Karoling, 32 Meilen von Southern Cross, fanden wir reichlich Wasser und rasteten einen Tag. Es war nicht nötig, jetzt nördlich zu gehen, da wir über Knudsfort einen Weg zu finden hoffen, der uns nordwärts führt, indem wir so die Kamele schonen, die sonst den nächsten Anstrengungen nicht gewachsen sind. Das Land ist furchtbar dürr, die Gesellschaft wohlauf.“ —

Genauere Mitteilungen brachten Briefe des Führers H. A. P. Gwynne, der die Sammlungen nach Adelaide brachte. Seine Sammlungen umfaßten botanische und zoologische Exemplare, lebende Eidechsen, sogenannte „Bergteufel“, Judeneidechsen, Iguanas, Schlangen, u. a. die tödliche Mulgaschlange, einen Fuß lang und so dick wie ein Bleistift, Waffen, Speere, Womeras, im ganzen 12 Kisten. — Über das Tier- und Menschenleben berichtet er: „Das Land in der Wüste hat kein Tierleben und außer dem schwarzen Spinnefäfer kein Insekt. Die Schwarzen sind eine elende, abgemagerte, zwergartige Rasse; wir sahen Frauen unter ihnen so dünn, daß ihre Beine nicht viel dicker als der Zeigefinger waren, Kinder fast gar nicht. An den Grenzen der Wüste sind die Schwarzen sehr klein, durchschnittlich 5 Fuß 3 Zoll hoch. Als wir in besseres Land kamen, fanden wir einige Schwarze von wirklich schöner Statur und ihr Aussehen besserte sich, je weiter wir vorrückten. Sie unterscheiden sich sehr in den verschiedenen Distrikten. Die Waffen bestehen aus Speeren und dem „dowak“, einem an beiden Enden gespitzten Stock, den sie mit wunderbarer Genauigkeit werfen. Nur bei den Fraser Ranges sahen wir Bumerangs im Besitz der Eingeborenen. Sie haben ein seltsames Instrument, das aus einem flachen Stock mit einem Loche darin besteht, an das sie eine Schnur befestigen und umwirbeln. Dies

Digitized by Google

wird als Signal für die Frauen gebraucht, herbeizukommen, wenn die Knaben zu jungen Männern gemacht werden sollen, und Ungehorsam ist dann für eine Frau sicherer Tod, da sie dann sofort mit dem Speer niedergestoßen wird. Die Eingeborenen sind völlig nackend, in den Fraser Ranges sahen wir in ihrem Besitze „Nabberstöcke“ für Botendienste. Die Zeichen auf diesen Stöcken waren mit heißen Feuersteinen eingebrannt und die Zeichnungen sehr kunstvoll; sie trugen diese Stöcke oft an der Nase oder hinter dem Ohr. Die Zahl der Eingeborenen im durchzogenen Lande war sehr gering; wir suchten möglichst viel mit ihnen zu verkehren, doch waren sie in schrecklicher Angst vor den Kamelen, weniger vor uns, da sie uns tagelang folgten und bei uns lagerten. Wir machten Rauchfeuer, um mit ihnen zu verkehren, doch ohne Erfolg. Sie schienen intelligent und hatten Worte, um die Kardinalpunkte des Kompaß zu bezeichnen. Bei den wilden Schwarzen, den „bardins“, fanden wir, daß sie bei dem Tode eines der Ihrigen etwas Fleisch abschnitten, und daß jedes Familienmitglied ein Stück roh essen mußte, was eine religiöse Zeremonie zu sein scheint. Gewinne litt infolge des Wassermangels an Erschöpfung und Dysenterie, er war der einzige Kranke, der die Gesellschaft bekhalb verlassen mußte. Hinter Viktoria Springs kamen sie durch ein Land mit prächtigen, riesigen Gummibäumen und bis nach Fraser Range hin sahen sie solche, ferner gelben und gimlet Mallee.

Dr. A. Vollmer.

Aus allen Erdteilen.

— Einführung der Einheitszeit. In Belgien hat der Minister der Eisenbahnen, Posten und Telegraphen verfügt, daß, vom 1. Mai 1892 angefangen, in allen ihm unterstehenden Diensten die bisher gültige Brüsseler Zeit durch die von Greenwich ersetzt werde. Zugleich hat er die Privatbahnen aufgefordert, sich diesem Vorgehen anzuschließen; ebenso hat er an die übrigen Minister ein Schreiben erlassen, in ihrem Bereiche gleichfalls auf die Durchführung der Einheitszeit hinzuwirken.

Auch in Süddeutschland wird demnächst bezüglich der Einheitszeit ein großer Schritt vorwärts gethan. In der Karlsruher Handelskammer wurde folgender Satz ohne Widerspruch angenommen: „Nachdem vom 1. April 1892 an seitens der Verwaltung der badischen Staatsbahnen, bayerischen Staatsbahnen, Ludwigsbahn (Nürnberg-Fürth), pfälzischen Eisenbahnen und württembergischen Staatsbahnen eine einheitliche Eisenbahnzeit zur Einführung gelangt und damit vermutlich für alle südlich des Mains gelegenen Eisenbahnen die so hoch erwünschte Einheit in der Zeitrechnung des inneren und äußeren Eisenbahndienstes hergestellt sein wird, erscheint es dringend wünschenswert, daß gleichzeitig auch die gesamte bürgerliche Zeitrechnung der Eisenbahnzeitrechnung folge.“

— Die Schwammfischerei auf den Bahamainseln wird sehr gewinnbringend mit kleinen Fahrzeugen von 5 bis 25 Tons Gehalt betrieben, die an Ort und Stelle erbaut sind. Im ganzen sind etwa 500 Fahrzeuge in diesem Gewerbe thätig, jedes ist mit 8 bis 12 Mann besetzt. Im Schwammgeschäft der Bahamas sind im ganzen gegen 6000 Menschen beschäftigt, alle, mit Ausnahme der Schiffseigentümer und Unternehmer, farbige Leute. Das Verdienst derselben hängt von der Größe der Beute ab, doch ist ein Jahreslohn von 300 Dollars schon sehr hoch. Man fischt die Schwämme mit eisernen Haken, die an sehr langen Stangen befestigt sind, und bringt nur die grossen Schwämme herauf, während man die kleinen, um den Nachwuchs nicht zu zerstören, unberührt läßt. Das Dreggen, welches früher auch angewandt wurde, ist verboten, da die Scharrnetze zu viel Brut zerstören. Die gewonnenen Schwämme werden auf dem Decke ausgebreitet, wo sie einige Tage der Sonne ausgesetzt bleiben, damit die organische Materie zum Abfterben kommt. Alsdann werden die Schwämme in den Kraal gebracht. Mit diesem afrikanischen Worte bezeichnet man eine abgesäumte Stelle des Meeres am Ufer, wo die Schwämme im frei umlaufenden Wasser durch die Wogen vier bis sechs Tage lang ausgespült werden. Es folgt noch ein Nachspülen und Waschen mit der Hand und alsdann das Trocknen und die Überführung nach Nassau, wo der große Schwammmarkt ist. Der Fang ist natürlich verschieden. Die Schiffe werden für eine Fahrt von sechs Wochen ausgerüstet und wenn auf einer solchen 5000 große und 7000 kleine Schwämme gefischt werden, so gilt dieses für einen guten Fang. Man fischt das ganze Jahr hindurch, meidet aber August und September, wegen der dann herrschenden Hurricans. In jeder Woche ist fünfmal Schwammmarkt in Nassau auf New Providence, von wo die Ware meist nach New York, London und Paris geht. (Aus einem Berichte des Vereinigten Staaten Konsuls Mc Lain in Nassau.)

— Nachkommen der Griechen in Afghanistan. In einem soeben erschienenen und dem neunten Orientalistenkongreß gewidmeten Werke An Inquiry into the Ethnography of Afghanistan beschäftigt sich der verdiente Generalarzt der bengalischen Armee, H. W. Bellew, mit der obigen Frage. In der Vorrede zu diesem Werke sagt er folgendes: „Im Verlaufe der Untersuchung habe ich gewisse, jetzt Afghanistan bewohnende Stämme als die Vertreter der Nachkommen jener Griechen feststellen können, welche im Altertum das Land beherrschten. Doch konnte ich nicht so tief in die Sache eindringen, wie sie es verdient. Trotzdem kann ich sagen, daß die von mir mitgeteilten Entdeckungen bezüglich der Stämme griechischer Abkunft nicht kurzer Hand abgewiesen werden dürfen. Denn wenn irgend ein Beweis zur Unterstützung der Richtigkeit meiner Identifikation in dieser Beziehung verlangt wird, so ist er in bündigster Art durch die Thatsache festgestellt, daß das Vokabular der gewöhnlichen Sprache, welche sie noch heute reden, mindestens zur Hälfte, wenn nicht mehr, entweder unverändert griechisch oder leicht verändertes und schnell erkenntliches Griechisch ist.“

— Die Petroleumerzeugung Bakus zeigt einen andauernden Fortschritt. Wie wir einem amerikanischen Konsulatsberichte entnehmen, wurden 1890 im Distrikte von Baku täglich im Durchschnitte 80000 Tonnen (à 42 Gallonen) gewonnen, während im Vorjahre die tägliche Erzeugung nur 68000 Tonnen betrug. Im Beginn des Jahres 1891 betrug die tägliche Erzeugung sogar 125000 Tonnen, weil eine große Anzahl neuer Bohrlöcher angelegt war, deren Zahl in jenem Distrikte Ende 1890 auf 238 produktive gestiegen war, während eine große Anzahl neuer in Angriff genommen wurde. Im Jahre 1890 wurden ausgeführt nach Großbritannien $37^1/_2$, nach Indien 33, nach Österreich Ungarn 30, nach der Türkei $22^1/_2$, nach Belgien 18, Java 13, Italien $12^1/_2$ und nach Frankreich $10^1/_2$ Mill. Gallonen. Die Gesamtausfuhr betrug 218881225 Gallonen. In Rußland wurden verbraucht $21^1/_4$ Mill. Gallonen.

Herausgeber: Dr. A. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 7.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Das altmexikanische Wurfbrett in modernem Gebrauch.

Von Dr. Eduard Seler.

Eine überraschende Nachricht kommt aus Amerika. In dem am 30. Oktober v. J. herausgegebenen Heft der Science teilt der Direktor des Washingtoner Nationalmuseums Herr Otis T. Mason mit, daß er vor kurzem ein Wurfbrett und einen dreißigfingen Vogelspeer erhalten habe, die Herr John G. Bourke, Kapitän der Vereinigten Staaten-Armee, am Pazcuaro-See in Michoacan von dem Jäger selbst, der diesen Wurfapparat zur Jagd benutzte, erstanden habe. Diese Nachricht ist in mehr als einer Hinsicht interessant.

Das Wurfbrett war im alten Mexiko wohl bekannt, und im Kriege wie auf der Jagd gebraucht. Abbildungen desselben sind in Mengen in den Bilderschriften und auf den Skulpturen zu finden. Und wenn von Originalen altmexikanischer Wurfbretter nur einige wenige und nur reich mit Schnitzwerk verzierte Prachtstücke auf uns gekommen sind[1]), so liegt das in der Natur der Sache, und wird niemand daraus auf ein spärliches Vorkommen des Gerätes schließen. Es scheint indes, daß schon in althistorischer, in präkolumbischer Zeit der Gebrauch dieses Gerätes ein seltenerer geworden ist. Die Götter des Krieges sind in Bilderschriften und Skulpturen, wo sie mit Waffen in der Hand dargestellt werden, ausnahmslos mit Speer und Wurfbrett versehen gezeichnet. Ebenso sieht man auf alten Skulpturen, wie auf dem großen Steine König Tizocs, wo Krieger dargestellt werden, dieselben mit Speer und Wurfbrett ausgerüstet, die Besiegten dem Sieger, zum Zeichen der Unterwerfung, das Wurfbrett darreichend. In ganz korrelaten späteren Darstellungen aber, wie in der nach dem Bizeköníg Mendoza benannten Bilderschrift, sind die Krieger mit Schild und dem maquauitl, der mit Obsidiansplittern auf zwei Seiten besetzten Keule, bewaffnet, und der Besiegte reicht dem Sieger die letztgenannte Waffe hin. Wohlgemerkt, Speer und Wurfbrett sind hier nicht, wie man sich das gewöhnlich vorzustellen pflegt, durch Pfeil und Bogen, die angeblich wirksamere Waffe, verdrängt, sondern in der Vorstellung vom Kriege hat die im Nahkampfe wirksame Waffe die Oberhand über die in der Ferne wirksame gewonnen. Daß im übrigen auch in den Kriegen der Konquista die von fernher treffende Waffe, der mit dem Wurfbrett (atlatl) geschleuderte Speer (tlacochtli oder tlatzontectli) mit der Spitze aus in Feuer gehärtetem Holz (tlaxiehtli), eine hervorragende Rolle spielte, dafür liegen in den Historikern Beweise genug vor. Ebenso wird der Jagd auf Wassergeflügel mit dem Wurfbrett und dem dreispitzigen Speer (minacachalli) genug Erwähnung gethan. Während aber in dem Jahrhundert nach der Konquista das Wurfbrett noch ein ganz bekanntes Gerät ist, erscheint zwei Jahrhunderte später die Kenntnis desselben, wenigstens bei den Gebildeten, vollständig verschwunden, so daß es Clavigero passieren konnte, das Wurfbrett mit einem Riemen zu verwechseln, das Wortes „amiento“ halber, mit welchem die alten Historiker das Gerät bezeichneten. Er sagt (Storia antica del Messico II, p. 145): „Lanciavano i dardi con una corda, per ritrarli dopo aver ferito“, und in der Anmerkung dazu: „Il dardo Messicano era di quella sorte di dardi che i Romani appellavano hastile, jaculum ó telum amentatum, ed il nome spagnuolo amento ó amiento, di cui si servono gli Storici del Messico, vale lo stesso che l'amentum dei Latini.“

Was nun die Verbreitung des Wurfbrettes in alter Zeit angeht, so werden wir natürlich nicht erwarten dürfen, dasselbe gleichmäßig bei allen Stämmen im Gebrauch zu finden. Bei den Wald- und Buschstämmen wird Pfeil und Bogen, bei Bergstämmen daneben auch die Schleuder die bevorzugte Waffe gewesen sein. Und diese Vermutung wird durch die Zeichnungen der Bilderschriften und die Angaben der Schriftsteller bestätigt. Außer bei den Bewohnern des eigentlichen Hochthals von Mexiko und ihren Stammverwandten auf der Hochebene im Osten des Popocatepetl und der Iztaccihuatl scheint mir das Wurfbrett besonders bei den Stämmen in dem inneren Winkel der atlantischen Golfküste im Gebrauch

[1]) Vergl. Seler, Altmexikanische Wurfbretter. Internat. Archiv f. Ethnogr. III, S. 137 bis 148 und Halmar Stolpe, ebend., S. 234 bis 238.

Digitized by Google

gewesen zu sein, die von den Mexikanern mit dem Namen Olmeca Uixtotin bezeichnet wurden. Aus dieser Gegend stammen nämlich die Thonfigürchen des Musée du Trocadero, die so schön, wie kaum eine andre figürliche Darstellung, das Wurfbrett mit seiner Rinne und dem dieselbe begrenzenden Zapfen zeigen. Eine eigentümliche Angabe liegt für Yukatan vor. Während nämlich für die Bewohner dieses Landes als Hauptwaffe Pfeil und Bogen und daneben Bronzeärte und kurze, mit breiter Feuersteinspitze bewehrte Handspeere angegeben werden, sagt derselbe Chronist (Diego de Landa) von den Tutulxiu — dem Stamme, auf den die Gründung von Mayapan zurückgeführt wird, und der nachmals noch in der Gegend dieser alten Feste, in Mani, seine Wohnsitze hatte — „Diese Leute lebten so friedlich, daß es keinen Streit unter ihnen gab, noch brauchten sie Waffen, nicht einmal Bogen für die Jagd (obwohl sie jetzt ausgezeichnete Pfeilschützen sind), sondern einzig mit Schlingen und Fallen fingen sie eine Menge Wild, auch hatten sie eine gewisse Kunst, Lanzen zu schleudern mit einem drei Finger dicken, ungefähr am dritten Teil (seiner Länge) durchbohrten, sechs Spannen langen Holz, und mit ihm und mit ein paar Stricken schossen sie scharf und sicher." Die Tutulxiu waren, das geht aus der Tradition bestimmt hervor, ein fremdes Element in der Bevölkerung von Yukatan. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß sie aus derselben laguneureichen Region stammten, die ich eben als das Land der Olmeca bezeichnet habe. Der Name Tutulxiu klingt mexikanisch. Und wenn von denselben Tutulxiu angegeben wird, daß sie die Ehrbrecher zu steinigen pflegten, so ist auch das eine mexikanische Sitte. Bekanntlich soll ja auch der Aufstand gegen Mayapan sich erhoben haben wegen der Gewaltherrschaft, die der Fürst von Mayapan, gestützt auf die mexikanischen Garnisonen von Tabasco und Xicalanco, ausübte. Das Land der Olmeca war, wenn nicht ursprünglich mexikanisch, so doch in früher Zeit mexikanisiert. Ich möchte die oben erwähnte Angabe daher als einen Fingerzeig dafür ansehen, daß in dem Gebiete der heutigen Republik Mexiko es hauptsächlich die Nation der Nana oder der mexikanisch redenden Leute war, bei denen das Wurfbrett im Gebrauch war.

Für Michoacan, die Provinz, aus der das moderne Wurfbrett in die Sammlungen des U. S. National Museum gelangt ist, kenne ich keine Angaben, die von einer Verwendung des Wurfbrettes in alter Zeit berichten. Hauptwaffen waren Pfeil und Bogen, und daneben das mexikanische Obsidianschwert[1]). Nun sind ja gerade für diese Gegend unsre Quellen besonders spärlich. Aber die Angaben über Bogen, Pfeil und Pfeilflöcher als nationale Waffe sind zu präcis. — „Die Michuaque kleiden sich in ein weiberhembartiges Gewand, sie haben immer den Bogen bei sich und tragen auf dem Rücken den Köcher" (Sahagun) —, als daß daran gedacht werden könnte, daß das Wurfbrett bei ihnen als Kriegswaffe irgend welche namhafte Verwendung gehabt habe. Möglich, daß es daneben zur Jagd auf Wassergeflügel im Gebrauch war. Möglich aber auch, daß infolge der Auflösung der alten Stammeinheiten, welche die Konquista im Gefolge hatte, und der vielfachen teils freiwilligen, teils gewaltsamen Verpflanzungen eine Kolonie Mexikaner an den See von Pazcuaro gelangt ist, und ihr nationales Wurfgerät dorthin verpflanzt hat.

Interessant ist die Angabe Matons, daß das von dem U. S. National Museum erworbene Gerät in jeder Beziehung dem Exemplar der Christy Collection gleiche, welches Hjalmar Stolpe (l. c. p. 234) abgebildet hat, nur daß es unverziert sei — a practical every day implement for killing ducks. Das Wurfbrett der Christy Collection, und also wohl auch das moderne Gerät aus Michoacan, hat links und rechts eine aus Muschelschale geschliffene Öse, die mittels Baumwollumwicklung an dem Brette befestigt ist. Nun zeigen auch die Zeichnungen der Bilderschriften, wie ich schon in meiner oben citierten Arbeit hervorgehoben habe, in den weitaus meisten Fällen an dem Wurfbrett befestigt ein aus Muschelschale geschliffenes Stück mit zwei Öffnungen, in welche der Werfende mit dem Zeige- und dem Mittelfinger greift. Herr Stolpe bemerkt dazu (l. c. p. 235): „Ein Versuch zeigt, daß, wenn man den Daumen und den Zeigefinger durch die Öfen steckt, was jedenfalls möglich ist auszuführen, dieselben das Bestreben zeigen, dem festgehaltenen Speer eine schiefe Richtung zu geben. Befolgt man dagegen die Anweisung der Codices, den Speer zwischen den zweiten und dritten Finger zu legen, wobei er zweckmäßig mit dem Daumen und dem dritten oder dem dritten und vierten Finger festgehalten werden kann, so kommt der Speer von selbst genau in die Längsrichtung des Wurfbrettes zu liegen. Die Sicherheit und Kraft beim Schleudern gewinnt ebenfalls sehr bei dieser Methode." Es ist bemerkenswert, daß auch das Wurfbrett, welches Herr Strebel aus Mumienhöhlen der Hacienda bei Coyote in Coahuila erhielt, zwei Öfen zu Seiten des Brettes aufweist — nur sind sie hier einfacher aus Schnüren gebildet. Und genau in der gleichen Weise wurde auch bei den Cuevo, wie aus der Zeichnung im Oviedo (Tomo III, Lam. I, Fig. 2, 3) hervorgeht, das Wurfbrett gehandhabt. Das Wurfbrett selbst war auch dort mit einer Öse auf jeder Seite versehen und der Werfende greift mit dem zweiten und dritten Finger in die Öfen. In altmexikanischen Bilderschriften ist noch eine andre einfachere Wurfbrettform abgebildet, bei der nämlich statt einer Öse aus Muschelschale an jeder Seite des Brettes nur ein Griff — anscheinend aus Holz gefertigt — angebracht ist. Doch auch bei diesem ist, wie man leicht einsieht, das Prinzip der Handhabung das gleiche. Das Brett kommt zwischen Zeige- und Mittelfinger zu liegen, die von hinten an den Griffen ihre Stütze finden, und Daumen und vierter Finger halten, vor den Griffen übergreifend, den Speer auf dem Wurfbrett fest. Somit hätten wir von Coahuila bis zur Landenge von Panama eine einheitliche Wurfbrettform, die ebenso bestimmt von den Eskimo-Wurfbrettern, wie von denen der meisten südamerikanischen abweicht. Denn bei diesen kommt nur der Daumen an die linke Seite des Brettes zu liegen, und entweder die sämtlichen vier übrigen Finger auf die rechte Seite des Brettes — so bei den grönländischen Wurfbrettern und wie es scheint auch bei dem rinnenförmigen Wurfbrett des unbekannten ostbrasilianischen Stammes, das in Original und Abbildung im Kopenhagener Museum aufbewahrt wird[1]) — oder es ist für den Zeigefinger auf der Unterseite, bezw. in der Mittellinie des Brettes, eine Öffnung angebracht, und es kommen dann nur die drei übrigen Finger auf die rechte Seite des Brettes zu liegen — so bei den Alaska-Wurfbrettern und den meisten südamerikanischen, einschließlich des angeblich aus Antioquia in Kolumbien stammenden Kopenhagener Stückes. Nur die peruanischen Wurfbretter haben, wie ebenfalls schon Herr Stolpe hervorgehoben hat, an der linken Seite des Brettes einen Sporn, der augenscheinlich nur für den Zeigefinger bestimmt sein kann, welcher danach hier ebenfalls auf die linke Seite des Brettes zu liegen käme.

Ich habe diese Thatsachen, die zum größten Teil schon von Stolpe vorgebracht sind, hier noch einmal erwähnt; einmal, weil dadurch gewisse Verallgemeinerungen, die Frau Nuttall in einer nach meiner Arbeit veröffentlichten, aber unabhängig von ihr entstandenen Arbeit über altmexikanische Wurf-

[1]) Vgl. Relacion de Pazcuaro in Anales del Museo Mechoacano. Año 2°.

[1]) Vgl. Bahnson, Internat. Archiv f. Ethnographie II, S. 207 bis 227.

Digitized by Google

bretter [1]) vorgenommen hat, von selbst hinfällig werden. Frau Nuttall hat ganz richtig gesehen, daß in den Bilderschriften und Skulpturen zwei Arten von Wurfbrettern vorkommen, die ich oben als mit Griff, beziehungsweise mit Öse an den Seiten, charakterisiert habe. Aber sie hat die Bedeutung der letzteren (häufigeren) Klasse nicht richtig erkannt. Sie spricht von Brettern mit einem, zwei oder drei „finger-holes“ und von solchen mit zwei Ösen. Hier ist das mit angeblich drei Löchern versehene Brett (Cod. Vat. B. 13 — 18) eine etwas ungeschickte Zeichnung eines typischen, aber von vorn, bezw. oben, gesehenen Wurfbrettes, das in der linken Hand gehalten wird, weil der betreffende Gott in der rechten sein Bündel Speere hält. Man sieht also rechts von dem Brette den Daumen, daneben aus dem Brett gleichsam herauskommend (d. h. eigentlich an den Ösen durchgreifend, das Brett umfassend) den Zeige- und Mittelfinger und links die beiden letzten Finger sich über das Brett legend. Wo aber angeblich nur ein „finger-hole“ an dem Wurfbrett gezeichnet ist, da handelt es sich immer um einen an dem Brette befestigten Ring aus Muschelschale, in welchen zwei Finger, der Zeige- und der Mittelfinger, greifen. Frau Nuttall hat nun aber weiter in gewissen Attributen bestimmter Götter veränderte, gewissermaßen unverständlich gewordene Wurfbretter, „ceremonial atlatl's“, erkennen wollen. Für den Schlangenstab Mixitopochtlis wird das wohl zutreffen, wie ich auch schon in meiner Arbeit (l. c. p. 148) hervorgehoben habe. Zweifelhafter ist die Sache schon für den gewundenen Stab des Windgottes Quetzalcouatls. Sicher nicht trifft das aber zu für eine Anzahl Attribute der Götter, die Frau Nuttall einfach deshalb für Wurfbretter hält, weil sie mit einem Loch versehen sind. Sie wirft hier zunächst zwei ganz verschiedene Geräte, das tlachielomi (Schwertzeug) des Feuergottes und des chicuatzli, den Rassestab der Erd-, Berg- und Wassergottheiten durcheinander. Und dann können diese Geräte nie aus Wurfbrettern entstanden sein, weil, wie ich oben nachgewiesen habe, es gar keine altmexikanischen Wurfbretter mit einem Loch in der Mitte des Brettes — nach Art der Alaska- und südamerikanischen Wurfbretter — gegeben hat.

Die Thatsache, daß die Wurfbretter von Coahuila bis zur Landenge von Panama einen bestimmten eigenartigen und einheitlichen Typus zeigen, ist aber auch noch für eine andere Frage von Bedeutung. Herr Mason schließt seine kurze Mitteilung mit den Worten: „The problem now is to connect Alaska with Patzcuaro.“ Ich weiß nicht genau, wie diese Worte gemeint sind. Vielleicht hat Herr Mason nur sagen wollen, daß ein früher allgemeiner gebrauchtes Gerät wohl auch bei den in der Mitte zwischen diesen beiden Endpunkten wohnenden Völkerschaften aufgefunden werden müsse. Die Worte können aber auch so verstanden werden, als ob ein supponierter genetischer Zusammenhang zwischen dem Alaska- und dem mexikanischen Wurfbrett durch ethnographische Thatsachen zu erweisen sei. Ich glaube aber, man hat wahrlich nicht nötig, immer nach einem Adam und einer Eva zu suchen. Daß die gleichen Erfindungen unabhängig an verschiedenen Punkten der Erde gemacht werden können und gemacht werden, ist eine durch die vergleichende ethnographische Betrachtung, wie eine Menge moderner Erfahrungen hinlänglich beglaubigte Thatsache. Zugegeben auch, daß innerhalb einer „geographischen Provinz“ — und als solche müßte hier vielleicht Zentralamerika, einschließlich der Landenge, angenommen werden — ein einheitliches Schöpfungszentrum wahrscheinlich ist, wenn auch nicht absolut notwendig, denn der Einfluß der „geographischen Provinz“ könnte sich in einer Annäherung ursprünglich abweichender, unabhängig erfundener Formen äußern —, so hat man doch gewiß nicht nötig, zwischen verschiedenen geographischen Provinzen Brücken schlagen zu wollen. Was nun speziell das Wurfbrett angeht, so scheint mir die oben nachgewiesene Besonderheit des mexikanischen, beziehungsweise zentralamerikanischen Wurfbrettes ein genügender Beweis dafür, daß ein genetischer Zusammenhang zwischen diesem und dem Alaska-Wurfbrett ausgeschlossen ist.

Steglitz, Januar 1892.

[1]) Archaeological and Ethnological Papers of the Peabo y Museum, Vol. I, Nr. 3.

Chicago.

Von Dr. C. Steffens. New-York.

Ein längerer Aufenthalt in Chicago, wo ich die Fortschritte der Worlds Columbian Exposition besichtigte, hat mir, als einem an schnelle Entwickelung und rasches Wachstum gewöhnten New Yorker, gezeigt, daß die „große Seestadt“ — the great city of the lakes, wie Chicago zubenannt ist, uns in dieser Beziehung noch überlegen ist. Ich glaube kaum, daß eine zweite Stadt der Welt sich in so kurzer Zeit und so gewaltig entwickelt hat; denn das heutige Chicago ist, als Stadt, noch nicht 60 Jahre alt. Ich habe die neuesten statistischen Daten gesammelt und diese werden allein schon hinreichen, ein Bild von der Großartigkeit des Fortschrittes der Stadt am Südende des Michigansees zu geben.

Französische Pioniere waren es, die zuerst hierher vordrangen und das kleine Fort an der Mündung des Chicagou bauten, nach welchem die Stadt den Namen trägt. An seiner Stelle erhob sich später das gegen die Indianer von der jungen Republik im Beginn des Jahrhunderts angelegte Fort Dearborn. Im englisch-amerikanischen Kriege von 1812 bis 1814 standen die Indianer auf Seite der Briten, sie überfielen das Fort und machten die amerikanische Besatzung nieder. Mit diesem „Massakre“ tritt Chicago in die Geschichte ein. Nach dem Frieden wurde das Fort wieder als Posten gegen die Indianer hergestellt, es wuchs zu einem, nun Chicago genannten Flecken heraus, welcher im Jahre 1833 in 175 Häuschen 550 Einwohner zählte.

Von entscheidender Wichtigkeit für die fernere Entwickelung der Stadt war der Abzug der Indianer aus jenen Gegenden, die heute die Kornkammer der Vereinigten Staaten bilden. Im September 1833 versammelten sich die Häuptlinge der Indianer mit einem Gefolge von einigen Tausend Kriegern und schlossen daselbst mit der Regierung einen Vertrag ab, nach welchem sie eine Fläche von 20 Millionen Acker um den Michigansee herum für die Summe von 4½ Millionen Mark abtraten; es ist das Land, welches heute die blühenden Staaten Indiana, Michigan und Illinois bildet, eine großartige Ackerbaugegend, in welche neue weiße Ansiedler hereinströmten.

Im Jahre 1837 erhielt Chicago Stadtrechte; es zählte damals 4170 Einwohner und bedeckte einen Flächenraum von 2½ Quadratmiles. Wie gewaltig das Wachstum gewesen, erhellt daraus, daß heute die Stadt 182 Quadratmiles bedeckt, und daß die Einwohnerzahl in folgender Weise gestiegen ist:

1850	29963	Einwohner
1860	109206	„
1870	306605	„
1880	491516	„
1890	1098576	„

Digitized by Google

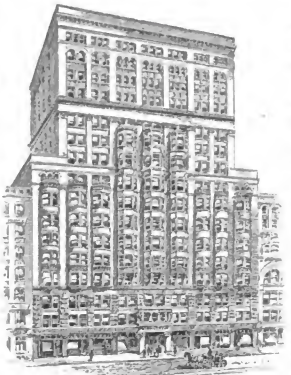
Der große Sprung zwischen 1880 und 1890, die Zunahme um eine halbe Million Einwohner, erklärt sich durch die Angliederung verschiedener Nachbarorte im Jahre 1889 mit zusammen 220000 Einwohnern. Dadurch wurde Chicago, Philadelphia übertreffend, zur zweitgrößten Stadt der Union. Jetzt kann man, da inzwischen noch einige Angliederungen stattfanden, rechnen, daß Chicago 1300000 Einwohner zählt, also Berlin schon nahe gekommen ist. Daß es am Schlusse des Jahrhunderts mit New York rivalisieren wird, steht außer Frage, denn es strebt danach, die erste Stadt der Union zu werden, und die natürlichen Verhältnisse sprechen dafür, daß die Möglichkeit der Erreichung dieses Zieles nicht ausgeschlossen ist.

Selbstverständlich bilden die geborenen Chicagoer — der Amerikaner sagt Chicagoans — nur einen Bruchteil der Bevölkerung. Wie in den meisten andern großen Städten der Union bildet das eingewanderte Element einen Hauptteil. Nur 292463 Einwohner sind in den Vereinigten Staaten geboren — kaum ein Viertel. An der Spitze stehen die Deutschen mit 384958, und so gewaltig macht sich das Deutschtum in Chicago geltend, daß neben der englischen Sprache im amtlichen Verkehre die deutsche vielfach zur Geltung gelangt; denn zahlreiche Ankündigungen der Behörden sind in deutscher Sprache erlassen, Post, Eisenbahn, Pferdebahn bringen viele ihrer Bekanntmachungen in englischer und deutscher Sprache. Nächst den Deutschen kommen, etwa ein Fünftel der Bevölkerung bildend, die Irländer mit 215534 Köpfen, dann die Skandinavier 100363, die Tschechen 54209, die Polen 52756, während die Franzosen mit nur 12963, die Russen mit 9997, die Italiener mit 9921 Köpfen vertreten sind. Auch Großbritannien ist verhältnismäßig schwach vertreten, denn man zählte 1890 nur 48678 Engländer, Schotten und Walliser. Wie fast überall in solchen schnell anwachsenden Neugründungen überwiegen die Männer die Frauen, denn im Alter von über 21 Jahren zählt man 80000 Männer mehr als Frauen in Chicago.

In dem Jahrzehnt von 1870 auf 1880 hat Chicago um etwa 200000 Seelen zugenommen und dennoch fällt in dasselbe jenes noch überall in der Erinnerung haftende Ereignis, welches einen kurzen Rückschlag verursachte: das große Feuer vom Oktober 1871. Drei Tage wütete dasselbe und volle vier Quadratmiles der Stadt wurden zerstört, 18000 Häuser gingen zu Grunde, 200 Menschen verbrannten, der Schaden betrug 800 Millionen Mark. Aber während die Trümmer noch rauchten, begann man den Wiederaufbau, wozu namentlich die eigene Kraft das meiste beitrug, wenn auch die in aller Welt gesammelte Summe von 28 Millionen Mark eine willkommene Zubuße war.

Fragen wir nach den Bedingungen dieses unerhörten Wachstums der Stadt, so ist vor allem ihre Lage hervorzuheben. Chicago liegt am südwestlichen Ende des Michigansees, da, wo dieser am tiefsten in die Vereinigten Staaten einschneidet, und damit ist ihm das weite Gebiet der großen Seen und Kanadas durch die Schiffahrt eröffnet. Liegt es auch, von Ost nach West gerechnet, nicht im Mittelpunkte der Vereinigten Staaten, so doch, heute noch, im Mittelpunkte der bebeutenden Landstriche östlich vom Felsengebirge, an der großen, von New York nach San Francisco führenden Weltstraße. Ringsum zieht sich im Osten, Westen und Süden des Michigansees der fruchtbarste, am besten bebaute Boden der Union hin, der seine Reichtümer nach der Stadt abführt. Chicago ist heute der größte Eisenbahnknotenpunkt der Welt, von welchem nicht weniger als 26 voneinander unabhängige Linien ausgehen, die wichtigsten der Vereinigten Staaten, deren Aufzählung ich aber unterlassen will.

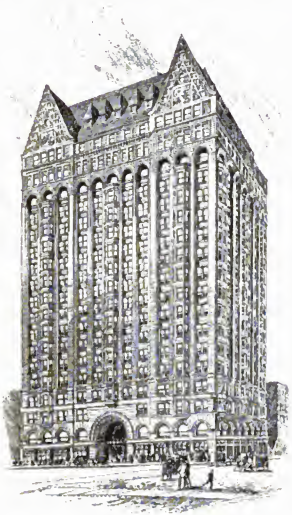
Die Stadt ist zu beiden Seiten des in den Michigansee mündenden Chicagoflusses auf ebenem, teilweise sumpfigem Boden erbaut; Aufschüttungen und Entwässerung, Regelung des in vielen Krümmungen fließenden Flusses haben einen gesunden Untergrund hergestellt, welcher heute schon 4 m über der ursprünglichen Anlage liegt. Auf eine Länge von 35 km zieht Chicago sich am See hin. Das Ufer ist aber in keiner Weise wegen seines niedrigen Wassers und wegen mangelnden Schutzes der Schiffahrt günstig. Es ist daher die Mündung des Chicagoflusses zum Hafen umgestaltet worden, an dessen Eingange sich zwei Leuchttürme erheben. Die Schiffahrt auf dem See ist nicht ungefährlich und derselbe fordert seine Opfer wie der Ozean, hat seine Stürme wie dieser. Dank der Lage und der guten Hafeneinrichtungen beherrscht Chicago heute 25 Proz. des Gesamthandels der großen Seen. Im Jahre 1890 liefen 18472 Fahrzeuge mit einem Gehalt von 8774154 Tonnen ein. Von großer Wichtigkeit für die Stadt sind auch ihre Kanalverbindungen; durch den Illinois- und Michigankanal ist die Verbindung mit dem Mississippi hergestellt. — Chicago, so sagte man mir, habe heute die unternehmendste und thatkräftigste Bevölkerung der Vereinigten Staaten, seine natürlichen Vorteile würden von den spekulativsten Köpfen der „amerikanischen Menschheit“ ausgebeutet. Es mag dahingestellt sein, ob hierin Übertreibung liegt, sicher aber ist, daß Chicago heute schon eine der ersten Handelsstädte der Welt ist, der wichtigste Platz für Getreide, Vieh und Holz. Ein Gebiet fast halb so groß wie Europa sieht in der Stadt ihren natürlichen Handelsmittelpunkt. Die Handelskammer gab für 1890 den Wert der dort in den Handel gelangten Produkte und Waren auf 5440 Millionen Mark an! In Chicago wird in den riesigen Elevatoren die Kornernte des Westens aufgestapelt und dann weiter über die Vereinigten Staaten verbreitet. Nach dem Berichte des Board of Trade für 1890 kamen dort 193105434 Bushels Getreide, 4358058 Barrels Mehl, 6594581 Bushels Leinsamen, 72102031 Pfund Grassamen, 7663828 Schweine, 392786 Barrels



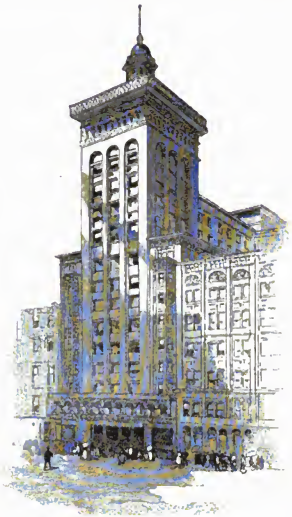
Das Manhattangebäude. Chicago.

Digitized by Google

Schweinefleisch, 471 910 128 Pfund Speck, 823 801 460 Pfund Fleisch in Blechbüchsen u. s. w. an. Die Kohleneinfuhr betrug 5 Millionen Tonnen. Man schlachtete 1890 nicht weniger als 2 219 312 Stück Rindvieh und 5 733 082 Schweine. In Chicago lagert zu Zeiten ein Drittel des gesamten Getreidevorrats der Vereinigten Staaten und seine großartigen, oft geschilderten Elevatoren können 28½ Millionen Bushels Getreide fassen. Im Jahre 1890 wurden 2050 Millionen Quadratfuß Holz verkauft und seine zum Teil von Deutschen errichteten und geleiteten Brauereien lieferten in demselben Jahre 2¼ Millionen Barrels Bier und Ale. Man mag sich danach die Größe der Geschäfte Chicagos vorstellen. We deal in every way with bigness, we have the biggest shop in the world — diese Worte habe ich mehr als einmal selbstbewußt dort aussprechen hören, und behauptet wurde, daß das große Warenhaus von Marshall Field & Co. einen Umsatz von 120 Millionen Mark habe. In Chicago befinden sich auch die Werke der bekannten Pullman Palace Cars. Wenn auch nicht in dem Grade wie der Handel, so hat sich doch auch hier die Industrie zu hoher Blüte entwickelt. Der Bericht für 1890 zählt 3250 Fabriken mit 177 000 Arbeitern auf. Darunter steht die Eisen- und Maschinenindustrie an erster Stelle, trotzdem Erze und Kohlen zugeführt werden müssen. Die Erze kommen



Der Freimaurertempel. Chicago.



Deutsches Opernhaus. Chicago.

vom Oberen See, die Kohlen aus Pennsylvanien und Ohio. Beschäftigt sind allein in der Eisenindustrie 34 000 Arbeiter.

Ich habe weiter oben den Illinois- und den Michigankanal erwähnt, der den Michigansee mit den Zuflüssen des Mississippi verbindet. Der Michigansee liegt 578 m über dem Atlantischen Ocean und die Westseite desselben hat nur ein sehr schmales Bewässerungsgebiet; denn schon 50 km westlich von Chicago fließen die Gewässer (der Kankakee u. s. w.) dem Illinois und damit dem Mississippi zu. Dieser Abfall nach Westen hin ist nun einmal für die Schiffahrt und dann für die Kanalisation der Stadt unnütz gemacht worden. Die Chicagoer haben es fertig gebracht, ihren Fluß umzukehren und bergauf fließen zu lassen. Früher gingen alle Abfälle durch denselben in den See, jetzt laufen sie nach Westen. Sie sperrten die Mündung ab, pumpten Seewasser in dessen kanalisierten Lauf und zwangen ihn zum Illinoisriver zu fließen, der nun die Abfälle empfängt. Die Pumpwerke sind Riesenarbeiten, die viel Geld kosteten, das sich aber auszahlte, denn der Gesundheitszustand von Chicago ist ein sehr guter und die Stadt kann sich nun auch mit gutem Trinkwasser aus dem See versehen, was früher nicht der Fall war, als dieser noch die Abfälle aufnahm. Ungefähr 3 km östlich von Chicago erhebt sich im Michigansee ein Turm, the Crib genannt, von wo das Wasser des Sees in zwei unterseeische Tunnels geleitet wird, deren einer nach dem 50 m hohen Wasserturme am Ufer führt, von wo aus täglich 75 Millionen Gallonen durch die großartigen Pumpwerke in die Stadt verteilt werden. Die Kosten dieser Wasserwerke betragen 60 Millionen Mark.

Digitized by Google

Chicago giebt ſich auch äußerlich als modern amerikaniſche Muſterſtadt zu erkennen. Die Länge ſeiner Straßen beträgt rund 3600 km. Dieſe Straßen ſind durchweg 20 bis 30 m breit, gerade, in rechten Winkeln ſich ſchneidend, meiſt gut gepflaſtert und beleuchtet. Natürlich fehlt es auch hier nicht an eleganteren und ärmeren Stadtvierteln, Boulevards, Parks, Denkmälern — aber das alles iſt nicht gerade kennzeichnend für Chicago, in andern großen Städten auch vorhanden; dagegen iſt das „Boom"-Bauen, dieſe turmartige Erhöhung öffentlicher und privater Bauten in Chicago zu einer Entwickelung gelangt, wie nirgends anderswo, und deshalb will ich einige Anſichten dieſer „Turmhäuſer" beifügen und darüber einige Worte ſagen.

Dieſe Baulichkeiten, die mehr und mehr in Mode kommen, ſind alles andre als ſchön. Mit ihren ununterbrochenen Faſſaden und den zahlloſen Fenſtern ſind ſie der ſchrecklichſte

Dearborn-Street. Chicago.

Kaſernenſtil, der ſich denken läßt. Und doch ſind ſie aus einem natürlichen Bedürfniſſe heraus entſtanden. Trotzdem Chicago am Rande einer Prärie ſteht, die dem unumſchränkten Wachstume der Stadt keinerlei Hinderniſſe in den Weg ſtellt, iſt doch für den Hauptteil, für das Herz Chicagos, Raummangel vorhanden. Die City, ſozuſagen, wo die Geſchäfte ſich häufen, wo der große Handel pulſiert, wo die Endpunkte der Eiſenbahnen, die Theater, großen Gaſthöfe, öffentlichen Gebäude liegen, beſchränkt ſich auf den engen Raum von nur einer Quadratmeile. Es iſt natürlich, daß dort Grund und Boden einen hohen Wert erreicht haben und daß man, um die Bodenfläche auszunutzen, in die Höhe bauen mußte. Das erſte dieſer turmartigen Kaſernenhäuſer wurde 1884 von dem Baumeiſter Jenney errichtet; es war zehn Stockwerke hoch, hat aber ſeitdem noch zwei weitere aufgeſetzt bekommen. Hohlziegel und Eiſenſchienen, zuſammengefügt nach Art der Brückenkonſtruktionen, bilden den Hauptſtoff dieſer, wie man ſagt, ebenſo ſicheren als dauerhaften Bauten, welche aller-

Digitized by Google

dings für bürgerliche Wohnstätten sich nicht eignen und meist zu Geschäftsräumen benutzt werden. Baumeister Jenney war auch der erste, der es wagte, ein 16 Stock hohes Gebäude aufzuführen, welches den Namen The Manhattan führt. Bis zum fünften Stockwerk hinauf ist es mit grauen Granitplatten bekleidet, von da bis zum sechzehnten mit Terrakotta; der Eingang besteht aus Marmor und hat Mosaikböden. Trotzdem macht dieses Turmhaus einen kahlen und eintönigen Eindruck. Das Treppen darin eine untergeordnete Rolle spielen, ist selbstverständlich, dagegen befördern fünf immer in Thätigkeit befindliche Aufzüge die Insassen und Bewohner schnell bis ins höchste Stockwerk. Das höchste Turmhaus Chicagos führt den Namen „das Auditorium“; es ist 90 m hoch, übertrifft also viele Kirchtürme; The Manhattan dagegen hat es nur bis zu 60 m gebracht, die deutsche Oper erreicht 40 m. Zahlreiche dieser Riesenbauten stehen an Dearborn Street; zwischen ihnen finden sich heute noch kleine Häuser, die einen seltsamen Gegensatz zu den Turmhäusern zeigen. Aber diese Zwerge sind alle zum Abbruch bestimmt und werden in kurzer Zeit verschwinden, um den Riesen Platz zu machen. Was dann? Muß dann nicht ein Rückschlag eintreten oder dann man noch höher hinaus? Sind die Zeilen beiderseits geschlossen, streben rechts und links nur die Türme in die Höhe, wie wird es dann mit Licht und Luft in der Straße aussehen? Nur oben im 16. oder 20. Stocke wird noch Licht sein und unten wird der Chicagoer wie in einer düsteren Klamm gehen.

Die natürliche Pflanzendecke Norddeutschlands.

Von Dr. med. Ernst H. L. Krause. Kiel.

II.

Ich komme nun zu der wichtigen Frage, inwieweit das im Boden enthaltene Wasser Waldwuchs zuläßt oder ausschließt, oder, was bei meinem Thema auf dasselbe hinauskommt, inwieweit die verschiedenartigen Moore und Wiesen natürliche Lichtungen des Waldes und inwieweit sie Rodungen repräsentieren. Es giebt kaum einen größeren Wald, der nicht von Wiesen oder Mooren unterbrochen oder doch solchen Ländereien benachbart wäre. Zahlreich sind im Kulturlande die Wiesen und Moore, welche den Waldwiesen und Waldmooren gleichen. Im Westen des norddeutschen Tieflandes sind fast 60 Quadratmeilen mit Heidemoor bedeckt, kleinere Heidemoore finden sich bis Mecklenburg und Pommern. In Ostpreußen treten an ihre Stelle Moorbrüche. Moorige Landstriche erstrecken sich in wechselnder, meist nach Osten zunehmender Breite von der Provinz Sachsen durch Brandenburg und Posen bis Schlesien, Westpreußen und Masuren und weiter durch Russisch-Polen. In größerer oder geringerer Ausdehnung treffen wir Wiesen an den meisten Flüssen und Seen und am Meere. Endlich sind noch eine Anzahl ausgedehnter Riethe und Brüche charakteristisch für das Land zwischen Harz, Elbe und Thüringer Wald. Jede dieser Sumpfkategorieen ist besonders zu besprechen.

Die Waldwiesen sind teils durch Rodung des Waldes, teils durch Entwässerung von Waldmooren entstanden. Während des Mittelalters war es allgemein üblich, das Vieh zur Grasung in den Wald zu treiben, zur Verbesserung des Grauswuchses wurde aber auch gerodet. Waldwiesen von größerer Ausdehnung, so daß sie als eine vom Walde verschiedene Vegetationsformation angesehen werden könnten, sind in alter Zeit nicht nachweisbar. Auch jetzt haben diese Wiesen in der Regel einen geringen Umfang und verraten sich als Kulturprodukte durch ihre geradlinige Begrenzung. Die Charakterpflanzen dieser Waldwiesen gehören zur Flora des Waldes. Sie fehlen in den geschlossenen Beständen wohl gepflegter Forsten, ihre alten Standorte waren lichte Plätze, über welchen die Baumkronen sich kaum berührten und den Sonnenstrahlen freien Durchlaß gewährten. Die Waldmoore sind größtenteils ungewachsene Tümpel und mit Reth, Seggen, Torfmoos u. dergl. bestanden. Sobald die Pflanzendecke hier stark genug wird, um Bäume zu tragen, überwächst der Wald das Moor. Nur künstliche Entwässerung, Viehtrift und Sense kann eine nutzbare Wiese daraus machen. Es kann aber anderseits das Waldmoor sich im Baumbestande bilden, wenn behinderter Wasserabfluß das Weiterwachsen der Bäume unmöglich macht. Die im Kulturlande vorhandenen kleineren Wiesen und Moore sind im allgemeinen als alte Waldmoore anzusehen.

Während die eben besprochenen Sumpfbildungen in der Regel räumlich sehr beschränkt sind, dehnen sich die folgenden über beträchtliche Landstriche aus und stellen nennenswerte Lichtungen des präsumierten Urwaldes dar.

Unter den großen Mooren Norddeutschlands sind manche reich an Baumresten [1]). In diesem Falle findet sich stets oberhalb der Baumwurzelschicht eine Moortorfschicht. Es ist also anzunehmen, daß seiner Zeit der Wald unterging durch Zunahme der Feuchtigkeit, und daß er in einen Moorbruch verwandelt wurde. Es kann sich nämlich bei steigendem Wasserspiegel im Walde nicht nur ein See bilden, sondern es kann auch der entstehende See von vornherein (gleichsam in statu nascendi) zuwachsen, und zwar mit Torfmoos. Wie sehen dann keine Wasserfläche, sondern nur eine immer mehr um sich greifende Bucherung des Torfmooses, welches schließlich die Bäume tötet. Dieses Wachstum des Torfmooses ist in dem nordwestlichen Tieflande gegenwärtig im allgemeinen zum Abschluß gelangt, lebendes weißes Moor findet sich nicht in zusammenhängenden Flächen. Das absterbende Torfmoos kann nicht sogleich mit lebenskräftigen Bäumen bewachsen, sondern trägt nur Heidesträucher, bis die Austrocknung einen höheren Grad erreicht hat. Andre nordwestdeutsche Moore haben anscheinend keine Baumreste, und diese erweisen sich als zugewachsene Landseen, die untersten Schichten bestehen fast ausnahmslos aus dem Schilfrohr und dessen Begleitern [2]). Als die Römer Germanien erobern wollten, waren diese Moore kahl und unwegsam. Man mußte Bohlwege darüber führen. Wie es den Römern unmöglich schien, diese Moore zu umgehen, so hielten sie es auch nicht für vorteilhaft, das Holz zu den Bohlwegen (pontes longi) in der Umgebung der Moore selbst zu schlagen, und Germanicus brachte die nötigen Stämme aus Batavien mit. Man darf aus diesem Umstande vielleicht

[1]) v. Ustar im Neuen vaterländ. Archiv, Lüneburg 1824, S. 26 (Westerbecker Moor bei Osthoven); Lasius im amtlichen Bericht über die 17. Versammlung deutsch. Naturf. u. Aerzte, Bremen 1839 (Bremervörder Gegend); v. Fischer Benzon a. a. O. (Westküste von Schleswig-Holstein).

[2]) W. O. Focke, Vegetationsverhältnisse des nordwestlichen Tieflandes in Abhandl. d. naturw. Vereins zu Bremen, Bd. 2; Salfeld im Landwirtschaftlichen Jahrbuch, Bd. XII, S. 17 ff.; C. Virchow, Das Kehdinger Moor, ebd., S. 83 ff. Dies gilt auch für die Emsmoore, wie im Gegensatz zu Grisebach Früh nachweist (Citate bei v. Fischer-Benzon, a. a. O., S. 59).

Digitized by Google

schließen, daß der Wald in der Nähe der Moore gleichfalls unwegsam war. Die Pflanzendecke der Moore bestand vor 1800 Jahren teils aus Torfmoos, teils aus Heidesträuchern. An manchen Stellen ist das Torfmoos seit der Römerzeit noch mehrere Meter hoch gewachsen [1]).

Wald kann erst dann die großen nordwestdeutschen Heidemoore bekleiden, „wenn ein trockenes Klima die Verdunstung des Wassers begünstigt, oder wenn ein Durchbruch und Abfluß des Moores erfolgt, oder wenn der Mensch eingreift. Dies gilt natürlich nur von den Mooren, nicht von den Heideflächen des trockenen Landes, über welche oben gesprochen ist. Manchmal ist indessen schwer zu sagen, ob eine jetzige Heidefläche ursprünglich Wald oder Moor gewesen ist. Das ebene Land zwischen Neumünster und Rendsburg bei Nortorf macht durch seine Vegetation den Eindruck einer trockenen Heide, aber die Bodenverhältnisse sprechen dafür, daß es sich um ein den besprochenen analoges, nur viel flacheres Moor handelt. Moordammkultur wird dort mit Erfolg betrieben, auch heißen die Ansiedler dort schon im Mittelalter „Coloni in mor" [2]).

Den nordwestlichen ähnliche Heidemoore giebt es in Mecklenburg und Pommern. Auch in der Lausitz und Schlesien findet man streckenweise eine sehr öbuliche Vegetation.

Nächst den Heidemooren des Nordwestens sind an Größe und Zahl am bedeutendsten die Moosbrüche des Nordostens. Sie bestehen ausschließlich oder überwiegend aus Torfmoos. Es giebt auch in westlicheren Provinzen, z. B. Schleswig-Holstein, weiße Moore, aber, soweit diese genau untersucht sind, erweist sich das Moos auf großen Flächen als abgestorben, und Halbsträucher bereiten den Übergang zur Heidestrauchvegetation vor. Diese Moore sind deshalb hier von den Heidemooren nicht unterschieden. Aber die Brüche in Ostpreußen [3]) verhalten sich anders: das Torfmoos wächst in den Wald hinein und an den Bäumen hinauf, diese sterben ab, und auf der Moorfläche halten sich nur zerstreute kümmerliche Kiefern. In den Kreisen Pr. Eylau, Friedland, Wehlau, Insterburg, Pillkallen und den nördlich von diesen gelegenen Landschaften sind solche Moore in großer Ausdehnung vorhanden, die größten finden sich im Memeldelta. Einige hochgelegene Moosbrüche hat man mit Erfolg entwässert und dann mit Ellern bepflanzt. An den sogenannten „tiefen Hochmooren" des Memeldeltas hat man versucht, nach Eindeichung nutzbaren Graswuchs zu erzielen, aber zum Teil sind die eingedeichten Wiesen aufs neue mit Moos bewachsen. Im allgemeinen wird man danach nicht selbgehen, wenn man diese Moosvegetation auf hohen Wasserstand zurückführt und für die lebenden Moosbrüche des Ostens dieselbe Entstehungsweise annimmt, wie für die abgetorften und überwachsenen weißen Moore des Westens.

Die Moore des Ostens zeigen uns also eine Vegetation als gegenwärtig, welche im Westen der Vergangenheit angehört. Diese Thatsache ist um so mehr von Interesse, als auch die Wälder des Ostens in ihrer Zusammensetzung denen gleichen, welche in Schleswig-Holstein am Ende der Interglacialzeit wuchsen.

In den Heidemooren und Moosbrüchen haben wir natürliche Lichtungen des Urwaldes kennen gelernt. Bei der nun zu besprechenden Klasse von Sümpfen, den Luchen Brandenburgs und seiner Nachbarländer, ist die Frage nach ihrer natürlichen Vegetationsformation schwieriger zu entscheiden. Die Entstehung dieser Sumpflandschaften unterliegt längst keinem Zweifel mehr, es sind alte Flußthäler, welche zugewachsen sind, nachdem die Wasserläufe eine andre Richtung angenommen haben oder bedeutend kleiner geworden sind [4]). Insofern sind die Luche den Heidemooren oder Moosbrüchen analoge Bildungen, als sie aus wasserbedecktem Gelände hervorgegangen sind. Aber ein Unterschied besteht darin, daß die Luche von fließendem Wasser gebildete Niederungen sind. Soweit der Boden dieser Niederungen nicht dem eigentlichen Flußbett, sondern dem Überschwemmungsgebiet angehörte, werden wir Anwälder voraussetzen. Aber in den tiefen Teilen der Thäler, welche vor der Richtungsänderung der Flüsse bezw. Senkung ihres Wasserspiegels dauernd von Wasser überströmt waren, mußten Seen und Lachen zurück bleiben, welche ihren Zusammenhang mit den jetzt die Niederungen durchfließenden, verhältnismäßig unbedeutenden Flüssen teils eingebüßt, teils behalten haben. Die letzteren sind die „faulen" Wässer oder Lanken. Zugewachsene Seen und Lanken können natürlich Moore bilden. Sehen wir nun, was thatsächlich über die natürliche Vegetation der Luche bekannt ist [5]).

Das Havelländische Luch ist von Spandau bis zum Brieselang und fast nach Bredow hin bewaldet. Ein Teil der dortigen Wälder — wie die Falkenhagener Heide und die Pieperberge — steht auf Dünen, ein andrer Teil — wie der Brieselang und ein Teil der Bredower Forst — auf Süßwasseralluvium. Zwischen der Bredower Forst und Bredow ist der Boden lehmhaltig und deshalb waldlos. Aber nördlich von diesem Wiesengebiete steht (zum Teil auf Dünen) die Rauener Stadtheide am Glien. Bei Ribbeck und Selbelang ist wieder Wald vom Charakter des Auwaldes. Diese Wälder von Spandau bis Ribbeck finden schon in Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts Erwähnung. Markgraf Waldemar spricht von diesen Waldungen 1315 als „nostris paludibus [3]) et lignis, jacentibus inter paludes seu mericas" (folgen die Namen einiger Wälder). Die Stadt Friesack war am Anfang des 17. Jahrhunderts reich an Wiesen und Gebüschen, die Wiesen waren größtenteils durch Rodung von Busch neugewonnen. Hieraus ergiebt sich, daß die natürliche Waldblöße im Havelländischen Luch nicht von bedeutendem Umfange war. Die Niederung zwischen der Dosse und Havelberg war vom 14. bis 16. Jahrhundert reich an Laubholz. Zwischen Belitz und Treuenbrietzen ist im 14. Jahrhundert von Holz und Hiede (ligna aut mirice) die Rede, Ende des 15. Jahrhunderts gab es dort Eichen, Eschen und Nüsse, auf der Girardschen Karte findet sich ein Buchenholz daselbst. Vom Spreewalde brauche ich nicht erst zu sagen, daß er bewaldet ist, bewaldet ist oder war auch die Niederung von Lübben bis Baruth. Das Sprecthal von Berlin bis oberhalb Fürstenwalde und die Niederung des Friedrich Wilhelmskanals ist bewaldet, ebenso die Umgebung des Finowkanals. Im allgemeinen bewaldet war auch von altersher die Niederung der Schwarzen Elster, sowie zwischen dieser und der Spree [4]).

Es sind mithin zwischen Elbe und Oder natürliche Waldlichtungen von nennenswerter Ausdehnung nicht vorhanden. Daß hier und da ein Rohrbruch („Fenn") die Baumbestände unterbricht, ist darum nicht ausgeschlossen. Vermutlich sind aber manche Fennen bis ins Mittelalter Lanken oder Seen gewesen. Wir wissen von den Burgstätten der Slawen, welche

[1]) Kohl, Bremer Morgenblatt 1863, Nr. 24 und 25. Vgl. auch desselben Verf. Nordwestdeutsche Skizzen. — T. Schacht in Petermanns Mitteilungen, Bd. XXIX, S. 5 ff.

[2]) Schleswig-Holstein-Lauenb. Reg. u. Urk. 1, Nr. 710.

[3]) Jentzsch, Die Moore der Provinz Preußen. Königsberg 1878.

[4]) Girard, Die norddeutsche Ebene. Berlin 1855.

[5]) E. H. L. Krause, in Verhandlungen d. botan. Vereins der Provinz Brandenburg, 33, S. 75 ff.

[3]) Wie palus, so wird auch „Luch" für bewaldete Niederung gebraucht: Silva luch (Cod. dipl. sax. reg. I, 1, Nr. 372), Silva quae foven vocatur (in einer schlesischen Urkunde).

[4]) Cod. diplomat. Saxon. reg. 1. Hauptteil, I. und II. Bd.

Digitized by Google

jetzt von nassen Wiesen umgeben sind, daß sie zur Zeit der wendischen Herrschaft wenigstens teilweise in Landseen lagen.

Ähnlich wie zwischen Elbe und Oder liegen die Verhältnisse zwischen Oder und Weichsel in der Netteniederung und dem Obrabruch. Im Weichseldelta läßt sich Ellernholz bis ins 13. Jahrhundert [1]) nachweisen, aber selbstverständlich sind in den toten Weichsel- und Nogatarmen zu allen Zeiten Rohrfelder und mit Gesträuch bewachsene Grünlandsmoore vorgekommen. Weiter nach Osten werden die Moore größer und erreichen ihre größte Ausdehnung in Wolhynien und Minsk. Es sind auch dort noch große Strecken mit leidlich hochstämmigen Bäumen (Weißellern) bewachsen, aber die Lichtungen sind schon in Polen beträchtlich. Rzaczynski [2]) sagt von diesen Sumpfmooren, ihre Substanz sei aus Erde und Wasser gemischt, so daß sie den Menschen nicht trage, schwarz und mit leicht entzündlichem Rasen bewachsen. Es handelt sich hier offenbar um schwimmende Rasenbildungen auf stehendem Wasser. Nach der Schilderung, welche Jenzsch von den Mooren des masurischen Seengebietes und seines Südabhanges an der preußisch-russischen Grenze entwirft, gehören diese zum Teil in dieselbe Klasse. Da aber diese Moore in fünf Kreisen nicht ganz 12 Quadratmeilen bedecken und nur in Lötzen und Johannisburg etwas über ein Zehntel der Gesamtfläche der Kreise einnehmen, kommen sie für die Landschaft nicht sehr in Betracht.

Was nun die Wiesen betrifft, welche die Flüsse und das Meer umsäumen, so habe ich schon ausgeführt, daß die Überschwemmungsgebiete der Flüsse von Natur Wald tragen, tote Arme und Buchten aber zu Mooren werden können. Alle unsre Flußniederwiesen sind entweder gerodet oder sie sind aus dem Zustande des schwimmenden Moores erst herausgekommen, seit der Mensch sie in Besitz genommen hat. Wo immer eine Wiese, welche fest genug ist, daß man sie betreten kann, sich selbst überlassen wird, bewächst sie mit Bäumen. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, diese Behauptung ausführlich zu beweisen. Daß das Überschwemmungsgebiet des Meeres waldlos ist, wurde schon angedeutet. Als Ursache der Waldlosigkeit ist der Salzgehalt des Meerwassers anzusehen. Die Beweglichkeit und häufige Gestaltveränderung des Strandes begünstigt eine große Mannigfaltigkeit der Stauden und Kräuter der Meeresküste. Indessen findet sich auf festerem und dabei regelmäßig überschwemmtem Lande fast immer eine Wiesenflora. Die Wiesenflora verbleibt in vielen Fällen auch dem eingedeichten Lande, aber sie ändert ihre Zusammensetzung: die salzbedürftigen Arten verschwinden bald, die salzliebenden werden allmählich seltener, und die Wiese bleibt nur Wiese, weil der Mensch es so für gut befindet, weil er mit Sense und Viehtrift das Aufkommen von holzigen Pflanzen hindert.

Ich habe nun noch die Niethe und Brüche zwischen Harz, Elbe und Thüringer Wald zu besprechen. Diese erinnern in ihrem Pflanzenwuchs vielfach an die Pflanzen der Seeküste. Da sind zunächst große Massen in der Gegend von Salzdahlum [3]) zwischen Elm und Asse frühzeitig nachgewiesen. Die Nähe der Salzdahlumer Saline läßt hier von vornherein salzhaltigen Boden vermuten. Daß derselbe vor der Regelung der Wasserläufe in jener Gegend weiter verbreitet war, entnehme ich daraus, daß noch jetzt an Wiesengräben bei Wendessen wilder Sellerie und bei Groß-Denkte am Abhange der Asse Samolus, eine salzliebende Primulacee, sich findet. Dann kommt der große Bruch zwischen Ocker und Bode. Hier ist die Salzsaftet noch sehr verbreitet, und an der Bode weiter abwärts haben wir das Staßfurt-Leopoldshaller Salzgebiet. Weiter abwärts an der Saale treffen wir im 12. Jahrhundert unbewohntes Sumpfland, von dem freilich nicht ausdrücklich gesagt wird, daß es waldlos war [4]). Salzaufwärts aber ist bei Halle viel salzhaltiger, bunmloser Boden, und daran schließt sich das Gebiet des salzigen Mansfelder Sees. Einer der größten Rohr- und Seggenbrüche war bis ins 12. Jahrhundert die jetzige Goldene Aue [5]). Die ganze Niederung von Walkenried bis zur Mündung der Helme in die Unstrut ist erst im späteren Mittelalter von niederländischen Kolonisten bewohnbar gemacht. Zwischen Röhricht und Riedgras wuchs wohl allerlei Gestrüpp („virgulta et arbusta“), namentlich Weiden, aber der Charakter der Landschaft wich ganz entschieden ab von den mit schlanken Ellern bewachsenen Harzthälern. Mir scheint, daß auch die ursprüngliche Waldlosigkeit dieser Gegend mit dem Salzgehalt des Bodens zusammenhängt. Man kennt jetzt Salzpflanzen nur am Fuße des Kyffhäuser, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei der schlechten Entwässerung der Urzeit der Einfluß des Salzes sich auf weitere Strecken geltend machte. Auch die von der Helbe durchflossene Niederung zwischen Hainleite und Schmücke war ein sumpfiges Niethland und blieb sehr lange unbesiedelt [6]). Ferner liegen Nachrichten aus dem 12. Jahrhundert vor über ausgedehnte Wiesenstrecken („Ungeburewiesen“, „Laugewiesen“) in dem Landstrich zwischen Georgenthal und Ohrdruf am Nordabhange des Thüringer Waldes. Noch jetzt sind dort ausgedehnte Wiesen in den Thälern des Gebirges, die im Frühjahr im herrlichsten Blütenschmuck prangen. Von Salzflora ist dort aber nichts bemerkt, und die natürlichen Wiesen dieser Thäler waren wohl, wie jedenfalls zum Teil auch in der Goldenen Aue durch Stauwasser bedingt. Eine ähnliche Wiesenbildung kennen wir in der oberen Region des Ilzergebirges [7]). Östlich der Saale ist eine den thüringer Wiesen analoge Vegetation am Bienitz westlich von Leipzig bekannt. Aus W. L. Petermanns [8]) Schilderung dieser Örtlichkeit ergiebt sich mit Bestimmtheit, daß der Pflanzenwuchs durch Salz beeinflußt ist. Auch der Leipziger Florist Reiche [9]) hebt hervor, daß salzhaltiger Boden dort die Vegetation beeinflußt, indem er zugleich betont, daß in der näheren Umgebung genannter Stadt die Wiesen das Gepräge von Kunstprodukten tragen. Damit wäre ich von der Untersuchung der Beschränkung des Waldwuchses durch das Wasser auf die Besprechung des salzhaltigen Bodens hinübergekommen, ein vollständiges Auseinanderhalten beider Abschnitte wäre ohne viel Wiederholung nicht durchführbar gewesen. Zu bemerken ist hier nur noch, daß Salzsteller kleinen und kleinsten Umfanges sich zerstreut durch ganz Norddeutschland finden, und daß solche in noch größerer Anzahl vorhanden gewesen sind, ehe die Wasserläufe durch Kultur regulieret wurden. Danach muß ich noch einmal auf das vorhin besprochene thüringische Gebiet zurückkommen. Denn diese Landschaft ist es, in welcher nach Angabe der Floristen der Wald auf den Boden weniger geologischer Schichten beschränkt erscheint. Im Gebiet der Flora von Halle steht

[1]) Pommerell. Urkundenbuch, Nr. 159.

[2]) Historia naturalis curiosa regni Poloniae, Sandomir 1721, p. 164.

[3]) Asseburger Urkundenbuch, II. Bd., Nr. 664, 677, 847 ꝛc.

[4]) Stiftungsurk. d. Kl. Gottesgnaden b. Kalbe v. 1131 (Fr. Winter, d. Prämonstratenser im 12. Jahrh. Berlin 1865, S. 331).

[5]) R. Schicht, Die Cisterzienser u. d. niederl. Kolonisten i. d. gold. Aue, Zeitschr. d. Harzvereins f. Geschichte u. l. w., Bd. XXI, S. 3, 5 u. f. w., Cod. diplom. sax. reg. I, 1, Nr. 260 etc.

[6]) G. Reischel, Beitr. zur Ansiedelungskunde von Mittelthüringen, Mitteil. d. Vereins f. Erdkunde in Halle, 1885, S. 91 und 92.

[7]) Engler in Jahresber. d. schlesischen Gesellsch. f. vaterl. Kultur. 42. Jahrg., S. 65 ff.

[8]) Flora d. Bienitz, Leipzig 1841.

[9]) In Ifis 1886.

Digitized by Google

nach Schulz [1]) Wald nur auf tertiärem und jüngerem Boden. Indessen ist, abgesehen von dem Salzgebiet, diese Waldarmut nicht durch die Beschaffenheit der Bodenarten bedingt. Von den Porphyrhügeln ist auch im Saalethal wenigstens einer, der Ochsenberg [2]), mit älteren Kiefern bestanden, und im Harz [3]) sowohl als im Schwarzwald [4]) gedeihen Laub- und Nadelholz gut auf solchem Boden. Die triadischen Gesteine zeigen nicht nur im Weser- und Maingebiet, sondern auch in mancher thüringischen Landschaft, daß sie dem Waldwuchs keine übermäßigen Schwierigkeiten bieten. Durch diese Vergleiche läßt sich allerdings die Thatsache nicht wegdisputieren, daß das Land um den Unterharz und von da bis zur Elbe südlich von Braunschweig und Magdeburg bis etwa nach Halle, Naumburg, Erfurt und Eisenach und nach Westen bis Walkenried arm an Holzbeständen ist. Es läßt sich aber nachweisen, daß dort in früheren Jahrhunderten große Wälder waren. Die mansfeldischen Klöster hatten bis ins 16. Jahrhundert große Forsten. Nach dem Bauernkriege verkauften sie gewaltige Mengen von Holz, um Geld zur Wiederherstellung ihrer zerstörten und geplünderten Gebäude zu gewinnen [5]). Die Saline zu Halle dampfte bis zum 16. Jahrhundert, vielleicht noch länger, ihre Soole fast nur über Holzfeuer ab. Die Bauern brachten das Holz fuderweise auf den Markt, wo es die Pfänner kauften; Reisig war zu diesem Zweck nicht brauchbar, es mußten starke Hölzer sein. Freilich wird schon am Ende des 15. Jahrhunderts über teure Holzpreise und Kleinheit der Scheite geklagt, aber es war doch Holz genug vorhanden [6]). In der Quedlinburger Gegend waren zwischen Unterharz und dem Staßfurter Salzgebiet mehrere Wälder im 15. Jahrhundert [7]). Nach Norden und Westen sind Harz, Elm und Asse noch bewaldet, daran schließen sich dann die ehemals großen Bestände des Lappwaldes, bei Nibdagshausen u. s. w. [8]). An der Saale und den andern Flüssen finden wir mit Weiden bepflanztes Wiesenland seit dem 12. Jahrhundert in vielen Quellen erwähnt, ich sehe darin allen Auwaldgrund. Zwischen Saale und Elster findet sich gegenwärtig Laubwald. Wenn nun auch die Urkunden lehren, daß das behandelte Gebiet reicher an Holzungen war als jetzt, so fällt anderseits auf, daß Baumarten, welche in andern Gegenden Norddeutschlands minderwertig erscheinen, hier öfter erwähnt werden und einen verhältnismäßig hohen Wert haben. Es sind das diejenigen Arten, welche nur lichte Bestände bilden, Birke und Espe. Es würde nun zu dieser Stelle zu weit führen, näher auf die Verbreitung dieser Holzarten einzugehen, da ich vorläufig nur die Grenzen des Waldes im allgemeinen feststellen will. Bemerkt sei jedoch, daß nach Nehrings [9]) Funden fossiler Tierreste um den Harz lange eine Steppenvegetation geherrscht haben muß, daß auch das hier behandelte Gebiet längst bekannt ist durch seinen Reichtum an Pflanzen, welche mehr der Steppe als dem Walde angepaßt sind. Auch Espe und Birke sind genügsame Bäume, die in die Steppe eindringen können. Von denjenigen Bäumen, welche die dichtesten Bestände bilden, dringt die Fichte vom Harz gar nicht und vom Thüringer Wald höchstens bis in die Nähe von Jena in die Ebene vor. Die Buche wächst am Huy, läßt sich im Mansfeldischen im Anfang des 13. Jahrhunderts [1]) und bei Naumburg am rechten Saaleufer schon im 11. Jahrhundert bestandbildend [2]) nachweisen, fehlt aber noch jetzt bei Halle [3]). Abgesehen von den Salzstellen kann nur die Kultur hier das Vordringen des nicht Bäumen aufgehalten und dadurch die Erhaltung der Steppenvegetation ermöglicht haben [4]). Es gehört gerade diese Landschaft zu denjenigen Teilen Norddeutschlands, welche am längsten von seßhaften Menschen bewohnt sind. Daß Ackerbau die Steppe begünstigt gegenüber dem Walde, wird an der Grenze der russischen Steppen gegenwärtig wahrgenommen. Es soll in jenem Lande die Schwarzerde dem Walde ungünstig sein, weil der üppige Standenwuchs die Keimlinge der Bäume erstickt [5]). Auch in der Gegend von Halle ist diese Erdart fast ganz waldlos [6]), aber hier nur deshalb, weil dieses fruchtbare Gelände durchweg beackert wird. Denn gepflegte Wälder, wie unsre heutigen sämtlich sind, gedeihen nach den Erfahrungen der Russen ausgezeichnet auf dem schwarzen Boden, und auch natürliche Wälder sind dort mit der Zeit. Ich hatte oben die Klausel gebraucht, daß der Wald allen ihm zusagenden Boden in Besitz nimmt, vorausgesetzt, daß nicht Tiere die ansteimenden Bäume zerstören. Die großen Wiederkäuer der deutschen Fauna haben, soweit wir wissen, in Wäldern gehaust, ohne sie zu vernichten. Aber von der russischen Steppengrenze wissen wir durch Korschinski [7]), daß der Biß der Tiere das Vorschreiten des Eichenwaldes sehr aufhält. So mögen auch die jetzt bis auf den Hamster aus Thüringen verschwundenen Steppentiere einst dazu beigetragen haben, den Waldwuchs aufzuhalten, bis der Mensch den Boden in Besitz nahm.

Aus diesen Unterschungen sehen wir hinsichtlich der natürlichen Verbreitung des Waldes folgendes:

Norddeutschland ist von Natur mit Wald bestanden. Die Bestände sind stellenweise geschlossen, an andern Stellen so licht, daß die Sonnenstrahlen zwischen dem Laubwerk ihren Weg zum Boden finden. Zahlreiche Wasserläufe und stehende Gewässer unterbrechen den Wald, abbröckelnde Ufer und neu angeschwemmtes Land gewähren kurzlebigen und lichtbedürftigen Kräutern stets neue Standorte. Fernere Lichtungen entstehen vorübergehend durch Windbruch. Zuwachsende und zugewachsene Gewässer schließen auf lange Zeit den Baumwuchs aus, während sie für kleinere Gewächse einen guten Nährboden abgeben. Diese zuwachsenden Gewässer, denen die im Walde entstehenden Moosbrüche gleich zu achten sind, bilden zum Teil große Lichtungen und unterbrechen den Zusammenhang des Waldes auf weite Strecken. Am ausgedehntesten sind sie im nordwestlichen Tiefstande, von bemerkenswerter Größe auch im Nordosten. Die Pflanzenarten, welche die Vegetation dieser Moore und Brüche zusammensetzen, finden sich zumeist auch an feuchten Stellen des Waldes, sowie an und in den kleinen Tümpeln, welche sich überall im Walde finden.

Wesentlich andre Pflanzenarten setzen die Flora zusammen in dem waldlosen Überschwemmungsgebiete des Meeres, auf dem dem Meere unmittelbar benachbarten Flugsande und auf salzhaltigem Boden des Binnenlandes, welcher ebenfalls unbewaldet bleibt.

---

[1]) Aug. Schulz, Die Vegetationsverhältn. v. Halle. Mitteil. d. Vereins f. Erdkunde zu Halle, 1887.

[2]) Steinecke, Das Saalethal bei Halle. Das. 1888, S. 8.

[3]) z. B. am Hohnstein.

[4]) Schuberg, Die Bewaldung des Schwarzwaldes. Deutsche geogr. Blätter, Bd. X, Heft 4, 1887.

[5]) Geschichtsquellen d. Prov. Sachsen, Bd. XX.

[6]) Geschichtsquellen d. Prov. Sachsen, Bd. XI.

[7]) Geschichtsquellen d. Prov. Sachsen, Bd. II, S. 313.

[8]) Vgl. verschiedene Arbeiten von Langerfeldt und Tunica in den Schriften des Harzvereins f. Geschichte u. s. w., Bd. XI, XVI, XVII.

[9]) Nehring, Über Tundren und Steppen. Berlin 1890.

[1]) Geschichtsquellen d. Prov. Sachsen, Bd. XX, S. 303 (Buchenberch).

[2]) Cod. dipl. sax. reg. I, 1, Nr. 75.

[3]) A. Schulz, a. a. O.

[4]) Im Main- und Rheinthal scheinen stellenweise ähnliche Verhältnisse zu sein!

[5]) Köppen, Geogr. Verbreitung d. Holzgewächse d. europ. Rußlands II, S. 533.

[6]) v. Bennigsen-Förder, Bodenkarte d. Umgegend v. Halle.

[7]) Englers Jahrbücher, Bd. XIII.

Digitized by Google

Unsre Untersuchung hat aber ferner ergeben, daß eine solche Vegetation, wie sie vorstehend ideal geschildert ist, niemals in ungestörtem Besitz des ganzen norddeutschen Tieflandes gewesen ist. Wir sahen, daß ein Teil des bewaldbaren Bodens niemals nachweislich Wald getragen hat. Sofern es sich dabei um Landstriche handelt, welche dem Wasser und dem Moore abgewonnen wurden, lassen dieselben sich noch in unser ideales Landschaftsbild einreihen bis natürliche Seen, Strandwiesen oder Moore. Freilich erhalten wir dann an der Nordseeküste einen Wiesensaum von unnatürlicher Breite. Noch viel mehr aber stört die Rekonstruktion eines Urwaldes das Vorkommen von Steppenresten auf bewaldbarem Lande. Es ist schwerlich anzunehmen, daß die Steppenpflanzen Thüringens erst nach Rodung des Urwaldes wieder eingewandert seien, es ist noch weniger wahrscheinlich, daß sie eine Periode geschlossenen Waldwuchses an ihren jetzigen Standorten überdauert haben. Hier scheint bis jetzt keine andre Erklärung möglich, als die schon oben berührte, daß nämlich der Mensch sich in der Steppe niedergelassen hat, ehe sie so dicht bewaldet war, wie sie nach Boden und Klima gegenwärtig sein könnte. Was für das Saalegebiet wahrscheinlich ist, ist für andre Landschaften möglich. So sind wir thatsächlich außer stande, als Grundlage für pflanzengeographische und pflanzengeschichtliche Untersuchungen uns einen deutschen Urwald im Geiste aufzubauen.

Die Geschichte führt uns zwar weiter, als die Beobachtungen auf botanischen Exkursionen, aber sie bringt uns nicht über die Anfänge der Kultur hinaus. Die Geologie anderseits macht fast überall Halt vor den Kulturschichten der historischen Zeit. Zwischen Geologie und Geschichte schwebt die sogenannte Anthropologie, die prähistorische Forschung, bis jetzt noch ohne genaue Fühlung weder mit dieser noch mit jener. Nur mit der Hilfe aller drei vermag die spezielle Pflanzengeographie eine sichere Grundlage zu gewinnen.

Die Geologie lehrt, daß es eine Zeit gab, in welcher Skandinavien und Nordrußland in Eis begraben waren, wie jetzt Grönland, während gleichzeitig von England durch Norddeutschland bis Moskau [1]) sich ein Waldgürtel hinzog, in welchem Nadelholz den Hauptbestandteil ausmachte, aber auch Eichen, Ahorn und andre Laubhölzer vorhanden waren. Im Süden dieses Waldgürtels waren, und zwar schon in der jüdlichen Hälfte des norddeutschen Tieflandes, ausgedehnte Steppen. Die Vorgeschichte weist nach, daß sowohl dieser Wald als diese Steppen von Menschen bewohnt waren. Weiter zeigen uns geologische Aufschlüsse, daß das skandinavische Eis in den nordöstlichen Teil Norddeutschlands vordrang (die sogenannte zweite Eiszeit), daß die Küstenländer der Nordsee unter den Meeresspiegel sanken, und von dem interglacialen Waldgürtel wenig übrig blieb. Später zog sich das Eis wieder zurück, die Nordseeküsten wurden wieder gehoben und mit dem Walde drang der Mensch nach Norden vor. Auch in die Steppen drang der Wald ein und verkleinerte sie, schnitt auch vielleicht kleine Steppengebiete von dem Zusammenhange mit den übrigen ab.

Der lichte Steppenwald ist stellenweise noch geschichtlich nachweisbar. Das Ende baumloser trockener Steppen von nennenswertem Umfange ist in prähistorischer Kultur zu suchen [2]). Im Walde haben sich bei wechselndem Wasserstande wiederholt Seen und Moore gebildet und den Bäumen wiederum Platz gemacht. Die Geologie zeigt uns dann noch das Zurückweichen des Nadelholzes vor dem Laubholze in einem Teile von Norddeutschland und Dänemark, und zwar finden wir, von ganz lokalen Erscheinungen abgesehen, bis in die oberste Schicht vorherrschend die Eiche. Hier greift die Geschichte ein. Sie zeigt, daß die Eiche überall im Weichen ist, daß sie hier von der Buche, dort vom Nadelholz verdrängt wird. Die Geschichte lehrt uns auch, bis zu welcher Grenze das Nadelholz einst zurückgewichen war, und Geschichte und Vorgeschichte im Verein geben für die Bestimmung von Zeit und Dauer dieses Zurückweichens nähere Anhaltspunkte.

Nach manchen geologischen Aufschlüssen scheint es, als sei in jeder Landschaft in jeder Zeit nur eine Baumart vorhanden, aber doch eine ganz vorherrschend gewesen. Indessen ist die reichste geologische Ablagerung immer nur ein sehr unvollständiges Herbarium, und die Geschichte lehrt, daß die Wälder der Vorzeit meist aus mehreren Baumarten gemischt waren.

Aus dem gemischten Walde hat der Mensch durch Begünstigung einzelner und Ausrottung andrer Arten die reinen Bestände geschaffen, denen wir jetzt in den meisten Forsten begegnen. Oftmals stehen die heutigen Wälder auf Gelände, welches schon einmal ganz abgeholzt war und erst nachträglich wieder dem Walde überlassen oder mit Bäumen bepflanzt wurde. Durch gänzliches Vernichten des Baumwuchses, Abplaggen und Abbrennen nebst Viehtrift entstand aus dem Walde die Heide und durch Rodung und regelmäßigen Sensenschnitt die Wiese. Wald, Wiese und Heide können auch aus dem Moor nach vorhergegangener Austrocknung entstehen, und es kann auch Heide aus Wiese und Wiese aus Heide werden.

Genaueres über die Geschichte der Halbkulturformationen kann nicht in der Form ermittelt und mitgeteilt werden, daß die Angaben für ganz Norddeutschland Geltung haben. Wir sahen schon, daß die alten Lichtungen des Waldes in verschiedenen Landschaften ein verschiedenes Gepräge haben, und daß die Zusammensetzung des Waldes selbst landschaftsweise verschieden ist. Im Nordwesten gab es vor alters nur reine Laubwälder, welche überwiegend aus Eichen bestanden, die Moore dieser Landschaft zeichneten sich nicht nur durch ihre Größe aus, sondern auch durch die eigentümliche Vegetation der Heidesträucher. Die Ostgrenze dieses Gebietes liegt in Mecklenburg und Lauenburg, auf dem linken Elbufer in der Gegend von der Gohrde bis zum Drömling. Die schleswig-holsteinische und westmecklenburgische Ostseeküste bot sich von dem allgemeinen Charakter dieser Landschaft ab durch kleinere Moore und durch dichtere Wälder, in welchen die Buche häufiger ist als die Eiche. Die dänischen Inseln und Rügen haben dieselbe Vegetation. Der südwestliche Teil der Ebene nebst den niedrigen Gebirgen westlich vom Harz hat ebenfalls reinen Laubwald in alter Zeit gehabt und ist dem Küstenlande der westlichen Ostsee in mancher Hinsicht ähnlicher, als dem benachbarten Nordseeküstenlande. Im mittleren Teile des Tieflandes bestand der alte Wald in den zahlreichen Thälern und Niederungen aus allerlei Laubholz, auf dem höher gelegenen Boden zumeist aus einem Gemisch von Kiefern und Eichen. Die natürlichen Lichtungen sind zahlreich, aber von unbedeutendem Umfang. Im Beichselgebiet beginnt eine dritte Waldart. Dort tritt die Fichte auf und die Buche verschwindet, zahlreiche, zum Teil ziemlich große Moorbrüche unterbrechen die Bestände. Zwischen Harz und Elbe schiebt sich zwischen die westlichen und das mittlere Gebiet eine Landschaft ein mit meist lichtem Walde, welchen große Rohrbrüche unterbrechen. Harz und Thüringerwald haben ihr besonderes landschaftliches Gepräge, und ihre Wälder sind anders zusammengesetzt als die der vorliegenden Ebene.

[1]) N. Kischkalowitsch im Bulletin de la société imp. d. naturalistes d. Moscou 1890 (Bd. 24).

[2]) Die Ansicht, daß die Steppe aus Norddeutschland schon ganz durch den Wald verdrängt war, ehe die Bodenkultur begann, ist weniger begründet. Stützen für dieselbe siehe indessen bei Viktor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 5. Aufl. S. 381 u. 501.

Digitized by Google

Das sind die Eigentümlichkeiten und Unterschiede der norddeutschen Landschaften, wie sie ausgeprägt waren in der Zeit, in welcher das Licht der Geschichte zuerst hineinfällt in unsre Wälder und Moore. Gegenwärtig sind diese Unterschiede zum Teil verwischt. Es giebt jetzt im Gebiete der mittleren Weser hundertjährige Fichtenwälder, welche den ostpreußischen nicht nachstehen; es giebt Kiefern überall, wo sandiger Boden herrscht. Thüringens Riethe sind in die fruchtbarsten Äcker und Wiesen verwandelt, und allmählich verschwinden im Nordwesten und Nordosten die Moore, um Kultur- und Halbkulturformationen, Äckern, Weidenpflanzungen und Ellernbeständen zu weichen. Wodurch waren nun die landschaftlichen Unterschiede bedingt, welche jetzt vor einer gleichmäßigen Kultur allmählich zurücktreten? Zum großen Teil lassen sie sich auf klimatische und geologische Ursachen zurückführen. Aber anderseits ist nicht zu verkennen, daß die norddeutschen Vegetationsgebiete der frühgeschichtlichen Zeit den frühgeschichtlichen Völkergrenzen entsprechen. Deshalb ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß die Unterschiede, welche durch die moderne Kultur ausgeglichen werden, durch die nach Landschaften verschiedene Kultur des frühen Mittelalters mit bedingt waren. Das Gebiet der lichten Eichenwälder und Heidemoore ist Sachsen. Der Buchenwald an der westlichen Ostsee entstand in Holstein auf verlassenem, alsächsischem Boden, in Dänemark und auf Rügen aber hat er sich in historischer Zeit unter bestimmt nachweisbaren Kulturreinflüssen aus lichterem Laubwalde entwickelt. Das Gebiet der Steppenreste und Riethe ist Altthüringen, im Kiefernlande hauste der Slawe, und wo uns die Fichte begegnet, ist der Preußen und Litauer alte Heimat. An einigen Stellen ist noch gegenwärtig das Zusammenfallen von Vegetationslinien mit alten Stammesgrenzen auffällig, z. B. im Regierungsbezirk Lüneburg an der Grenze des alten Bardengaues gegen das Wendland [1]).

Dabei kann nicht angenommen werden, daß die Völker sich in ihrer Ausbreitung durch die Vegetation wesentlich haben beeinflussen lassen, denn zu Tacitus' Zeiten liefen die Völkergrenzen ganz anders als im Mittelalter, während die natürlichen Vegetationsbedingungen beider Zeitalter kaum verschieden gewesen sein können. In einigen Fällen läßt sich ein Zusammenhang zwischen dem Charakter des frühgeschichtlichen Waldes und der Kultur seiner Bewohner genauer nachweisen. Die Sachsen hatten eine sehr extensive Wirtschaft, wie heute noch die Heidebauern, ihre Wälder wurden früh gelichtet, und es mußte hier auf Waldschutz und Baumnachzucht Bedacht genommen werden, als die Holzvorräte Schwabens und Frankens noch unerschöpflich zu sein schienen. Dabei wurde die Eiche als wertvollster Baum am meisten geschont, das Hauen einer Eiche war mit höherer Strafe bedroht, als das jedes andern Baumes, und mindestens seit dem 16. Jahrhundert wurden in den Gemeindewäldern Westfalens Eichen, seltener Buchen, regelmäßig nachgepflanzt [2]). In Dänemark ist, so lange der Wald Gemeingut der Bauern war und hauptsächlich als Viehweide benutzt wurde, die Eiche der häufigste Baum gewesen. Als die Forsten, in königlichen und herrschaftlichen Besitz übergingen, und auf geschlossene Bestände Wert gelegt wurde, gewann die Buche die Oberhand [3]). In den Slawenlanden finden wir Laub- und Nadelholz. In Brandenburg treffen wir anfangs beide Holzarten durcheinander wachsend, aber in dem schon früher kultivierten Polen war eine Differenzierung eingetreten, welche von großer wirtschaftlicher Bedeutung gewesen sein muß. Denn es gehen die slawischen Namen für Laub- und Nadelwald in die lateinische Sprache der Urkunden über [4]). Ähnlich treffen wir in preußischen Geschichtsquellen die einheimischen Namen der dortigen Waldarten im Texte deutscher Aufzeichnungen [5]).

Es ist durchaus wahrscheinlich, daß jede der mittelalterlichen Wirtschaftsarten bei einer Ausbreitung über ihre Grenzen nicht nur dem Acker, sondern auch dem Walde, der Wiese und Heide, ja selbst dem Moore ihren Stempel aufgedrückt haben würde.

Es ist sehr glaublich, daß eine Entwaldung Ostpreußens in dem Umfange, wie sie in Sachsen stattgefunden hatte, manchem Moosbruch die nötige Feuchtigkeit zum Weiterwachsen entzogen und ihn in ein Heidemoor verwandelt hätte. Sicher würde ein Vordringen der Slawen über die Gehrde der Heidewirtschaft ein Ende gemacht und der Kiefer Zutritt zur Lüneburger Heide verschafft und ebenso sicher würden sächsische Bauerngemeinden in einigen Jahrhunderten Brandenburg zur kahlen Heide gemacht haben [6]).

Es würde zu weit führen, hier auf die Geschichte der Halbkulturformationen in den einzelnen Landschaften näher einzugehen. Auch sind unsre Kenntnisse in dieser Hinsicht noch sehr lückenhaft.

Wir haben im allgemeinen ein Bild gewonnen, wie es in Norddeutschland aussehen könnte, wenn die Vegetation sich unabhängig vom Menschen entwickeln dürfte, aber wir haben gleichzeitig erkannt, daß ein solcher vom Menschen unbeeinflußter Zustand ein Ideal ist, welches in Wirklichkeit nirgends zu finden ist und auch insofern niemals vorhanden war, als Norddeutschlands Pflanzenwelt schon in Abhängigkeit vom Menschen gekommen ist, zu einer Zeit, als Klima, Boden und Tierwelt der Vegetation andre Lebensbedingungen boten als in der Gegenwart.

Suchen wir die „Natur" als etwas vom Menschen Unabhängiges, ihm gewissermaßen Entgegengesetztes, so finden wir sie nirgends in unsrer Umgebung. Der Mensch gehört selbst zur Natur und wirkt in der Natur. Die Konstruktion des sogenannten natürlichen Zustandes eines alten Kulturlandes führt zu reinen Phantasievorstellungen. Wie die Vegetationskarte von Deutschland aussehen würde, wenn es keine Menschen gäbe, können wir ebensowenig raten, als wie die politische Karte aussehen würde, wenn Friedrich der Große nicht gelebt hätte. Ein Zurückgehen auf die Zeit vor Einwanderung des Menschen kann uns wohl ein Bild einer dem heutigen Klima entsprechenden und dabei vom Menschen unbeeinflußten Landschaft entrollen, wenn es sich um Madeira oder die Kapverdischen Inseln handelt, aber nicht in Norddeutschland, welches nachweislich schon besiedelt war, als Klima und Boden noch anders waren als jetzt. (Schluß.)

---

[1]) Ascherson in der naturwissensch. Wochenschrift 1890, Nr. 16; vergl. auch F. H. L. Krause in Englers botanischem Jahrb. 13, Beiblatt S. 62; Verhandl. botan. Vereins d. Prov. Brandenburg 33, S. 85; Schriften d. naturw. Vereins für Schleswig-Holstein, 9. Bd., 1. Heft, S. 148.

[2]) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 526.

[3]) Baupell, De danske Skove.

[4]) Tjchoppe u. Stenzel, Urkundensammlung („Dombrowa" und „Borra" s. u. w. Eichen- und Nadelwald).

[5]) Scriptores rer. prussic., Bd. 2 (litauische Wegeberichte: „Graude" und „Dametow").

[6]) Wie schnell politische Grenzen die Verbreitung von Tieren beeinflussen können, lehrt u. a. die gegenwärtige Verbreitung des Wisses in Europa. Er fehlt in Preußen, kommt aber unmittelbar jenseits der Ost- und Westgrenze vor. Dabei sind diese Grenzen weder sog. „natürliche", noch sind sie alt, vielmehr ist erstere 1807, letztere 1815 festgelegt.

Digitized by Google

Th. Bents Ausgrabungen in den Ruinen von Simbabje (Südafrika).

Die Leser des Globus befanden sich völlig auf dem Laufenden bezüglich der neuen Untersuchungen, die in den von unserm Landsmann Karl Mauch wieder entdeckten Ruinen von Simbabje von dem Engländer Theodor Bent im Auftrage der Londoner geographischen Gesellschaft angestellt wurden. Wir haben vor einem Jahre (Bd. 59, S. 13) die Entdeckungsgeschichte der Ruinen, die Ansichten, welche über ihre Entstehung herrühren und die Absendung des Herrn Bent zur Untersuchung derselben gemeldet. Wir haben auch, nach Mauch, Ansichten und Pläne der Ruinen mitgeteilt. In England hat man sich freilich um die Mauchschen Schilderungen und Pläne wenig gekümmert und so kommt es denn, daß Herr Bent vieles als neue Entdeckung ansieht, was vor ihm schon andre gesehen und beschrieben haben. Damit soll aber der Verdienstlichkeit seines Unternehmens nicht im geringsten entgegengetreten werden, es muß anerkannt werden, daß er, mit genügenden Mitteln versehen und in einem Lande arbeitend, wo jetzt die englische Herrschaft befestigt ist, unsre Kenntnis von Simbabje wesentlich erweiterte. Der arme schwäbische Schulmeister freilich, der vor 20 Jahren fast mittellos als Entdecker in kaum bekannte Landschaften vordrang, konnte nicht an kostspielige Ausgrabungen denken und mußte diese seinem glücklicheren Nachfolger überlassen. Herr Bent hat jetzt einen ziemlich ausführlichen Bericht über seine Arbeiten, datiert Kapstadt, 16. November 1892, nach England gesendet, dem wir folgende Nachrichten entnehmen.

Die Ausgrabungen in Simbabje [1]) wurden in den Monaten Juni, Juli und teilweise August 1891 ausgeführt, und dazu Kaffern benutzt, die unter weißen Aufsehern standen. Zunächst wurde der große Rundbau am Fuße des Berges (vgl. den Plan „Globus“, Bd. 59, S. 13) in Angriff genommen, welcher sich „als ein vollständiges Beispiel eines Phallustempels“ erwies. Bent fand den soliden runden Turm mit dem Phallussymbol, die umfassende Mauer, den Discus, auch mit dem Symbol versehen. Er vergleicht denselben mit Tempeln in Malta, Samothrake und Darstellungen auf einer phönikischen Münze von Byblos — allerdings sei Simbabje nicht eigentlich phönikischen Ursprungs, doch dem Ursprung nach nahe verwandt. Wir geben einfach diese Ansicht wieder, ohne uns in eine Kritik derselben einzulassen.

Simbabje bildete nach Bent jahrhundertelang den „königlichen Kraal“ jener „Kaffernkaiser“, die an der Spitze des großen Reiches Monomotapa als Kassenherrscher standen, das, einst mächtig, dann in Teilreiche zerfiel, deren Teilfürsten auch in besondern Simbabjes herrschten, so daß dieser Ausdruck heute in Maschonaland noch vielfach verbreitet ist. Selbst jetzt, wo Simbabje verlassen ist, heißt das Rundgebäude am Fuße des Berges noch „Simbabje“, die Festung auf dem Berge aber wird als „Mauern“ oder „Ruinen“ bezeichnet.

[1]) Neben den Schreibarten Zimbabye, Zimbaoe führt Bent jetzt noch eine neue Zimbabwe ein. Es kann aber nur Verwirrung dadurch entstehen, wenn statt einmal eingeführter und gebräuchlicher Formen immer wieder neue auftauchen, die vielleicht der Aussprache an Ort und Stelle richtiger angepaßt sind. Wenn aber die älteren Formen schon lange im Gebrauch und auf unsern Karten eingebürgert sind, möge man sie doch belassen und sein Gewissen durch eine Bemerkung wahren. So sagten wir von Speke, Bater, Emin bis auf Stanley u. a. stets Uganda, bis neuerdings, zumal durch die Missionare, Buganda aufkam, was aber schwerlich den ersteren, auf allen Karten und in allen Atlanten stehenden Namen verdrängen wird. A.

Als die Kaffern das Gebäude benutzten, entfernten sie fast alle Spuren der Vergangenheit, deshalb förderten auch die Ausgrabungen in dem Rundgebäude wenig zu Tage: einige verzierte Phalli und Bruchstücke von Gefäßen aus Seifenstein gehören der alten Zeit an.

Dagegen waren die Ausgrabungen in der Festung auf dem Berge (vergl. die Ansicht „Globus“, Nr. 59, S. 13) ergebnisreicher. Auf dem mit Granitblöcken bedeckten Gipfel fand Bent ein ausgezeichnetes System von starken, strategisch gut angelegten Festungswerken; an dem 30 m hohen Abfalle läuft eine 10 m hohe und 14 m dicke Mauer hin, die von Monolithen gekrönt ist, die mit kleinen Rundtürmen abwechseln. Dicht dabei läuft nach innen zu eine innere Mauer hin und in dem Gange zwischen beiden Mauern fand Bent eine schöne kupferne Lanzenspitze mit Widerhaken und „verschiedene Kriegsgeräte“. Der obere Teil der Festung auf dem Berggipfel war geziert mit großen Monolithen und verzierten Balken aus Seifenstein, einer 4 m hoch mit geometrischen Verzierungen. Treppen führten dort zu einem Plateau in die Höhe, wo man das Geflügel entfernte und einen merkwürdigen, labyrinthischen Plan bloßlegte.

Die Hauptfunde wurden in einem dort befindlichen Viehkraale gemacht, welcher einem kleinen Häuptlinge am Fuße des Berges gehörte. Hier fand der alte „Tempel“ der Feste, ähnlich dem am Fuße des Berges, doch besser erhalten. Der Rundturm steht auf einem entwickelten Unterbau; zu ihm führt eine gute Treppe. Der halbrunde Außenwall des Tempels war mit ausgehauenen Vögeln verziert, die auf etwa 2 m hohen Gestellen von Seifenstein standen. Alle fünf von Bent gefundenen Vögel waren verschieden und von archaischen Formen; einer hatte auf dem Sockel und dem Flügel ein phallisches Symbol; bei keinem war der Schnabel erhalten. Die Vögel gleichen Geiern oder Raben. (Abbildung eines solchen Vogels von Simbabje nach Posselt siehe „Globus“, Bd. 59, S. 14.) Hier wurden auch eiserne Glocken von eigentümlicher Form gefunden, „die vielleicht beim Tempeldienste gebraucht wurden“. In der Mitte des Tempels stand ein aus kleinen Granitblöcken erbauter Altar, der aber zerfiel, und dicht dabei entdeckte man Phalli aus Seifenstein. Im ganzen wurden von diesen Objekten etwa 40 in verschiedenen Gestalten, manche ganz realistisch dargestellt, aufgefunden, so daß über deren Deutung kein Zweifel herrschen kann. In zwei Höhlungen zwischen den Granitblöcken nahe dem Tempel wurden auch noch verschiedene belangreiche Gegenstände gefunden.

Unter diesen sind zunächst Bruchstücke von Schalen aus Seifenstein zu nennen, „vielleicht beim Tempeldienst gebraucht“. Auf einer ist eine Jagdszene dargestellt, auf der ein Mann eine Zebraherde verfolgt; hinter ihm zieht ein andrer einen Hund an einem Stricke an sich, der sich bellend gegen zwei Nilpferde wendet. Die Tiere auf den Schalen, die gut gearbeitet sind, erscheinen in roher Darstellung. Auf einem andern Schalenbruchstücke sieht man eine „Prozession“, auf dem Rande einer dritten Schale „ein Stückchen Inschrift“. Hierzu gesellen sich Bruchstücke von Töpferware von guter Arbeit, mit schöner Glasur und genau ausgeführten geometrischen Ornamenten, ferner zahlreiche Waffen, darunter eine „vergoldete Lanzenspitze“, kreisförmige, thönerne Wirtel von verschiedener Größe und „Bruchstücke von persischem und Celadonporzellan, zweifellos gegen Gold in früher Zeit von Händlern eingetauscht“.

Digitized by Google

Vielleicht waren die kalauzreichsten Funde in jenem Teile des Gebäudes beizeichnen, welche sich auf die Goldgewinnung beziehen. Dicht unter dem Tempel stand ein Goldschmelzofen aus hartem Zement, ringsumher lagen viele Schmelztiegel, gleichfalls aus Zement, in denen man noch kleine Goldkörnchen von Stecknadelkopfgröße gewahrte; auch die ausgepochten Quarzstücke, aus denen das Gold gewonnen war und die man beiseite geworfen hatte, fanden sich. Hierdurch wurde dargethan, daß die Ruinen, wiewohl sie weit entfernt von den Goldriffen liegen, die „Hauptstadt eines goldgewinnenden Volkes“ waren. Auch Geräte, die bei der Goldgewinnung gedient hatten, wurden aufgefunden.

Es giebt noch viele ähnliche Ruinen, wie jene Simbabjes; in der That, das ganze Land zwischen dem Lundi und Sambesi ist mit ihnen bedeckt, wenn auch in großen Zwischenräumen. Doch die gleiche Bauweise deutet auf Erbauung durch dieselbe Rasse. Raunenlich hebt Bent das von ihm besuchte Matindaila hervor, 32 km westlich vom Sobiflusse und 100 km in gerader Linie nordöstlich von Simbabje entfernt, daß fast so groß wie dieses ist und besonders schön verzierte Mauern zeigt. — Soweit der vorläufige Bericht Bents.

Geographische Bedingungen der Hungersnot in Rußland.

Die Hungersnot in Rußland wird in neuester Zeit durch Klimaschwankungen zu erklären gesucht. Nach den Ausführungen von Wilhelm Henkel (Gegenwart vom 9. Januar 1892) sind die Klimaschwankungen nicht gerade als die Grundursache der Mißernten zu betrachten, sondern mehr als eine Folgserscheinung andauernder Raubwirtschaft und durch sie bewirkter Erschöpfung der produktiven Bodenfläche. Die klimatischen Störungen manifestieren sich in den immer steigenden Gegensätzen zwischen Sommerhitze und Winterkälte. Die Rückschläge der Temperatur werden immer schroffer. Nach den heftigsten Fröſten treten plötzlich unverwittelt Tauperioden, und nach den heißesten Sommertagen kalte Nächte ein. Die Sommerregen werden immer seltener, dafür aber um so heftiger. Dazu kommt, daß die rasch abschießenden oder versinkenden Niederschläge auch Wasserarmut im Gefolge haben. Wolga, Kama, Oka, Düna, Dnjepr, Don, und sogar die sibirischen Ströme Ob und Jenissei leiden an fortschreitender Wasserabnahme. Eine weitere Folge der Verschlechterung der meteorologischen Verhältnisse ist die Vermehrung des Flugsandes. In der inneren Kirgisensteppe sind 200 Quadratmeilen von Flugsand bedeckt. Die Hälfte davon war vor 40 Jahren noch Weide- und Ackerland. Die zwischen Jenotajewsk und Astrachan entstandenen Sandhügel nötigen bereits zu großen Umwegen. Das Eis der Wolga ist stets mit einer dicken Sandschicht bedeckt. Im Gebiete der donischen Kosaken hat der Triebsand zum Aufgeben der Stanitza Ostrowskaja genötigt. Im Gouvernement Stawropol überzog sogar Flugsand die Schwarzerde. Im Jahre 1885 mußten Truppen gerufen werden, um dort die menschlichen Wohnungen auszugraben. Die Flugsandbildung breitet sich auch in Taurien und in den nördlichen Gouvernements Samara, Woronesch und Tschernigow aus, wo mächtige Sandhügel entstanden und sogar Dörfer verschüttet wurden. Große Teile der asiatischen Besitzungen Rußlands hatten vor Zeiten blühende Städte und eine reiche Kultur. Länder, die Gärten glichen, Flüsse und Seen und überhaupt eine große Wasserfülle besaßen, sind heute glühende Sandwüsten mit vereinzelten Oasen.

Die Ursache schreibt Henkel der zerstörenden Thätigkeit des Menschen zu, hauptsächlich Waldverwüstungen und irrationellen Bodenauflockerungen ohne Bewässerung. Bodenbindende Pflanzen, wie der Saxaul, wurden ausgerottet und abgeweidet. Die Kriege haben den Verfall der notwendigen Bewässerungsanlagen herbeigeführt, und der Sand hat unter andern die bucharischen Städte Kelif, Tschardschui, Karakul und die russische Stadt Petro-Alexandrowsk zerstört. An der Baskunschacbahn, wo der Sand vor acht bis neun Jahren noch gar nicht vorkam, ist man jetzt kaum im stande, die Schienen frei zu halten. Der ungebildete und verschuldete Bauer treibt seine Raubwirtschaft fort, und ein Grundsätzchen, welches eine deutsche Familie anständig ernähren könnte, genügt nicht für eine russische; auch trägt die periodische Verteilung der Ländereien dazu bei, dem Bauer jeden Anreiz zu einer besseren Wirtschaftsmethode zu nehmen, und die Regierung thut nichts, um fördernd einzugreifen. Auf diese Weise muß es von Jahr zu Jahr schlechter werden.

Wenn auch die Zustände vielleicht in etwas all zu düsteren Farben geschildert werden, so geht doch aus allen Nachrichten über Rußland hervor, daß die klimatischen Verhältnisse sich wesentlich verschlechtert haben. Die Flugsandbildung ist stets eine bedenkliche Erscheinung. In Österreich hat sich der Flugsand infolge von Bodenerschöpfung im fruchtbaren Marchfelde gezeigt, sein Gebiet wurde jedoch bald durch thatkräftige Maßregeln eingeengt. Dort war das Gebiet aber nicht so ausgedehnt, daß man einen Wechsel der klimatischen Verhältnisse hätte bemerken können. Für die Frage, ob menschliche Eingriffe Klimaänderungen hervorrufen können, die Professor Brückner verneint, sind diese Nachrichten über Rußland jedenfalls ein belangreicher Beitrag.

F. K.

Bücherschau.

Dr. A. Lissauer, Altertümer der Bronzezeit in der Provinz Westpreußen und den angrenzenden Gebieten. Festschrift zur Begrüßung der vom 3. bis 5. August 1891 in Danzig tagenden XXII. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Danzig 1891.

Diese schöne Publikation, die sich durch gedrängte Kürze, übersichtliche und exakte Behandlung des Stoffes, sowie vor allem durch ganz vorzügliche Abbildungen auszeichnet, hat schnell in allen Fachkreisen eine günstige Aufnahme gefunden, und es wäre ein großer Gewinn für unsre prähistorische Wissenschaft und eine große Erleichterung für das Studium, wenn ähnliche Arbeiten in den verschiedensten Gebieten Deutschlands und auch für alle übrigen Kulturperioden in Angriff genommen würden. Der Verfasser betont vor allem, was sehr anzuerkennen und schlechtlich doch eigentlich auch am wichtigsten ist, den chronologischen Gesichtspunkt, wobei er neben Tischler und Beltz hauptsächlich Montelius folgt, dessen epochemachendes Wert Tischbestimmung inom Bronzealdern etc. hoffentlich demnächst auch durch eine deutsche Ausgabe unsern deutschen Forschern zugänglicher gemacht werden wird.

Für Westpreußen werden vier Perioden der Bronzezeit unterschieden:

I. Die frühe Bronzezeit (Montelius, I. Periode) 1450 bis 1250 v. Chr.

II. Die alte Bronzezeit (Montelius, II. u. III. Periode) 1250 bis 900 v. Chr.

III. Die jüngere Bronzezeit (Montelius, IV. u. V. Periode) 900 bis 550 v. Chr.

IV. Die jüngste Bronzezeit (Montelius, VI. Periode) 550 bis 400 v. Chr.

Im allgemeinen wird man dieser Einteilung, wenn man nicht auf die etwas allzu genauen Jahreszahlen ein zu großes

Digitized by Google

Gewicht legt, wohl zustimmen können. Auch die Theorieen von Tischler und noch mehr die von Belz zeigen im allgemeinen dieselben Gesichtspunkte, wenn auch diese beiden Forscher mit Jahreszahlen bedeutend vorsichtiger sind. Und wenn man mancherlei lokale Erscheinungsformen und untergeordnete Variationen in Abrechnung bringt, wird man diese Periodeneinteilung in ihren Grundzügen ziemlich auch auf alle Teile Norddeutschlands in Anwendung bringen können. Wenn ich mich so theoretisch mit Lissauer ziemlich in Übereinstimmung befinde, so kann ich doch in der Praxis, d. h. in der Einreihung der einzelnen Fundstücke in die vier Perioden, nicht immer mit ihm mich einverstanden erklären.

Von untergeordneten Stücken und Kleinigkeiten abgesehen, sind es hauptsächlich folgende Stücke, die ich anders datieren möchte.

1. Die Armringe Taf. II, Fig. 4 und 5 und Taf. IV, Fig. 1 bis 3, die Lissauer in seine zweite Periode einreiht, möchte ich in seine dritte Periode setzen. Die auf der Taf. I abgebildeten „aus den Hügelgräbern von Wartzenko, Kreis Karthaus" können sehr gut aus einer späteren Zeit stammen als die übrigen von derselben Lokalität stammenden, allerdings sehr alten Stücke, wenn nicht jeder Grabfund sorgfältig gesondert ist und man annimmt, wie man doch so oft gefunden hat, daß ein größeres Hügelgräberfeld mit oder ohne Nachbestattungen mehrere Jahrhunderte lang in Gebrauch gewesen ist. Die auf Taf. IV abgebildeten Armringe aus dem Funde von Kuznice in Polen sind mit bandförmigen Armspiralen und „Handbergen" (ich möchte den Ausdruck „Armbergen" vorziehen) zusammen gefunden worden, von denen die ersteren allerdings sehr alt, der zweiten Periode angehören können, aber mit ihren getriebenen Ornamenten, ebenso wie die schon einen jüngeren Typus verratenden Handbergen auch wohl noch in die dritte Lissauersche Periode herein reichen dürften. Besonders die Ornamentik der Armringe mit den fein schraffierten Feldern zeigt einen Stil, der nicht mehr der alten Bronzezeit eigen ist. Die prähistorische Abteilung des Berliner Museums besitzt einen großen Fund von Heegermühle, Kreis Ober-Barnim, Provinz Brandenburg, wo 18 sehr ähnliche Exemplare mit verschiedenen andern Bronzen zusammen gefunden sind, die ich sogar nicht früher als in die Mitte der Hallstätter Zeit setzen möchte.

2. Das Schwert, Taf. III, Nr. 3, scheint mir schon deswegen, weil es auf westlichen Import hinweist, jüngeren Datums zu sein; ich würde es daher wenigstens der dritten Lissauerschen Periode zuweisen.

3. Die drei Angelhaken, Taf. IV, Nr. 10 bis 12, halte ich für modern, auf jeden Fall aber nicht für prähistorisch.

4. Die sogenannten Zinnerringe von Borchertsdorf, Kreis Neidenburg, Taf. X, Nr. 1 bis 5, und der „Tropfenring" von Gerdin, Kreis Dirschau, Nr. 7, die der jüngeren Hallstätter Zeit zugewiesen werden, zeigen meiner Ansicht nach durch ihre Ornamentierungsweise bereits mehr einen La Tènecharakter. Die mit den Zinneringen zusammen gefundene Spiralnadel gehört allerdings wohl dem Ende der Hallstätter Zeit an; den mit dem Tropfenring zusammen gefundenen Bügelring mit „Cisen", der, soviel man aus der Abbildung ersehen kann, mit imitierter Torsion gegossen ist, möchte ich wenigstens auch der Übergangszeit oder noch lieber der älteren La Tènezeit zuweisen.

5. Das Gürtelschloß von Klein-Klechlau, Kreis Dirschau, Taf. VI, Fig. 14, halte ich auf seinen Fall für prähistorisch. Konstruktionen und Ornamentik scheinen mir etwa auf das 18. Jahrhundert zu weisen.

6. Der Flachcelt von Carthaus, Taf. XI, Nr. 16, der der jüngsten Bronzezeit, oder der jüngsten Hallstätter Periode zugewiesen wird, zeigt trotz seiner langgestreckten Form mit seinen wenig erhabenen Schafträndern und der runden Schneide einen sehr ähnlichen Typus, wie viele Flachcelte der älteren Bronzezeit, so daß ich ihn in die erste oder spätestens in die zweite Periode setzen würde.

7. Die feinen, aus Bronzeblech getriebenen Ohrringe von Klein-Kay, Kreis Neustadt, Taf. XI, Fig. 2, und von Czerniau, Kreis Danzigerhöhe, Taf. XII, Fig. 10, die ebenfalls in die jüngere Hallstätter Periode eingereiht werden, zeigen genau denselben Typus, dem wir besonders in der Mark Brandenburg und der Provinz Sachsen in Begleitung der verschiedensten Eisensachen während der mittleren und jüngeren La Tènezeit so häufig begegnen, so daß ich auch diesen westpreußischen Fundstücken kein höheres Alter als etwa höchstens das dritte oder zweite Jahrhundert vor Chr. zuweisen möchte.

8. Der wichtigste Punkt und eine Frage ersten Ranges für die Prähistorie von ganz Norddeutschland ist die chronologische Bestimmung der Gesichtsurnen, zu denen die mit ihnen so häufig zusammen gefundenen Pinnetten und Nadeln gehören, wie sie auf Taf. XI und XII abgebildet sind. Lissauer sowohl wie — nach der Aufstellung und Etikettierung im Westpreußischen Provinzial-Museum in Danzig zu schließen — die Direktion des Museums scheint die Gesichtsurnen samt und sonders der jüngeren Hallstätter Zeit und der jüngsten Bronzezeit zuzuweisen, die nach Lissauers Chronologie bis zirka zum Jahre 400 vor Chr. reicht. Wenn Lissauer aber nun (S. 29) selbst zugiebt, daß in der Zeit der Gesichtsurnen „schon vielfach die Benutzung des Eisens zu erkennen ist", und daß „mehrscheinlich die meisten Werkzeuge und Waffen um diese Zeit schon aus Eisen gefertigt wurden", so ist in dieser Beziehung entweder die Lissauersche Periodeneinteilung oder die Periodenbenennung eine unrichtige. Entweder ist die vierte Periode, wenn die Gesichtsurnen und alle dazu gehörenden Metallsachen auf jeden Fall zu ihr gerechnet werden sollen, eben nicht mehr Bronzezeit, sondern Eisenzeit zu nennen, oder aber, — wenn wir aus andern Gründen eine Bronzezeit bis zirka 400 annehmen müssen, — die Gesichtsurnen und die mit ihnen gleichalterigen Bronze- und Eisensachen gehören nicht dieser, sondern einer früheren Periode an, die erst nach dem Jahre 400 zu datieren ist. Ich halte den letztern Fall, wenigstens im großen und ganzen, als den zutreffenden. Die eine Gesichtsurne, auf Taf. XIV mit einem dem Ausgange der Bronzezeit und der Hallstätter Zeit angehörenden Kollier, kann allein nicht maßgebend sein gegenüber von so vielen Dutzenden Exemplaren, die entweder reine La Tènebeigaben enthalten haben oder bei denen als Ornament, wie z. B. bei einer im Königl. Museum befindlichen Urne von Tiukom in Polen, typische La Tènenadeln abgebildet sind.

Die eigentümlichen schlanken Pincetten mit Schiebern, und die mehr oder weniger schwanenhalsförmig gebogenen oder nur mit einer halbkreisförmigen Ausbiegung versehenen Gewandnadeln kommen auf fast allen Gräberfeldern wenigstens ebenso zahlreich ein Eisen wie in Bronze vor, wenn auch Lissauer nur solche von Bronze abbildet und jedes Eisenstück sorgfältig vermeidet. Besonders die hinterpommerschen Gräberfelder von Steinthal, Marienthron, Persanzig rc., wo eine große Reihe von Geschützurnen zu Tage gefördert wurde, zeigen zahlreiche solche Eisenbeigaben, die kein Kenner in die Bronzezeit setzen würde, im Gegenteil, sie reichen sogar bis an den Anfang der La Tènezeit hinauf. Auch die an den Ohrringen der Gesichtsurnen so häufig vorkommenden kleinen Glasperlen, unter denen sich die blauen bei weitem am häufigsten vorfinden, sind in ganz Norddeutschland typisch für die La Tènezeit und nicht für die Bronzezeit. Und Glas dürfte doch auch in Westpreußen wie überall in Norddeutschland nicht vor dem Eisen auftreten. Für eine spätere Zeit der Gesichtsurnen sprechen ferner auch die sorgfältiger gebauten Kistengräber mit den flachen Steinplatten, die sich merklich von den ungefügigen vorher aufgetürmten Steinsetzungen der älteren Zeit unterscheiden, und schließlich, was mir eigentlich das Wichtigste und am meisten Maßgebende ist, auch die Form der Gesichtsurnen selbst und ihre Ornamentik. Fast überall in ganz Norddeutschland haben wir in der La Tènezeit höhere und schlankere Formen, sowie engere Hälse als in der älteren Metallzeit, genau der allgemein gebräuchlichen Form der Gesichtsurnen entsprechend, und überall beginnen ebenso um diese Zeit, genau wie sie an den Gesichtsurnen und den ihnen verwandten Typen vorkommen, die mit feinen spitzen Instrumenten eingeritzten Ornamente, die in der Lausitz, in der nördlichen Mark, wie in Pommern und Preußen leicht von den breiten und meist ziemlich flach geführten Ornamenten der alten Zeit zu unterscheiden sind. So weisen Beigaben, Bestattungsart, Form und Ornamentik in gleicher Weise bei den Gesichtsurnen auf die La Tènezeit hin, und wenn auch hier und da vielleicht einzelne Exemplare noch aus der Übergangszeit von Hallstadt zu La Tène stammen mögen, wie z. B. das bei Lissauer abgebildete Stück, so werden wir doch die Mehrzahl der Gesichtsurnen nicht mehr der Bronzezeit, sondern der älteren Eisenzeit zuweisen müssen, und zwar wahrscheinlich der ganzen La Tèneperiode vom 4. Jahrhundert an bis in den Anfang unserer Zeitrechnung.

Dr. M. Weigel.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Dr. Nansens Polarfahrt ist bis 1893 aufgeschoben. Sein Schiff, das eine sehr eigentümliche Konstruktion darbietet, wird auf der Werfte von Nekkif unweit der Stadt Larvik gebaut, und wird ein non plus ultra der Stärke werden. Herr Otto Sverdrup, schon aus der Grönlandsfahrt bekannt, der das Schiff gegen den Nordpol führen soll, leitet jetzt den Bau. Der Baumeister ist Herr Colin Archer zu Larvik, der in Norwegen einen guten Namen als Schiffs- und Bootskonstrukteur besitzt. Herr Archer ist zu Larvik von schottischen Eltern geboren, hat eine Zeit in Australien zugebracht, lebt aber seit mehreren Jahren wieder in Larvik, welche Stadt die ganze Familie als seinen Heimatsort betrachtet. Mehrere seiner Brüder haben in Australien eine bedeutende Stellung eingenommen; Mr. Archibald Archer ist z. B. Mitglied der Legislatur von Queensland, und auf seinem Gute in dieser Kolonie lebte längere Zeit als Gast der norwegische Reisende, Herr Karl Lumholtz, während seines australischen Aufenthalts. Sowohl Dr. Nansen, wie Kapitän Sverdrup hegen das feste Zutrauen auf ihr großartiges Unternehmen und zweifeln sogar nicht daran, daß sie ihr kleines, aber starkes Schiff glücklich aus dem Eise zurückbringen werden. Die Kosten der Expedition werden vom norwegischen Staate mit 200000, von S. M. dem König Oskar II. mit 20000 und von einigen norwegischen Privatleuten mit 80000 Kronen bestritten. Baron Oskar Dickson zu Göteborg hat daneben 6000 Kronen geschenkt für die Ausstattung des Schiffes mit den für elektrische Beleuchtung nötigen Apparaten. N.

— Die Juden auf den Fidschi-Inseln. Die Zerstreuung der Juden über den Erdball wird eine immer größere, wozu die Ausbreitung der Kolonisation und die Steigerung der Verkehrsmittel das Ihrige beitragen, ebenso auch die unfreiwillige Auswanderung vieler tausend Juden aus Rußland, welche meist in überseeische Länder ziehen. Selbst über die fernen Inseln der Südsee verbreiten sich jetzt die Juden; nach den Sandwich-Inseln sind sie schon längst von San Francisco aus gelangt. Jetzt meldet die Allgemeine Zeitung des Judentums vom 1. Januar 1892, daß in Suwa auf den Fidschi-Inseln 34 Juden ansässig sind, welche dort in günstiger Stellung sich befinden. Jetzt erst kommt die Zeit, daß man mit Josephus fragen darf: „Wo ist ein Volk der Erde, unter dem sich keine Juden angesiedelt haben?“

— Telephonanlage mit Schneeschuhen von Bergen nach Kristiania. Es werden jetzt die nötigen Vorbereitungen und Untersuchungen für eine direkte Telephonanlage zwischen den beiden größten Städten Norwegens gemacht, unter der Leitung des Ingenieurs Hopstock. Das Telephon muß über die weite Hochebene Hardangervidden geführt werden. Um die dortigen Verhältnisse gerade im Herzen des Winters zu untersuchen, hat Herr Hopstock keine geringere Person als den Polarfahrer Schiffskapitän Otto Sverdrup, den Begleiter Dr. Nansens auf der Grönlandsfahrt, bewogen, diese Reise zu unternehmen. Keine Straße schneidet die Hardangervidde. Die Hochstraßen zwischen dem östlichen und westlichen Norwegen laufen entweder mehr nördlich oder mehr südlich, und wer im Winter darüber zu fahren beabsichtigt, muß auf Schneeschuhen fahren. Herr Sverdrup ist ein Meister dieses jetzt in Norwegen hoch geschätzten Sports. Am 6. Januar verließ er die höchstliegenden Höfe im Dagalien, ein Seitenthal der Numedall, schlief zwei Nächte über in den Hütten und erreichte am 8. Januar glücklich sein Ziel in Hardanger. Am 10. und 11. Januar passierte er wieder die Hochebene, von demselben Glücke begleitet, und war am 14. Januar in Kristiania zurück. Seine unternoms genachten Messungen des Schnees sollen ein für die Telephonanlage sehr günstiges Resultat zeigen. Wahrscheinlich sind nirgends in den norwegischen Gebirgen die Schneemengen im Winter so gering wie hier. N.

— Durch den am 13. Januar 1892 erfolgten Tod Quatrefages' hat Frankreich einen geistreichen Naturforscher und führenden Ethnologen verloren, dessen Einfluß auf das jüngere Geschlecht ein sehr bedeutender war und dessen zahlreiche Schriften durch eine klare und schöne Darstellung sich auszeichneten: Jean Louis Armand de Quatrefages de Bréau, geboren 10. Februar 1810 zu Berthezenne im Departement Gard, war von Haus aus Zoologe und vielfach verdient um die Kunde der niederen Tiere. Im Jahre 1855 wurde er Professor der Anatomie und Ethnologie am Musée d'histoire naturelle und damit begann seine fruchtbare Thätigkeit auf anthropologischem Gebiete. Im Jahre 1861 erschien bei Hachette in Paris sein im monogenistischen Sinne geschriebenes Werk Unité de l'espèce humaine. Mehr geistreich als durch Kenntnis der Thatsachen hervorragend ist sein Buch Les Polynesiens et leurs migrations (Paris 1866). Zu Auftrage des französischen Unterrichtsministers verfaßte er (Paris, l'imprimerie impériale 1867) den Rapport sur le progrès de l'Anthropologie, ein 570 Seiten starkes Werk, welches sich durch die klare Anordnung und geistreiche Behandlung des Stoffes auszeichnet, aber nichtfranzösische Arbeiten kaum beachtet, so daß es den Anschein gewinnt, als sei Quatrefages mit fremden Sprachen nicht vertraut gewesen. Und dieser Mangel zeigt sich auch in seinen übrigen Arbeiten. Im Jahre 1887 veröffentlichte er die kleine Arbeit über die Zwergvölker (Les Pygmées, Paris, Baillière, mit Abbild.), die nichts Neues bringt. Schon vorher (1875) hatte er im Verein mit dem hochverdienten E. Hamy das große Werk Crania ethnica begonnen, in dem ein reicher Schatz von Schädeln zur Abbildung und Beschreibung gelangte. Eine sehr anregende Thätigkeit entwickelte de Quatrefages in der Pariser anthropologischen Gesellschaft, deren Vorsitzender er einmal war, und ebenso war er der Nachfolger von Lesseps auf dem Präsidentenstuhle der Geographischen Gesellschaft. Seine letzte größere Arbeit, Histoire générale des races humaines, Paris 1889, zeigt einen greisenhaften Charakter und stellt klar, daß Quatrefages keineswegs mit der Wissenschaft fortgeschritten war, denn sie ist reich an Irrtümern, leistet auch in der Kritiklosigkeit Bedeutendes. Unerwähnt darf nicht bleiben, daß in der Verbitterung, die das Kriegsjahr 1870 bei den Franzosen erzeugte, Quatrefages in der Revue des deux Mondes (15. Februar 1871) seinen bekannten, später zu einem kleinen Buche erweiterten Artikel La race prussienne schrieb, der in dem Satze gipfelt Au point de vue anthropologique la Prusse est presque entièrement étrangère à l'Allemagne. Wie von seiten der deutschen Gelehrten gezeigt wurde, fehlten de Quatrefages die nötigen Kenntnisse, um einen solchen Ausspruch begründen zu können. A.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage von Th. Griebens Verlag (L. Fernau) in Leipzig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 8.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Die Zeitbestimmung der deutschen Hausurnen.

Von Dr. M. Weigel. Berlin.

Jede junge Wissenschaft hat wohl mehr oder weniger an einem gewissen Dilettantismus zu leiden, der sich bald schüchtern halb im Verborgenen hält, bald sich kühn und unverfroren vor aller Welt breit macht. Dieses allgemeine Leiden zeigt sich aber bei keiner Wissenschaft so hartnäckig, so epidemisch, so chronisch, wie bei der Prähistorie. Dieses furchtbare Überwuchern eines oft recht breitspurigen und meist unendlich seichten Dilettantismus ist die einzige Ursache, daß die Prähistorie noch heute nach jahrzehntelangem Ringen noch immer nicht den Platz in der Reihe der Wissenschaften einnimmt, der ihr gebührt, daß sie noch heute von manchen Gelehrten anderer Disziplinen oft noch eigentlich als eine halbe Wissenschaft betrachtet wird, die sich ohne eine solide Basis, ohne Zweck und Ziel in vagen Hypothesen und phantastischen Träumereien ergeht. Und das ist leicht zu erklären. Denn wenn etwa ein Historiker oder ein klassischer Archäologe oder ein gebildeter Laie, der sich zufällig über irgend eine einzelne Frage aufklären will, die Menge prähistorischer Bücher und kleinerer Arbeiten, mit denen die Welt in jedem Jahre von neuem beglückt wird, überblickt, so ist es ihm absolut unmöglich, die einzelnen brauchbaren Arbeiten unter dem Wust dilettantischer Geschreibsel herauszufinden. Wenn er auch hier und da einmal gesunde Ideen und einen soliden wissenschaftlichen Zond in den einzelnen Arbeiten entdecken mag, so stößt er doch, je mehr prähistorische Schriften er liest, zu oft auf Widersprüche, Anachronismen, Phrasen, auf seltsame Hypothesen und wüste Kombinationen, die gewiß mancher guten und brauchbaren Kraft bald ein eingehendes Studium der Prähistorie von Grund aus verleiden mögen. Und diese Geringschätzung wird sehr leicht von der Mehrheit der Schriften, die sie wirklich verdienen, auf alle ohne Ausnahme ausgedehnt, und dann auf die ganze Wissenschaft übertragen. Das sind die Folgen einer übel angebrachten Toleranz, die bisher leider allgemein und selbst auch von den Autoritäten geübt wurde. Eine gesunde, frische, freie Polemik oder Kritik existiert in der Prähistorie eigentlich kaum oder nur in außerordentlich geringem Grade. Es wird viel mehr geschrieben als gelesen, und Dilettanten sind selten polemisch: im Bewußtsein ihrer Unsicherheit sind sie zufrieden, wenn man sie zufrieden läßt, und wenn sie vielleicht in dem Augenblick, als sie ihre Weisheit niederschrieben, auch selbst noch nicht daran glauben mochten, so sind sie doch bald von der unumstößlichen Wahrheit derselben überzeugt, wenn sie sich immer mehr in ihre Ideen hineingearbeitet haben und wenn sich nie eine Stimme öffentlich dagegen erhebt, die den Unsinn als solchen brandmarkt. Man wird mir einwenden, und zwar mit einem gewissen Recht, daß man doch nicht allen Unsinn, der heutzutage auf wissenschaftlichem oder politischem Gebiete gedruckt wird, widerlegen kann, — da müßte viel geschrieben werden. Das gebe ich gern zu. Aber wenn in hervorragenden Zeitschriften und Zeitungen derartige Arbeiten erscheinen, wenn z. B. in der gelesensten deutschen prähistorischen Zeitschrift große Abhandlungen über die verschiedenartigsten prähistorischen Landkartensteine gedruckt werden, wenn z. B. in der Vossischen Zeitung neben gehaltvollen und brauchbaren Arbeiten in einem Aufsatze über deutsche Hausurnen mit schriftstellerischer Gewandtheit der blühendste Unsinn vom Stapel gelassen wird, so muß doch einmal dagegen eingeschritten werden. Ebenso wäre es auch endlich einmal Zeit, so manche abgeschmackten, längst antiquirten, aber noch heute in allen Büchern wiederkehrenden Ausdrücke auszumerzen, wie z. B. der noch überall anzutreffende Ausdruck „Aschenurne“, obgleich man als die vom Leichenbrand übrig gebliebenen Reste des menschlichen Körpers in den Urnen noch niemals Asche, sondern immer nur größere und kleinere ausgeglühte Knochenstücke gefunden hat. Alle Beigefäße haben in zahlreichen Schriften immer noch den rührenden Namen „Thränenurnen“ oder „Thränenkrüge“, alle Dolche, Messer, Meißel, Schaber ꝛc. von Feuerstein, von Bronze oder Eisen sind immer Opfermesser, gerade als ob die alten Germanen in ihrem ganzen Leben nichts weiter zu thun gehabt hätten, als fortwährend Thränen zu vergießen und ihren Göttern Pferde und Hammel zu schlachten.

Der vorhin erwähnte Aufsatz in der Vossischen Zeitung (Sonntagsbeilagen Nr. 48 vom 29. November, Nr. 49 vom 6. Dezember und Nr. 50 vom 13. Dezember 1891) von

Digitized by Google

Carus Sterne: „Die Askanier in Alba Longa. 1. Was die Hausurnen berichten, 2. Namen, Sitten und Gebräuche, 3. Jupiter Latiaris“ verdient vor allem als Musterexemplar für die Mehrzahl der jetzt erscheinenden prähistorischen Schriften festgenagelt zu werden. Ich will mich auf die Einzelheiten, z. B. die Einleitung und die darin mitgeteilten wunderbaren Anschauungen des Verfassers über unsere Geschichtsquellen, sowie über manche andre Äußerungen, die wohl zu Entgegnungen Anlaß gäben, nicht einlassen, sondern mich nur auf den in prähistorischer Beziehung wichtigsten Punkt, die Chronologie der deutschen Hausurnen, beschränken.

Carus Sterne setzt die italischen Hausurnen vor das Jahr 1000 v. Chr., und da diese erst die Nachbildungen und Fortbildungen der deutschen sein sollen und Völkern zugeschrieben werden, die von Norddeutschland nach Italien gewandert sein sollen, sind die deutschen nach seiner Meinung „allem Anschein nach noch beträchtlich älter“, also weit älter als 1000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung. Warum das alles sein soll, wird nicht verraten und nicht einmal der Versuch eines Beweises gemacht.

Zuerst fragen wir: Warum müssen die in vereinzelten Stationen Mittelitaliens gefundenen Hausurnen und die ganz vereinzelt in Norddeutschland und Dänemark gefundenen — im vorigen Jahre wurde von Montelius auch außerdem in Schweden zum erstenmal eine Hausurne gefunden — notwendig von demselben Volke herrühren und überhaupt in näherem Zusammenhange stehen, zumal da sie, in Form und Ausführung sehr verschieden, auch in ihrer Zeitstellung, wie wir sehen werden, ziemlich weit auseinander liegen? Vor allem, und das ist für archäologische Forschungen doch immer sehr wichtig, fehlt absolut jedes Bindeglied auf der weiten Strecke von der Ostsee und der Elbe bis zum Tiber. Wie oft haben wir aber andererseits dieselben Erscheinungsformen, die merkwürdigsten Ähnlichkeiten in den Kulturerzeugnissen der verschiedensten Völker und Länder, wie oft dieselben Sitten und Gebräuche bei Völkern, die nie miteinander in Beziehung gestanden haben! Wenn man da überall gleich direkte Völkerwanderungen annehmen wollte, müßten die Völker des Altertums viel gewandert sein!

Oft mögen es Übereinbleibsel aus der Urzeit sein, wenn wir bei verschiedenen arischen Völkerschaften ähnliche Eigentümlichkeiten besonders auf faktalem Gebiete finden. Dann bringen ähnliche klimatische und geologische Verhältnisse in verschiedenen Ländern sehr häufig gleiche Bedürfnisse und Gebrauchsgegenstände und eine ähnliche Kulturentwickelung mit sich, ohne daß man da gleich an direkte Beeinflussung zu denken braucht. Schließlich kommen politische, soziale und kommerzielle Verhältnisse in Betracht, nicht selten auch wohl der Zufall. Alle derartige ethnologische Parallelen geben ja einen reichen Anlaß zu allen möglichen Erörterungen und gelehrten Arbeiten, aber so manche dieser anfangs wirklich ansprechenden und geistvoll erscheinenden Hypothesen erweisen sich bald bei kritischer Untersuchung aller Einzelheiten als vollständige Phantasiegebilde ohne jede reale Basis, ohne jeden wissenschaftlichen Wert.

Als Pendant für die Hausurnen erwähne ich nur die Gesichtsurnen. Gesichtsurnen hat Schliemann in mehreren der älteren Städte von Troja gefunden, dann kommen sie in Italien bei den Etruskern vor, ziemlich häufig sind sie ferner während der ältesten Eisenzeit in Hinterpommern, Westpreußen und Posen, und dann treffen wir sie wieder am Rhein in verschiedenen Gräberfeldern der römischen Kaiserzeit. Vielleicht nimmt Carus Sterne auch hier eine Wanderung eines unternehmungslustigen, abenteuerlichen Volksstammes an, der aus dem skäischen Thore auszog, sich erst nach Italien wandte, von da direkt zu den üppigen Gefilden Hinterpommerns und Westpreußens und dann wieder westlich bis zum Rhein vordrang. — Noch interessanter wären vielleicht die Wanderungen des Nephrit-Volkes, das von Neuseeland aus über Alaska, Japan und China zog, Kleinasien, Schlesien und Thüringen kurz berührte, um sich dann endlich an den romantischen Ufern des Bodensees niederzulassen. —

Doch zurück zu unsern deutschen Hausurnen, von denen ich nur die interessantesten und nur diejenigen kurz besprechen will, bei denen sicher bekannte Fundumstände und dazu gehörige Fundstücke eine genaue chronologische Bestimmung ermöglichen.

I. Das Gräberfeld von Wilsleben, Kreis Aschersleben, Provinz Sachsen, hat zwei jetzt im Königlichen Museum für Völkerkunde befindliche Hausurnen geliefert, die beide ziemlich dieselbe Form, einen ungefähr viereckigen Grundriß, ein hohes Giebeldach mit Dachfirsten und Giebelverzierungen, sowie eine verhältnismäßig große rundliche Thüröffnung zeigen. Der bekannte eifrige prähistorische Forscher und glückliche Finder der einen, Herr Prediger Becker, hat diese, sowie das ganze Wilslebener Gräberfeld ausführlich beschrieben. Die zahlreichen, meist ziemlich rohen und schmucklosen Thongefäße, Urnen und Beigefäße, die ich hier natürlich nicht alle näher beschreiben kann, sowie die Bronzebeigaben, Ösennadeln und Spiralen aus dünnem Bronzedraht, die alle auf demselben Gräberfelde wie die beiden Hausurnen gefunden sind, stammen sämtlich aus der späteren Bronzezeit, vielleicht auch, wenn auch unter den wenigen Metallbeigaben noch kein Eisen beobachtet worden ist, zum Teil bereits aus der ältesten Eisenzeit, also ungefähr dem 6. bis 4. oder 3. Jahrhundert v. Chr.

II. Die Hausurne von Unseburg, Kreis Wanzleben, Provinz Sachsen; diese hat einen runden Querschnitt, ungefähr doppelkonische Form mit hohem, oben abgerundetem Dach und hoch gelegenem Eingang; sie stammt aus einem Gräberfelde, welches mit seinen ziemlich zahlreichen Gefäßen genau denselben Typus repräsentiert, wie dasjenige von Wilsleben, so daß sie auch absolut zweifellos derselben Zeit angehört.

III. Die Hausurne von Seddiu, Kreis West-Priegnitz, Provinz Brandenburg. Dieses Gefäß selbst wurde allerdings gleich nach der Auffindung zerstört, muß aber nach einer zuverlässigen Beschreibung sehr viel Ähnlichkeit mit der vorhin aufgeführten Hausurne von Unseburg gehabt haben. Dieser Fund ist aber besonders für die Chronologie der deutschen Hausurnen von ganz besonderm Interesse, weil in demselben Hügelgrabe eine Menge schöner Bronzen gefunden sind: ein kurzes Schwert von dem jüngsten, dem sogenannten westlichen Typus, den man auf Import von Mykenia zurückzuführen geneigt ist, ein Hohlkelt, ein reich mit eingestanzten Ornamenten versehenes Messer, eine Pinzette, ein Kamm, ein Trinkhornbeschlag und endlich zwei nadelartige lange Spitze, welche als Querriegel vor der Thür der Hausurne gedient hatten. Die feinen Ornamente auf der Messerklinge und der Pinzette, das Vorkommen eines Hohlkeltes, des jüngsten Typus aller bronzenen Keltformen und vor allem das Schwert weisen alle ohne Ausnahme auf die letzte Bronzezeit, etwa auf das 5., frühestens auf das 6. Jahrhundert v. Chr.

IV. Die Hausurne von Gandow, Kreis West-Priegnitz, Provinz Brandenburg; auch diese ist rund, aber im Gegensatz zu der Unseburger mehr backofenartig, niedriger, mit senkrechter Seitenwand und flachem, kuppelartigem Dach. Wie die zuerst erwähnten stammt auch diese, jetzt im Märkischen Provinzial-Museum befindliche aus einem großen Gräberfelde, das zahlreiche andere Urnen ꝛc. geliefert hat und ist so chronologisch ziemlich genau zu bestimmen. Die zum Teil im Königl. Museum, zum Teil im Märkischen, zum Teil im Privatbesitz befindlichen Thongefäße weisen, wenn sie auch einem andern geographischen Typus angehören, doch genau

Digitized by Google

in dieselbe Zeit, wie die von Wilsleben und Unseburg. Neben den stark ausgebauchten Urnen der späteren Hallstätter Zeit treten hier außerdem aber noch mehr die schlankeren, ornamentlosen Formen der La Tène-Zeit in den Vordergrund, so daß man dieses Gräberfeld nach der Analogie von zahlreichen andern märkischen Fundstellen etwa vom 5. bis in das 3. oder vielleicht sogar bis in das 2. Jahrhundert v. Chr. setzen kann.

V. Die Hausurne von Luggendorf, Kreis West-Prignitz, Provinz Brandenburg; gleichfalls von runder, backsteinartiger Form mit vertikalen Seitenwänden und einem flachen, kuppelartigen Dach, welches vollständig mit flachen, dicht neben einander nach verschiedenen Richtungen herüberlaufenden Furchen bedeckt, resp. verziert ist. Vielleicht sollte damit ein Rohr- oder Strohdach angedeutet sein. Dieser Fund ist in doppelter Beziehung von ganz besonderm Interesse: erstlich sind zwischen den vom Leichenbrand übrig gebliebenen, im Inneren gefundenen Knochenresten mehrere sehr interessante Bronzen gefunden worden, die wiederum eine ganz genaue chronologische Bestimmung zulassen, eine Nadel, eine Ringfibel und zwei kleine Bügelfibeln des jüngeren La Tène-Typus, die ganz sicher dem 1. Jahrhundert vor oder dem Anfang des 1. Jahrhunderts nach Chr. angehören. Zweitens — und das ist für Nichtprähistoriker, die natürlich die verschiedenen Fibelformen nicht beurteilen können, noch wichtiger — hat diese Luggendorfer Hausurne eine auffallende Ähnlichkeit mit den auf der Siegessäule des Kaisers Marcus Aurelius zu Rom befindlichen Darstellungen germanischer Wohnhäuser. Da Marc Aurel aber bekanntlich von 161 bis 180 n. Chr. regierte, müssen also noch ganz sicher sogar noch im 2. Jahrhundert derartige bienenkorbartige Hütten bei den Germanen existiert haben, und somit könnten Graburnen in Form dieser Wohngebäude eventuell noch bis in diese Zeit hinaufreichen. —

Wenn man einzelne prähistorische Fundstücke chronologisch bestimmen will, so kann man doch niemals diese aus sich selbst heraus nach einer vorgefaßten Idee beurteilen, sondern man muß vor allem die Fundstelle und alle dazu gehörigen Stücke mit in die Betrachtung hineinziehen. Wenn diese einfachste und natürlichste Regel für alle gewissenhaften archäologischen Forschungen von manchen Archäologen nicht beobachtet werden, so ist das ein Beweis für die Oberflächlichkeit ihrer Untersuchungen. Sollte man aber doch alle die verschiedenen Thongefäße, die in Wilsleben, Unseburg und Gandow außer den Hausurnen gefunden sind, und auch die Fibeln von Luggendorf, die neben der Hausurne im Königl. Museum aufgestellt sind, wirklich beachtet haben und trotzdem die deutschen Hausurnen weit vor das Jahr 1000 v. Chr. setzen, so würde das einen Mangel an den elementarsten prähistorischen Kenntnissen beweisen, wie er sich krasser kaum denken läßt. Tertium non est.

Wenn alles so sicher wäre, wie die eben ausgeführte chronologische Bestimmung unserer Hausurnen, würde die prähistorische Wissenschaft um ein gutes Stück ihrem Ziele näher gerückt sein. Im 2. Jahrtausend v. Chr. — Carus Sterne scheint die germanischen Hausurnen sogar allerwenigstens in die Mitte des 2. Jahrtausends setzen zu wollen — herrschte in Norddeutschland noch die Steinzeit. In sämtlichen Gräberfeldern, die Hausurnen geliefert haben, sind aber ohne Ausnahme Bronzen und typische Thongefäße der Metallzeit gefunden worden. Die eigenartige Ornamentik an den Thongefäßen der neolithischen Zeit, wie vor allem das Schnurrornament und die tief eingeschnebenen verschiedenartigen Muster sind noch niemals an Hausurnen beobachtet worden, und dann haben wir schließlich bei sämtlichen Hausurnen ohne Ausnahme immer Leichenbrand, während in der Steinzeit nicht der Leichenbrand, sondern im Gegenteil Leichenbestattung üblich war.

Was die Chronologie der italischen Hausurnen anbetrifft, so hat sich nach dem Urteil wohl aller jetzt maßgebenden Prähistoriker — mit Ausnahme von Carus Sterne, der sich ja auch selbst das Zeugnis giebt, daß er mit seinen Ansichten in Deutschland fast allein steht — Virchows bereits vor Jahren geäußerte Ansicht, daß sie älter als die germanischen sind, auch nach den neueren Untersuchungen vollkommen bestätigt. Auch bei den italischen Hausurnen sind die dabei gefundenen Bronzen, wie die Bogen- und Schlangenfibeln, als sichere Leitmuscheln maßgebend gewesen, und diese sind sicher älter, wahrscheinlich sogar einige Jahrhunderte älter als die Bronzen und die Thongefäße, die wir mit unsern älteren germanischen Hausurnen zusammen gefunden haben. Auch in Italien scheinen die Hausurnen wenigstens ungefähr der Übergangszeit von der Bronze- zur Eisenkultur anzugehören, und da die Eisenkultur nachweislich wenigstens zwei bis drei Jahrhunderte früher im südlichen Europa beginnt als in Norddeutschland, so werden wir den italischen Hausurnen auch wohl, wie schon Virchow angedeutet hat, ein um so viel höheres Alter zugestehen müssen, als unsern nordischen Funden.

Rekapitulieren wir nun kurz:

1. Ein direkter Zusammenhang der italischen, germanischen und skandinavischen Hausurnen ist nicht wahrscheinlich und niemals erwiesen worden.

2. Die germanischen Hausurnen gehören nicht dem 2. Jahrtausend, sondern etwa der Zeit vom 6. bis 1. Jahrhundert v. Chr. an.

3. Sie können nicht die Vorbilder der italischen sein, da sie jünger sind.

4. Die runden Formen der Hausurnen sind kein Beweis für ein höheres Alter als die viereisigen — wie Carus Sterne behauptet —, da die jüngste datierbare Hausurne, die von Luggendorf, und außerdem die bildlichen Darstellungen auf der Säule Marc Aurels runde Formen zeigen.

So fällt das ganze Fundament zusammen, auf dem ein großer Teil der übrigen Arbeit mit all ihren verschiedenen Erörterungen und Hypothesen und teilweise wirklich recht wunderbaren Kombinationen basiert, aber die prähistorische Litteratur ist doch wieder um eine Arbeit bereichert worden, die uns wieder einmal ein schönes Bild gegeben hat von dem „heutigen Stande der Wissenschaft".

Junkers Reisen im Gebiete der rechten Congozuflüsse.

Junkers großes Reisewerk, das mit dem dritten Bande [1]) jetzt abgeschlossen vorliegt, wird für alle Zeiten als eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte Innerafrikas dastehen. Denn, was ja schnell genug herannaht, erst die einheimische Bevölkerung am oberen Nil und seinen Zuflüssen, sowie an den rechten Nebenflüssen des mittleren Congo sich in Baumwolle europäischen oder amerikanischen Ursprungs kleidet, wenn die heimische Schmiedekunst vor der eindringenden Flut der Eisenwaren aus Solingen oder Sheffield ge-

[1]) Dr. Wilhelm Junkers Reisen in Afrika 1875 bis 1886. Dritter Band. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von dem Reisenden. Mit 47 Vollbildern und 150 Illustrationen im Text, 10 Karten und 1 Karton. Wien und Olmütz, Eduard Hölzel, 1891.

Digitized by Google

schwunden ist, wenn Islam oder Christentum statt der gegenwärtigen Religion herrschen und der Elefant dort ausgerottet ist, dann wird man nachschlagen in Junkers oder Schweinfurths Werken, um die Zustände der „Naturvölker" jener Region zu studieren, wie sie beschaffen waren, als die ersten Europäer zu ihnen kamen. Hätte vor 1900 Jahren ein Römer Deutschland und die Deutschen so eingehend geschildert, wie Junker seine zentralafrikanischen Neger und ihr Land — wie hoch stände der Wert des römischen Werkes für uns da! Was wäre uns dann Tacitus mit seinem schönen, aber dürftigen Idyll?

Die Reisen, welche der dritte Band umfaßt, fallen in die Jahre 1882 bis 1886; sie bringen den wichtigen Teil, in dem wir Dr. Junker als Entdecker vor uns sehen, wo er die Hydrographie der Zuflüsse des mittleren Congo aufhellt und sich auf der Wasserscheide zwischen diesen und den linken Zuflüssen des Weißen Nil bewegt. Bei Teli, ungefähr unter 2° nördl. Br., erreichte er den südlichsten Punkt seiner Reise und hier traf er auf den Nepoko, einen Quellfluß des in den Congo mündenden Aruwimi. Zur Station des freundlichen Häuptlings Semio unter 4° nördl. Br. zurückgekehrt (27. Sept. 1882), konnte er sich von den außerordentlichen Mühsalen dieser Reise erholen, um dann nacheinander zwei Vorstöße zum Uelle-Makua zu machen, der als Ubanghi in den Congo mündet und dessen oberer Lauf zuerst durch Junker bekannt wurde. Er erreichte ihn zuerst bei Bagbinne (3° 30′ nördl. Br.) im Januar 1883 und zum zweitenmal weiter westlich bei der Seriba Abdalla (4° nördl.

Uelle-Makua bei Bagbinne.

Breite) im Februar desselben Jahres und damit zugleich seinen westlichsten Punkt. Es sind die Länder einer eigentümlichen Gruppe von Negervölkern, in welchen Junker sich hier bewegt und unter denen die A Sandé (Niam-Niam) und Mangbattu (Schweinfurths Monbuttu) hervorragen. Zur Zeit des beginnenden Mahdistenaufstandes führte Junker den Rückmarsch nach Lado am Weißen Nil aus, wo er mit Dr. Emin zusammentraf und den Rückzug nach Norden abgeschnitten vorfand. So bewerkstelligte er die Heimreise, auch reich an Erfahrungen, auf der südlichen Straße durch Uganda, über den Viktoria Nyanza und nach Sansibar, wo er am 1. Dezember 1886 anlangte. Dieses der Inhalt des vortrefflich ausgestatteten, mit vorzüglichen Karten (von B. Hassenstein) und einem genauen Register versehenen Bandes, aus dessen Inhalt wir hier einiges mitteilen wollen.

Auf seiner Reise zum Nepoko-Aruwimi lernte Junker eine ganz neue hydrographische Erscheinung Afrikas, die Obä, kennen, breite, mit Pflanzenwuchs überdeckte Wasserläufe. „Es erscheint auf den ersten Blick als eine über 1000 Schritt breite und mit 1 bis 2 Fuß hohem Grase bedeckte Niederung. Beim Betreten der Decke senkt sich der elastische Boden unter der Last und schwillt beim Weiterschreiten hinter dem Fuße wieder empor. Es geht sich darauf wie auf dem ausgespannten Sicherheitsnetz eines Akrobaten, also unsicher und ermüdend. Mitunter bricht man plötzlich mit einem Bein durch die elastische Masse." Die Obä sind demnach eine ständige, zusammenhängende und verfilzte Grasvegetation, die von langsam darunter fließendem Wasser getragen wird. Sie haben eine entfernte Ähnlichkeit mit den Sed, den Grasbarren im Nil, doch sind die Entstehungsursachen dort andere, da diese Sed durch gelöste und angeschwemmte Grasinseln sich bilden. Die

Digitized by Google

Grasdecken der Obâ sind dagegen an Ort und Stelle entstanden, sie bleiben dort und ersetzen sich gleichmäßig durch eine niedrige Grasart.

Über solche Obâ führte der Weg zum Nepoko, dem südlichsten erreichten Punkte, nicht allzu fern von der Aruwimi-Route, die später Stanley beim „Entsatze“ von Emin Pascha verfolgte. Sein Quellgebiet liegt in den Hochlanden im Westen des Albert Nyanza, seine Mündung in den Congo als Aruwimi noch 100 km abwärts von dem durch Junker erreichten Orte. Seine Wasserfläche war bei Teli bei niedrigem Stande 100 Schritte breit. Der Entdecker schrieb aber hier in sein Tagebuch: „Schweren Herzens sah ich am Nepoko meiner Reise ein Ziel gesetzt. Es wäre Thorheit, ja es ist unmöglich, Hoffnungen auf weitere Erfolge zu nähren, denn ich stehe an der Grenze der bittersten Armut. Dank der größten Sparsamkeit und Umsicht im verflossenen Jahre besitze ich zwar noch einiges vom Notwendigsten, aber an allen Ecken und Enden fehlen mir die kaum entbehrlichen und noch schmerzlicher entbehrten Hilfs- und Genußmittel.“ Dazu war Junker gleichsam in der Gefangenschaft des übelwollenden Häuptlings Sfanga und im hohen Grade krank, so daß er fröstelnd sich stets unter seine wollene Decke flüchten mußte; der Körper war mit Eiterbeulen bedeckt, die Hände so wund, daß er nur mühsam schreiben konnte, Medizin und genügende Nahrung fehlten.

Erholung für den Geprüften trat erst wieder ein, als er am 27. September 1882 seine Station bei Semio wieder erreichte, wo sein Gehilfe Bohndorff alles wohnlich herge-

Stromschnelle des Assa.

richtet hatte. Das Ziel, welches Junker in Europa sich gesteckt hatte, war erreicht und mit Befriedigung konnte er auf seine Ergebnisse, auf die musterhaft geführten Tagebücher, die klar gezeichneten Karten — wie die im Werke mitgeteilten Faksimile beweisen — schauen. Auch war er wieder leidlich gesund, besaß Vorräte, die in der Station aufgespeichert gewesen waren und so schmiedete er denn neue Reisepläne und führte die beiden Wanderungen zum Uelle-Makua aus. Ein Brand, der einen großen Teil der Station zerstörte und bei dem viele Vorräte Junkers zu Grunde gingen, ließ immer noch so viel übrig, daß er die Reisen ausführen konnte.

Am 12. Dezember 1882 reiste er durch das Gebiet der A Kahle nach Süden, um zum Uelle bei Bagbinne zu gelangen. „Er überschritt die Grenze der Ölpalme und gelangte durch das Flachland in die schöne, von Bodenwellen durchzogene Landschaft am Flusse Assa, wo Trümmer von Granuiten, nackte Felsplatten und steinige Hügel auftraten. „Ich befand mich, aus dem Chaos von verwitterten Gesteinstrümmern hervortretend, plötzlich einem herrlichen Naturbilde gegenüber. Der Assa bildet tobende Kataraste und sein Wasser fließt, in drei Massen geteilt, schäumend und brausend über und zwischen den Gesteinsmassen hin. Die nackten Felsen gipfelten am jenseitigen Ufer in einem namhaften Granithügel, bildeten jedoch im Flußbette glattgewaschene Platten, welche als Stützpunkte für eine aus drei Teilen bestehende Brücke benutzt wurden. Die weißen Steinmassen begrenzten indessen den Strom nur einige hundert Schritte weit. Dagegen waren die Ufer zu beiden Seiten von einem üppigen Pflanzenwuchse mit mächtigen Baumstämmen umrahmt. So war durch die schöpferische Kraft der Natur dort Vollendetes geschaffen, aber auch die Menschen-

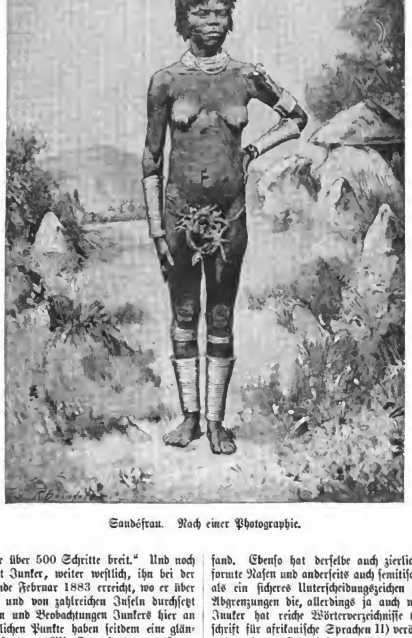
Digitized by Google

hand hatte ſich ausgezeichnet, denn die Brücke über den Aſſa war in ihrer Art ein kleines Kunſtwerk, ohne die Leichtigkeit ihres Baues aus ganz dünnen, biegſamen und doch zähen Bäumchen, wäre ſie gewiß von der brauſenden Flut hinweggeſpült worden; an den dünnen Stecken aber, die in das Steingeröll unter dem Waſſer eingelaſſen, als Brückenpfeiler dienten, teilte ſich der Schwall gleichſam ſpielend.“ Der Aſſa war gegen 50, an den Stromſchnellen aber 100 Schritte breit.

Allerdings war bereits vor Junker ein Europäer bis in dieſe Gegenden gelangt, der Grieche Dr. Potagos, der über ſeine Reiſen 1885 zu Paris ein Buch veröffentlicht hat. Allein ſeine Karten und Beſchreibungen erwieſen ſich als durchaus unrichtig und unbrauchbar, ja er war von groben Übertreibungen nicht frei. So enthüllte ſich das von ihm „entdeckte“ König Georgios-Gebirge als ein niedriger Doppelberg Nauens Guäi. An dieſem vorüber, durch Steppe, Parkwald und Kulturfelder erreichte Junker bei Bagbinne den Uëlle am 11. Januar 1883.

„Als mächtiger Strom lag er vor mir und doch war das jenſeit ſichtbare Ufer nur das Geſtade der nach Weſten und Oſten hin gedehnten Inſel Doja, hinter der ein zweiter, ebenſo breiter Arm fließt. Ich ſchätzte die ſichtbare Waſſerfläche über 500 Schritte breit.“ Und noch ein zweites Mal hat Junker, weiter weſtlich, ihn bei der Station Abdallah Ende Februar 1883 erreicht, wo er über 1000 Schritte breit und von zahlreichen Inſeln durchſetzt iſt. Die Aufnahmen und Beobachtungen Junkers hier an ſeinem fernſten weſtlichen Punkte haben ſeitdem eine glänzende Beſtätigung gefunden. Mit Dampfern, vom Congo kommend, iſt im Juli 1890 der Uëlle von den Belgiern van Gèle und Roget erforſcht worden. Länge und Breite von Abdallah weichen bei Junker und van Gèle nur um wenige Minuten von einander ab — bei den großen Entfernungen eine überraſchend günſtige Übereinſtimmung.

Reich wie die geographiſchen Ergebniſſe ſind auch die ethnographiſchen. Junker hat einen feinen, durch die langen Reiſen geſchärften Blick, ſo daß er auf viele Kleinigkeiten acht giebt, die andern Reiſenden leicht entgehen und die doch ſchon jetzt ihren Wert haben oder deren Kenntnis in ſpäter Zukunft von Bedeutung bleibt, wenn die Originalität der Völker jener Gebiete abgeſtreift ſein wird. Alle die Neger, die Junker nördlich vom Fluſſe Mbomu traf, zeigten in ihrer Erſcheinung viel Gemeinſames; ſie unterſchieden ſich deutlich von den Stämmen, welche den Alluvialboden der großen Nilzuflüſſe und die Ufer des Nils bewohnten, aber auch ebenſo deutlich von den Völkern ſüdlich des Uëlle. Die Hautfarbe wechſelt bei ihnen in den dunkelſten Miſchfarben zwiſchen Dunkelbraun und Schwarz, ohne indeſſen das wirkliche Schwarz zu erreichen. Das Kraushaar iſt auch ihnen allen eigen; es bildet im Grunde das einzige ſichere Merkmal des Negers, denn die gewulſteten Lippen können zu Trugſchlüſſen führen, da Junker auch Neger mit ſehr feinen Lippen fand. Ebenſo hat derſelbe auch zierliche, ja klaſſiſch geformte Naſen und anderſeits auch ſemitiſche gefunden. Bleibt als ein ſicheres Unterſcheidungszeichen für ethnographiſche Abgrenzungen die, allerdings ja auch wandelbare Sprache. Junker hat reiche Wörterverzeichniſſe (in Büttners Zeitſchrift für afrikaniſche Sprachen II) veröffentlicht, aus denen und auch aus Schweinfurths Wörterverzeichniſſen Friedrich Müller in Wien den Nachweis zu liefern ſucht, daß ein eigentümlicher und ſelbſtändiger Sprachſtamm in Innerafrika

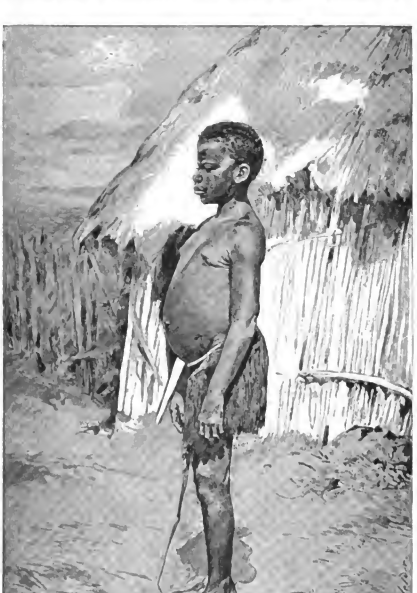


Sandéfrau. Nach einer Photographie.

Digitized by Google

vorhanden sei, den er als „äquatoriale Sprachfamilie“ in die Wissenschaft einführt. Er rechnet dazu die Sprache der Manghattu, A Sandé, A Mabi, A Bangba, Kredj und Golo. Leo Reinisch, ein andrer bedeutender Wiener Sprachforscher, ist dagegen abweichender Ansicht, er glaubt nicht, daß die genannten Völker einen besondern Sprachstamm bilden, daß sie auch nicht mit den nilotischen Völkern in Sprachverwandtschaft stehen, sondern eher mit den Südafrikanern, den Bantu, besonders wegen der Neigung ihrer Sprachen zur Präfixbildung.

Über A Sandé (Niam-Niam), Manghattu (Mombuttu), andre Negerstämme und auch das Zwergvolk bringt Junker viel Neues. Von Belang ist die Schilderung des Hofstaates des A Sandéfürsten Bakangai, dessen Wohnstätten sich über einen 1000 Schritt langen Platz ausdehnten, an dessen Rande 200 Hütten für arbeitende Sklavinnen standen. Auf dem sorgfältig gereinigten Platze saß der Fürst unter einem Baume; dabei lag eine Versammlungshalle, groß wie eine Reitbahn, auf Pfeilern erbaut, mit künstlich geflochtem Blätterdache. Die Wände waren mit Figuren bemalt: Wurfmesser, Schildkröten, Vögel, Schlangen. Hier wurden dem Reisenden vortreffliche Speisen und Getränke (Negerbier) vorgesetzt. Er sah dort die aus feinen Bastfasern gewebten Stoffe, „das erste Beispiel für eine wirkliche Textilindustrie der gegen Süden und Westen lebenden Völker, während die Nachbaren sich in Rindenstoffe kleiden“. Die Musik steht bei den A Sandé auf vergleichsweise hoher Stufe. Sie haben die Marimba (Holzharmonika mit Resonanzkürbissen), Harfen, Trommeln, Signalhörner. Die Marimba wird oft gleichzeitig mit vier Schlägeln gespielt von „förmlichen Künstlern“; ihr Spiel ist melodisch, die Akkorde reihen sich, bald in langsamem, bald in rasend schnellem Tempo, in vollster Harmonie aneinander. „Es ist eine ruhig dahinfließende, zeitweilig aber in Leidenschaft aufflammende Erzählung, die wohl einen Anfang hat, aber kein Ende findet und immer wieder in neue stürmische Leidenschaft mit demselben Grundton ausartet. Und bei alledem stört keine Dissonanz das Ohr. Man staunt über diese Negermusik, die so hoch erhaben ist über die Mißtöne, welche die Völker arabischer Kultur uns in den meisten Fällen bieten.“



Mädchen vom Zwergstamm der Wotschúa. Nach einer Photographie.

Bier, Weib und Gesang sind auch des Negers Wahlspruch. Mit der Harfe im Arm hörte Junker den Häuptling Bangoja Bardengesänge, halb singend, halb erzählend, vortragen.

„Ich lauschte wahrlich mit Genuß dem vollendeten Bardengesang, der mich in eine längst verschwundene Zeit versetzte, denn gerade so, wie Bangoja jetzt, hatten auch seine ältesten Vorfahren singend und sagend von noch früher Erlebtem und Gehörtem sich vorerzählt. Der Herrscher aber besang die Macht und das Ansehen, die weiten Reisen und Kriegszüge seines Vaters Kipa und beklagte dann flüsternd dessen Tod.“ — Kipa aber wird von seinen Nachkommen noch in mystischer Weise verehrt. Er war vor zehn Jahren auf einem Kriegszuge gestorben, dann verbrannt worden und die Asche war in einem Kästchen gesammelt worden. Sorgfältig bewachte man diese Reliquie, die in einer besondern Hütte stand. Und als ob der Verstorbene noch lebe, brachte man demselben Lebensmittel und opferte Sklaven, deren Leichen an Ort und Stelle verwesen mußten. Menschenopfer werden wiederholt in Junkers Buch erwähnt und auch sein Freund Semio hat solche dem verstorbenen Vater dargebracht.

Digitized by Google

Auch von Menschenfresserei ist viel die Rede und einmal wurde dem Reisenden ein gekochter Frauenfuß in Bananenblätter eingewickelt dargereicht. „Wenn wir von solchen unmenschlichen Morden und scheußlichen Gelagen hören, wenden wir uns im ersten Augenblicke von den Urhebern derselben entsetzt zurück. Aber diese Menschen handeln im dunkelsten Aberglauben nach Gesetzen, die sich von ihren Vorvätern auf sie vererbt haben, und sie kennen ringsum keine anders denkenden und fühlenden Mitmenschen, keine besseren Vorbilder." Es ist daher die Pflicht Europas, den Dunkelmännern die Hand zu reichen und sie zu einem besseren Dasein zu erheben, eine Pflicht, die jetzt allgemein begriffen wird.

Man hüte sich doch, an den Neger unsern Maßstab anzulegen. Da ist vieles, vieles anders. Der Wohlgeruch des Kölnischen Wassers, den wir schätzen, erscheint ihm abscheulich. Seine Rechtsbegriffe sind andre als die unsrigen, was sich namentlich bei Verkäufen zeigt, wofür Junker (S. 127) ein kennzeichnendes Beispiel erzählt.

Und doch ist wieder vieles wie bei uns. Junker wurde an seine frohe Jugendzeit erinnert, als er die Negerknaben, ganz wie die Kinder bei uns, sich fröhlich damit belustigen sah, daß sie taktmäßig in die Hände klatschten und sich dabei gegenseitig der Reihe nach Handfläche, Stirn und Brust berührten, bis, bei einem raschern Tempo, unter frohem Gelächter der Kleinen der Wirrwarr so groß wurde, daß das Spiel ernsthaft wieder von vorn begonnen werden mußte. Anderseits fand er bei den Erwachsenen das Hazardspiel; der Neger ist demselben so ergeben, daß es zur Leidenschaft ausartet, namentlich sind die Mangbattu eingefleischte Spielratten. Meist wird das einfache Gleich oder Ungleich gespielt, und zwar mit Steinchen, welche unglaublich sicher von Hand zu Hand gehen. Schon Knaben üben sich diese Fertigkeit ein. Oft wird der Spieleufel so arg, daß die ganze Habe des Negers in des Gewinners Hände übergeht; da giebt es nichts Verspielbares, was nicht gelegentlich verspielt oder verpfändet würde.

Tättowierungen verschiedener Art schildert Junker. Dabei erwähnt er einer A Zandchame, die für ihn eine besondere Zuneigung gefaßt hatte und sehr kunstvoll an Brust und Unterleib tättowiert war. „Solche Tättowierungen erfordern viel Geduld, sie sind die Frucht langjähriger Qual von der einen und andauernder Arbeit von der andern Seite, wobei oft aufgehört und wieder begonnen wird, um jedesmal eine kleine Hautfläche zu tättowieren. Häufig drückt der Neger dadurch seine besondere Zuneigung aus; der Liebende z. B. kann der Auserkorenen seines Herzens durch nichts unwiderleglicher huldigen, als indem er sie auf diese Art zahrelang fortgesetzt peinigt. Die reiche Tättowierung des Körpers ist somit oft ein sicherer Beweis für die Beständigkeit der Liebe des Mannes und bildet dann zugleich den Stolz der Frau."

Zwischen den normal gestalteten Negern traf auch Junker das Zwergvolk, über das er noch manches von Belang beibringt, was die Berichte der Reisenden, die früher mit demselben zusammengetroffen sind, nämlich Du Chaillu, Schweinfurth, Stanley, Wißmann, Ludwig Wolf, Bateman, v. Francois u. a., zu ergänzen vermag. Junker fand 50 kleine, halbkugelige Laubhütten des Völkchens im Walde zusammen, aber nur wenig zurückgebliebene Bewohner derselben, die später dann das ganze Völkchen sich einstellte. Sie nannten sich Wotschua (bei andern Akka, Wawwa, Batua u. s. w.) und reichten bis zur Schulterhöhe eines mittelgroßen Mannes, die kleinsten reichten Junker nur bis zur Herzgrube, während die größeren die Höhe eines mittelgroßen Mannes erreichten. Sie sind daher keine Zwerge in unserm Sinne, sondern nur ein sehr kleiner Stamm. Die Frauen erschienen durchschnittlich nicht kleiner als die Männer. Ihre Hautfarbe war die der dunkel gebrannten Kaffeebohne, der Kopf im Verhältnis zu den wohlgestalteten Gliedmaßen groß, der Oberkiefer stark hervortretend. „Das Krollhaar war bei den heller gefärbten Individuen von dunkelrostbrauner Farbe, und diese eigentümliche, an Werg erinnernde Färbung des Haupthaares ist eine der hervorragendsten Besonderheiten der Rasse, denn bei allen übrigen Negerrassen, selbst den lichtesten, sind die Kopfhaare stets von tiefstem Schwarz. Viele Wotschua zeigen starken Bartwuchs und Behaarung bis auf die Brust; Hände und Füße sind zierlich. „Nach alledem bleibt kein Zweifel, daß die Wotschua gesunde Individuen einer großen Völkerschaft sind, deren Körpermaße allerdings auffallend klein, deren einzelne Körperteile aber wohl proportioniert und gut entwickelt erscheinen, und daß es sich bei ihnen nicht etwa um ein krankhaft entwickeltes Volk handelt." Was die Lebensweise dieser kleinen Waldnomaden betrifft, ihr Schutzverhältnis zu Negerhäuptlingen, ihre vortreffliche Handhabung von Bogen und Pfeilen, mit denen sie selbst dem Elefanten zu Leibe gehen, ihr Mangel an Industrie und Ackerbau, ihre argwöhnische, listige Gemütsart, ihre Rachsucht, so stimmen darüber Junkers Schilderungen mit jenen Schweinfurths. A.

Chinesische Steintafeln mit Inschriften und Nephritgebilden.

Von C. W. Lüders. Hamburg.

Im Museum für Völkerkunde zu Hamburg befinden sich zwei Steintafeln, welche sich ihrer künstlerischen Ausführung halber auszeichnen, und wegen ihrer Herkunft als einzig in ihrer Art anzusehen sein dürften. Daher sind dieselben auch wohl wert, zur allgemeineren Kenntnis zu gelangen.

Diese beiden Tafeln befanden sich ursprünglich im Palaste des Kaisers „Kien-Lung", der von 1735 bis 1796 regierte, eine Zeit, wo China in seiner höchsten Macht und Blüte stand.

Die Höhe der Tafeln im Original ist 1 m 34 cm, die Breite 70 cm. Der Rahmen hat eine Breite von $4^1/_2$ cm und eine Tiefe von ca. 5 cm. Die bildlichen Darstellungen sind plastisch erhaben und meist freistehend, zum größten Teil aus Steinarten aufgebaut, und zwar sehen wir auf Tafel 1 zwischen einer Steingruppe eine Schale und weiterhin eine Vase, angefüllt mit der berühmten Chrysanthemum-Pflanze, deren Blumen und Blätter in verschiedener Art künstlich gefärbt sind. Die Steinart links in der Ecke ist Lapislazuli, dann folgt Nephrit, der künstlich gelbbraun marmoriert ist. Ferner kommt eine Lage von schönen Malachitsäulen, worauf die Schale aus weißem Nephrit oder Jade steht, deren Umrandung eine eingravierte gefällige Borde zeigt. Auf der Schale rechts liegt ein schönes Stück Rosenquarz. Die Vase (oder der Blumentopf) selbst ist aus dunkelgrünem Nephrit, der Rand mit einer eingravierten feinen Borde verziert, die halbrunde Topffläche mit einer en relief ausgearbeiteten, sehr komplizierten Zeichnung à la grecque. Die Blumen, welche frei an Drahtzweigen schweben, sind sämtlich aus Nephritstücken gemacht.

Digitized by Google

Die Darstellung auf Tafel 2 ist die Nachahmung eines Tannenbaumes aus dem Holze des sogenannten knorrigen Wurzelbaumes, besetzt mit Büscheln von grünen Fichtennadeln. Unten ist eine Steingruppe von Nephrit und Lapislazuli, dazwischen sind kleine Gesträuche mit Blättern und Blumen gesetzt. Auf beiden Tafeln befinden sich oben je fünf Reihen Schriftzeichen, die eine Verherrlichung des unten dargestellten Gegenstandes enthalten, und vom Kaiser „Kien-Lung“ selbst verfaßt sind.

Die einzelnen Schriftzeichen sind aus einem Stück Nephrit äußerst sauber ausgearbeitet und in die Holzrückwand eingelegt, doch so, daß sie noch einige Linien en relief vorstehen. Die Übersetzung der Schrift wurde freundlichst durch die chinesische Gesandtschaft in Berlin besorgt und lautet in Deutsch ungefähr wie folgt. Tafel 1:

„In den einsamen Stätten zwischen den Hügeln giebt es des Angenehmen viel. Solche Zufluchtsorte muß man für wahre Freunde halten. — Wir freuen uns, einen solchen Platz der Nordgrenze nahe, aufzufinden. — Das Chrysanthemum als einen willkommenen Gast aus der Region des Ostens. — Seine Schönheit übertrifft die von hundert andern Blumen, denn sie ist die einzige, die auch im Herbste blüht. —

Tafel 1.

Tafel 2.

Dichterische Gedanken überkommen mich unwillkürlich, wenn ich die Blume sehe. — Allein leider bin ich kein Nachfolger von Pan-Tsch[1]). Die Inschrift auf Tafel 2 lautet:

„Während der Tage der Ruhe ist alles schweigsam. — Mich ans Fenster stellend, bewundere ich meinen alten Tannenbaum, dessen dicke Wurzel seit langem unter unserm Kaiserlichen Hause wohnte. Und dessen zahllose Nadeln der blauen Wolke gleichen. Beim Durchstreichen des Windes scheint es, als höre man das Rauschen der vom Sturm getriebenen Wogen. — Unterm Sonnenstrahl bieten die zahlreichen Schattenzweige das Ansehen von tausend Sonnenschirmen. Auch hohe Achtung zolle ich dem Baume deshalb, weil er, welche Temperatur auch herrschen mag, sein Wesen nicht ändert. Selbst im allerstrengsten Winter sehe ich ihn stets mit Freuden ebenso wie er im Sommer war.“

Die beiden Tafeln haben ein Gewicht von je ca. 25 kg. Oben befinden sich sauber gegossene bronzene Aufhängehaken, in deren Mitte sich das kaiserliche Wappen zeigt.

Leider ist es nicht in Erfahrung zu bringen gewesen, auf welchen Irrwegen diese beiden kostbaren Stücke sich nach Hamburg verschlagen haben, wo sie vor langen Jahren um einen Spottpreis in einer Auktion verkauft wurden.

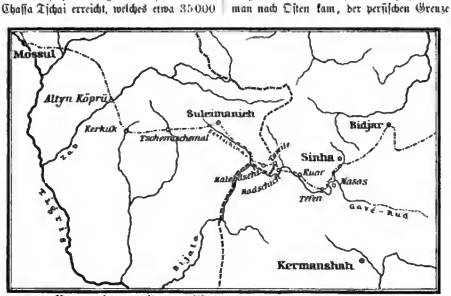
[1]) Pan-Tieh war ein hervorragender Dichter der Chinesen.

Digitized by Google

Pissons Reise in Persisch-Kurdistan.

Persisch-Kurdistan, im Nordwesten des Reiches gelegen, wird verhältnismäßig selten besucht, zumal die unwegsamen bergigen Gegenden, die zwischen Suleimanieh, noch auf türkischem Boden, und Sinha, dem nächsten größeren persischen Orte, sich erstrecken. Es herrschen dort echt orientalische, nur halb geordnete Zustände, über die nicht oft etwas verlautet. Es sind uns daher Berichte willkommen, welche die vom französischen Ministerium mit einer Sendung nach Persien betrauten Reisenden Georges Pisson und Albert Develay erstattet haben und die jetzt in einem Supplement der Zeitschrift Le Tempa (Dezember 1891) veröffentlicht wurden. Die Reise, welche im Sommer 1890 angetreten wurde, ging über Trapezunt, Erzerum, nach Mossul am Tigris und von da östlich zur persischen Grenze. Im Altynköprü (goldene Brücke) wurde Anfang März 1891 der Zab, ein linker Nebenfluß des Tigris, überschritten und dann Kerkuk am Chassa Tschai erreicht, welches etwa 35000 Einwohner zählt. Gleich östlich von der Stadt beginnen die von Nordost nach Südwest streichenden „Schwarzen Berge" (Kara Dagh), deren unsicherer Zustand die Ursache war, daß den Reisenden eine völlig kriegsmäßig ausgerüstete türkische Schutzmannschaft beigegeben wurde, denn kurz zuvor war dort eine Karawane von den Hamawands ausgeraubt worden. Der Zug durch die enge und wilde Schlucht des Kara Dagh dauerte drei Stunden. Jenseits derselben stieß man auf das aus 25 Häusern bestehende kurdische Dorf Tschemtschemal, das, aus elenden Erdhütten erbaut, sich in einem langen Thale hin erstreckt. Hier steht eine türkische Garnison von 100 Mann.

Die Reisenden hatten nun das Massiv des Amantscho, der zur Kette des Kal-Kalan-Dagh gehört, als Ziel vor Augen. Die vom Schnee und den Winterregen aufgeweichten Wege waren in einem schlimmen Zustande, der sich, je weiter man nach Osten kam, der persischen Grenze zu, noch ärger



Pissons Reise von Mossul nach Bidjar.

gestaltete. Durch das von räuberischen Hamawands bewohnte Dorf Bach und über eine halbzerstörte Brücke des Serschinar, welcher seine grünen Fluten dem Djala zuwälzt, kam man nach Suleimanieh, das mehr einem großen Dorfe als einer Stadt gleicht. Unter 5000 Häusern zählt es 20 christliche; es hat viele Kaffeehäuser, große Khans und eine starke Besatzung. Hier erhielten die Reisenden zum Geleite sechs türkische Gendarmen, welche sie bis zur Grenze bringen sollten. Am Gläsiche Dagh hinziehend, gelangten die Reisenden in das Thal der Serschinar, der von Suleimanieh herkommt; im Thale liegen viele künstliche Erdhügel, die zum Teil von Dörfern gekrönt sind. Über Halebdji und Tawilé führte der Weg zur Grenze. Tawilé, am Auroman Dagh, dem Grenzgebirge, ist der letzte türkische Ort und besteht aus 300 Häusern. Die Einwohner sind Kurden, alkein sie zeigen einen vollständig chaldäischen Typus; die Frauen sind hübsch, sehr kokett und nicht tättowiert. Man betreibt hier mühsamen Ackerbau auf Terrassen an den Bergabhängen, zu denen die Erde hinaufgeschafft werden muß.

Von irgend welchen Grenzformalitäten, Zollerhebung u. dgl. finden wir in dem Berichte nichts erwähnt. Am 9. März 1891 wurde der persische Boden betreten. Newsud, drei viertelstunden von Tawilé östlich, ist das erste persische Dorf. Der Pfad, denn anders kann man den Weg nicht nennen, wird nun, in dem steinigen und wilden Auroman-Gebirge noch schlechter als zuvor. Hochebenen, wie in Armenien, mangeln hier gänzlich und nur Gerste- und Haferfelder deuten hier und da auf einige Kultur; sie werden von den Kurden mit den urwüchsigsten Geräten, meist aus Holz, bestellt. In Naruil, das mit Mühe und Not erreicht wurde, mußten die Pferde abgeladen werden, da sie die steilen und steinigen Gebirgspfade nicht mehr erklimmen konnten. Maultiere wurden gemietet, die das Gepäck über die schauderhaften Saumpfade des Tschinariberges nach dem Dorfe Hadjisch brachten. Dabei war ein 250 m hoher steiler Abhang zu überwinden, auf dem man die unbeladenen Pferde nur hinabbringen konnte, indem man sie hinten am Schwanz hielt und vorn am Zügel zog. Hadjisch liegt zwischen hohen, spitzen und grauen Bergen und zählt 200 Erdhütten, zwischen denen die Straßen schmutzige Bäche bilden. An den Abhängen wird einige Terrassenkultur betrieben. Im Thale strömte der Gawa Rud, über den eine gebrechliche Brücke aus Weinreben führt. Die dortigen Kurden sind eine Mischrasse, unter welcher der semitische

Digitized by Google

Typus vorherrscht. Sie tragen die persische Lammfellmütze, sind fanatische Mohammedaner und zahlen, „als liebste Kinder Gottes“, wie sie sich nennen, dem Schah keinerlei Steuer, noch stellen sie Soldaten.

War es schon schwer, mit dem Gepäck nach Hadjisch hinein zu gelangen, so noch schwerer hinaus. Die Maultiere verlagten und so blieben zum Fortkommen nach Sinha zunächst nur gemietete Träger übrig, bis man wieder mit besser werdenden „Wegen“ Maultiere benutzen konnte. Nachdem die Reisenden mit unverschämten Forderungen und dem ganzen Trägerelend zu kämpfen hatten — Beschreibungen, die an die bekannten afrikanischen Szenen erinnern — ging es an gefährlichen Abhängen entlang den donnernden Gewässern des Gavé Rud nach Osten weiter, wobei die Träger, um höheren Lohn zu erpressen, wiederholt ihre Dienste verlagten und das Gepäck niederlegten. Apparés war das nächste Kurdendorf, das man erreichte. Hier waren die Physiognomien dieses Volkes wieder von andrer Art. Die Nasen waren bei Männern und Frauen so lang, daß sie bis zur Unterlippe reichten; die Augen glichen denen, wie sie auf assyrischen Denkmälern dargestellt sind. Jetzt wurde der Weg besser und die Maultiere zogen zwischen grünen Bergen dahin, welche mit Eichen bestanden waren. Vor Nuar mußte der Gavé Rud abermals auf einer Brücke aus Baumstämmen überschritten werden. Unterwegs traf man etwa hundert Pilger, welche vom Grabe Hussein's in Kerbela zurückkehrten und fanatisch auf die Fremdlinge blickten. Die Fremde am besseren Wege dauerte nicht lange, hinter Tesen, auf dem rechten Ufer des Gavé Rud, in dessen Nähe dieser sich mit dem Bahar vereinigt, hört der Weg ganz auf und man war genötigt, im tosenden Flusse weiter zu reiten. Bei der Halstation Butin verlagten die Pferde völlig und man mußte nach Tesen schicken, um von dort Esel zu holen. In Nazas, am linken Ufer des Gavé Rud, traf man auf die ersten Perser, die hier zwischen den Kurden wohnen. Hier sah man auch den ersten persischen Gendarmen, die erste persische Autorität überhaupt, nachdem man bereits lange im Reiche des Schahs gereist war. Die Wildheit weicht jetzt der Halbkultur und die Nähe Sinhas macht sich bemerkbar. Bewässerte grüne Thäler, vereinzelte Wohnungen, etwas, was wie Wege aussieht, und endlich Sinha!

Sinha, amtlich Senneh genannt, ist eine junge Stadt, die vor 15 Jahren noch ein großes Dorf war. Persisch ist es nur nach der Staatsangehörigkeit, da die Bevölkerung großenteils aus Kurden besteht. Unter den 35000 Einwohnern zählt man 3500 Christen, 3000 Juden, 1500 Perser, der Rest sind Kurden. Trotz vorhandenen guten Baumaterials sind die Häuser aus Lehm und Flechtwerk errichtet; sie bestehen aus zwei Stockwerken und haben statt des Daches eine Terrasse. Sinha ist wegen seiner Pferdezucht berühmt; auf den Bazaren findet man bereits europäische, meist russische Waren, die über Täbris hierher kommen. Sonst leunzeichnet Verfall die Stadt; der große Dermal, das Regierungsgebäude, ist mit Bildwerken von Marmor versehen, die alle zerstört sind und die schönen Fayenceziegel der vor 100 Jahren erbauten großen Moscheen zerfallen allmählich. Pisson besuchte das Terraische Khan, das Gefängnis, wo die Gefangenen in Erdlöchern an Holzklötze angeschmiedet ohne jedes Licht lagen. Zwei- oder dreimal im Monat wird eine bestimmte Menge Nahrung gereicht, mit der sie haushalten müssen. Die meisten waren zu Skeletten abgemagert und schrieen nach Speise. Täglich wird dort die Bastonnade, das Prügeln der Fußsohlen, ausgeführt. Dieben schneidet man die Ohren ab; im Wiederholungsfalle begräbt man sie lebendig. Den zum Tode Verurteilten schneidet der Henker mit einem kleinen Messer die Kehle durch, wie einem Hammel. Dabei giebt es jedoch Zufluchtsstätten, in welche Verbrecher sich vor dem Arme der Gerechtigkeit flüchten, dort unberührt sind und von ihren Verwandten ernährt werden. Als solche Asyle dienen allein in Sinha drei Moscheen. Was die Gewerbethätigkeit der Stadt betrifft, so webt man schöne Teppiche, wobei außer den Frauen auch kleine Sklaven (Klaviz) thätig sind, die man armen Eltern auf den Türkern mit 40 Mark pro Kopf abkauft und zur Weberei abrichtet. Auffallend erschien den Reisenden das gewohnheitsmäßige Erdeessen der dortigen Frauen; jede hat ein Töpfchen mit Erde am Halse hängen, aus dem sie täglich bis 8 g verzehrt. Der Handel Sinhas ist völlig in den Händen der katholischen Chaldäer, hier Armenier genannt, und der Juden. Sie sind Wucherer und Geldwechsler. Auch alle Ärzte sind Juden.

Die französischen Reisenden blieben 25 Tage in Sinha und verließen daselbe am 14. April, um weiter nach Teheran zu ziehen. Östlich von der Stadt trafen sie auf Erdhöhlen, in denen Aussätzige ihr kümmerliches Dasein fristeten, und weiterhin auf das Dorf Knischelak, wo Tamburinklänge ihr Ohr trafen. Dort wohnen die Susmaniech, „Zigeuner unbekannten Ursprungs und unbekannter Religion“, weit und breit verachtetes Volk. Sie sind Bahrsager, die Weiber liederliche Tänzerinnen.

Über Bidschar und Hissar führte die Reise durch bekanntere Gegenden nach Teheran.

Zur Volkszählung in Ungarn.

Ein Bericht des Vorstandes des statistischen Amts von Budapest, Körösi, an den Bürgermeister bezieht sich auf die Verbreitung der Landessprachen unter den Einwohnern der Hauptstadt. Da er ein interessantes Licht auf die Ergebnisse der Zählung wirft, so seien die wichtigsten Angaben in Kürze mitgeteilt. Des Magyarischen sind im ganzen 403941 Einwohner mächtig, des Deutschen 313040, des Slowakischen 66900. Noch vor zehn Jahren hatten die deutsch verstehenden die absolute Mehrheit; heute giebt es noch 57000, die nur deutsch verstehen. Deutsch und ungarisch verstehen im ganzen 210000; deutsch und slowakisch 8100; alle drei Sprachen 36057. Von den Einwohnern, die Magyarisch als Muttersprache angaben, verstehen 170288 auch deutsch, 51,8 Proz., unter ihnen natürlich ein beträchtlicher Teil von Deutschen, die dem Druck der Umstände weichend sich als Magyaren bezeichnen. Nur 44,3 Proz. der Magyaren, 145520, verstehen nur ungarisch; 9242 = 2,8 Proz. auch slowakisch. Nur slowakisch verstehen 11000, andere 11000 Slowaken verstehen auch ungarisch; ebenso 4401 Rumänen. Von den Deutschen verstehen 47405 auch das Magyarische. Von 20000, die eine andre Landessprache als Muttersprache angegeben haben, können 15000 auch eine der drei Hauptsprachen Pests; nur 5000 können weder deutsch noch magyarisch, noch slowakisch. Die Kenntnis des Magyarischen hat in den letzten zehn Jahren um 11 Proz. zugenommen. (Das besagt sich wohl nur auf die Einwohner, die noch nicht das Magyarische als Muttersprache bezeichneten, es ist also eine ziemlich wertlose Angabe.) 70100 Einwohner sind in Österreich oder im Deutschen Reiche geboren oder dorthin zuständig, darunter gehören wohl großenteils die 57000, die nur deutsch sprechen.

Unter den Magyaren der Muttersprache nach können deutsch 78,57 Proz. der Israeliten, 64,34 der Lutheraner, 64,16 der Katholiken, 27,41 der Kalviner. Insgesamt sind mehrsprachig 70 Proz. der Israeliten, 61 der Lutheraner, 52 Proz. der Katholiken.

Der Umfang wird auf diese Zahlen nicht gerade schwören wollen; es ist ja weltbekannt, daß die Kenntnis des Magyarischen wohlgefällig bemerkt wird, und deshalb in der Zählung kaum zu kurz kommt. Wie viele aber werden die Kennt-

Digitized by Google

nis des Deutschen nicht angeben; auch wenn ihre Beherrschung des Magyarischen auf schwachen Füßen steht. Auch sonst erwecken die Zahlen manches Bedenken, besonders wenn man erwägt, mit welcher Mühe nach der Erlangung einer magyarischen Mehrheit in der Hauptstadt und im Lande gestreßt wurde. Bekanntlich hat man glücklich eine Anzahl von 8 200 000 Magyaren in Ungarn herausgerechnet, es wären 54 Proz. der gesamten Bevölkerung, aber wie entstand sie? 1880 ergab die Zählung 6 165 088 wirkliche und gemachte Magyaren, dazu wurden als Abweisende einige Hunderttausend gerechnet, so daß es 6½ Mill. wurden. Außerdem ergaben sich 817 608, die die Kenntnis des Magyarischen in die Listen eintrugen. Für 1890 werden nun zu diesen 7 342 800 hinzugerechnet 695 864, als die Hälfte des gesamten Zuwachses, weil er allerdings in den vorwiegend von Magyaren bewohnten Landesteilen, links und rechts der Theiß, am stärksten war. Ferner wird eine Vermehrung der magyarisch Verstehenden um 20 Proz. angenommen, also 163 000 nach Abrechnung von 2200 „Maklontenten und Agitatoren fremder Nationalität“, und so ergeben sich dann 8 200 000 Magyaren, die Mehrheit des Landes. Welches Vertrauen verdient eine solche amtliche Statistik, deren Oberhaupt (ein geborener Dresdener, der seinen Namen magyarisiert hat) dem Chauvinismus mit solchen Zahlen schmeichelt? Diese 54 Proz. Magyaren sind dann sofort als statistische Wahrheit verwendet worden; den murrenden Rumänen gegenüber sagt eine Flugschrift, von der ungarischen Hochschuljugend herausgegeben (1891), die Magyaren hätten sich allerdings seit 30 Jahren beinahe verdoppelt und hätten jetzt die Mehrheit, aber ohne daß die andern Nationalitäten abgenommen hätten. Die Rumänen im besonders könnten nicht über Druck klagen, da sie 3289 Schulen mit rumänischer Unterrichtssprache und 244 540 Schulkinder besäßen. Jedenfalls wird man gut thun, die Stärkeverhältnisse der Nationalitäten in Ungarn nicht einseitig nach magyarischen Angaben in Lehrbücher und Tabellen einzutragen. G. Schultheiß.

Der große Salzsee und die Eiszeit.

Die Vermutung, daß der große Salzsee, gegenwärtig eine Fläche von etwa 2170 Quadratmiles einnehmend, ehedem einen weit größeren Umfang besessen haben muß, wird sich jedem aufdrängen, der die topographischen Verhältnisse der Umgebung des Sees ins Auge faßt. Besonders charakteristisch sind die Konturen am westlichen Gehänge der Wahsatch-Berge, wo mindestens 100 m über der Stadt eine scharf abgesetzte Terrasse auffällt, welche, am Gehänge hinlaufend, eine alte Uferlinie anzeigt. Gemäß dieser Ufermarke muß der See früher zu Zeiten seines höchsten Standes eine Tiefe von 319 m und einen Umfang von 19 750 Quadratmiles besessen haben, während gegenwärtig die größte Tiefe nur 15 m beträgt; es übertraf sonach dieser alte, von den Geologen als Lake Bonneville bezeichnete See den Tiefe um das Fünffache, an Volum um das Zwanzigfache. Wo dieser See seinen Abfluß gehabt und welche Umstände denselben veranlaßten, wußte man bisher nicht. Die jüngst von K. Gilbert veröffentlichten, im Auftrage der Geological Survey U. St. ausgeführten Untersuchungen haben diese Fragen beantwortet. Der Paß, durch welchen die Entleerung erfolgte, ist der am nördlichen Rande liegende Red Rock, in der Nähe der Utah und Northern Railroad und des Marsh Creek; sie ging in das Thal des gegenwärtig ganz unbedeutenden Port Neuf River, eines linkseitigen Zuflusses des Snake River. Zu Beginn der Diluvialzeit wurde am Red Rock-Passe von dem Marsh Creek ein gewaltiger, etwa 110 m mächtiger Schuttkegel aufgeschüttet. Die Vermehrung der Niederschläge während der Eiszeit und die Verminderung der Verdunstung in dem Great Salt Lake-Bassin füllten dieses mit Wasser, dessen Abfluß nach Norden aber durch den erwähnten Schuttkegel verhindert wurde. Das Wasser stante sich allmählich bis zu einer Höhe von 300 m auf, blieb auf diesem Niveau längere Zeit stationär und schuf die noch gegenwärtig gut zu verfolgende höhere Terrasse. Dann erfolgte die Durchschneidung des Schuttkegels, die, einmal begonnen, jedenfalls katastrophenartig sich vollzog und einen gewaltigen Schuttstrom thalabwärts führte. Dieser gelangte erst bei der Einmündung in das breite Snake River-Thal zur Ruhe und Ablagerung.

Nachdem der Schuttriegel entfernt war, blieb der See wieder längere Zeit bis zum Niveau der Red Rock-Paßhöhe gespannt und bildete die zweite 190 m hoch gelegene Uferlinie. Das in diesem Stadium vom See eingenommene Areal betrug noch immer 13 000 Quadratmeilen. Der einmal geschaffene Abfluß grub sich dann aber allmählich in den das Liegende des durchschnittenen Schuttkegels bildenden harten Kalkstein ein. Diese fortschreitend sich vertiefende Drainage, sowie das Aufhören der Eiszeit, damit die Verminderung der Niederschläge und Erhöhung der Verdunstung wurden die Ursachen, den Salt Lake auf sein gegenwärtig niedrigres Niveau herabzudrücken. (The Nation; 5. Nov. 1891.) Sr.

Bradshaws Expedition im nördlichen Westaustralien.

Selbst in unsern besseren Atlanten zeigen die Karten des nördlichsten Teiles der Kolonie Westaustralien, wo dieselbe an das Timor-Meer angrenzt, einen weißen Fleck im Innern. Derselbe ist jetzt im Norden der Route von Forrest (1879) einigermaßen ausgefüllt worden durch Joseph Bradshaw, welcher das Land (politisch zum County Kimberley gerechnet) mit Rücksicht auf seine Fruchtbarkeit untersuchen sollte. Wie aus einem Berichte an das Scottish Geographical Magazine, Januar 1892, hervorgeht, landete Bradshaw mit seinem Begleiter Allen am 9. März 1891 zu Wyndham, einem Orte am Cambridge-Golf, welcher von Norden her in das Land tief einschneidet. Sie fanden die Niederlassung durch einen Cyclon völlig zerstört, kreuzten den King River, umgingen den im Süden des Golfes gelegenen Berg Cockburn, trafen ziemlich viel Eingeborene und kamen zu den Flüssen Forest und Drysdale, von denen der erstere 100 Yards breit und ziemlich tief ist. Wasser fehlt also hier nicht, doch fließt es durch armes Land. Westlich vom Drysdale führte der Weg durch gutes Grasland mit Waldern von Bluthols, Cypressen und gelegentlich Banksinien, in welchen Kängerus und Emus häufig waren. Nach 18tägiger Reise gelangte man zu einer niedrigen Porphyrkette, die durch eine Schlucht passiert wurde, worauf man reichen Lehmboden mit gutem Gras traf; drei Tage lang marschierte man durch dasselbe bis zu einem nach NW fließenden Bach, dem man bis zu einer tiefen Schlucht folgte, die im Sandstein liegt. Nur mit großer Mühe vermochte man das jähe Sandsteingebirge zu überwinden, jenseits dessen man auf einen Quellarm des Prince Regentflusses traf, welcher in die Brunswickbucht unter 125° östl. L. mündet. Zu beiden Seiten desselben dehnt sich fruchtbares, mit Basaltblöcken bedecktes Land aus. Bisher war die Richtung im allgemeinen westlich gewesen und die Nordspitze von Westaustralien ziemlich durchquert. Die Forscher ritten nun nach Südwesten und trafen dort auf einer großen Sandsteinplatte einen heiligen Steinkreis der Eingeborenen und weiterhin einen 500 m hohen Berg, von dem aus sie eine gute Umschau hatten. Dann wandten sie sich wieder am Quellfluß des Prince Regent nach Norden, wo eine mächtige Sandsteinschranke ihren Weg versperrte. Ehe der Fluß hier in die Schluchten des Sandsteins eintritt, ist er breit mit schnellem Laufe und sehr wasserreich. Auch dieses Sandsteingebirge

Digitized by Google

wurde überwunden und man gelangte in ein Thal, das mit einem über meterhohen Sandsteinwall künstlich geschlossen war. Man bestimmte hier die Breite zu 15° 50′ und schätzte die östliche Länge zu 125° 40′. Porphyr- und Sandsteinketten, von WS nach SO verlaufend, wurden nun oft überschritten, und um diesen mühevollen Übergängen auszuweichen, entschlossen sich die Reisenden, den Windungen des hier durch reiches Alluvium ziehenden Flusses zu folgen. Über 8 km vor seiner Vereinigung mit dem Prince Regent trat der Fluß wieder in eine Schlucht, welche nach den hier zahlreichen Schwarzen Nigger Gorge benannt wurde; sie ist $1^1/_2$ km lang und von 120 m hohen Felswänden eingeschlossen. Am Zusammenflusse des Prince Regent mit dem entdeckten Quellarm ist der erstere 65 Yards breit und ziemlich tief. Bradshaw folgte ihm noch fünf Tage lang, bis eine Schlucht ihn am weiteren Vordringen hinderte. Die Felsen hier zeigten viele Höhlen mit Malereien der Eingeborenen; die Menschendarstellungen hatten Adlernasen. Der Prince Regentfluß bildet für eine Strecke von über 80 km eine scharfe Scheide für den Basalt in seinem Osten und den Sandstein in seinem Westen. Der erstere ist dünn bewaldet und meist mit Gras bedeckt, während der letztere nur Spinifex und schwarzes Gras besitzt. Eine nach Gleneig (südwestlich) ausgesandte Recognoscierung fand keine Änderung im Charakter des Landes. Nach dem Roes River zu (nördlich vom Prince Regent) fand man ausgedehntes basaltisches Tafelland mit breiten Bächen, die in den Prince Regent münden. Dort besteht der Wald aus weißen Gummibäumen, Bauhinien und Buchenholz. Bradshaw kehrte zum Cambridge-Golf zurück.

Das friesische Sprachgebiet in Oldenburg.

Die einst im nordwestlichen Winkel Deutschlands weit verbreitete friesische Sprache ist heute bis auf zwei Sprachinseln zusammengeschrumpft, jene von Wangeroge und des Saterlandes. Daß wir heute ganz genau über dieselben unterrichtet sind, genau die noch friesisch sprechenden Menschen Oldenburgs nach Kopfzahl, Alter und Wohnsitz kennen, ist das Verdienst der von Dr. Paul Kollmann geleiteten Volkszählung im Großherzogtum vom 1. Dezember 1890. Über die Ergebnisse, soweit sie die friesisch sprechenden Einwohner betrifft, berichtet derselbe in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (I, 377) sehr ausführlich.

Die wangerogische Mundart des Friesischen ist im raschen Aussterben begriffen. Sie beschränkt sich auf die in der Zerstörung begriffene Insel Wangeroge und auf die Auswanderer von derselben, die bei Varel auf dem Festlande sich angesiedelt. Während Wangeroge schon früher stark unter den Fluten zu leiden hatte, wurde Weihnachten 1854 und am Neujahrstage 1855 das auf der Westseite liegende Dorf von den Wogen verwüstet; eine große Anzahl der Einwohner verließ die Insel und gründete die Kolonie Neu-Wangeroge bei Varel. Wangeroge selbst, welches 1855 noch 342 Köpfe zählte, war 1864 auf 82 Köpfe zusammengeschrumpft. Erst mit der Errichtung einer neuen Badeanstalt in geschützter Lage im Osten hob sich die Bevölkerung wieder, bis sie 1890 auf 221 Köpfe gestiegen war; diese Vermehrung, durch einwandernde Plattdeutsche, kam aber nicht der friesischen Sprache zugute. Auch Neu-Wangeroge hat sich nicht besonders entwickelt; es zählte 1861 bereits 132 Seelen, war aber 1890 auf 85 zurückgegangen. Die alten aus der Heimat mitgebrachten Sitten gingen unter und der Verkehr mit dem nahen Varel gab der plattdeutschen Sprache die Oberhand. Die statistischen Erhebungen zeigen uns, daß von den 221 Bewohnern Wangeroges 1890 nur noch zwölf das Friesische als häusliche Umgangssprache benutzten, 174 reden platt- und 35 hochdeutsch. In Neu-Wangeroge reden von 85 Bewohnern 20 friesisch, 65 platt- und hochdeutsch. Aber fast nur Erwachsene reden friesisch; auf der Insel befindet sich nur ein einziger, noch nicht 15 jähriger Knabe, in der festländischen Kolonie kein einziger junger Mensch, der friesisch redet. Damit ist aber das Schicksal des wangerogischen Friesisch besiegelt.

Weit besser steht es in dieser Beziehung im Saterlande oder Sagterlande aus, das zu dem oldenburgischen Amte Friesoythe gehört und im Bereiche der schwer zugänglichen Hochmoore liegt. Auf einem hünenartigen Sandrücken innerhalb des Moores liegen die friesischen Dörfer, zu denen erst im Beginn des Jahrhunderts die ersten Straßen gebaut wurden; bis dahin war die Verbindung mit der Außenwelt nur zu Wasser, auf der Saterems, möglich. Die ursprünglichen Gemeinden des Landes sind die Kirchspiele Strucklingen, Ramsloh und Scharrel, zu dem die teilweise später entstandenen Dörfer Utende, Bollingen, Bockelesch, Hollen und Neuscharrel gehören. Hier hat sich noch, wie in der Sprache, in Sitte und Tracht, viel Altes erhalten, wiewohl plattdeutsche Sprache und Art auch diese Friesen benagen. Die altfriesischen Namen werden seltener, wiewohl erst dem Zwange weichend, seit 1826 feste Familiennamen allgemein wurden. Das nur 146 qkm große Ländchen zählt 3372 Katholiken und 843 Protestanten — letztere eingewanderte Moorkolonisten. Die Zählung von 1890 ergab in Bezug auf die Sprache, daß von den 4215 Bewohnern des Saterlandes 2471 friesisch, 1788 platt- und 23 hochdeutsch als Familiensprache redeten. Also dreifünftel (58,4 Proz.) der Saterländer sind noch Friesen. Doch verteilen sich diese ungleich; wo fremde Einwanderer auftreten, beginnt das Plattdeutsche um sich zu greifen. Doch reden in der Gemeinde Scharrel noch 87,4 Proz., in der Gemeinde Ramsloh noch 89,2 Proz. friesisch und hier wird auch die Sprache auf die Kinder vererbt. In Strücklingen sinkt das Friesische auf 45,2 Proz., in Neu-Scharrel gar auf 12,7 Proz.

Ausgrabungen in Mâdeba (Ostjordanland).

Der amerikanische Archäolog J. P. Peters verließ im August vorigen Jahres Jericho, um Untersuchungen in einigen Ruinenstätten des Ostjordanlandes anzustellen. Dabei gelangte er auch über Hesbân nach Mâdeba, dem alten Medba der Moabiter (Josua 13, 9, 16), wo nach Tristram (Land of Moab) sich die Überreste eines römischen Tempels befinden sollen und das durch die von dort stammenden, in das Berliner Museum übergegangenen moabitischen Fälschungen übel berüchtigt ist. Der Ort birgt noch viele unerforschte Altertümer, von denen manches neuerdings bei Ausgrabungen zu Tage gefördert worden ist, die allerdings nicht von Männern der Wissenschaft, sondern zu praktischen Zwecken von den dortigen Einwohnern vorgenommen worden sind.

Peters berichtet darüber (in The Nation, New York, 26. Nov. 1891) wie folgt: Infolge einer Blutfehde zwischen den Mohammedanern und den Christen von Kerak (östlich vom Südende des Toten Meeres) wurde eine große Anzahl der Christen, die in Gefahr standen, gänzlich von ihren Blutfeinden ausgerottet zu werden, nach Mâdeba übergesiedelt, wo sie sich bald zu Herren des Ortes und seiner Ruinen machten und häuslich einzurichten begannen. Zunächst ließen sie sich in den Höhlen in der Nähe nieder, die nach der Überlieferung dem Apostel Paulus zum Aufenthalt dienten, als er in der Wildnis lebte. Dann nahmen sie die Ruinen ein und errichteten dort ihre Hütten, da ihnen die gut erhaltenen Wölbungen der Grundbauten hierzu besonders geeignet schienen. Bei den Ausgrabungen, die infolgedessen stattfanden und die allerdings bloß oberflächlicher Art waren, ist doch viel Belang-

Digitized by Google

reiches zu Tage gefördert worden, wie sich Peters durch den Augenschein überzeugen konnte. Er erkannte, daß unzweifelhaft die jüngste Stadt Mädebas byzantinischen Ursprungs war. Eine dort gefundene griechische Inschrift gehört dem 6. Jahrhundert nach Christus an, einer Zeit, in welcher das Land Moab sich einer großen Blüte erfreute. Die Einfälle von Chosroes und später der Mohammedaner zerstörten aber diese Blüte und verursachten den heutigen traurigen Verfall. Mädeba war sicher eine bedeutende Stadt, denn nicht weniger als fünf Kirchen sind dort entdeckt worden, und Peters ist auch geneigt, den römischen Tempel Tristrams für eine christliche Kirche anzusehen. Im Nordwesten der Ruinen wurde ein Mosaikfußboden aufgedeckt, der aber leider zerstört ist. Ein andrer, gleichfalls erst jetzt entdeckter, ist dagegen gut erhalten und wurde, als Peters ihn sah, von dem Eigentümer durch eine Überdachung geschützt. Dieser schöne Boden gehörte augenscheinlich einem Bade an. Die Mitte zeigte aus sehr kleinen Steinen gebildet ein schönes Haupt, umgeben von Tieren und Bäumen. Von einem dritten Mosaikboden sind zwei Tiger erhalten.

Aus allen Erdteilen.

— P. August Wilhelm Schynse, der verdiente katholische Missionar und eifrige Erforscher Afrikas ist nach einem Berichte der Köln. Volkszeitung in Bukumbi, am Südufer des Viktoriasees, gestorben. Er war geboren am 21. Juni 1857 zu Wallhausen bei Kreuznach, ward 1880 zum Priester geweiht und trat 1882, „einen Jugendtraum verwirklichend", unter die „weißen Väter" des Kardinals Lavigerie, um sich der afrikanischen Mission zu widmen. Im Jahre 1885 trat er seine erste Reise nach dem Congo an, wo er die Station Bungana nicht fern von der Kassaimündung gründete. Seine Erfahrungen und Forschungen daselbst unter den Bajansi sind in dem von K. Hespers herausgegebenen Buche „Zwei Jahre am Congo" (Köln 1886) niedergelegt. Nachdem er eine Zeitlang in Algier sich der Erziehung von Missionaren gewidmet, begab er sich 1888 nach Ostafrika, nach der Station Kipalapala und von da, veranlaßt durch den Aufstand der Araber, nach Bukumbi. Hier traf er im August 1889 mit dem aus dem Inneren zurückkehrenden Stanley und Emin Pascha zusammen, deren Marsch nach Bagamoyo er teilweise mitmachte. Seine Schrift: „Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika", herausgegeben von K. Hespers (Köln 1890), zog ihm den Haß des ersteren zu, der in seiner bekannten unanständigen Art über P. Schynse sich auslieβ. Mit Emin Pascha (vergl. in diesem Bande S. 27) zog er im April 1890 wieder nach Bukumbi, von wo aus er eine unsre Kenntnisse des südwestlichen Viktoria Nyanza wesentlich erweiternde Aufnahme machte. (Petermanns Mitteilungen, 1891, mit Karte 1 : 1 250 000.) Von dieser Reise, Frühjahr 1891, kehrte er leidend zurück, wie sein letzter Brief vom 24. Oktober bezeugte. Schynse ist stets in erster Linie ein eifriger Glaubensbote gewesen, aber dabei war er ein vielseitig gebildeter Mann, dem die Geographie zu Danke verpflichtet bleibt.

— Die Franzosen im Westsudan. Unsre Nachrichten über die Niederlage des Sultans Achmadu von Sego-Sikorro (Globus, Bd. LX, S. 203) erfahren jetzt durch die Mitteilungen des Leutnants Marchand einige nicht unwesentliche Ergänzungen. Der genannte Offizier hatte die Aufgabe, mit einer Schar eingeborener Hilfstruppen dem bei Jnri geschlagenen Achmadu den Rückzug abzuschneiden. Vor allem sollte er verhindern, daß der Sultan nach Süden zu Samory oder nach Osten in das Reich Massina durchbräche. Marchand erkundete nun zunächst die Landschaft Bakhunu, welche er gänzlich von den Dounconleurs verwüstet fand; die Einwohner waren meistens getödtet und die Brunnen ausgetrocknet. Durch Eilboten über Archinards Erfolge unterrichtet, rückte Marchand weiter östlich auf Sokolo oder Suala — arabisch Kala — in Karuma zu. Die Stadt wurde 1880 von Dr. Lenz besucht und sah 1887 die Mitglieder der französischen Forschungsmission Dr. Tautain-Quiquandon in ihren Mauern. Kapitän Quiquandon bestimmte die Lage des Ortes mit ziemlicher Sicherheit (s. Bullet. d. Etudes colon. et marit. 1887, p. 247 ff.) zu 14° 48′ 30″ nördl. Br. und 6° 26′ 21″ westl. L. v. Greenw. gegen 15° nördl. Br. und 5° 9′ 30″ westl. L. v. Greenw., welche Lenz für den Platz angesetzt hatte. — In der That nahm Achmadu mit Verlust aller seiner Pferde, seiner Herden und Schätze und dem größten Teil seiner „Sofas" oder Krieger den Weg auf Massina; allein durch die Zwischenträgerei ihm seit langem befreundeter maurischer Stämme wurde er vor dem Hinterhalte gewarnt und entwich nach Nordosten in die durstenden Wüstengebiete, wohin ihm nur eine besonders zu diesem Zweck ausgerüstete Expedition hätte folgen können. Schon in Bakhunu und Wagadu ist das Trinkwasser ebenso spärlich wie ungelaubt; ja einzelne Brunnen werden geradezu als giftig bezeichnet, und Dr. Tautain und Quiquandon haben die Wahrheit dieser Behauptung durch den Tod eines Maultieres und zweier Esel, die von dem verdächtigen Wasser getrunken hatten, zu ihrem Schaden erfahren müssen. H. S.

— Französisch-Guinea (Guinée française) ist forlan die amtliche Benennung für die in drei getrennten Stücken liegenden französischen Besitzungen in Westafrika zwischen dem portugiesischen Guinea und der britischen Kolonie Lagos. Diese drei Teile sind: 1) das eigentliche französische Guinea, jetzt Rivières du Sud genannt, von 11° nördl. Br. bei Rio Compony bis zur Grenze von Britisch Sierra Leone am Rio Scarcies; 2) die Niederlassungen an der Elfenbeinküste, von Frankreich die Strecke vom Kap Palmas (Cavally) bis zur britischen Goldküste bei Newton unter 3° westl. L. v. Gr. beanspruchte und 3) die Etablissements du golfe de Bénin an der Küste von Dahomeh mit Groß-Popo und Porto Novo. Jede Gruppe mit Zubehör hat eigene Verwaltung und Finanzen. Die Abgrenzung der ersten Abteilung gegen Sierra Leone ist zwischen England und Frankreich im Gange, ebenso jene zwischen beiden Mächten zwischen den beiderseitigen Besitzungen an der Elfenbein- und Goldküste (vergleiche oben S. 79).

— Der Mount St. Elias in Alaska ist nach den neuesten Forschungen wieder als höchster Berg Nordamerikas anzusehen. Im Jahre 1874 wurde die Höhe des Berges von Dall zu 5900 m bestimmt, 1890 von Russell und Kerr zu 4700 m. Nach beiden Messungen zeigte aber auch die Ortslage des Berges nach Länge und Breite große Verschiedenheit. Deshalb wurde 1891 eine neue Expedition von der nationalen geographischen Gesellschaft und der geologischen Aufnahme der Vereinigten Staaten ausgerüstet und unter die Leitung des Prof. Russell gestellt (vergl. Globus, Bd. LX, S. 302). Nach einem Besteigungsversuch wurde

Digitized by Google

von der Küste aus eine Winkelmessung angestellt, die über Lage und Höhe des Berges das bis heute genaueste Ergebnis geliefert hat. Danach hat der Mount St. Elias folgende Lage: 60° 17′ 51″ nördl. Br. und 140° 55′ 30″ westl. L., die Höhe wurde zu 5520 m berechnet. Dem Mount Wrangell, der dem Mount St. Elias eine Zeitlang den Rang streitig machte, ist jetzt nur eine Höhe von 5300 m zu geben. (Petermanns Mitteilungen.)

— Falbs kritische Tage, an deren Richtigkeit noch immer so viele Menschen glauben, sind von Prof. J. M. Perner in Innsbruck einer gründlichen Kritik unterzogen worden (Himmel und Erde, 4. Jahrgang, Heft 1 bis 4), die allerdings geradezu vernichtend ausgefallen ist. Der Mangel aller Logik bei Falb wird dargethan, doch müssen wir auf die schlagende Beweisführung Perners hier selbst verweisen. Herr Falb hat es in ethnographischen Dingen, um die er sich auch bekümmerte, nicht besser gemacht und wer seine Leistungen auf diesem Gebiete kannte, mußte schon von vornherein seine kritischen Tage mit Mißtrauen betrachten. Sein Buch „Über das Land der Inka“ wurde mit Recht von Prof. Gustav Meyer in Graz „als ein Makel für die deutsche Wissenschaft, unter deren Flagge es in die Welt geht“, als „eine wüste Orgie des bodenlosesten Dilettantismus“ bezeichnet, und dieser Ansicht sind alle zuständigen Amerikanisten. A.

— Hermann Frischbier, hochverdient um die Erforschung der Volkskunde und die Mundart Ostpreußens, starb in seiner Vaterstadt Königsberg am 8. Dezember 1891 als Rector a. D. Geboren am 10. Januar 1823 widmete er sich dem Lehrerstande, war eine Zeitlang im Ermlande thätig, von 1853 an aber bis zu seinem Tode in Königsberg. Abgesehen von vielen Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften verfaßte er folgende selbständige Werke: Preußische Sprichwörter und volkstümliche Redensarten (Königsberg 1864), Preußische Volksreime und Volksspiele (Berlin 1867), Herenspruch und Zauberbann (Berlin 1870), Preußische Sprichwörter, zweite Sammlung (Berlin 1876), Preußische Volkslieder in plattdeutscher Mundart (Berlin 1877) und endlich sein Hauptwerk Preußisches Wörterbuch (2 Bde., Berlin 1882). Sein Nachlaß wird, wie der „Arquell“ meldet, von Sembrzycki herausgegeben.

— Einwohnerzahl Birmas. Gegenüber den vorläufigen Ergebnissen (Globus, Bd. LIX, S. 288) liegen jetzt neuere Ziffern für die Zählung von 1890 vor. Birma ohne die Schanstaaten zählt 7750000 Einwohner; die Schanstaaten haben nur 376000 Einwohner, so daß sich eine Gesamtsumme von 8126000 Einwohnern ergiebt. Durchschnittliche Dichtigkeit der Bevölkerung auf die Squaremile beträgt 45. Ob die Bevölkerung im Wachsen begriffen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, da es sich um den ersten Zensus von Birma handelt. In Unterbirma, welches schon längere Zeit unter britischer Herrschaft steht, läßt sich ein bedeutendes Anwachsen (um 25 Proz. im letzten Jahrzehnt) feststellen. Oberbirma zählt 3000000, Unterbirma 4750000 Einwohner. Mandalay mit 188000 Einwohnern ist noch immer die größte Stadt, wird aber bald von Rangun, das 180000 zählt, überholt sein.

— Frederick Drew, der um die Kenntnis Kaschmirs hochverdiente englische Geologe, starb am 28. Oktober 1891 zu Eton, wo er Professor war. Geboren am 11. August 1836 zu Southampton widmete er sich dem Bergfache und trat 1855 bei der geologischen Landesaufnahme Englands ein. Im Jahre 1862 berief ihn der Maharadschah nach Kaschmir in seine Staaten, um deren Mineralschätze aufzuschließen. Während eines zehnjährigen Aufenthalts daselbst gelangte er zu solchem Ansehen, daß ihn der Fürst zum Gouverneur von Ladak ernannte. In dieser Stellung hatte er natürlich Gelegenheit, Land und Leute genau kennen zu lernen. Die reife Frucht seiner geographischen und ethnographischen Forschungen ist das Werk The Jammoo and Kaschmir Territories (London 1875). Beiträge zur Geologie und physikalischen Geographie des oberen Indus und Zentralasiens lieferte er an die geologische Gesellschaft. Wegen geschwächter Gesundheit kehrte Drew 1872 nach England zurück, wo er bis an sein Lebensende als Lehrer in Eton thätig war.

— Beilchen aus schlesischem Nephrit. Eine sehr wichtige Entdeckung ist von Herrn Dr. O. Shoetensack gemacht worden, welche den Anfang einer Erkenntnis über die Herkunft unsrer Nephritbeile bildet. Den asiatischen Ursprung aller hat der Mineralog Fischer mit Übereifer vertreten, bis A. B. Meyer u. a. darauf hinwiesen, daß der Urstoff zu diesen Beilen in Europa gesucht werden müsse. Ein aus der Gegend von Ohlau in Schlesien stammendes, wahrscheinlich beim Pflügen gefundenes, nur 10 cm langes Beilchen von hellgrasgrüner Farbe, zur Zeit im römisch-germanischen Museum in Mainz, wurde von Dr. Shoetensack genau nach spezifischem Gewicht, mikroskopischer Beschaffenheit und chemischer Zusammensetzung untersucht, und es ergab sich, daß es sich um unzweifelhaft echten schlesischen, zum Teil in Serpentin umgewandelten Nephrit handelt, wie derselbe von Dr. Traube bei Jordansmühl in Schlesien anstehend aufgefunden worden ist. Dieses Ohlauer Beil ist das einzige in Europa gefundene Nephritartefakt, von dem wir die Herkunft des Materials bestimmt nachweisen können. (Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 18. Juli 1891.)

— Vergnügungsreisen nach Westgrönland empfiehlt Prof. Angelo Heilprin als etwas wenig Anstrengendes, Gefahrloses und im Gegensatz zu den überfüllten und ausgetretenen Pfaden in andern Gegenden. Ohne Mühe könne man in Westgrönland Ende Juli und durch den ganzen August bis hinauf zu 75° nördl. Br. reisen, weil dann die Küste eisfrei sei. Großartige Szenerieen, Fjorde, Eskimos — alles das sei leicht zugänglich; Gletscher und Eisberge in Größe und Ausdehnung wie sonst nirgends. In jenen Sommermonaten herrsche eine angenehme Temperatur und selbst bis zur Mitternacht sinke nachts die Temperatur nur wenig unter Null. Bei Disco sei es nicht nötig, einen Überzieher zu tragen, man könne in jener Zeit ruhig seinen Pelz zu Hause lassen. Freilich die Verbindung sei noch etwas umständlich; wenn nicht ein Maler zu benuten sei, müsse man schon mit den Dampfern von Kopenhagen fahren, welche Godhavn, Christianshaab und Upernavik anlaufen. Er erinnert daran, wie der Verkehr nach dem Nordkap, das jetzt Tausende besuchen, sich erst allmählich entwickelt hat, glaubt aber, daß auch in nicht zu ferner Zeit regelmäßig Touristendampfer nach Westgrönland fahren werden.

— Inschriften aus Kambodscha. Die Nationalbibliothek in Paris besitzt ein große Zahl von Abdrücken kambodschianischer Inschriften, welche der französische Reisende Aymonier während seines Aufenthaltes im Lande gesammelt hat. Diese Inschriften, meist von sehr ungleichem Alter, sind teils in Sanskrit, teils im alten Khmer-Idiom abgefaßt; doch kommen auch mehrere zweisprachige vor, und namentlich enthalten die Khmer-Inschriften immer etliche Sanskritwörter, da diese Texte „pour la lecture ou l'interprétation“ der reinen Sanskrittafeln dienen sollen. Die Inschriften entstammen den verschiedensten Orten; in Ampil-Rolôun fand sich eine Königsliste in Sanskrit, in Angkor-

Digitized by Google

Bat ein Khmer-Text aus dem 16. Jahrhundert n. Chr., und nicht weit davon wurden ganz moderne Tafeln (aus 1843 z. B.) entdeckt. Dann kamen bei Dwarteteg (Stung) Inschriften aus den Jahren 890 bis 897, bei Phnom-Schisaur solche aus dem Jahre 1017 und an andern Plätzen noch mehrere aus diesem Zeitraume zu Gesicht, so daß die ganze, gegen 330 Nummern zählende Sammlung sicherlich manche Aufschlüsse über die wechselvolle Vergangenheit der indochinesischen Halbinsel liefern wird. (Bulletin d. l. Société Indo-Chinoise de France, Paris 1890.)

H. S.

— In Deutsch-Ostafrika ist eine Postverbindung von der Küste nach dem Innern eingerichtet worden, welche von Bagamoyo nach der Station Bukoba am Westufer des Victoria Nyanza führt. Die Zwischenstationen sind Mpwapwa und Tabora. Die Träger, fünf an der Zahl, unter einem Führer gehen monatlich einmal ab, tragen Gepäckstücke von nur 35 Pfund Schwere, legen elf Stunden täglich zurück und sollen in 100 Tagen von der Küste bis Bukoba gelangen.

— Die Wasserwerke der Römer in Nordafrika sind der Gegenstand eines besondern Studiums von Beulé de la Blanchère geworden, welcher darüber im Dezember 1891 der Académie des Inscriptions in Paris Bericht erstattete. Nordafrika war zur Römerzeit fruchtbarer und dichter bevölkert als heute, was nur der sorgfältigen Bewässerung zuzuschreiben ist. Wasser selbst ist genügend vorhanden, es kommt nur darauf an, es zu sammeln und richtig zu verteilen, zumal der Regenfall sich nur auf eine kurze Zeit im Jahre erstreckt. Die Römer hatten zu diesem Zwecke ihre nordafrikanischen Provinzen mit einem System von Wasserwerken überzogen, die heute noch unser Staunen erregen und die de la Blanchère zehn Jahre lang studiert hat. Sie sammelten allen fallenden Regen und verteilten den angehäuften Vorrat nach ganz bestimmter Methode. Selbst in ganz kleinen Schluchten hatten sie Dämme und Deiche errichtet und am Eingange der größeren Thäler befand sich ein System von Werken, welches bei langsamem Wasserabfluß eine regelmäßige Bewässerung ermöglichte. Als typisch für dieses System schilderte de la Blanchère Enfida, eine Landschaft an den Grenzen von Zeugitana und Byzacium im heutigen Tunesien. Die Spuren der alten Bewässerungswerke vermochte er fast durch ganz Numidien und Mauretanien, also von Tunis bis Marokko, nachzuweisen. Im dritten Jahrhundert blühte der Ackerbau dort infolge der guten Bewässerung in außerordentlicher Weise. Aber die folgenden Kriege, der Einbruch der Araber und die Entwaldung der Berge machten diesem Zustande ein Ende.

— Die niederdeutsche (flamische) Sprachgrenze in Frankreich. — Die Annales du Comité Flamand de France pour l'an 1891 bringen eine sehr beachtenswerte Arbeit von D. Carnel, Le dialecte flamand de France. Etude phonétique et morphologique de ce dialecte tel qu'il est parlé spécialement a Bailleul et ses environs. Der Titel zeigt genugsam den Inhalt dieser Abhandlung an. Sie ist auch besonders bei Bouillon in Paris erschienen, und bietet den niederdeutschen Sprachforschern sehr viel Belangreiches dar.

Der Abhandlung ist eine Karte beigefügt von dem Gebiete der flamischen Mundart, die in der Stadt Belle (französisch Bailleul), im Département du Nord, herrscht und die sich auch über die umliegenden Dörfer erstreckt. Aus dieser Karte, sowie aus der Abhandlung selber erhellt, daß die Grenze zwischen dem niederdeutschen (flamischen) und französischen Sprachgebiete in Frankreich sich nicht geändert hat, seit E. De Coussemaker 1857 sein Werk Délimitation du Flamand et du Français dans le Nord de la France veröffentlichte. „Rien n'y est changé depuis", schreibt Carnel. Diese erfreuliche Thatsache ist um so merkwürdiger, als das Flamische nur noch als Volkssprache an dieser äußersten Westmark des niederdeutschen Sprachgebietes lebt, höchstens noch auf den Dörfern und in den kleinen Städtchen, abwechselnd mit dem Französischen, auch als Kirchensprache, wo es gegenüber dem herrschenden Französisch einen sehr schweren Stand hat.

Haarlem. Johann Winkler.

— Über das im Fortschreiten begriffene Sektenwesen in den Vereinigten Staaten giebt ein im Ministerium des Innern verfaßter Censusbericht von Dr. H. K. Carroll Auskunft. Wir sehen da, daß es neben den weißen auch farbige Methodisten giebt. Die Mennoniten haben zugenommen, zersplittern sich aber wieder in 12 Zweige. Ebenso die Dunkards, Tunker oder Brüder, die schon 1719 in Amerika auftraten; die Templer (Hoffmannianer) aus Württemberg, die Independent Church of Christ, die „reorganisierte Kirche der Heiligen des jüngsten Tages" oder die nicht polygamen Mormonen, dann zahlreiche kommunistische, auf religiöser Grundlage gegründete Sekten werden nach Zahl, Geschichte und Besitz behandelt. Die Kommunistengesellschaft „Neu-Icaria" hat nur 21 Mitglieder, die „Altruisten" zählen deren 25. Kommunistische Sekten sind noch die Amana, eine Methodistengemeinde, die Harmonisten und Separatisten. Im ganzen zählen die schlechte Geschäfte machenden kommunistischen Sekten in den Vereinigten Staaten 4176 Mitglieder. Ihr gemeinsames Eigentum wird auf 69 300 Dollars angegeben.

— Zur Vergletscherung Kanadas. Eine in den letzten beiden Sommern von J. B. Tyrrell, Mitglied der Canadian Geological Survey, durchgeführte genauere Erforschung der Umgebung der Seen Winnepeg, Winnipegosis und Manitoba brachte wichtige Beiträge für die Glacialgeologie dieses Gebietes. Die genauere Verfolgung der hier viel verbreiteten Gletscherschrammen auf anstehendem Fels führte auf die Spur eines großen eiszeitlichen Gletschers, der mit südsüdöstlicher Bewegung über die sumpfige Ebene von Manitoba, vielleicht von dem großen Laurentischen Gletscher abzweigend, dem Red River-Thale entlang mit verschiedenen Verzweigungen südlich bis in den Staat Iowa vorgedrungen sein muß und demnach eine Länge von etwa 1400 km besaß. Hinsichtlich der Moränen stellte sich heraus, daß im nördlichen Manitoba die höchst gelegenen anzutreffen seien, es sind jene, welche die Gipfel der Duck und Riding Mountains krönen und 760 bis 820 m über dem Meeresspiegel oder 550 bis 600 m über dem Spiegel des Winnepeg-Sees liegen. (Nature, 3. December 1891.)

— Der Ort Kürnbach, eine Enklave im badischen Amte Bretten bildend, ist ein badisch-hessisches Kondominat, in welchem die Zuständigkeit der Behörden wenig geordnet war. Zwischen den beteiligten Staaten Baden und Hessen ist aus diesem Grunde eine Übereinkunft abgeschlossen worden, die nach dem badischen Staatsanzeiger vom 1. Januar 1892 in Kraft getreten ist. Danach sind die Kirche, das Rathaus und das Schulhaus in Standesamtssachen dem badischen Standesamte, die Straßen, die öffentlichen Wege, die Gemarkung, soweit dieselbe gemeinschaftlich ist, und die Kondominatswaldungen dem hessischen Standesamte zugewiesen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 9.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Die Altertumsforschung in Bosnien-Herzegowina.

Von Dr. Moriz Hoernes[1]).

I.

Um zunächst die Aufgaben der Altertumsforschung in einem Lande wie Bosnien-Herzegowina zu begreifen, ist es nötig, einen Blick auf die geographische und ethnographisch-historische Grundlage zu werfen, auf welcher die Denkmäler dieses Forschungsgebietes erwachsen sind. Bosnien-Herzegowina nimmt, von dem kroatisch-dalmatinischen Küstensaume abgesehen, den äußersten Nordwesten der Balkanhalbinsel ein. Diese Lage sagt uns schon, daß das Land — nachdem es vielleicht in einer prähistorischen Epoche wichtige Vorgänge erlebt hat — durch lange geschichtliche Zeiträume hindurch, andern Teilen der Halbinsel gegenüber, im tiefsten Schatten stehen mußte. Es ist gleichsam der vorherrschend barbarische Pol an der Achse, deren andern Pol Griechenland bildet. Es ist der feststehende Pfeiler, während Hellas den schwankenden Flügel einnimmt. Erst mit dem Beginne der römischen Kaiserzeit entwickeln sich die ersten Spuren einer weltgeschichtlichen Bedeutung, die uns auch hier ankündigen, daß die Geschichte Europas sich auf eine große Verlegung ihres Schauplatzes vorbereitet. Der Flächeninhalt Bosniens beträgt mit 51110 qkm ungefähr ein Neuntel der festländischen Fläche der ganzen Halbinsel und hält etwa die Mitte zwischen dem Rauminhalt Serbiens (48589) und Griechenlands (64689); der Küstensaum Dalmatien hat 12832, das südlich angrenzende Montenegro 9030 qkm. Die Grenzen Bosniens sind natürliche gegen Osten (Drina), Norden (Save und Una), Westen (Dinarische Alpen); eine rein ethnographisch-historische oder Kulturgrenze ist dagegen die südliche gegen Montenegro: sie beruht auf der in früheren Zeiten höchst wichtigen Landverbindung Ragusas mit dem befreundeten türkischen Reiche, auf dem thatkräftig aufrecht erhaltenen Schutz des blühenden, im herzegowinischen Karstgebiet doppelt wertvollen, unteren und mittleren Narentathales gegen die Einfälle der Montenegriner und vielleicht auch auf einer, allerdings sprachlich verwischten Rassengrenze zwischen dem zurückgedrängten illyrischen und dem später eingedrungenen slawischen Element.

Bekanntlich unterscheidet man auf der Balkanhalbinsel zwei Gebirgssysteme: das illyrisch-griechische im Westen und Süden mit einem vorwiegenden Streichen der Erhebungen von NW. nach SO. und das eigentlich balkanische mit einer vorherrschenden Richtung von Westen nach Osten. Als Trennungslinie werden die in ihren oberen Teilen nahe zusammenrückenden Thäler der Morawa und der Vardar angesehen, von welchen Flüssen der erstere nordwärts zur Donau, der letztere südwärts zum Ägäischen Meere strömt. Östlich von dieser Linie ist Thrakien, ein Gebiet, das zu allen Zeiten seine besondern geschichtlichen oder kulturhistorischen Wege gegangen ist. Westlich davon ist Illyrien, von welchem unser Okkupationsgebiet einen erheblichen Ausschnitt bildet. Die Gebirgsketten zwischen dem Meere und der Save, stellenweise über 10 parallele Höhenzüge von 1500 bis 2200 m Höhe, im späteren Altertum Alpes Dalmaticae, heute Dinarische Alpen genannt, hängen mit den Ostalpen zusammen und sind die letzten östlichsten Glieder einer Reihe von parallelen Bildungen, welchen im Westen die Kette des Apennin, dann die Küstenlinien der Adria und die Inselkette des dalmatinischen Archipels angehören. Im Inneren Bosniens, jenseits der adriatisch-pontischen Wasserscheide, verliert sich diese Symmetrie der orographischen Gliederung mehr und mehr, und wir finden größere, nach Norden geöffnete Flußthäler, breite Plateaus und zuletzt, im Nordosten des Landes, sogar eine ausgedehnte Niederung. Die Gewässer, welche ihren Ablauf zur Adria finden, sind kurz, wasserarm, teilweise verborgen und bilden an der dalmatischen Grenzkette weite Sumpfstrecken; die einzige Narenta hat ein langes offenes Gerinne zuerst in einem Längsthal jener wasserscheidenden Gebirge, dann in einem großartigen Durchbruch derselben, der alle Hemmnisse überwindet. Doch wird

[1]) Vortrag, gehalten am 14. Januar d. J. im Wissenschaftlichen Klub zu Wien in Anwesenheit Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Karl Ludwig und eines zahlreichen Auditoriums von Klubmitgliedern und Gästen.

Digitized by Google

ihr straßenleitender Charakter zuletzt durch die dem Mündungsdelta vorgelagerte Halbinsel Sabbioncello beeinträchtigt, so daß sie noch im offenen Meere die Unguust einer jener gehäuften schrankenförmigen Bildungen erführt. Die Gewässer, welche durch die Save der Donau zugeführt werden, verlaufen in langen offenen Thälern; der Drinus, Basanius (Bosna), Urpanus (Urbas) waren schon den Alten wohlbekannt, wie auch der Naron, den sie jedoch aus einem See (dem Mostarsko Blato oder einer der kleinen Flußebenen um Mostar) kommen ließen. Bosna, Drina und Narenta sind im Mündungsgebiete schiffbar; ein in diesem Sinne wertvoller Fluß ist jedoch nur die Save, eine wirkliche Ebene nur die Pasawina.

Bosnien-Herzegowina ist ein von der Natur reich ausgestattetes Gebiet, dessen Bodenschätze geeignet sind, die Unguust der Weltlage vollauf wett zu machen. Diese Gaben einer ausgleichenden Gerechtigkeit müssen dem Lande vergüten, was es Übles erfahren zuerst durch Vernachlässigung, dann dadurch, daß es zu einem unseligen Streitobjekt zwischen zwei sich tödlich befehdenden Weltmächten geworden ist. Unter den Mineralschätzen des Landes, deren Ausbeutung bis in die Römerzeit, ja bis in die vorhistorischen Epochen zurückgeht, nenne ich das Salz (an vielen Stellen Bosniens, dessen Name vielleicht in altillyrischer Sprache „Salsland" bedeutet), das Eisen, das Gold und Silber, Kupfer und Blei als Erzeugnisse, die in der Geschichte unseres Gebietes bedeutsam hervortreten [1]). Für den Feldbau war zu allen Zeiten wenig Raum vorhanden, und diese Form der Bodennutzung ist daher nie recht emporgediehen. Noch heute sind 45 Proz. der Grundfläche Waldland und zwar — infolge der schonungslosen Wirtschaft früherer Zeiten und des verderblichen Ziegenreichtums — vielfach verwüstetes Waldland. Das Hauptgewicht fällt auf die Weide; nach den geographischen und ethnographischen Grundlagen seiner Existenz ist Bosnien ein hervorragendes Weideland, dessen Viehzucht aber erst seit kurzer Zeit jene Hebung erfährt, welche sie exportfähig gestaltet und allmählich in den Stand setzt, ihr Produkt den Märkten des vieharmen südlichen Europa zuzuführen. Bekannt ist endlich der scharfe Gegensatz zwischen dem grünen, wasserreichen eigentlichen Bosnien und der grauen, steinigen, wasserarmen Herzegowina, welche jedoch in günstigen Lagen an den Vorzügen Dalmatiens teilnimmt und einen ertragreichen Anbau von Wein, Öl und Tabak gestattet. Obst, namentlich Pflaumen, spielt auch unter den Bodenerzeugnissen Bosniens eine hervorragende Rolle.

Den ethnographisch-historischen Überblick führen wir in aller Kürze von den ältesten Spuren menschlicher Kultur in Bosnien bis zum Ausgange des Mittelalters. Überreste diluvialer Besiedelung durch den Menschen sind im Lande bisher nicht nachgewiesen, wohl hauptsächlich deshalb, weil die vielversprechende Höhlenkunde dieses Gebietes noch fast gänzlich brach liegt. Wir können die ältesten unserer Erforschung zugänglichen Bewohner gleich mit einem historischen Volksnamen bezeichnen: es sind die Illyrier. Diesen Zweig der arischen Familie dürfen wir als den ersten betrachten, welcher aus der — wo immer gelegenen — Urheimat der Indogermanen auf Landwegen, zuletzt also zweifellos von Norden her, seine Herden weidend, in Südeuropa eingedrungen ist und sich dort nahezu schrankenlos ausgebreitet hat. Nur im eigentlichen Griechenland, sowie in Süditalien und auf Sizilien werden diese Einwanderer in allophylen Stämmen Schranken ihrer Verbreitung gefunden haben.

[1]) Heute steht in sachkundigem Betrieb die Ausbeutung der Salzlager und Braunkohlenminen, dann vorzüglich der Eisen- und Kupfer-, sowie der Mangan-, Chrom- und Antimonerze.

Diese letzteren, als welche wir in Griechenland die Leleger, in Italien die Sicaler ansehen, sind vielleicht übers Meer, die ersteren von Asien, die letzteren von Afrika, herübergekommen. Die Inselbrücken und Landwege, welche sie dabei benutzt, können wir ahnen, aber nicht mehr feststellen. Jedenfalls sind die Illyrier, den andern Ariern gegenüber, nicht, wie man noch vielfach hört, ein Hirtenvolk, das etwa nach den Gräko-Italikern dahergezogen kam und die von diesen Einwanderern unbesiedelt gelassenen Triften bezog. In sekundären Wanderungen hat dieses Volk und seine späteren Überbleibsel durch alle geschichtlichen Zeiträume hindurch seine Wohnsitze mehrfach geändert und auch wohl weiter nach Süden und übers Meer nach Italien hinüber verlegt. Das hat aber mit der Frage ihrer ersten Einwanderung so wenig zu thun, wie die späteren geschichtlichen Ostwanderungen der Kelten und deren Einbrüche in Südeuropa mit der Thatsache ihrer ersten Ausbreitung im Westen des Kontinents. Die Illyrier sind gleichsam als unreife Frucht vom Baume des arischen Völkerstammes gefallen. Sie besitzen alle Merkmale eines rohen, keiner höheren Entwickelung fähigen Naturvolkes, eines Hirtenvolkes, das den Ackerbau fast grundsätzlich verschmäht, in starrer Anhänglichkeit an seine gentes (φυλαί) die politische Einigung verschmäht, den gemeinsamen Grundbesitz der Sippschaft alle acht Jahre neu austeilt, die Blutrache erst im 19. Jahrhundert (in de siècle) „abschwört", kriegerische Herdenhüter und Herdenräuber, die schon seit der ältesten Zeit als unduldsam, grausam, hinterlistig verschrieen, aber als tapfer und freiheitliebend widerwillig gepriesen werden. Illyrien stellt aber nicht nur heidenhafte Landesverteidiger und „Zuzugenten" ins Feld; es schickt seine Söldnerscharen auch unter Alexander von Makedonien und Pyrrhos von Epeiros nach Asien und Italien, es liefert Rom und Stambul seine Kerntruppen und der ersteren Stadt überdies eine lange Reihe von Soldatenkaisern, der letzteren allerdings auch den größten Prozentsatz schwerer Verbrecher. Physisch sind die alten Illyrier klein und mittelgroß, hager, bräunt und — wahrscheinlich — brachycephal; sie waren dadurch namentlich von den ganz anders ausgestatteten Kelten in einer für antike Beobachter sehr auffallenden Weise verschieden.

Unbehelligt von fremden Völkern, aber nicht unberührt von südlichen Kulturströmungen, die ihnen — wir wissen nicht genau, woher, aber auf anoch dunkeln Handelswegen, aus denen sie wohl zeitweilig Kriegszüge machten — formenreichen, altertümlichen Körperschmuck und kunstvoll gearbeitete Waffen und Gefäße zuführten, finden wir die Illyrier Bosniens um die Mitte des letzten Jahrtausends vor Christo und lernen aus dieser Zeit sogar einige Stammnamen kennen. Die Ardüer (in Westbosnien) werden als träge Schlemmer geschildert, welche 300000 wahrscheinlich kriegsgefangene Knechte hielten. Ihre südlichen Nachbarn, die Autariaten, werden wohl in der Herzegowina seßhaft gewesen sein, die von jeher eine bessere Kriegsschule war, als das eigentliche Bosnien. In der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts dringen von Norden und Nordosten her die Kelten (Skordisker) in das Land und drücken die Ardüer nach Süden hinab. Hier werden sie Nachbarn der Autariaten; aber der illyrische Partikularismus verträgt keine solche Kompression. Die Autariaten weichen nicht, und beide Stämme treiben sich untereinander auf, namentlich im steten Grenzkampf um gewisse Salzlager oder Salzquellen, die man an der Schwelle des oberen Narentathales in der Nähe des Ivanjattels, einer rechten Grenzscheide zwischen Norden und Süden, gesucht hat. Schließlich werden auch die Autariaten von den Kelten zersprengt, und Bruchteile dieses Stammes erscheinen später im Keltenzuge gegen Delphi, in Ostmakedonien, ja sogar jenseits der Donau in Sarmatien.

Digitized by Google

Die ganz herabgekommenen Arbiäer sitzen noch in der römischen Kaiserzeit als 20 Decurien, die zum Konvent von Narona gehören, in der rauhen und unwirtlichen Gegend jener ehemaligen Grenzkämpfe.

Von Süden her durch die Ausbreitung der makedonischen Macht, von Norden durch die Eroberungen der Kelten bedrängt, konzentrirt sich die illyrische Ungebundenheit doch noch zu einer, wenn auch kurzlebigen, historischen Erscheinung. Im Kerngebiet ihrer Wohnsitze schliessen sich die Stämme enger aneinander, und Skodra mit der Gegend am Labeatis (Scutarisee) wird das Zentrum des Königreiches, dessen Gebiet südlich bis Epeiros, nördlich bis über die Narenta hinaus reicht. König Kleitas kämpft gegen Alexander den Großen, Agrons (250 bis 240) Witwe Teuta für ihren unmündigen Sohn Pinnes gegen Rom, welches, damals schon Schutzherr der Griechen, die leeräuberisch bis zu den Küsten von Elis und Messenien hinab schweifenden Illyrier in ihre Schranken zurückweist. Nach dem Falle des Genthios wird Illyrikum 168 ein Teil der gleichzeitig unterworfenen Provinz Makedonien, dann 118 selbständige Provinz. Von dem sinkenden Königreiche löste sich um 180 v. Chr. als ein noch schemenhafteres historisches Gebilde der Bund der dalmatischen Stämme ab. Sie wollen von Königsherrschaft nichts wissen, noch weniger natürlich von dem italischen Fremdling, den sie auch nach dem Fall ihres Hauptvetes Delminium (155) in ihren Kriegen und Aufständen gegen Rom — 118, 78, 50 bis 35, 16, 11 v. Chr., 6 bis 9 n. Chr. — mit erbitterter Hartnäckigkeit bekämpfen, ohne andres zu erreichen, als die allmähliche Ausdehnung der römischen Grenzen nach Nord und Nordost, bis zum Titius, zum Save, bis endlich das illyrische Land auf der Balkanhalbinsel als „oberes“ dem unteren Illyrien (Pannonien) gegenübertritt und der Friede, welchen Augustus seinen Nachfolgern hinterließ, auch hier zu walten und zu wirken beginnt. Römisch-Dalmatien oder das südliche Illyrikum reichte von der Ostküste Istriens bis zur Drina und vom Südrande der Posavina bis zum Drin und zum Schardagh. Das heute sogenannte Albanien blieb im Süden bei der Provinz Makedonien, das heutige Serbien bildete den westlichen Teil Mösiens; im Norden gehörte die bosnische Save niederung zu Pannonien.

Wie bis vor 14 Jahren bildeten innerhalb dieses Gebietes die Dinarischen Alpen eine von der Natur vorgezeichnete, von Menschenhand unverwischte Kulturgrenze. Nur der Küstensaum, das heutige Dalmatien, war aber wurde völlig romanisiert und zeigte den Gegensatz dieser blühenden kaiserlichen Provinz zur verkümmerten makedonischen Senatsprovinz, wo sich denn auch das nationale illyrische Element in Gestalt der Arnauten als eine sprachliche Einheit erhalten hat. An der Küste Dalmatiens herrschte italische Ordnung und Gesittung, Öl- und Weinbau, hier finden wir emporstrebende, noch heute blühende Handelsstädte und große Kriegslager, denen keine geringere Kulturbedeutung zugeschrieben werden darf. Das Binnenland steht dagegen weit zurück. Der von Tiberius begonnene Straßenbau geriet bald ins Stocken. Wichtig war nur die Gewinnung von Bauholz, Eisen und Edelmetallen. Die Aurarine Dalmatarum lieferten in reinem Tagbau zuweilen ein fabelhaftes Erträgnis an Gold. Immerhin gehörte auch das heute der abendländischen Kultur zurückgewonnene Hinterland Dalmatiens im Altertume dem Occident an. „Die Grenze Dalmatiens und Makedoniens“, sagt Mommsen, „ist zugleich die politische und die sprachliche Scheide des Occidents und des Orients. Bei Skodra berühren sich, wie die Herrschaftsgebiete Cäsars und Marc Antons, so auch noch der Reichsteilung im IV. Jahrhundert die von Rom und Byzanz. Hier grenzt die lateinische Provinz Dalmatien mit der griechischen Provinz Makedonien, und kräftig emporstrebend und überlegen, mit gewaltig treibender Propaganda steht hier die jüngere neben der älteren Schwester.“

Bosnien gehörte zum Gerichtsbezirk (Konventur) von Salona, die Herzegowina und Montenegro zu dem von Narona. Das Volk behielt seine alte Einteilung in Stämme (gentes), welche entweder in Centurien oder Decurien eingeteilt waren. So finden wir die Dästitiaten mit 53 Decurien in der Gegend zwischen Savajeno und Visegrad, wo sie auch das archäologisch so ergiebige Plateau von Glasinac inne hatten. Weiter nördlich sitzen bis zur Posavina die Ditionen (239 Decurien), dann in mehr oder minder sichergestellten Ländertelen die Dindarii, Ceraunii, Deurii u. s. w. Zum Konvent von Narona gehören die Arbiäer, von welchen schon die Rede war, die Daorser (17 Decurien im Trebisjatthal und der Ebene Broino), die Naresier (52 Decurien um Mostar, Nevesinje, Gacko), die Deramesten (30 Decurien in Papovopolje) u., Berghirtenstämme, von deren Kultur wir uns jedenfalls keine zu hohe Vorstellung machen dürfen.

Bosnien-Herzegowina lag also an der äußersten Schwelle des Occidents und erfuhr die Bedeutung dieser Lage in den Jahrhunderten, die dem Zusammenbruch des römischen Westreiches folgten. 493 geschah der Einbruch der Ostgoten, 535 begann der zwanzigjährige Krieg dieser Goten mit Byzanz, welcher mit dem Untergange ihres Reiches endete. Kurze Zeit darauf dürften die ersten vorübergehenden Einfälle der Slawen erfolgt sein. Aus dem Jahre 598 haben wir Kenntnis von einem großartigen Plünderungszuge, den die Avaren unter ihrem Chagan Bajan von Sirmium gegen Salona machten, natürlich auf der alten Römerstraße durch das nordwestliche Bosnien. Bald nachher, um 600, wird die dauernde Festsetzung der Slawen in dem gründlich verwüsteten Lande anzunehmen sein. Wie zahlreich sie kamen, ist absolut nicht auszumachen. Wahrscheinlich blieb die Basis des Blutes in der neuen Bevölkerung weit mehr als zur Hälfte illyrisch; das keltische Element kommt daneben kaum in Betracht. Die Slawen gründeten kleine Fürstentümer — Zupanien, Banate — und nannten sich nach denselben Bosnier, Narentaner, Chulnier, Dioklear u. s. w. Dem starken Unabhängigkeitstriebe, der, in den slawischen Illyriern nicht erloschen war, stand die Expansionskraft der Magyaren und die Ansprüche der byzantinischen daneben auch der kroatischen und serbischen) Herrscher entgegen. Fortan ist Bosnien in vollem Sinne ein Spielball zwischen Ost und West. Unausgesetzt wechseln die Herrschaften; sie dehnen sich aus und ziehen sich zusammen, ohne daß wir einen tieferen Sinn, eine regelrechte Entwicklung in diesen ephemeren Erscheinungen bemerken können. In der Flucht der Gebilde ist das Dauernde der Streit der beiden christlichen Kirchen und ihrer weltlichen Anwälte, sowie das ohnmächtige oder verderbliche Streben nach Selbständigkeit, welches die einheimischen Kleinfürsten entwickeln, und worin sie sich vielfach des Bogomilentums, der bosnischen „Nationalkirche“, bedienen, einer bekämpften anarchischen Häresie, die aus Bulgarien stammt und seit 1150 in Bosnien um sich greift. Das Jahrhundert von 1376 bis 1463 ist der Zeitraum der bosnischen Königsgeschichte. Die Könige sind fast ausnahmslos Schattenherrscher, deren unselige Schaukelpolitik ihre ganze Schwäche enthüllt. Mehr Interesse erwecken, trotz ihres kurzsichtigen Egoismus, die mächtigen Vasallen, wie Hovoja, Paul Radinović, Sandolf. Unter fortgesetzter Einmengung der Ungarn und der Türken kam es endlich zum Zusammenbruch des Reiches, zur Annahme des Islams durch den gesammten Adel und zur Einführung neuer Kulturelemente, welchen wir einen sehr erklecklichen Teil der heutigen äußeren Gestaltung des bosnischen Lebens verdanken. Der Orient hat hier, zweifellos nicht ohne eine gewisse Unterstützung im Volksgeist, über den Occident gesiegt, und es kostet

Digitized by Google

heute schwere Mühe, diese Jahrhunderte alte Thatsache, sofern der Ausdruck hier gestattet ist, wieder rückgängig zu machen.

Die mittelalterliche Kultur Bosniens zeigt nur geringe Spuren eines selbständigen Aufschwunges, dagegen viele Anzeichen strengen Beharrens in altertümlichen Bahnen. Groß war der Einfluß Italiens und des Abendlandes überhaupt; aber auch die Wirkungen der byzantinischen Kultursphäre sind daneben nicht zu verkennen. Die Anfänge der aus jüngeren Zeiten so reichlich überlieferten Volkspoesie fallen wohl schon ins Mittelalter und reichen in denselben teilweise sehr weit hinauf. Der Bergbau erlebte erst im XIII. Jahrhundert unter deutschen und ragusanischen Händen eine neue Blütezeit. Zur Ausfuhr kamen Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Vieh, Häute, Käse, Wolle, Fische, Honig, Wachs, Holz; eingeführt wurden dagegen Tücher, Kleider, Waffen, Werkzeuge und andre Metallwaren, Glas, Seife, Parfümerieen, Gewürze, Südfrüchte, Öl und Wein. Ein Hauptort des Außenhandels war Venedig, Zwischenstationen Ragusa, Cattaro, Spalato, Trau. Der Handel im Lande selbst war Karawanen- und vielfach auch noch Tauschhandel. Auf schlechten Saumpfaden, von Schwärmen bewaffneter walachischer Hirten begleitet, von Räubern und kleinen, mittels Zollschranken brandschatzender Adeligen bedrängt, zogen die Lastzüge, oft mit 300 Tieren, mühsam durch das bergige Land dahin. Auch das Städtewesen lag noch meist in den Windeln. Mit einer nur bei der primitiven Bauart der Häuser begreiflichen Häufigkeit wechselten die Verkehrszentren je nach dem Trieb oder der Not der einzelnen Landesherren. Die Könige haben keine feststehende Haupt- und Residenzstadt, sondern ziehen unstet im Lande umher, die fremden Gesandten und Handelsleute ihnen nach. Feste Burgen giebt es übergenug, aber das Soldvorgo bildet ebenso rasch empor, als es rasch wieder verfällt. Die heutigen größeren Orte Bosniens, Sarajewo, Mostar, Travnik u. s. w., sind als solche alle jüngeren Datums und verdanken ihre ununterbrochene Entwickelung zunächst der durch die Osmanen geschaffenen neuen Ordnung.

Neue französische Forschungen in Hinterindien.

Von H. Seidel.

Mit derselben Rührigkeit, welche die Franzosen seit einigen Jahren in ihren afrikanischen Besitzungen entfalten, gehen die Offiziere und Beamten der Republik auch in Hinterindien vor bei der Erforschung der noch unbekannten Gebiete am oberen Me-Khong und im Nordwesten und Westen von Tongking. Neben den wissenschaftlichen und kommerziellen Aufgaben verfolgen sämtliche Expeditionen ein politisches Ziel, nämlich die Überflügelung des unbequemen englischen Nachbars in Birma und in den Schan-Staaten, um die reiche indochinesische Halbinsel in möglichster Ausdehnung den asiatischen Kolonieen Frankreichs einzuverleiben.

Ganz abweichend vom Songka, dem Hauptstrome Tongkings, der bis Laokay hinauf der Schiffahrt, wenigstens bei Hochwasser, keine nennenswerten Hindernisse in den Weg legt, wird der viel längere Me-Khong schon oberhalb Stung-Treng (13¹/₂° nördl. Br.) durch die berüchtigten Kataraktе von Khong völlig abgesperrt[1]). Die noch näher an das Delta gerückten Schnellen bei Krauch-mar (12¹/₄° nördl. Br.), bei Samboc und Sambor (12³/₄° nördl. Br.) und bei Préa-tapang[2]) (13° nördl. Br.) haben sich zum größten Vorteil des Flußverkehrs bei näherer Untersuchung als schiffbar erwiesen[3]). Dieser Erfolg ermutigte zu einem erneuten Vorstoß in den Katarakten von Khong, und in der That gelang es dem Präsidenten der Gesellschaft für indo-chinesische Studien in Saigon, Dr. Mougeot, mit dem Kaufmann und Pflanzer Pelletier und zwei andern Begleitern im Februar 1890 einen selbst für schwerere Fahrzeuge und Dampfer brauchbaren Kanal zu entdecken[1]). Schon im Oktober desselben Jahres ging der Generalgouverneur Piquet nebst Dr. Mougeot und der Expedition des Konsuls Pavie mit dem Regierungsdampfer „Argus“ den neu gefundenen Wasserweg hinauf und bestätigte dadurch die ersten Berichte[2]). Der Paß „Pelletier-Mougeot“, wie er seinen Entdeckern zu Ehren genannt wird, erlaubt auf fünf Monate im Jahre eine Dampferverbindung des unteren Me-Khong mit dem oberen, 400 km weit schiffbaren Abschnitt des Stromes aufwärts von Khong[3]). Man hofft, durch geeignete Verbesserungen des Flußbettes und durch ein genaues Studium der schon erforschten, wie der noch unerforschten Kanäle die Schiffbarkeitsdauer entsprechend verlängern zu können.

Während sich hier nach vielen Mühen endlich ein direkter Verkehr aus den Laos- oder Schanstaaten nach Kochinchina anbahnt, arbeitet der oben erwähnte Konsul Pavie aus Luang-Prabang seit Jahren an der Erschließung bequemer Handelswege vom mittleren Me-Khong über Land nach Annam und Tongking. Im „Globus“[4]) ist bereits mitgeteilt, wie Pavie durch seine Reise am Schwarzen Fluß von Lai-Chau bis Hunghoa dies vorher noch wenig bekannte Gewässer auf eine bedeutende Strecke zuverlässig erforscht hat. Pavie folgte 1888/89 von Luang-Prabang zunächst dem aus Norden zuströmenden Nam-hu, stieg dann auf dem kürzesten Landwege nach Lai-Chau hinüber und erreichte dergestalt sehr rasch den Rivière Noire und damit die Straße nach Hanoï. Leider erfahren wir nichts Genaueres über die Schiffbarkeit des Schwarzen Flusses, obschon das Interesse an dieser Frage ein ziemlich beträchtliches ist. Bis in den

[1]) Vergl. De Lanessan, L'Indo-Chine française. Paris, F. Alcan, 1889, p. 101—111, woselbst eine genaue Schilderung dieses Flußabschnittes nach dem damaligen Stande der Forschung gegeben ist.

[2]) Der Name dieser Örtlichkeit ist nicht Préa-patang, wie man fälschlich, auch bei De Lanessan, S. 106, und auf Tafel 3 seines Buches liest, sondern Préa-tapang oder Préa-tapéang. Dr. Mougeot führt im Bulletin de la Société des Études Indo-Chinoises de Saigon, 1890, 1er Semestre, 1er fascicule auf S. 9, Anmerkung 1, folgendes aus: Préa-patang bedeutet in der Kambodscha-Sprache gar nichts; die wahre Benennung ist nach den Eingeborenen „Préa-tapang“ oder „Préa-tapéang“ und bedeutet „Heiliger Schlund“ oder „Heiliger Strudel“, — „avec idée de terreur“. Doudart de Lagrée und Francis Garnier, welche die Landessprache verstanden, haben richtig „Préa-tapang“ geschrieben; die oben angezeigte Fälschung hat sich erst später eingeschlichen.

[3]) Vergl. den Bericht des Fregattenkapitäns Heurtel im Bull. d. Études I.-C. de Saigon 1889, 2e Semestre, p. 5—20 und daselbst Bulletin 1890, I, 1, p. 4, 5.

[1]) Bull. d. Ét. I.-C. de Saigon 1890, I, 1, p. 68—71; Sitzung vom 26. Februar 1890.

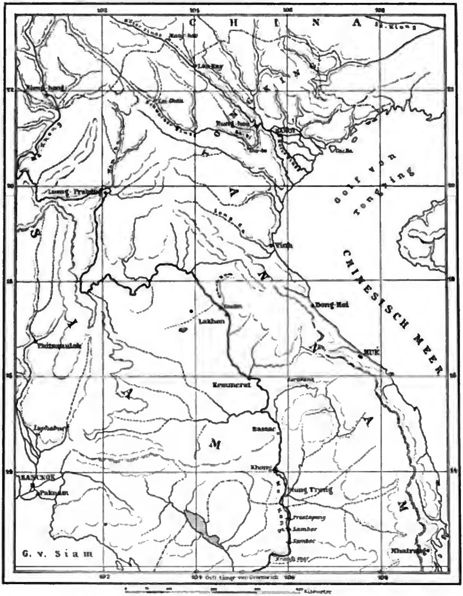
[2]) Bull. de la Société de Géogr. commerc. de Paris, 1891, Nr. 1, p. 13, 14.

[3]) Vergl. Bull. de la Société d. Ét. I.-Ch., 1890, 2e Semestre, 2e fasc., p. 78, in dem Memorandum des Dr. Mougeot.

[4]) H. Seidel, Land und Leute in Tongking, Globus, Bd. LVII, S. 231.

Digitized by Google

August 1888 galt die Felsbarre Cho-Bo, gerade im großen Knie südlich der Mündung, als Endpunkt des Dampferverkehrs. Zur genannten Zeit bewältigte jedoch Pavie mit einer Dampfschaluppe die Barre und fand den Noire bis Bang-Yen, oberhalb der Schnellen von Su-Yut, für kleinere Dampfer zugänglich. Die leichten einheimischen Barken gehen nach De Lanessan (L'Indo-Chine française, p. 160) sogar bis Lai-Chau hinauf, das 150 km von Cho-Bo entfernt liegt. Auffällig ist die von allen Reisenden bemerkte Änderung des landschaftlichen Bildes, sobald man das Hauptthal des Songka verläßt, und den Noire in der Richtung zur Quelle verfolgt. Bald bleibt das dreigipfelige Bavi-Massiv am linken Ufer zurück; das Gelände erhebt sich, der Ackerbau wird spärlicher, Hügel und bewaldete Berge schieben sich näher zum Fluß, und schnell umfängt uns ein ernstes, wildes Land, von Stämmen der Muongs besiedelt, deren Gehöfte und Felder in vereinzelten Lichtungen auftauchen. Erst kurz vor der Mündung wird die Thalsohle breiter und der Verkehr lebhafter, da sich die Wasserfläche mittlererweile auf 500 m ausdehnt. Den Horizont „schließen blaue, halb vom Nebel verschleierte Gebirge ab, deren vorgeschobene, rundliche Kuppen auf Abhängen freundliche Dörfchen tragen" (Abbild. auf S. 135).



Übersichtskarte von Annam.

Bald nach der eben skizzierten Reise erschloß der Kapitän Cupet von der Expedition Pavie einen Pfad von Luang-Prabang nach Vinh (18³/₄° nördl. Br.) durch das Thal des großen annamitischen Küstenflusses Song-Ca. Letzterer ist bis zur Berglandschaft Tranh-Ninh (19° bis 20° nördl. Br., 103° östl. L. v. Gr.) über 500 (?) km schiffbar, so daß es von dort zum Me-Khong nur eines zweitägigen Marsches bedarf, statt der drei Wochen, welche früher von Luang-Prabang nach Vinh gebraucht wurden [1]). Jetzt erforschte Pavie selber einen Weg von Lakhon nach Vinh, indem er zuerst drei Tage den Nam-in-Bun hinauffuhr, dann mittels Elefanten in wieder drei Tagen die östliche Gebirgskette kreuzte und endlich in nochmals drei Tagen sein Ziel, die Hafenstadt Vinh, erreichte [2]).

So von Erfolgen begünstigt, entschloß sich Pavie, die

[1]) Bullet. de la Société de Géogr. commerc. d. Paris, 1891, Nr. 1, p. 13, 14. — [2]) a. a. O. S. 13.

Digitized by Google

Erforschung aller noch unbekannten Gebiete auf dem linken Me-Khong-Ufer von Annam bis China systematisch in Angriff zu nehmen. Der Kapitän Cupet durchmaß im Verein mit Kapitän Coguiard und dem Unterleutnant Dugast von Bassac ab das im Mittel 500 m hohe Plateau, welches in dieser Breite den Me-Khong vom Ozean trennt. Er besuchte die Sitze der Sédangs (oder Sédangs), der Punongs, der Radés und der Girais oder Giarais, also den auf unsern Karten fast ganz weißen Raum auf der Morgenseite des unteren Me-Sthong. Am 14. April 1891 sah der Reisende bei Nha-trang die Küste wieder und begab sich von dort nach Tongking[1]).

Zur selben Zeit entschleierte eine andre Expedition unter dem Kommandanten Trumelet-Faber eine Route von der Bai von Turan (16° nördl. Br.) westlich über das Gebirge nach Saravane und zum Me-Khong, wobei eine ungemein dichte Wälderzone zu passieren war[2]). — Unterdes setzte Pavie seine Arbeiten zwischen dem Schwarzen Fluß und dem oberen Me-Khong eifrig fort. In drei Monaten, vom 1. Januar 1891 bis zum 31. März, legte er in Begleitung des Franzosen Lefèvre-Pontalis die Strecke von Hanoi westnordwestlich bis Xieng-hong[3]) (22° nördl. Br.) am Me-Khong glücklich zurück. Sodann marschierten beide nordwärts zur chinesischen Grenze und kamen am 23. April in Muong-Kong an, wo die Birma-Karawanen in das Pün-nan übertreten. Lefèvre-Pontalis begab sich nun auf dem alten Wege über Lai-Chau nach Hanoi, während Pavie in die Provinz Yün-nan vordrang, um die schwierige nordwesttong-

Der Schwarze Fluß nahe der Mündung. Nach einer Photographie.

kinesische Grenzzone zu erforschen[4]). Die chinesischen Behörden nahmen den Konsul freundlich auf, und er konnte seinen Weg bis Mang-hao (Globus, LVII, S. 333) am oberen Roten Fluß ungehindert fortsetzen. Eine schnelle Thalfahrt brachte ihn nach Hanoï, und damit fanden die Reisen des rührigen Forschers einen vorläufigen Abschluß, da der Konsul eine wohlverdiente Ruhepause in der Heimat genießen will.

Schon die bloße Aufzählung all dieser Itinerare läßt einen Rückschluß zu auf die Bedeutung und Vielseitigkeit der gedachten Arbeiten. Die im Jahre 1876 allein von Dr. Harmand durchquerten waldigen Hochebenen und Gebirge zwischen dem Me-Khong und der Küste sind uns jetzt nach Wasserscheide und Verteilung der Gefälle zuverlässig bekannt gemacht worden. Die neu entdeckten und sorgfältig mappierten Wege von Annam und Tongking zum Me-Khong sichern das Aufblühen eines regen Handelsverkehrs, dem durch die Eröffnung einer ununterbrochenen Schiffahrt auf dem Me-Khong jedenfalls eine glänzende Zukunft winkt. „Im nächsten Jahre“ (das ist 1891), schrieb der Generalgouverneur

[1]) Vergl. die neue franz. Zeitschrift „Annales de Géographie“, Paris, Armand Colin 1891, I, 1, vom 15. Okt. S. 113 u. 114.

[2]) Die Gefahren eines solchen Unternehmens sind den Lesern des „Globus“ aus unserm Bericht über die französisch-chinesische Grenzexpedition im Sommer 1885 hinlänglich vertraut. Bd. LVII, S. 330, 334, 335 u. 342.

[3]) Annales de Géogr., p. 114.

[4]) Die englischen Karten schreiben diesen in den Schanstaaten mehrfach wiederkehrenden Namen „Chieng“, die deutschen „Schieng“. Vergl. Globus, Bd. LX, p. 205.

Digitized by Google

Piquet[1]), „werden wir auf dem Me-Khong eine regelmäßige Dampferverbindung zwiſchen Saigon und Luang-Prabang einrichten nach dem Vorbilde derjenigen, welche ſoeben auf dem Roten Fluß[2]) von Hanoï nach Laokay in Betrieb geſetzt iſt.“ Dazu ſoll, wenn es nach den Koloniaſchwärmern der Pariſer Handelsgeographiſchen Geſellſchaft geht, ein Schienenweg von Luang-Prabang bis Hanoï (!) und ein zweiter von Binh nach Lafbon erbaut werden, nicht zu vergeſſen einer ſehr umfangreichen Ausdehnung des Telegraphennetzes. Nur ſo iſt es möglich, daß Frankreich „endlich die hohen ſiameſiſchen Anſprüche bezüglich des Grenzverlaufs nachdrücklich zurückweiſen kann; nur ſo kann es auch die deutſchen (sic!) Einflüſſe in Bangkok lahm legen, ebenſo wie die britiſchen Beſtrebungen, welche auf die Eröffnung mehrerer Eiſenbahnen durch Siam und Laos gerichtet ſind“.

Zur Förderung dieſer Abſichten hat ein franzöſiſches Syndikat den Reiſenden Paul Macey nach dem inneren Laos geſandt, um die kommerzielle Lage dort kennen zu lernen und die deutſchen (!) und engliſchen Waren, welche die chineſiſchen Kaufleute hauptſächlich führen, durch entſprechende franzöſiſche Erzeugniſſe zu verdrängen. In Luang-Prabang iſt bereits ein Komptoir eingerichtet, und es ſcheint, als ob das begonnene Werk, wie unſre Quelle ſich ausdrückt, „auf gutem Wege ſei“[3]).

[1]) Bullet. d. l. Soc. d. Géogr. commerc. de Paris, a. a. O., p. 14.

[2]) Genaueres über dieſen wichtigen Gegenſtand im Bullet. de la Soc. des Etudes coloniales et maritimes, Paris 1891, Bd. 16, Maiheft, S. 123 u. 124.

[3]) Vergl. Annales de Géographie, I, Nr. 1, p. 114.

Heuſchreckenplage in Argentinien und Chile.

Seit einigen Monaten berichten die argentiniſchen Zeitungen von dem großen Schaden, den die Heuſchrecken in mehreren Provinzen der Republik thun. Von Buenos Aires bis Mendoza und zu beiden Seiten der Eiſenbahn nach letzterem Ort laſſen ſich enorme Schwärme auf den Feldern nieder, die ſie vollkommen kahl freſſen und jede Hoffnung auf eine Ernte zerſtören. Jetzt hat dies verheerende Inſekt auch ſeinen Einzug in Chile gehalten. Der Intendant von Valdivia teilt dem Miniſter des Inneren folgendes telegraphiſch mit: „Seit dem 1. Dezember haben Schwärme von Heuſchrecken, die aus Argentinien gekommen ſind, bei Villarica die Felder verwüſtet in einer Länge von 15 Leguas (etwa 10 deutſche Meilen). Alle Saaten, Viehweiden und Bäume erliegen unter der Menge der Tiere, die an einigen Stellen den Boden 30 cm hoch bedecken.“ Schreiber dieſes lebt ſeit vierzig Jahren in Chile, und hat früher nie gehört, daß dieſe in der Argentiniſchen Republik ſo häufige Plage ſich in Chile gezeigt habe. Mancher Leſer wird fragen: wie haben die Heuſchrecken denn über die Kordillere kommen können? Darauf iſt zu antworten, daß bei Villarica die Kette der Anden unterbrochen iſt, und die kaum merkliche Waſſerſcheide zwiſchen dem Atlantiſchen und Stillen Ocean nur etwa 500 m hoch iſt. Ebenſo iſt weiter im Süden die Waſſerſcheide ganz niedrig und unmerklich, und liegt in ziemlicher Entfernung weſtlich von der Kette der Anden. Die in den Stillen Ocean mündenden Flüſſe entſpringen öſtlich von der Kordillere, welche ſie in engen, ſchwer zu paſſierenden Thälern durchbrechen, ſo daß ihr weidenreiches Quellgebiet ſehr leicht von der argentiniſchen Seite, aber äußerſt ſchwer von der chileniſchen Seite aus zu erreichen iſt. Dr. Ph.

Uferlandſchaft am unteren Schwarzen Fluſſe. Nach einer Photographie.

Digitized by Google

Die armenischen Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe von Dschulfa.

Im Araxesthal zwischen Ordubad und Nachitschewan liegen auf einem Plateau, das sich ein wenig über dem Fluß erhebt, die Trümmer der alten Stadt Dschulfa, deren Gründung bis in die dunkle Vorgeschichte Armeniens zurückreicht. Dank ihrer Lage an einer der bequemsten Furten des reißenden Araxes wurde sie frühzeitig zu einem der wichtigsten und wohlhabendsten Mittelpunkte für Handel und Industrie in ganz Armenien. Aber inmitten ihres Glanzes und ihrer Macht wurde die betriebsame und volkreiche Stadt von einem sehr brutalen Schicksale ereilt. Schach Abbas, der furchtbare Eroberer, welcher der armenischen Nation einen so tödlichen Schlag versetzte, machte auch Dschulfa dem Erdboden gleich und zwang die 40000 Einwohner zu einer Massenauswanderung nach Ispahan. Das war im Anfange des 17. Jahrhunderts.

Heute bedeckt ein Trümmerhaufen die Stätte verschwundenen Reichtums und Glücks. Alle Bauwerke von Bedeutung sind bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Nur die geräumige, weite Nekropolis, die mit ihren hohen, dichten Grabsteinen fast wie ein versteinerter Wald aussieht, zeugt noch von einstiger Größe und Macht. Denn in die Ausschmückung der Gräber ihrer Lieben setzten die alten Armenier ihren höchsten Stolz. Was uns über diese Nekropole bekannt wurde, verdanken wir einem Reiseberichte der Madame Chantre (Tour du Monde LXII), dem auch die folgenden Mitteilungen entnommen sind.

Jedes Grab besteht aus zwei Steinen: der eine liegt flach auf dem Boden, der andre steht aufrecht am Ende des ersteren und trägt fast immer Skulpturen und Inschriften. Die liegenden Grabsteine sind einfach Deckſteine der Gräber und zeigen keinen Schmuck. Die aufrecht stehenden (s. Fig. 1) sind durchschnittlich 2 m hoch und 50 bis 70 cm breit und aus rotem Sandstein gearbeitet. Sie sind durchweg noch so vollkommen erhalten, als ob sie erst gestern errichtet wären. Außer den Kreuzen, welche diese Denksteine in großer Zahl bedecken, erblickt man Gestalten von Aposteln und Heiligen, biblischen Szenen in Basreliefs und dazwischen allerhand phantastische Tiere: geflügelte Drachen, Greife und besonders häufig die persische Sphinx, ein Wesen mit zwei Leibern und einem menschlichen Haupt in der Mitte. Dazu kommt eine endlose Menge geometrischer Figuren und Arabesken, welche sich ringsherum ziehen und diese originellen Verzierungen anmutig umrahmen und abschließen. Fast alle diese Steine sind wert, in ein Museum aufgenommen zu werden; so bewundernswert ist die Feinheit und Vollendung der Arbeit.

Fig. 1 Grabsteine von Kirchhofe zu Dschulfa.
Nach einer Photographie.

Mitten in diesem Walde von Grabsteinen erregen, hier und da zerstreut, seltsame Tiergestalten unsre Aufmerksamkeit. Es sind mächtige steinerne Widder, welche über und über mit Skulpturen geschmückt sind und offenbar bei verschiedenen Gräbern die Stelle der senkrechten Grabsteine vertreten (Fig. 2). Die Skulpturen stellen allegorische Szenen und dergleichen dar, auch finden sich Arabesken und Inschriften, aber Kreuze und andre christliche Symbole sucht man auf diesen Denkmälern vergebens. Es scheint demnach, daß sie vornehmen heidnischen oder mohammedanischen Einwohnern des alten Dschulfa gehörten.

Digitized by Google

Der merkwürdigste aller dieser Widder zeigt auf seiner linken Flanke einen Ritter zu Pferde mit der Lanze in der Hand und einem gefangenen Kinde hinter sich im Sattel (Abbild). Drei weitere Gefangene folgen ihm, durch ein Tau aneinander gefesselt. Derselbe Ritter ist auf der andern Seite an einem Tische sitzend dargestellt; bei ihm sind zwei Sklaven, von denen der eine auf den Knieen liegt und ihm zu trinken reicht, während der andre die Guitarre spielt. Die Inschrift, die sich auf diesem interessanten Denkmale findet, teilt mit, daß dasselbe im Jahre 1578 der christlichen Ära auf dem Grabe von Manuk Nazar errichtet wurde.

Dr. Georg Baurs Untersuchung der Galápagosinseln.

Seit Darwins berühmtem Besuche der westlich von Südamerika unter dem Äquator gelegenen vulkanischen Galápagosinseln und der damit verbundenen Erkenntnis ihrer höchst eigentümlichen Tier- und Pflanzenwelt, haben dieselben wiederholt die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt. Aber erst im verflossenen Jahre ist es einem Deutschen, Dr. Georg Baur in Worcester, Mass., gelungen, die volle Bedeutung dieser Inseln für die Biologie und Erdgeschichte zu erkennen. Die eigentümlichen Landschildkröten der Galápagos, die auf jeder einzelnen Insel in einer besondern Rasse vorkommen, hatten Dr. Baurs Aufmerksamkeit erregt; aber ihre Verschiedenartigkeit und ihre Anwesenheit überhaupt waren unmöglich zu verstehen, wenn man mit Darwin annahm, daß die Inseln durch Hebung entstanden seien. Dr. Baur konnte nicht begreifen, wie diese Schildkröten nach allen Inseln zufällig verschlagen sein sollten und daß doch keine von einer Insel zur andern kam. Die Entdeckung einer ausgestorbenen Schildkröte aus dem Miocän von Nebraska, die den jetzt auf den Galápagos lebenden glich, brachte ihn auf die richtige Spur und Dr. Baur kam zu dem Schluß, daß die Galápagosinseln durch Senkung entstanden sind und früher mit dem amerikanischen Festlande in Verbindung standen. Die Schildkröten waren nach der Isolierung vom Kontinent auf

Fig. 2. Steinerne Widder vom Kirchhofe zu Dschulfa. Nach einer Photographie.

jenen zurückgeblieben und nach weiterer Spaltung hatte jede einzelne Insel ihre besondere Rasse entwickelt.

Um dieses zu ergründen, begab Dr. Baur sich im verflossenen Jahre über Guayaquil nach den Galápagos, die er am 9. Juni erreichte. Sein sehr spannend geschriebener und äußerst lehrreicher Reisebericht steht in den Beilagen der Münchener Allgemeinen Zeitung vom 1. bis 4. Februar 1892; demselben sind diese Auszüge entnommen. Der Aufenthalt hatte bis zum 6. September, also fast drei Monate, gedauert und während dieser Zeit wurden die meisten Inseln der Gruppe untersucht und reiche Sammlungen angelegt. Die Inseln Tower, Bindloe, Abingdon, bisher noch ganz unbekannt, wurden zum ersten Male erforscht, selbstverständlich auch alle die größeren; leider gelang es nicht, Narborough, Wenman und Culpepper zu besuchen, die noch nie betreten worden waren.

Die Vermutungen, die Dr. Baur beim Antritte seiner Reise gehegt hatte, sind durch seine eingehenden Untersuchungen bestätigt worden; jede oder beinahe jede der Inseln besitzt ihre eigene Rasse von Landschildkröten. Und wie es bei den Schildkröten sich fand, so auch bei den großen Eidechsen (Tropidurus). Niemals zeigt sich auf einer Insel mehr wie eine Rasse oder Art von Tropidurus und die Rassen der einzelnen Inseln sind immer mehr oder weniger voneinander verschieden. Diese Differenzierung geht aber noch weiter, sie erstreckt sich auch auf die Spottdrossel Nesomimus, von der jede Insel nur eine Rasse oder Art besitzt und beinahe jede Insel eine ihr eigentümliche Art hat. Dabei ist die belangreiche Thatsache von Baur festgestellt worden, daß dieser Vogel niemals von einer Insel zur andern fliegt, sondern stets sich nur auf seiner Heimatsinsel findet; dies gilt auch für die andern Landvögel.

Überall fand Dr. Baur, daß die Verbreitung der Organismen auf den Inseln eine durchaus harmonische war, und dies galt nicht nur für die Tier-, sondern auch für die Pflanzenwelt. So zeigte der große Kaktus (Opuntia) einen verschiedenen Charakter beinahe auf jeder Insel. Diese Harmonie in der Verteilung der Organismen kann aber nur durch die Annahme einer Senkung erklärt werden, während, wenn man annimmt, die Galápagos seien durch Hebung entstanden, eine Menge unlösbarer Widersprüche sich ergeben. „Die Theorie der Senkung aber macht alles aufs einfachste

Digitized by Google

klar. Der ganze heutige Galápagosarchipel bildete einst eine große Insel und diese Insel stand in noch früherer Periode mit einem Teil des amerikanischen Kontinents im Zusammenhange. Durch allmähliche Senkung löste sich die große Insel nach und nach in immer mehr Inseln auf. Auf diese Weise erklärt sich die Differenzierung der Formen auf den verschiedenen Inseln ganz einfach. Als nur eine große Insel bestand, war die Zahl der Arten und Rassen sehr klein, höchst wahrscheinlich existierte nur eine Art von Tropidurus, nur der Spottdrossel und der Landschildkröte auf der Insel. Wenn auch die Verhältnisse auf dieser Insel verschieden waren, so wurde doch eine Differenzierung der Spezies durch Kreuzung verhindert. Durch Senkung lösten sich nun allmählich Inseln von der Hauptinsel ab. Die Formen der verschiedenen Inseln konnten sich nun nicht mehr untereinander kreuzen und kleine Unterschiede, die sich durch Kreuzung verloren hätten, als die Inseln noch im Zusammenhange waren, erhielten sich nun. Außerdem aber waren die Verhältnisse auf den einzelnen Inseln nicht mehr dieselben; eine Insel reichte in die feuchte Region, die andre nicht; bei einer war die Zusammensetzung des Bodens verschieden von einer andern; diese Unterschiede, wenn auch noch so klein, mußten im Laufe sehr langer Zeiträume — und solche müssen wir annehmen — auch Unterschiede in den Formen hervorbringen und nur so kann ich mir die Erscheinung der verschiedenen Rassen und Varietäten auf den einzelnen Inseln erklären."

Die äußeren Umstände und die Zeit haben daher die verschiedenen Formen auf den verschiedenen Inseln bewirkt. Je verschiedener die Verhältnisse auf zwei Inseln und je verschiedener die Zeit der Isolierung, desto verschiedener die Formen auf den einzelnen Inseln. Sprechen die Forschungen Baurs für die Entstehung der Galápagos durch Senkung, so bleibt die Frage zu beantworten, in welche Zeit die Trennung der Inseln vom Hauptlande fällt. Zur Beantwortung dient, daß vor der Tertiärzeit keine Landschildkröten in Amerika existierten und daß im Miocän Nordamerikas Schildkröten vorkommen, die denen der Galápagos sehr nahe stehen. Zur Zeit des Tertiärs war daher die Verbindung mit dem Kontinente noch vorhanden. Nach der Trennung durch Senkung war es aber die völlige Isolierung, die Abwesenheit irgend welcher Feinde, welche diese Schildkröten am Leben erhielt.

Die Verbreitung einer arktischen Flora in Mittel- und Nordeuropa während der Eiszeit.

Von Dr. A. Sauer.

Während seines ersten Aufenthaltes in Spitzbergen machte A. G. Nathorst die Beobachtung, daß die kleineren und größeren Süßwasserbecken des eisfreien Landes vielfach die Bildungsstätte von Ablagerungen mit reichlich eingeschwemmten pflanzlichen Überresten wie Blattorganen von Salix polaris, Dryas octopetala, Polygonum viviparum u. s. w. darstellen. Diese Beobachtung brachte ihn auf den Gedanken, daß, wenn in der Diluvialzeit auf den eisfreien Gebieten sich ähnliche Süßwasserbecken befunden konnten, man vorerst diese zu untersuchen hätte, um die Überreste der in jener Zeit das Land bedeckenden Flora aufzufinden. In der That sind nun dem glacialen Diluvium angehörige Süßwasserbildungen nicht selten. Nathorst begann seine Nachforschungen in denselben im südlichen Schweden und war so glücklich, Überreste einer typisch arktischen Flora darin zu entdecken. Im Verlaufe der Jahre wurden diese Untersuchungen über Schweden hinaus ausgedehnt; sie sind jetzt soweit gediehen, daß Natharst uns gegenwärtig (Nature, 21. Januar 1892, S. 273 bis 276) 22 Gebiete namhaft machen kann, in welchen es ihm und andern durch ihn für diese wichtige Frage eingenommenen Gelehrten gelungen ist, typisch arktische Floren in diluvialen Süßwasserablagerungen nachzuweisen. Mit Recht kann nunmehr auch Nathorst die noch im Jahre 1889 von Drude ausgesprochene Vermutung, die dem diluvialen Inlandeise anliegende Region sei mit Baumwuchs überzogen gewesen, ja Waldvegetation habe sogar aus dem Inlandeise hervorragende Berge bedeckt, als widerlegt bezeichnen und mit Bezug auf die pflanzliche Physiognamie des zwischen der alpinen und skandinavischen diluvialen Eismasse eisfrei gewesenen Landes es aussprechen, daß dieselbe durch das Vorherrschen arktisch-alpiner Formen bestimmt worden sei, also durch Pflanzen, die wir gegenwärtig erst jenseits der Baumgrenze vorherrschen sehen.

Vorliegend citierter Arbeit in der Nature hat Natharst ein kleines Übersichtskärtchen beigegeben, welches die 22 Fundorte arktischer Pflanzenreste nach ihrer geographischen Lage übersehen läßt; hiernach sind folgende Gebiete beteiligt: 1. Südschweden und zwar der südwestliche Teil mit etwa 30 einzelnen Fundpunkten. — 2. Das mittlere Schweden (Mangilstarp bei Vadstena). — 3. Gotland (Fröjcl). — 4. Norwegen (verschiedene Lokalitäten in Jemtland). — 5. Desgleichen bei Leine. — 6. Dänemark (verschiedene Punkte auf Seeland, Mön, nördliches Jütland, Barnbalum). — 7. Estland (Kuuda). — 8. Livland (Sambaf und Kinzli). — 9. Desgleichen (Pingo und Wierap). — 10. Gouv. Witebsk (Rjelbija). — 11. Kurische Nehrung. — 12. Schroop in Westpreußen. — 13. Krampkewitz in Pommern. — 14. Neetzka und Ortwendorf in Mecklenburg. — 15. Nantrano ebenfalls in Mecklenburg. — 16. Prasendorf nördlich Kiel. — 17. Bawoy Tracey, Devonshire. — 18. Harne in Suffolk — 19. Verschiedene Punkte bei und nahe bei Cramer in Norfolk. — 20. Hahuptan in Yorkhire. — 21. Bridlington ebenda. — 22. Fundpunkte bei Edinburg. Im Bereiche des alpinen Glacialdiluviums wurden bei Schwarzenbach in der Schweiz und bei Kalbermoor in Süddayern Ablagerungen mit arktisch-alpiner Flora nachgewiesen, an erster Stelle mit Betula nana, Salix reticulata, S. polaris, S. retusa, S. myrtilloides, Arctostaphylos uva-ursi, Polygonum viviparum, Azalea procumbens ꝛc. Ganz im allgemeinen trifft man die pflanzenführenden Süßwasserschichten sowohl nahe an der Basis der Grundmoräne, als auch dieser unmittelbar aufgelagert an, und mißt man einer sehr charakteristischen Zusammensetzung. In ihrem untersten Teile bestehen sie aus einem bläulichen, teuren oder sandigen, gebänderten Thon, der nach oben zu etwas gelblich wird; darüber lagert häufig ein weißer Muschelmergel mit zahlreichen Resten von Süßwassermollusken oder ein aus Überresten von Algen, Juseln oder sanftigen winzigen Süßwassertierchen gebildeter Schlamm; den Abschluß des Lagers nach oben bildet Torf, oft ein reiner Moostorf, zuweilen auch nur eine torfige Erdschicht von $^1/_2$ m Dicke; ja es fehlt auch die Torfbildung gänzlich. Die arktischen Pflanzenreste finden sich nun vorzüglich immer in der unteren Thonschicht, zuweilen auch im Muschelmergel, selbst in der Algenlage, nur aber Betula nana geht bis in die Torfschicht hinauf.

Zusatz des Referenten. Im Hinblick auf das große Verbreitungsgebiet, welches die geschilderte arktisch-alpine Flora in der Diluvialzeit besessen haben muß, ist fast mit Sicherheit zu erwarten, daß sich die Spuren dieser Flora bei fortschreitender systematischer Untersuchung auch besonders in Mitteldeutschland, woher sie noch nicht bekannt geworden sind, auffinden lassen werden. Daß diese Hoffnung in der That nicht unbegründet ist, dürften Beobachtungen beweisen, welche Referent im Spätherbste 1889 im mittleren Sachsen am nördlichen Rande des Planenschen Grundes anstellen konnte. An die Nordflanken dieses bekannten, vor der Weißeritz durchflossenen breiten Thalgrundes legen sich lokal

Digitized by Google

mächtige Lehmbildungen an, welche nicht selten durch tiefe Ziegeleigruben trefflich aufgeschlossen sind. In einem dieser von Tharandt aus sehr bequem zu erreichenden Aufschlüsse der Gemarkung Deuben fand Referent folgendes Profil entblößt:

1) 4 m lößartiger Gehängelehm.

2) 6 m lettig-grandiger Lehm mit zum Teil und lagenweiser reichlicher Beimengung von wesentlich der näheren Umgebung entstammenden Gesteinsbrocken.

3) Gut geschichteter Glimmersand zur Zeit $^1/_2$ bis $^3/_4$ m tief aufgeschlossen mit einer 1 bis 3 dm starken Torfschicht, also über 10 m unter der Oberfläche des Gehängelehmes. In dieser fand Referent außer einer Anzahl undeutlicher Reste eine ziemlich gut erhaltene Käferflügeldecke, welche nach Professor Ritsche in Tharandt und Clemens Müller in Dresden als dem Carabus groenlandicus zugehörig betrachtet werden kann.

Da Referent mit seinem Weggange aus Sachsen es aufgeben mußte, selbst die weitere Ausbeutung dieser wichtigen Schicht vorzunehmen, glaubte er dies Ritsche in Tharandt übertragen zu sollen, welcher denn auch durch Schlämmen größerer Mengen von Material eine Anzahl von Resten verschiedener, wie es scheint, aber zur Zeit noch nicht näher bestimmter Käferarten gewann. Einige Holzreste konnten von Robbe als zu Salix sp. gehörig erkannt werden. Vielleicht gelingt es gelegentlich, noch deutliche Blattreste zu finden. Der Aufschluß in Deuben liegt im Bereiche des Südrandes der nordisch-glacialen Ablagerungen Sachsens. Das Auftreten von Carabus groenlandicus setzt jedenfalls das Vorhandensein einer arktischen Flora in diesem Gebiete voraus. Damit erlangt aber die Deubener Torfschicht für die Diluvialgeologie, wenn man, wie es ja den Anschein hat, die Bestimmung des Carabusrestes für hinreichend sicher gelten lassen darf, eine allgemeinere Bedeutung, denn sie liefert die ersten Andeutungen über die Beschaffenheit der Flora in Sachsen am Ausgange der Eiszeit.

Die Zustände im ehemals ägyptischen Sudan.

Am 9. Rebi'al-Achir 1302 der mohammedanischen, am 25. Januar 1885 der christlichen Zeitrechnung wurde Chartum von den Anhängern des Mahdi Mohammed Ahmed erstürmt, der heldenmütige Verteidiger Gordon fiel und damit war die Sache Ägyptens im Ostsudan verloren. Sieben Jahre sind seitdem vergangen und nur wenig erfahren wir über die Zustände der ausgedehnten Landschaften, welche bis zum Aufstande des Mahdi den ägyptischen Sudan bildeten. Erst gegen das Ende des Jahres 1891 gelang es dem in Omdurman — gegenüber Chartum — in der Gefangenschaft gehaltenen, aus Tirol stammenden Missionar Ohrwalder, nach Ägypten zu entfliehen und zum ersten Male zuverlässige Kunde über die Zustände im Sudan zu überbringen. Das nachstehend Mitgeteilte ist ein Auszug aus seinem Berichte.

Hunger und Seuchen haben in den letzten Jahren derart im Sudan unter der Bevölkerung aufgeräumt, daß dieselbe um mindestens die Hälfte geringer als früher ist; das weibliche Geschlecht überwiegt schon bedeutend. Alles ist kriegsmüde und sehnt sich nach Ordnung, so daß die Aussichten für eine Wiedereroberung des Sudan bedeutend gestiegen sind. An Nahrungsmitteln fehlt es nicht und ein Grieche, Josef Pertekali, hat auch in der Hauptstadt Omdurman eine Pulverfabrik errichtet, in der er bei einer Explosion das Leben verlor. In der Herstellung des Salpeters ist der Deutsche Neufeld beschäftigt und die Takruri in Kalakla (südlich von Chartum) und Halfaya (nördlich von Chartum am Nil) bearbeiten Salpetergruben. Man stellt täglich acht Kantar (à 99 Pfund) Pulver her, dagegen ist völliger Mangel an Blei, so daß man, erfolglos, Kugeln aus Kupfer und Eisen herzustellen versuchte. Was die einzelnen Provinzen und Distrikte betrifft, so ist deren Zustand nach Pater Ohrwalder der folgende:

Faschoda (unter 10° nördl. Br.) am Nil im Lande der Schillukneger, wurde durch den General des Mahdi, Jaki, erobert. Die Köpfe der Schillukhäuptlinge sandte man nach Omburman, wohin man auch 1000 Stück Vieh und 300 Sklaven abführte. Seitdem hat der Krieg mit diesem Volke, das sich von den Nilufern entfernte, nicht aufgehört. Jaki steht mit 5000 Mann in Faschoda.

Gegen Emin Paschas Äquatorialprovinz wurde im Oktober 1888 Omar Saleh abgesendet; er eroberte Rediaf südlich Lado, ungefähr 5° nördl. Br. am Weißen Nil, konnte aber Dufile nicht einnehmen. Zu Rediaf langten große Elfenbeinsendungen an, die nach Omburman befördert wurden. Emins Abzug nach Wadelai war bekannt, die Schwarzen der ehemaligen Äquatorialprovinz besonders sich im Kriege mit den Derwischen.

Bahr el Ghazal, die große wohlbewässerte Provinz im Westen des Weißen Nil, ist von den Derwischen verlassen. Rohak Siber soll aus Bagirmi dorthin zurückgekehrt sein und sich in Dar Fertil festgesetzt haben.

Dar fur stand unter Mahmud Ahmed, einem Vetter des Mahdi; er hauste mit 2000 Jehadieh und 4000 Scheifie, Danagla und Baggara-„Arabern" in der Hauptstadt El Fascher. Ein Aufstand der Abu Gemaizeh verwüstete das Land und Elefanten, Löwen und andre wilde Tiere nahmen dort überhand. Es fehlte völlig an Nahrung, so daß Mahmud Ahmed sich nach El Obeid in Kordofan zurückziehen mußte. In Kordofan selbst stehen 6500 Mahdisten, doch sind die Bergstämme dort unruhig.

Nilabwärts gebietet in Donkola ein Verwandter des Mahdi, der Emir Hamis Wod el Defaim, über einige Tausend Mann, sechs Berggeschütze und eine Mitrailleuse. Der nördlichste besetzte Posten der Mahdisten am Nil ist Snardeh, von wo Patrouillen bis Alaiceh (21° nördl. Br. am Nil) streifen. Als der Chedive im Januar 1891 Wadi Halfa, den südlichsten von den Ägyptern besetzten Ort, besuchte, fürchteten die Derwische in Donkola die Wiedereroberung des Sudan.

In den östlichen Provinzen, nach dem Roten Meere zu, sind die Derwische, seit die Engländer Tokar einnahmen, verschwunden und es herrschen dort Räuberbanden. Osman Dignas Macht ist seit Tokar (19. Februar 1891) völlig gebrochen. Er hält sich an Adaramab am Albarn auf und verharrt in der Verteidigung.

Kassala, nach Abessinien zu, ist von 1100 Mann unter Abu Girgeh besetzt, doch sollte aus Furcht vor den Italienern dorthin eine große Verstärkung abgehen. Die Stämme in der Umgegend zeigen sich feindlich gegen die Mahdisten und der Handel liegt in Kassala selbst ganz darnieder, doch ist derselbe lebhaft zwischen Massaua und El Gedaref.

Listers Besuch auf den Tokelau-Inseln.

Die Tokelau-Inseln oder Union-Gruppe liegt unter 10° südl. Br. im Großen Ocean, nördlich von den Samoa-Inseln und besteht aus wenigen Koralleninseln, deren wichtigste Atafua (Duke of York), Nukunono (Duke of Clarence), Fakaofu (Bowditch) und Olosenga (Swain Island) sind. Im Juni 1889 wurde von dem Schiffe Egeria, Kapitän Oldham, auf den Inseln das britische Protektorat erklärt und bei einem nachfolgenden Besuche desselben Fahrzeuges vermochte J. J. Lister während eines zehntägigen Aufenthaltes verschiedene Nachrichten über die wenig besuchten Inseln einzuziehen und ethnographische Untersuchungen anzustellen,

Digitized by Google

die er im Journ. Anthropol. Institute XXI, p. 43 sq. (August 1891) mitgeteilt hat.

Die drei nördlichen Inseln sind echte, ringförmige Atolls mit abgeschlossener Lagune; die Länge der letzteren beträgt bei Fakaofu und Nukunono 11 km, bei Atafu nur 6 km. Die auf dem Korallenring stehenden Inselchen sind zahlreich und wechseln von wenigen Metern bis zu $1^1/_2$ km und mehr Breite. Auf jeder Insel lebt ein weißer Händler, der für eine Firma in Neu-Seeland Copra einhandelt, auf Fakaofu ein gebildeter Schleswig-Holsteiner Namens Poliens, der in seinen Mußestunden sich mit Mathematik beschäftigt und mit einer Eingeborenen verheiratet ist.

Die Eingeborenen gleichen den Tonganern und Samoanern. Die Männer auf Fakaofu, welche Lister maß, erreichten eine Höhe von 68 Zoll engl. Die Arme waren sehr lang, der Brustumfang bedeutend, was Lister dem fortwährenden Rudern zuschreibt, da die Pflanzungen auf einem Inselchen liegen, welches von den Wohnungen etwa 10 km entfernt ist. Überlieferungen von ihrem Ursprung besaßen die jetzt zum Christentum bekehrten Eingebornen nicht. Die Sprache, der von Samoa verwandt, wie schon H. Hale 1841 bemerkte, ist jetzt offiziell die samoanische. Die mythologischen Überreste, welche Lister noch sammeln konnte, deuten auf dieselben Gottheiten und Vorstellungen wie bei den Samoanern. Von der Entstehung der Erde konnte er noch eine Überlieferung sammeln. Himmel und Meer waren von allem Anfang an vorhanden; der Mensch entstand aus den Steinen der Erde, aus denen er hervorkam wie ein Küchlein aus dem Ei. Zuerst erschienen zwei Männer mit Namen Kava und Singano; nach ihnen gleichfalls ein Mann, Tiki Tiki, dann ein Weib, Tataaga, und von diesen letzten beiden stammen alle Menschen. Ihr Sohn hieß Lu. Noch zu Lus Zeiten hing der Himmel so tief auf die Erde herab, daß die Menschen nicht aufrecht gehen, sondern kriechen mußten. Aber der starke Lu hob den Himmel in die Höhe und sprach dabei: „Hebe dich, hebe dich, Himmel, bis du Gott erreichst." Als er den Himmel so hoch emporgehoben, wie ihm möglich war, rief er die 12 Ecken der Erde zur Hilfe herbei. Da kamen die Winde, die Sturm- und die Wasserhosen und führten das Firmament zu seiner jetzigen Höhe empor. Lu gab den 12 Winden Namen, die bis auf zwei heute noch gebraucht werden. Lu war der erste Mann, der „zu Gott schrie". Mit einem Seile zog er die Bäume und Kräuter aus dem Boden hervor. Auch die Inseln Nukonono, Atafu und Samoa, sowie das Land der Weißen zog er aus der See hervor und befestigte sie durch die Wurzeln der Kokospalmen. Das Land der Weißen kam zuerst zum Vorschein und daher sind sie auch andern Völkern weit voraus. Jedenfalls zeigt diese Schöpfungsgeschichte spätere Zuthaten, wie das Schreien zu Gott und die Erwähnung der Weißen.

An der Spitze der Insel steht ein vom Volke erwählter Häuptling aus der königlichen Familie, die ihren Ursprung auf die ersten Menschen zurückführt. Zwei kleine Inselchen des Atolls sind sein Eigentum. Als Zeichen der Würde trägt er einen Kragen aus Kokosnußblättern. Starb der König, so pflanzte man Kokospalmen, was sonst nicht geschah. Der König wählte die Priester, die Tanlaita, welche die höchste Klasse bildeten. Streitigkeiten schlichtete der Richter, Palapalau, dem dabei der König und die Priester zur Seite standen. Die Strafen waren meist gering, doch kam auch Todesstrafe vor, die z. B. auch auf den Diebstahl von Nahrungsmitteln in Zeiten der Hungersnot stand. Außer den beiden dem Könige gehörigen Inselchen gelten zwei andre als gemeinsames Eigentum, die übrigen waren unter die Einwohner als individuelles Eigentum verteilt. Kinder beerbten ihre Eltern und das Vermögen der letzteren wurde nach dem Alter der Kinder verteilt; je älter, desto größer das Erbteil.

Die Tättowierung hatte einen eigentümlichen Sinn: sie zeigte die Darstellung der verstorbenen Verwandten; so hatte der gegenwärtige König nur sehr rohe Darstellungen von menschlichen Figuren auf seiner Brust, welche verstorbene Verwandte repräsentierten. Auch bloß als Schmuck geltende Tättowierung kommt vor, ist aber in der Abnahme begriffen. Als Musikinstrument kennt man nur die Lala, eine hölzerne Trommel, die jetzt als „Kirchenglocke" dient. Die Waffen waren Keulen aus Stein und Muschelschalen, Speere aus Kokosholz, sowie Bogen und Pfeile. Früher sollen die Insulaner große, zweimastige Kanoes ohne Ausleger besessen haben, die bis 200 Mann fassen konnten. Jetzt sind nur kleinere Kanoes, wie jene auf Samoa, im Gebrauch.

Ein altbirmanisches Gedicht.

Nachstehenden geben wir die Übersetzung eines Gedichtes, welches der birmanische Prinz Nanda Sariya, der Bruder des Königs Narapati Tsittm von Pugan, im Jahre 1167 n. Chr. schrieb, als er, zum Tode verurteilt, im Kerker schmachtete. Die Verse zeugen von einer ungewöhnlich hohen und edlen Lebensanschauung, die den modernen Leser mit Bewunderung erfüllen muß. Das Gedicht ist von Andrew St. John aus der Ursprache ins Englische übertragen und in der Academy (5. Dezember 1891) veröffentlicht. Nach dieser englischen Fassung ist die vorliegende Übersetzung angefertigt. Mit dem Ausdruck „Gesetz", der wiederholt vorkommt, ist Dhammata, das Naturgesetz, gemeint. Unter Karma versteht die buddhistische Lehre den Inbegriff aller früheren und gegenwärtigen, guten und bösen Handlungen eines Menschen, welche sein Lebensschicksal mit Naturnotwendigkeit bestimmen.

Ja, wenn er Reichtum hat erjagt,
Fährt er dahin und ist nicht mehr:
So will's Natur.

In des Palastes goldnem Saal,
Umringt von seiner Großen Schar
Sitzt er vergnügt.

Doch Königsglück, wie Wogenschaum,
Der auf dem Ozean rasch verweht,
Währt ewig nicht.

Und schenkt' er selbst aus Gnaden mir
Das Leben, meine Freiheit ist
Doch Karmas Werk.

Der Menschen Sein hienieden ist
Von Dauer nicht, es welkt dahin:
Das ist Gesetz.

Für fromme Werke und Gebet
Verlang' ich meinen sichern Lohn,
Im Jenseits nicht:

Doch zu ertgehn des Sünders Los,
Drauf hoff' und bare' ich mit Geduld:
Mein Herz ist stark.

Dir, edler König, groll' ich nicht,
Gern sei Verzeihung dir gewährt:
Du bist nicht schuld.

Gefahr und Tod bedroh'n uns stets,
So lang' wir sind auf dieser Welt:
Das ist Gesetz.

Dr. H.

Der Ursprung der Flora Polynesiens.

In einer soeben der Académie des Sciences gekrönten Preisschrift [1]) hat Herr E. Drake del Castillo seine sehr eingehenden Untersuchungen über die Flora Polynesiens und ihre Beziehungen zu den benachbarten Ländergebieten dargelegt. — Eine gewisse Übereinstimmung der Florenbestandteile tritt

[1]) Remarques sur la Flore de la Polynésie et sur ses rapports avec celles des terres voisines; 1 Vol. in 4° avec 7 tableaux. Paris, Masson, 1890.

Digitized by Google

uns auf allen diesen Inselgruppen entgegen, — solche Pflanzenarten, wie sie in allen tropischen Regionen vorkommen, sind hier in geringer Zahl an den Meeresgestaden anzutreffen, in den hochliegenden Thälern, auf den über 500 m hohen Gebirgen haben aber die diesen Inseln eigentümlichen Arten und viele eingewanderte ihren Standort. Namentlich Farne und einige phanerogamische Ordnungen, deren Fortpflanzung und Lebensbedingnisse ähnliche sind, haben sich in den feuchtschattigen Thälern niedergelassen; das Vorwalten holziger Gewächse wird durch die Konfiguration des Bodens bedingt, die einjährigen, zum großen Teil eingewanderten Kräuter, die etwa ein Fünftel der Gesamtmasse ausmachen, verlassen dagegen fast nie die Niederungen. Ungefähr ein Viertel der sämtlichen polynesischen Arten ist indo-malaiischen oder kosmopolitischen Ursprungs, wurde durch natürliche Agentien wie Winde, Meeresströmungen, Vögel dahin geschafft und auch der Mensch hat zu dieser Einwanderung beigetragen, oft sogar zum Schaden der einheimischen Flora.

Daß asiatische Arten vorwalten, stimmt mit der beiderseitigen Lage Asiens und der pacifischen Archipele überein. Bekanntlich steht der bei weitem größte Teil Polynesiens unter der Herrschaft der feuchten Nordwest-Winde und von dieser Seite aus haben die zahlreichen Gruppen dazwischen liegender Inseln den Pflanzenarten auf ihren Wanderungen als Etappenplätze dienen können. Als der wahrscheinlich thätigste Agent für die Vermischung der Arten läßt sich die äquatoriale Gegenströmung bezeichnen, indem sie die von ihr fortgeführten Samen dann rechts und links in die beiden großen, den Stillen Ozean durchziehenden Strömungen zurückwirft. Daß die australische Flora sich nur in geringem Grade an der Bevölkerung der ozeanischen Inseln beteiligt, wird durch die ungünstige Lage dieses Kontinents hinlänglich erklärt. Die wenigen amerikanischen Pflanzenarten, welche bis jetzt in Polynesien beobachtet wurden, finden sich eigentlich nur auf den Sandwichinseln, die für ihre Aufnahme wegen der dort auftretenden Winde und Meeresströmungen auch die geeignetsten waren.

Bezüglich der eigentümlichen, also endemischen Arten weisen selbige, soweit die Phanerogamen hierbei nur in Frage kommen, etwa drei Viertel der Gesamtvegetation auf, doch ihr numerisches Auftreten von einer Gruppe zur andern wechselt.

Wie die meisten der neueren Forscher verwirft Drake del Castillo die Hypothese besonderer Schöpfungszentren und sucht die systematischen Verwandtschaftsgrade der verschiedenen, zur polynesischen Flora gehörenden Elemente mit jenen anderer Erdteile festzustellen. Aus diesen Vergleichungen zieht er dann den Schluß, daß der asiatische und amerikanische Typus in ihren Beziehungen zu einander um so viel stärker vertreten sind, je mehr man sich dem asiatischen oder amerikanischen Zentrum nähert, während der australische und neuseeländische Typus viel geringere Zahlen aufweisen, eine Thatsache, die nicht so fehr der Entfernung als der Verschiedenheit des Klimas zuzuschreiben ist. Der kosmopolitische Typus begreift schließlich die Hälfte der jenen Inseln eigentümlichen Arten. — Aus allen diesen Untersuchungen geht deutlich hervor, daß die Verwandtschaftsgrade der den verschiedenen Archipelen besonders Arten mit den jedem der benachbarten Kontinente eigentümlichen Formen sich in geradem Verhältnis zu der Nähe dieser Kontinente steigern. Es genügen somit die gegenwärtigen Verbreitungsagentien, meint Herr Drake del Castillo, um die Eigentümlichkeiten der polynesischen Flora zu erklären, und die ganz willkürliche Hypothese von dem einstigen Vorhandensein eines in entfernten geologischen Epochen den pacifischen Ozean teilweise ausfüllenden Kontinents müsse daher fallen.

Der fast ausschließlich vulkanische Ursprung dieser Inseln scheint auf eine verhältnismäßig viel neuere Periode, wo eine von der jetzigen wenig verschiedene Pflanzenwelt die benachbarten Festländer bedeckte, zurückzugehen. Jedenfalls ist es von Interesse, die Vorstellung von der Zusammengehörigkeit der Kontinente und der maritimen Becken auch durch die Botanik bestätigt zu sehen.

G—e.

Bücherschau.

A. B. Meyer, Neue Beiträge zur Kenntnis des Nephrit und Jadeit. Abhandlungen und Berichte des kgl. zoolog. und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden, 1890/91.

Der auf dem Gebiete der „Nephritfrage" unermüdlich thätige Verfasser will mit vorliegender Abhandlung dasjenige bekannt geben, was ihm seit 1886, seiner letzten Mitteilung über diesen Gegenstand, an Material und sonst Mitteilenswertem zugeflossen ist. „Es liegt in der Natur der Sache, daß dieses mehr oder weniger disjecta membra sein werden, aber für mich ist es um so weniger ein Anlaß, das Thema nochmals im Zusammenhange zu behandeln, als die von mir vertretene Ansicht der lokalen, nicht fremden Herkunft des Rohmaterials zu den verarbeiteten Gegenständen und der aus diesem Grunde nicht ethnographischen Bedeutung die Frage sich immer mehr, wenn auch langsam Bahn zu brechen scheint." Auch wir teilen und zwar vom geologischen Standpunkte aus diese Auffassung des Verfassers, möchten aber gerade aus geologischen Gründen uns gestatten, einige Bedenken zu äußern, welche daraus entspringen, daß der Verfasser und seine geschätzten Mitarbeiter vielleicht ein allzu großes Gewicht auf gewisse strukturelle und mineralogische Unterschiede legen, um danach die Nephrit- und Jadeitfunde auf lokale Ursprungsgebiete zu verteilen, die vielleicht in solcher Anzahl gar nicht vorhanden sind. Nephrite und Jadeite sind nach ihrem Ursprung Glieder der Formation der kristallinen Schiefer, speziell Glieder der Pyroxenit- und Amphibolitfamilie, welche beide nach Struktur und Zusammensetzung zu den abwechselungsreichsten Gesteinen gehören, die wir überhaupt kennen. Wer Gelegenheit gehabt hat, gerade diese Gesteine in der Natur und am Mikroskopiertisch Jahre hindurch zu studieren, wird wissen, daß es oft schwer ist, aus demselben Lager auch nur zwei in Struktur und Zusammensetzung vollkommen übereinstimmende Handstücke zu schlagen. Die Wirkungen der Dynamometamorphose können die äußeren Teile eines Lagers vielleicht intensiv geschiefert, chloritisiert oder uralitisiert haben, während der Kern noch massiger Pyroxenfels ist. Damit soll aber nicht geläugnet werden, daß bei aller Variabilität Vorkommnissen eines gemeinsamen Ursprungsgebietes gewisse Merkmale eigentümlich sein können, die solchen anderer Gebiete fehlen. Es macht uns aber den Eindruck, als ob es derartiger sicher leitender Merkmale, wie z. B. die Chloritführung der kyklinischen Nephrite, zur Unterscheidung der Nephrite und Jadeite nach geschlossenen Ursprungsgebieten nicht viele giebt. Da im Übrigen die „Nephritfrage" im Prinzip gelöst ist, erheben wir gar nicht Anspruch darauf, daß unsern Ausstellungen großes Gewicht beigelegt werde. Auch hindern uns diese nicht, gleichfalls vorliegende neueste Abhandlung des Verfassers als einen wichtigen Beitrag zur Nephritforschung zu bezeichnen. Die hauptsächlichen Resultate lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen: 1. Der sogenannte Gökoe-Nephrit in den Museen von Aachen, Bonn, Breslau und Halle kommt vielleicht von Schwemsal. — 2. Bei Leipzig ist kein Nephrit gefunden worden. — 3. Die Nephritgeschiebe von Ahlgen, Cuckow, Potsdam und Schwemsal liegen in einer NNO—SSW-Linie, wie alle nordischen Geschiebe dieser Gegenden. — 4. Auf Jona (Hebriden) kommt kein Nephrit vor. — 5. Es giebt in China noch andre Quellen für Nephrit und Jadeit, als die zentralasiatischen und hinterindischen. — 6. Die Nohjadeite von St. Marcel, Val d'Aoste und Ouchy (Italien und die Schweiz) sind echte. Ein Jadeitknollen vom Rheinland gleicht bekanntlich dem Jadeit von St. Marcel. — 7. Zwei Jadeitbeile vom Rheinland und Elsaß

Digitized by Google

gleichen mitteleuropäischen und nordfranzösischen. — 8. Der verarbeitete Nephrit von Weimar zeigt seinen eigenen Charakter (Feinschieferigkeit), was auf lokale Herkunft des Rohmaterials weist. — 9. Auch in Südtirol kommt Nephrit und Jadeit, wahrscheinlicherweise aus lokalen Fundstätten verarbeitet, vor. — 10. Jadeitbeile scheinen über ganz Italien verbreitet, Nephritbeile auf Kalabrien beschränkt zu sein, was auch für die lokale Herkunft des Rohmaterials spricht. (Der Begriff „Jadeit" ist hier etwas weit gefaßt, indem die verschiedensten dichten granat-, zoisit- und lauffarbigen Pyroxengesteine einbegriffen worden sind, die sicherlich zwar aus den leistallinen Schiefergesteinen der apenninischen Halbinsel entstammen, in gleicher Weise aber auch anderen ähnlichen Gebieten, wie dem Schwarzwalde, den Alpen, dem niederösterreichischen Waldviertel, dem bayerisch-böhmischen Waldgebirge, Fichtel- und Erzgebirge, nicht fremd sein dürften. D. Ref.) — 11. Sizilischer verarbeiteter Nephrit trägt zum Teil einen ausgesprochenen eigenen Charakter (stehen von Schieferung, Gehalt an Chlorit), was seine lokale Abkunft beweist. — 12. Die kleinasiatischen und die denen benachbarten Nephrit- und Jadeitbeile haben mehr oder weniger ihren eigenen Charakter, das Rohmaterial kann stammt wahrscheinlich aus verschiedenen lokalen Quellen. — 13. Die Rohmaterial der Geräte vom Ofklap (Tschuktschen Halbinsel) ist lokalen Ursprunges aber stammt aus nächster Nachbarschaft. — 14. Der Nephrit eines japanesischen Beiles hat seinen eigenen Charakter (schiefriges Gefüge, feine Einschlüsse) was lokale Herkunft des Rohmaterieles anzeigt.

Dr. A. Sauer.

Prof. Dr. W. Schneider, Die Religion der afrikanischen Naturvölker. Münster i. W., Aschendorff, 1891.

Das Hauptstück von den Religionen der Naturvölker ist eines der schwierigsten in der ganzen Völkerkunde. Und daran ist vor allem die mangelnde Sprachkenntniß der Beobachter, sowie deren meist zu kurzer Aufenthalt unter dem beobachteten Volke schuld. Bei Missionaren, die Kenntnisse der Sprache erlangten und auch lange Zeit an Ort und Stelle waren, ist die Belangenheit häufig Ursache, daß sie finden, was sie suchten, Reste des Gottesbegriffes im christlichen Sinn, an welche sie ihre Thätigkeit anknüpfen können. Es ist stets, namentlich bei den aus dieser Quelle fließenden Nachrichten, eine scharfe Kritik anzuwenden, denn zu oft hat sich schon gezeigt, daß die christlichen Einflüsse, namentlich in Amerika und der Südsee, die Naturvölker in hervorragender Weise bezüglich ihrer religiösen Ausdrücke beeinflußt haben und daß ihre kleinen Dämonen und Götzen sprachlich zu hervorragenden Wesen aufgebauscht wurden. Wir wissen jetzt, daß der „große Geist" der Rothäute z. B. niemals existiert hat, daß er keine Entstehung den Missionseinflüssen der Jesuiten in Kanada verdankt.

Mit vieler Sachkenntniß und reichem Quellenstudium, das zumal auf Reisewerken und Missionsberichten beruht, wie ethnographischen Zeitschriften Englands, Frankreichs u. s. w., die gute Ausbeute liefern, schien — ist Prof. Schneider an das mühevolle Werk herangetreten, die Religionen der Negritier zu behandeln. Daß der Bau, wie er jetzt sich gestaltet hat, für spätere Zeiten auch dauern wird, ist schwer anzunehmen, denn wir auch mit Dank das Gelesstete anerkennen. Die Gliederung des Buches ist folgende: 1. Gottesbewußtsein, Schöpfungs- und Urstandsfrage. 2. Pessimistisch-spiritistische Naturauffassung. 3. Fetischismus und verwandte Arten des Aberglaubens. 4. Hexenwahn und Hexenverfolgung, Gottesurteile. 5. Unsterblichkeitsglauben. Prof. Schneider ist redlich gewillt, ein objektives Urteil zu gewinnen gegenüber den „in der Finsternis des Heidentums schmachtenden" Afrikanern und er weis selbst, trotz seines spezifisch-christlichen Standpunktes, dem Einflusse des Islam auf die Schwarzen gerecht zu werden. Ein so umfangreiches und vielseitiger Deutung zugängiges Kapitel, wie das vom Verfasser behandelte, könnte nur gerecht in einer langen Reihe von Aufsätzen besprochen werden, wozu der Raum hier mangelt. Daher möge diese kurze, nachdrücklich auf den Wert der Arbeit hinweisende Anzeige genügen. Warnen möchten wir aber nach vor dem S. 25 Gesagten, wonach die Zulu aus Juden, Regen und Aeabern hervorgegangen sein sollen — eine Ansicht, die ebenso verkehrt ist, wie die Verlegung das Ophir nach Südostafrika.

A. Andree.

Eberhard Graf zu Erbach, Wandertage eines deutschen Touristen im Strom- und Küstengebiet des Orinoco. Leipzig, Thomas, 1892. Mit 20 Abbildungen und zwei Karten.

Der Verfasser bereiste 1888/87 (?) Venezuela und sah von diesem Lande die Nordküste zwischen Trinidad und La Guaira, diese Stadt, sowie Caracas und ihre nächsten Umgebungen, endlich den Orinoco bis Ciudad Bolivar, im Grunde also nur diese drei Städte, sowie Carúpano; wie denn auch das 460 Seiten starke Buch in die drei Abschnitte: „Von Trinidad nach La Guaira", „Caracas" und „Am Orinoco" zerfällt.

Trotzdem ist das Leben und Treiben des Volkes, welches fast ausschließlich geschildert wird, im ganzen richtig erkannt und trotz mancher leisen Spottes anerkennen gewürdigt in seinen guten Seiten anerkannt worden, was um so mehr hervorzuheben ist, als die Grundanschauungen des fränkischen Edelmannes mit den in Venezuela überall stark hervortretenden hyperdemokratischen Einrichtungen und Grundsätzen nicht harmonierten. Abgesehen von einer etwas zu stark hervortretenden Betonung des Geschlechtlichen sind die Schilderungen angenehm zu lesen und im ganzen den Verhältnissen entsprechend.

Besonders eingehend werden die architektonischen und künstlerischen Denkmäler von Caracas behandelt und in die großen Kapiteln die Geschichte der Losreißung Venezuelas von Spanien besprochen.

Die Pflanzenpracht am Orinoco wird mit begeisterten Worten, teilweise mit Überschwenglichkeit geschildert, an welcher Eigenschaft der Stil überhaupt reich ist; den Deutschen im Lande werden zwei besondere Kapitel und überhaupt viele Bemerkungen gewidmet. Wissenschaftliche Bedeutung hat das Wert nicht, die klimatischen Anschauungen sind teilweise (z. B. Entstehung der Passate) fehlerhaft und die Temperaturangaben nach Villaviencia, der sie wieder aus Codazzi entnimmt, ganz unbrauchbar; die Schreibart der Namen, z. B. Guyana, läßt zu wünschen übrig, die Nennung dieses Wortes von Guaimia ist falsch; das Land heißt nach den Guayanas Indianern. Die Abbildungen sind treu, aber mehrfach undeutlich. Die Entnahme der Abbildung S. 336 aus Appun. Unter den Tropen I, 381, hätte bemerkt werden müssen. Die zweite Karte giebt einen völlig falschen, ungeheuer übertriebenen Begriff von dem Handelsgebiete von Ciudad Bolivar. Die neueren Arbeiten Chaffanjons über den Orinoco und des Referenten über Venezuela hätten dem Verfasser bekannt sein müssen.

Leuten, welche keine wissenschaftlichen Anforderungen an das Buch stellen, wird dasselbe wegen seiner vielfach fesselnd geschriebenen Schilderungen zusagen.

W. Sievers.

Jakob Messer, Sternatlas für Himmelsbeobachtungen. Darstellung alle bis zum 35. Grade südlicher Deklination mit blaßen Augen sichtbaren Sterne ꝛc. Eine große Übersichtskarte und 26 Spezialkarten mit 12 Bogen erläuterndem Text und 37 Abbildungen. St. Petersburg, Karl Ricker, 1888.

Der angezeigte Sternatlas ist für weitere Kreise bestimmt und wendet sich hauptsächlich an astronomische Beobachter, die mit Hilfe mittlerer Fernrohre eine nähere Bekanntschaft mit dem Sternhimmel zu machen gedenken. In den Karten sind die interessanten und merkwürdigen Veränderlichen, Doppelsterne, Nebelflecke und Sternhaufen verzeichnet, die mit bloßen Augen, mit einem Opernglase oder mit kleinen Fernrohren gesehen werden können. Im ausführlichen, sehr gut angelegten Texte, der sich an die Karten anschließt, findet der Beobachter neben einer kurzen Uranometrie der Fixsterne alles, was er zum Verständnis der im Atlas angeführten Objekte verlangen kann. Das Format, Großoktav nach Art der Taschendrucker, ist sehr handlich und bequem. Der Text wird mit einer großen Anzahl guter Abbildungen der besprochenen Gegenstände begleitet. Der Preis, 10 Mark, ist in Hinsicht der guten und sorgfältigen Ausstattung und der sorgfältigen Ausführung sehr mäßig.

Gs.

William Woodville Rockhill, The Land of the Lamas. Notes of a Journey through China, Mongolia and Tibet. London, Longmans, 1891.

Zahlreiche Reisende sind seit den beiden Missionaren Huc und Gabet aufgebrochen um Lhasa, die heilige Hauptstadt Tibets, zu erreichen. Aber englische, russische, österreichische und französische Reisende haben sich deshalb vergeblich bemüht, und wie ihnen ist es auch dem Amerikaner Rockhill ergangen. Auch dieses Buch verzeichnet, was die Erreichung des Zieles betrifft, einen Mißerfolg. Und doch ist kaum einer seiner Vorgänger so gut vorbereitet gewesen wie Rockhill. Er lebte schon eine Reihe von Jahren in China, das er genau kannte; seine amtliche Stellung als Gesandtschaftssekretär der Vereinigten Staaten in China hatte ihn vertraut gemacht mit allen Feinheiten der chinesischen Diplomatie, durch Studien war er mit Tibet genau bekannt, viel hatte er mit tibetanischen Lamas verkehrt, die nach Peking gekommen waren, und er redete das Tibetanische in dem Dialekt, wie er in Lhasa gesprochen wird. Der Gouverneur von Schang, ein Abt aus dem großen tibetanischen Kloster Troschilunpa, erklärte dem Reisenden, er müsse in Tibet gewesen

Digitized by Google

sein, denn wie könne er sonst die Sprache so genau kennen? Sitten und Gebräuche des Landes waren ihm gelassig und selbst sein Aeußeres schmeigte sich den Tibetanern an. „Ich erinnere mich, schreibt Rockhill, daß ich einst einen Tibetaner fragte, wie ich wohl aussehen würde, wenn ich seine Kleider anlegte? Er antwortete mir, daß ich einen sehr hübschen Tibetaner abgeben würde, denn ich hätte große Ohren und eine dicke Nase." Mit vergnügtester Eitelkeit fügt Rockhill hinzu: in Tibet gelten große Nasen für schön.

Trotz aller dieser natürlichen und erworbenen Eigenschaften gelang es nicht, das Ziel zu erreichen. In Lusar, in der Region des Koko-nor erbat sich ein Chalkas-Mongole, der für eine Inkarnation Buddhas galt, Rockhill nach Lhasa zu bringen; doch der Plan zerschlug sich. Später, als er nur noch 50 Tagereisen von der heiligen Stadt entfernt war, wollte ihm ein Häuptling aus Tsiadam hilfreich sein, doch müsse eine Schutzwache von 20 Mann angeworben werden; dadurch wurden Rockhills eigene Begleiter erschreckt, weigerten sich, mitzugehen und da er andre Begleiter nicht anwerben konnte, so wurde das Ziel abermals nicht erreicht. Der Häuptling von Tsiadam erklärte auch, eine Expedition von 20 Aussen mit einem weißbärtigen Manne an der Spitze habe Lhasa schon erreicht, was jedoch auf eine Mystifikation hinauskäuft. Rockhill schmiedete neue Pläne. Er wollte versuchen, auf dem südlichen Wege nach Assam zu vorzudringen, auf der Route, auf der schon zuvor Prschewalski einen Versuch gemacht hatte, und welcher einer der von der indischen Landesaufnahme ausgesandten Eingebornen bis Tatschien-lu gelangt war. Ein zweiter Reisch gewordener Buddha beherrschte ihn hierin durch günstige Prophezeiungen. Der Heitige war ein 19jähriger, eleganter, in gelbe Seide gekleideter Jüngling, den ein Rasiermesser, ein Spiegel und ein Stück Seife günstig gestimmt halten.

Wenn auch Rockhill nie näher als auf 650 km an Lhasa herankam, so ist doch seine Expedition keineswegs ergebnislos verlaufen. Seine sorgfältigen und geteilten Beobachtungen, die er während seiner Reise zum Kolo-nor machte und während seines langen Aufenthalts am Blauen See, bringen viel Neues zur Geographie der wenig bekannten Gegenden. Wir erhalten Vervollständigungen und Verbesserungen zu den Forschungen Prschewalskis und des unter A—K bekannten indischen Panditen. Gleich V. C. ist er der Ansicht, daß Prschewalski den Lazarisen Hue viel zu hart beurteilt hat, ja, er zeigt, wie Prschewalski selbst in einigen Fällen nicht frei von Uebertreibung geblieben ist.

Als Reiseleitüre gehört Rockhills Buch sicher zu den besseren seiner Art, denn er versteht es, lehrhaft und anschaulich zu schildern, so daß wir die Landschaften und Menschen greifbar vor uns sehen. Selbst dann, wenn der Weg lange durch teaurige Wüstenöden zieht, wird der Verf. niemals langweilig. Mühsam wendet sich die Karawane durch schneebedeckte Höhe von fast 5000 m Höhe oder wir sehen sie in gebrechlichen Fahrzeugen über hochgeschwollene Ströme setzen. Wieder zieht sie durch liebliche grüne Thäler, die an die Schweiz erinnern, wäre nicht das unerwünschte Volk ein andres und zögen nicht Yaks mit Riegeltee beladen dahin, oder wollten nicht in der Ferne die weiten und roten Mauern eines Lamaklosters. Dort bewundern sie die goldenen und silbernen Gefäße, die zahlreichen Götzenbilder, die schön gemalten Handschriften, die seidenen Gewänder im Schauhause. Rockhill hat Blätter gebrochen von dem berühmten heiligen Baume in Kumbum, der vor mehr als 500 Jahren aus dem Haar des großen buddhistischen Reformators Tjong-ka-pa hervorwuchs. Viel bunter, als wir uns gewöhnlich vorstellen, erscheinen die Menschen im östlichen Tibet, durch deren drängende Menge der Reisende sich oft nur mit dem Ellbogen Raum schaffen konnte: schlanke Tibetaner von Lhasa in dunkelm Samtgewändern mit Leopardenfell garniert, wild aussehnende Männer mit roten Mützen, in schmutzigen Schafpelzen mit hohen Stiefeln und Säbeln im Gürtel, Lamas in roten oder, wenn besonders heilig, in gelben Seidenkleidern mit vergoldeten und tadierten Hüten, den Vorüberziehenden Segen spendend. Ueberall aber, wohin Rockhill kam, wurde er ausgefragt nach Indien und den Plänen, welche das „buriatische Königreich", wie man Rußland nannte, mit Bezug auf Tibet habe.

S. W.

Aus allen Erdteilen.

— Die Bevölkerung Alaskas ließ sich bei den eigentümlichen Verhältnissen und großen Entfernungen in dem teilweise noch unerforschten Lande nicht mit derselben Sicherheit beim letzten Census feststellen, wie in den übrigen Teilen der Vereinigten Staaten. Das jetzt vorliegende Ergebnis beschränkt sich auf die „Sommerbevölkerung", welche eine große Anzahl in der Fischindustrie zeitweilig beschäftigte Weiße und Chinesen mit einbegreift. Die Gesamtbevölkerung stellt sich auf 31795 Köpfe, darunter 4303 Weiße, 1819 Mischlinge von russischen Vätern und eingeborenen Müttern, 23274 Indianer, 2287 Mongolen (Chinesen und Japaner) und 112 Unbestimmte. Was die Indianer betrifft, die 73,2 Proz. der Bevölkerung ausmachen, so sind unter dieser Rubrik gezählt 12784 Eskimo, 4739 Tlinkiten, 3441 Athabasken, 968 Aleuten, 957 Tsimpsian und 391 Haida. Diese geringe Bevölkerung verteilt sich über einen Flächenraum von 1376000 qkm. Gegenüber dem Census von 1880 zeigen die Weißen eine Zunahme von 2117 Köpfen, sie haben sich verdoppelt, die Eskimo zeigen eine Abnahme um 4833, die Aleuten um 1177, die Tlinkiten um 2024, die Athabasken um 486, die Haida um 397. Wie weit hierbei Fehler in der schwierigen Aufnahme stattfanden, läßt sich allerdings nicht feststellen.

— Französisches aus der Bayerischen Pfalz. Die linksrheinischen Pfälzer sind nach Abstammung und Gesinnung ein gut deutscher Stamm; trotzdem hat sich bei ihnen mehr als in andern deutschen Gauen — abgesehen von den Reichslanden — Französisches in der Sprache erhalten. Das ist zurückzuführen auf die Grenzlage gegen Frankreich, auf geschichtliche Verhältnisse und auch auf die Beimischung französischen und wallonischen Blutes. Wallonen führten das Tuchgewerbe in die Pfalz ein und brachten durch ihren Gewerbefleiß das durch die schweren Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts hart betroffene Land wieder in Aufschwung. Unter dem Pfälzer Kurfürsten Friedrich III. und seinem Sohne dem Pfalzgrafen Johann Kasimir wanderten zahlreiche Hugenotten ein, die sich namentlich in St. Lambert, Otterberg, Frankenthal, später auch in Annweiler niederließen. Das wallonische, noch erhaltene Zunftbuch von St. Lambrecht enthält 160 wallonische Namen und wurde bis 1708 in französischer Sprache geführt. Damals schon war die Germanisierung eingetreten. Im Anfange des 18. Jahrhunderts wanderten französische Seidenweber ein und auch 1794 bis 1815, als die linksrheinische Pfalz unter französischer Herrschaft stand, fand noch französischer Nachschub statt. Heute aber haben die Nachkömmlinge dieser Wallonen und Franzosen alles Französische abgestreift und es erinnert nichts mehr an ihren Ursprung, als die Namen und eine große Anzahl in der Mundart haften gebliebener französischer Wörter und Redensarten.

Prof. Ph. Keiper in Zweibrücken hat in einer kleinen Schrift (französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund, Kaiserslautern 1891) diese Namen und Redensarten fleißig zusammengestellt und erläutert. Danach zeigen diese Namen eine der französischen Aussprache angepaßte phonetische deutsche Schreibweise, sind also in dieser Hinsicht meist sehr entstellt. Im ganzen hat Keiper etwa 450 französische Familiennamen festgestellt, die für 6000 Personen gelten unter einer Gesamtbevölkerung von 700000.

Was französische Wörter und Redensarten betrifft, so sind sie, aus den oben angeführten Gründen, im Munde des Pfälzers häufiger als bei andern deutschen Stämmen, doch

Digitized by Google

findet neuerdings eine bemerkbare Abnahme statt. Namentlich in Landau, daß 150 Jahre unter der Fremdherrschaft stand, ist viel süßen geblieben, die französische Gesetzgebung (Code Napoléon), die Einreihung der Pfälzer in das französische Heer mit seinen Gloirerinnerungen begünstigten die Ausbreitung französischer Brocken, die mit dem Alsterben der französischen Veteranen oft auch wieder abstarben. Vieles ist aber fest eingewurzelt und wird nicht leicht schwinden, manches ist bereits zum Lehnwort geworden. Aus dem reichen Verzeichnis Keipers mögen hier einige dieser französischen Wörter und Redensarten der Pfälzer in ihrer mundartlichen Umgestaltung angeführt sein. Amblochierder (employé), Beamter. Ambulchur (embouchure), Mundstellung beim Blasen eines Musikinstrumentes. Aduudl (andouille), eine Art Wurst. Bambuschl (von bambocher), Zechgelage. Sfuri (souris), Maus im liebkosenden Sinne. Bulwersman (bouleversement), Wirrwarr. Defor (défaut), Versäumnisurteil. Gascho (cachot), Gefängnis; der Gefängniswärter heißt Dralsie Wert (treillis, Gitterwerk). Tinik (tunique), Oberkleid. Erlowveren (recouvrer), sich erholen. Hangar (hangard), Wagenschuppen in Landau. Mick (mécanique), Bremse am Wagen. Powele (paver), pflastern. Brosserwerbal (procès verbal), Protokoll. Rail (ruelle), schmale Gasse. Das meiste dieser ungewöhnlichen Fremdwörter in Landau. Dies nur eine kleine Auswahl aus den von Keiper angeführten Fremdwörtern, von denen viele jedoch im Schwinden begriffen sind.

— Mannaregen in Kleinasien. Die Science (Nr. 418 v. J. 1891) berichtet über einen neuen Fall von Mannaregen, der in einem Umkreise von 10 km in der Gegend von Merdir und Diabekir niedergegangen ist. Die Körner sollen von einer Flechtenart (Lecanora esculenta) herstammen, welche in der Tartarei und in der Kirgisensteppe in sonst vegetationsarmen Gegenden vorkommt. Dem äußeren Ansehen nach sahen die Körner, welche von den Einwohnern gesammelt und zu Brot verwendet wurden, Geschieben ähnlich und sollen sogar schwer von diesen zu unterscheiden sein.

— Über die belangreichen Ausgrabungen in der Umgebung von Odenburg ist in den letzten Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Heft IV bis VI) ein reich mit Abbildungen ausgestatteter Aufsatz von Prof. Ludwig Bella und Dr. Otto Müller erschienen. Daß die Umgebung von Odenburg reich an prähistorischen Überresten sei, ist schon seit mehreren Jahren bekannt. Eifriger werden die Ausgrabungen jedoch erst seit 1887 betrieben, und jedes Jahr kommen neue Funde zutage, welche die vorhergehenden in den Schatten stellen. Von den Urnen mit figürlichen Darstellungen erscheint bereits eine abgebildet. Andre noch weit merkwürdigere werden demnächst besprochen werden. Die figürlichen Darstellungen an der obenerwähnten Urne kommen nur am Hasse vor, und sind von — fast möchte man sagen — komischer Kindlichkeit. Der Innenrand, sowie der Bauch der Urne ist reich mit Ornamenten verziert, die jedoch nur aus Strichen oder Kreisen bestehen, aber eine sehr gefällige Zeidnung bilden. Die sogenannten Mondfiguren mit vier Füßen und in Tierköpfen anslaufenden Hörnern werden im erläuternden Texte als „Mond-Idole" bezeichnet. Auffallend ist es jedoch, daß im selben Hefte in einem Aufsatze von Dr. Rudolf Meringer über das Bauernhaus ganz analoge Formen als Feuerböcke gedeutet werden. Nach dem Situationsplane muß die Wallburg bei Odenburg einst von großer Bedeutung gewesen sein, wofür auch die große Anzahl der Tumuli außerhalb derselben und die Mannigfaltigkeit der Fundstücke spricht. Ein großer Teil derselben ist bereits restauriert, und teils im Odenburger, teils im Wiener Hofmuseum aufgestellt.

— Eine lebende ethnographische Ausstellung wird auf der Weltausstellung zu Chicago durch das Indianeramt der Vereinigten Staaten eingerichtet. Auf dem zwei Acker großen Grunde werden Vertreter der verschiedenen Indianerstämme nebst ihren Wohnungen und Waffen zu sehen sein; die Navajos sollen ihre Deckenweberei, die Zunis ihre Töpferei u. s. w. zeigen.

— Die Rosinenerzeugung in Kalifornien hat derart zugenommen, daß es jetzt das erste Produktionsland für dieselbe ist. Die ersten Rosinen entstanden zufällig, als man in dem sehr heißen Jahre 1877 die Trauben in Fresno zu lange hängen ließ. Sie fanden in San Francisco als Perurosinen guten Absatz und man warf man sich auf diese Industrie. Die Trauben werden einfach auf hölzernen Hürden getrocknet und dann verpackt. Im Jahre 1888 erzeugte Kalifornien schon 1 Million Kisten Rosinen; jetzt bereits $1^1/_2$ Millionen. Haupterzeugungsplatz ist Fresno geblieben.

— Dr. Wilhelm Junker, der um die Kunde Nordostafrikas hochverdiente Reisende, starb am 13. Februar 1892 zu St. Petersburg im 51. Lebensjahre. Der Wunsch, Forschungsreisen zu unternehmen, reifte in ihm, wie er selbst schreibt, während eines längeren Aufenthalts auf Island im Jahre 1869. Die Jahre 1873 und 1874 brachten ihm auf Nundreisen in der Regentschaft Tunis die ersten nötigen Erfahrungen für die Reisen in arabischen Ländern. Dabei begegnete es ihm, daß er in der algerischen Grenzfestung Tebessa als deutscher Spion verhaftet und nach Tunis zurückgeschoben wurde. Bestimmend für seine künftige Thätigkeit wurde die Bekanntschaft mit Nachtigal, Rohlfs und Schweinfurth, dem glänzenden Dreigestirn deutscher Afrikaforscher, mit denen er im August 1875 auf dem geographischen Kongreß in Paris zusammentraf. Nach der Beratung mit diesen trat er seine erste Reise in den ägyptischen Sudan an, die in die Libysche Wüste, das Natronthal, das Bárakathal, nach Semnaar, an den Sobat, zum Weißen Nil, in das Land der Makalaraka und Mittu führte. Im September 1878 befand er sich, mit reichen Forschungsschätzen beladen, wieder in Kairo. — Es folgte hierauf seine von 1879 bis 1886 währende große Reise, in welcher Junker zum Entdecker im Gebiete der rechten Kongozuflüsse wurde, jene auch im „Globus" ausführlich geschilderte Reise, von der die Rückkehr nach Sansibar durch den Aufstand des Mahdi bedingt wurde. Die kartographischen Ergebnisse derselben sind niedergelegt in „Petermanns Mitteilungen"; das Reisewerk selbst, eine ausgereifte und durchgearbeitete Frucht, erschien später unter dem Titel: Dr. Wilhelm Junkers Reisen in Afrika 1875/86 (3 Bände, Wien 1889/91). Als Reisender steht Junker ebenbürtig neben seinem Vorgänger Georg Schweinfurth, er war reich und gründlich mit Kenntnissen ausgestattet, ein liebenswürdiger und bescheidener Mann von freundlich gewinnendem Wesen. Sein dem Reisewerke vorgeheftetes Bildnis giebt seine angenehmen Züge außerordentlich treu wieder. A.

— Klimaschwankungen in Nordamerika. Nach der Meteorologischen Zeitschrift (v. Sept. 1891) fand Woeikof, daß die Daten über das Zufrieren des Hudson mit den Brücknerschen 35jährigen Perioden nicht übereinstimmen. Auch aus den Petersburger Daten soll nur ein Alternieren kälterer und wärmerer Perioden abgeleitet werden können, deren Dauer aber zwischen 6 und 18 Jahren schwankt.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 10.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Die Elemente der mosleminischen Bevölkerung in der Regentschaft Tunis.

Von Rudolf Fitzner. Tunis.

(Mit einer Karte.)

Den Grundstock der Bevölkerung Nordwestafrikas bilden die Massen berberischer Völkerschaften, welche aus der Verschmelzung eines zwiefachen, aus verschiedenen Richtungen eingetroffenen Wanderstromes, dem einer blondhaarigen und hellhäutigen und einer schwarzhaarigen und dunkelhäutigen Rasse entstanden und anscheinend in eine nahe Verbindung mit den iberischen, etruskischen und pelasgischen Völkern zu bringen sind.

Die uralte Uneinigkeit, das Unwesen der Coffs, welches bis auf den heutigen Tag besteht, hinderte die Berber, eine eigene, starke Nation zu bilden, welche mit den großen Kulturvölkern im Mittelmeerbecken in Wettbewerb hätte treten können. Dem Coff sukâni, den Bewohnern der Berge, steht der Coff tahâni, die Bewohner des flachen Landes, gegenüber, und selbst im kleinen Stammverbande, im engen Kreise der Familie öffnet sich der klaffende Spalt der Zwietracht, der Brüdern die Waffen gegeneinander in die Hand drückt.

Als die sidonischen und nach ihnen die tyrischen Kaufherren auf ihren abenteuerlichen Fahrten nach den fernen, nebelumwallten Zinninseln den afrikanischen Strand an der kleinen Syrte betraten, wurde es ihnen unter listiger Benutzung der ewigen Parteistreitigkeiten leicht, in den libyschen Landen festen Fuß zu fassen und vereinzelte Handelskontore zu gründen, welche durch ihre günstige Lage den wichtigen Verkehrsstraßen nach Südgallien, Hispanien und Britannien eine bedeutende Unterstützung gewährten.

Der Einfluß, welchen diese ersten phönikischen Niederlassungen auf die berberische Bevölkerung ausübten, ist ein kaum nennenswerter geblieben. An der Küste entlang waren auf den späteren Stadtstellen von Hippo Zarytus, Utica, Hadrumetum, Leptis minor u. a. befestigte Warenlager errichtet worden, und der Verkehr ihrer Insassen mit der umwohnenden Landbevölkerung beschränkte sich nur auf ein Tauschgeschäft, in welchem die Erzeugnisse des Landes: Getreide, Datteln, Wolle, Felle, Wachs und Honig gegen Schmuck, Waffen und Geräte, welche aus den Werkstätten eines kulturell höher entwickelten Volkes hervorgegangen, eingehandelt wurden.

Nach den Berichten der alten Geographen (Herodot u. a.) saßen im Süden der kleinen Syrte die Troglodyten, auf der Insel Meninx (Djerba) und dem benachbarten Festlande die Lotophagen, am Gestade bis zu den Schottbecken die Machlyer und im Norden derselben die Maxyer, Asben, Zaneken und Ghyzantes.

Eine Änderung in den Verhältnissen trat ein, als die tyrische Fürstin Elissar (Dido) nach der Ermordung ihres Oheims Sicharbaal mit dessen Anhängern und Schützen nach Nordafrika flüchtete und auf einem die einstige sidonische Kolonie Kambe beherrschenden Hügel die Byrsa der Neustadt erbaute. Die früheren phönikischen Ansiedler hatten selten oder nie die Absicht gehabt, sich an der fernen Barbarenküste einen bleibenden Wohnsitz zu gründen, sie waren ins Land gekommen, um hier einen schnelleren und leichteren Erwerb zu finden, und warteten nur mit Ungeduld darauf, daß ihnen ihre Mittel gestatten würden, in der Heimat Erholung und Ersatz für die in der freiwilligen Verbannung erlittenen Entbehrungen zu suchen.

Anderß die neue Siedelung. Hier waren es Landflüchtige, die eine neue Heimat suchten, Männer und Jünglinge aus den edelsten Familien, von mächtigem Thatendrange erfüllt und geführt von einer ehrgeizigen und energischen Fürstin. Durch Bestechung und List, heimliche und offene Gewalt suchten die neuen Einwanderer die libyschen Völker ins Innere zurückzudrängen und das Gebiet um die Neustadt, die Karta Hadeska, auszudehnen.

Diese Teile ihrer erweiterten Machtsphäre selbst zu kolonisieren, waren die Karthager numerisch zu schwach und zogen deshalb kanaanäische und israelitische Auswanderer ins Land, welche echtere nach der Zertrümmerung des Zertrümmerreiches gern ihrem Rufe folge leisteten. Wenn diese semitischen Zu-

Digitized by Google

züge sich auch in dem räumlich beschränkten, von ihnen bewohnten Gebiete mit den Berbern vermischten und ein neues Volk, die Libyphönikern, bildeten, so ist doch der Anteil, den die Semiten an dieser Stammbildung hatten, als ein nur recht geringer zu betrachten. Die Israeliten pflegen bei inniger Berührung mit andern Völkerschaften Sitten und Gebräuche, Sprache und Tracht ihrer neuen Nachbaren und Lebensgefährten anzunehmen und nur allein den Glauben ihrer Väter als einzige Erinnerung an ihre Abstammung zu bewahren. So geschah es auch hier, die semitischen Elemente gingen in den Berbern auf, jedoch die Lehre Jehovas verbreitete sich über die Grenzen des libyphönikischen Distriktes und drang selbst in die schwer zugänglichen Berge der Aures, wo dieselbe noch nach Jahrhunderten treue Anhänger besaß. Wie die Sage berichtet, soll die stolze Berberkönigin Damia-Bent-Tabeta-Ben-Yefak, die „Kahina" (Prophetin) genannt, welche der arabischen Invasion die letzte, entschiedene Gegenwehr entgegensetzte, zum Gotte Israels gebetet haben, und noch heute trifft man im Nagreb vereinzelte Nomadenstämme jüdischen Glaubens.

Auch die Einwirkung der Karthager auf die Berber war trotz einer durch Jahrhunderte währenden Herrschaft eine nur unbedeutende. Wiewohl die karthagische Gesetzgebung die Vermischung der beiden Rassen begünstigte, so wurde dennoch diese Absicht durch die ablehnende Haltung, welche die vollblütigen, phönikischen Familien den Abkömmlingen aus solchen Mischehen im privaten, wie im öffentlichen Leben entgegenstellten, völlig paralysiert. Überdies reichte der kulturelle Einfluß der Karthager, welche vornehmlich das fruchtbare Küstengebiet besetzt hatten, nicht weit ins Innere des Landes, wo nur wenige befestigte Plätze die bedeutendsten Karawanenstraßen sicherten, und die kriegerischen Berberstämme der Berge verhielten selten genug in friedlicher Weise mit den Herren der Küste.

Wie die ersten phönikischen Ansiedler, so wußten auch die Karthager die Parteisucht und Kampflust der Berber trefflich auszunutzen und hetzten durch hinterlistig angesponnene Intriguen die Stämme gegeneinander. In diesen Kämpfen griffen sie dann oft im entscheidenden Augenblicke ein und nahmen den Löwenanteil für sich in Anspruch. Die hierbei erbeuteten Kriegsgefangenen lieferten den Karthagern ein wertvolles Material zur Gründung neuer Kolonieen. Fast den gesamten Küstenrand des westlichen Mittelmeerbeckens hatten sie auf diese Weise mit Faktoreien und Siedelungen bedeckt und u. a. auch an der Mündung des Rhone mit Hilfe deportierter Massilier Massilia, das später dann von phokäischen Auswanderern in Besitz genommen wurde, gegründet. Bis an das atlantische Gestade führten sie ihre Kolonisationsbestrebungen, der punische Admiral Hanno legte dort zuerst 300 Stationen an, und aus dieser Zeit stammen die ersten Berichtsendungen unter den berberischen Elementen, indem ganze Völkerschaften aus dem Osten des Reiches willkürlich an die ferne atlantische Küste versetzt wurden.

Durch den reichen Sold, welchen die Karthager während der vielen, von ihnen geführten Kriege ihren Hilfstruppen zahlten, ließ sich mancher Berberhäuptling verlocken, seinen mit seinem Clan Heeresfolge zu leisten. Eine verwandtschaftliche Annäherung zwischen den beiden Rassen entstand jedoch keineswegs aus diesen Verhältnisse, sondern die Berber kehrten nach Beendigung des Feldzuges in die heimatlichen Berge zurück, um sich vielleicht bald darauf der Bewegung eines der im Innern revoltierenden Lossis anzuschließen und die Waffen gegen die zu erheben, mit denen sie erst vor kurzem Schulter an Schulter im Kampfe gestanden hatten.

Um die Zeit der punischen Kriege bildeten sich in Nordafrika mehrere berberische Königreiche, so die der Massylier und Massäsylier, deren Herrscher berufen waren, in den Kriegen zwischen Karthago und Rom eine ausschlaggebende Rolle zu spielen. Besonders charakteristisch hebt sich aus den Wirren dieser Zeit die Gestalt des massylischen Königs Massinissa, dieses verwegenen und unermüdlichen Parteigängers für die Sache Roms, dessen Bild in scharf gezeichneten Umrissen den Typus eines Berberhäuptlings bis auf unsre Tage wiederspiegelt.

Nach dem Sturze Karthagos trat an die Stelle des phönizischen Einflusses die Kolonisation der Römer. Dieselbe war eine bei weitem eindringendere, als die der Karthager, die Einwirkung römischer Kultur auf die Urbevölkerung eine tiefere und die Vermischung der neuen Kolonisten mit jenen eine leichtere, denn zuvor. Die afrikanische Provinz Roms erstreckte sich vom Flusse Tusca, in der Nähe des heutigen Tabarka, bis zur Stadt Thenä, den Kerkena-Inseln gegenüber, welche Gebiete sich bald mit römischen Kolonisten bevölkerten und auch den Fleiß dieser zu der hochgerühmten Kornkammer Roms werden sollten.

Während des folgenden Jahrhunderts führten die Kriege mit den sich gegen die Oberhoheit Roms auflehnenden numidischen und mauritanischen Königen die Angliederung fast des gesamten Nordwestens herbei, und Afrika provincia proconsularis wurde in die Bezirke Zeugitana und Byzacium [1]) geteilt. Die Kolonisation der neuerworbenen Provinz wurde vom römischen Senate mit großem Eifer betrieben; Gajus Gracchus führte 6000 italische Kolonisten nach Afrika, und Karthago erstand trotz des auf ihm lastenden Bannfluches schöner und stattlicher aus seiner Asche.

Zur Kaiserzeit hatte sich das fruchtbare Flachland und auch ein Teil des Tells mit römischen Siedelungen bedeckt; große Latifundien reicher Patrizier, die an Umfang mit den Domänen des Staates wetteiferten, wechselten mit Bauerndörfern und Militärkolonieen. Das libyphönikische und selbst das berberische Element wurde im Laufe der Jahrhunderte in diesen Gebieten mit dem Blute der Angehörigen verschiedener Völkerschaften, die das Schicksal als Kaufleute oder Handwerker, Bauern oder Soldaten aus allen Teilen des weiten römischen Reiches hier zusammengeführt hatte, durchsetzt und von römischer Kultur durchdrungen.

Der Veteran römischer Legionen und der Landmann, der selbst die Hand an den Pflug legte, besaßen nicht die Voreingenommenheit phönizischer Patriziersöhne und nahmen sonder Bedenken ein junges, brennes Berberweib ins Haus, die Flamme des Herdfeuers zu schüren.

Trotzdem, daß römische Sitte und Gesetz im Lande herrschten, wurde doch nur in den Hafenstädten und am Küstensaume, der durch den lebhaften Ausfuhrhandel nach der römischen Hauptstadt in währender, mittelbarer Berührung mit dieser stand, lateinisch gesprochen, während in den Kolonieen des Inneren sich selbst die Nachkommen römischer Einwanderer allgemein des berberischen Idioms als Umgangssprache bedienten.

Als die Vandalen unter der Führung ihres Heldenkönigs Geiserich ins Land kamen, saß in den reichen, trefflich kultivierten Gefilden und in den blühenden Städten und Ortschaften ein sesshaftes, betriebsames Mischvolk, dem in den Schluchten und auf den Hochebenen des Atlas Numiden und Gätuler, Stämme der reinen, vollblütigen Berberrasse, gegenüberstanden, die ein nurmhiges Nomadenleben führten und von Zeit zu Zeit auf kühnen Streifzügen das Kulturland zu ihren Füßen brandschatzten und plünderten.

Nach Germanenbrauch teilten die Eroberer den Grundbesitz in drei Lose; das erste erhielt der König, das zweite

[1]) Zeugitana nach dem Stamme der Zaueten, Byzacium nach dem der Byzantern genannt; letzteres führte auch die Bezeichnung Emporia.

Digitized by Google

die freien Krieger des Volkes und das dritte verblieb der eingeseffenen Bevölkerung zum Eigentum. Die letztere wurde in ihrer Eigenart durch die Vandalen kaum beeinflußt, und wenn eine Vermischung zwischen den beiden oder genauer den drei verschiedenen Elementen in der Zeit stattgefunden hat, so ist solche doch nur in einem ganz geringen Maße erfolgt.

Unter der Regierung der letzten schwachen Könige wurden die Berberstämme in den Bergen übermütiger und drängten mit schwerer Wucht die Insassen des Kulturlandes von ihren Hufen und Höfen der Küste zu. Das durch ein üppiges, ausschweifendes Leben unter einem heißen, ungewohnten Klima verwechlichte Vandalenvolk erlag dem von Byzanz gegen ihn geführten Stoße nach einer hundertjährigen Herrschaft in Afrika, und die vandalische Nation verschwand, ohne eine merkliche Spur zu hinterlassen.

Dieses plötzliche Erlöschen einer ganzen Nation wird uns leichter erklärlich, wenn wir bedenken, daß ein großer Teil des vandalischen Volkes bereits durch die vielen Garnisonen, welche in den ausgedehnten eroberten Landen, Tripolitanien, Mauritanien, Sizilien und Illyrien, unterhalten werden mußten, zersplittert war. Die Truppen, welche in Afrika gefochten hatten, waren gefallen oder gefangen nach Byzanz geführt worden, wo sie dem kaiserlichen Heere einverleibt wurden, der Rest des Volkes aber war nach den Kanarischen Inseln deportiert worden, so daß kaum ein Vandale im Karthagerlande verblieb.

Die byzantinische Herrschaft, welche der vandalischen folgte, war eine überaus schlaffe und energielose, die kaiserlichen Statthalter begnügten sich, den Küstenrand und einige befestigte Plätze im Inneren des Landes besetzt zu halten, und mit Fanatismus und Grausamkeit geführte Glaubenskämpfe zerrissen das Land. Während dieser inneren Wirren stiegen die Berber in stetig wachsenden Scharen von ihren Bergen zu Thal und nahmen wieder mühelos Besitz von dem alten Erbe ihres Stammes.

Währenddem zuckten im fernen Osten die ersten Strahlen einer religiösen Bewegung auf, welche für ganz Nordafrika von der erschütternden Bedeutung werden, die alten Einrichtungen umstürzen und Land und Volk ein neues, eigenartiges Gepräge aufdrücken sollte.

Mohammed, der Stifter einer neuen, dem sinnlichen Typus seines Stammes angeformten Religion, war im Jahre 632 gestorben, und die Chalifen, seine Nachfolger, trugen im Djihad, dem heiligen Glaubenskriege, nach der Eroberung von Syrien, Palästina und Mesopotamien Halbmond und Banner des Propheten in die Lande jenseits des Roten Meeres.

640 wurde Ägypten erobert, zwei Jahre später Tripolis im Sturm genommen und im Jahre 647 ritt die Vorhut des arabischen Heeres in die Provinz Afrika ein. Rauchende Weiler und Gehöfte bezeichneten den Weg, den sie genommen, und mit blutigem Säbel in der Faust suchten die wilden Glaubenskrieger die Lehre ihres Propheten zu verbreiten.

Dem Ansturm einer rüstigen Reiterschar vermochten die entnervten Byzantiner nicht Widerstand zu leisten und mußten, von den wankelmütigen Berbern im Stich gelassen, nach der Niederlage und dem Tode ihres Patriarchen Gregorios den nachstürmenden Araberhorden Stellung auf Stellung räumen, bis sie hinter den festen Mauern Karthagos einen sicheren Schutz fanden.

Wiewohl die Araber sich nach diesem ersten Vorstoß unter Aufzerlegung einer hohen Kriegssteuer wieder nach Osten zurückzogen, so war das Karthagerland doch für Christenum und abendländische Kultur verloren. Okba-Ben-Nafa kehrte im Jahre 669 mit einer starken Macht nach Ifrikiya zurück, gründete Kairuan und führte seine siegreichen Scharen bis nach Marokko. Zu wiederholten Malen und nicht ohne einen augenblicklichen Erfolg erhoben die Berber unter Kosseila und der Prophetin Damia Bent-Tabeta-Ben Nefak ihr Haupt, doch die stets von Osten her unterstützten Araberheere blieben Sieger und die Islamisierung des Berberlandes wurde unaufhaltsam durchgeführt.

Diese erste Eroberung des nordafrikanischen Westens (Maǵreb) durch die Araber ist mehr als eine religiöse und militärische zu bezeichnen; die Lehre des Propheten war überall verbreitet worden, die Zügel der Regierung lagen in den Händen arabischer Statthalter, und eine arabische Besatzung sicherte dessen Machtstellung. Dennoch war die berberische Landbevölkerung und insonderheit die Nomadenstämme verhältnismäßig wenig von der großen Bewegung berührt worden. Der anfangs gewaltsam niedergedrückte Einfluß der Berber erstarkte immer mehr, die arabischen Elemente wurden von der lebenskräftigeren Rasse absorbiert, und schließlich stieg nach der Regierung der Aglabiten und Fatimiden ein Geschlecht aus dem berberischen Stamme der Senhadja, die Sireiden (Ziriden) auf den Thron.

Mit mißgünstigen Augen hatten die Chalifen von Ägypten die Entwicklung der Verhältnisse im Maǵreb und das Wachstum der berberischen Macht beobachtet. Eine treffliche Gelegenheit, die Oberhoheit über die afrikanischen Provinzen wiederzugewinnen und gleichzeitig das eigene Land von einer schweren Plage zu befreien, sollte sich dem fatimidischen Chalifen El-Mostanser in aller Kürze bieten.

In den weiten, öden Ebenen, welche sich von Palästina bis nach Nemen erstrecken, saß eine Anzahl arabischer, dem maadisitischen Zweige angehöriger Stämme, welche sich durch Unbotmäßigkeit, Raubsucht und Treulosigkeit einen traurigen Ruf im Reiche der Chalifen erworben und den Beherrschern desselben häufige Widerwärtigkeiten, selbst Gefahren bereitet hatten. Die wildesten und ruchlosesten unter diesem räuberischen Gesindel der Wüste waren die Glieder der Familie Moder, die Ulâd Hilal und Ulâd Soleim, welche später allgemein unter dem Namen Ulâd Hilal zusammengefaßt werden.

Diese reizte der Chalif auf Anraten seines Veziers El-Yâzûri unter den verlockendsten Vorspiegelungen der unermeßlichen Siegesbeute, welche sie finden würden, einen Glaubenskrieg gegen den abtrünnigen Maǵreb zu unternehmen. Mit Weib und Kind, mit Habe und Herden zogen die Ulâd Hilal um das Jahr 1050 über den Nil gen Westen und brachen wie ein dichter Schwarm unersättlicher Wanderheuschrecken verheerend und sengend in Afrika ein.

War die erste arabische Eroberung des Maǵreb nur eine äußerliche geblieben, so führte hilalische Invasion, welche ganze Volksstämme ins Land warf, eine innigere Vermischung mit der berberischen Landbevölkerung, als sie bisher stattgefunden hatte, herbei. Um diese Zeit nahm die Völkerkarte von Ifrikiya die Gestalt an, in welcher sie mit geringen Änderungen bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist.

In den meisten Gegenden der heutigen Regentschaft Tunis fand eine vielfache Verschmelzung der Araber mit den berberischen Nomaden statt, bei welcher die ersteren jedoch an Zahl den letzteren bedeutend unterlegen waren. Trotzdem übte das arabische Element einen so stark gesetzgebenden Einfluß aus, daß die meisten Berberstämme Glauben und Sitte, Tracht und Sprache der fremden Eindringlinge annahmen und allmählich die Erinnerung an ihren Ursprung vergaßen.

Hierzu trat, daß viele Berberhäuptlinge sich mit arabischen Familien verschwägerten, um die auch in der weiblichen Linie erbliche Würde eines Scherif, des einzigen unter den Moslemin gültigen Adels, für sich und ihre Nachkommen zu erwerben. Eine Anzahl von Legenden und Sagen, die sich von Mund zu Mund überliefert haben, bezeichnet heute Stämme arabischen Ursprunges, welche in Wirklichkeit berberischer Abstammung sind und sich nur mit wenigen

Digitized by Google

arabischen Familien vermischt haben; die Geschichte der letzteren ist bewahrt geblieben, das Bewußtsein der eigenen Vergangenheit dagegen völlig verwischt worden.

Eine weitere Verschiebung in den Verhältnissen erfolgte durch die Gründung neuer Volksgruppen, welche aus dem äußersten Maǵreb (Marokko und dem westlichen Algerien) kommende Heilige, Marabuts, vom 14. bis zum 18. Jahrhundert um sich scharten. Die auf diese Weise gebildeten Stämme nahmen meist den Namen ihres Gründers an und so entstanden in Ifriḳiya die Mehedba, die Ulâd Ssîdi-El-Hâni, die Ulâd Bû-Ǵânem, die Ulâd Amdûn, die Ulâd Bû-Ssalêm und viele andre.

Übersichtskarte der mosleminischen Bevölkerung von Tunesien. Entworfen und gezeichnet von Rudolf Fitzner.

Als Stämme rein arabischer Abkunft möchte ich nur einige wenige Gruppen betrachten. Die Ulâd Riah und die diesen nahe verwandten Ulâd Ssa'id in den Thälern und Ebenen um den Stock des Saguângebirges, die Ulâd Ssuassi in der Steppe östlich der Ssebcha Ssîdi-El-Hâni und die große Familie der Ulâd Ḥamâmma im Norden der Schottbecken, zu denen sich noch der kleine Stamm der Ulâd Ya'gûb am Rande der Sahara gesellt. Die Ulâd Ḥamâmma zerfallen in zwei größere Gruppen, in die vom Sohne des Gründers abstammenden Ulâd Ma'âmar, Ulâd 'Asîs und Ulâd Sselâma und in die Nachkommen Raduans, eines Sohnes der Tochter Ḥamâmmas, die Ulâd Arûa, Ulâd Messaûd, Ulâd Ḥorschân, Duâli und Ulâd M'bârek.

Während die Römer in der Urbevölkerung Nordafrikas nur eine Anzahl unzusammenhängender, vielnamiger Stämme erblickt hatten, erkannten die Araber sofort mit scharfem

Digitized by Google

Blick, daß sie es im Maghreb mit den Angehörigen einer einzigen, großen Rasse zu thun hatten, welche zwar in mehrere Abteilungen zerfiel, aber doch durch eine gemeinsame Abstammung innerlich verbunden war. Die drei Hauptgruppen derselben bildeten die Luâta, die Libyer der Alten, im Osten, die Sanhaga, die ehemaligen Gätuler und Mauritanier, im Westen und Süden, und die Senâta, eine scheinbar später entstandene Gruppe auf der Scheide zwischen der Sahara und den Hochebenen des Atlas.

Durch die hilalische Invasion hat die Hauptmasse der berberischen Bevölkerung ihre Blutreinheit verloren, und fast ganz Ifrikîya ist arabisches Sprachgebiet geworden. Nur auf den Hängen schwer zugänglicher Bergzüge hat sich die Berberrasse rein zu erhalten vermocht, und so finden wir außer zwei größeren Gruppen eine Menge kleinerer berberischer Siedelungen über das ganze Land verstreut, deren meist feste Wohnsitze wie Adlerhorste auf steilen, schroffen Felskuppen angelegt sind.

In dem festigen Küstengebiete zwischen Biserta und Tabarka sitzen die Stämme der Mogod, Mekna und Ataffa, welche letztere mit den Tademaka und der Mischbevölkerung der Sfellâl die Konglomeration der berüchtigten Chmeir (Krumir) bilden. In Mittelltunesien finden wir einige weitere berberische Enklaven, das Gebiet der Uartân, das Gebirgsland des Djebel Bargu und die Hochebene von Kessera. Als wirklich geschlossene Masse aber treten berberische Völkerschaften erst im Süden in den Gebieten um die Schotts herum auf. Nördlich der großen Salzlagunen sitzen die Sfenêd und Ajaycha und südlich derselben die Beni Sîd, die Matmâta (meist Troglodyten), die große Nomadenfamilie der Urgâmma in der Vorwüste, die Akkara an der Küste und schließlich die Bewohner der Insel Djerba, die alten Lotophagen.

Die Neffâsa, westlich der Matmâta, und die sedentäre Bevölkerung der Oasen um den Rand des großen Schott El-Djerîd (Tôser, Nafta, El-Hamma, El-Udiân u. a.) sind vorwiegend luatische Berber, welche sich stark mit subäthiopischem Blute vermischt haben. Bei den nördlichen Berberstämmen ist das eigene Idiom gänzlich verloren gegangen, und nur die südliche Gruppe hat sich dasselbe zu erhalten vermocht [1]).

Bevor wir die Übersicht über die Elemente, welche die mosleminische Bevölkerung Tunesiens bilden, abschließen können, müssen wir noch die Entwickelung derjenigen Mischrasse verfolgen, welche uns zuerst unter dem Namen Libophönikten als eine Verbindung von Berbern und Semiten entgegentritt und dann romanisiert den größten Teil des fruchtbaren Flachlandes und des Tell besiedelt hatte. Wie wir gesehen haben, wurde schon unter der Herrschaft der letzten Vandalenkönige dieses arbeitsame und geistig hoch entwickelte Volk durch die sich von neuem ausbreitenden Berberstämme der Berge aus seinen Sitzen im Tell vertrieben und gegen die Küste gedrängt. Die arabische Invasion beschleunigte diesen Prozeß und räumte mit blutiger Hand unter den im Inneren des Landes noch Widerstand leistenden Kolonieen auf.

So finden wir denn schließlich diese Bevölkerung eng zusammengepreßt in dem Küstengebiete zwischen Biserta und Tunis, am Unterlauf des Med Medjerda, am Ostgestade der Halbinsel Dachela, im Sfaxelbistrikte und um einzelne befestigte Städte geschart. Die Araber haben sich vielfach mit ihr vermischt, dieselbe zum Islam bekehrt, und aus dieser Verschmelzung ist ein neues Volk, die Mauren, entstanden, welches durch seine Eigenschaften berechtigt war, eine hervorragende und einflußreiche Stellung in der Geschichte Nordafrikas einzunehmen.

Ifrikîya mit Kairuân und Tunis wurde durch die Mauren zum Hort morgenländischer Wissenschaft und Künste; aus diesem Volke gingen die großen, mosleminischen Gelehrten, Dichter, Ärzte und Astronomen hervor, deren Lehren eine weite Verbreitung im Morgen- und Abendlande fanden, und maurische Baumeister schufen die herrlichen, unvergleichlich schönen Werke im Maghreb, Spanien und Sizilien. Die Mauren waren gewandte Handwerker und betrieben einen weit ausgedehnten Handel, der sie in eine nahe Berührung mit den das Mittelmeer befahrenden europäischen Nationen brachte.

Einen neuen Zuwachs erhielten die tunesischen Mauren durch die im Jahre 1492 aus Spanien vertriebenen Andalusier (El-Andalûs oder auch Landalûs), welche sich besonders in Nordtunesien, in der Hauptstadt, dessen Umgebung und im Thal des Med Medjerda niederließen und sich mit großem Eifer dem Gartenbau widmeten. Die Andalusier gründeten mehrere Kolonieen: Tebarba, Medjez-El-Bâb, Slolimân, Nianû, Belli u. a., und die Bewohner derselben zeichnen sich noch heute durch die Kultur ihrer Fruchtbaumgärten, in denen Zitronen, Orangen, Mandarinen, Granatäpfel, Feigen, Maulbeeren u. s. w. reifen, rühmlichst aus.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geriet ein großer Teil der maurischen Bevölkerung unter den Einfluß der Spanier, welche einen Küstenstreifen und besonders die befestigten Plätze besetzt hielten. Auf die Spanier folgten 1574 die Türken, welche nunmehr ihre Herrschaft über den gesamten Maghreb ausdehnten; aus der Vermischung dieser mit den Mauren entstanden die Kuruglis, welche besonders in Tunis recht zahlreich die Stelle der von hier fast ganz verschwundenen Türken einnehmen und mit Vorliebe eine Anstellung im Staatsdienste erstreben.

Ein weiterer Zufluß fremder Elemente wurde den Mauren durch den bis zum Anfang dieses Jahrhunderts lebhaft betriebenen Raub und Handel mit Christensklaven und den bis zur Jetztzeit, wenn auch nur im Geheimen, fortwährenden Kauf von schwarzen Sklaven aus dem Sudân zugeführt. Christliche Frauen und Mädchen wurden recht häufig in die Harems der Mauren gebracht und die mit ihnen gezeugten Kinder vermischten sich wieder mit dem maurischen Volke. So ist z. B. die gegenwärtig in Tunesien herrschende Dynastie der Husseiniten fast als europäischen Ursprungs zu bezeichnen.

Ein gegen Ende des 17. Jahrhunderts als Sklave in Tunis verkaufter Korse, dessen Familienname verloren gegangen ist, erwarb sich das Wohlwollen des regierenden Beys, trat zum Islam über und errang eine hohe Ehrenstellung. Sein aus einer Ehe mit einer Maurin hervorgegangener Sohn Hussein-Ben-Ali wurde nach dem Sturze des Bey von den tunesischen Truppen zum Herrscher ausgerufen; seine rechtgläubigen Frauen blieben kinderlos, und nur eine Christensklavin, eine bildschöne, junge Genueserin, gebar ihm drei Söhne, von denen später zwei den Thron bestiegen.

In Tunis und den Küstenstädten des Sfaxelgebietes begegnet man oft auch Mauren, die voll und ganz einen europäischen Typus besitzen und eine arabische oder türkische Abstammung auf das Entschiedenste leugnen. Von der Küste aus sind die Mauren hin und wieder weiter ins Innere vorgedrungen, wo sie meist auf den Stabstellen alter römischer Kolonieen ihre Niederlassungen gegründet haben.

[1]) Der so lange vernachlässigten und doch so interessanten Berberrasse ist nun auch in neuerer Zeit eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet worden, und die Arbeiten der französischen Forscher Hanoteau und Louis Rinn verfolgen auf Grund der Sprachvergleichung, die berberische Rasse in eine nahe Sprach- und Stammverwandtschaft zu der indogermanischen zu bringen. S. besonders L. Rinn: Les Origines Berbères. Alger 1889.

Digitized by Google

Die gesamten übrigen, vorwiegend nomadischen Stämme der Regentschaft Tunis, außer den rein berberischen, arabischen oder maurischen Elementen, deren Sitze im vorstehenden näher gekennzeichnet worden sind, dürften mit Zug und Recht als eine aus Berbern und Arabern hervorgegangene Mischbevölkerung zu bezeichnen sein. Einer späteren Forschung bleibt es vorbehalten, die Grenzlinien zwischen den einzelnen Rassen auf der beigefügten Kartenskizze, welche nur einen ersten Versuch einer graphischen Darstellung der Bevölkerungselemente in Tunesien bilden soll und kann, schärfer auszuziehen.

Um ein übersichtliches Bild der gegenwärtigen ethnographischen Verhältnisse zu geben, habe ich es absichtlich unterlassen, kleinere verstreute Familien einzuzeichnen und auch vorgezogen, Stämme, deren Abstammung mir nicht ganz sicher zu sein schien, der Mischbevölkerung zuzuteilen, welches Verfahren in den meisten Fällen auch das zutreffende gewesen sein wird.

Die Altertumsforschung in Bosnien-Herzegowina.

Von Dr. Moriz Hoernes.

II.

Wir gelangen nun erst zu unserm eigentlichen Thema und geben vorerst eine Übersicht der am stärksten vertretenen Gattungen von Denkmälern und Fundstätten in Bosnien-Herzegowina. Sie zerfallen in die drei großen Klassen der prähistorischen, römischen und mittelalterlichen Altertümer. Vieles der faktischen Scheidung nach Jüngere ist nach Form und Ursprung altertümlich genug, um eine vierte Denkmälerkategorie zu bilden, mag aber, da es uns in seiner Betrachtung bis auf den heutigen Tag herabführen würde, mit Zug kulturhistorischen, ethnographischen oder auch kunstgewerblichen Studien vorbehalten bleiben. Zu den prähistorischen Fundstätten rechnen wir folgende: 1. Natürliche Höhlen, die sich überall im Karstlande finden und nachweislich durch alle Zeiten hindurch als Wohn- und Zufluchtsstätte benutzt wurden. Zu ihrer systematischen Untersuchung, welche nicht nur archäologische Beiträge, sondern auch solche zur Hydrographie und Vorarbeiten zur Amelioration des Landes liefern müßte, ist noch nicht viel geschehen. 2. Freie Wohnplätze; es werden ihrer ohne Zweifel noch viele entdeckt werden; dem Gange entsprechend, welchen die Altertumsforschung in allen Kulturländern einschlägt, hat man bisher eine zusammenhängende Gruppe (Sahunar-Plotiste) in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt am besten kennen gelernt. Sie reichen aus der neolithischen bis in die Hallstattperiode. 3. Wallbauten (Ringwälle u. dergl.) sind in großer Zahl vorhanden, z. B. bei der eben erwähnten Gruppe freier Wohnplätze, auf dem Plateau von Glasinac, auf dem Kičinberg bei Mostar und an vielen andern Orten. 4. Flachgräber geben sich nicht selbst zu erkennen und können erst bei zufälliger Aufdeckung Gegenstand weiterer Nachforschung sein. Demnach kennt man deren aus Bosnien bisher nicht allzu viele; doch sind sie als massenhaft vorhanden anzunehmen, da zweifellos in ihrem Schoße die Überreste der keltisch-illyrischen Bevölkerung und Kultur für eine hoffentlich nicht mehr allzu ferne Zeit der Entschleierung aufbewahrt sind. 5. Tumuli bilden die zahlreichste Kategorie prähistorischer Denkmäler in Bosnien. Überreich ist daran die Herzegowina, doch ist hier noch weniger für ihre Eröffnung geschehen, als im eigentlichen Bosnien, wo auf Glasinac und darüber östlich und südlich hinaus viele Myriaden solcher primitiver Grabhaufen liegen. Sie sind ziemlich ergiebig an Bronze- und Eisensachen, ärmer an Thongefäßen und gehören fast ausschließlich der Hallstattperiode an, innerhalb welcher alle Entwicklungsphasen von der Übernahme reiner Bronzeeisformen bis zu den jüngsten, der Zeit um 400 v. Chr. angehörigen Typen vertreten sind. La Tène-Formen fehlen hier gänzlich; dafür finden die Anklänge an Olympia und noch fernere östliche Fundorte Analogieen, welche nach meiner Ansicht den Hauptwert der vorgeschichtlichen Funde Bosniens bilden und sich keineswegs auf Glasinac und die Tumuli beschränken. 6. Depotfunde nähern sich in ihren äußeren Charakteren den Flachgräberfunden und werden dem Zufalle verdankt, der jedoch schon wiederholt — z. B. bei dem Brucherfund (Sicheln und Beile) und dem Kaupaer Funde von Rohmetall und karthagischen Münzen — helfend eingegriffen hat.

Für die römische Denkmälerforschung ist ein recht großes und dankbares Problem gestellt in dem Bahn- und Straßennetz, welches die Peutingersche Tafel überliefert und das Antoninische Itinerar, der ravennatische Geograph und andre Quellen ergänzen können. Erhalten sind Ruinen, Inschriften, Gräber, Spuren des Bergbaues, die ersteren natürlich in viel geringerer Zahl, als im heutigen Dalmatien. Besonders wichtige Fundorte sind Kigeže bei Humac (Ljubuški), „Domavia“ bei Sectonica und ein Platz bei Pljevlje schon außerhalb des k. und k. Verwaltungsgebietes), den ich seinerzeit als das alte Stanecli zu erweisen versuchte.

Die mittelalterlichen Denkmäler gehören, soweit wir heute sehen können, sämtlich schon dem 2. Jahrtausend an. Es sind Ruinen von Kirchen, Klöstern und namentlich Schlössern, vielfach auch urkundlich bezeugt, aber meist schlecht erhalten, was die Türkenherrschaft verschuldet hat. Diese Werke waren von fremden, abendländischen Meistern stilvoll erbaut und geschmückt und bezeugen, was man gern glaubt, die Prachtliebe, Pietät und das feinere Verständnis der jüngeren einheimischen Fürstengeschlechter. Die Hauptmasse der spätmittelalterlichen Monumente bilden eben die zahllos vorhandenen Grabsteine des niederen und hohen Adels, ansehnlich große Kalksteinmonolithen in Gestalt einfacher und doppelter Platten, Tumben, Sarkophage und andrer zuweilen kombinierter stereometrischer Grundformen, zu allermeist ohne Bild und Inschrift, häufig aber doch mit figuralen Szenen-Emblemen, pflanzlichen und architektonischen Ornamenten geziert und auch wohl mit Aufschriften einfacher, oft rührend schlichter Art versehen. Diese Denkmäler, welche man mit Unrecht ausnahmslos den Bogomilen zugeteilt hat, wurzeln in den gleichzeitig üblichen Grabmalformen des Abendlandes und stehen über roh ausgemauerten oder bloß gegrabenen Grüften im Kreien auf Hügeln, Hochebenen, Thalflächen vom Meere bis über die Drina hinaus mit Ausschluß der Posawina, wo sie bisher noch nicht nachgewiesen sind. Sie bilden eine Art Spezialität der bosnisch-herzegowinischen Altertümer, und wie immer man sie betrachten mag, wird man aus ihnen eine seltsame Eigenart des Geistes deduzieren müssen, der während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters in Bosnien geherrscht hat.

Wir wenden uns nun zu den bisherigen Leistungen der Altertumsforschung in Bosnien-Herzegowina, die wir in chronologischer Folge betrachten wollen. Man kann da drei

Digitized by Google

Entwickelungsstufen unterschieden, von welchen die erste bis zur Okkupation durch Österreich-Ungarn (1878) reicht, die zweite das erste Jahrzehnt nach dem Eintritt dieses Ereignisses umfaßt und die dritte mit der Gründung des Landesmuseums in Sarajevo (1888) ihren Anfang nimmt. In der letzten Zeit vor der Okkupation waren es einheimische katholische Geistliche — nur dieser Teil des Klerus, speziell aber die Franziskaner der Herzegowina kommen hier in Betracht —, ein paar reisende Engländer, fremde Konsuln und österreichisch-ungarische Offiziere, welche sich mit der gesamten Landeskunde auch den archäologischen Teil derselben angelegen sein ließen. Im Studienkloster Guwac sammelten die Ordensbrüder jene gelegentlichen Funde, welche bei Bauten und Feldarbeiten in der nordwestlichen Herzegowina gemacht wurden. Einer der Brüder, S. Petrus Bakula, gab in dem Schematismus der Ordensprovinz 1867 eine Übersicht aller Denkmäler derselben. M. Medic veröffentlichte im Archiv f. südslaw. Geschichte 1857 Altertümer der Umgebung von Livno. A. J. Evans bereiste das Land während der Insurrektion 1876 und ließ sich dann sammelnd und forschend in Ragusa nieder, bis seine politische Haltung den Behörden Anlaß zu seiner Ausweisung gab. Wilkinson hat neben Dalmatien und Montenegro auch einen Teil der Herzegowina gesehen. O. Blau gab einen Auszug aus der Arbeit des Bakula und Notizen in seinem Reiswerk (1877), sowie die ersten Mitteilungen über Römisches aus Plevlje. E. de Ste.-Marie nahm in seine herzegowinischen Itinéraires (1876) auch Denkmäler auf. H. v. Sternegk widmete denselben gedrängte, aber sehr schätzbare Nachweisungen in einem mit militärischer Kürze gehaltenen Rapport über seine Erfahrungen. Fast von allen diesen Männern sind die archäologischen Daten nur beiläufig und systemlos gesammelt. Die Angaben und Folgerungen erweisen sich häufig als unrichtig und unklar, die Abbildungen vielfach als ganz mißlungen.

Mit größerer Freiheit und gesteigertem Interesse wurde diese Thätigkeit 1878 bis 1888 fortgesetzt. Jetzt waren es natürlich vor allem Offiziere und Beamte der okkupierenden und verwaltenden Macht, welche ihre Mußestunden den Altertümern des neuen Landes widmeten oder gerade durch ihre dienstlichen Arbeiten auf dieselben geführt wurden. Ich nenne die Namen der Herren Leutnant Leya (erster größerer Grabhügelfund in Glasinac 1880), Hauptleute Brudi und Glassaner (ebenda 1886), Kreisvorsteher Baron Mollinary und Konsul Müller in Plevlje. Als Reserve-Militärarzt hat Dr. F. v. Luschan im Nordosten Ausgrabungen und Schädelsammlungen gemacht. Die Funde der erstgenannten Offiziere gelangten an das Wiener Hofmuseum, während einige Franziskaner (P. A. Zuboc u. a.) nunmehr ihre Funde der Altertümersammlung in Agram überließen. Nik Buletić Bukosović in Curzola widmete sich der Sammlung altbosnischer Inschriften, welche er im Bjestnik der Agramer archäologischen Gesellschaft, leider ohne paläographische Treue und mit unzulänglichen Erklärungen, veröffentlichte. Ich selbst habe das Land zuerst 1878 als einberufener Reserve-Offizier kennen gelernt und dann in den beiden folgenden Jahren im Auftrage der k. k. Unterrichtsverwaltung namentlich zur Aufsuchung römischer Altertümer bereist. Die Ausbeute an solchen Funden veröffentlichte ich in den archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich, umfassende Darstellungen mittelalterlicher Denkmäler gab ich in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, an die Bearbeitung der prähistorischen Funde bin ich erst später herangetreten.

Den Arbeiten des ersten Jahrzehnts fehlte ein fester Halt in musealer und publizistischer Hinsicht, eine gesicherte Zentralstelle, von der man die Verfolgung jeder Anregung und die Fortsetzung jedes erfolgreichen Anlaufes erwarten durfte. Diese geschaffen zu haben, ist für das ganze Gebiet der bosnisch-herzegowinischen Landeskunde das benedenswerte Verdienst des k. und k. Reichsfinanzministers von Kallay; der neue wissenschaftliche Aufschwung seit 1888 ist das alleinige Werk dieses hochverdienten Staatsmannes, dessen besonderes Interesse für Geschichte und Altertümer der Archäologie die gebührende Berücksichtigung im Rahmen der gesamten Fachdisziplinen zusicherte. Zunächst ist hier das Museum in Sarajevo anzuführen. Es besteht aus einer archäologisch-kunsthistorischen und einer naturhistorischen Abteilung. In der ersteren finden wir eine archäologische, eine numismatische und eine kunstgewerbliche, in der letzteren eine mineralogisch-geologische, eine zoologische und eine botanische Sammlung. Von der Museumszeitschrift „Glasnik“ sind bisher drei Bände erschienen; sie wird von Regierungsrat C. Hörmann trefflich geleitet und genießt sehr großes Ansehen in der slawischen litterarischen Welt. Die Schriftart der Artikel ist abwechselnd die lateinische und die cyrillische, ihre Verfasser rekrutieren sich aus allen Konfessionen und gebildeten Ständen des Landes. Eine deutsche Ausgabe, wenigstens der wichtigsten Aufsätze, wäre sehr zu wünschen[1]). Bei den Unternehmungen dienen die Ausgrabungen und Aufnahmen, welche sich auf alle drei oben geschilderten Denkmälerklassen erstrecken. Vier größere, sehr erfolgreiche Kampagnen sind bisher (1888 bis 1891) den Grabhügeln und Wallburgen von Glasinac, mehrere kleinere Feldzüge mit dem Spaten den Wohnplätzen von Zlatiska und Sobuner gewidmet worden. Die Herren Dr. Truhelka, von Stratimirović und Fiala haben sich um diese Forderte erhebliche Verdienste erworben. Von auswärtigen Kräften war Prof. Hampel aus Budapest und der Autor dieser Zeilen an der Leitung der gedachten Arbeiten beteiligt. Die Rekognoszierung prähistorischer Ringwälle, Ansiedelungen und Gräber im weitesten Umfange hat sich der bosnische Bergbauptmann W. Radinsky als Ziel gesetzt und in einem jüngst erschienenen Buche (Über die prähistorischen Fundstätten mit besonderer Rücksicht auf Bosnien-Herzegowina) eine dankenswerte Übersicht der bisherigen Ergebnisse geliefert. Dieser unermüdliche Pionier hat auch die erste, auf römische Ruinen (bei Srebrnica) gerichtete, größere Ausgrabung unternommen. Über die mittelalterlichen Grabsteine hat man zunächst umfassende statistische Erhebungen gepflogen und eine Karte ihrer Verbreitung angelegt, dann die Sammlung der Inschriften in doppelter Weise in einem handschriftlichen Korpus und in Abgüssen in Angriff genommen. Jetzt werden den einzelnen Gräbergruppen topographische und photographische Aufnahmen gewidmet, welche als unmittelbare Vorarbeiten zur Veröffentlichung dieses kulturhistorisch so merkwürdigen Materiales angesehen werden dürfen. Zweifellos werden sich dann auch die richtigen Hände zur philologisch-historischen und kunstgeschichtlichen Erklärung finden, welche bis jetzt diesem Werke noch gefehlt haben. Bürgschaft dafür bieten und neben der Umsicht, mit welcher die Redaktion des „Glasnik“ bei der Heranziehung auswärtiger Mitarbeiter verfährt, die bereits vorliegenden alten Schriftwerke, welche von der bosnisch-herzegowinischen Landesregierung und ihrer Oberleitung in Wien veranstaltet wurde. Es sind dies der „Svetostefanski chrisovul krala Stefana Uroša II. Miluitina“, bearbeitet von Hofrat Matroslaw Jagić, Professor der slawischen Philologie in Wien und das kostbare „Missale Hervojae, ducis Spalatensis“, bearbeitet von Jagić, Thallaczy und Wickhoff.

So sehen wir heute, dank der hohen Einsicht des Ministers von Kallay, die wichtigsten archäologischen Aufgaben dieses

[1]) Globus, Bd. 59 u. 60 bringt Auszüge aus hervorragenden Arbeiten des Glasnik. Der Herausgeber.

Digitized by Google

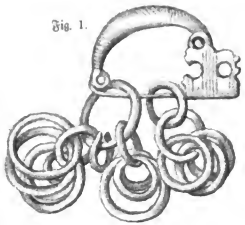


Fig. 1.

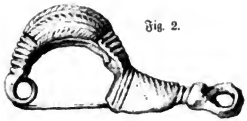


Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

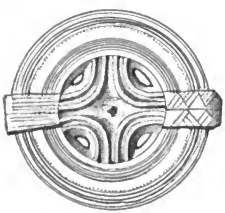


Fig. 5.

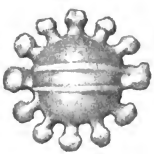


Fig. 7.

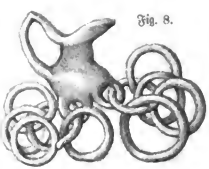


Fig. 8.

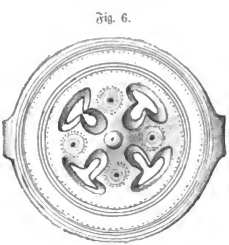


Fig. 6.

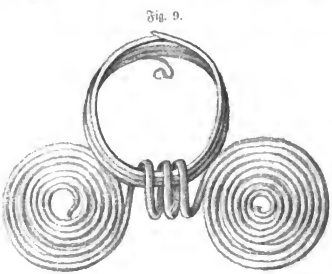


Fig. 9.

Prähistorische Funde aus Bosnien-Herzegowina.

Fig. 1. Fibel griechischer Form mit viereckiger Fußplatte und Anhängseln aus gegossenen Ringen. Bronze. Natürl. Größe. Von Glasinac. — Fig. 2. Kahnfibel mit langem, in eine Öse endendem Fuß. Bronze. Natürl. Größe. Von Glasinac. — Fig. 3. Schmucknadel aus Bronze. Natürl. Größe. Von Glasinac. — Fig. 4. Einfache Schmucknadel aus Bronze. Natürl. Größe. Von Glasinac. — Fig. 5. Zierscheibe aus Bronze. Natürl. Größe. Von Glasinac. — Fig. 6. Zierscheibe (Phalera). Durchbrochener Bronzeguß. Natürl. Größe. Von Glasinac. — Fig. 7. Radförmiges Zierstück aus Bronze. Natürl. Größe. Von Glasinac. — Fig. 8. Anhängsel in Gestalt einer Schnabelkanne mit Ringen. Bronze. Natürl. Größe. Von Glasinac. — Fig. 9. Anhängsel aus Brillenspiralen. Bronze. Natürl. Größe. Von Glasinac.

Digitized by Google

Fig. 10.

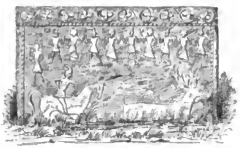


Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 14.

Fig. 16.

Fig. 17.

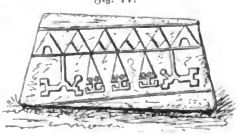


Fig. 15.

Fig. 13.

Fig. 18.

Mittelalterliche Denkmäler aus Bosnien-Herzegowina (14. bis 15. Jahrh.).

Fig. 10. Tumbaförmiger Grabstein von Gačko. Herzegowina. — Fig. 11. Sarkophagförmiger Stein von Gačko. Herzegowina. Romanische Ornamentierung. — Fig. 12. Denkmal auf der Bjela-Rudina zwischen Bilez und Gačko. Herzegowina. — Fig. 13. Stele bei Bujakovina. Bezirk Foca. Herzegowina. — Fig. 14. Grufttplatte bei Lipa. Bezirk Livno. Bosnien. Jagdscene. — Fig. 15. Langseiten eines tumbaförmigen Steines auf Jimje-polje zwischen Mostar und Konjica. Bosnien. Kampfscene. — Fig. 16. Stirnseite eines sarkophagförmigen Steines auf Jimje-polje. Bosnien. — Fig. 17. Tumbaförmiger Stein bei Stolac. Bosnien. — Fig. 18. Drei Seiten eines sarkophagförmigen Steines auf Tabar-polje zwischen Stolac und Nevesinje. Bosnien. Mit Darstellung des Kolotanzes.

Digitized by Google

Ländergebietes in gedeihliche Bahnen gelenkt. Rastlose, für alle Zweige der Altertumswissenschaft ersprießliche Fortsetzung der begonnenen Arbeiten ist mit Sicherheit zu gewärtigen. Neue Richtungen, deren Inangriffnahme maßgebenden Ortes vorbereitet wird, sind, wenn ich nicht irre, die systematische Erforschung der Höhlen, der alten Baudenkmäler, des Hausbaues und der Ortsanlage überhaupt, sowie endlich der somatisch-anthropologischen Verhältnisse, für deren Studium heute in allen Kulturländern soviel geschieht und auch im Bosnisch-Herzegowinischen Vorarbeiten zu verzeichnen sind. Dem Zufall, aber auch der fortschreitenden Anregung des archäologischen Interesses bei der Bevölkerung muß die Ausfüllung solcher Lücken, wie sie die letzte vorrömische Epoche und das frühe Mittelalter heute noch zeigen, anheimgestellt werden.

Ich kann diese gedrängte Übersicht nicht besser schließen, als durch die Einladung zum Besuche Bosniens und zur Betrachtung seiner archäologischen und ethnographischen Eigentümlichkeiten, wozu vor kurzem durch die Vollendung der Eisenbahn aus dem Donau- ins Adriagebiet, der Linie Sarajevo-Mostar-Metković, ein neuer mächtiger Anreiz geschaffen wurde.

Südslawischer Geisterglaube.

Vorwiegend nach eigenen Ermittelungen. Von Dr. Friedrich S. Krauß.

Den Teufel (vrag, sotona, gjavo), seine Großmutter (vražja baba) und seine höllische Sippschaft (vražji, paklenski duhovi) als Poltergeister oder als Quälgeister der Menschen muß ich in dieser Darstellung übergehen, weil sie ein fremdes, verhältnismäßig sehr junges, den Südslawen von auswärts mit dem Christentum beigebrachtes Glaubensgut sind. Meine Aufgabe ist es, über den Volksglauben an die Geister verstorbener Menschen zu sprechen, welche in unsichtbarer oder sichtbarer Gestalt unter lebenden Menschen zuweilen erscheinen. Letztere Vorstellungen mag man auch bei den Südslawen als ursprünglich ansehen; denn sie reichen im allgemeinen in die urältesten Zeiten der geschichtlichen und unzweifelhaft auch der vorgeschichtlichen Menschheit zurück und sind als solche keineswegs ausschließliches Eigentum eines Volkes. Die vielfach vorgetragene und sehr verbreitete Ansicht, daß die katholische Kirche mit ihren Dogmen den Geisterglauben erst geschaffen habe, hält vor einer unbefangenen wissenschaftlichen Forschung nicht im geringsten stand.

Das Volk unterscheidet zwischen sichtbaren, jedoch unschädlichen, harmlosen Geistererscheinungen, Schreckgespenstern, welche es Einbildungswesen (utvora sablast) nennt, und wirklichen Geistern, den Wiederkehrenden Verstorbenen. Letztere erscheinen z. B. als bösartige Poltergeister, um eine vermeintliche Sühne von den Lebenden zu heischen, oder um sich an Übeltätern zu rächen, oder um selber bei Lebzeiten begangene Schuld abzubüßen, oder aus Liebe zu den lebenden Angehörigen, oder als äußerst schlimme Plagegeister, um sich mit frischem Menschenblut zu nähren, oder um anderweitig noch ärgeres Unheil zu stiften.

„Träume und Visionen mögen den Glauben an ein derartiges Wiedererleben der Toten zuerst veranlaßt haben; Seuchen, durch welche die Angehörigen eines umlängst Verstorbenen diesem rasch nachfolgten, mochten denselben steigern, und als er zuletzt herrschend geworden war, blendete er die Sinne der Menschen in solchem Grade, daß sie Dinge wahrzunehmen glaubten, welche in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren“, bemerkt C. Meyer. Seine Erklärung trifft vollkommen auch auf den einschlägigen südslawischen Volksglauben zu. Im Traumleben wurzeln hauptsächlich alle Vorstellungen von der Rückkehr der Verstorbenen. Unter den Serben in der Gegend von Kikinda genügt es z. B., daß einer aufsagt, er habe diesen oder jenen Toten als Vampyr im Traume gesehen, und schon breitt man sich, dem Verstorbenen einen Weißdornpfahl in den Bauch zu rammen. Eine der erschütterndsten serbischen Dorfgeschichten Milutin Tvbics behandelt das schreckliche Ende der „Baba Toda“, welche aus Entsetzen vor der Traumerscheinung, einem Vampyr, qualvoll stirbt. Die Furcht vor Traumerscheinungen dieser Art ist sehr groß im Volke. Bei den slawischen Mohammedanern pflegen die Leute, welche den Leichnam gewaschen, sich und die Verwandten des Toten mit dem übriggebliebenen Leichenwasser zu waschen, damit ihnen der Tote im Traume nicht erscheinen soll (Bosnien).

Allgemein ist der Glaube, daß die Seele eines Verstorbenen die erste Zeit nach erfolgtem Begräbnis aus Anhänglichkeit an die alte Wohnstätte heimkomme. Daher der Brauch, für die heimkehrenden Toten besondere Trank- und Speiseopfer gewöhnlich auf die Fenster nächtlich hinzustellen.

Die Mohammedaner glauben, daß ein jeder Tote am Abend seines Begräbnistages in sein altes Haus auf Besuch heimkehre. Zu seiner Bewirtung gießt man in ein Glas frisches Wasser, deckt es mit einem reinen Handtüchlein zu und stellt es auf denselben Platz hin, auf welchem der Verstorbene ausgeatmet hatte. Dazu giebt man noch ein Näpfchen mit Mehl und steckt mehrere Unschlittkerzen ins Zimmergebälke. Ist der Tote durstig, so trinkt er von dem Wasser. Oft soll es sich ereignet haben, daß in der Frühe in dem Glase viel weniger Wasser gewesen, als man hineingegossen. Das sei ein Beweis für die erfolgte Rückkehr des Toten und seinen Durst auszeichen. Am nächsten Tage wird das Wasser aus dem Glase aufs freie Feld geschüttet, das Näpfchen mit Mehl schenkt man irgend einem Armen, die Kerzen aber zündet man an, damit das Haus die ganze Nacht beleuchtet sei.

Überdies glauben die Mohammedaner, daß die Toten jeden siebenten Tag, einmal vor dem Ramazân und zweimal während des Ramazâns zur Nachtzeit, wenn auf den Minareten die Lichter angezündet werden, und an jedem Freitagabend in ihr Haus heimkommen, um zu sehen, ob ihre Verwandten in Frieden und im Wohlstande leben. Am selben Abend müssen die Häuser ganz ausnehmend rein sein. Man zündet entweder im Hause drei Kerzen an oder schickt welche in die Moschee. Zur Feier des Empfanges bewirtet man einander mit süßen Kuchen: baklava, gurabija, pita mit Sahne, muhalebija, sutlija, halva, in Fett geschmorter pita, mit Honig und Zwetschen-Leckware; sind die Leute aber sehr arm, so lösen sie in Genügsamkeit ein Stückchen weißen Zucker in Wasser auf und erquicken sich an Zuckerwasser. Das Hausgesinde muß außergewöhnlichen Frohsinn zur Schau tragen; das Haus ist die ganze Nacht hindurch hell beleuchtet und von Weile zu Weile wird es mit Weihrauch ausgeräuchert. Kommen nun die Toten heim und finden Freude und Zufriedenheit im Hause vor, so kehren sie singend und jubelnd ins Grab zurück, sind aber die Hausleute niedergeschlagen und traurig, so verlassen auch die Toten traurig und weinend das Haus. Am selben Abend wird weder der Mann sein Weib, noch das Weib den Mann, noch der

Digitized by Google

Hausvorstand irgend ein Mitglied des Hauses schief ansehen und aurempeln (nabreenuti), damit die heimgekehrten Toten nicht unwillig werden. An den betreffenden Tagen teilt man milde Gaben „auf das Seelenheil der Toten“ (mrtvim na dušu) an Arme aus und schenkt Kerzen für die Moscheе.

In solchem Totenkultus zeigt sich am deutlichsten die enge Zusammengehörigkeit der slawischen Mohammedaner mit ihren offiziell andersgläubigen südslawischen Volksgenossen. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn im Kriege die mohammedanischen Helden die Bestattung ihrer Gefallenen völlig vernachlässigen. Doch abgesehen von den Ausnahmszuständen während eines Feldzuges, kommen auch sonst bei den Südslawen einzelne eigentümliche Abweichungen von der Regel vor. Darauf einzugehen, wäre verfrüht wegen des Mangels an vielseitigen, gründlichen Erhebungen in allen Gegenden des Südens.

Gegen unerwünschte Rückkehr der Toten wendet man mancherlei Maßnahmen an. Der Grundgedanke der meisten besteht darin, daß man dem Toten die Rückkehr verleide, indem man z. B. gewisse, dem Lebenden einst werte Gegenstände beseitigt oder umstellt, oder ihm durch sympathetische Mittel den Anlaß zur Rückkehr benimmt. Wo ein Toter liegt, müssen die Spiegel verhüllt werden; denn wenn jemand den Toten im Spiegel erblickte, würde der Tote an allen Neumonden (na mlade dane) heimkommen, um zu poltern, und würde dies so lange treiben, bis man nicht sieben Messen für ihn abhielte (slowenisch, kroatisch). Läßt man den Toten in den Stiefeln oder Schuhen, die er als lebender Mensch, in den letzten Zügen liegend, anhatte, so wird er dreimal aus dem Grabe heimkehren (Kroatien). Im kroatischen Gebirgslande stürzt man den Tisch, auf welchem die Leiche aufgebahrt gewesen, gleich um, sobald der Tote hinausgeschafft ist; denn sonst kommt, glaubt man, die Seele des Verstorbenen alle Nacht wieder heim, um zu rumoren und den Leuten den Schlaf zu stören. Einer meiner Freunde schrieb mir jüngst: „Ich vertrat im Dorfe Boka unweit Sissek den Meßner beim Leichenbegängnisse eines alten Weibes. Eben setzten wir uns in Bewegung, um das Gehöft zu verlassen, als die Leute plötzlich hurtig auf die Seite sprangen. Einer von den Hausleuten stand auf der Thürschwelle und schleuderte uns einen großen Stein nach, der im Krautfaß als Beschwerer gelegen. Der Mann glaubte nämlich, die Verstorbene, welche er für eine Zauberin hielt, werde nun nicht mehr zurückkehren und niemandem im Hause einen Schaden zufügen können. Im kroatischen Gebirgslande, doch auch sonst im Süden glaubt man, daß ein Toter häufig zu Besuch heimkommen werde, wenn einer seiner Verwandten, der als letzter im Leichenzuge mitgeht, heftig weint und so weinend öfters nach rückwärts schaut. Allgemein ist der Glaube, daß die Seele eines vielbeweinten Toten keinen Einlaß ins Paradies findet, sondern die längste Zeit in nassem Totenkleide umherirren muß. In Kroatien und Slawonien ist unter den Katholiken der Glaube allgemein, daß Tote allnächtlich zu ihren Verwandten heimkehren und sich durch Rumoren im Hause oder durch eigenartiges Tischklopfen bemerkbar machen. Häufig aber könne man sich von solchen Heimsuchungen durch den Haushund befreien, wenn man ihn nachts im Zimmer behält. Hunde und Katzen sind nämlich gleich gewissen, besonders veranlagten Menschen geisterseherisch (vidovit) und hören bald das Herannahen des Toten. Der Hund stürzt aufs oder zum Fenster und bellt so sehr, daß der Tote verschüchtert abziehen muß. Nachts dürfe man, glauben die Slowenen und die Kroaten im Zagorje, auf niemand einen Hund hetzen, denn es erscheine ein Toter vor dem Hetzer in Gestalt eines guten Genossen, rufe ihn zu sich und sage ihm: „Trage mich ins Grab!“ (nosi me u grob!), und der Aufgeforderte müsse den Toten tragen. Desgleichen ist es verpönt, nächtlicherweile zu pfeifen, als ob man einen Hund lockte, denn sonst kommt ein Toter und trägt einen fort. Gegen Grabschänder, welche sich Totenfetische besorgen, um Böses zu stiften, sind die Toten unerbittlich rachsüchtig. Nimmt z. B. einer auf dem Friedhofe einen Sargnagel an sich, so sucht allnächtlich den Räuber jene Seele heim, von deren Sarg er den Nagel entwendet hat, und raubt ihm so lange den Schlaf, bis der Nagel zurückgestellt wird.

Man darf es nicht übersehen, daß auch die christliche Kirche dem alteinheimischen Geisterglauben Vorschub geleistet, ohne es unmittelbar zu beabsichtigen. Belege dafür lassen sich schon aus der südslawischen Litteratur der jüngsten drei Jahrhunderte beibringen. Sehr häufig sind uralte Vorstellungen mit neuen derart erwachsen, daß wir mit unsern geringen Mitteln außer stande sind, Altes von Neuem zu scheiden. Bezeichnend ist in solchen Geschichten gewöhnlich als Schuld der Rückkehr oder der ewigen Verdammnis auf Erden herumzuirren, die Schändung oder Entweihung einer zu kirchlichen Zwecken bestimmten Sache. Die Erlösung erfolgt meist durch Seelenmessen, während sonst Geister durch Verfluchungen und Verwünschungen in ihr Grab zurückgebannt werden können. Es giebt Leute im Volke, welche berufsmäßig mit Geisterbannen sich beschäftigen. Dem hochbetagten Geisterbanner Imro Kopriveršić in Pleternicza genügt dieser Erwerb für seinen und seiner Familie Unterhalt. Sein Handwerk, die Opankenflickerei, hat er schon vor vielen Jahren aufgegeben, weil sich ihm das Geisterbannen allein genug lohnt. Er erzählte mir gar oft von seinen Leistungen auf diesem Gebiete, und als mir seine Erzählungen nach Jahren von Wichtigkeit für die Volkskunde zu sein schienen, ließ ich ihrer eine große Anzahl wörtlich nach seinem Vortrag niederschreiben, und zwar unter Aufsicht meiner verewigten Mutter, damit keine Irrtümer mit unterlaufen sollen.

Die Seelen der Grenzmarksteinverrücker müssen allnächtlich mit einer Kerze in der Hand an den verschobenen Grenzen irrwandeln, bis jemand die Grenzsteine richtig auf den alten Platz zurückstellt. Solche Geister nennt man Steinträger. So büßen auch gewisse Bienenzüchter. Es giebt nämlich Bienenzüchter, die am Allerheiligentage das heilige Brot, welches sie beim heiligen Abendmahle empfangen, im Munde behalten und es zu Hause ins Bienenhaus legen, damit die Bienen nicht absterben oder auswandern, sondern vielmehr besser schwärmen mögen. Zur Strafe für diesen Frevel müssen solche Leute nach ihrem Ableben ohne Kopf, mit einer brennenden Kerze in der Hand nächtlicherweile umgehen. Diese Geister heißt man Kerzenträger.

Die entweihte Hostie hat zu vielen Spukgeschichten Anlaß gegeben, nur zu einer bei den Südslawen nicht, zur Judenverfolgung wie in Deutschland im Mittelalter schmachvollen Andenkens. Kopriveršić erzählt: Im Dorfe Bilač (bei Našice) verstarb ein Mann, der einer Stute die heilige Hostie (svetu pričest) zu essen gegeben. Nach seinem Ableben kehrte er häufig nachts wieder und striegelte die Stute. Es war im Herbste. Die Hauskeute rüppelten im Hofe Kukuruzkolben und ließen über Nacht den Kukurug im Freien. Nachts trug der zurückgekehrte Tote alle abgerüppelten Kolben in die Stube hinein und gab der Hausvorsteherin einen solchen Kolb aufs Bein, daß ihr ganzer Fuß blau ward. Auch kletterte er auf den Boden hinauf und löste alle Rauchfanggiegel los. Als wir uns in der Stube versammelt hatten, setzten wir uns alle obenan zum Tisch, vor uns aber standen vier Wiegen mit Kindern. Im Ofenwinkel lagen sechs Spindeln. Der Mond schien so schön hell in die Stube hinein. Als der Geist erschien, schleuderte er vorerst alle Sachen hinter die Thüre, bewarf und der Reihe nach mit Erde, gab einem einen Hieb auf

Digitized by Google

den Kopf, dem andern auf die Füße und warf die Spindeln auf die Wiegen. Wir dachten nicht anders, als er werde die Kinder töten. Als wir aber Licht machten, lagen die Spindeln zwischen den Wiegen, keine auf einer Wiege. Wer eine Mütze aufhatte, dem riß er sie vom Kopf herab und warf sie weg. Als ich ihn zu beschwören anfing (kat sam ga počeo zaklinjat), flog er hinaus und kehrte nimmer wieder. Die ausschließlich kirchlichen Sagen, die „Küsterlegenden“ von der Rückkehr Verstorbener sind verhältnismäßig selten und noch seltener an einen bestimmten Ort gebunden. Eine Erzählung aus dem Volksmunde mag hier als Beispiel folgen:

An einer kleinen katholischen Pfarrkirche bei Samobor wirkte viele Jahre hindurch ein alter Exekutor (erkovnjak), der jedesmal beim Nachfüllen der ewigen Lampe auch für seinen eigenen Gebrauch vom heiligen Öl zu nehmen pflegte, um es daheim zu brennen. Als er verstarb, begrub man ihn im nahen Kirchenfriedhof. Sein Amtsnachfolger machte die Wahrnehmung, daß jedesmal bis zum Morgen das Öl aus der lux aeterna bis auf den letzten Tropfen verschwand. Da auch der Pfarrer keine Lösung dieses Rätsels wußte, beschloß der Kirchendiener, einmal dem Diebe aufzulauern. Er setzte sich aufs Chor, nahm das Glockenseil in die Hand und schaute bald auf das Lämpchen, bald durchs Fenster auf den Friedhof hinaus. Um 11½ Uhr nachts öffnete sich das Grab des alten Sünders, des Kirchendieners, und husch, ist derselbe aus dem Grabe draußen. Der Alte hüllte sich in sein Leichentuch ein, zog die Socken aus und klomm durchs Kirchenfenster in die Kirche hinein, sprang auf die Lampe zu und fing an, daraus das Öl wegzutrinken. Da schlich sich leise der Kirchendiener von der Wacht vom Chor weg aufs Grab und stahl eine Socke. Kaum, daß er zurück auf seinen Platz gelangt war und das Seil wieder erfaßt hatte, war der Verstorbene wieder zum Grabe zurück. Just schlug es Mitternacht. Schnell zog er die eine Socke an, fand aber die zweite nicht, und so zog er rasch die eine aus und zog sie auf den andern Fuß an, dann zog er sie wieder aus und auf den andern an. Der Lauscher auf dem Chor fand dieses Thun gar possierlich und schlug darüber eine gellende Lache auf. Im Nu war der Geist zurück, der Mann erschrak und fiel vom Chor herab. Da er sich am Seil festhielt, sing die Glocke an zu läuten, der Geist aber rumpelte nieder und sprach schwer aufschnaufend: „Hab Dank, daß du mich der Pein und Qual erlöst.“ In der Früh fand man den Kirchendiener auf dem Chor, zwar am Leben, doch waren ihm alle Kopfhaare ausgefallen. Seit jener Nacht blieb das Öl in der Lampe unangetastet (Kroatien).

Unschuldig ums Leben gebrachte Menschen rächen sich als Geister an ihren Mördern. Es ist nicht notwendig, daß ein wirklicher Todschlag erfolgt sei, auch ein Tod, durch Zaubermittel verursacht, schreit nach Rache. Kopriveveić erzählt z. B. folgendes Erlebnis: Im Dorfe Drijevci (bei Pleternica) lebte ein Weib, das konnte ihrem Mann nicht ausstehen und sie sann und sann, um ihn zu verderben. Während der heiligen Mitternachtsmesse zu Weihnachten (o ponoćki) maß sie ihn mit einem Faden der Länge nach aus. Ein Ausgemessener lebt aber das Jahr nicht aus, gerade so wie einer, der sich abwägen läßt. Bis zu den nächsten Weihnachten war der Mann gestorben. Darauf kehrte er allnächtlich zu seinem Weibe zurück, setzte sich aufs Bett zu ihr und hatte sie mit seinen kalten Händen ab. Sie jammerte (jaukala) und lief jedesmal aus dem Hause fort. Einmal kamen zwei fremde Wanderer zu ihr und baten sie um eine Nachtherberge. Im Hofe stand ein Wagen voll Heu. Sie sagte: „Dort habt ihr ein Gelager. Legt euch nieder!“ Ihr verstorbener Mann kehrte aber wie sonst zurück und fuhr die Leute die ganze Nacht hindurch im Hofe auf und ab. Der Wagen raste mit solch großer Schnelligkeit dahin, daß die zwei Männer gar nicht herabspringen konnten. Der eine von ihnen ist vor Schrecken ganz außer sich geraten, der andre verfiel aber in ein Fieber und starb drei Wochen nachher. Erst als ich spätterhin den zurückkehrenden Toten beschworen (zaklinjo), ist er nimmer wieder heimgekommen.

Ein thatsächlich Ermordeter benimmt sich noch ungleich boshafter. Er straft den Mörder und das ganze Dorf.

Zu Bjeleševci bei Pleternica hat es sich vor einigen Jahren zugetragen, daß Savo und Andrija miteinander in Streit gerieten und Andrija den Savo totschlug (na mrtvo ubije). Als man Andrija in Arrest abführte, bestattete man eben den Savo. Nach Ablauf von acht Tagen sah man Savo nächtlicherweile umgehen (po noći di oda) und hörte ihn wehklagen (jauče a joj! a joj!). Als Andrija in der gerichtlichen Untersuchung war, pflegte ihn Savo allnächtlich zu würgen. Andrija hatte einen Schwager, einen Müller. Zu diesem kam Savo gerade am Charfreitag nachts in die Mühle und walkte den Schwager so arg durch (izgnjeo), daß ihn die Leute, die in der Frühe die Mühle betraten, kaum noch lebend antrafen. Nach und nach erholte sich der Müller wieder und erzählte, was sich nachts zugetragen. In der Nacht auf den Tag, wo man Andrija in den Kerker forttrieb, erschien der Geist wieder beim Müller und knetete ihn fürchterlich durch und marterte ihn halb tot. Sodann stellte er sich regelmäßig jede Nacht unters Fenster und wehklagte, worauf in kurzer Zeit das ganze Dorf bis auf zwei Häuser ausstarb. Eines Nachts kehrte er in den Stall eines Nachbars ein, und begann sich mit dem Vieh herumzuflechten (začeo se s njegovom marvom boati). Als nach zweijähriger Kerkerhaft Andrija heimkam, mußte er Haus und Grundstücke an einen Čechen (pemca) verkaufen, weil er vor dem Geist keine Ruhe fand. Und auch der Käufer hatte im Hause keinen Frieden. Aus Verzweiflung gingen die Leute auf den Boden hinauf schlafen, doch der Geist suchte sie auch auf dem Boden heim. Darauf ging der Čeche zwei, drei Nächte hindurch auf den Friedhof, um das Grab des Ermordeten zu beobachten. Siehe da, es kroch aus jenem Grabe ein Wesen gleich einem Tiger[1]) heraus (ko tigar nesto izlazi). Am nächsten Morgen ging man nachsehen und fand ein großes Loch, welches jener als Ausgang benutzte. Hierauf hat sich jener Kerkersträfling in Koprivnica Haus und Grund gekauft, und seitdem hat der Geist dem Dorfe aufgehört (ouda se jo smirilo u selu). „Das alles hat mir wörtlich so sein Weib erzählt“, bemerkt meine Mutter am Schlusse dieser Aufzeichnung (Slawonien).

Gestern im Freien zu begegnen, ist nicht ratsam, denn man kann sich ihnen unversehens vermessen. Es genügt ihnen, daß einer zufällig ihre Wege kreuzt, und schon hat er ihren Zorn auf sich geladen. Mitunter ist ein Geist nicht faßbar, und der angegriffene Mensch ist schutzlos Mißhandlungen preisgegeben; zuweilen ist aber der Geist so körperlich, daß man mit ihm ringen und ihn auch durchhläuen kann. Dann kehrt der Geist gewitzigt ins Grab zurück. Eine ausführliche Geschichte dieser Art, die sich vor 30 Jahren in Pleternica zugetragen haben soll, erzählt Kopriveveić. Der angefallene Bauer rang den zurückgekehrten Toten im Graben nieder, strich ihm drei fettige Hiebe mit dem Pfeifenröhrl über den Kopf, worauf der Tote ein Wutgeheul ausstieß, sich vom Bauer losmachte und wieder ins Grab

[1]) Tiger hat die Erzählerin nur in der Schule auf Wandtafeln abgebildet gesehen und wahrscheinlich im Schulbuche eine Schilderung der Grausamkeit eines Tigers gelesen. Von der Schulbildung hat sie nicht viel mehr als ein wenig Schreiben und Lesen und einige Namen mit ins Leben hinübergenommen.

Digitized by Google

zurückkehrte. Der Bauer aber lag die längste Zeit krank darnieder und kam nie wieder recht zu sich. „Es ist keine Lüge, sondern lautere Wahrheit“ (laž nije, već prava istina), bemerkte K. zum Schlusse seines Berichtes.

In der Regel sterben von Geistern angefallene Leute sehr bald nach und kommen selber spuken.

Im Dorfe Malin bei Pleternica lebte ein alter Mann, der ging einmal nachts ins Dorf Orjovac. Da trat vor ihn ein Knabe und fragte ihn, wohin er gehe? Der Bauer mochte keine Antwort geben, worauf ihn der Knabe zu zerren anfing (stane ga grabusati). Der Bauer schrie und schrie und fluchte, der Knabe trieb es aber um so schlimmer. Nun verlegte sich der Bauer aufs Bitten und der Knabe fragte wiederum: „Wohin des Weges?“ Der Bauer wollte es nicht sagen, und der Knabe setzte ihm wieder arg zu. Endlich wurde es dem Bauer lästig und er sagte, wohin er gehe. Kaum hatte er es gesagt, so erwiderte der Knabe: „Das also hast du mir nicht gleich sagen können? Hättest du es, ich hätte dich in Frieden gelassen.“ Darauf verschwand er. Als der Bauer heim kam, lag er zwei Tage krank, am dritten aber starb er. Fünf Nächte hindurch kehrte er wieder aus dem Grabe heim, fragte sein Weib: „Wie ist es dir auf dem Herzen?“ und ab alles auf, was sein Weib zu Nacht übrig gelassen, und so wie er die fünfte Nacht fort ging, kehrte er nimmer wieder.

Im Dorfe Maćtowac bei Pleternica ging ein Hirte nachts nach Hause und pfiff (čučuko), worauf ihn Hunde anfielen; er begann aber zu fluchen. Als er aber auf den Kreuzweg (krstopuće) kam, fiel ihn ein kleiner Hund (mali čuko) an, der Bursche aber fing wieder an zu fluchen, und je mehr er fluchte, desto heftiger griff ihn der Hund an und geleitete ihn bis nach Haus. Dieser Hund bellte jedoch nicht, sondern murrte (mrko) bloß und zerrte den Burschen. Dieser stieg auf den Stallboden hinauf, um zu schlafen, der Hund aber klomm ihm nach. Der Bursche fluchte wiederum, zuletzt aber starb er vor großem Grauen und Entsetzen. In der Früh kam der Hausherr auf den Stallboden hinauf und weckte den Burschen, doch dieser erhob sich nicht mehr. Darauf begrub ihn der Hausherr. In der vierten Nacht kehrte der Diener zurück, warf in der Stube Staub herum und fluchte dem Hausvorstand, dessen Gesinde und der Frist, wo er zu diesen Leuten in Dienst getreten. Der Hausvorstand aber verfluchte (prokune) ihn, und so kehrte der Tote nimmer wieder zurück.

Häufig beschränken sich die Geister darauf, den Leuten die Köpfe einzuschlagen oder gar nur Schrecken einzujagen. Diese Kunststücke sind in neuerer Zeit durch die Spiritisten oder Medien auch bei uns salonfähig geworden. Es ist immer der alte Schwindel.

Mato Nikolčić in Pleternica erzählte meiner Mutter am 27. Dezember 1886 folgende Geschichte, die er mit erlebt haben will. „Im Herbste des Jahres 1873 starb in Sušikovac (bei Pleternica) ein altes Weib, welches am zweiten Abend nach ihrer Bestattung heimkehrte und Unfug (neprilika) trieb. Sie warf Steine gegen die Thür, schleuderte Staub in der Stube herum, tobte und schreckte heillos die Leute. Der arme Hausvorstand war mit seinem Weibe und seinen Kindern so entsetzt darüber, daß er sich mit ihnen allein nicht mehr in der Stube zu schlafen getraute und so mußte der Aermste jede Nacht acht bis zehn Männer zu sich bitten, daß sie bei ihm nächtigten. Was hat er nur für Beleuchtung während der Zeit ausgeben müssen! Genützt hat es aber gar nichts. Das Gespenst warf mit Steinen herum, schlug dem einen Manne den Schädel ein, dem andern verletzte es arg die Hand, und so dauerte der Spuk beiläufig zehn Nächte lang. Jetzt ist nichts mehr davon zu hören“ (Slawonien).

Koprivčević erzählt: „Im Dorfe Sušikovci (bei Pleternica) verstarb ein altes Weib. Schon am nächsten Tage kehrte sie zurück, obwohl noch glänzend die Sonne schien. Sofort warf die Tote mit Steinen. Darauf kletterte sie auf den Boden hinauf und bewarf durch die Dachbodenbretter die Hauslente mit Kukuruz und Bohnen. Sie hatte einen Eidam und eine Tochter. Die Leute überredeten ihre Tochter, sie möge ihre Mutter fragen, was sie suche. Als dann die Tochter die Frage stellte, zitterte sie am ganzen Leibe und wurde von der Mutter arg bewerfen. Nur den Eidam ließ die Tote vollständig in Ruhe. Einer von den Leuten fluchte ihr Gott (j . . . ti boga!). Da riß die Tote einen Stein aus der Mauer heraus und schlug dem Flucher den Schädel ein und gleich begann ihm Blut aus dem Kopfe zu rinnen. Obwohl die Küchenthür verriegelt war, warf die Tote lauter heiße Ziegel in die Stube hinein. Als ich anfing, sie zu beschwören (zaklinjat), schleuderte sie noch einen Stein gegen die Thür und kehrte nimmer wieder zurück.“

Derselbe erzählt: „Im Torfe Komorica starb ein alter Mann, der kehrte allnächtlich wieder heim, und so oft er kam, warf er mit Bohnen und Erdäpfeln im Zimmer herum und schreckte die Leute und bante besonders denjenigen, der darüber zu fluchen anfing. Der Hausvorstand ließ Messen lesen, berief den Pfarrer und den Kaplan, damit sie den Geist beschwören, doch blieb alles vergeblich, erst als ich den Geist beschwor (zaklinjo), ist er verschwunden und nimmer wiedergekommen.“ Im Dorfe Sušikovci starb der Binder, kehrte aber nach der dritten Nacht wieder zurück und warf von da ab allnächtlich in der Küche alles durcheinander. Das gab jedesmal ein großes Gepolter. In der Früh war trotzdem alles auf seiner Stelle und unversehrt. Erst als ich dort war und zu Gott betete, ist der Spuk verschwunden. In Pleternica ging einmal nachts ein Mann über den Bach, da plötzlich platzte und wirrte „Es“ ihn, folgte ihm nach Haus, „Es“ kletterte auf den Boden hinauf und verursachte ein furchtbares Gepolter. Dann fiel es in die Stube wie ein Fäßchen hinab, klomm auf den Tisch hinauf und zerschlug alle Gläser und Teller. Als man ein Licht anzündete, waren alle Gefäße auf dem Tische unversehrt. So ging es Nacht für Nacht. Als ich den Geist beschwor (zaklinjo), sprang er durchs Fenster, klopfte dreimal mit dem Schnällchen und ein schwarzer Kater (crni mačak) wimmerte (dreče), und nie erschien der Geist wieder.

Namenlose Sehnsucht Lebender nach geliebten Verstorbenen vermag auch die letzteren aus ihrer ewigen Ruhe für eine kurze Frist herauszubeschwören, doch genügt die Sehnsucht ohne Zauberei kaum oder gar nicht. Man formt das Bild oder die Gestalt des Toten aus Wachs oder einem andern Stoffe, bekleidet und benamt sie und setzt ihr unter Kosevorten Speise und Trank vor. Solchem Rufe muß der Tote Folge leisten. Hierher gehört die auch unter den Südslawen allbekannte Lenorensage, von welcher ich hier eine noch nicht veröffentlichte Fassung, die wahrscheinlich aus einem ursprünglicheren Liede in ungebundene Rede aufgelöst wurde, mitteilen will. Im übrigen ist just diese Sage oft genug besprochen worden.

Ein Bursche führte mit einem Mädchen eine Liebschaft und sie gedachten einander zu heiraten. Da starb plötzlich der Jüngling und wurde zum Wärwolf (povukodlaci se). Eines Nachts kam er zum Mädchen und sprach: „Komm mit mir, ich werde dich heiraten.“ Und sie folgte ihm, eingedenk ihrer Abmachung mit ihm. Er schwang sich aufs Pferd und pflanzte sie hinter sich auf. Als er im Gebirge war, hub er an zu singen: „Der Mondschein scheint, ein Toter reitet ein Roß, o Mädchen, hast du eine Furcht?“ (mjesečina sja, mrtvac konja jaha, ja djevojko, je li

Digitized by Google

tebe strah?). So gelangten sie zum Grabe. Der Tote stieg vom Pferde ab und sagte zum Mädchen: „Tritt ein ins Haus!“ Darauf das Mädchen: „Geh du voraus, dann folge ich, bis ich das eine und das andre geordnet habe.“ Er legte sich ins Grab, sie aber hatte mehrere Knäuel Zwirn bei sich und reichte ihm ein Ende zum Abwickeln hinab. Er zog und zog, sah so hielt sie ihn bis zum Morgengrauen hin und blieb am Leben (Bosnien, Drinagebiet).

Es läßt sich nicht entscheiden, ob diese Sage nicht etwa eine Wanderſage sei und vielleicht dem slawischen Boden gar nicht entstamme. War sie ursprünglich fremd, so fand sie doch unter den Südslawen einen gut vorbereiteten Boden vor, d. h. einen eng verwandten Glaubens- und Sagenkreis, in welchen sie vollkommen hineinpaßte. Man glaubt z. B., daß man im Stande sei, nicht bloß einen Toten zurückzurufen, sondern auch einen Geist in eine Puppe hineinzubannen, und auf diese Weise aus der Puppe einen Menschen zu schaffen. So ist der heilige Pantelija (Panteleimon) von zwei Schwestern, die keinen Bruder besaßen, ins Dasein gezaubert worden[1]). Der Heilige ist in die äußerst merkwürdige Lage zweifellos durch eine sinngere Umdichtung hineingeraten. Eines endgültigen Urteils muß ich mich hierin vorläufig enthalten. Nahe berührt sich mit dieser Sage jene von der einzigen Schwester, die, in weiter Fremde weilend, ihren Bruder zu sich auf Besuch herbeizaubert. Um Mariechens Hand warben Freier aus allen vier Weltgegenden. Die alte Mutter möchte ihr Kind an Elias aus dem Küstenlande vergeben, doch ihre neun Brüder und ihre neun Geschwisterkinder sind damit nicht einverstanden, sie reden dem Mädchen ab, um sie irgendwo hin in die weite Welt hinaus zu verschachern. Sie umschmeicheln sie und versprechen ihr ewige treue Freundschaft:

Und wenn du gehst nach unserm Belieben,
so werden wir gar häufig dich besuchen,
so oft als ab im Jahr die Monde wechseln,
in jedem Monat jede liebe Woche;
doch wenn du gehst nach deiner Mutter Willen,
wird nie von uns dich einer je besuchen.

Mariechen überlegte es sich, wem sie folgen solle, und weil sie sich sagte, das Mütterchen sei schon hochbetagt und werde zu ihr nie auf Besuch kommen können, so gab sie dem Drängen ihrer neun Geschwisterkinder und der Brüder nach. Es verstrich ein Jahr in der Freunde, keine Seele kam zu Mariechen auf Besuch:

Da sprach ein rügend Wort die alte Schwieger:
Dich töte Gott, o Söhnerin, du Liebste!
Wie, siehst du so in Lieb' bei deiner Sippe,
daß kein Verwandter zum Besuch sich einstellt?

Mariechen perlen Thränen aus den Augen.

Als auch im zweiten Jahre niemand zu Besuch erschien, erhob den gleichen Vorwurf der Schwiegervater, doch

Mariechen schweigt, sie spricht kein Sterbenswörtchen,
von ihren Wangen nur die Thränen perlen.

Im dritten Jahre fangen an die Schwäger, im vierten die Schwägerinnen (die Frauen der Schwäger) und im fünften Jahre gar die jungen Schwestern der Schwäger über Mariechen loszuziehen:

O Söhnerin, dich beiße eine Natter!
Was kommt nicht einer von den neun Gebrüdern?
Da wimmert sie wie eine wilde Natter:
— O wehe dis zum Lieben Gott im Himmel!
ich mag mich gegen Gott versündigt haben,
daß niemand lebend oder tot mich heimsucht!
Traut ging sie in die warme Kemenate

[1]) Vergl. Am Urquell, Monatsschrift für Volkskunde, Bd. II, Nr. 1, 1891, Hamburg.

hinab und fertigte sich an neun Puppen
und gab den Puppen ihrer Brüder Namen;
und wieder fertigte sie an neun Puppen,
benannte sie nach den Geschwisterkindern
und stellte vor sie hin die Speisetafel
und auf die Tafel Speisen und Getränke
und reichte Wein der Reihe nach den Puppen.
Doch Gott empfand darob ein arg' Erbarmen
(die Brüder waren ja schon lang verstorben),
zur Erde sandt' hinab er seinen Engel
hinab aufs Grab des ältern Bruders Jovo.
Der Engel schlug aufs Grab mit seinem Stabe,
von selber schloß sich auf der Grabesdeckel.
Der Engel baut ein Roß aus Sargesbretern
und schneidet aus dem Leichentuche Kleidung,
und weckt dann wieder auf den toten Jovo:
— Auf, Jovo, geh dein Schwesterlein besuchen!
Bis Samstag magst beim Schwesterlein verweilen,
am Sonntag sehr zurück hier untern Raken!
Und Jovo ging, um Gottes Wort zu leisten.
Von weiter Fern' erschaute ihn die Schwester,
frohlockend rief sie allen zu im Hause:
— Juchhei da naht mein allerlittster Bruder!
Sobald die Hausleut' dieses Wort vernommen,
so liefen sie ihm weit voraus entgegen
und führten gastlich ihn in ihr Gehöfte
und boten an ihm jeder Art Erlabung
und neunerlei verschiedner Arten Weine.
Der tote Leib verschmäht Getränk und Speisen;
der Tote sprich, er fühle sich zu leidend.
Als letzt der Samstagsmorgen angebrochen,
so rüstete sich Jovo wohl zur Heimkehr.
Es wollten alle ihn zurückbehalten,
doch Jovo läßt von niemandm sich beirren,
am Sonntag muß er wieder untern Raken.
Ihm gab das Schwesterlein das Weggeleite.
Doch leise sprach zum Schwesterlein der Bruder:
— O Schwester, das ist eine große Schande,
daß du mich ohne Schwager hier entließest!
Doch ist darob die Schwester unbekümmert,
sie geht in einem fort mit ihrem Bruder.
Als sie durchs grüne Hochgebirge zogen,
erhoben einen Sang die Amselvögel:
„O, lieber Gott, gedenkt sei jede Gabe,
da wandelt auf der Erde hin ein Toter.“
Bemerkte Schmud-Mariechen zu dem Bruder:
— O horch, mein Bruder, was die Vögel zwitschern!
— Du bist ein Närrchen, meine liebe Schwester,
sie zwitschern halt, wie's ihnen Gott befohlen!
Als sie in Sicht des Hausgehöftes kamen,
da war mit Moos das weiß' Gehöft bewachsen.
Erschrocken spricht das Schwesterlein zum Bruder:
— Was sind da unsre Höfe so verdüstert?
Dem Schwesterlein das Brüderlein entgegnet:
— Bist du ein Närrchen, meine liebe Schwester!
Als wir, die ältsten Brüder uns bewiesten,
sind vom verschuften Blei und Pulverrauche
verschwärzt geworden unsre weißen Höfe.
Als sie zum grünen Friedhof hingelangten,
sprach Jovo: „Wart, ich habe Durst bekommen,
ich geh', o Schwesterlein, zum kühlen Bronnen.
Kaum sagte er's, schon fing er an zu lauten
und lief behende hin zu seinem Grabe,
und flog hinein in seine tiefe Grube.
Es schloß sich über ihm der Grabesdeckel.
Mariechen sah, o wehe ihrer Mutter!
Mariechen sah die Gräber frisch geschaufelt,
wohl achtzehn Gräber, eines an dem andern.
Sie rannte jammerklagend hin zum Hofe
und klopfte mit den Pförtnerring ans Thor an.
Von innen ruft die Mutter aus dem Hofraum:
— O troll dich fort von hinnen, Pest und Krankheit,
du hast mir meinen Nachwuchs hingemordet,
hast mich allein im Leid zurückgelassen!
Am Thore ruft Mariechen ihr zur Antwort:
— Ich bin ja nicht die Pestilenz, nicht die Krankheit,
ich bin dein Kind Mariechen, grambeladen!
Kaum hat die Mutter dieses Wort vernommen,
so sprang sie auf und öffnete das Pförtlein.
So wie sie sich in Leid und Weh umarmten,
so sanken beide tot zur Erde nieder.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Henry Walter Bates, der tüchtige englische Naturforscher und Reisende, starb am 16. Februar 1892 zu London an der Influenza. Er war geboren am 8. Februar 1825 zu Leicester und für den Kaufmannsstand bestimmt, wußte aber durch Privatstudien sich in den Naturwissenschaften so auszubilden, daß er im Jahre 1848 mit seinem Freunde A. R. Wallace zur Erforschung des Amazonenstromgebietes nach Südamerika ziehen konnte. Wallace kehrte nach vier Jahren zurück; Bates aber blieb noch sieben Jahre im tropischen Südamerika, am Amazonenstrom, Tapajos, Teffé und Tutabi, langsam von Station zu Station ziehend und die Geographie, Ethnographie, Fauna und Flora einer der reichsten Regionen der Erde erforschend, wobei er, im Darwinistischen Sinne, tief in das Wesen der Erscheinungen eindrang. Die reife Frucht dieses elfjährigen Aufenthalts in Brasilien ist das einzige Werk, welches er schrieb: The Naturalist on the River Amazonas (London 1863, deutsch Leipzig 1866), ein Werk, von dem Darwin sagte: „Es ist die beste naturwissenschaftliche Reisebeschreibung, die je in England veröffentlicht wurde", und „Bates steht nur Humboldt in der Beschreibung der tropischen Wälder nach". Im Jahre 1864 wurde er zum Sekretär der Londoner geographischen Gesellschaft ernannt, deren Seele er im Verlauf der folgenden 27 Jahre geblieben ist. Seine Beiträge zur Insektenfauna des Amazonenstromgebietes erschienen in den Verhandlungen der Linnéischen Gesellschaft; einige Jahre lang (London 1869 ff.) gab er eine geographische Zeitschrift „Illustrated Travels" heraus.

— Bezirkshauptmann Krenzler zu Tanga in Deutsch-Ostafrika, früher württembergischer Artillerieoffizier, starb am 15. Februar 1892 am Fieber. Krenzler war schon 1886 in die Dienste der ostafrikanischen Gesellschaft getreten und ging 1889 als „Chef" in die Wißmannsche Schutztruppe über, in welcher Stellung er sich während des Araberaufstandes, bei der Erstürmung von Buschiris Lager, bei der Einnahme von Saadani und der Erstürmung von Mlembule auszeichnete. Die vorzügliche Anlage Tangas und die Erbauung des dortigen Forts ist sein Werk. Im Jahre 1887 veröffentlichte er die Schrift „Ein Jahr in Deutsch-Ostafrika". Krenzler war geboren am 3. Januar 1856 zu Seeborn in Württemberg.

— Zur Erforschung der Gletscher des Karakoram ist im Februar von England eine Expedition unter W. M. Conway aufgebrochen, die sich über Karatschi und Abbotabad nach Kaschmir begeben wird. Ein Hauptzweck derselben ist (nach Nature, 11 Februar 1892) die Aufnahme des großen Baltoroglet[illegible]schers, welcher von dem Pik „K 2" (6184 m), dem zweithöchsten Berge der Erde, herabkommt. Der Baltoro-, Punmar- und Bialoglet[illegible]scher, die sich in der Nähe von Askoley vereinigen, werden zusammen für den größten aller Gletscher gehalten, abgesehen von jenen der Polarregionen. Begleitet ist Conway von den Engländern Bruce, Roundedish, dem Maler Mc Cormick und den beiden Alpenführern Oskar Eckenstein und Mathias Zurbriggen (aus Macugnaga). Bergbesteigungen sollen soweit als möglich vorgenommen werden. Die Expedition reist mit Unterstützung der Londoner geographischen Gesellschaft.

— Eduard Ritter von Orel, österreichischer Linienschiffslieutenant a. D. starb als Schloßverwalter zu Miramar bei Triest am 5. Februar 1892. Orel, geboren 1842 zu Neutitschein in Mähren, nahm als Schiffsfähnrich teil an der österreichischen Nordpolexpedition in den Jahren 1872 bis 1874 unter Weyprecht und Payer, die zur Entdeckung von Franz-Josephs-Land führte. Das Schiff „Tegetthoff" war dort eingefroren und ging zu Grunde, so daß die Erforschung des Archipels zu Schlitten erfolgen mußte. Bei der großen, im März 1874 angetretenen Schlittenreise, die unter großen Gefahren bis zu dem nördlichsten erreichten Punkte, Kap Fligely, unter 82° 5′ nördl. Br. führte, war neben dem Matrosen Zaninovich Orel der einzige Begleiter Payers (Payer, Österreichisch-Ungarische Nordpolexpedition, Wien 1877, S. 337).

— Die Produkte des merkwürdigen, im Oktober 1891 nordwestlich von Pantelleria stattgehabten submarinen vulkanischen Ausbruchs beschreibt G. W. Butler, welcher acht Tage nach Schluß der Eruption an Ort und Stelle war und viel Material sammelte, in Nature (14. Januar 1892) eingehend. Hiernach waren die Auswürflinge Bomben von den verschiedensten Größen bis zu 2 m im Durchmesser. Auf der Bruchfläche kohlschwarz, zeigen sie am äußersten Rande eine braune Zone und sind mehr oder weniger blasig, zuweilen äußerst grobblasig, selbst fadenförmig. Im inneren Teile besteht etwa 1/4 der Masse aus kristallinen Ausscheidungen von Plagioklas, Augit und Olivin, während in den äußeren Teilen Glasjubstanz vorherrscht, welche diesen ein pechglänzendes Aussehen verleiht. Noch recht bemerkenswert dürfte es sein, daß vorliegende Bomben das kieselsäurearmste Erzeugnis der Pantelleria-Ausbrüche darstellen und daß seit Beginn der Eruptionsthätigkeit in der Tertiärzeit bis auf diese letzte Eruption der Gehalt an Kieselsäure fortdauernd abgenommen hat, nämlich von 73 Proz. auf etwa 46 Proz. gesunken ist.

— Blasrohr und Bogen in Indonesien. Über diese beiden Waffen und ihre Wichtigkeit für die Abgrenzung des westlichen und östlichen Zweiges der malaio-polynesischen Rasse hat C. M. Pleyte Wzn eine sehr belangreiche Abhandlung im Internationalen Archiv (IV, S. 265, mit Tafeln) veröffentlicht. Es ergiebt sich daraus, daß eine Linie, die über Flores und östlich von Manggarai und Buru, westlich von Halmahera und östlich von den Philippinen hingeht, genau die Grenze des Bogens darstellt. Östlich von derselben ist der Bogen im Gebrauch — westlich fehlt er, abgesehen von vereinzeltem Vorkommen, was auf spätere Einführung zurückzuführen ist. Eine zweite Linie, die westlich von Sumba, östlich von Sumbawa, nach dem Süden und Osten von Celebes und östlich von den Philippinen verläuft, zeigt die Grenze des Gebrauchs des Sumpitan oder Blasrohrs; östlich von dieser kommt dieses Gerät nicht vor. Diese beiden Linien stimmen sehr nahe mit der von Dr. Brandes angenommenen Linie überein, welche die östlichen und westlichen Malaiopolynesier voneinander scheidet. Die Völker, welche das Blasrohr benutzen, bilden eine Sprachfamilie und ebenso jene, welche den Bogen gebrauchen — eine wichtige ethnographische Erkenntnis.

— Die Schreibung der Ortsnamen auf der ungarischen Generalstabskarte gab in der österreichisch-ungarischen Delegiertenversammlung Anlaß zu einem Antrage des magyarischen Delegierten Baron A. Nopcsa: daß die gesamten Ortsnamen und Bezeichnungen in Ungarn ausschließlich magyarisch lauten müßten. Die Karten seien nicht nur für militärische, sondern auch für andre öffentliche und private

Digitized by Google

Zwecke angefertigt, die ungarischen Behörden würden durch fremdsprachliche (nicht magyarische) Bezeichnungen irre geführt. „Wenn man irgend ein Blatt Siebenbürgens in die Hand nimmt, glaubt man gar nicht, daß man eine Karte vor sich hat, welche ungarisches Territorium zeigt, denn entweder sind ausschließlich romänische Namen benutzt oder die magyarischen Namen, wo eben keine andern existieren, mit romänischer Orthographie. Das Auffallendste ist aber, daß eine große Anzahl Namen direkt erfunden ist, die thatsächlich die Bevölkerung in jener Gegend, z. B. für das ausschließlich gebräuchliche Nadasd- die und nirgends Nedestia benutzt." Es möchte daher der Minister anzuweisen sein, daß in Zukunft auf den Generalstabskarten die Ortsnamen in Ungarn in ihrer magyarischen Bezeichnung und zwar an erster Stelle anzubringen seien. Der Kriegsminister erklärte sich bereit, dem Antrage zu entsprechen und das Militär-geographische Institut in diesem Sinne anweisen zu wollen.

Hierzu bemerkt die Romänische Revue, daß die Landbevölkerung von der beliebten Magyarisierung der Ortsnamen in vielen Gegenden, wo weit und breit kein Magyare lebt, keine Kenntnis nimmt und die neu eingeführten Ortsnamen nicht kennt, so in großen Strecken Siebenbürgens und Südungarns. Es werden Beispiele falscher verunglückten Magyarisierung der Ortsnamen angeführt. Aus Ferdinandsberg machte man zuerst Ferdinandhegy, was aber, als nicht genug magyarisch klingend, nach einigen Monaten amtlich wieder in Nandorhegy umgetauft wurde. Was das von Nagesa benannte Nedestia betrifft, so sei dies ausschließlich bei der Landbevölkerung im Gebrauche, nicht das unbekannte Nadasd.

— Dr. Oskar Baumann (vergl. Globus, Bd. LX, S. 319) hat am 17. Januar seine ostafrikanische Reise von Tanga aus angetreten. Seine Karawane besteht aus 50 Soldaten und 200 Trägern. Angeschlossen hat sich ihm ein Ungar, Baron Jokai; das nächste Ziel des Reisenden sind die noch unerforschten Masailänder.

— Das Klima von Alta Verapaz, Guatemala. Wir entnehmen dem Septemberhefte 1891 der „Meteorologischen Zeitschrift" folgende Bemerkungen Dr. K. Sappers über das Klima des genannten Departements Guatemalas. Fast ganz Mittelamerika hat eine gemeinsame Sommerregenzeit, die sich durch zahlreiche, meist in den späten Nachmittagsstunden sich entladende Gewitter auszeichnet, die Regen sind von kurzer Dauer, dagegen ist die Niederschlagsmenge beträchtlich. Alta Verapaz liegt am Nordabhange eines ostwestlich sich erstreckenden Kettengebirges, durch diese Lage bedingt die Alta Verapaz ein verschiedenartiges Klima von demjenigen der Südte Guatemala und Salvador; die charakteristische Eigentümlichkeit des Klimas besteht in einer Winterregenzeit in den Monaten Oktober bis Februar. In der Winterregenzeit sind elektrische Entladungen selten, der Niederschlag ist gering und von langer Dauer, leichter Landregen oder Nebelregen hält mit geringen Pausen oft mehrere Tage lang an, die Luftströmungen sind heftiger, als in der Sommerregenzeit Mittelamerikas, die Temperatur wird kühl, die Witterung nimmt einen unfreundlichen Charakter an. In den Monaten Februar bis April herrscht verhältnismäßig trockenes Wetter. Die Zahl der Regentage, wie die Dauer der Regenfälle ist ziemlich gering. Im Herbst kommt bald eine kürzere Periode trockenen Wetters vor, bald geht aber auch die Sommerregenzeit in die Winterregenzeit über. Ein zweimaliges Maximum der Gewitterfrequenz scheint bei den zwei Scheitelpunktsstellungen der Sonne einzutreten. Der sehr beträchtliche Regenfall ist wahrscheinlich von Einfluß auf die Häufigkeit der Erdbeben. Die Luftfeuchtigkeit ist sehr beträchtlich, die Schwankungen des Luftdruckes gering, die Windströmungen werden durch örtliche Verhältnisse beeinflußt, die Windstärke ist meist mäßig. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 21 Grade, der kälteste Monat ist Dezember mit 18 Graden Lufttemperatur, der wärmste Monat Juni mit 23 bis 24 Graden, die größte beobachtete tägliche Wärmeänderung beträgt 18, die kleinste 2 Grade; das absolute Maximum kann auf 32 (im Mai), das absolute Minimum auf 7 Grade (im Dezember) geschätzt werden. Die Regenmenge ist groß, 2644 mm in 144 Tagen (1890), die Zahl der Regentage wurde auf 97 geschätzt. Die Zahl der Tage mit Gewittern ist größer als 50. Das ganze Gebiet ist karstähnlich von zahlreichen Höhlen und unterirdischen Wasserläufen durchfurcht und besteht aus Kalk und Dolomit. —s.

— Hinrichtung mit dem Kris auf Lombok. Am 20. November 1891 wurde auf Lombok, einer der kleinen Sundainseln, Said bin Abdullah bin Abdurahim Alkadri dielani gekrist, d. h. nach indonesischer Weise mittels des Krises (Dolches) hingerichtet, nachdem an seiner Frau und Kindern vor seinen Augen dieselbe Strafe vollzogen worden war. Die Strafe besteht darin, daß man den Verurteilten an einen Pfahl bindet, ihm einen Kris auf die rechte Schulter setzt und diesen mit aller Kraft zwischen Schlüsselbein und Schulterblatt in den Körper stößt, bis er ins Herz dringt. Ist der Scharfrichter ein Sachverständiger, dann erfolgt der Tod sofort, ist er aber weniger kundig, dann geschieht es nicht selten, daß das Opfer nicht gleich tot ist, sondern an innerer Verblutung stirbt.

Die Ursache dieser Hinrichtung war, daß Abdullah, der immer das Faktotum des Sultans gewesen war, sich gegen diesen verschworen hatte, um ihn vom Throne zu stoßen. Ein Brief, den er in dieser Angelegenheit an einen mitverschworenen Häuptling schrieb, wurde entdeckt und dem Sultan übergeben. Dieser war so gegen seinen Günstling ergrimmt, daß er ihn nach denselben Tag verurteilen und hinrichten ließ. Said Abdullah war, abgesehen von vielen Übeltaten, die sein ganzes Leben kennzeichnen, ein merkwürdiger Mann. Wie sein Name schon andeutet, war er arabischen Ursprungs. Er wohnte längere Zeit in Djedda und Mekka, begab sich von dort nach dem Indischen Archipel und ließ sich endlich in Ampenan nieder, wo er der erste Minister des Sultans wurde. Er hatte ein männlich offenes Gesicht, verständige Augen, war mit der Medizin ziemlich wohl vertraut, sprach geläufig englisch und war ein arger Schurke.

— Reise des Missionars H. C. Kruijt zu den Karo Bataks. Diese wichtige Reise auf dem Plateau von Deli (Sumatra) ist, begleitet von Erläuterungen des Prof. G. K. Niemann in Delft und versehen mit einer Karte (1:1000000), in den Mitteilungen der Niederländischen Missionsgesellschaft erschienen. Die nüchterne und wahrheitsliebende Erzählung des Glaubensboten, die sehr viel Neues über die von ihm bereisten Gegenden bringt, steht in einem erfreulichen Gegensatz zu den Beschreibungen des Franzosen Claine, die sich auf dieselbe Gegend beziehen und im verflossenen Jahre dem Londoner Orientalistenkongresse vorgetragen wurden. Claine hat, abgesehen von manchem Unrichtigen, nichts berichtet, was nicht schon längst bekannt war, dafür aber eine goldene Medaille erhalten. Die Sammlung, die Claine mitbrachte, steht weit hinter jener Kruijts zurück. Es ist ein eigentümliches Schicksal, das über den Inseln von Niederländisch-Indien waltet: sie werden mit Vorliebe von Dilettanten besucht, die bei ihrer Rückkehr sich als Entdecker geberden und Dinge als neu schildern, die längst von den Holländern erforscht wurden. Verslaggever.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 11.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Die Altenburger Bauern.

Von Dr. M. Geyer. Altenburg.

Das Land zwischen Thüringer Wald und Elbe, in dessen Mitte etwa der Ostkreis unseres Altenburger Herzogtums liegt, bewohnten bei Beginn der christlichen Zeitrechnung die Hermunduren, d. h. Großthüren. Einige Jahrhunderte später tauchen an ihrer Stelle die Thüringer auf, d. h. Abkömmlinge der Thüren[1]. Ihr Reich wird 581 in dem bekannten Kampfe bei Burgscheidungen vernichtet. Jedenfalls schon vor Zertrümmerung des Thüringer Reiches rückte von Osten her ein slawischer Stamm in das schwach bevölkerte Gebiet ein: die Sorben oder Wenden. Sorben nannten sie sich selbst, Wenden wurden sie von den Germanen genannt. Diese Sorben ergriffen Besitz von dem später sogenannten Pleißengau, der ziemlich genau die heutigen Amtsgerichtsbezirke Altenburg und Schmölln umfaßt. Um den Gau zog sich ein dichter Kranz von Wäldern, von welchem Teile sich bis heute erhalten haben: so der Luckaer Forst, der Kammerforst, die Pahna, das Deutsche Holz, die Leina und der Nonnebürger Forst. Im Pleißengau besetzten die Sorben die fruchtbarsten Thäler: Sprottenthal, Pleißenthal und besonders die Thäler der Blauen Flut, des Deutschen Baches und des Gerstenbaches. Die drei letztgenannten Striche bilden mit ihrer Lehmbedeckung von wunderbarer Ertragsfähigkeit das eigentliche Altenburger Goldland. Hier entstanden damals zahlreiche Kleine, meist in Hufeisenform erbaute Dörfer, deren slawischer Ursprung noch heute vielfach an ihren Namen auf *is, itz* und *itsch* erkennbar ist.

Altenburger Bäuerin („Marje“).

Bereits unter den späteren Merowingen beginnt in Mitteldeutschland die Reaktion des Germanentums gegen das Slawentum, das Vordringen der Deutschen nach Osten. Jahrhunderte lang währt der Kampf. Anfang des 10. Jahrhunderts wird der Pleißengau durch die Deutschen erobert und von diesem Zeitpunkte an beginnt die Germanisierung und Christianisierung der altenburgischen Sorben. Geistliche breiten von dem Bischofssitze Zeitz aus Christentum und Deutschtum zugleich unter ihnen aus; deutsche Herren errichten in dem unterworfenen Lande zahlreiche Adelssitze (fast 100 in dem 12 Quadratmeilen großen Ostkreise); deutsche Kolonisten gründen zwischen den sorbischen Niederlassungen ihre deutschen Dörfer, insbesondere roden sie Striche des oben erwähnten großen Waldes aus, die denn durchweg mit deutschen Ansiedelungen besetzt sind. Die Überlegenheit der germanischen Ansiedler vor den Slawen in wirtschaftlichen Dingen darf man wohl daraus folgern, daß alle landwirtschaftlichen Gegenstände, Geräte, Werkzeuge, Verrichtungen, Produkte, das Groß- und Kleinvieh u. s. w. deutsche Namen haben. Über den Verlauf der Germanisierung haben wir zwei schwache Anhaltepunkte: 1140 wird in dem Kirchspiele Altkirchen wendisch und deutsch gesprochen, und zwar wird in der lateinischen Urkunde, aus der wir das ersehen, das Wendische die lingua patria, das Deutsche die lingua rusticana genannt; 1327 wird von dem Landgrafen Friedrich dem Ernsten der Gebrauch der

[1]) So nach Alfr. Kirchhoff, Thüringen doch Hermundurenland, Halle 1882. Bewährte Lokalgeschichtsforscher sagen, nur soviel sei sicher, daß vor der Einwanderung der Slawen Germanen in unserm Lande gesessen haben; vergl. J. Löbe, Mitteilungen d. alterthumsf. Gesellschaft, Altenburg, Bd. 9, S. 126 ff.

Digitized by Google

wendischen Sprache vor Gericht verboten. Wann die Germanisierung vollendet war, wissen wir nicht; jedenfalls ist der Sieg des Deutschen ein entschiedener gewesen: slawische Sprachreste müssen heute mit der Lupe gesucht werden [1]). Wie dicht schon in frühen Zeiten die Besiedelung im Altenburgischen war, zeigt die Notiz des Chronisten Konrad Stelle, daß bei der Ländereinteilung des Jahres 1445 „zu stadt vnd stoß Aldenburg“ 400 Dörfer gehörten.

Altenburger Bauern finde ich als Leute besondern Schlages zuerst in Schuldramen vorgeführt, die zwischen 1660 und 1700 von den damaligen Rektoren des Altenburger Gymnasiums verfaßt und durch Schüler der Anstalt aufgeführt wurden. Die Bauern treten, wie ausdrücklich bezeugt wird, in ihrer Tracht auf und reden ihren Dialekt. — Im Jahre 1703 widmete ihnen der hiesige Gymnasialprofessor Friese ein besonderes Büchlein: „Historische Nachricht von denen merkwürdigen Ceremonien derer Altenburgischen Bauern“, und errichtete ihnen damit ein Denkmal, wie es wenig Stämme unseres deutschen Vaterlandes aufzuweisen haben: Er berichtet in sieben Kapiteln, wie die Bauern es „bey Hochzeiten, Heimführung der Braut, Kindtauffen, Gesindemieten, Beerdigungen, Kleidung und Tracht, wie auch mit ihrer Sprache gemeiniglich zu halten pflegen“. Wertvoll ist eine Stelle der Vorrede, aus der wir erfahren, daß große Potentaten an den Zeremonien dieses Landvolks vielmals einen so gnädigen Gefallen gefunden hätten, daß sie bei Tafel sich dessen Aufwartung bedient hätten oder ihre Kleidung, Tänze und Gebräuche sich gnädig gefallen lassen [1]). — Die Nachrichten über Altenburger Bauern fließen im Laufe des 18. Jahrhunderts recht spärlich. Ende desselben wandte ihnen ein Maler Kronbiegel sein Interesse zu und ließ 1793 über Kleidertrachten, Sitten und Gebräuche derselben ein Buch mit 12 illuminierten Kupfern erscheinen. Kronbiegel war kein Eingeborner und wurde bei seinen Nachforschungen vielfach

Altenburger Bauern im Jahre 1703.
Aus F. Friese: „Historische Nachricht von denen merkwürdigen Ceremonien derer Altenburgischen Bauern.“

hintergangen. Er sagte später selbst, daß der Stoff in Eile zusammengerafft und das Buch sowohl bezüglich des litterarischen als des artistischen Inhalts voller Fehler und Mängel sei. Dennoch fand es Beifall und — was die Hauptsache ist — guten Absatz „bis in die entferntesten Gegenden Europas“. Die häufige Nachfrage führte 1806 zu einer neuen verbesserten Auflage; diesmal hatte er sich der Unterstützung einiger „Volkslehrer dieser Nation“, d. h. Dorfschullehrer, zu erfreuen. — „Die fortdauernde Aufmerksamkeit des In- und Auslandes und besonders der Reisenden“ auf die Altenburger Bauernschaft und ihre Eigentümlichkeiten, sowie buchhändlerische Nachfrage bewogen ein Menschenalter später den Pastor Hempel in Stünzhain bei Altenburg, das Buch von Kronbiegel neu zu bearbeiten. Die Bearbeitung erschien 1839, an Stelle der Kupfer sind kolorierte Lithographieen getreten, Kronbiegels Name ist vom Titel verschwunden. Eine neue Auflage hat das Buch nicht erlebt.

Der Ostkreis des Altenburger Landes hat 118000 Einwohner, darunter 62000 Landbewohner. Nach Seifert (Die Landwirtschaft im Herzogtum Altenburg, Altenb. 1886) hat der Ostkreis 1345 Mittelbauern mit Gütern von 5 bis 20 ha, 919 Großbauern mit 20 bis 100 ha und 29 Großgrundbesitzer mit 100 bis 400 ha Grundbesitz. Über Kleinbauern (2 bis 5 ha) und Parzellenbesitzer (unter 2 ha) fehlen mir die Angaben, aber mit Einschluß derselben und mit Ausschluß der Großgrundbesitzer beträgt die Durchschnittsgröße eines bäuerlichen Gutes 24 ha. Bedenkt man, daß ein Hektar guter Boden im Altenburgischen mit 2500 bis

[1]) Prof. Weise in Eisenberg zählt sie in seiner schönen Programmabhandlung (1883) über die slaw. Ansiedlungen im Herzogtume Altenburg auf (S. 13 f.).

[1]) Von dem seltenen Buche Friesles (ich kenne nur 2 Exemplare) habe ich 1887 einen Neudruck besorgt (Verlag von R. Bauer, Schmölln. Preis 1 Mk.).

Digitized by Google

6000 Mk. bezahlt wird oder 90 bis 240 Mk. Pacht trägt [1]), so bekommt man ein Bild von dem durchschnittlichen Kapitalwerte eines altenburgischen Gutes. Verkäufe kommen übrigens äußerst selten vor. Bei Vererbungen kommt ein Gut ungeteilt an den jüngsten Sohn. Der Preis, zu dem dieser es übernimmt, ist meist niedrig, und so ist die Rolle der älteren Söhne und der Töchter, die durch Kapitalzahlungen abgefunden werden, nicht immer beneidenswert. Die das Gut nicht erbenden Söhne lassen entweder ihr Geld auf dem Gute stehen und arbeiten unter dem Regimente des Bruders weiter, oder sehen zu, daß sie ein anderes Gut kaufen, pachten oder erheiraten. Die geschilderte Art der Vererbung hat bisher [2]) den Altenburger Bauernstand leistungsfähig und lebenskräftig erhalten. Selbstredend hat auch die Intelligenz der Bauern dazu das Ihre gethan. Ich führe nur an, daß die Altenburger Bauern längst die künstliche Düngung allgemein eingeführt haben, und daß sie in Altenburg ihre eigene Getreidebörse haben. Wer sehen will, auf wie hoher Stufe Ackerbau und Viehzucht bei ihnen stehen, mag in dem erwähnten Buche von Seifert nachlesen.

Die Wohnungen werden heutzutage massiv gebaut. Die alten Bohlenstuben bieten mit ihrem nach der Straße gerichteten Giebel, dessen Holzwerk dunkelbraun, dessen Felder weiß gestrichen sind, einen freundlichen Anblick. Bei alten wie neuen Bauten ist vor dem Wohnhause nach der Straße zu ein Ziergarten (Kleinzgarten) angelegt, der musterhaft sauber gehalten wird; unter den Fenstern des Wohnhauses hin bis zur Hausthüre streckt sich die Heiste, ein mit Steinplatten belegter Gang, und jedes Gut hat seinen Backofen. Ich wüßte nicht, was das Äußere sonst Bemerkenswertes böte. Treuer hält sich die alte Art im Inneren der Bauerstuben. Neben der Thüre hängt die Ouäble (mhd. twehele, französ. touaille), das ist das Paradehandtuch, unter dem das Gebrauchshandtuch sich birgt; daneben steht das hölzerne Handfaß, das die Stelle des Waschbeckens vertritt. Am Ofen darf die Ofenbank nicht fehlen; in Mannshöhe sind Stangen um den Ofen gezogen, an denen nasse Kleider u. dgl. getrocknet werden. Der Raum zwischen Ofen und Wand heißt Hölle. In der Nähe des wärmenden Ofens steht der lederbezogene Großvaterstuhl. Überall findet man den Seiger (Standuhr) mit seinem stubenhohen Holzgehäuse, dem Behälter für Stöcke und Schirme. Der Tisch ist von Holzbänken umgeben; in seiner Nähe ist das Schlüsselbrett an der Wand befestigt, das die blankgescheuerten Teller aus Ahornholz trägt. Beim Ofen steht die Kästebank. An der Holzwand der alten Bohlenstuben sind Lederriemen angenagelt, hinter welche Messer und Gabeln gesteckt werden. Die Spalten des deckentragenden Balkens dienen als Aufbewahrungsort für Gevatterbriefe, Forderzettel und ähnliche kostbare Papiere. Den Wandschmuck bilden die auf kleine Glasplatten gemalten Bornamen der Familienmitglieder.

Altenburger Bäuerinnen im 18. Jahrhundert.
Nach L. J. Kroubiegel: „Sitten u. s. w. der Altenb. Bauern“. Taf. V.

Gesinde und Herrschaft essen in derselben Stube, wenn auch nicht an demselben Tische. Man betet mittags laut ein gemeinsames, nicht eben kurzes Tischgebet; auch Ab- und Zugehende sprechen, so lange sie in der Stube sind, ein Bruchstück mit. Eine Stelle des Dankgebetes klingt mir noch in den Ohren:

Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben;
Wir bitten unsern lieben Herrn,
Er woll' uns hinfort mehr beschern.

Gesindemärkte, die während der Zwölfnächte in Altenburg und Schmölln abgehalten werden, sind schon von Friese erwähnt. In den letzten Jahren hat sich Mangel an Dienstboten fühlbar gemacht, daher sind vielfach bayerische und schlesische Leute eingestellt worden; freilich haben diese bei weitem nicht die Leistungsfähigkeit von Altenburgern.

Wieviel von den Landbewohnern die alte Tracht bewahrt haben, vermag ich nicht anzugeben, das könnte nur eine Zählung von Ort zu Ort feststellen. Bei dieser müßte auf die große Zahl derer besonders acht gegeben werden, die in einem Übergangszustande sich befinden und teils „bürgerlich“, teils „bauerisch geben“. Man kann im allgemeinen sagen, daß, je weiter ein Dorf von Städten und Eisenbahnen entfernt liegt, desto treuer es an der von den Vätern ererbten Tracht festhält, sodann daß die Frauen zäher an ihr halten, als die Männer. Letzteres hat einen inneren und einen äußeren Grund: 1. hängen auch hierlands Frauen mit viel treuerem Gemüt am Althergebrachten, als Männer (Schwankungen der Mode natürlich ausgeschlossen); 2. ist die Kleidung praktisch für Haus- und Feldwirtschaft. In vielen Familien hat sich der Mann „ungekleidet“, die Frau nicht. Unter dem heranwachsenden Geschlecht schwindet die Tracht mehr und mehr. Das Bauernreiten, das vor zwei Jahren bei Anwesenheit des Kaisers Wilhelm II. in Altenburg stattfand, ein glänzender Aufzug von Altenburgern in Nationaltracht zu Roß und Wagen, darf nicht irre machen: diese großartige Schaustellung

[1]) In der Nähe der Stadt Altenburg werden bei Parzellenverkauf 7500 Mk., bei Parzellenverpachtung 300 Mk. für den Hektar erzielt.

[2]) In neuerer Zeit zeigt sich doch das Bestreben, die Erbteile gleichmäßiger zu gestalten, wodurch stärkere Verschuldung der Güter unausbleiblich wird.

Digitized by Google

war, was die jüngeren Teilnehmer betrifft, mehr ein historischer Festzug, als ein Bild aus der Gegenwart; von all den hübschen Mädchen, die mit dem Hormt geschmückt in den offenen Kutschen saßen, trug keine einzige mehr auch daheim die bäuerische Tracht. Man kann schon mit einiger Sicherheit den Zeitpunkt angeben, wo selbst Bewohner der Stadt Altenburg verwundert hinter einem Melcher oder einer Marje [1] drein schauen werden.

Wer noch an das Dogma von der Unveränderlichkeit der Nationaltrachten glaubt, mag einen Blick auf das Trachtenbild bei Friese und die Bilder von heute werfen und er wird geheilt sein. Die meiste Ähnlichkeit zeigen noch die Männer, wenigstens kann man überall die Elemente nachweisen, aus denen die heutigen Kleidungsstücke hervorgegangen sind. Verschwunden sind die hohen Spitzhüte, unter denen merkwürdigerweise noch eine Mütze getragen wurde, verschwunden ist auch die Sitte, lederne Strümpfe zu tragen. Aber heute wie vor zwei Jahrhunderten wird um den Hals ein schwarzes, womöglich seidenes Tuch geschlungen, noch heute werden die langen dunkeln Tuchröcke (Kappen genannt) getragen; die hellen Röcke, die „Weißen", waren wenigstens zur Zeit der Großväter noch in Brauch (siehe die Abbildung; die Schärpe ist weg zu denken); der Brustlatz wird wie zu Friedes Zeit links zugeheftelt; die Hosen werden noch immer aus schwarzem Bockleder gefertigt, sind ziemlich bauschig und werden unter dem Knie zugebunden; die langen Stiefel sind noch heute üblich.

Altenburger Bauer („Weißer").

Anders bei der Frauentracht. Auf dem Bilde bei Friese fällt das Hormt in die Augen, d. i. der Kopfschmuck einer Altenburger Braut [2], sowie die mit Otternpelz verbrämte Mütze oder Haube, von der kein Mensch mehr was weiß; ferner ist an den beiden Frauen der berüchtigte Brustlatz im kleinen zu erkennen. Aber das Gesamtbild der Frauentracht ist vollständig verändert, und daran sind Kopfbedeckung, Latz und Rock der jetzigen Tracht schuld. Die Umwandlung hat sich kurz nach 1800 und überraschend schnell vollzogen. Vergebens wies man damals die Geistlichen an, durch ihr beichtväterliches Ansehen den Modeteufel zu bannen. Die jungen Bäuerinnen gaben zur Antwort, die Geistlichen trügen ja selber ihre alten ehrwürdigen Perücken nicht mehr. Vergebens wurde von den älteren Kreisen der Bauernschaft dagegen geeifert. Die Kleiderumwälzung drang sieghaft in die entlegensten Dörfer, und das ist um so merkwürdiger, als die alte Tracht offenbar bequemer war, als die neue. Sehen wir uns die herrschende Frauentracht näher an.

Charakteristisch an ihr sind die Kopfbedeckung, die wuchtige Umhüllung der Posteriora und die arglos den Blicken sich preisgebenden Waden. Die Kopfbedeckung umschließt den Kopf ganz eng. Die Haare, von denen nichts sichtbar ist, werden straff nach hinten gekämmt und am Hinterkopf in einen Knoten (Bertzel) geknüpft; nur am Hinterkopf läßt man sie etwas wachsen, auf dem Scheitel werden sie öfters ausgeschnitten. Der Bertzel steckt in der trichterförmig sich verengenden, mit Pappe gesteiften „Tute". Zu beiden Seiten der Tute strecken sich epaulettenartig ebenfalls mit Pappe gesteifte Quadrate, die jedenfalls den Zweck haben, das hinten herabhängende, mit kostbarer Kante gefaßte Tuch in seiner vollen Breite zu entfalten. — Wir sehen auf den Abbildungen den berüchtigten Latz, eine gewölbte, schwarz überzogene Pappe etwa in der Form eines Wappenschildes. Das Bild läßt nicht deutlich genug erkennen, wie qualbringend unbequem sein ovales Ende sich gegen den Leib stemmt. Diese geradezu unverantwortliche Erfindung ist für die Altenburgerinnen, was für eine kokette Balldame der Fächer ist: hinter dem Latze wird das halbe Gesicht versteckt, wird gestüftet und geschlacht. Der Hohlraum unter dem Kinn wird als Aufbewahrungsort für Strickzeug u. dgl. benutzt. Gehalten wird der Latz von den Querbändern des Mieders.

Der Rock umschließt panzerartig den Leib. Mit einem Panzer kann man ihn schon wegen seiner festen Beschaffenheit vergleichen, er besteht nämlich auf seiner Sitzfläche aus einer Menge von eng aneinander gereihten Falten. Zu der Sitzfläche von 60 cm Breite gehören 2 m Zeug. Das Zusammennähen der Falten ist eine mühselige Arbeit, die soviel Körperkräfte erfordert, daß sie nur von Bauerschneidern, nicht von Bauerschneiderinnen geleistet wird. Dieser Panzer ist überaus unbequem, besonders wenn alle Knöpfe zugeknöpft sind [3]. Er nötigt zu kleinen Schritten; das Steigen von Treppen wird nur durch Zickeln, d. h. hohes Heben auf den Fußspitzen, ermöglicht. Für gewöhnlich werden daher ein bis zwei Knöpfe nicht eingeknöpft. Das gilt selbstredend vor allem für Feld- und Stallarbeiten; ja im heißen Sommer geschieht noch mehr, und alle Bedenken werden dadurch niedergekämpft, daß erst eine große, fast um den ganzen Leib gehende Schürze hinten herum, dann eine ebenso große vorn herum gebunden wird.

Besonderes Interesse pflegen Fremde den meist wohlgeformten Waden unserer Altenburgerinnen entgegen zu bringen. Weiße Strümpfe sieht man jetzt ganz selten, sie gehören aber zur großen Toilette. Eine arge Sünde gegen Wohlanständigkeit würde sein, wenn durch die Strümpfe Fleisch schimmerte; diese sind daher sehr feinmaschig und eng

[1] Melchior und Marie, die typischen Namen für Leute in Altenburger Tracht.

[2] Es wird heutzutage nicht mehr getragen, aber als Erbstück in vielen Familien aufbewahrt.

[3] Die Rockteile schlagen vorn übereinander, so daß von dem Unterrocke nichts zu sehen ist; in dem Rockreichthume, wie ihn unsere Bilder zeigen, haben wir nur einen Notbehelf zu sehen.

Digitized by Google

gestrickt und es werden in der Regel noch weiße Unterziehstrümpfe getragen.

Unter dem Faltenrocke steckt ein weißleinener Unterrock, unter dem Latz das sogenannte Ärmelleibchen. Das ist eine Art Jacke, bei der die engen, höchstens bis zum Ellbogen reichenden Ärmel van demselben Stoffe sein müssen, wie der Faltenrock, während das übrige van weißer Leinwand ist.

Die Vergnügungen der Altenburger Bauern haben Weltruf, und doch läßt sich auch über diese heute nicht sonderlich viel mehr sagen. Sonntags nachmittags gehen „die Mannsen" in das Wirtshaus des Ortes, die Schenke; die älteren setzen sich an Skattische, die jüngeren kegeln. Den Skat, der von Altenburg aus seinen Siegeslauf durch die Welt genommen hat, spielen sie mit großer Feinheit. Leidenschaften entwickelt das Spiel bei ihnen nicht, selbst bei hohen Sätzen wissen sie mit Gleichmut zu gewinnen oder zu verlieren. Bekannt sind die Altenburger Roßmärkte, an denen hergebrachtermaßen hoch gespielt wird, insbesondere dem Tippen, einer Art Dreiblatt, bei 3 Thaler Einsatz mit steigenden Labethen gefröhnt wird. Bei den Roßmärkten machen die Wirte ein gutes Geschäft, da van jedem Spieltische eine Menge neuer Kartenspiele verbraucht werden muß, mindestens alle Stunde eins; jedes kostet 1 Mk. 50 Pfg. Die benutzten Spiele werden achtlos in die Stube gewarfen, so daß der Fußboden schließlich mit Kartenblättern wie übersät ist. Dagegen ist die an den Spieltischen gemachte Zeche in der Regel gering. Van den Festen, die der Dorfwirt veranstaltet, ist des alten Namens wegen die Örte (mhd. örte, ürte = Zeche, Zechgesellschaft) bemerkenswert; sie wird im Januar aber Februar abgehalten. Weltbekannt ist das Kirchweihfest, die Kirmeß oder Kirmse, die im November in jedem Hause gefeiert wird. Der vulgäre Name „Laubfressen" deutet an, worin das Wesen dieses Festes liegt. Für dies Fest gilt vor allem das selbstbewußte Wort der Altenburger: „Mer kunn's ju, mer kunn's ju!" Die Tische brechen fast unter der Last der mannigfaltigen Kuchensorten, die da aufgetragen werden. Die Hauptmahlzeit wird abends gehalten; sie bot früher Karpfen, Gänsebraten (dafür auch Rinderbraten) und zum Schluß kalten Schweinebraten mit verschiedenen Tischen (Kompots), sowie Butter und Käse. Nur altmodische Leute sind bei dieser Tafelordnung geblieben; meist wird jetzt ein glänzendes, aus mehreren Gängen bestehendes Mahl bereitet, bei welchem Torten, Eis und etwas zum Knuspern nicht fehlen dürfen. Der Dorfwirt hält bei diesem Feste Tanz ab. Bemerkt sei hierbei, daß der weibliche Teil der Bauernschaft sehr gewandt tanzt und die Füße zierlich zu setzen weiß. Die alten Tanzweisen hört man nicht mehr, und wie der alte Nationaltanz, der Rumpuff, von dem Kronbiegel Melodieen aus dem 17. Jahrhundert mitteilt, getanzt wurde, ist ganz unbekannt. Früher verteilte sich die Feier der Kirmse im Lande auf drei Wochen, und der ganze Bezirk war in drei Reiten geteilt. Bekannte und Verwandte benutzten die Dreiteilung zu gegenseitigen Besuchen. Da hat mit rauher Hand der Staat eingegriffen, indem er vor wenig Jahren die Feier des Festes auf eine Woche beschränkte. Bei Familienfesten spielt noch immer der „Bitter" eine bedeutende Rolle. Der besorgt zunächst persönlich das Einladen der Gäste, wobei er althergebrachter Redewendungen sich bedient, begrüßt die Gäste beim Eintreffen im Hause des Gastgebers, hilft beim Auftragen van Speise und Trank, nötigt zum Essen und Trinken, spricht das Tischgebet, wenn Pfarrer oder Schulmeister es ihm nicht abnehmen, stimmt unter Umständen auch einen Choral an, dankt im Namen des Gastgebers für Erscheinen der Gäste, für etwaige Geschenke derselben, hebt die Tafel auf, richtet Spieltische an — kurz, er versieht die Pflichten des Wirtes, Kellners und Festordners. Van den Familienfesten werden die Patenschmäuse mit besonderem Glanz gefeiert, das sind Feste par der Konfirmation eines Familienglieds. Jeder Gast bringt ein Patengeschenk mit, die Taufpaten müssen sich natürlich besonders nobel machen. Weniger „Summs" wird bei Kengerkermsen (Kindtaufen) gemacht. Auch bei Beerdigungen wird Kuchen gebacken und es findet ein Trauermahl statt, dessen Hauptgang Rindfleisch mit Meerrettigbrühe ist; einen Skat auch bei solchen Gelegenheiten zu spielen, hält man nicht für unschicklich. An jedem Freuden- oder Trauerfeste giebt die sorgliche Hausmutter den Gästen beim Scheiden ein großes Tuch voll Kuchen mit nach Hause.

Altenburger Bäuerin von hinten.

Altenburger Bäuerinnen in Arbeitstracht.

Altenburger Bäuerin mit dem Harmt.

Alt ist der Gegensatz zwischen Dorf und Stadt. In den oben erwähnten Schnddramen beklagen sich die Bauern oft über Mangel an Achtung seitens der Städter. Letztere werden schon damals, wie es nach in unsern Tagen geschieht,

Digitized by Google

den Versuch gemacht haben, den Dörfern gegenüber geistige Überlegenheit geltend zu machen. Dem pflegen (jetzt wenigstens) die Dörfler ein trotziges Bewußtsein körperlicher Kraft entgegen zu stellen, das im Laufe der Jahre dorfbesuchenden Städtern schon zu mancher Tracht Prügel verholfen hat. Die Städter besuchen die Feste der Bauern gern. Dann sind in den Wirtshäusern entweder bestimmte Tage für die Stadtbewohner festgesetzt, oder der Tanzsaal muß zu bestimmter Abendstunde von den Städtern geräumt sein. Auch in der Stadt Altenburg finden Bauernbälle statt, die einen Sammelpunkt für die gesamte Bauernschaft bilden. Während noch vor 20 Jahren auf diesen Bällen die bäuerische Tracht vorherrschte, sieht man jetzt bei den Tanzenden nur noch die bürgerliche Allerweltstracht, und damit ist denn auch auf diesen Bällen die strenge Abgeschlossenheit gegen „die Bürgerschen“ geschwunden. Wie wäre es anders möglich, da jetzt die begüterten Bauern ihre Söhne auf eine städtische Schule, ihre Töchter in eine städtische Pension (die Mamsenbenebmige)

Altenburger Bäuerin in den verschiedenen Stufen des Ankleidens.

zu schicken pflegen! Viel trägt zu dem Schwinden der alten Bauernart auch die allgemeine Wehrpflicht bei. Die Bauersöhne dienen ihre Zeit meist in einem Kavallerieregimente ab, und wer jahrelang die schmucke Husarenuniform getragen hat, greift in der Regel nicht wieder zu den Lederhosen. Nur eine altenburgische Eigentümlichkeit hat sich infolge der allgemeinen Wehrpflicht besser erhalten, nämlich die Bauernreiten, denen die Menge der gedienten Kavalleristen neue Nahrung zugeführt hat. Man hört auch jetzt wieder von den fast vergessenen Besuchsritten, die junge Bauerburschen einander im Winter abstatten, oder von einer Einholung Neuvermählter durch Berittene. Die Pferde sind bei solchen Gelegenheiten mit bunten Bändern und grünen Sträußen geschmückt.

Früher waren die Bauern auch unter sich scharf geschieden in Anspänner (d. h. Bauern, die ihr Gut mit zwei, vier, sechs und mehr Pferden bewirtschaften), Kühbauern und Häuschenleute. Besonders auffällig trat das bei dem Verkehre in den Schenken zu Tage, wo jede Klasse an Tischen für sich zu sitzen pflegte. Kam ein fremder Bauer ins Gastzimmer und rückte an irgend einen Tisch, so mußte er bei dem Gruße, der noch heute in einem leichten Schlage auf den Tisch besteht, angeben, wie viel Pferde er besaß. Im

Digitized by Google

Scherze geschieht das noch heute. Das Konubium fand nur innerhalb der einzelnen Klassen statt. Selten heiratete ein Mädchen aus ihrem Stande hinaus. Vollends daß eine Bauerntochter den Pastor oder Schulmeister des Ortes geheiratet hätte, wäre früher etwas Unerhörtes gewesen. Jetzt kommt es vor und gar nicht selten.

Die Mundart der Altenburger Bauern hat ihre kleine Litteratur. Das lustige Satyrspiel in ihrer Mundart, das den Schluß von Friese bildet, ist 1683 geschrieben. Aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts ist eine derbkomische Liebesklage von Veit Reimschüssel erhalten. Jahlreiche Gelegenheitsgedichte aus dem vorigen Jahrhunderte legen Zeugnis ab von dem Interesse, welches Bewohner der Stadt Altenburg an der Bauernsprache nahmen. 1795 veröffentlichte Meyer in der „Zeitschr. f. d. Fürstentum Altenburg“ eine Sammlung mundartlicher Ausdrücke. Unser Jahrhundert brachte den Altenburgern ihren Volksdichter, Friedr. Ulrich. Der ließ 1838 die „Volksklänge in Altenburger Mundart“ erscheinen (3. Aufl. 1875 von K. Greß besorgt). Die Mundart ist beschrieben von Prof. Pasch (Das A. Bauerndeutsch, 1878) und von Prof. Weise (Mitteilungen des Eisenberger Altertumsforsch. Vereins, Heft 4, 1889; Nachtrag zu dem Glossare im folg. Hefte). Im Dorfdialekt würde die Beschreibung der Ballerlebnisse eines jungen Altenburgers etwa so lauten: „Nacht'n [1]) hatt 'ch dr mein' Drasch [2]); 'ch kom ze längt'n [3]) z'n Meederann [4]); 's war schunt [5]) 'ne Wulst [6]) Leite satt [7]). Meine Söphe [8]) hutte schmahlichen Onkrah'ch [9]) — se sach aber o ftraff [10]). Cuaas Guste [11]) nuußte egal [12]) mit Banthanse tanze [13]); das war mr meifele [14]) 'ne Gutdeichte [15]). Kratzsch Töffel [16]), dar alle grußmog'lchte Stöpfel [17]), war o falt, ha [18]) mochte sich sortenenne [19]) e Geschichten [20]) üm Stöpfen rüm. Hot dar 'ne eefelgen Kuf'ch verführt [21])! Wu's uff de Zukuöppe [22]) ging, machten se 'en Trampel [23]. Töffel wol [24]) o Stöpfen mol schenke [25]). Do kom 'e aber ürfcheln [26]) on. Se leete [27]) zu'n: Mich kannte [28]) potkaspern [29]) — heite bin 'ch Sachern seine Heemführhe [30]).

[1]) Gestern abend. [2]) Rot. [3]) langsam, spät. [4]) Mägdetennen, Tanz. [5]) schon. [6]) Menge. [7]) dort. [8]) Sophie. [9]) wurde sehr unschmärmt. [10]) auch schmuck. [11]) Justine Cuaas. [12]) immer. [13]) d. h. blieb sitzen. [14]) meiner Seele. [15]) etwas Wohlthuendes. [16]) Christoph. [17]) groß-mogul-ige Dummkopf. [18]) er. [19]) fortwährend. [20]) um S. zu schaffen. [21]) tüdtliches Gespreck geführt. [22]) Als es zu Ende. [23]) d. h. die jungen Burschen lassen sich eins aufspielen, trampeln und jobten, und vertulgen dabei eine Quantität Bier oder Wein. [24]) wollte. [25]) zu trinken geben. [26]) erschlings, verkehrt. [27]) sagte. [28]) kannst du. [29]) potkaspern, eigentlich: zu mr kannst du „Pate Kaspar“ sagen; d. h. du bist mir gleichgültig. [30]) laß ich mich von Zacharias heimführen.

Bemerkungen zu Sayces Rassen des Alten Testaments [1]).

Von Georg Ebers.

Sayces [1]) frühere wissenschaftliche Leistungen verbieten von vornherein, in dem vorliegenden Bändchen einen für die große gläubige Gemeinde berechneten religiösen „Traktat“ zu erwarten, und er enthält in der That eine ernste ethnologische Studie, die auch Fachmännern willkommen sein wird; denn der Verfasser verfügt über reiche Kenntnisse, ein starkes kombinatorisches Vermögen und daneben auch über ein schönes, zum Teil erst jetzt voll verwertbares Quellenmaterial. Zwar können wir uns seiner Meinung nicht anschließen, daß das Studium der Ethnologie des Alten Testamentes erst in den letzten drei oder vier Jahren möglich geworden sei, doch hat derselbe in dem bezeichneten Zeitraume allerdings eine Reihe von neuen und wichtigen Hülfsmitteln gewonnen. Besonders ist ihm während des letzten Triennium für die Ägypter eine Methode vorgearbeitet worden, deren Ausdehnung auf andere Völker des Alten Testaments wichtige Resultate zu ergeben verheißt. Wir meinen Virchows anthropologische Studien, seine Schädelmessungen ꝛc. in Ägypten, auf die Sayce auch fleißig Bezug nimmt. So beschränken sich die Hülfsmittel, die er vor seinen Vorgängern voraus hat, auf die gründlichere Erforschung Vorderasiens und besonders Palästinas, auf das für Ägypten durch Virchow Gewonnene und die bessere Verwertbarkeit der am Nil erhaltenen Darstellungen der Fremdvölker, die mit dem Pharaonenreiche in Beziehung standen. Auch diese Gemälde sind ja längst bekannt, und ihre Nachbildungen standen jedermann in den großen Publikationswerken zur Verfügung. So gewissenhaft sich aber auch Champollion, Rosellini und besonders Lepsius bemüht hatten, die Rassentypen, welche sie an den Wänden der Tempel und Grüfte fanden, treu wiederzugeben, konnten sie doch nur die Umrisse und bei den wichtigeren die Farben des Haares, der Haut und Gewänder reproduzieren. Dennoch zeigten viele dieser Bildnisse, ja alle, die nicht auf Stuck gemalt, sondern in den Stein gemeißelt waren, auch eine innere Ausführung, und ihr gegenüber trat in der letzten Zeit die Photographie, zu größerer Genauigkeit führend, förderlich ein. Es ist darum nicht das kleinste Verdienst des Dr. Sayce, viele der wichtigeren dieser Völkertypen in Lichtdruck wiedergegeben und die Ethnologen auf die neuen photographischen Aufnahmen derselben hingewiesen zu haben [1]).

Des Verfassers eigene Arbeit faßt den großen zu behandelnden Stoff knapp zusammen. Die Darstellung ist lebhaft und anregend, doch will uns die Gliederung nicht scharf und übersichtlich genug erscheinen; auch meinen wir, daß sich das Bekenntnis des Verfassers, er habe der Klarheit zu Gefallen manchertei als gesichert hinstellen müssen, was nur wahrscheinlich sei, sich mehrfach auch auf Dinge von entschieden zweifelhafter Natur beziehe. Als ein Beispiel für viele heben wir seine sichere Annahme hervor, daß die ganze Reihe der Denkmäler, die wir unter dem Namen der „hethitischen“ zusammenfassen — die kleinasiatischen wie die kommagenischen — dem Volke den Ursprung verdanke, das die ägyptischen Denkmäler „Cheta“, die Keilschriften Hatti nennen und in dem Schrader mit Recht die Hethiter der Bibel erkannte. Nun war es zwar Sayce, der diese Denkmäler, die uns eine besondere, der hieroglyphischen der Ägypter verwandte Bilderschrift kennen lehren, zuerst den Cheta der

[1]) A. H. Sayce, The Races of the old Testament. London. The religious tract society 1891.

[1]) Der rührige und geschickte Ausgräber Mr. Flinders-Petrie sorgte für die Reproduktion der charakteristischsten Bildnisse dieser Art, und es wird manchem Leser des Globus mit der Notiz gedient sein, daß eine vollständige Sammlung der Petrieschen Aufnahmen sich leicht (für 45 Mark) durch Bestellung bei Mr. Browning Hogg, 75 High Street Bromley, Kent, haben läßt. Diese Photographieen sind vortrefflich, nur entbehren sie selbstverständlich der oft so wichtigen Farbe. Die Chatdköpfe aus Tello (jetzt im Louvre) finden sich wiedergegeben in de Sarzec's und Heuzeys Decouvertes en Chaldée.

Digitized by Google

ägyptischen Monumente zuschrieb und aus dem Bereich ihres Vorkommens den Schluß zog, daß eben diese Cheta sich von Nordsyrien nach Kleinasien gewandt, dies im 13. oder 12. Jahrhundert v. Chr. erobert und auch dort eine Anzahl jener Denkmäler errichtet hätten, die man nach seinem Vorgang ziemlich allgemein „hethitisch“ nennt; seine Annahme ist aber durch Puchsteins scharfsichtige und besonnene kritische Untersuchungen so stark erschüttert und die Entstehung dieser Monumente in eine so viel spätere Zeit hinausgeschoben worden, daß Sayce verpflichtet gewesen wäre, ihrer zu gedenken, sei es auch nur, um sie zurückzuweisen und die von so vielen Seiten aufgenommene Hypothese, deren Vater er ist, neu zu begründen.

Ferner bedauern wir, daß der Verfasser es unterläßt, die Völkerpsychologie unter den Hilfsmitteln des Ethnologen zu nennen. Hätte er größere Rücksicht auf diese sich mehr und mehr vertiefende Wissenschaft genommen, wäre es ihm kaum möglich gewesen, S. 38 zur Begründung des Vorhergegangenen den Satz auszusprechen: „Gieb dem Feuerländer die Erziehung eines Engländers, und er wird in Ideen und Lebensweise ein Engländer werden.“ In der Lebensweise vielleicht „ja“, was die Ideen angeht, sicherlich „nein“, und wenn wir auf diese Negation den schärfsten Nachdruck legen, so geschieht es zu Ehren des durch die Arbeit vieler Jahrhunderte verfeinerten und gekräftigten Ingeniums der Briten. Ferner zeigt das zum Lebensgenuß mahnende Lied des Harfners im Grabe des Neferhotep, eine Reihe von Maximen in den Schriften weiser Männer aus der Pharaonenzeit, die ausgelassene Festlust, der die Ägypter sich gelegentlich hingaben, und manches andere, daß sie keineswegs das düstere Volk waren, als welches man sie sich gern vorstellt. Es wohnte ihnen sogar ein gewisser Übermut und viel Genußsucht inne, aber „light heartedness“ und „good temper“ wird ihnen der Völkerpsychology nicht zusprechen dürfen. Auch die Griechen und Römer, die mit ihnen verkehrten, schildern ihre Gemütsart ganz anders. Flav. Vopiscus nennt sie nicht mit Unrecht „ventosi, furibundi, jactantes, injuriosi etc.“ Wir kennen ihre beißenden Karrikaturen und ihre Händelsucht und wissen, wie schweres Unheil der ihnen eigene gallige Witz und aufrührerische Sinn diesen „leichtherzigen und gutmütigen“ Menschen brachte. Es ist weiter nicht richtig, daß Stopes 1879 und Petrie 1887 zuerst von einer Steinzeit für Ägypten gesprochen hätten. Das ist vielmehr schon weit früher von Dr. Reil und 1869 und 1870 von Arcelin, Hamy und Lenormant geschehen.

Darin stimmen wir mit dem Verfasser überein, daß eine höher begabte asiatische Einwanderung sich im Nilthal in eine autochthone Bevölkerung mischte; die Einwanderer sind wohl auch über Südarabien und Ophirika gekommen, doch möchten wir ihre Heimat im eigentlichen Asien suchen. Eine neben der üblichen ägyptischen nachweisbare andere Bestattungsweise in älterer Zeit scheint allerdings für die Erstlinge jener beiden Rassen zu zeugen, von der Brachycephalie der Holzstatue, die man den „Dorfschulzen“ nennt, auf diese Schädelbildung bei den Ureinwohnern des Landes zu schließen, will uns indes unerlaubt erscheinen. Der Kopf dieser Bildsäule ist ein ähnliches Porträt, und kunterbuth jeder Rasse giebt es so starke Divergenzen, daß kein Geringerer als Gegenbaur uns einmal sagte, er wolle sich anheischig machen, auf dem Friedhofe in Jena Schädel zu finden, die dem Typus sehr verschiedener Rassen entsprechen würden. Wir kennen männliche Drillinge, deren Eltern niedersächsische Langschädler sind und die ihre eigenthümlich brachykephale und dazu spitze Kopfformen wohl nur der Lage vor der Geburt verdanken. Neben dem brachykephalen Dorfschulzen werden außerdem die arbeitenden Hörigen meistenteils als Langschädler gebildet, und als solche werden wir uns wohl die Urbevölkerung der Ägypter, die wahrscheinlich zu den sogenannten „schönen Stämmen“ Afrikas gehörten, vorzustellen haben.

Wie H. Sayce S. 91 zu der Behauptung kommt, daß die Sykomore aus Ägypten verschwunden sei, ist uns unerfindlich. Es ruht sich schön am Nil unter dem Schatten ihrer breiten Krone.

S. 93 und 94 stellt der Verfasser das Verhältnis der ägyptischen Sprache zu der semitischen in einer Weise dar, die dem Stande der Forschung nicht mehr völlig entspricht. Es muß ihm entgangen sein, was seit Ermans bahnbrechenden Untersuchungen auf diesem Gebiete geleistet wurde. Fr. Hommels Entdeckung, daß auch das ägyptische drei s Laute besaß, weil die später gleichwertigen Hieroglyphen der Riegel —ш— und die Stuhllehne ʃ anfänglich und nur im alten Reiche sicher und gewiß verschiedene Laute darstellten, konnte ihm noch nicht bekannt sein. Keineswegs nur die lexikalischen Gleichklänge, welche meistenteils durch die semitischen Lehn- und Fremdwörter bewirkt werden, die zur Zeit der nahen Beziehungen des Nilthales mit Vorderasien unter der 18. und 19. Dynastie in das Ägyptische eindrangen, die Ähnlichkeit der Pronominalsuffixe ꝛc., sondern tiefer gehende grammatische Übereinstimmungen gestatten uns jetzt, von einer Urverwandtschaft des Ägyptischen mit dem Semitischen zu reden.

Zu S. 100 und 101 sei bemerkt, daß in den letzten Wochen die Gruft Amenophis IV. (Chu n aten) entdeckt wurde. Vielleicht wird sie neue Aufschlüsse über diesen merkwürdigen Reformator ergeben. Sayce leitet das Recht, Kaft für das eigentliche Phönizien zu halten, von der Bilingue von Tanis (Defret von Kanopus) her — und wir thaten früher, indem wir unsere Meinung auf eine Reihe von älteren Inschriften stützen, das Gleiche — und doch täte sich die Bedeutung dieses Namens jetzt enger begrenzen. Zu der Zeit, auf die es hier ankommt, heißt das auch dem Festlande gelegene eigentliche Phönizien Zahi. Wie wir in unserm Ägypten und die Bücher Moses, verlegt der Verfasser Caphtor an die Deltaküste und zeigt sich geneigt, mit Lepsius in den Puna an der ostafrikanischen Küste die Urphönizier, die Puni oder Poeni der lateinischen Schriftsteller zu sehen. Die letztere Hypothese, der wir uns nicht anzuschließen vermögen, ist außerordentlich gewinnend, doch spricht so viel gegen dieselbe, daß bei der Wichtigkeit dieser Frage ein näheres Eingehen geboten erschienen wäre. Der Verfasser hätte überhaupt durch eine vollere Berücksichtigung des Denkmälermaterials und besonders der Feldzugsberichte, der Tributlisten, der aus den verschiedenen Ländern kommenden Waren und Fabrikate manches Zweifelhafte besser zu sichern vermocht. Zwar benutzt er in vielen Fällen die Kleidung und Bewaffnung der Völker, die er behandelt, um ihre ethnische Stellung zu bestimmen, doch faßt er gewöhnlich weder die Tolche und Schwerter, noch die Kopfbinden, Kappen und Helme, deren genaue Untersuchung ihm die Petrieschen Photographien ermöglicht hätten, mit voller Schärfe ins Auge. Des Ägyptologen Max Müller einen ähnlichen Stoff behandelndes Buch, das im April erscheinen wird, und worauf wir schon hier als auf eine grundlegende Leistung auf diesem Gebiete hinweisen, wird den Lesern zeigen, ein wie viel reicherer Gewinn sich gerade aus diesen scheinbar geringfügigen Dingen ziehen läßt.

Auf Meinungsdivergenzen über einzelne Punkte einzugehen, verbietet leider der bewilligte Raum; nur die folgenden wohlbegründeten Bedenken wollen wir nicht unterdrücken. Die Menti werden nicht erst von der fünften Dynastie an als Bewohner der Sinaithalbinsel erwähnt. Schon in der dritten unter König Snefru bevölkerten sie dieselbe. S. 65 wird der Minaeer Erwähnung gethan, und es wunderte uns darum, daß der Verfasser den von Glaser gefundenen Inschriften

Digitized by Google

und den sich an sie knüpfenden für die Völkerverhältnisse des alten Orients so wichtigen Hypothesen dieses Gelehrten keine weitere Berücksichtigung schenkt.

Die Bemerkung, daß das Äußere der Kabylen in Nordafrika demjenigen der Bewohner eines englischen oder irischen Dorfes entspreche, weil beide blonde, blauäugige Langschädler mit weißer Hautfarbe seien, ist stark zu modifizieren. Wir haben den größten Teil der Kabylie von Oran bis Bona und von Algier bis über Medea hinaus nicht auf der Eisenbahn, die es damals noch nicht gab, sondern mit der Post und größtenteils zu Pferde durchkreuzt, und sind unter den Kabylen prächtigen Männergestalten mit blauen Augen und blonden und roten Haaren und Bart zu Dutzenden, doch immer nur als Ausnahmen begegnet. Beitaus die meisten sind schwarzäugig und bärtig, und fanden wir auch in einem Dorfe oder Lager mehrere blonde Männer unter den brünetten, so suchten wir doch vergeblich nach einem Stamme, bei dem der blonde Typus die Regel gebildet hätte, und wir gaben bei diesen langen Fahrten und Ritten besonders acht auf ethnologische Dinge. Es läßt sich also, was die äußere Erscheinung der Kabylen angeht, nur sagen, daß sich unter ihnen, die im ganzen dem arabischen Typus am nächsten stehen, eine ziemliche Anzahl von blonden Personen findet. Das Haar ehrbarer Frauen und Mädchen bekamen wir niemals zu sehen, die Männer aber nötigten uns oft an die Bandalen zu denken, die kraftvollen blonden germanischen Helden, die hier lange gelebt und geherrscht haben und denen es gewiß zuzutrauen ist, daß sie sich eine zahlreiche Nachkommenschaft erwechten. Immerhin steht es fest, daß schon die ägyptischen Denkmäler die Libyer hellfarbig darstellen, und es ist ja auch mancher schwer wiegende Grund für ihre Verwandtschaft mit den Kelten angeführt worden.

Den mit den Libyern gegen Menephtah I. und Ramses III. verbündeten Völkerschaften ist ein Abschnitt gewidmet, doch hätten wir dem scharfsinnigen Verfasser gerade dieser merkwürdigen Konföderation gern eine noch eingehendere Würdigung widmen sehen. Wie verschieden sind ihre Namen seit E. de Rougé gedeutet worden! Bruglichs kühne Hypothese, sie seien kaukasisch-kolchische Männer gewesen, die als Kriegsgefangene an den Nil gebracht, teils im ägyptischen Heere Aufnahme gefunden hätten, teils nach Libyen übergetreten seien, um dem Fürsten dieses Landes als Söldner gegen die Streitmacht des Pharao zu dienen, bleibt unerwähnt, obgleich es dem Nachweis eines solchen Vorspieles der militärischen Verhältnisse in der Mamlukenzeit schon am Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. gewiß nicht an Reiz fehlt. Mehrere dieser Völker scheinen dem Pharao in der That als eine Art von Mamlukengarde gedient zu haben, und daß ein Teil ihrer Mannschaft und andere nach ihrer Herkunft gesonderte Kriegerhaufen den Libyern in der Weise unserer mittelalterlichen Landsknechte Arm und Schwert verkauften, scheint mehr als wahrscheinlich. Aber für die kaukasisch-kolchische Herkunft dieser Leute spricht nichts als die zufällige Ähnlichkeit einiger Namen mit andern in späten griechischen Geographen, und so ist denn diese immerhin geistreiche Annahme mit Recht — und wie es scheint, auch von ihrem Urheber — aufgegeben worden. Die von Wiedemann verteidigte Ansicht, unter den von den Inseln kommenden Verbündeten der Libyer habe man die Bewohner der kleinen Eilande an der libyschen Küste zu verstehen, ist unannehmbar, schon weil diese Felseninseln niemals in einer Weise kultiviert und bevölkert gewesen sein können, welche es ihnen gestattet hätte, so stattlich und eigenartig gerüstete Legionen in den Kampf zu senden. Auf die Völkerwanderungstheorie Schiaparellis näher einzugehen, fehlte es wohl an Raum. Weichen einzelne Bestimmungen Sayces auch von den de Rougéschen ab, so greift er doch im ganzen auf sie zurück.

Hier wäre ein Eingehen auf das Aussehen, die Kleidung und Bewaffnung des verschiedenen Volkes besonders am Platze gewesen, doch nur bei den Zakkur und Schairdana geschieht es in ausführlicher Weise. Die Helmform der letzteren ist es besonders, die den Verfasser bestimmt, sie für Sardinier zu erklären, wie wir es (auch mit Chabas) schon vor 24 Jahren thaten. Wir halten an dieser Bestimmung fest, doch geht es nicht an, wie der Verfasser es thut, das Vorkommen von Skarabäen und anderen kleinen Altertümern auf Sardinien durch die Heerzüge zu erklären, welche die Schairdana (Sardinier) vor Ablauf des zweiten Jahrtausends v. Chr. nach Libyen und Ägypten führten[1]).

Sayce hält die Maschauascha mit Recht für die Maxyer des Herodot, in den Aquascha will er lieber „Hyp-Akhaeans of Kilikia" sehen als die Achäer der Griechen, die Zakkur setzt er infolge einer Angabe, die ein von Golenischeff erworbener Papyrus enthält, anfprechend auf die Ostküste von Cypern. Die Schakalascha hält er mit Maspero, der sie aus Sagalassos in Pisidien stammen läßt, für Kleinasiaten. Die Turschа, die wir immer noch gern für Tyrrhener hielten, läßt er gleichfalls an der Küste oder von den Inseln Kleinasiens kommen. Die Leka für Lykier zu halten, verbietet ihm der Umstand, daß sie sich selbst in so früher Zeit kaum anders als „Tramelä" genannt haben können. Den Namen „Lykier" hält er — und wohl mit Recht — für eine griechische Erfindung. Seine den Purosatha, die Chompallien zuerst für die Philister der Bibel erklärte, und in denen Chabas die Pelasger erkennen zu sollen meinte, gewidmeten Darlegungen sind kaum zu halten. Daß die Jonier und damit die Griechen von den Ägyptern Hanebu genannt wurden, ist längst bekannt. Das Bild der hellenischen Frau vom Pylon des Hor em heb zu Karnak (18. Dyn. im 15. Jahrh. v. Chr.), S. 157, wird viele interessieren. Das scharf gezeichnete Profil giebt den schönen griechischen Typus vortrefflich wieder. Der Zweifel, S. 159, an der reinen arischen Herkunft der alten Griechen ist nicht unberechtigt, doch fällt der Umstand, daß die heutigen Hellenen mit den dunkeln Haaren und Augen weit von dem blonden arischen Typus abweichen, nur leicht ins Gewicht; denn besonders im Herzen Griechenlands, in Böotien, fand von Steckelberg noch vor wenigen Jahrzehnten viele blonde griechische Frauen von stattlichem Buchs, die dem arischen Typus, dessen reinste Reste sich auch nach Sayce im südlichen Skandinavien finden, nahe genug standen. Die polychromen Tanagrafiguren stellen mit Vorliebe blauäugige Blondinen dar, die dem schönsten schwedischen Typus — mir schwebt manches liebliche skandinavische Frauenbild und allen voran das Jenny Linds vor der Seele — nahe genug verwandt sind. Wie sehr häufig war der Name Xanthos, der Blonde, und Xanthe oder Xantho, Blondhaar, ein Volk in Thrazien, wo jetzt fast alles brünett ist, hieß Xanthoi (Xanthoi) die Blonden. Der Sohn des Leukon und Enkel des Perseus Erythres, der Rote, soll Erythrae in Böotien, wo sich noch die meisten Blonden finden, den Namen gegeben haben. Unter Frauen, die Leukeia (Blanca), Rhodope und Rhodopis (Rosa) hießen, kann man sich nur Blondinen denken. Die blauäugige (Glaukopis) Minerva und die ochsenäugige (Boopis) Hera müssen dem arischen Typus Sayces entsprochen haben. Die ganze chryselephantische (Gold-Elfenbein) Kunst wäre nie entstanden und eine Menge von Liebesgedichten der griechischen Lyriker unverständlich, wenn man sich die Götter und den Durchschnitt der gefeierten Schönen statt blond oder goldhaarig schwarzhaarig und brünett vorgestellt hätte. Es ließen sich Seiten mit ähnlichen Argumenten füllen, und es scheint uns gewiß, daß der brü-

[1]) Wir haben diese merkwürdigen Monumente und ihre Herkunft in der Annali des römischen Instituts eingehend behandelt.

Digitized by Google

nette Typus der heutigen Griechen erst in verhältnismäßig später Zeit den blonden verdrängte. Von der Lesbierin Sappho wird besonders hervorgehoben, daß sie schwarzhaarig gewesen sei. Alcaeus redet sie in einer bei Aristoteles erhaltenen Anekdote „Du dunkeläugige“ an, — während ihr unbandbarer Freund Phaon „blond“ genannt wird. Die Götter- und Menschenwelt des Hesiod und Homer erscheint mir ohne blondes Haar, rosige Wangen, die den echten Brünetten fehlen, und blaue Augen undenkbar. Man bedenke, daß jedes Volk, das den Göttern menschliche Gestalt lieh, den anerkannt schönsten Typus aus der eigenen Mitte zum Vorbilde wählt. Selbst der Neger wird sich hüten, seinem Gotte die Gestalt und Farbe des Europäers zu geben; denn unsere weiße Haut erscheint ihm bleich und kränklich. Es könnte ihn höchstens unsere schreckliche, ihm furchtbare Übermacht dazu bestimmen. Die Madonnen der italienischen Meister aus der Renaissancezeit danken den blonden Typus der Bewunderung, die man dem Goldhaar zollte, das besonders in Ober-Italien viele Enkeltöchter der Goten und Longobarden schmückte, und das so hoch geschätzt ward, daß sich brünette Venetianerinnen das Haar blond färbten. Dies pflegte auf dem Dach der Häuser zu geschehen.

Das Sayceſche Buch würde zu vielen ähnlichen Bemerkungen Anlaß geben, und das gereicht ihm zum Lobe; denn es bietet Anregungen in Fülle. — Vieles, was unentſchieden bleiben muß, fordert zu Widerſpruch oder zu näherer Begründung auf. An geſichteten Reſultaten kann es ſelbſtverſtändlich nicht reich ſein, doch man folgt dem gelehrten und phantaſiereichen Verfaſſer gern bei der Begründung der eigenen Überzeugung. Das Skizzenhafte vieler Abſchnitte gereicht Sayce bei dem knappen, ihm bewilligten Raume nicht zum Vorwurf. Sein kleines Buch umſchließt das meiſte, was den Gebildeten auf dem gewählten Gebiete intereſſieren möchte, und er bietet es ihm in leicht verſtändlicher Vortragsweiſe. Es wird manchen Leſer veranlaſſen, ſich näher über das Mitgeteilte zu unterrichten.

James Augustus Grant †.

Journal of the Discovery of the Source of the Nile — ſo lautet der nicht gerade geſchmackvolle Titel des 1863 bei Blackwood erſchienenen großen Werkes von J. H. Speke, das uns erzählt, wie von ihm und ſeinem Reiſegefährten, J. A. Grant, die Nilquelle in dem großen Viktoria-Ukerewe-See gefunden wurde. Dreißig Jahre faſt ſind ſeit dem Erſcheinen dieſes Buches vergangen und der Viktoriaſee, wie er von den Entdeckern damals gezeichnet wurde, hat, herab bis auf Stanley, in ſchwankender Geſtalt wiederholt andere Formen angenommen, bis er in ſeiner Umgrenzung jetzt zienlich feſtgelegt erſcheint. Sind auch Verſuche gemacht worden, die mehr oder weniger langen Zuflüſſe dieſes Sees für das wahre Haupt des Nils zu erklären, ſo haben dieſe Verſuche doch wenig Bedeutung. Der Viktoriaſee, das Sammelbecken dieſer Zuflüſſe, iſt die wahre Nilquelle und deshalb auch durften Speke und Grant, als ſie von ihrer großen Reiſe, die ſie von Sanſibar bis Alexandria führte, heimkehrten, getroſt in die Heimat telegraphieren: The Nile is settled.

J. A. Grant. Nach einer Photographie aus der Zeit ſeiner großen Entdeckungsreiſe.

Und an dieſer Feſtſtellung des Nils hatte J. A. Grant ſeinen ebenbürtigen Anteil neben dem Führer der Expedition, J. H. Speke, der ſchon ſeit 1864 nicht mehr unter den Lebenden weilt. Jetzt iſt ihm am 10. Februar 1892 ſein treuer Gefährte Grant gefolgt und mit dieſem iſt einer der letzten von dem Geſchlecht afrikaniſcher Entdecker in den fünfziger und ſechziger Jahren — Barth, Vogel, Overweg, v. d. Decken, Krapf, Burton, Speke, Livingſtone — dahingegangen, nachdem er noch mit regem Intereſſe ein Menſchenalter hindurch beobachten konnte, wie viel tüchtige Männer in ſeine Fußſtapfen getreten ſind und wie das Bild Afrikas allmählich entſchleiert wurde. Hatte er doch noch die Freude erlebt, 1890 ſeinen Sohn mit Joſeph Thomſon zu einer Expedition nach den Bangweoloſee hinausziehen zu ſehen.

In dem kleinen nordſchottiſchen Städtchen Nairn, nicht weit von Inverneß, ſtand Grants Wiege. Dort, wo ſein Vater Prediger war, wurde er im Jahre 1827 geboren. Seine Erziehung erhielt er in Aberdeen, wo er das Marſchal-College beſuchte, um dann 1846 als Lieutenant in die oſtindiſche Armee einzutreten. Indien, das auch für Burton und Speke die Vorſchule geweſen war, wurde eine ſolche auch für Grant; dort ſtählte er den Körper und lernte er in der Belagerung Multans, in der Schlacht von Gudſcherat, beim Entſatze Lacknos die Gefahren kennen, denen er ſpäter in Afrika ſo oft begegnen ſollte und von denen ſeine verſtümmelte rechte Hand Zeugnis ablegte. Als nun im Jahre 1859 Speke von der Londoner geographiſchen Geſellſchaft mit einer Expedition nach dem Viktoria-Nyanſa betraut wurde, da wählte er ſeinen alten Freund, den damaligen Kapitän Grant, zum Reiſegefährten und freudig ging dieſer auf das Anerbieten ein.

Man muß ſich erinnern, daß im Jahre 1857 Speke mit Burton ausgezogen war, um den großen, von deutſchen Miſſionaren in Innerafrika angezeigten See zu erkunden. Dieſe Reiſe führte einmal zur Entdeckung des Tanganjikaſees durch Burton und dann zur Entdeckung des Südendes des

Digitized by Google

Viktoria-Nyanza durch Speke (30. Juli 1858). Letzteren See, den Speke bei Nyanza erreicht hatte, weiter zu erforschen und seinen möglichen Zusammenhang mit dem Nil festzustellen, zog die neue Expedition aus. Am 25. September 1860 erfolgte die Abreise von Sansibar, durch Unjanjembe (wo heute im deutschen Ostafrika der große Karawanenplatz Tabora liegt) und von da nach dem Reiche Karagwé im Westen des Viktoria-Nyanza. Hier schloß man Freundschaft mit dem Könige Rumanika, den Grant vortrefflich schildert, und gelangte dann (Januar 1862) nach dem noch nie von Weißen betretenen, jetzt so oft genannten Reiche Uganda, über welches damals der Tyrann Mteſa gebot. Im Juli desselben Jahres standen die Reisenden an ihrem Hauptziele: sie sahen den Nil nach Norden abfließen aus dem Viktoria-Nyanza. Sie folgten nun dem Laufe des Flusses und zogen im Februar 1863 in Gondokow ein, wo zu ihrer Überraschung auch Samuel Baker eintraf, den man, über Speke und Grants langes Ausbleiben beunruhigt, ihnen entgegengeschickt hatte.

Groß waren die Ehren, mit denen beide Reisende bei ihrer Heimkehr überschüttet wurden für die gelungene That. Grant erhielt die goldene Medaille von der geographischen Gesellschaft und als er vom alten Lord Palmerston empfangen wurde, redete ihn dieser mit den Worten an: „Sie haben einen langen Spaziergang (a long walk) durch Afrika gemacht.“ Die trockenen Worte des alten Ministers wählte der bescheidene Grant zum Titel seines Reisewerkes: A walk across Africa (London u. Edinburg, Blackwood, 1864). Dieses Werk ist von den beiden, die über ihre große Expedition erschienen, bei weitem das bedeutendere, weit besser geschrieben, geographisch und ethnographisch inhaltreicher als dasjenige Speke's. Unzweifelhaft war Grant der tüchtigere von den beiden Entdeckern, wiewohl sein Name weniger genannt wird als jener Speke's, der der Führer der Expedition war. Besonders auch ist ihm die Botanik zu Dank verpflichtet; die botanischen Ergebnisse der Reise veröffentlichte er in den Transactions of the Linnean Society.

In der Afrikaforschung, der er noch immer sein Interesse zuwandte, ist Grant jedoch nicht mehr genannt worden. Im Jahre 1868 diente er in Lord Napiers Armee im abessinischen Kriege, er heiratete dann und zog sich auf sein Gut Houschill bei Nairn zurück, wo er auch gestorben ist.

R. Andree.

Die Lößfauna in der heutigen Wolgasteppe.

Mehr und mehr hat sich herausgestellt, daß man mit dem Begriffe „Steppe“ bei uns zum Teil ganz irrige Vorstellungen verbunden hat. Eine Steppe schlechthin, wie sie das von unsern Gelehrten immer noch vielfach benutzte Kohlsche Reisewerk schildert, giebt es wahrscheinlich gar nicht, sicherlich nicht in den russischen Steppengebieten, die durchaus nicht völlig einförmige, von einer gleichartigen Vegetation bedeckte, jeglichen Baumwuchses entbehrende Ebenen darstellen. Den Bemühungen unsres unermüdlichen Nehring ist es wesentlich zu danken, daß da mancherlei Vorurteile beseitigt wurden. Nachdem er uns erst kürzlich in seinen „Tundren und Steppen“ mit der Eigenart der nordöstlichen Steppengebiete hauptsächlich auch in faunistischer Hinsicht bekannt gemacht hat, vermittelt er uns heute die Kenntnis der südrussischen Steppe aus einem überaus wichtigen russischen Werke, das, obwohl seit 1871 erschienen, in der westeuropäischen Litteratur kaum bekannt geworden und doch jetzt die wichtigste, ja fast einzige wissenschaftliche Quelle unsrer Kenntnis dieser Gebiete mit ihrem Tierleben bilden dürfte.

Das Werk betitelt sich: Die Vögel und Säugetiere des Schwarzerdegebietes der Wolgagegenden und des Thales der mittleren und unteren Wolga von Modest Bogdanow, Kasan 1871. (In russischer Sprache.)

Diese Gegenden, wo Wald und Steppe vielfach combiniert auftreten, können geradezu als Steppe bezeichnet werden. Bogdanow stellte eine gewisse regionale Gliederung derselben fest. Im Norden und Nordwesten grenzt an das Tschernosjemgebiet ziemlich scharf absetzend die Region der Fichte, ganz dem echten Erraticum angehörig. Tschernosjem fehlt innerhalb dieses Gebietes vollständig. Daran schließt sich der Strich der ehemaligen Eichen- und Lindenwälder auf sand- und lehmhaltigem Tschernosjem, welcher, gegen das eigentliche Schwarzerdegebiet nur verschwommen sich abgrenzend, den Übergang zu diesem bildet. Die schwarzerdigen Stipasteppen (charakterisiert durch die Pfriemengräser: Stipa capillata und pennata) sind im Gouvernement Kasan und Simbirsk zwiſch entwickelt, auch in das Gouvernement Saratow übergehend, wo sich schon oberhalb der Stadt Saratow auf den niederen Partieen der Gehänge Stipasteppen mit lehmigem Boden finden. Im Zentrum der schwarzerdigen Steppen, etwa unter 53°, trifft man in hochgelegenen Bezirken auf einförmige Kiefernwälder mit sandigem Boden und in den dschegulewskischen Bergen Striche mit echtem Waldcharakter, das Gleiche auch in den oberen Partieen der Hügelreihen im Gouvernement Saratow. Die Steppe selbst variiert, je nachdem die Tschernosjemschicht dick und jähe, jedoch nicht über 1,8 m mächtig oder weniger mächtig ist. Der letztere Umstand scheint zusammen mit einer gewissen Untergrundsbeschaffenheit der Waldentwickelung förderlich zu sein. Im mächtigeren Tschernosjem ist der Waldwuchs dagegen spärlich. An der Südgrenze des Tschernosjemgebietes zieht sich dieser auf die oberen Teile der Hügelreihen zurück, die unteren Partieen sind lehmig und mit Artemisia bewachsen; auf den Überschwemmungsflächen der Flüsse endlich findet man hier und da Salzsteppen mit Salzpflanzen, z. B. im Thale der Wolga, an der Iljowka ꝛc. Weiter nach Süden verschwindet der Tschernosjem auch auf den Höhenrücken und die Stipa-Lehmsteppe hat die Herrschaft. Im allgemeinen bildet der 49. Breitengrad die Südgrenze des Tschernosjemgebietes. Das Auffälligste an dieser Verteilung ist, daß, von den Flußthälern abgesehen, welchen der Baumwuchs weit nach Süden folgt, gerade die höchsten Teile des Landes bewaldet sind, während die Hauptverbreitung der schwarzerdigen Stipasteppe wesentlich an das Niveau zwischen 200 bis 250 m gebunden ist, aber unter 200 m lokal in die Lehmsteppe übergeht.

Was seine Entstehung anbetrifft, so hält man den Tschernosjem gemeinhin für petrographisch einheitliches Gebilde und vergleicht ihn, von dem Humusgehalt abgesehen, nach Structur und Zusammensetzung mit Löß (v. Richthofen, Führer für Forschungsreisende, S. 483). Nach Bagdanow ist der Tschernosjem dagegen in erster Linie als eine eluviale Bildung, ein lehmiges Verwitterungsprodukt des Untergrundes zu betrachten, welches demgemäß mit der Zusammensetzung dieses wechselt, auf einem Untergrunde von Kreideschichten mager und dünn, auf jurassischen Thonen fett und plastisch ist, und hier zugleich seine größte Mächtigkeit, nämlich eine solche von 1,8 m erreicht. — Angaben über größere Mächtigkeiten des Tschernosems beruhen auf Irrtum. Der echte Tschernosjem geht nie unter eine Höhe von 170 m über Meer herab, auf keinen Fall darf bei seiner Ablagerung an die Mitwirkung fließenden Wassers gedacht werden, sein Humusgehalt, welcher gegenwärtig noch in Bildung und Vermehrung begriffen ist, ist das Verwesungsprodukt der Pflanzendecke an seiner Oberfläche.

Faunistisch gliedert sich das ganze Tschernosjemgebiet wesentlich in zwei Teile, einen nördlichen und einen südlichen.

Digitized by Google

Als Charakterziere der nördlicheren Steppendistrikte des Wolgagebietes sind anzusehen:

1) Der röthliche Ziesel, Spermophilus rufescens. 2) Der gefleckte Ziesel, Spermophilus guttatus. 3) Das Steppenmurmeltier, Aretomys bobac. 4) Der große Pferdespringer, Alactaga jaculus. 5) Der gemeine Hamster, Cricetus frumentarius. 6) Der Zwergpfeifhase, Lagomys pusillus. Aus der Zahl der Vögel kommen hierzu noch Großtrappe und Zwergtrappe; für die südlicheren und südöstlichen Steppendistrikte Rußlands sind bezeichnend: 1) Der falbe Ziesel, Spermophilus fulvus. 2) Der Zwergpferdespringer, Alactaga acontion. 3) Der Pfeilspringer, Dipus sagitta. 4) Die Blindmaus, Spalax typhlus. 5) Die Maulwurfsratte, Elobius talpinus. 6) Der kleine Reishamster, Cricetus phaeus. 7) Der Steppenigel, Erinaceus auritus. 8) Der Steppenfuchs, Vulpes corsac. 9) Der Tigeriltis, Foeterius sarmaticus. 10) Die Saiga-Antilope, Saiga tartarica. Eine scharfe Abgrenzung beider faunistischer Gebiete findet nicht statt, insbesondere reichen einige der nördlicheren Arten in das südliche Gebiet hinein. Diese Fauna der Wolgasteppe zeigt eine geradezu überraschende Übereinstimmung mit jener aus den mitteleuropäischen Lößablagerungen bekannt gewordenen Tierwelt. Wir wissen jetzt, dank des Forschereifers von Nehring, daß die sämtlichen hier aufgeführten charakteristischen Steppentiere der nördlicheren Areale und einige Arten aus den südlichen während eines gewissen Abschnittes der Diluvialzeit, nämlich der interglacialen Lößperiode, bis nach Mitteleuropa, ja zum Teil sogar bis nach Westeuropa verbreitet waren, zeitweilig sogar hier in gewissen Distrikten die Vorherrschaft hatten. Nach der ersten großen Vergletscherung muß sonach in Mitteleuropa ein wesentlicher Umschwung der klimatischen Verhältnisse eingetreten sein. Ansehnliche Areale, vorher vom Inlandeis eingenommen, boten nunmehr die Lebensbedingungen für eine echte Steppenfauna dar; die Wirkungssphäre des osteuropäischen Kontinentalklimas hatte sich mit andern Worten beträchtlich nach Westen verschoben.

Indem ferner Bogdanow die landläufigen Vorstellungen über Steppen und deren Fauna im Wolgagebiete corrigiert und zeigt, daß die Steppenflora und Steppenfauna der Gegenwart keineswegs an Tiefebenen gebunden ist, wird vieles verständlich, was manchem die Annahme einer diluvialen Lößsteppe für Mitteleuropa erschwerte. Wie die Wolgasteppen mit Waldinseln vermischt und von Höhenzügen durchsetzt sind, so mag auch jene diluviale Steppe beschaffen gewesen sein. Hiermit hängt aber dann zusammen, daß die Fauna solcher mit Waldinseln versehener Steppen keineswegs aus lauter exklusiven Steppentieren zu bestehen braucht, sondern auch Arten umfassen kann, welche entweder indifferent sind oder geradezu als Waldtiere bezeichnet werden dürfen. So erklärt sich der scheinbare Widerspruch, daß im Löß neben echten Steppentieren auch Wald- und Feuchtigkeit liebende Tiere aufgefunden werden.

Wenn man ein Analogon unter den heutigen Faunen für unsre mitteleuropäische Lößfauna sucht, so kann man es nur in Ost-Rußland und Südwest-Sibirien finden.

Younghusbands Bereisung des südwestlichen Kuenluen.

Die erste Reise auf der Südabdachung des im westlichen Kuenluen vom Karakasch-Flusse bis zu dem in der letzten Zeit politisch wichtig gewordenen Tagdumbasch-Pamir führete der englische Rittmeister F. E. Younghusband aus. Am 21. August 1889 hatte er auf dem sogenannten Sommerwege von Leh aus Schahidula am Karakasch-Flusse erreicht und befand sich in 3504 m Höhe. Über den 5208 m hohen Kirgis-Paß wurde im Thal des Kugiar-Flusses abgestiegen, der im späteren Laufe Oprang- oder Yarkand-Fluß heißt. An Stelle der weiten Hochebenen, die sich östlich des Karakasch-Flusses zwischen Karakorum und Kuenluen ausbreiten, treten hier enge, tief eingeschnittene Thäler, unter sich geschieden durch Ausläufer von den Hauptketten, dem Kuenluen und dem Karakorum, die sich am meisten nähern bei Gill (Aghil), der Einmündungsstelle der vom Mustagh-Paß abfließenden Gletscherwasser. Die nördliche Hauptkette ist von Granit, die Gebirge im Süden von Glimmerschiefer, das Thal dazwischen heißt bei den Eingeborenen Khal Tschuskun und hat eine durchschnittliche Breite von 200 m; die Bergriesen zur Seite ragen 1500 m und mehr über die Thalsohle empor, der höchste Gipfel, K 2, oder Dapsang in der Mustagh-Kette ist mit 8619 m der zweithöchste Berg der Erde. Younghusband folgte dem Hauptthale sieben Tage lang; bei Aghil ließ er sein Gepäck zurück und machte sich mit wenigen bewährten Leuten zu einer Hochtour in die Gletscherwelt auf, welche sich auf dem Nordabhange der Mustagh-Kette vom Dapsang herabsenkt. Die Gletscher haben hier nicht die Ausdehnung, wie auf der tibetischen Seite, stehen aber durch die größere Steilheit der Abhänge, in der Zerrissenheit der Abstürze hinter der südlichen Abteilung nicht zurück. Younghusband wagte sich über das Gletscherreis hinaus in die Firnregion dieser Gletscher und spähte nach einem günstigen Aufstieg zu einem Aussichtspunkte, mußte aber bereits in 5200 m Höhe vor den allerseits niederstürzenden Lawinen den Rückweg antreten. Der Versuch wurde einige Tage später in dem vom Mustagh-Passe herabziehenden Thale wieder aufgenommen, scheiterte aber an der starken Zerklüftung der Eisfelder. Die Reise wurde dann im Oprang-Thale fortgesetzt bis zum Einfluß des Rasikam-Flusses und bestätigte die Aufnahmen der indischen Vermessungsbeamten, daß der Yarkand-Fluß bis nahe dem 76. Grade östlicher Länge eine westliche Richtung behält und dann erst den Kuenluen durchbricht. Über einen nur 4450 m hohen Paß trat der Reisende auf bequemen Pfade in die Tagbdumbasch-Pamir über und stieß hier wieder auf Dörfer. „Wir befanden uns in breiten, offenen, gut mit Gras bewachsenen Thälern nicht eingezogen von eisbedeckten Bergriesen, wie im Yarkand-Thale. Wir verweilten in der zweiten Hälfte Oktobers an drei Wochen auf diesen Pamirs, litten fortgeleyt unter einem scharfen kalten Wind; das Thermometer fiel auf — 5° F. (= 21° C.), was nur um 5° (= 3,5°) mehr war, als zuletzt am Oprang in 2680 m Höhe bei Windstille." Vom Tagbdumbasch, wörtlich oberstes Gebirge, kehrte der Rittmeister auf der alten Handelsstraße über den Mintaka-Paß nach Indien zurück und nahm den Abstieg nach Gilgit durch das Land der Hunzas. Es ist von Interesse, daß der Hauptmann im russischen Generalstab, Gromtschewski, im August desselben Jahres, kurz vor Younghusband auf Tagbdumbasch war und durch das Hunza-Gebiet auf einem östlicher gelegenen, dem Kilik-Passe, nach dem Gilgitthale sich gewandt hatte. Der russische Offizier soll dabei den fruchtbarsten, dichtest bevölkerten Teil des Hunza-Landes, der Engländer kam durch ein rauheres Seitenthal herab, machte aber dem Landesherrn seine Aufwartung und war überrascht durch die hohe Meinung, die der Herr über dieses Gebirge von sich hat; auf die Frage, ob er schon in Indien war, erwiderte der Fürst: „große Könige verlassen ihr Land nicht". Younghusband kennzeichnet sein Land damit, daß es mehr Bergspitzel über 6000 m Höhe in sich berge, als die europäischen Alpen über 3000 m. (Nach dem Vortrage Younghusbands in der Londoner geogr. Gesellschaft. Februar 1892.) E. S.

Digitized by Google

Die Mammutleichen im ewigen Eise der Neusibirischen Inseln.

Seit dem Jahre 1799, da auf der Halbinsel Bykow unsern des Lena-Deltas ein vollständig erhaltenes Mammut mit Haut und Haaren entdeckt wurde, hat es bis auf unsere Tage nicht an Erörterungen von seiten der hervorragendsten Gelehrten über dieses wunderbare Vorkommen von, wie sich allmählich herausstellte, stellenweise geradezu massenhaft aufgehäuften Mammutleichen in Nordostsibirien gefehlt. Adams, welchem das Verdienst zufällt, jenes zuerst gefundene vollständige Mammut geborgen zu haben, brachte zuerst mit diesen Funden die ewigen Eismassen Sibiriens in Verbindung, doch richtete seine wenig präzise Fundortsangabe „au milieu des glaçons“ Verwirrung an, indem einige daraus entnahmen, daß die Lagerstätte wohl als eine Anhäufung gestrandeter Eisscholleu, andere, daß sie vereiste Schneemassen oder endlich als mit Eis erfüllte Spalten anzusehen sei. Leider hatte Middendorff, welcher das Vorkommen von gesteinsbildenden Eismassen in dem Eisboden Sibiriens und zuerst das Bodeneis als Felsart kennen lehrte, nicht auch Gelegenheit, dasselbe im Zusammenhange mit den quartären Thierleichen zu erblicken, sonst wäre es vielleicht schon diesem Forscher gelungen, obige Anschauungen zu berichten. Von einem überraschenden Erfolge in dieser Hinsicht war nun die vor einigen Jahren (1885 bis 1886) von Alex. Bunge und E. v. Toll nach den Neusibirischen Inseln unternommene Expedition gekrönt. Kurz vorher hatte A. Penck gelegentlich einer Diskussion über die Eismassen der Echolybai die Vermutung ausgesprochen, es sei der Eisboden des nordöstlichen Sibiriens als ein Produkt der Eiszeit, als ein Äquivalent des sogenannten glacialen oder erratischen Phänomens aufzufassen. Nicht bloß diese Ansicht vermochten die genannten Forscher zu bestätigen, sie brachten auch unerwartet Klares Licht über die Art der Verbreitung der Mammutreste und gewannen so auf jenen oben hochnordischen Inseln einen Einblick über den Zusammenhang zwischen Steineis (wie v. Toll das Bodeneis zu nennen vorschlägt), der Eiszeit und dem Charaktertiere jener Zeit, dem Mammut. Was das Vorkommen des letzteren betrifft, so hatte v. Toll das Glück, mit Weichteilen erhaltene Mammutreste auf dem den genannten Inseln gegenüberliegenden Festlande am Flusse Bor-uräch (unter 70½° n. Br.) selbst ausgraben. Dieselben lagen nicht im Eise selbst, sondern in gefrorenen Lehmmassen, deren Liegendes Eisschichten bildeten, demnach zwar im Eisboden, jedoch nicht in, sondern über dem Steineise. Diese liegenden Steineismassen erwiesen sich an diesem Punkte als gewissermaßen fluviatil; sie waren Reste quartärer Anseisbildungen in „Eisthälern“, wie solche noch heutzutage in Nordsibirien vorkommen. Die eigentlichen versteinerten Diluvialgletschermassen dagegen gelangen auf den Inseln zu großartiger Entfaltung, hauptsächlich auf der großen Ljächow-Insel, der südlichsten der Inselgruppe. Dieselbe umfaßt etwa 60 qkm, bildet vorwiegend ein zur See steil abbrechendes, sonst einförmiges Plateau, aus welchem an den drei Ecken und in der Mitte etwa vier, bis 1000 Fuß hohe granitische Berggruppen hervorragen. Die eigentliche Inselplatte besteht nun hauptsächlich aus einer an den Rändern fast senkrecht abstürzenden bis 50 Fuß hohen Eismasse. Neben und über diesen Eismassen sind Ablagerungen von gefrorenen Lehmschichten, zum Teil Süßwasserbildungen, verbreitet, welche die Reste quartärer Säugetiere und besonders der Mammute in so reicher Fülle enthalten, daß alljährlich Bewohner des gegenüberliegenden Festlandes sich auf diese Insel wagen, um sie auf das hier ausgewaschene Mammutelfenbein auszubeuten. „Beim Anblicke dieser einstürzenden und abtauenden gefrorenen Erdmassen, schreibt Bunge, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß, falls die Temperatur des Erdbodens der Insel sich nur auf kurze Zeit über Null erhöhe, die Insel augenblicklich zu existieren aufhören müßte, sie müßte, in einen flüssigen Brei verwandelt, auseinander fließen und nur die vier Berge blieben übrig.“ Das Eis wird wohl bis 10 Fuß breiten, tief hinabgehenden Klüften durchsetzt und diese sind mit horizontal abwechselnden Lehm- und Eisschichten ausgefüllt, woraus hervorgeht, daß das Eis die ältere, der Lehm die jüngere Bildung ist. Im Nordwestteile der Insel, bei Kap Tolstoi, treten die Eismassen zu gunsten ihres Hangenden mehr zurück und sind von noch breiteren Lehmausfüllungen unterbrochen. In diese eingeschlossen wurde erst noch neuerdings ein ganzes Mammut gefunden. Im Hangenden des Steineises ließen sich von Ost nach West zu unterst 1. feiner geschichteter Sand mit eingeschwemmten Pflanzenresten, 2. Torfschicht, 3. Wechsel dünner Eis- und Lehmschichten, 4. heutige Vegetationsdecke erkennen; an anderer Stelle fand eine deutlich übergreifende Lagerung eines in seinen inneren Teilen 20 Fuß mächtigen Süßwasserkomplexes über das Steineis statt. Diese höchst charakteristische Ablagerung von Sand- und Lehmschichten mit zahlreichen Einschlüssen von Pisidium, Valvata, Phryganidenlarven, Blättern von Betula nana oben mit Vegetationsdecke kann nur auf einen See zurückgeführt werden, welcher an seinen Rändern die Eismasse überspülte. Der See wurde ausgefüllt, trocken gelegt und verschwand, das Eis in seinem Untergrunde überdauerte ihn. Daß diese Eismassen nach alledem die größten Analogien mit Gletschereis besitzen, ist wohl sicher; es sind fossil gewordene Gletscher, die nun sogar noch in den Lehmgängen die nachträglich ausgefüllten Spalten konserviert zeigen.

Übrigens hat auch schon der amerikanische Geologe Dall und eine ähnliche Gletschermasse von der Flaktuta-Bai in Alaska kennen gelehrt, welche 50 bis 75 Quadratmiles umfassend von einer mächtigen Sand-, Lehm- und Schuttschicht bedeckt, keinerlei Bewegung mehr zeigt und vor Abschmelzung geschützt ist. Es sei darum kein Grund vorhanden, meint Dall, warum sich dieser fossile Gletscher nicht gleich einem Felsen bis zum Ende unserer Tage erhalten könne.

Zur Zeit, als Mammute die Ljächow-Insel bewohnten, ragten gleich Nunatakern die einzelnen nicht vereisten Berge empor; wir erblicken Gletscherseen, deren Grund zum Teil noch Gletschereis bildet, die aber doch soweit erwärmtes Wasser besaßen, um eine Mollusken- und Insektenfauna zu ernähren; an den Ufern der Seen gediehen kräftige Weiden- und Birkengestrüppe und Matten, hinreichend offenbar, um den Mammuten, Nashörnern, Moschusochsen das Leben zu erhalten. Das Fehlen von Feinden und der weite Raum, über welchen die Tiere sich in der Diluvialzeit ausdehnen konnten, war offenbar, wie gegenwärtig noch auf dem höchst unwirtlichen tibetanischen Hochgebirge, Grund, daß sich diese riesigen Pflanzenfresser hier erhalten konnten. (Verhandl. des 9. deutschen Geographentages.) Sauer.

Besuch des Dampfers „Java“ auf den Mentawei-Inseln.

Die Nassau- oder Poggi- und Mentawei-Inseln im Westen Sumatras, auch in Deutschland bekannt durch von Rosenbergs Schilderung in seinem Werke: der Malaiische Archipel, wurden im Jahre 1889 wiederum besucht von dem holländischen Kriegsschiffe Java zu dem Zwecke, die Inseln ethnographisch zu untersuchen. Die Java besuchte diesmal Süd- und Nord-Poggi (Pagch) und Sipora oder Süd-Pora; Nord-Pora oder Siberut wurde nicht angelaufen. Der Bericht über diesen Besuch wurde veröffentlicht in dem „Genees kundig Jaarverslag“ der niederländischen Marine, worin man eine ethno-geographische Nachricht am wenigsten

Digitized by Google

suchen würde. Jedoch sind die darin von Herrn J. J. Sterk, Offizier von Gezondheid 2. Klasse, niedergelegten Mitteilungen so belangreich, daß wir darüber hier berichten wollen.

Am 29. Mai ging das Schiff in der Straße Sikokop vor Anker, dicht bei der Mündung des Tabako-Flusses, an dessen rechtem Ufer der Kampung (Dorf) Tabako liegt. Alsbald waren der Arzt und der Kontroleur 1. Klasse (Regierungsverwalter) darauf bedacht, mit der Bevölkerung in Verbindung zu treten, was anfangs sehr schwierig ging, weil die Eingeborenen ziemlich scheu waren; nachdem Geschenke ausgeteilt waren, entwickelte sich jedoch ein Verkehr. Das erste, was den beiden Herren auffiel, war das Äußere der Mentaweier. Ihre Länge ist ungefähr 1,4 bis 1,6 m, ihre Haut braun, etwas heller wie die der Malaien von Sumatras Westküste, die Haare sind schwarz, dicht und bisweilen kraus. Dieser Umstand verdient volle Beachtung, weil hieraus vielleicht wieder — genauere ethnographische Untersuchung vorbehalten — ein Beweis zu schöpfen ist, daß auch die Mentaweier zu den krushaarigen Indonesiern gehören. Was die beiden Herren über Wohnung, Hausrat, Kleidung, Schmuck und Waffen berichten, brauchen wir, als schon durch v. Rosenberg vollständig behandelt, nicht zu wiederholen. Anders ist dies aber mit demjenigen, was über die Religion mitgeteilt wird.

Ihre Gottheit befindet sich auf einem Berge und heißt Bulungan; sie wird nur angerufen, wenn etwas zum Vorteil verlangt wird. Die Anrufung darf nur durch den Sikêrô geschehen, eine Person, die ungefähr dieselbe Stellung hat, wie die Dukun der Malaien. Sie ist auch im stande, die Gottheit zu sehen. Das Äußere der Bulungan ist wie das eines Weibes, jedoch schöner geschmückt mit Perlen auf dem Kopfe und einem reinen Kabi (Röckchen) um die Hüften. Sikêrô befragt die Götter auch nach Arzneimitteln und wie sie die Kranken wieder gesund machen kann. Außer dieser Göttin giebt es noch eine Menge von bösen Geistern, um deren Einfluß zu entgehen, man sich von der Welt absondern muß. Die Absonderungszeit heißt Pantang und ist mit dem Pemali der Bataks und Dajaks zu vergleichen. So zeigten bei dem Besuch der genannten Herren in Takako die Bewohner eines Hauses in der Nachbarschaft sich nicht, weil sie einen Hirsch erlegt hatten. Die Bewohner von Kautu, einem andern Dorfe, kamen nicht an Bord der Java, weil in ihrem Kampung ein Sterbefall stattgefunden hatte. Sie waren pantang. Es wurde berichtet, daß diese Absonderung bisweilen drei Jahre dauern könne. Verslaggever.

Die lappische Völkerwanderung in Norwegen,

von der ich im „Globus", Bd. 59, S. 211 gesprochen habe, setzt sich unausgesetzt fort, doch jetzt unter mehr gesetzlichen Formen. Den neuesten Nachrichten zufolge haben zwei lappische Familien, mit zahlreichen Rennthieren, schon ihren Zug über die große Zentralhochebene, Hardangervidden, gegen Süden gerichtet, wo sie die Rundgebirge der genannten Ebene überschritten, die neue Hochstraße von Hankeli in Thelemarken nach Hardanger passiert und ihren Weg bis in die Ebenen nördlich von Sätersdalen fortgesetzt. Man erwartet da noch eine dritte, mit Rennthieren überaus reich ausgestattete Familie, welche sich auch in diesen Gebirgsgegenden einzubürgern beabsichtigen soll. Noch mehr: Eine Lappenfamilie mit großer Herde ist im Januar 1892 nach den Gebirgen am Nordende des Byglandsfjords in Sätersdalen gewandert und hat dort eine große Hei (Plateau) für ihre Tiere gepachtet. Der Abstand von Christiansund beträgt nur 100 km und wird teilweise mit Dampfern zurückgelegt. Eine Eisenbahn von Christiansund nach dem Byglandsfjord ist im Bau begriffen und wird 1894 fertig sein. Von Hamburg nach Christiansund sind 36 Stunden, also wird man von Deutschland aus die südlichsten Lappen in 40 Stunden erreichen können.

Die Gegend muß als eine für Rennthierzucht sehr geeignete bezeichnet werden. Die Thäler, besonders das von Otteraaen durchströmte Hauptthal, Sätersdalen, sind sehr eng, im großen ganzen nur unbedeutende Klüfte im großen Plateau, welches Thelemarken von den westlichen Fjorden scheidet. Durchschnittlich ist die Plateauhöhe 900 bis 1000 m, und weil selbst die größten Höhen diesen Durchschnitt nur mit einigen hundert Metern übersteigen, finden die Lappen hier eine große, wellenförmige Hochebene, die ihren Tieren reichliche Nahrung verschaffen kann.

So lagern also jetzt Lappen mit ihren Rennthieren südlich vom 60. Breitegrade auf den sätersdalschen Hochebenen, besonders westlich von den Quellen der Otteraa und dem kleinen Kirchspiele von Byklum. Sie haben sich aber im voraus gegen die Prozesse gesichert. Während die Bauern mehr nördlich durch die Gerichte ihre Verteidigung gegen die lappische Invasion führen, haben die gegen den Süden hervordringenden Lappen ihre Weiden gesetzmäßig gepachtet. So berichten die Zeitungen neuerdings von einer Übereinkunft, durch welche die eine der eindringenden lappischen Familien die große Gebirgsstrecke westlich von Sätersdalen gegen den Lysefjord zu gemietet hat. Diese bildet eine weite Hochebene, die unter dem Namen Lyseheien bekannt ist [1]. Hier im Süden können also die Lappen mit dem vollen Rechte des Besitzes auftreten und sich mit den gesetzlichen Kontrakten schützen, so lange der Verpachtungstermin ausgedehnt werden kann. Denn das ist eine Frage, wie lange es auf diese Weise gehen kann, — ob nicht auch hier die Bauern mit der Zeit die Nomaden wegzuwünschen werden.

Die norwegischen Hochebenen und Gebirge werden meistens als Almenning betrachtet, als gemeinsames Gut der Gemeinde, so weit eben, wie es nutzbar ist. Was höher liegt, gehört dem Staate. Nur in seltenen Fällen findet man da private Besitzer. Wahrscheinlich handelt es sich hier mit um Übertragung des Rechts der Gemeinden auf eine bestimmte kürzere Zeit, die also nach dem Verlaufe einiger Jahre erneuert werden muß.

Wo die zahmen Rennthiere erscheinen, ist es eine alte Erfahrung, daß die wilden bald verschwinden. Auch in den Sätersdalschen Gebirgen wird die Rennthierjagd betrieben, wird aber wahrscheinlich nach dem Auftreten der neuen Herden aufgegeben werden müssen. Sie ist doch schon früher zurückgegangen, und der Abbruch, den dadurch die Einwohner erleiden werden, läßt sich nicht hoch schätzen. Sind sie ja selbst in großer Ausdehnung Besitzer von Rennthierherden, die z. B. um die Hochstraße von Haukeli das ganze Jahr hindurch lagern und da von vielen Reisenden gesehen werden.

Kristiania. Prof. Yngvar Nielsen.

[1] Hei (Ferner, mit dem Artikel: Heiens: die Hei) ist im südlichen Norwegen der gewöhnliche Name der dortigen Plateaus, ohne Rücksicht auf die Höhe. So ist Svallandsheien 300 bis 400 m hoch, Lyseheien dagegen 1000 m oder mehr.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— **Erdbeben in Innerafrika.** Ein Brief, den Emin Pascha aus Mswa Anfang August 1891 an Dr. F. Finsch in Sansibar schrieb, berichtet von einem Erdbeben, welches am 11. August in Kibiro, am Ostufer des Albert-Nyanza, von ihm beobachtet wurde: „Wir vernahmen plötzlich ein furchtbares Getöse, die Erde erzitterte heftig, in dem vorher ruhigen Wasser zischte und brodelte es, als beginne der See zu kochen. Mit gellendem Geschrei stürzten sich meine Leute und ebenso viele von Kibiro in unsere Boote. Drei Stöße konstatierte ich in der Richtung von NNO zu SSW. In Kibiro scheinen übrigens Erdbeben keine große Seltenheit zu sein. Wie mir mitgeteilt wurde, ist das letzte erst am 7. Januar 1891 bemerkt worden und hatte sich durch die Stärke des Stoßes ein großes Stück einer nur etwa einen Kilometer entfernt liegenden Bergwand in die Ebene herabgestürzt und 13 Hütten mit Mann und Maus darunter begraben. Infolge dieses Absturzes waren auch mehrere der bekannten heißen Quellen (Schwefel) versiegt; nach einigen Tagen kamen diese, gegen Hautkrankheiten sehr heilsamen Wasser, wieder zum Vorschein. Der Jubel der Wanjoro soll unbeschreiblich gewesen sein, daß ihnen die Quellen, die Fundgruben ihres wertvollsten Handelsartikels, nicht verloren gegangen waren." Die Erdbeben müssen in Kibiro sehr häufig sein, denn auch Junker (Reisen III, 574) beobachtete im Januar 1886 daselbst ein solches.

Was die Schwefelquellen betrifft, so sind sie schon früher von Emin (Emin Pascha, eine Sammlung von Reisebriefen, Leipzig 1888, S. 175) geschildert worden, sie heißen Kabigdo und besitzen eine Temperatur von 85° bis 90° C. Bei den Quellen wird durch Filtration eine ausgedehnte Salzgewinnung betrieben. — Ein anderer Mittelpunkt der Erdbeben ist Kiri (4° 18' nördl. Br. am Weißen Nil), wo Emin (a. a. O. S. 4) im Jahre 1877 ein Erdbeben erlebte, das mit Schwanken und donnerartigem Geräusch verknüpft war. Erdbeben sind dort und in dem nördlicher gelegenen Nedjaf häufig. Weniger werden sie in Lado (5° nördl. Br.) beobachtet.

— **Die Kohlenlager Spitzbergens,** die wir durch die Forschungen der Schweden schon länger kennen, sind neuerdings vom Bergreferendar Leo Cremer untersucht worden. Im Sommer 1891 entschlossen sich einige Herren aus Württemberg zu einer Vergnügungsfahrt nach Spitzbergen, wie sie jetzt häufiger gemacht wird; dieselben nahmen Herrn Cremer mit, der in einer sehr unterhaltenden Schrift „Ein Ausflug nach Spitzbergen" (Berlin, Dümmler, 1892) über die Reise berichtet. An der Ostküste von Bäreneiland stellte Herr Cremer das auch schon bekannte Vorkommen von sechs Kohlenflötzen von teilweise bedeutender Mächtigkeit — bis 1½ m — fest, die der echten Kohlenformation angehören, während die Kohlen Spitzbergens jüngeren Formationen (Jura und Trias) zuzurechnen sind. — Spitzbergen wurde am 9. August gesichtet und am 22. desselben Monats die Rückfahrt angetreten, so daß der Aufenthalt daselbst 14 Tage dauerte. Ein Vorstoß bis 80° nördl. Br. wurde unternommen, wegen Treibeis aber ferneres Vordringen aufgegeben. Besucht wurden die oft beschriebenen Buchten der Westküste: Bellsund, Eisfjord und Kingsbai nebst Nebenbuchten. Überall dienten zahlreiche Rollstücke von Kohle in den Bachläufen und an den Abhängen als Führer zu den Flötzen, welche wiederholt Kohle für den Dampfer lieferten. Am Kap Heer (Eisfjord) wurde ein Flötz von mehr als Meterstärke festgestellt; auch an der Kingsbai fand Herr Cremer anstehende Kohle. Als Anhang enthält die frisch geschriebene (zum großen Teil von Norwegens Küsten handelnde) Schrift eine Abhandlung von Dr. Pax über die Flora Spitzbergens mit vortrefflicher Litteraturübersicht, ein Verzeichnis der mitgebrachten Versteinerungen (von Holzapfel und Potonié) mit besonderer Berücksichtigung der Knorria von Bäreneiland, der Laubmoose (von Müller-Halle) und der Thallophyten (von Prof. Zopf).

— **Die Juden in New York.** Unsere Stadt besitzt jetzt die größte Anzahl Juden unter allen Städten der Erde. Philipp Cowen, der mit dem Census der Juden in New York im Jahre 1890 betraut war, giebt die Zahl derselben in dem Quartier zwischen Bowery und südlich der 14. Straße auf 135 000 an; in allen übrigen Stadteilen kommen noch 40 000 hinzu. Daß diese Aufnahme nicht genauer ist, rührt daher, daß der Census die Religion unberücksichtigt läßt und Erkundigungen an dessen Stelle treten müssen. Im April 1890 wurden von jüdischer Seite selbst in New York gerechnet: 50 000 aus Polen und Rußland, 50 000 aus Deutschland, 25 000 aus Rumänien, 25 000 aus Ungarn und 50 000 aus andern Ländern stammende Juden, zusammen 200 000. K. Frank, Sekretär der jüdischen Wohlthätigkeitsanstalten in New York, rechnete im Februar 1891 in New York 250 000 Juden, zu denen im Laufe des Jahres noch etwa 50 000 hinzukamen. Im Jahre 1890 landeten in New York 32 321 Juden, von denen 23 970 in der Stadt blieben. Es befanden sich unter den Einwanderern 25 154 aus Rußland, 6056 aus Österreich, 506 aus Rumänien, 517 aus Deutschland u. s. w. Die Zunahme ist noch immer infolge der Austreibung der russischen Juden. im Wachsen. Die ersten Juden langten 1634 aus Brasilien in New York an. Dr. Steffens.

— **Dr. Fritjof Nansens Polarexpedition.** Dr Nansen befindet sich gegenwärtig mit Vorbereitung für seine Expedition beschäftigt in England, wo er von der geographischen Gesellschaft, deren goldene Medaille er besitzt, Geldmittel zu erlangen hofft, da die nötigen Summen in Norwegen allein nicht aufgebracht werden können. Nansen will im Januar 1893 nach der Lenamündung aufbrechen, wahrscheinlich durch die Beringstraße, vielleicht aber auch durch die Karasee. Er setzt sein Vertrauen auf die von der sibirischen Küste direkt zum Nordpol führende Strömung, der er folgen will bis zur Ostküste Grönlands (vergl. Globus LIX, S. 43). Er rechnet auf ein Ausbleiben von drei bis vier Jahren und will in seinem Schiffe (oben S. 112) für sechs Jahre Vorräte mitnehmen; die Besatzung beträgt nur 12 Mann. Alkohol wird nur als Medizin mitgenommen; weder Wein, noch Bier, noch Schnaps sind an Bord geduldet. Die Maschine ist zur Herstellung von elektrischem Lichte eingerichtet, welches die lange Polarnacht erhellen und damit einen wohlthätigen Einfluß auf die Mannschaft ausüben soll.

— **Die mexikanischen Marmorbrüche im Staate Puebla** werden im Engineering and Mining Journal (New York, 25. Dezember 1892) eingehend geschildert. Dieser mexikanische Marmor oder „Onyx" ist unter dem Namen tecali bekannt und zeichnet sich durch besondere Schönheit aus, so daß bereits die Azteken vor Ankunft der Spanier ihn benutzten; auch in den christlichen Kirchen in Mexiko, Puebla, Queretaro, Leon spielt derselbe eine Rolle, wo man oft Tafeln von Quadratmetergröße des kostbaren Gesteins an-

Digitized by Google

trifft, eine ansehnliche Größe in Betracht des nur in kleinen Blöcken vorkommenden Marmors. Nach den Vereinigten Staaten wird der Marmor viel ausgeführt, wo er zu Leuchtern, Uhrgehäusen u. s. w. verarbeitet wird. Die Färbung des kohlensauren Kalkes, welche in wunderbaren Mustern erscheint, wird nur durch Mangan- und Eisenoxyd bewirkt; bevorzugt sind die hell- und dunkelgrünen, die eisenbeinfarbigen und roten Spielarten. In dünnen Platten ist er durchscheinend und irisierend, und da er eine wunderschöne Politur annimmt, so eignet er sich als Ziergestein ganz vortrefflich. In den Steinbrüchen findet er sich nur in vereinzelten Blöcken, deren größte zwölf bis zwanzig Kubikfuß halten. Die großen werden mit 15 Dollars der Kubikfuß an Ort und Stelle bezahlt, da nur aus ihnen sich große Platten gewinnen lassen. Diese Blöcke liegen in einem zähen, rotbraunen Thon, über dem ein dichtes Konglomerat sich befindet, doch kommt der Marmor auch als Adern und Gänge in einem feuersteinartigen Fels vor. La Pedrara, im Distrikte Tecali, 33 km von Puebla, ist der wichtigste Bruch, der nur 2 m in die Tiefe geht und wo man jetzt sogar die alten Schuttfelder nach dem Marmor wieder durchsucht. Weit tiefer baut man in Antigua Salinas (Distrikt Tehuacan), wo man 1888 für 400 000 Dollars von dem Marmor gewann. La Soprezsa, gleichfalls eine reiche Grube, liegt 56 km westlich von der vorigen. Außer diesen giebt es noch etwa zehn Brüche, welche das Gestein liefern.

— Im Hospital zu Hanoi in Tongking starb der französische Botaniker B. Balansa, der sich um die Erforschung der französischen Inseln der Südsee verdient gemacht hat. Er bestieg den Mount Humboldt in Neucalednien, bereiste Nordafrika, Kleinasien und Tongking zunächst zu botanischen Zwecken, lieferte aber auch Reiseschilderungen, die in den Bulletins der Pariser geographischen Gesellschaft abgedruckt wurden. Auf Hookers Empfehlung wurde er 1873 Mitglied der wissenschaftlichen Erforschung Paraguays, wo er drei Jahre lang zubrachte.

— Die vorgeschichtlichen Schanzen in Finnland lautet der Titel einer großen Abhandlung in finnischer Sprache (Fennia IV), von Dr. Hjalmar Appelgren, welcher ein deutscher Auszug beigegeben ist, dem wir das Folgende entnehmen. Wie durch ganz Mitteleuropa sich „Heidenschanzen" aus Steinen oder Erdwällen hinziehen, so finden wir dieselben auch in Finnland vom Ladogasee bis fast zum Polarkreise, wie die von Appelgren gezeichnete Karte nachweist. Es sind 1. auf Bergen aufgeführte Ringmauern aus Stein ohne Mörtel, oft mit kleinem Außenwerke und mit Thoren, in deren Inneren man Wurfsteine und Grundbauten von Wohnungen, Asche, Kohle und Altertümer findet. Die Mauern sind 1 m, oft auch 2 bis 3 m hoch. Es sind dies Raubnester oder Zufluchtsstätten. 2. Zufluchtsstätten und Verschanzungen auf den Bergen, einfach mit trockenen Steinmauern umgeben. Diese beiden Arten nur in Südfinnland. 3. Im Norden am Botnischen Busen finden sich rechteckige oder ovale Steinmauern mit zwei bis vier Eingängen von höchstens 52 m Länge und 33 m Breite, bei nur 1 m Höhe. Diese „Riesenburgen" liegen gewöhnlich bei Morästen und sind weder Begräbnis- noch Opferplätze, sondern am ehesten mit den Einzäunungen ehemaliger Bauernhöfe auf Gotland, den Känpagravar, zu vergleichen. Durchschnittlich waren diese Schanzen Verteidigungsanstalten; nach den in ihnen enthaltenen Altertumsfunden rechnet Appelgren jene Südfinnlands der spätteren Eisenzeit von 1000 bis 1400 zu, obschon in einigen Stein- und Bronzegegenstände gefunden wurden. Schanzen mit einfachem Walle betrachtet er als finnische, mit mehreren Ringmauern als skandinavische. Jene kommen in großer Menge in Karelen am Ufer des Ladoga, im südlichen Tawastland und im südwestlichen Finnland vor. Die erwähnten Riesenburgen ist Appelgren geneigt, den Goten zuzuschreiben. Im Ganzen sind 220 vorgeschichtliche Schanzen in Finnland bekannt geworden.

— Eine japanische Gesellschaft hat sich in London gebildet, deren Zweck das Studium der Kunst, Wissenschaft, des Handels, der Litteratur, gesellschaftlichen Einrichtungen, der Sprache, Geschichte und Völkerkunde Japans ist. Dieselbe wird Versammlungen mit Vorträgen abhalten, die veröffentlicht werden sollen. Unter den Begründern befindet sich Ernst Satow (aus einer Lübecker Familie stammend), der vortreffliche Kenner Japans und Koreas.

— Über die Leichenbesorgung der Chinesen in Emoy hat der vortreffliche niederländische Sinolog, Prof. J. J. M. de Groot, in den Bydragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië (Teil 41) eine 112 Seiten starke belangreiche Abhandlung geschrieben, auf deren in ethnographischer Hinsicht hochwichtigen Inhalt wir hier hinweisen. Gegenüber den seichten Urteilen, die über China oft genug noch umlaufen, ist es erfreulich, eine so tüchtige Arbeit zu finden. Prof. de Groot hat sich drei Jahre lang in China aufgehalten; er spricht mehrere Dialekte des Landes geläufig und gilt als eine der ersten Autoritäten in chinesischen Dingen. Versiaggever.

— Über den Namen Pamir gab Prof. Leitner in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 23. Nov. 1891 Auskunft. Wie man von Tibet in der Einzahl spricht, trotzdem es Klein- und Großtibet giebt, so muß man auch von Pamir nur im Singular sprechen. Sir D. Forsyth meinte, Pamir bedeute „Wüste", denn sowohl von Afghanistan wie von Kokan aus gelangt man durch eine Wüstenei dorthin. In der That aber bedeutet Pamir „Hochland". Es ist ein Turkwort und auch die Kirgisen sagen Pamir. Nach den Forschungen von Grombtschewsky, welche Leitner anführt, ist auch der geläufige Begriff einer Wüste von der Pamir auszuschließen. Es giebt, Sommer wie Winter, eine ständige Bevölkerung, die in der Vermehrung begriffen ist; auch die Sklaverei blüht dort und die Sklaven stammen aus Tschartar, Jassin, Kandschut, Ehanaten unter britischem Schutze. Die Bevölkerung Schignaus, 2000 Familien, hat sich vor den Afghanen nach Pamir geflüchtet.

— Klapperschlangenjagd wird in Connecticut gewerbsmäßig betrieben, zumal in der Umgegend des Ortes Hamburg, wo eine Anzahl Leute aus den Eiern der Schlange ein Öl herstellen, das in Amerika als ein bewährtes Mittel gegen Rheumatismus und Neuralgie gebraucht und die Unze mit 25 bis 30 Dollars bezahlt wird. Die Schlangenjäger sind mit einem langsenartigen Gerät bewaffnet, mit dem sie die Schlangen aufreizen und mit dessen breiter, messerartiger Klinge sie dem sich aufrichtenden Tiere den Kopf abschlagen. Finden sich Eier im Leibe der Schlange, so werden diese in einem Kessel mit Wasser vorgfältig und lange gekocht. Das „Öl" steigt an die Oberfläche und wird in einem Destillierapparate von noch anhängendem Wasser befreit, durch feine Leinwand filtriert und in Flaschen verkauft. Das „Öl", welches wie Vaseline aussieht, erregt ein starkes Brennen auf der Haut und wird deshalb verdünnt angewendet. Die Nachfrage nach demselben ist sehr stark; infolgedessen sind die Klapperschlangen in der Gegend von Hamburg schon selten geworden und die Schlangenjäger suchen andre Gebiete auf.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 12.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

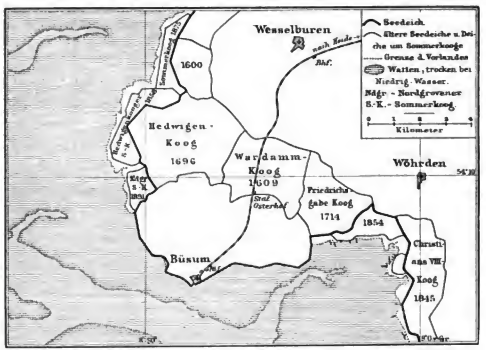
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Neue Eindeichungen und Landanwuchs im nördlichen Dithmarschen.

Von Dr. R. Hansen. Oldesloe.

Zwar sehr langsam, aber doch ziemlich ununterbrochen hat sich die Küste Westholsteins im Laufe der letzten Jahrhunderte weiter in das Meer hineingeschoben; nur an wenigen Stellen haben die stetige Brandung und besonders arge Sturmfluten Landverluste zur Folge gehabt. Die neueste Eindeichung umfaßt nur eine kleine Landfläche, ist



Das südwestliche Norderdithmarschen.

aber das letzte Glied in einer Reihe von Eindeichungen, die dem Gebiet südlich von der Eider ein ganz anderes Aussehen gegeben haben.

Wenn man auf dem südlichen Vorsprunge der zwischen der Eidermündung und der Wöhrdener Bucht liegenden Halbinsel, von dem freundlichen Kirchdorf und Badeort Büsum, seewärts blickt, so hat man zur Flutzeit lauter Meereswogen vor sich, während der Ebbe ein etwa 2 m über dem normalen tiefen Ebbestande sich erhebendes Wattenland, das nur von einigen tieferen Rillen durchschnitten ist. Ehemals

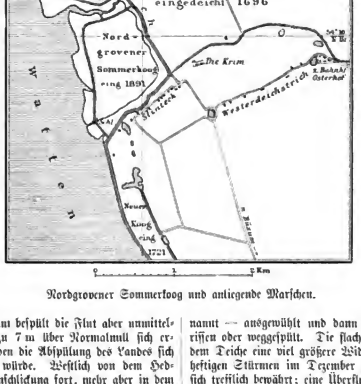
Digitized by Google

ging die Marsch hier ziemlich viel weiter südlich; das heutige Büsum lag also nicht direkt am Meere. Tiefes vorliegende Gebiet ist im Mittelalter bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts abgeböschelt; der Meeresarm aber, der die Insel Büsum von dem weiter zurückliegenden Marschlande trennte, wurde allmählich zugeschlickt und durch seine Durchdeichung und die Gewinnung des Bardammkooges 1609 aus der alten Insel eine Halbinsel. Der Barrstrom, der ehemals mit starkem Strome durch die Lücke floß, ist zu einem flachen Graben geworden, in dem man nur aus den unregelmäßigen Windungen den alten Strom wieder erkennen kann.

Westlich und östlich von dem Bardammkooge setzte sich in der Folgezeit soviel Land an, daß 1696 der Hedwigenkoog, 1714 der Friedrichsgabekoog gewonnen werden konnten. Das vor diesen sich bildende Vorland ist nicht so bedeutend geworden, daß man zu einer vollen Eindeichung geschritten ist, d. h. zur Errichtung eines Seedeiches, der durch seine Stärke sehr geeignet ist, voraussichtlich allen Sturmfluten trotzen zu können und die Ansiedler auch ohne künstliche Erhöhungen ihrer Wohnsitze gegen Wassersgefahr zu schützen. Man hat sich begnügt mit der Ausführung eines niedrigeren „Sommerdeiches", der gegen die gewöhnlichen Fluten schützt und nur bei außergewöhnlich hohen Fluten überströmt wird. Für feste Ansiedlungen ist ein so gewonnener Sommerkoog nicht geeignet, er bildet eine weite Grasfläche und dient zum Grasen des Viehes im Sommerhalbjahr.

Südöstlich vom Friedrichsgabekoog ist so der Wöhrdener Sommerkoog gewonnen; südlich von der alten Insel Büsum bespült die Flut aber unmittelbar den mächtigen, bis zu 7 m über Normalnull sich erhebenden Seedeich, ohne den die Abspülung des Landes sich noch jetzt hier fortsetzen würde. Westlich von dem Hedwigenkooge dauerte die Anschlickung fort, mehr aber in dem mittleren und nördlicheren als in dem an das Büsumer Gebiet stoßenden Strich; seitdem 1862 der Wesselburner Koog durch einen Seedeich gesichert war, nahm besonders in dem Winkel zwischen ihm und dem Hedwigenkooge die Anschwemmung zu. Der Ansatz wurde durch Sommerdeiche gesichert, es entstanden der Nordbeicher, Heringsfander und Hedwigenkooger Sommerkoog; unbedeichtes Vorland blieb bis 1891 das südlichste Stück, der Nordgrovener Außendeich, und doch war hier eine Sicherung sehr notwendig. Dieser Außendeich, der durch das Außenfleet der Hedwigenkooger Schleuse von dem Hedwigenkooger Gebiet getrennt wird, umfaßte nach älteren Berichten um 1750 etwa 82 Morgen (zirka 110 Hektar), 1830 80 Morgen, und war für Büsum von großem Werte, da er Füllerde und Soden lieferte, die zu der damals fast jährlich notwendigen Deichbesserung erforderlich waren. Im Laufe unsers Jahrhunderts nahm der Umfang des Außendeiches ab und in den 60er Jahren dachte man an das Schlagen eines Sommerdeiches, zumal seit der Gewinnung des Wesselburner Kooges der Verlust sich zu vergrößern drohte. 1885 erst wurde ein Projekt zur Eindeichung ausgearbeitet, doch mußte man noch von diesem abgehen und den Deich etwas zurücklegen, als 1891 die Arbeit endgültig in Angriff genommen wurde. Der neue „Nordgrovener Sommerkoog" umfaßt 91 ha, davon 3 ha Wasserfläche; ein kleines Stück, etwa 4 ha, gehört zum Hedwigenkooge, der Rest zur Gemeinde Büsum.

Die Kartenskizze zeigt die Lage des Deiches; er geht etwa 1 km vom Hedwigenkooge aus westlich, dann fast 1400 m südlich auf den Seedeich bei Stinteck, der Nordwestecke des Büsumer Kirchspiels, zu. Die Arbeiten, vorbereitet und geleitet von Herrn Ingenieur Schröder in Husum, dem ich die statistischen Mitteilungen verdanke, begannen im April und wurden zur Hauptsache im September beendet. Der Deich ist in einer Höhe von 3 m über ordinärer Büsumer Flut aufgeführt; die Böschung ist auf beiden Seiten flach, was zu seiner Sicherung erheblich beiträgt. Die älteren, meistens nicht sehr hohen Deiche, sowie die großen Seedeiche haben — letztere der bedeutenden Kosten wegen — auf der Landseite einen steileren Abhang; wenn die Flut also über den Deich hinüberspülte, wurde die Landseite zuerst durch die abstürzenden Wassermassen beschädigt, in der Regel am inneren Deichfuß ein tiefes Loch — Wehl genannt — ausgewühlt und dann der Deich allmählich zerrissen oder weggespült. Die flache innere Böschung verleiht dem Deiche eine viel größere Widerstandsfähigkeit. In den heftigen Stürmen im Dezember 1891 hat der neue Deich sich trefflich bewährt; eine Überflutung ist nicht eingetreten.



Nordgrovener Sommerkoog und anliegende Marschen.

Auch der Karte sieht man, daß der neue Deich nicht an den Hedwigenkooger Sommerkoog anschließt, sondern die viel längere Strecke an den Hedwigenkooger Seedeich geführt ist. Grund davon ist die Entwässerung des Hedwigenkooges; an jener Stelle liegt die Schleuse im Seedeich, die das Binnenwasser hinausschafft. Hätte man also jenes schmale Stück in den neuen Koog eingeschlossen, so müßte man eine sehr große Schleuse — für das Wasser des Hedwigen- und des neuen Kooges — anlegen, und bei einer etwaigen Überflutung des Sommerkooges wäre, da diese Schleuse nicht nur das gewöhnliche Binnenwasser, sondern auch das übergeströmte Flutwasser hätte fortschaffen müssen, die Gefahr eines Hochwassers im Hedwigenkooge infolge des verzögerten Abflusses zu erwarten gewesen. Da überdies die Schleuse

Digitized by Google

der wundeste Punkt eines Teiches ist, so wählte man jene Teichrichtung und begnügte sich mit der Erbauung einer kleineren, für den Sommerkoog allein berechneten Schleuse.

Das Material zum Teichbau muß größtenteils das Vorland selbst liefern. Man zieht den Teich nicht auf der äußersten Grenze des Vorlandes, sondern etwas landeinwärts; was außerhalb liegen bleibt, liefert die Teicherde; die Grassoden werden abgestochen, die darunter liegende Schlickerde ausgegraben und als Teichmasse verwandt, nach deren Fertigstellung das Belegen mit jenen Rasenpatzen eintritt. Da das Vorland infolge der Überflutungen bald mit Schlick wieder belegt wird, so bietet es auch in Zukunft noch Material genug zu etwa nötigen Ausbesserungen, auch da, wo, wie hier, eine Abnagung eintritt, da diese doch recht langsam erfolgt. Bei älteren Deichen hat man vielfach die Erde aus dem zu gewinnenden Kooge entnommen; so findet man an der Binnenseite öfter sehr niedrige, fast unfruchtbare Marschstrecken, da mit der Eindeichung ja die Aufschlickung ein Ende hat. Vielfach ist dieses schlechte Land ärmeren Leuten überlassen worden; daher trifft man am Deichfuß öfter Reihen von Katen ohne Landbesitz. Der „Neue Koog", am Seedeich zwischen Büsum und dem Nordgroevener Sommerkoog gelegen, enthält ziemlich viel schlechte Marsch, da bei dessen Eindeichung 1721 der Deich möglichst weit hinausgeschoben wurde.

Die Kosten des Deichbaues betrugen rund 101 000 Mk., und zwar die Erdarbeiten 76570 Mk., das Stampfen der Erdschüttungen 1316 Mk., die Bekleidung des Deiches mit Rasen 13700 Mk., das Entwässerungsspiel nebst Außentief und Sturzbetten 6712 Mk., Vorarbeiten und Bauleitung 1769 Mk., Meßhilfe, Bretter und Latten zu Bullen und Profilen, Schreibgebühr und sonstige Auslagen 927 Mk. Auf 1 m Deichlänge kommen etwa 42 Mk. Man möge damit vergleichen die Kosten der Seedeiche, die im letzten Jahrhundert in Dithmarschen neu aufgeführt sind: beim Karolinenkoog kam 1 m Deichlänge (1800 bis 1801) auf zirka 50 Mk., beim Christian VIII.-Koog (1845) auf zirka 48 Mk., beim Friedrichs- (Frederik VII.) Koog (1853 und 1854) auf zirka 80 Mk., beim Wesselburner Koog (1862) auf zirka 90 Mk., beim Kaiser Wilhelmskoog (1872 und 1873) auf zirka 117 Mk. zu stehen. Ältere Seedeiche, die wir jetzt für ungenügend ansehen, waren jedenfalls erheblich wohlfeiler; die erste Eindeichung des Hedwigenkooges (1696) wurde auf 20 Mk. pro Meter geschätzt; das Lohnverhältnis der Arbeiter damals und jetzt mag etwa 1 : 2 sein.

Sehr lehrreich für das Studium des Deichbaues ist eine Wanderung von der Eisenbahnstation Osterhof nördlich von Büsum auf den Deichen des Warbaumkooges, des Hedwigenkooges, des Nordgroevener Sommerkooges und dem Büsumer Seedeich nach Büsum. Die älteren Deiche mit 3 bis 4 m über ordinäre Flut sind bei der steileren Böschung nicht so stark wie der neue Sommerdeich; daher sind sie wiederholt durchgerissen, die großen Wehle, die man am Fuße der Deiche oder, wie beim Neuenkoog, an der Stelle der ehemaligen Deiche findet (vgl. Karte), predigen nur zu deutlich von der Not und dem Jammer, den die Sturmfluten früherer Jahrhunderte veranlaßt haben.

Schließlich sei noch ein Blick geworfen auf die Küstenlinie an dem südlichen Eiderufer. Die Strömung hat in den tiefen Wattenrinnen dieselben, nur noch rascheren Wirkungen wie auf dem Festlande; an dem äußeren Rande der Kurven wird Land abgespült, an dem inneren angesetzt. Wie südlich von Büsum der Mielestrom sich nach Norden verschoben und von der schlecht geschützten Büsumer Marsch ehemals viel Land abgespült hat, so gefährdet die Eider, die sich weiter südwärts gewandt hat — der Purrenstrom —, die Küste des Wesselburner Koogs, so daß man dort zu großen Steinsenkungen genötigt worden ist. Östlich von dieser Stelle ist die Kurve nach dem Eiderstedtischen Ufer zu steiler geworden, am Südufer dagegen, zwischen dem Wesselburner und dem Karolinenkooge, das Vorland vergrößert. Befördert wird hier der Anwachs durch das „Schlickfleier"; es werden flache, etwa einen Fuß tiefe, breite Gräben ausgehoben und der Schlick auf das daneben liegende Land verteilt; hat der regelmäßige Wechsel von Ebbe und Flut die Gräben wieder zugeschlickt, so wird die Arbeit wiederholt, und man gewinnt dadurch schneller ein zum Eindeichen reifes Land und zugleich ein sehr fettes, fruchtbares Land. Die Arbeit bringt ihren Lohn erst in späteren Jahrzehnten; es gilt hier, was der römische Dichter Statius von dem Greise singt: serit arbores, quae alteri saeclo prosint.

Die neuen Forschungen über den Karabagh.

Von Dr. Johannes Hoefer.

I.

Unter Karabagh (d. h. „der schwarze Garten", von kara, schwarz und bagh, Garten) versteht man die mächtige östliche Vorstufe von Hocharmenien, welche das westliche armenische Hochland mit dem kaspischen Tiefstande verbindet. Es ist das Land, welches zwischen 39 und 41° nördl. Br. und 45½ bis 47½° östl. v. Gr. gelegen ist und im Westen vom Gokschai-See, im Osten von den kaspischen Steppenländern, im Süden vom Araxes und im Norden von der Kura begrenzt wird. Es bildet in seinem geologischen Aufbau, wie in seinen orographischen Grundzügen und in seiner politischen Verwaltung ein zusammenhängendes Ganzes. Zu seinem westlichen Teile ist es im Anschluß an die mittlere Araxesstufe ein stark zerrissenes Gebirgsland, während es sich nach Osten hin mehr und mehr verflacht und schließlich in jene öden Steppen ausläuft, welche einstmals von den Fluten des Kaspischen Meeres bedeckt waren.

Der Karabagh, welcher zuerst durch Abichs Reisen der Wissenschaft erschlossen wurde, ist neuerdings im Sommer 1890 von Dr. Gustav Radde und Dr. Tiflis und Dr. Jean Valentin aus Frankfurt a. M. gemeinschaftlich bereist und vor allem in geologischer Hinsicht aufs genauste erforscht worden. Beide Gelehrten haben ihre sehr belangreichen Beobachtungen gestern veröffentlicht[1]). Fast genau gleichzeitig mit den obigen beiden Forschern, aber unabhängig von ihnen hat auch eine Französin, Madame B. Chantre, zusammen mit ihrem Manne, dieselben Gegenden bereist; die dabei gemachten Beobachtungen und Erfahrungen hat sie im Tour du Monde niedergelegt[2]). Aus diesen Berichten werden wir im Folgenden eine möglichst systematische Zusammenstellung über den Karabagh zu geben versuchen. Die beste Karte ist neben der Abichschen die von Radde und Valentin überein-

[1]) Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 100: Dr. Gustav Radde, Karabagh. Gotha 1890. — J. Valentin in Bericht über die Senckenberg. naturf. Gesellsch. zu Frankfurt a. M. 1891, S. 159 ff.

[2]) Le Tour du Monde 1891, 2. Semester, S. 225 ff.

Digitized by Google

stimmend ihren Arbeiten beigegeben, welche auf der Abichschen und der russischen Fünf Werst-Karte fußt.

Seiner geologischen Beschaffenheit nach gliedert sich das Gebirgssystem des Karabagh in drei deutlich unterschiedene Gruppen: ein nördliches, von Nordwest nach Südost streichendes Kettengebirge, eine südliche, der vorigen parallel laufende Kette und ein zwischen diesen beiden liegendes zentrales Plateau. Die beiden Kettengebirge stimmen in ihrem Aufbau im großen und ganzen überein; das zentrale Plateau dagegen ist in orographischer wie in geologischer Beziehung vollständig von ihnen verschieden. In dieser Art der Gliederung zeigt der Karabagh mit dem armenischen Hochlande eine auffallende Übereinstimmung; auch hier finden sich dieselben ausgedehnten Plateaubildungen, die, wie wir sehen werden, vulkanischen Ursprungs sind. Die persischen Gebirge schließen sich südlich von Ordubad eng an den südlichen Karabagh an.

Das nördliche Karabagh-Gebirge nimmt seinen Anfang bei dem 3622 m hohen Circusgebirge des Talidagh[1]) und Muchtokjan (etwa 40° nördl. Br. und 46° östl. L.). Es verläuft zunächst in östlicher Richtung, entsendet zahlreiche Rippen nach beiden Seiten und speist nach Norden die Quellflüsse des Terter, nach Westen die der Akera. Von den Seitenrippen sind die bedeutendsten die beiden, welche den Lauf des Gatschin bestimmen und das Thal desselben links von dem des Gatschin, rechts von dem des Godschali-Baches trennen. Bei dem Allakaja ändert die Hauptkette plötzlich ihre bisherige östliche Richtung und wendet sich jetzt fast im rechten Winkel nach Süden, um dann später wieder etwas mehr südöstlich zu verlaufen. Bei der Poststation Lysogorsk wird sie in einer Höhe von mehr als 2100 m über dem Meere von der wichtigen Poststraße Gerjusy-Schuscha-Jewlach überstiegen. Weiter südöstlich trägt sie das kristalli-

Eingang zur Thalschlucht von Migri. Nach einer Photographie.

nische Doppelmassiv des Kleinen (2237 m) und Großen Kirs (2740 m), um sich endlich im Siarat hart am Rande der Araxessteppe noch einmal zu 2494 m zu erheben. Vom Gipfel des Siarat an fällt dann die Kette sehr schroff nach Süden und Osten ab; auf eine Entfernung von 15 bis 20 km bis Dschebrail senkt sie sich nicht weniger als 1800 m, um dann von hier in lang gestreckten, waldlosen Hügelreihen zum Araxesbett zu verlaufen. Ebenso ist die Verflachung nach der kaspischen Tiefebene auf dem ganzen Ostabhange eine sehr allmähliche, zum Teil wird der Übergang hier durch Verwerfungen vermittelt.

In petrographischer Hinsicht besteht diese Kette zum weitaus größten Teile aus älterem Eruptivgestein. Diabasartige dioritische Grünsteine massiger und klastischer Entwickelung setzen sie im wesentlichen zusammen. Eine wichtige Ausnahme von der durchschnittlichen Gesteinsart dieser Kette macht die mächtige Klippe jurassischen Kalkes, auf welcher die Stadt Schuscha steht. Sie ist schon von weitem durch ihre zerrissene, grobgezahnte Höhenlinie kenntlich. Dieser Schuschakalk, der entweder dem oberen Jura oder der unteren Kreide angehört, und meist mit Eruptivgestein und andern Einlagerungen durchsetzt ist, tritt im Ostabhange des Karabagh noch an verschiedenen Stellen wieder zu Tage. Östlich von Schuscha bei Merikent und Güllaply (in der Nähe von Nachitschewan) wird er abgelöst durch eine ziemlich ausgedehnte Insel senonischen Plattenkalks, der durch schneeweiße Farbe, muschelig splitterigen Bruch, große Fossilarmut und einen bedeutenden Gehalt amorpher Kieselsäure ausgezeichnet ist. Er erstreckt sich von Merikent und Dagras bis nach Achkent und Karakent, und Valentin fand ihn auch im Araxesthal, nahe bei Dschebrail, wieder. Das Dorf Achkent (Weißendorf) ist aus den Platten erbaut, und auch Karakent (Schwarzendorf) steht auf denselben weißen Kalken. Dieser Plattenkalk von Merikent hat eine technische Bedeutung, da

[1]) Es seien hier die wichtigsten geographischen Bezeichnungen zusammengestellt und erklärt: dagh = Berg, Gebirge; tschai, su = Fluß; gol = See; bulach = Quelle; kent = Dorf; bagh = Garten; kara = schwarz; ach = weiß; kysyr = rot.

Digitized by Google

Ansicht von Gerusu. Nach einer Photographie.

Digitized by Google

er sich zu lithographischen Zwecken verwenden läßt. Zwar soll er dem Solenhofer Kalke an Güte nachstehen, da er nicht so gleichmäßig in Korn und Härte ist, wie jener; aber immerhin liefern die Steinbrüche von Merikut doch brauchbares Material.

Zum nördlichen Karabagh-Gebirge im weiteren Sinne ist nun noch ein zusammenhängender Gebirgsstock zu zählen, welcher die östliche Fortsetzung des Gokschai-Ufergebirges bildet und von der nördlichen Karabagh Kette durch das geräumige Längenthal des Terter getrennt wird; es ist das sogenannte Ganscha-Gebirge, welches mit jener Gokschai-Uferkette zusammen das Randgebirge des östlichen Teiles von Hocharmenien darstellt. Beim Ogurdschа-Passe (2700 m) nimmt es seinen Anfang und sendet von dem nächsten höheren Berge, dem Kangur-dagh (3370 m), zwei Arme aus, von denen der südliche in der Richtung auf das Karabagher Zentralplateau verläuft, während der nördliche nicht weit von der Hauptkette entfernt den 3379 m hohen Koschkar-dagh trägt. Vom Kangur streicht die Ganscha-Kette in fast genau östlicher Richtung weiter, erreicht in dem 4740 m hohen Kjambil die höchste Höhe des ganzen Ganes und erhebt sich in dem schönen, weithin sichtbaren Murow-dagh noch einmal bis zu 3400 m, um sich dann mit allmählich verflachenden Rippen nach Nordosten und Osten in der Kura-Ebene zu verlaufen.

Nach Abichs Karte wäre die ganze zentrale Kette des Ganscha-Gebirges dioritisch; aber Valentin überzeugte sich, daß auch hier eine große Mannigfaltigkeit obwaltet, die noch der Einzeluntersuchung harrt. Jedenfalls besteht die Ganscha-Kette ihrer größten Masse nach ebenfalls aus älterem Eruptivgestein, und zwar scheinen in den Kammregionen Syenite und Porphyrite, an den Gehängen Grünsteinvarietäten zu überwiegen. In diesem Grünsteingebiete machen sich hier und da dioritische und granitische Massive geltend, welche Kupfer- und Kobalterze bergen, deren Abbau im Schamchor-thale auf den Werken von Kalakent und Kedabeg in großartigem Maßstabe betrieben wird. Der Fuß des Gebirges tritt, ähnlich wie der Ostabhang, entweder direkt mit der Kreide oder mit sich daran anschließenden tertiären Bildungen nach Norden in die Thalebene der Kura. —

Wir wenden uns jetzt dem südlichen Karabagh-Gebirge zu. Dieses nimmt auf der flachrückigen Wasserscheide zwischen Terter, Basartschai und östlichem Arpatschai seinen Anfang, also nicht weit von dem Ausgangspunkte der nördlichen Karabagh-Kette, dem Tatlidagh, von dem es nur durch das bajwitschenliegende vulkanische Zentralplateau geschieden ist. Anfänglich streicht es in südwestlicher Richtung und erreicht seine erste bedeutende Höhe westlich von Basarkent in dem stattlichen Felsitporphyrkegel des Kjjur-dagh (Roter Berg), welcher von seiner auffallenden rötlichen Färbung inmitten des einförmig grauen Andesits der umgebenden Berge und Thäler seinen Namen erhalten hat. Weiter südlich bei dem trachytischen Kabyrli-dagh verläßt die Kette ihre bisherige Richtung, um eine mehr südöstliche einzuschlagen. Zugleich entsendet sie hier einen Seitenarm nach Westen, der in seinem weiteren Verlaufe Anschluß an das armenische Hochgebirge sucht. Über dem Trachytkegel des Salasartin (3213 m) und dem gegen 3300 m hohen Damurri-dagh erreicht sie die breite Paßhöhe des Airy-dagh (2600 m), um von hier an als Meridianstock in ziemlich genau südlicher Richtung zu verlaufen. Vorher jedoch entsendet sie noch nach Osten und Südwesten zwei bedeutende Seitenzweige. Der südwestliche biegt vom Airy-dagh ab und findet bei Dschulfa im Araxesthal mit dem steil abfallenden Dagry-dagh sein Ende. Nicht weit vom Airy-dagh zweigt auch die östliche Kette ab, welche sich unter Entsendung zahlreicher Rippen von hier bis zum Tativ-Massiv und dem unteren Berkuschet-Thale erstreckt und verschiedene Gipfel von über 3000 m trägt. Die Hauptkette ist jedoch der erwähnte granitische Meridianstock. In diesem erhebt auf granitischer Grundlage der Kapudschich sein stolzes trachytisches Haupt und bildet mit 3918 m die höchste Erhebung im ganzen südlichen Karabagh. Auch der südlicher gelegene Schichjördi erreicht mit seinen 3700 m noch eine ganz respektable Gipfelhöhe; aber dann fällt die Kette in jähen Schroffungen, nur am Fuße von schmalen Kreidablagerungen umrandet, zum Bette des Araxes ab, der sie in den Stromschnellen von Migri mühevoll durchbricht (s. Abbildung auf S. 180).

In dem entdeckenden Vorwiegen des älteren Eruptivgesteins schließt sich der südliche Karabagh dem nördlichen und der Ganscha-Kette an. Den größten Raum nehmen wieder die Grünsteine in ihren verschiedenen Abänderungen ein, zunächst als Diabase und weiter südlich als Diorit-Grünsteine von massiger und klastischer Entwickelung. Sie beginnen gleich an dem Ausgangspunkte der Kette, auf jener flachrückigen Wasserscheide, folgen, an Mächtigkeit noch immer mehr zunehmend, dem gesamten rechten Basarschai-Ufer und breiten sich zu beiden Seiten des granitischen Meridianstockes südlich bis an den Araxes aus. Doch sind sie an vielen Stellen von Felsitporphyren, Trachyten, Basalten und andern Eruptivgesteinen durchbrochen. Der Trachyt tritt besonders in den beiden mächtigen Durchbrüchen, welche in dem Kabyrli-dagh und Salasartin gipfeln, zu Tage. Die roten Felsitporphyre verschaften im Westen dem Kjjur-dagh seinen Namen; sie tauchen auch in der östlichen Fortsetzung der Hauptkette, auf den schmalen Kämmen der Wasserscheide, welche das Flußgebiet des Ochtschi und Berkuschet trennen, wieder auf. An diese Felsitporphyre schließt sich direkt der granitische Meridianstock an, welcher zahlreiche, starke Rippen in die umliegenden Thäler aussendet, aber selbst an verschiedenen Stellen, wie z. B. auf dem Gipfel des Kapudschich, von Trachyt gekrönt erscheint. In dem Diabasgestein des Ochtschi-Thales sind gangförmig Kupfererze eingeschlossen, welche in dem Kupferwerk Kater erfolgreich abgebaut werden. Die Sedimentärgesteine, die im Norden doch noch eine gewisse Verbreitung hatten, spielen im südlichen Karabagh so gut wie gar keine Rolle. Nur bei dem Kosakenposten Bartas im Araxesthale findet sich eine Neokomscholle von rauchgrauem Kalk, und auf dem Westabhange nach dem Araxes zu treten tertiäre Gebilde auf. —

Gänzlich von den bisher besprochenen Kettengebirgen des nördlichen und südlichen Karabagh verschieden ist nun das kahle, hohe Zentralplateau, welches von jenen unschlossen wird. Beim Überschreiten des Berkuschet oder der Akera wird jedem auch ohne Kenntnis des geologischen Baues die Verschiedenheit in der äußeren Erscheinung des Plateaulandes mit seinen stumpfen, kegelförmigen Bergen und der heraustretenden Kettengebirge mit ihren scharfen, zackigen Graten sofort auffallen. Aber dieser äußeren Verschiedenheit für das Auge entspricht auch eine völlige Verschiedenheit des geologischen Baues. Das Akera-Thal im Osten und das Berkuschet- (bezw. Basjartschai-) Thal im Westen zieht den trachytischen und andesitischen Gesteinen des nördlichen und südlichen Karabagh eine scharfe Grenze. Das sanfte, welllige Hochland, welches sich zwischen diesen beiden Flüssen im Westen bis an die erwähnte flachrückige Wasserscheide zwischen Berkuschet, Arpa und Terter und darüber hinaus nach dem Alagöl und der Hochebene des Gokschai-Sees erstreckt, zeigt überall die Spuren der jüngsten vulkanischen Thätigkeit. Es ist zum größten Teile mit trachytischen und andesitischen Tuffen und Konglomeraten, sowie mit jungen basaltischen Laven bedeckt. Bei ihrem mannigfach zusammengesetzten Material und der verschiedenen Widerstandsfähigkeit ihrer Bestandteile haben diese Massen durch Einwirkung der Atmosphärilien oft die groteskesten Formen angenommen, was sich

Digitized by Google

vor allem bei dem Kessel von Gerjusy im südlichen Teile des Plateaus zeigt. Die Abbildung, welche wir S. 181 von diesem Thalkessel geben, erinnert lebhaft an die bekannten Lessingschen Eisellandschaften.

Im Westen erreicht diese Hochebene eine Breite von 80 km; nach Osten hin verengert sie sich allmählich; östlich von Gerjusy ist sie nur mehr 15 bis 20 km breit, und von hier aus läuft sie nach Südosten spitzkeilförmig in die Wasserscheide zwischen Akera und Berkuschet aus, welche mehr oder weniger aus locker gefügten Konglomeraten und Gerölle der vulkanischen Trümmergesteine der Hochebene besteht. Gleichzeitig fällt das Plateau langsam von West nach Ost ab; die Senkung beläuft sich bei einer Entfernung von nahezu 100 km auf 1000 m. Charakteristisch ist auch die Neigung zur Seenbildung (Karagöl, Alagöl), die sich ebenso in den übrigen Hochländern Armeniens findet.

Die Einförmigkeit dieser sanftwelligen, vulkanischen Hochebene wird nun aber unterbrochen durch eine Reihe regelmäßiger Kegelgestalten der durchbrechenden Quarztrachyte und Andesite, welche entweder gruppenweise oder allein in kettenförmiger Anordnung die Mittelsonne des Plateaus von Nordwest nach Südost der Länge nach durchstreichen. In dem 3654 m hohen Kegel des Jschichly, dem gleich hohen Kisiltapa und dem Sarial im Westen erreichen diese Durchbrüche ihre Kulminationspunkte.

Außer diesen Durchbrüchen von älterem Eruptivgestein kommen hin und wieder auch kleine Inseln von Sedimentärgesteinen inmitten dieser vulkanischen Hochfläche vor. Abich hatte bereits mehrere solcher sedimentären Klippen auf seiner Karte verzeichnet, und Valentin entdeckte im Westen an dem Alagöl noch eine kaum ½ qkm große Kalkscholle, welche dadurch besonders interessant ist, daß sich ihr Alter durch das Auftreten von Rudisten bestimmen läßt.

Über die Entstehung dieses vulkanischen Zentralplateaus hat Süß im Anschluß an Abich folgende zweifellos richtige Hypothese aufgestellt, die von Valentin noch näher erörtert und ausgeführt wird. Wo sich heute das zentrale Plateau ausdehnt, erhob sich ehemals eine Gebirgskette, die den nördlichen und südlichen Randgebirgen gleich gerichtet war. Diese ist längs streichender Verwerfungen in die Tiefe gesunken; aus den Spalten sind die Laven hervorgedrungen, haben sich über das Senkungsfeld ergossen und es ausgefüllt. Die Kette der kristallinischen und sedimentären Durchbrüche in der Mitte des Plateaus bilden die Reste des ehemaligen Höhenzuges.

Jene Verwerfungslinien aber werden durch die Thäler des Berkuschet und der Akera gebildet, welche somit nicht bloß orographische Grenzen, sondern geologische Strömungslinien bezeichnen. Fraglich muß es bleiben, ob auf dem armenischen Hochlande nicht vielleicht noch in historischer Zeit Eruptionen von Laven stattgefunden haben. Bei der verhältnismäßig wenig veränderten Beschaffenheit der vulkanischen Tuffe wäre dies recht gut denkbar.

Das Flußsystem des Karabagh ist ziemlich einfach. Die beiden großen Schwesterflüsse, welche ihn nach Norden und Süden hin begrenzen, bilden zugleich die Sammelbecken für seine Gewässer. Alle Flüsse, welche dem Karabagh entströmen — von den unbedeutenden Zuflüssen des Gokitschai-Sees abgesehen — fallen entweder nach Nordosten in die Kura oder nach Westen, Süden und Osten in den Aras.

Doch zieht der Aras (der alte Araxes) den größten Vorteil aus dem Karabagh, dem er in nicht geringem Grade seine Wasserfülle verdankt. In großem Bogen umgrenzt er denselben nach Westen, Süden und Südosten hin und nimmt eine Reihe der wasserreichsten Zuflüsse aus ihm auf.

Unterhalb Ordubad schließen sich die Gebirge von beiden Seiten eng zusammen. Von links tritt hier mit jähen Schroffungen der granitische Meridianstock des südlichen Karabagh-Gebirges an den Fluß heran, der nur mit Mühe seine rotbraunen Fluten durch die Stromschnellen von Migri hindurch zwingen kann. Starre, zerrissene, dunkelfarbige Riesenketten, in rascher Aufeinanderfolge kulissenartig vorspringend, begleiten den Strom auf beiden Seiten; kahl und schroff, ja vielfach überhängend fallen die Felsen nach dem Flußbette ab; nirgends auch nur der Anlaß zu einem Flachufer, das Raum für die Straße und für Wiesenland böte; hoch über dem Araxes an den nackten Felsklippen entlang schlängelt sich der schmale Uferpfad dahin. Tief unten aber braust mit wildem Getöse der Araxes durch enge, tief eingerissene Felsschluchten; nirgends ein Inselchen in seinem Bette, nirgends ein menschliches Wesen zu sehen, die wenigen Pflanzen schon von der Maihitze verdörrt, — es ist ein Bild von übervollständigender Großartigkeit, aber zugleich von erschreckender Wildheit und von starrer, ermüdender Einförmigkeit. (Vgl. die Abbildung.)

Erst wenn man unter 38° 54′ nördl. Br. die südlichste Biegung des Araxes passiert hat und nur seinem Laufe nach Nordosten hin folgt, gelangt man in bessere Regionen. Die Ufer werden jetzt flacher und flacher; schmale, sandige Uferländer treten auf; weiden- und tamarixbewachsene Inseln kommen vor, und an die Stelle der langweiligen Diabase treten nun Kreide und vorgelagertes Tertiär. Pistazien und Ulmen und stellenweise auch die Euphratpappel ziehen sich in langen Reihen an den Ufern entlang, und das schöne Erianthus-Gras mit drei Meter hohem Rütenschaft entwickelt seine flattliche, blattreiche Wurzelrosette. Der Blick über die Landschaft erweitert sich und bei dem Kolakenposten Bartus hat man die Schauer der Einöde vergessen und ist in eine andere Welt getreten.

Von nun an geht es durch Wiesengründe und Getreidefelder und unaufhaltsam auch durch sumpfiges Gebiet in nordöstlicher Richtung der Mündung des Ochtschi und dem flachen Delta der Akera entgegen. Durch reiche Zufuhr verstärkt, wird der Fluß dann noch einmal von dem isolierten Massiv des Darydagh linkerseits und den steilen Flanken des Karabagh rechterseits auf eine kurze Strecke hin eingeengt; noch einmal müssen seine braunen Wogen mit bedeutendem Gefälle unter Brausen und Toben sich ihren Weg durch die Felsen bahnen. Aber dann strömen sie in ruhigem Laufe, oftmals geteilt und inselbildend, durch fruchtbares Tiefland ihrer Vereinigung mit den Fluten der schwesterlichen Kura zu.

Doch bevor wir zu letzterer übergehen, haben wir unsere Blicke nochmals rückwärts auf die Nebenflüsse des Araxes zu richten. Aus dem Winkel zwischen dem Meridianstock und der westöstlichen Kette des südlichen Karabagh-Gebirges entspringt der wasserreiche Ochtschi-tschai (in seinem Unterlauf Tschaundschur genannt), die Hauptader dieses Gebirges, die von allen Seiten reichlich gespeist wird.

Die Schwesterflüsse Berkuschet und Akera sind die wichtigsten Wasseradern des ganzen Karabagh; denn sie zeigen nicht nur den größten Wasserreichtum, sondern folgen auch, wie wir gesehen haben, geologischen Verwerfungslinien und trennen das vulkanische Zentralplateau scharf von den nördlichen und südlichen Ketten. Während die Akera von dem Tatidagh kommt und ihr Wasser größtenteils aus dem nördlichen Gebirge bezieht, entspringt der Berkuschet auf der flachen Wasserscheide im Westen des zentralen Hochlandes und erhält seine Zuflüsse zum überwiegenden Teile aus den südlichen Ketten. In seinem Oberlaufe, Basartschai genannt, fließt der Berkuschet an dem Molokanerdorfe Basarkent vorbei und bewegt sich anfangs in einem breiten und flachen Thale durch üppige Gärten und Reisfelder dahin. In der Nähe des Klosters Tatio aber verengert sich das Thal; 500 m hohe Felswände treten an den Fluß heran und zwängen sein Bett eine Strecke weit ein, bis er von links

Digitized by Google

den Gerjusy-Bach aufnimmt, der den südlichen Teil der zentralen Hochebene entwässert. Gleich darauf wendet der Berkuschet sich in scharfem Bogen nach Südosten, um nun etwa 30 km weit fast parallel mit der Akera zu verlaufen. Eine zusammenhängende, mächtige Diluvialrippe, die aus dem Geröll der vulkanischen Gesteine der Hochebene gebildet ist und nach Süden zu immer niedriger und schmäler wird, scheidet die beiden Flüsse. Etwa in der Mitte dieser letzten Strecke nimmt der Berkuschet von rechts noch den Tschaisimi auf, der ein lieblichen Waldgebirge, vielleicht das anmutigste Gebiet des ganzen Karabagh-Ganes, durchfließt. Nach seiner Vereinigung mit der Akera fließt der Berkuschet in einem 1 bis 2 km breiten Thale durch grünende Reispflantagen dahin, bis er sich in den Araxes ergießt.

Die Kura oder der Kur (der Cyrus der Alten) tritt bereits als mächtiger Strom an den Karabagh heran. Sie empfängt ihre Wasserfülle zum größten Teil schon weiter oben aus den Firnen und Gletschern des Großen Kaukasus und aus Gebieten, die noch unter dem Einfluß des feuchten pontisch-kolchischen Klimas stehen. Als Sammelbecken für die Gewässer des Karabagh hat sie geringere Bedeutung als der Aras; sie tritt auch nicht so nahe an das Gebirge heran, wie dieser. Zwar entquellen der Ganscha-Kette eine Reihe von Bächen, die in reißendem Falle der Kura-Ebene zueilen; aber trotz bedeutender Wasserfülle erreichen dieselben, zur Sommerzeit wenigstens, den Hauptfluß gar nicht, da sie nicht allein am Gebirgsfuße, sondern oft schon in ihrem Quellgebiete abgeleitet und zu Kulturzwecken verwendet werden. Die größten unter ihnen sind Schamchor, Ganscha und Terter. Der Schamchor entspringt an dem westlichen Ende der Ganscha-Kette, wo dieselbe in das Randgebirge des Goktschei-Sees übergeht; er fließt in seinem Oberlaufe durch herrliche Laubwaldungen, wird aber schon hier allerseits so abgezapft, daß er seinem Mutterstrom im Sommer nur noch einen kärglichen Tribut zahlt, außer wenn plötzliche Unwetter seine Fluten schwellen.

Weiter unten ist der Ganscha-tschai zu erwähnen, an dem die Stadt Elisabetopol liegt, und endlich der größte von allen, der Terter, der auf dem Tali-dagh und der Wasserscheide westlich des zentralen Plateaus seinen Ursprung hat und mit östlicher Hauptrichtung jenes große Längenthal bildet, welches das Ganscha-Gebirge von der Hauptkette des nördlichen Karabagh trennt.

Das Klima ist in den Tiefebenen und Flußthälern im Sommer furchtbar heiß und ungesund. Besonders ist in dieser Beziehung das Klima des Araxesthales berüchtigt, wo die Sonnenglut von den rasch aufeinander folgenden kahlen Gebirgsjochen zurückgestrahlt wird und von Anfang Juni bis Mitte August eine geradezu unausstehliche Hitze erzeugt. Eine Vorstellung von den extremen Hitzegraden, die hier dann herrschen, mögen die nachstehenden Aufzeichnungen Raddes geben. Derselbe notierte auf dem Kosakenposten Bartos am 14. Juni 5 Uhr nachmittags 28° C. im Schatten, 42° C. in der Sonne; am 15. Juni 5 Uhr nachmittags 29,5° C. im Schatten, 44° C. in der Sonne; und am 16. Juni zu Njuwadi um 5 Uhr nachmittags gar 30° C. im Schatten und 45,5° C. in der Sonne! Und doch war das erst im Anfange der heißen Zeit. Die spärliche Vegetation ist in den kahlen Felsenwildnissen in der Regel schon im Mai fast ganz verdorrt; in den sumpfigen Niederungen entstehen gefährliche Fieberkrankheiten, welche unter den Besatzungen der Kosakenposten in erschreckender Weise aufräumen; und Skorpione und Moskitos thun ein Übriges, um den Menschen das Verweilen in diesen Gegenden unerträglich zu machen.

Nur durch einen Umstand wird die Hitze in diesem Glutkessel in etwas gemildert: durch die oft starken und regelmäßigen Winde, welche um 11 Uhr vormittags einsetzen und erst gegen Mitternacht sich legen. Diese Winde wehen stets thalaufwärts, sind bisweilen heiß, schützen aber vor Fliegen und Mücken und wirken immerhin ein wenig erfrischend. Im Winter weht es umgekehrt anhaltend und stark thalabwärts. Es ist das erklärlich, wenn man bedenkt, daß im Westen der engen Araxesschlucht die himmelanstrebenden Ararate und der Alagös mit ihren ewigen Schnee- und Firnfeldern gelegen sind, an die sich weiterhin das unwirtliche armenische Hochplateau anschließt. Als schneidender, kalter Bergstrom stürzen sich dann die schweren Luftschichten über die erwärmte mittlere Araxesstufe und drängen mit Heftigkeit ostwärts in den engen Felsenschlund des Flusses.

Übrigens zeichnet sich nicht das Araxesthal allein durch so außerordentliche Wärmegrade aus; was von ihm gesagt ist, gilt ebenso sehr auch für die glühend heißen, teilweise sumpfigen Steppen des Kur und Terter, und vor allem die Station Tertersk hat einen bösen Ruf wegen ihrer Sommerhitze und ihrer Fieberluft.

Im Sommer zieht deshalb alles, was nicht an die Scholle gebunden ist, aus den sonnenverbrannten Steppen und Thälern hinauf in die reine, kühle Luft des Hochgebirges. Zwar brennt auch hier die Sonne mit versengender Kraft auf die weiten Flächen des vulkanischen Zentralplateaus, aber in den übrigen Gebieten herrscht gesundes Gebirgsklima, das man hier in allen seinen Abstufungen kennen lernen kann.

Bernstein und Bronze in der Urzeit.

Von Dr. Ludwig Wilser.

Wenn in dem Nachruf, den die Königsberger Allgemeine Zeitung (28. Juni 1891) dem zu früh verstorbenen Otto Tischler gewidmet hat, es als „Pflicht unserer Zeit“ hingestellt wird, „aus der Prähistorie Historie zu machen“, so wird gewiß jeder eifrige Altertumsforscher damit einverstanden sein. Der Forderung aber, „die Richtung auf dies Ziel zu nehmen“, muß entgegengehalten werden, daß dies Ziel entweder schon erreicht ist oder niemals erreicht werden kann. Mit andern Worten: stellt man sich auf den Standpunkt der skandinavischen Abkunft der Völker, die man „Indogermanen, Indoeuropäer, Arier“ und neuerdings „Teutarier“ genannt hat, so ist die lückenlose Verbindung von Geschichte und Urgeschichte ohne weiteres gegeben, bleibt man aber auf der unbegründeten Voraussetzung einer Einwanderung aus Asien bestehen, so wird auch in Zukunft die dunkle Kluft zwischen beiden nicht zu überbrücken sein. Da in dieser falschen Voraussetzung bisher die Mehrzahl der Geister befangen, da auf ihr eine Reihe von wissenschaftlichen Lehrsätzen aufgebaut war, so wird es bei ihrem Zusammenbruch selbstverständlich nicht ohne Umwälzungen in den betreffenden Wissenschaften abgehen. Der Geschichtsschreiber wird den Ursprung der Völkerwanderungen an andern Orten suchen, er wird die Grundlagen der europäischen Kultur auch in unserm Weltteil erblicken müssen, reichlich aber dadurch belohnt werden, daß sich Widersprüche mit den Quellen nicht mehr ergeben werden. Der Sprachforscher

Digitized by Google

wird von manchen Einseitigkeiten und Abwegen zurückkommen, findet einen festen Mittelpunkt für seine Vergleichungen und wird die lange gesuchte „arische Urkprache" in einer früheren Entwickelungsstufe des Germanischen erkennen. Es ist aber leicht begreiflich, daß solche Umwälzungen, selbst wenn sie große Vorteile in Aussicht stellen, zunächst heftigen Widerspruch der in die alten Anschauungen eingelebten Gelehrten hervorrufen. Leichter werden sich Natur- und Altertumsforscher mit der neuen Lehre befreunden, wenn sie finden, daß die Ergebnisse ihrer rein empirischen Untersuchungen sowohl untereinander als auch mit der geschichtlichen Überlieferung übereinstimmen. Besonders groß ist der Fortschritt für den Archäologen: er stellt sich dem Historiker gleich, und seine Fundstücke erhalten den Wert geschriebener Urkunden. Das gegenwärtige Berhältnis der alten zu der neuen Lehre läßt sich in folgender Weise kennzeichnen. Während sich die Vertreter der letzteren seit einem Jahrzehnt unablässig bemüht haben, immer neue Gründe aus allen einschlägigen Wissenschaften für ihre Anschauungen beizubringen, haben sich die Anhänger der ersten im wesentlichen auf Totschweigen oder fortwährende Wiederholungen ihrer alten Behauptungen beschränkt. Zu dem wenigen, was einigermaßen einer Begründung gleich sieht, gehört Johannes Schmidts Vortrag über „Die Urheimat der Indogermanen", den er auf dem Orientalistenkongreß von 1889 in Stockholm gehalten und in den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften 1890 veröffentlicht hat. Die Beweisführung gründet sich auf das Zahlensystem, das mit dem babylonischen übereinstimmen soll; wie könnte aber diese eine Thatsache, selbst wenn sie mit Sicherheit nachgewiesen wäre, gegen die vielen naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, archäologischen und auch sprachlichen Gründe, die von der andern Seite beigebracht sind, ins Gewicht fallen? Wahrlich, man wird es Friedrich Müller nicht verübeln können, wenn er seine Widerlegung[1]) mit den Worten schließt: „Man höre doch endlich einmal auf, sprachwissenschaftliche Haarspaltereien zu weltbewegenden wissenschaftlichen Doktrinen, vor denen alles ehrfurchtsvoll zu schweigen hat, aufzubauschen." Welcher der beiden Anschauungsweisen die Zukunft gehört, läßt sich auch wohl daraus entnehmen, daß selbst frühere heftige Gegner der neueren die „von Jahr zu Jahr zunehmende Schar" derjenigen anerkennen müssen[2]), „welche die Urheimat der Arier in Nordeuropa suchen".

Anstoß zu diesen Zeilen — das sei der Behandlung ihres eigentlichen Gegenstandes noch vorausgeschickt — hat Dr. W. Fischer durch einen Aufsatz[3]) gegeben, dessen Inhalt in den Worten zusammengefaßt ist: „Das Ende der Steinzeit wurde herbeigeführt durch die Bronze, welche der Bernstein nach Norden zog." Dr. Fischer, der die Lehre von der nordeuropäischen Abstammung der arischen Völker nicht einmal erwähnt, hebt die Einheitlichkeit der Kultur der Steinzeit von Skandinavien bis nach Oberitalien hervor und führt diese Thatsache auf die Einwirkung südeuropäischer Kaufleute zurück, die den Nordländern „neue Fertigkeiten" beigebracht haben sollen zur Herstellung von Thongefäßen, wie „für die Anfertigung der Steinwaffen". Nun ist aber ein Übergang vom roh behauenen Stein zu den schön geglätteten Waffen und Werkzeugen der neueren Steinzeit nur im südlichen Skandinavien nachzuweisen, während im übrigen Europa fast überall der sogenannte „Hiatus" mehr oder weniger deutlich hervortritt. Wenn also Kaufleute die Kunst des Steinglättens verbreitet haben, so waren es solche, die von Norden kamen. Dürfen wir aber in jener zweiten Urzeit schon einen lebhaften Handelsverkehr voraussetzen? Dürfen wir den Händlern des Altertums so philanthropische Bestrebungen zutrauen? Allein die Aussicht auf Gewinn hat in alter wie in neuer Zeit den Handelstrieb geweckt. Was möchte zu holen ist, da bleibt auch der Kaufmann weg. Was hatten aber die Nordleute zu bieten, das die weite Fracht nach den Mittelmeerländern gelohnt hätte? Nach Fischers Ansicht ist dies der Bernstein gewesen. Wie aber war die Kenntnis dieses kostbaren Stoffes nach Süden gedrungen? Wie gehen sicher nicht irre, wenn wir annehmen, daß der erste Bernstein von wandernden Völkern mit dem übrigen Schmuck, mit Waffen und Hausgeräten von Norden nach Süden gebracht wurde. Da die anthropologische Forschung mit unumstößlicher Sicherheit nachgewiesen hat, daß solche Wanderungen schon in vorgeschichtlicher Zeit erfolgt sein müssen, wie sie in der geschichtlichen erfolgt sind, so liegt es doch viel näher, die Gleichheit der Steinzeitkultur auf Völkerbewegungen, statt auf die oft mißbrauchten „Handelsbeziehungen" zurückzuführen. Die in Pfahlbauten, Ansiedelungen und Gräbern der neueren Steinzeit im mittleren und südlichen Europa gefundenen Schädel sind dem vorgeschichtlichen und geschichtlichen Skandinavierschädel vollständig gleich.

Nachdem aber durch nordische Einwanderer der Bernstein in Südeuropa bekannt geworden war, konnte allerdings dieses hochgeschätzten Stoffes wegen eine Handelsverbindung[1]) sich entwickeln, zumal da den Einwanderern die Wege zum Fundort desselben bekannt waren. Fischer meint, daß die Nordleute als Tauschmittel „Bronze und Gold" dafür erhalten hätten. Gegen letzteres wird man nichts einwenden können; Gold war überall hochgeschätzt und verursachte fast keine Frachtkosten. Aber auch Bronze? Man könnte daran denken, wenn in Südeuropa oder den angrenzenden Ländern der Ursprung derselben nachgewiesen wäre. Das ist aber nicht der Fall; alles Suchen ist erfolglos gewesen. Auf diesem Wege war nicht zum Ziele zu gelangen, im Gegenteil, man muß jetzt eingestehen, „daß in dem Maße, als die Zahl der Untersuchungen größer geworden ist, die Frage nach der Urheimat der Bronzeindustrie immer weiter zurückgeschoben worden ist[2])". Das einzig mögliche Ursprungsland bleibt aber auch wieder Skandinavien, was ich schon in der „Herkunft der Deutschen[3])", ausgesprochen in der Abhandlung „der Ursprung der Bronze[4])", mit vielen Gründen belegt habe. Inzwischen ist man der Bronzefrage auch auf chemischem Wege zu Leibe gegangen, und man darf sagen, daß die Ergebnisse dieser Untersuchungen einen außereuropäischen Ursprung ausschließen. Die kaukasischen Bronzen sind in ihrer Zusammensetzung äußerst verschieden, sie enthalten vielfach gar kein Zinn; nur die Fundstücke von Koban zeigen mit den europäischen Übereinstimmung, was nicht zu verwundern, da sie nach ihrem Stil einem skythischen, aus Europa stammenden Volke zugeschrieben werden müssen. Der sogenannten „klassischen Bronze" kommt mit einem Zinngehalt von 8 bis 11 Proz. auch die assyrische nahe, was sich durch die Vermittelung der Phönikier erklärt, die auf ihren Handelsreisen in West- und Nordeuropa das dort übliche Mischungsverhältnis kennen gelernt hatten. Die Phönikier waren es überhaupt, die den Ge-

[1]) Ausland 1891, Nr. 31.
[2]) Virchow im 3. Heft der Zeitschr. f. Ethnol. 1891.
[3]) Globus LX, Nr. 17, „Der Weg des steinzeitlichen Bernsteinhandels".

[1]) Nach O. Helms chemischen Untersuchungen (Mitteil. d. Danziger naturforsch. Gesellsch. 1889/90) darf man annehmen, daß fast aller Bernstein der südlichen Fundstätten in der That nordischen Ursprungs ist.
[2]) Virchow in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie vom 21. März 1891.
[3]) Karlsruhe bei G. Mann 1885.
[4]) Ausland 1890, Nr. 20.

Digitized by Google

brauch der Bronze in den Mittelmeerländern möglich machten; denn ohne Zinn keine Bronze, und der Zinnhandel lag fast ganz in den Händen dieses rührigen Handelsvolkes. Woher aber kam das Zinn? Die Schriftsteller des Altertums von Herodot bis Plinius nennen Britannien als einzige oder doch hauptsächlichste Bezugsquelle des unentbehrlichen Metalls. Strabo und Diodor erwähnen allerdings auch Zinngruben in Persien und Lusitanien, die aber jedenfalls nur unbedeutend waren und mit den unerschöpflichen britischen Fundgruben den Wettbewerb nicht aushalten konnten.

Auch das Zinn konnte erst Handelsware werden, nachdem es mit Kupfer verschmolzen und diese gebrauchsfähige Mischung bekannt und geschätzt worden war. Hatten die Mittelmeerländer von altersher nähere Bezugsquellen gekannt, so hätte sich der Zinnhandel, wie ihn Diodor (V, 22) so anschaulich schildert, nicht lohnen können. Wäre, wie Fischer meint, die Bronze als Tauschmittel gegen Bernstein den Nordeuropäern zugeführt worden, so hätte das ja aus dem Norden stammende Zinn eine doppelte Fracht zu tragen gehabt. „Ein solcher Vorgang stände — wie ich mich angegebenen Ortes ausdrückte — beispiellos da in der Geschichte des Welthandels.“ Außerdem führt gerade dasjenige nordische Land, in dem die Bronzekultur ihre glänzendste Entwickelung erreicht hat, die skandinavische Halbinsel, gar keinen Bernstein aus. Hätte der „Bernstein die Bronze nach Norden gezogen“, so müßten auf der Südküste der Ostsee die Bronzefunde am reichsten sein. Diese Länder halten aber in bezug auf die Bronzekultur mit Skandinavien den Vergleich nicht aus. Ein regerer Handelsverkehr mit dem Norden entwickelte sich erst, nachdem Gallien römische Provinz geworden war. Erst von dieser Zeit an finden sich römische Münzen und Erzeugnisse provinzialrömischen Gewerbefleißes, darunter selbstverständlich auch Bronzegeräte, im Norden[1]). Die Bronzezeit war damals dort längst vorüber. Daß mit dem Auftreten der Bronze in den Gräbern der Bernsteinschmuck seltener wird, ist leicht begreiflich; man hatte ja nun einen glänzenden Ersatz.

Mit Montelius verlegt Fischer den Anfang der nordischen Bronzezeit in das 15. Jahrhundert v. Chr. Es ist aber einleuchtend, daß, wenn die Bronzekultur mit den arischen Wanderungen von Skandinavien, der officina gentium, aus sich verbreitet hat, der Beginn derselben ganz bedeutend, mindestens um ein Jahrtausend, weiter zurückgeschoben werden muß. War doch in Hallstatt die reine Bronzezeit schon einige Jahrhunderte vor der gallischen Einwanderung, etwa ums Jahr 900, zu Ende.

Wie man sieht, hat auch auf dem Gebiete der urgeschichtlichen Archäologie die Lehre von unserer nordischen Abstammung mancherlei Umwälzungen zur Folge, aber es entsteht dadurch keine Verwirrung, sondern im Gegenteil vieles früher Dunkle wird in überraschender Weise aufgeklärt.

[1]) Vergl. Montelius, Die Kultur Schwedens in vorgeschichtlicher Zeit, Berlin 1885. — In der Sitzung der Berliner Gesellsch. f. Anthropologie vom 4. Februar 1891 sagte Olshausen über das Ostseegebiet: „Das Ergebnis unserer Untersuchung ist, daß die Münzen für den Nachweis einer irgend erheblichen Berührung zwischen Nord und Süd v. Chr. gänzlich bedeutungslos sind.“

Das Wachstum der Völker in seinen Beziehungen zu Natur und Kultur.

Von Dr. F. Guntram Schultheiß.

Dem deutschen Wort Bevölkerung liegt ein tiefer und berechtigter Sinn zu Grunde, an dem gerade die geographische Forschung festhalten soll. So tritt er denn auch in dem bekannten Unternehmen von Behm und Wagner scharf hervor, das sich die Bevölkerung der Erde bezeichnet. Es ist im Gegensatz dazu mehr geistreich als richtig, wenn für Ratzels Anthropogeographie (II, 577) im statistischen Teil der Mensch eine unbenannte Größe ist, ein Körper, der ein Teilchen des Raumes der Erdoberfläche erfüllt; oder wenn die Menschheit als bewegliche, ja flüssige Erscheinung bezeichnet wird, die dem Starren der Erdoberfläche nur leicht anhafte, um nach mechanischen Gesetzen oder nach eigenem Willen sich von einer Stelle desselben zur andern zu begeben (I, 438). Allerdings ist in diesen Worten ein Problem gestreift, dessen Erwägung sachlich und methodisch auf den eigentlichen Kern der Entwickelung führen muß.

Die Verbreitung des Menschen über die Erde ist wohl zunächst ein Gegenstand der Naturgeschichte des Menschen als Gattung oder Art, so gut als die Verbreitung einer Pflanze, eines Tieres beraustellen Aufgabe der Botanik oder Zoologie ist. Ratzel überschreibt den 2. Teil: Geographische Verbreitung der Menschen — bedeutet dies einen höheren, umfassenderen Standpunkt des Interesses?

Auch die Verbreitung des Menschen hat ihre Naturschranken, wenn sie auch weiter herausgeschoben sind als die aller andern Lebewesen, mit Ausnahme vielleicht seines Gefährten, des Hundes. Es ist der von Ratzel neu aufgenommene Begriff der Ökumene. Das Meer und die Polargebiete begrenzen unabänderlich den Wohnraum. Hochgebirge, Wüsten, Sümpfe, Wälder durchsetzen und verengen ihn, und erschweren mehr oder weniger seine Verbreitung. Ihren Einfluß, wie den der verschiedenartigen Wohnstätte auf den Menschen behandelt vielfach der frühere Band der Anthropogeographie; hier ist die Naturbedingtheit der sogenannten Randvölker besonders hervorgehoben.

Es ist der Gesichtspunkt der Anzahl, der neu hinzukommt, vom Gebiet der Statistik auf das der geographischen Würdigung übertragen. Die Angabe der Einzelzahlen fordert man von jedem Handbuch der Geographie; ob sie einfach enthehnt oder nach eigener Methode gewonnen sind, das entscheidet den Grad der Zuverlässigkeit. Und jeder Fortschritt der Statistik dem Raume nach enthebt die Geographie einer häufig unbantharen Bemühung. Aber trotz der Unsicherheit im einzelnen braucht sie nicht darauf zu verzichten, die Verbreitung des Menschen über die Erde in einem Bilde von typischen Zahlen darzustellen und allgemeine Schlüsse zu ziehen. Die Zahl an sich ist freilich nur von relativem Wert; auch die Vergleichung der Zahl mit dem Raume, die durchschnittliche Dichtigkeit wird leicht überschätzt, da sie nur im einzelnen eine Einsicht in die Wirklichkeit gewährt.

Zu kaum minder trivialen und abstrakten Wahrheiten scheint der Versuch zu führen, die Bewohner eines Landes zu klassifizieren nach der Höhe über dem Meeresspiegel u. dergl. Allerdings könnte man beim Menschen, wie Tier oder Pflanze von den Naturbedingungen ausgehen, um die Stärke der Verbreitung zu erklären, je nachdem sie reichlich oder kärglich die Möglichkeit der Ernährung und damit der Mehrung und Verdichtung gewähren. Um ein bloßes Ab-

Digitized by Google

weiden der Naturgaben würde es sich handeln; ob nur der Mensch, wie in Südamerika oder Polynesien, von der Mauritiuspalme oder dem Brotbaume lebt oder anderwärts von Fischen sich fristet, die ihm in die Hand schwimmen. Wie in jeder allgemeinen Geographie, ist auch bei Ratzel diese Aufgabe einer Naturgeschichte des Menschen gestreift, z. B. S. 268 von Kaliforniens Beerenfeldern, die angeblich eine dichtere Menge nähren könnten als der Ackerbau. Ihre Lösung wäre nur zum Teil der Erfahrung zugänglich, sonst der Spekulation und Konstruktion zu überlassen. Zwar enthalten die Grundsätze der Verteilung des Menschen (S. 203) auch andere als Naturbedingungen; doch sind die Wärme, die Feuchtigkeit, die Höhen, Bewässerungs- und Bewachsungsverhältnisse als das bezeichnet, was die Verbreitung der Bevölkerung bestimme. „Gemäßigtes Klima, mäßige Erhebung, und nicht allzu dichte Bewachsung haben offenbar in der Verbreitung der Menschen, sowie sie heute besteht, die wesentlichsten der begünstigenden Faktoren gebildet" (S. 203). Ein so allgemein gehaltener Satz ist leicht zu beweisen und doch fehlt es auch hier nicht an auffallenden Ausnahmen. Nicht einmal der allgemeine Ausschluß der Menschen an das Wasser kann als Gesetz formuliert werden; man denke z. B. an den Streifen dünner Bevölkerung in wasserreichen Niederungen von der Weichsel bis zur Ems (S. 230).

Geht man nun von den Beobachtungen in der Gegenwart aus, wie es dem rein geographischen Standpunkte entspricht, so zeigt sich, daß die Fülle natürlicher Nahrungsquellen keineswegs an sich die Tendenz hat, das Anwachsen der Menschen zu befördern. „Man erkennt keine direkte Beziehung zwischen dem Reichtum der Naturgaben und dem Gedeihen der Bevölkerung", heißt es S. 247 von Kolumbien und Polynesien; es gilt für Brasilien und andre Tropenländer nicht minder. Den bekannten Satz des Malthusischen Bevölkerungsgesetzes, daß die Menschen stärker zunehmen strebten als ihre Nahrungsquellen, kann die Geographie nicht bestätigen.

Es scheint, als ob sie, statt „mechanische Gesetze" zu finden, bei der Beschreibung der natürlichen Existenzbedingungen, als der Möglichkeit, Halt machen müsse.

Die heutige Verteilung der Bewohner der Erde erscheint dem vergleichenden Geographen als unfertig, das Wachstum der Menschheit hat sich noch wenig den geographischen Verhältnissen angepaßt, fruchtbare Länder sind dünn bevölkert, minder ergiebige besitzen mehr Einwohner als sie zu ernähren im stande sind (S. 293). In den meisten Ländern der Erde sind die Spuren der Unvollendetheit zu sehen (S. 204). Es ist das Ziel der Verbreitung, daß sie an jeder Erdstelle eine ihrer Lage und ihrem Boden angepaßte Zahl von Menschen sich befinden läßt (S. 293).

Wir wollen diesen Ausblick in die Zukunft, deren Verwirklichung hauptsächlich als eine Europäisierung der Erde erscheint, zunächst auf sich beruhen lassen, um nach den Gründen dieser höchst ungleichen Verteilung der Menschen zu fragen.

Verweigert die Geographie die Antwort darauf? Der Geograph bedarf eines genetischen Prinzips, um die verschiedenen Stufen der Dichtigkeit und die Widersprüche der Verteilung zu erklären. Es ist der Begriff der Kultur, der zu Hilfe genommen wird. Die Kulturstufen sind auch Stufen der Dichtigkeit; Jäger und Fischer leben weniger auf derselben Fläche als Ackerbauer. Die Erhebung über die Natur, die Ausdehnung der Nahrungsquellen durch Arbeit ermöglicht und begünstigt den Zuwachs an Menschen. Ratzel entwirft eine Tabelle der Dichtigkeitsstufen. Der große Spielraum, wie z. B. 10 bis 40 auf der Quadratmeile für Jägervölker, 40 bis 100 für Hirtennomaden, 2 bis 500 (wohl 200 zu verstehen!) für die „Länder des Islam in Westasien und Sudan" zeigt freilich, wie wenig über allgemeine Behauptungen hinauszukommen ist, so lange nur klassifiziert und registriert wird. „Die Kultur steigert die Zahl derjenigen, welche ihre Träger sind" (S. 281). „In dem Zusammenhange zwischen Kultur und Volkszahl liegt die materielle Garantie für das Aufwärtsschreiten der Menschheit" (ebenda). Daß eine enge Beziehung zwischen Bevölkerungsdichtigkeit und Kulturalter besteht, folgt aus den Beziehungen zwischen jener und den Kulturstufen. Die Alte Welt ist dichter bevölkert als die Neue, Europa dichter als Asien u. s. w. (S. 283). Solche Sätze geben noch keinen Aufschluß, wie die Kulturstufen und die Bevölkerungsstufen sich zu einander verhalten, der Zeit nach und der Kausalität nach.

Das verschiedene Wachstum der Völker, das die Gegenwart aufweist, ist der wahre Grund der ungleichen Verteilung der Menschheit über die Erde. Sie ist nicht auf die Gegenwart beschränkt, sondern zu allen Zeiten eine der wichtigsten Kräfte geschichtlicher Änderungen gewesen, wenn auch nicht die einzige. Auf dem Gebiete der Geschichte ist die Wichtigkeit der Völkerzahlen für das Verständnis der Vorgänge und Zustände längst anerkannt, schon bevor die eigentliche Statistik sich entwickelt hatte. Sie gilt sowohl für die Entwickelung der einzelnen Völker, als für ihre gegenseitigen Beziehungen. Die Ursachen des verschiedenen Wachstums festzustellen, ist freilich eine sehr schwierige Aufgabe. Die Typen der Bevölkerungsbewegung nach Geburten und Todesfällen, wie sie Ratzel S. 308 bis 312 anführt, sind ein Beitrag hierzu, dessen Wert aber die Klassifikation hinausreicht. Sie gelten auch für die Vergangenheit und lassen sich umgekehrt für die Ereignisse und Zustände als Grund vermuten.

Dem kulturhistorischen Interesse an der Ethnographie entspricht es unzweifelhaft am meisten, bei der Betrachtung des Problems von den Beobachtungen und Theorieen auszugehen, die auf das seit Gerland sogenannte „Aussterben der Naturvölker" sich beziehen. Es ist keine neue Erscheinung. „Es giebt ein tiefes, inneres Leben und so auch ein inneres Leiden der Völker. Einige sind ganz still vom Kerne heraus erstarkt, andre siechen hin und stürzen unerwartet zusammen", sagt Ratzel mit Recht (S. 363). Es ist ein Fortschritt der Auffassung, daß die Erscheinungen und Symptome gesondert sind. Der Rückgang „kulturarmer" Völker in Berührung mit der Kultur ist nicht dasselbe, wie die Selbstzerstörung kulturarmer Völker.

Aber auch die späteren Kulturvölker müssen Zustände durchgemacht, in denen sie als Naturvölker zu bezeichnen wären, in denen die Feinde des menschlichen Lebens häufiger und tiefer die Grundlagen ihrer Existenz erschüttert haben. Innerhalb des natürlichen Ablaufs der Dinge prägt sich die Tendenz aus, jede einzelne Art von Lebewesen durch die Konkurrenz der übrigen in Schranken zu halten. Wo der Tisch des Lebens üppiger gedeckt ist, wie unter den Tropen, ist auch die Vernichtung thätiger; wilde Tiere, giftige Ausdünstungen, Naturereignisse bezeichnen das Menschengeschlecht, wie in rauheren Gegenden Entbehrung und Hunger. Die Häufigkeit gewaltsamer Todesfälle in den hochnordischen Gebieten, auf den Farör, Island und Grönland führt Ratzel S. 75 an. Sind diese dem Menschen feindlichen Naturwirkungen an einigen Stellen der Erdoberfläche schwächer, so hat die Kulturgeschichte von jeher diese Stellen in den subtropischen und gemäßigten Erdstrichen gesucht.

Ein Zusammenhang zwischen Fülle der Nahrung und Anwachsen der Bevölkerung muß aber jedenfalls für die Anfänge menschlicher Gesittung bestehen. Man kann aber die Frage aufwerfen, ob wirklich das Klima es sein muß, das zur Arbeit antreibt und befähigt, und so die Kräfte der Menschen frei macht zur Erreichung höherer Kulturstufe. Der Zwang zur Arbeit kann auch andere Gründe haben. Die

Digitized by Google

ältesten Kulturstufe — sie mögen freilich von den Anfängen weit entfernt sein — sind despotisch regierte Staaten, in denen eine Minderheit von der Arbeit der unteren Klassen mit lebt. So erhält das Menschenleben den Wert, der ihm auf niederen Kulturstufen fehlt; aber der Preis ist der Verzicht auf die Freiheit und Beweglichkeit des Nomaden; ein Preis, der, so weit die geschichtliche oder geographische Erfahrung reicht, niemals und nirgends freiwillig und ohne Zwang gezahlt wird.

In erster Reihe ist es die Ansässigkeit, die eine gewisse Stetigkeit der Entwickelung giebt. Beobachtungen und Erfahrungen haben mehr Aussicht, sich fortzupflanzen und zu verbreiten. Die Schädlichkeiten werden leichter fern gehalten, die Abnutzung des Lebens verlangsamt. Den Satz Darwins, daß domestizierte Tiere sich rascher vermehren als wilde, hat wohl auch für den Menschen Geltung. Die Volksverdichtung, im Sinne einer Zunahme bis an und über die Grenzen der Nahrungsquellen, macht sich halb bemerkbar und das relative Übergewicht eines ansässigen Volkes gegenüber schweifender Nachbaren führt zur Ausdehnung der Wohnsitze. Man wird nicht daran denken, die Kultur Babyloniens, Vorderasiens, Ägyptens in jeder Hinsicht mit der europäischen der Neuzeit vergleichen zu wollen. Aber die möglichen Erträge eines rationellen Ackerbaues in diesen Gebieten machen doch den Gedanken nicht ungereimt, für die relative Bevölkerung dort eine Analogie in der Dichtigkeit etwa Mittelenropas zu suchen. Man wird wohl ziemlich nahe an den jähen Aufschwung des 19. Jahrhunderts herankommen.

Allerdings sagt Ratzel S. 284: „Die Massen, welche bei geschichtlichen Prozessen ins Spiel kommen, sind offenbar in beständigem Wachsen begriffen."

Aber seit wann? Er nennt auch die Untersuchung dieser Progression eine der anziehendsten anthropogeographischen Aufgaben. Mit wenigstens dem gleichen Recht wird man sie als historische Aufgabe bezeichnen — ein Beweis, wie die sogenannte Anthropogeographie allenthalben auf die Geschichte oder eigentlich Kulturgeschichte hinauskommt. Allerdings ist eine exakte Lösung dieser Frage nicht möglich. Die Überlieferung ist einesteils zu lückenhaft, anderuteils neigt die gegenwärtige Kritik dazu, überall maßlose Übertreibung vorzunehmen und die Angaben des Geschichtsschreibers auf das Minimum herabzudrücken. Dieser vorgefaßten Meinung von der Geringfügigkeit aller früheren Bevölkerungen müssen nun z. B. die Zahlen der hebräischen Tradition höchst verdächtig sein. (Vgl. die Zusammenstellung von Göhlert, Statistische Betrachtungen über biblische Daten Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 19, S. 83 ff.) Danach hätten die Zählungen unter Moses am Berge Sinai rund 600 000 streitbare Männer, unter David 1 300 000, nach einer andern Quelle (mit Hinzurechnung der Unterworfenen?) noch um 300 000 mehr ergeben (II. Sam. 24; I. Chron. 22). Für das kleine Ländchen eine Dichtigkeit wie die Belgiens oder der fruchtbarsten Teile Italiens — das ist nicht an sich unmöglich und mit den Lobpreisungen des Landes Kanaan, wo Milch und Honig fließt, stimmt es in orientalischer Weise überein. Man kann diese Zahl von etwa 6 bis 7 Millionen freilich rundweg ablehnen; ebenso wie alle die Angaben griechischer Schriftsteller über die Volksmengen von Ägypten und Mesopotamien, besonders über den Zustand des Anbaues, der an ähnliche Dichtigkeit denken läßt, und dazu auf Strichen, die jetzt verödet sind. Nach Josephus hatte sich Palästina um 70 n. Chr. von den Nachwehen der assyrischen Vernichtung wieder soweit erholt, daß es 2 700 000 Einwohner zählte, bevor der Aufstand gegen die römische Herrschaft das Land abermals leerte. Jetzt zählt es etwa 600 000 Bewohner. Ägyptens Bevölkerung wird von dem gleichen Autor (Josephus, Jüdischer Krieg II, 16, 4) auf eine Zahl angegeben ($7^1/_2$ Millionen ohne Alexandria), die auch heute noch nicht wieder erreicht ist, obwohl sie bei der von menschlicher Thätigkeit fast unabhängigen Fruchtbarkeit immer wieder rasch anschwillt. Trotz der Kontinuität einer dichten Bevölkerung war die altägyptische Kultur als Gesamterscheinung schon vor der persischen Fremdherrschaft im Rückgang, sie verteidigte sich zur Not gegen die griechischen und römischen Einflüsse, die Invasion der Araber vermochte durch die Glut des religiösen Fanatismus in kurzem eine dichte Bevölkerung sprachlich zu assimilieren. Als Volk sind die Ägypter verschwunden, wie ihre Kultur, wenn sie auch als Rasse fortdauern.

Die heutigen Bevölkerungszahlen der übrigen Länder Vorderasiens, der Verfall ihrer materiellen Kultur und der Rückgang ihrer Fruchtbarkeit, die Ruinen einer großen Vergangenheit haben stets bei Reisenden und Historikern tiefe Eindrücke hervorgebracht, die dem Optimismus nicht entsprechen, der in einer hohen Kulturstufe nur die Bürgschaft eines unaufhaltsamen Fortschrittes sieht. Es handelt sich doch nun etwas mehr als um die „stärkere Bevölkerung einzelner Teile der Erde in früheren Epochen" (S. 284). Je höher die Kultur, desto mehr kann der Krieg zerstören. Man kann seinen Verwüstungen den Niedergang Vorderasiens grotesteils zuschreiben und für die Gegenwart zur Beruhigung darauf hinweisen, daß die höhere Kultur auch mehr Mittel der Verteidigung habe, daß die Kultur die Unkultur besiege. Eine Wiederholung dessen mag ausgeschlossen sein, daß Babylon den Persern, das Römerreich den Germanen und Hunnen unterlag, Westeuropa der Magyaren und Türken sich kaum erwehrte.

Aber könnte die Kultur auch nicht andere, innere Feinde großziehen?

Eine noch auffallendere Beleuchtung des Zusammenhanges von Kulturalter und Bevölkerungsdichte giebt die Geschichte des griechisch-römischen Kulturkreises. Die Griechen, in der Kultur fast noch Schüler der östlichen Völker, treten in die Weltbeziehungen mit allen Anzeichen einer dichten Erfüllung ihres Landes ein und suchen sich allenthalben an Küsten und auf Inseln Platz zu schaffen, solange es nur geht. Die Kolonieen in Großgriechenland, in Kleinasien u. s. w. blühen rasch auf, ihr Gebietsumfang wird wohl größer anzunehmen sein als die Halbinsel. Die Lücken, die die beständigen inneren Kriege hervorbrachten, scheinen sich stets wieder rasch gefüllt zu haben. Die Zahlen der Bevölkerung im einzelnen sind zwar ziemlich strittig. Der neue Darsteller dieser Verhältnisse (Beloch, Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, 1886) berechnet allerdings aus kritischer Vorsicht die Zahlen für den Beginn des peloponnesischen Krieges auf die Hälfte von dem, was die früheren Forscher z. B. für Attika und Lakonien nach den Angaben der Alten ansetzten. Belochs durchschnittliche Bevölkerung, 27 auf den Quadratkilometer, geringer als die heutige, will doch nicht recht zu der That sache stimmen, daß jetzt noch fast die Hälfte des Bodens brach liegt, der im Altertum mit großer Sorgfalt ausgenutzt war. Und dem folgt nach den peloponnesischen und den andern inneren Kriegen sein Alexander eine neue Periode der Kolonisierung und Auswanderung nach Vorderasien, eine Periode der Hellenisierung, die bei „Europäisierung der Erde" als Gegenbild im kleinen zur Seite gestellt werden kann. Damit ist die Höhe griechischer Kulturentwickelung erreicht. Es zeigt sich zunächst ein Stillstand der Verdichtung auf einer Höhe von etwa 40 auf dem Quadratkilometer (nach Beloch, also möglicherweise noch mehr!) im Mutterlande, und seit der Kaiserzeit eine selbst den Zeitgenossen befremdliche Abnahme bis zur Verödung des Landes. Äußere Gründe können dies nicht erklären. Es ist nur ein Bild, wenn man

Digitized by Google

von Völkerjugend und Völkergreisthum spricht; aber es ist nicht ohne Berechtigung.

Ähnliche Erscheinungen zeigt die Geschichte der Bevölkerung des römischen Reiches im ganzen und im einzelnen, besonders in Werken. Es läßt sich schwerlich ausmachen, ob Ratzel mit Recht von der Kolonisation der Römer in West- und Osteuropa sagt, sie habe in der Kaiserzeit einem großen Teil Europas zum erstenmal die dichte Bevölkerung verliehen, welche die unentbehrliche Grundlage aller höheren Kultur ist. Zunächst brachte die römische Eroberung wie in Italien selbst, so auch anderwärts eine massenhafte Vernichtung von Menschenleben und von ganzen Volksstämmen, die, mit ihrem Boden verwachsen, die Möglichkeit der Vermehrung hatten. Ihre Kulturstufe mag teilweise so niedrig gewesen sein, daß nicht eigentlich an dichte Bevölkerung gedacht werden kann. Aber ein Netz von Ansiedelungen und Mittelpunkten war doch schon vor der römischen Herrschaft da. Ein vortrefflicher Kenner sagt z. B.: in Österreich bringen die Ausgrabungen Beweise für die Dichtigkeit der neolithischen Bevölkerung (Archiv für Anthropologie XVIII, S. 356). Ratzel (S. 286) hebt nach Gibbon die Angabe Cäsars von 368 000 Helvetiern hervor, die da nicht hätten leben können, wo später eine viel höhere Anzahl Nahrung gefunden hätten. Wenn die Zahl richtig sein sollte, so ist es doch weder das ganze Gebiet der späteren Schweiz, noch werden wirklich alle Bewohner die Wanderung angetreten haben. Immerhin ist es eine beträchtliche Zahl; es ist fraglich, ob die römische Herrschaft ihr Anwachsen gefördert hat. Auch die Bevölkerung Galliens wurde durch die römische Eroberung sehr gelichtet; die hohe Blüte römischer Kultur vermochte in zwei Jahrhunderten diese Lücken nur auszufüllen und höchstens einen geringen Zuwachs zu erzeugen. Aber ebenso kränkelte die Bevölkerung Italiens selbst an den Blutopfern, die die Aufrichtung und später die Verteidigung der römischen Herrschaft kostete. Augustus suchte durch künstliche Maßregeln und Gesetze die Bevölkerung zu heben. Beloch berechnet für Italien zu seiner Zeit etwa 7 Millionen, für die römischen Provinzen in Europa 23 Millionen, für das ganze Reich 54 Millionen. Aber nicht in der Geringfügigkeit dieser Zahlen an sich, sondern in dem Mangel an Tendenz, sich zu steigern, liegt die Schwäche der römisch-griechischen Kulturwelt des Altertums. Auch wenn die Zahlen zu gering angesetzt sind — die älteren Forscher über Bewegungsstatistik, Hume, Zumpt, Dieterici nehmen wenigstens für die spätere Kaiserzeit des 2. Jahrhunderts in Italien eine bedeutend höhere Zahl an —, sicher ist, daß ein Zeitpunkt eintrat, wo die schon früh von Weitblickenden gehegten Befürchtungen über die Zukunft der Kultur und des Reiches sichtbare Gestalt gewannen. Inmitten einer materiellen und geistigen Kultur, die in sehr vielen Beziehungen noch heute Muster sein kann, schwand die Bevölkerung zusammen, wie in Griechenland das Beispiel gegeben worden war, als ob das Leben eine schwere Last geworden wäre. Allerdings trug auch die große Pest, die gleichzeitig mit dem Kriege gegen die Markomannen 160 ausbrach, zur Abnahme der Bevölkerung bei. Aber sonst füllen sich gerade solche Lücken doppelt schnell. Hier aber zeigt sich das Umgekehrte, wie in der Gegenwart: die rasch anwachsenden nördlichen Naturvölker, deren Kinderreichtum man doch wohl oder übel den Nachrichten der Alten glauben darf, stehen übergreifend dem abnehmenden Kulturvolk gegenüber. Man braucht gar nicht, wie E. M. Arndt versuchte (Schmidts Zeitschrift für Geschichte III, 244), aus den Zahlen und Nachrichten der Alten eine bestimmte Dichtigkeit der Bevölkerung Germaniens herauszurechnen (bis zu 1000 auf der Quadratmeile). Aber ganz unverkennbar ist doch, daß hier die Bevölkerung rascher wuchs als ihre Hilfsquellen. Es wurde aber keine Verdichtung daraus. Richtig sagt Tacitus von den alten Germanen, daß sie es für träge gehalten hätten, durch den Schweiß die Arbeit zu erwerben, statt durch Blut und Kampf. Im umgekehrten Sinne hat Gerland auch für das Aussterben der Naturvölker physiologische Faktoren herangezogen.

Jedenfalls erschöpft der Begriff der Kultur, die Ratzel im wesentlichen mit der Eröffnung neuer Nahrungsquellen gleichsetzt, nicht die Gründe des verschiedenen Wachstums. Die Ethnographie hat es eben nicht mit den „unbenannten Größen“ der Statistik zu thun, sondern mit Lebensäußerungen der Völker. Die Bevölkerungsgeschichte Europas bietet noch manche der Erwägung werte Beziehung. Vor allem ist das rasche Anschwellen im 19. Jahrhundert eine einzeln stehende Erscheinung, deren Betrachtung eine eigene Grundlage nötig machen würde. Die vorliegende Skizze konnte aus Rücksicht auf den Raum nur eine Seite hervorheben.

Buriatische Legende.

Aufgezeichnet im Gouvernement Irkutsk von N. Astyrew[1]).
Mitgeteilt von R. v. Seidlitz.

. . . Der gute Buddha Otschirwani hatte einmal zufällig eine, vom bösen Dschidi zubereitete Schale, in welche die von diesem Dämon für das Menschengeschlecht angeschafften Übel und Kummer eingegossen waren. Otschirwani hatte Erbarmen mit den Menschen und beschloß, das für sie Bestimmte zu vernichten; doch wohin solches thun? Die Schale irgendwo im Himmel oder in den Wolken verwahren — Dschidi wird sie suchen und gewiß finden; den Inhalt auf die Erde schütten — gerade dies ist nötig, um die Absichten des Feindes der Menschheit zu erfüllen. . . . Und der gute Buddha beschloß, allein in sich selber alles für die Menschen zubereitete Übel zu fassen: mögen sie, die Millionen, glücklich sein, er allein wird für sie leiden! Otschirwani ergaß mit seiner göttlichen Hand die Schale mit dem Übel und trank sie ganz, in einem Zuge, bis zum letzten Tropfen aus . . .

Seit jener Zeit leidet er unbeschreiblich: sein Körper ward blau von der Höllenpein und brennt in ewigem Feuer; sein Gesicht ward tierisch; er stößt furchtbare Wehklagen aus; seine Arme und Beine winden sich, so daß er nicht mehr die ruhig beschauliche, einem Buddha gebührende Haltung bewahren kann. Und dennoch erreichte seine Selbstaufopferung nicht vollständig ihr Ziel: er vergaß die Schale des bösen Dschidi abzulecken und der Feind der Menschheit bemühte sich, das Gefäß leer findend, von beiden Wänden aufzusammeln, und sammelte noch einen Tropfen Unglücks zusammen, den er dann auch auf die Erde warf. Und dieser Tropfen war es nun, der all das Übel und Elend erzeugte, in denen das Menschengeschlecht bis auf den heutigen Tag verharrt. Wie groß aber wäre jetzt das Leiden der Menschheit, wie böse wären die Leute, wenn Otschirwani nicht fast den ganzen Inhalt der großen Schale ausgetrunken hätte! . . . Wegen dieser großherzigen That aber wird er gleich den andern größten Buddas verehrt und, ungeachtet seines schrecklichen Aussehens, der gute Gott genannt.

[1]) Aus dessen Werk „Aus Lichtungen der Taiga“ (Wäldern). Skizzen aus dem Volksleben Ostsibiriens. Moskau 1891. 8°. 450 S.

Digitized by Google

Bücherschau.

G. Gürich, Deutsch Südwestafrika. Reiseberichte aus den Jahren 1888 und 1889. Mit einer Originalroutenkarte. Hamburg, L. Friederichsen u. Komp., 1891.

Auf Veranlassung des südwestafrikanischen Goldsyndikates unternommen, lieferte diese Reise, wie der uns vorliegende ausführliche Bericht des Verfassers erkennen läßt, trotz einer nur achtmonatlichen Dauer eine Fülle in praktischer wie wissenschaftlicher Hinsicht westvoller Beobachtungen, besonders aber auch eine schätzenswerte Ergänzung zu der von Schinz in den Jahren 1884 bis 1887 ausgeführten Bereisung unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes (Ver.-hirtdber vergl. Globus LX. S. 100). Schinz reiste als Botaniker und berücksichtigte eingehend die ethnographischen Verhältnisse, Gürich ging in erster Linie als Geolog nach Südwestafrika, um die Erzlagerstätten zu untersuchen. Wenn sich auch die Routen beider Reisenden mehrfach kreuzten, so verlegte doch Schinz den Schwerpunkt seiner Untersuchungen mehr nach Osten, in das Innere des Kontinentes, während Gürich vorwiegend die unwirtlichen und menschenarmen Gebirgsländer an der von der inneren Hochebene nach dem Meere zu sich senkenden Abdachung zum Gegenstande seiner Untersuchungen machte. Außerdem bereiste Gürich das im nördlichsten Teile des Schutzgebietes gelegene Kaokoveld, welches von Schinz nicht gekreuzt wurde. Und so ergänzen sich auch die Urteile beider Reisenden über die wirtschaftliche Bedeutung unseres Schutzgebietes.

Wenn der Schweizer Schinz sich vorwiegend günstig äußert, so muß man wissen, daß von diesem auf seinen vierjährigen Reisen durch das Gebiet hauptsächlich die ausgedehnten östlichen Teile unter den verschiedensten Bodenverhältnissen bereist und untersucht wurden, wenn dagegen Güriehs Urteil über den Wert unserer Kolonie weit zurückhaltender sich gestaltet, nicht positiv abratend, aber auch nicht geradezu ermutigend, so darf man nicht vergessen, daß sich die Güriehsche Reise fast nur im Bereiche der westlichsten steilen Teile des Schutzgebietes bewegte, überdies in der regenlosen Periode und endlich in einem Jahre, dem, wie Gürich selbst sagt, ein abnorm trockenes vorhergegangen war, ausgeführt wurde. Und so wird es verständlich, daß Gürich die Wasserverhältnisse recht trostlos erscheinen. Selbstverständlich darf der Leser sich das nicht für das ganze Gebiet verallgemeinernde Kombinieren wie mit Schinz' Erfahrungen, so dürfte es sicher gelingen, daß auch Ochsen zu die Bedingungen für Viehzucht sich immer günstiger gestalten, während im westlichen Grosspengebiete die Erhaltung größerer Viehherden mit großen, unüberwindlich erscheinenden Schwierigkeiten, die durch den großen Wasserumgang bedingt werden, zu kämpfen hat. Gürich führt als Beispiel hierfür den Viehposten in Erongo an, der sich in solcher Lage befinde. „Hier muß für mehrere tausend Stück Vieh aus einem einzigen Wasserloche, das on 4 bis 5 m im Flußbette ausgegraben wor, täglich das nötige Wasser herausgeschöpft werden; da natürlich maschinelle Vorrichtungen völlig mangeln, werden Baumstämme mit gestutzten Ästen hineingestellt, welche ots Leitern dienen, auf diese stellen sich nun drei, vier Träger übereinander und nun wandert jeder einzelne Eimer von Hand zu Hand aufwärts, bis er oben in den aus einem Stamme gezimmerten Trog ausgegossen werden kann; man kann sich berechnen, welche Arbeit dazu gehört, wenn täglich nur tausend Stück Vieh auf diese Weise getränkt werden sollen." Unserer Ansicht nach beweist dies Beispiel doch nur, daß es dem Herero auf höchst primitive Art gelingt, Wasser für eine mehrtausendköpfige Herde zu beschaffen — daß ein deutscher Ansiedler bei einiger rationeller Anlage mit einfachen Vorrichtungen weit leichter zu diesem Ziele gelongen dürfte, wird wohl niemand bezweifeln.

Auch Tier- und Pflanzenleben, Bevölkerungs- und Verkehrsverhältnisse erfahren in Güriehs Schilderungen eingehende Berücksichtigung. Diese Kapitel sind ebenfalls recht lesenswert. Am meisten interessiert uns naturgemäß, was wir vom Vorkommen über die Erzlagerstätten jener Gebiete, speziell über jene des Goldes erfahren. Ermutigend klingen auch hier die gewonnenen Ergebnisse nicht. Alle wichtigeren Punkte, an welchen in jener Zeit des in Südwestafrika ausgebrochenen Goldfiebers Gold gefunden oder auch nur vermutet wurde, besuchte Gürich. Er konnte feststellen, daß in geringen Mengen Gold in der That vielfach verbreitet ist, doch immer erwiesen sich bei näherer Untersuchung die goldführenden Gänge oder Lagergänge als nicht ausholtend. Näherungswerte für die on diesen Punkten aufgefundenen Mengen Goldes, etwa pro Tonne, stellen Gürich bringt die verschiedenen Goldvorkommen nach ihrem geologischen Auftreten und ihrer Mineralassoziation unter folgende fünf Typen:

A. Gold mit Wismut.

1. Typus Ussis. Gold mit Wismut und meist auch Wolframit in vorherrschend streichenden Gängen von geringer Ausdehnung.

B. Gold mit Kupfer.

2. Typus Usab. Gold im zersetzten Ausgehenden von Kupfersulfidimlagerungen im Gneise.

3. Typus Pot-Mine. Gold mit Kupfersulfid in Gronosteln.

4. Typus Klakos. Gold in zersetzten Kupfer- und Eisensulfideinlagerungen im kristallinischen Kalke.

5. Typus Chuos-Gebirge. Gold mit Kupfergrau in Quarzpartiern und Quarzgängen.

Eine gewisse Berühmtheit hat die Pot-Mine erlangt, jene Stelle, von welcher angeblich das Fragment von dem merkwürdigen goldreichen Pyroxen-Diorit gestein stammt, welches, wie Referent verfichern kann, allerdings dazu angethan war, ein kräftiges Goldfieber hervorzurufen. Über den Besuch dieser Stelle schreibt Gürich folgendes: „Ich erwartete nach dem Berichte der Digger und des Reichskommissars, einen mächtigen als Pfeil hervorragenden Gang zu sehen, ich erwartete ein interessantes Gestein, den Peridotit, ich erwartete endlich reichlich Gold darin, so reich wie der Speck in einer angeschnittenen Wurst, wie der Reichskommissar sich ausgedrückt hatte, um den Eindruck anschaulich zu schildern, den die Mine beim ersten Besuche auf ihn gemacht hatte. — Ich wurde in jeder Beziehung getäuscht. Allerdings läuft über den Rücken der festigen Höhe der Insel im Schwachaub, auf welcher sich eben die Mine befindet, ein Festengrat, der härter als das umgebende Gestein, stark riffartig hervorragt. Aber es ist dies kein Gang, vielmehr das Ausgehende eines Gronotfelagers. In diesem Gronatfels-Einbruchgestein findet sich gediegenes Gold. Es wurde geschürft; noch bei 1 m Tiefe war deutlich in der Sohle des Loches sichtbares Gold im anstehenden Gestein beobachtet, freilich nicht so mossenhaft, daß ich zu einem ähnlichen Vergleiche Veranlassung gehobt, wie der Reichskommissar; bei 2 m Tiefe war keine Spur Gold mehr anzutreffen." — Ähnliche Erfahrungen machte Gürich auch bei den andern Minen. Nach allem scheint es sicher, daß eine gedeihliche Entwickelung des Goldbergbaues im Schutzgebiete kaum zu erwarten sein dürfte. Wenn man sich aber zur Begründung von Hoffnungen auf doch einmal hier zu erwartende lohnende Goldfunde auf die Nähe des so goldreichen Transvaal berufen wollte, wäre zu bedenken, daß die geologischen Verhältnisse hier und dort ganz verschieden geartet seien; hier sind durchweg geologisch ältere Gebirgsarten entwickelt als im Transvaal. Der größte Teil des Schutzgebietes, so weit es Gürich kennt, also von Rehoboth im Süden bis Otjitombi im Norden, wird von kristallinen Gebirgsarten zusammengesetzt: am unteren Kuisib, am Schwachaub und weiter nordwärts sind es meist grobkörnige Gneise, welche vorherrschen; von Riguib am Kuisib ostwärts ins Cuellgebiete des letzteren bis Rehoboth dünnschiefrige Gneise mit Glimmer-, Chlorit- und Hornblendeschiefern. In diesem letzteren Gebiete stellen sich hauptsächlich die Goldfunde ein. Einlagerungen von kristallinem Kalkstein sind im Gneise häufig. Eruptivgranite in mächtigen Massifs, Pegmatite, zahlreiche, wenig mächtige schwarze Gänge einer Lamprophyrformation (als Basalte bezeichnet) sind weit verbreitet. Im großen und ganzen setzt sich also das Gebiet aus einem mannigfachen Wechsel von Gneisen, den verschiedensten, wahrscheinlich jüngeren metamorphen, zum Teil kontaktmetamorphen Schiefern und Eruptivgraniten zusammen.

Gürich giebt noch zu, daß Gold in den Alluvialbildungen zu vermuten sei; er verkümmte demgemäß auch niemals, Flußsand, Schotter bei Flächen, kurz, alle möglichen Alluvialbildungen auf Gold zu untersuchen; stets mit negativem Erfolge. Das erscheint uns seltsam. Von vorherein hätte man hier sehr wohl Goldseifen in den Flußthälern erwarten dürfen. Sollte sich infolge uns nicht näher bekannter Umstände eine Anreicherung von Gold durch den natürlichen Seigerungsprozeß der Verwitterung und Auffchwemmung in den Flußthälern gerade in diesen Gebieten nicht vollzogen haben? Oder sollte bei diesen Vorgängen das Gold ausgelöst, spurlos in den Ozean verschwunden sein? Es ist einleuchtend und durch die Erfahrung

Digitized by Google

vielfach bestätigt, daß in Gebieten mit spärlich verteiltem Golde im anstehenden Fels, aus den Alluvionen immer noch am ehesten lohnende Ausbeute zu erhoffen ist. Der bei weitem größte Teil des auf der Erde gewonnenen Goldes ist in der That Alluvialgold. Man weiß, daß da, wo Goldseifen auftreten, diese nicht zu Tage anstehen, sondern von einer bis mehrere Meter mächtigen Decke lauber Sand- oder Schotterschichten überlagert werden. Die goldführenden Sandstreifen liegen dann nicht selten unmittelbar über einer schwer durchlässigen Schicht oder direkt über dem festen Gesteinsuntergrunde selbst. Man hat sich dieses eigentümliche Verhalten zum Teil dadurch zu erklären versucht, daß man annahm, die Goldkörnchen vermöchten infolge ihres hohen spezifischen Gewichtes innerhalb der lockeren Alluvialbildung im Verlaufe der Zeit nach der Tiefe zu wandern, zu versinken, bis eine dichtere Schicht oder der feste Gesteinsuntergrund selbst ihnen Halt geböten. Diese Annahme hat viel für sich und würde z. B. auch das Fehlen des Goldes in den oberflächlichen Alluvialschichten erklären.

Hat man nun auf diese charakteristischen Eigentümlichkeiten in der Lagerung und Verbreitung des goldführenden Seifengebirges bei Untersuchung der südwestafrikanischen Alluvionen Rücksicht genommen? Fast scheint es nicht der Fall gewesen zu sein. Damit soll kein Vorwurf gegen Gürich ausgesprochen sein. Die zeitraubende Untersuchung der geologischen Verhältnisse im Grundgebirge und seiner Erzführung gestattete nebenher kaum, eine andre, nicht minder zeitraubende Untersuchung der Alluvialbildungen auf Gold vorzunehmen. Eine solche muß möglichst für sich ausgeführt werden. Erst dann, wenn dieses einmal geschehen, dürfen wir uns erlauben, ein endgültiges Urteil über den Wert oder Unwert unserer südwestafrikanischen Kolonie hinsichtlich seiner Erzführung auszusprechen.

Dr. A. Sauer.

Aus allen Erdteilen.

— Über die Temperaturverhältnisse der Alpenseen, insbesondere über jene des Wörthersees bei Klagenfurt, verdanken wir E. Richter in Graz eine Reihe wichtiger Beobachtungen, welche, im Verlaufe von 18 Monaten ausgeführt, 60 vollständige Reihen von Temperaturmessungen aus allen Seetiefen umfassend, unsre Vorstellungen über den Verlauf der Erwärmung in den Seebecken wesentlich zu ändern geeignet sind. Das uns sonst bekannte Bild des Temperaturganges in den Seen wird durch zwei Umstände bestimmt, einmal durch die mittlere Temperatur an der Oberfläche, zweitens durch die Seetiefe. Der Wörthersee hat eine Tiefe von 73 bezw. 84 m in seinen zwei, durch einen unterirdischen Rücken getrennten Teilen, 17 km Länge und 21 qkm Inhalt. Die Abnahme der Temperatur nach der Tiefe ist nun keine stetige, wie man voraussetzen möchte. So fand E. Richter, um hier eine bestimmte Beobachtung anzuführen, im August 1889 an der Seeoberfläche 22 bis 23°C.; bei 44 m Tiefe 5°, bei 8 m Tiefe herrschte die Oberflächentemperatur, bei 9 m waren noch 19°, bei 10 m sank die Temperatur plötzlich auf 13° herab, bei 11 m auf 11°, bei 15 m auf 18°, bei 19 m auf 7°, bei 30 m auf 6°, bei 44 m auf 5°. So kam Richter dazu, für Hochsommer und Herbst eine „Sprungschichte“ nachzuweisen, innerhalb welcher die Temperatur jäh sinkt. Noch im Mai, wo die Temperatur sich auch gelegentlich so hoch erhebt, wie im Hochsommer, besteht die Sprungschichte nicht, erst im Verlauf des Juni beginnt sie sich zu entwickeln, und zwar in der Weise, daß die Temperatur in 10 m Tiefe ziemlich beständig bleibt, die Oberflächenwärme aber immer tiefer nach abwärts greift. Richter sucht in der nächtlichen Abkühlung die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung. Denkt man sich am Ende eines warmen Junitages die Seetemperatur so geschichtet, daß die Oberfläche etwa 20°, 1 m Tiefe 19°, 2 m 18° u. s. w. zeigen, so muß durch die nächtliche Abkühlung, die 2 bis 3° ausmachen kann, eine Störung hervorgerufen werden; das schwerer gewordene Oberflächenwasser sinkt bis zu der Schicht, welche gleiche Schwere besitzt. Dieser täglich sich wiederholende Mischungsvorgang führt schließlich dazu, daß das Seewasser im Verlaufe des Sommers bis zu gewisser Tiefe eine gleichmäßig hohe Temperatur annimmt und daß unterhalb dieser Mischungszone ein jäher Sprung zu einer weit niederen Temperatur stattfindet. (Verhandl. des IX. deutsch. Geographentages zu Wien 1891.)

— Heinrich Naberts große Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa (Gotha, Flemming, 1:925000) liegt mit Sektion 8 jetzt vollendet vor. Die günstige Besprechung, welche wir beim Erscheinen der ersten Lieferung (Globus, Bd. LX, S. 46) veröffentlichten, läßt sich auch auf alle übrigen ausdehnen, wobei wir dankend die Mühe und bessernde Hand des Herrn Prof. Böckh anerkennen, der nach Naberts Tode die Herausgabe der Karte übernahm. Wo in Schulen und Vereinen Platz ist, da möge die Wand mit dieser über 3 m breiten Karte geschmückt werden, die uns das sorgfältigste Bild der Verbreitung unsres Volksstammes gewährt und dessen Kulturarbeit im Osten kennzeichnet, die aber auch leider viele abgestorbene Stätten des Deutschtums verzeichnet.

Dank gebührt auch Richard Böckh, daß er als Beigabe uns einen Lebensabriß des überaus bescheidenen Prof. Nabert giebt. Hier entwickelt sich vor unsern Augen der mühe- und sorgenvolle Lebensgang eines deutschen Lehrers, der stets mit den äußeren Verhältnissen zu kämpfen hatte; aber nichts war im stande, seine patriotische, deutsch-nationale Begeisterung zu unterdrücken. Er arbeitete fort an der großen Aufgabe, die er sich gestellt, der Herstellung der vorliegenden Karte. Wie der große Gauß, welcher der Sohn eines Braunschweiger Gassenschlächters war, ist auch Nabert aus dem kleinen Bürgerstande der alten Weltstadt hervorgegangen; als Sohn eines Korbmachers wurde er am 26. Sept. 1818 zu Braunschweig geboren und nur unter reichen Entbehrungen vermochte er seine Studien zu vollenden. Seine Bereitung der deutsch-französischen Sprachgrenze fällt in das Jahr 1844; 1849 ward er Gymnasiallehrer in Aurich, 1853 Lehrer an der Oberrealschule in Hannover, 1869 Professor in Frankfurt a. M., wo er am 15. Mai 1890 starb. Sein schönstes Denkmal ist die hier erwähnte Karte der Deutschen.

— Politik und Völkergeruch. Daß ethnographische Fragen auch in die Politik hineinspielen, ist eine Thatsache, die nur nicht immer bekannt ist. Die verschiedenen Völker haben einen verschiedenen Geruch und erkennen sich daran; der North China Herald meldet soeben aus Nanking eine dahin gehörige Thatsache, welche zur Erklärung der neuesten Vorgänge in China mit beiträgt. Die Chinesen behaupten nämlich, von den „fremden Teufeln“, den Europäern, ginge ein für ihre Nasen abscheulicher Geruch aus. Ein chinesischer Gelehrter erzählte dem Briefschreiber, dieser Geruch sei für ihn so unangenehm und wirke so stark, daß er ihn röche, wenn ein Weißer in einem Zimmer gewesen wäre. Ja, der Geruch setze sich in seine Kleider fest und käme er zu seinen chinesischen Freunden, dann sagten diese ihm: „Aha, du bist wieder bei den Fremden gewesen, wir riechen es.“ — Umgekehrt aber riecht auch der Weiße, ob vor ihm Chinesen in einem Zimmer gewesen waren, wofür Adolf Erman Beispiele anführt, der in Kiachta den chinesischen Landes- oder Nationalgeruch beobachtete. Dieses sind nur kurze Andeu-

Digitized by Google

tungen aus einem reichen Hauptstück — der Chinese aber behauptet, mit den Weißen ihres Geruchs wegen nie auf besseren Fuß kommen zu können und darin liegt die politische Seite der Sache.

— Über die Schulen in Kamerun, die von der Regierung errichtet wurden, steht ein Bericht im deutschen Kolonialblatt vom 1. Februar 1892, den Lehrer Bey erstattet hat, welchem ein einheimischer Lehrer als Dolmetsch zur Seite steht. Der Lehrplan der vierklassigen Volksschule sieht dem unsrigen ähnlich. In der untersten Klasse (vierten) der Schule zu Bonamande sind 23 Knaben und sieben Mädchen. Sie begannen mit dem Lesen und Schreiben (lateinisches Alphabet), sowie Rechnen (addieren und subtrahieren bis 100); Singen wird getrieben: Na ta na bene dikom (Ich hatt' einen Kameraden) und Loba lo ongise Kaiser asu Wilhelm (Heil unserm Kaiser, Heil!). In der folgenden dritten Klasse kommt das deutsche Alphabet im Schreiben und der deutsche Unterricht, sowie Turnen hinzu. In der obersten Klasse, die nur sechs Schüler im verflossenen Jahre zählte, wurden die Duallojungen mit Joseph, David und Absalom bekannt gemacht, im Rechnen repetierte man die Brüche und kam zu Prozentrechnungen; 33 Stück aus dem württembergischen Lesebuche wurden durchgenommen, Aufsätze im Dualla und Deutsch geschrieben, Naturkunde (der Mensch), sowie Heimatkunde (Kamerun).

— Neue Handelsstraße zwischen Ostpersien und Indien. Der indische Handel bewegte sich, abgesehen von dem Seewege, bisher meistens auf der Straße über Kandahar und Herat in Afghanistan, die für die nach Chorassan in Ostpersien gehenden Güter maßgebend war. Jetzt ist eine neue Straße in Aufschwung gekommen, von der die Engländer sich eine wirksame Begegnung des russischen Wettbewerbes in Ostpersien versprechen. Dieselbe führt von Quetta, der Eisenbahnstation in Britisch-Beludschistan, nach Seistan, dem afghanisch-persischen Grenzlande. Im verflossenen Jahre ist die erste Karawane von Quetta mit Indigo und europäischen Waren nach Seistan gegangen und mit 400 Ladungen Schibbutter und andern Gütern zurückgekehrt. Auch Pferde- und Maultiertransporte sind diese Straße schon gezogen. Von Tschaman, dem Endpunkte der indischen Eisenbahnen in Beludschistan, erreicht man Meschhed in Chorassan auf der neuen Straße in 40 Tagen. Von Seistan aus ziehen die neuen Karawanen nördlich über Kain in Persien. Rußlands Baumwolleinfuhr in Ostpersien ist stark in der Zunahme und Chorassan empfing 1891 für 4 152 000 Mark russische Güter, im Jahre zuvor aber nur für 2 208 000 Mark. Namentlich wurden Zucker, Petroleum und Stoffe eingeführt. (Aus einem Berichte des britischen Generalkonsuls Maclean in Meschhed.)

— Der Doppeladler als Ornament ist nicht nur in Europa bekannt, sondern sehr weit verbreitet, wie dieses Dr. M. Haberlandt in den Annalen des k. k. Hofmuseums (Bd. 6, 1891) gezeigt hat. Gelegentlich seiner Studien im Britischen Museum fielen ihm die bekannten Einfüsse Indiens auf Java wieder auf und er bemerkt dann weiter: „Nicht unerwähnt lassen will ich bei dieser Gelegenheit auch das so häufige Vorkommen eines doppelköpfigen Vogels (Adlers?) als ornamentalen Motivs auf javanischen Musikinstrumenten. Auch dieses Motiv ist in Indien nachzuweisen. Ich verdanke der Güte Dr. A. Grünwedels den Nachweis, daß die Figur eines Doppeladlers in Thon als Spielzeug im Dekkan häufig sei (im Berliner Museum für Völkerkunde befindet sich ein solches Stück aus Haidarabâd). In Ceylon ist der Doppeladler ebenfalls häufig; eine Holzskulptur davon sah ich im Münchener ethnographischen Museum, überaus häufig erscheint er als Verzierung auf Arecinodi (tamil. Schambedeln) kleiner Mädchen; häufig wird hier ein Doppelpapagei daraus. Zu Grunde liegt dieser Vorstellung vielleicht der mythische Geier Jatâyu (Râmâyana). Nach Jagor, Z. f. E., 1870, S. 456, wird der Doppeladler auch in Birma gefunden; von dem sonstigen Vorkommen des doppelköpfigen Adlers als kleinasiatischen Monumenten u. s. w. sehe ich hier natürlich ganz ab."

— Die Flora von Britisch-Neuguinea wird infolge der zahlreichen Entdeckungsreisen auf der großen Insel uns immer besser bekannt. Wie „Nature" berichtet, ist vom Kolonialamte ein Bericht herausgegeben worden, welcher die naturwissenschaftlichen Forschungen auf Neuguinea im letzten Jahre behandelt. Für den botanischen Teil liegen die Sammlungen Sir William Macgregors zu Grunde, die dieser von seiner bekannten Reise zurückbrachte. Daraus ergab sich, nach Baron von Müller, daß am Mai Kassa und Baß Kassa, den an der Südküste Neuguineas mündenden Strömen, viele der nordaustralischen Flora angehörige Pflanzen heimisch sind, deren Samen durch das Meer dahingetrieben worden sein müssen. Allerdings kannte man schon fremde Pflanzen auf Neuguinea, doch wird ihre Zahl durch Müller sehr vergrößert. Die Cedrel, deren Stämme nach Australien verfrachtet werden, ist identisch mit der der Cedrela Toona (Singapurecedrel). Die schöne Wasserpflanze Nelumbo nucifera ist auf dem Fluviver gefunden worden. Auch Polygala chinensis, Salomonia oblongifolia, Setuvium Portulacastrum, Leptospermum javanicum und Limnophila gratioloides sind jetzt von Neuguinea bekannt. Unter den Farnen, die Macgregor vom Owen Stanley-Gebirge mitbrachte, fand Müller eine neue Art Cyathea Macgregorii, die am höchsten steigende Art Baumfarn. Baker in Kew hat 70 von Macgregor mitgebrachte Farne und Lykopodiaceen des Owen Stanley-Gebirges bestimmt, darunter 19 neue Farne, alle ausschließlich papuanische.

— Bukowiner oder Bukowinaer? Wir gebrauchen jetzt gewöhnlich die letztere Form; daß sie unrichtig, beweist Prof. Dr. Th. Gartner in Czernowitz in einer unter dem obigen Titel erschienenen Schrift. Die unrichtige Form, die im Lande nicht gebraucht wurde, ist aus den Lemberger Kanzleien seit dem Jahre 1810 hervorgegangen, hat aber erst 1841 in der Bukowina selbst Aufnahme gefunden. Jetzt tritt, auch amtlich, die alte richtige Form wieder in ihr Recht.

— Die amerikanischen Büffel sind, wie bekannt, fast dem Aussterben nahe gebracht worden, denn statt der Millionen, die noch vor einigen Jahrzehnten die Prärien durchstreiften, giebt es deren noch 200 im Nationalpark und etwa 800 Stück im Freien. Man beginnt daher sich schon mit dem Büffel wie einem ausgestorbenen Säugetier zu beschäftigen, was aus einer Mitteilung an die Londoner zoologische Gesellschaft vom 2. Februar 1892 hervorgeht. Es wurden daselbst Photographieen des Jngenieurs Lumsden in Toronto vorgelegt, welche die ungeheuren Haufen von Büffelknochen vorstellten, die bei Saskatoon am südlichen Saskatchewanflusse sich finden. Einer dieser Knochenhaufen ist 245 m lang, 2,5 m breit und fast ebenso hoch. In der Gegend des Tuck Lake fand man ähnliche Knochenhaufen 15 bis 120 m lang. Schon bemächtigt sich der Handel dieser Knochen, um sie in die Zuckerraffinerieen der Vereinigten Staaten zu verfrachten. Wie diese Büffelknochenanhäufungen entstanden sind, ist in dem Berichte nicht gesagt.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage von Bruno Krause in Dresden.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 13.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Amos Comenius als Kartograph.

Von Prof. Sophus Ruge.

Das Interesse für diesen 1592 geborenen bahnbrechenden Pädagogen, dessen Jubelfeier am 28. (oder 29.?) März dieses Jahres begangen wird, ist durch die Bildung einer Comeniusgesellschaft lebhaft angeregt. Alle Zweige seiner vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit sind in Schriften und Abhandlungen über Comenius beleuchtet; nur die Thätigkeit als Kartograph habe ich bisher nicht erwähnt gefunden, sie scheint seinen Biographen entgangen zu sein. Diese Thätigkeit ist allerdings nur von kurzer Dauer, nur einmal ins Leben getreten und nur auf ein kleines Gebiet, auf sein Heimatland Mähren beschränkt gewesen, und doch ist es für jene Zeit so charakteristisch, daß auch eine geographische Zeitschrift ein Gedenkblatt zu dem Ruhmeskranze für den viel gefeierten Mann darzubringen nicht unterlassen soll.

Die Geographie oder Kosmographie gehörte im 16. Jahrhundert zu den Lieblingsbeschäftigungen der Gebildeten, der Gelehrten. Geistliche, Ärzte, Mathematiker sehen wir darunter am meisten vertreten. Bis 1570 waren schon in verschiedenen Teilen des Deutschen Reiches beachtenswerte Landesaufnahmen gemacht, es sei darunter nur der neuerdings in Stockholm wieder aus Licht gezogenen Aufnahmen des Zweibrücker Landes durch Tilemann Stella gedacht, aber es fehlt das Bekanntwerden, der Zusammenschluß. Da gab die erste Ausgabe des Theatrum orbis von Ortelius 1570 einen mächtigen Impuls. Man braucht nur seine Autorenliste zu mustern, um zu sehen, wie viel zerstreute Arbeit schon benutzt werden konnte; hier wurde sie allen Freunden der Geographie in einem prächtigen Bande vereinigt dargeboten und hier waren auch alsbald die Lücken zu verspüren. Der ausgebreitete Briefwechsel des niederländischen Kartographen brachte ihn mit allen Fachgenossen in Verbindung und führte ihm immer neues Material zu, so daß in den rasch einander folgenden späteren Ausgaben schlechtere Aufnahmen durch genauere Arbeiten ersetzt werden konnten. In den Niederlanden bildete sich unter dem Einfluß Mercators und seiner Schule der Mittelpunkt für die Kartographie heraus; der niederländische Kartenmarkt beherrschte die Welt und wurde im Laufe des folgenden Jahrhunderts ausschließlich zu einem sehr einträglichen Geschäft. Die Karten waren meistens Gemeingut, selten auf einige Zeit durch ein Privilegium gesichert; und so wurden sie nachgestochen und nachgeahmt, ja sogar anerkannte Namen fälschlich auf schlechte Karten eingegraben, um ihren Absatz zu fördern. Gute Platten blieben ein wichtiges Erbstück und wanderten durch ganze Reihen von Familien, von Geschlecht zu Geschlecht. Nur die Titel und der Farbenanstrich erlitten zeitweilig eine Änderung, und so konnte ein und dasselbe Blatt unter günstigen Verhältnissen ein ganzes Jahrhundert seine Käufer finden.

Gesuchte Darstellungen erlebten den meisten Wandel: so erging es der Karte von Mähren, die Amos Comenius entwarf.

Ich will hier, was sich später genauer ergeben wird, vorausnehmen, daß die Karte um 1628 entstanden sein muß. Es ist auch nicht die erste Darstellung der Markgrafschaft Mähren, vielmehr hatte der ehemalige Leibarzt des Kaisers Ferdinand (1556 bis 1564), P. Fabritius, schon eine Karte von Mähren entworfen, die Jahrzehnte lang in dem Theatrum orbis des Ortelius eine weite Verbreitung fand und sonst in Nachstichen bis fast zur Mitte des 17. Jahrhunderts auf den Markt gelegt wurde. Nach der Darstellung von P. Fabritius ist zweifellos auch Mercators Karte von Mähren bearbeitet, wie sich ganz auffällig aus der Nachbildung der Flußläufe ergiebt.

Man hätte nun meinen sollen, daß nach dem Erscheinen der Comeniuskarte die früheren Landbilder verschwunden wären. Aber das war keineswegs der Fall; man setzte, um den Absatz zu fördern, den Namen des Comenius auf den Titel und beging damit eine absichtliche Täuschung des Publikums. Ja noch mehr! Derselbe Verleger, Jan Janssonius zu Amsterdam, ließ die Karte des Fabritius und daneben die des Comenius nachstechen und setzte unverfroren auf beide Arten den Namen unseres Jubilars. Ein wunderliches Beispiel kartographischen Betruges, wie es mir bei meinen langjährigen Studien in der Geschichte der Kartographie gar nicht wieder vorgekommen ist.

Die echten Comeniusausgaben sind von Nicolaus Fischer verlegt, mit dem Privileg der belgischen Föderation und von A. Goos gestochen. Alle andern glaube ich für Nachstiche erklären zu dürfen. Diese echten Ausgaben bringen oben

Digitized by Google

über die ganze Breite des Kartenblattes die Ansichten der vier Städte Polna, Olmütz, Brün und Znaim. Sie allein haben links oben unter der Ansicht von Polna die Widmung des Comenius und darunter den Namen des Stechers; während rechts oben unter der Ansicht von Znaim der Titel steht: Moraviae nova et post omnes priores accuratissima delineatio. Auctore J. A. Comenio. Rechts unten neben der Notarum explicatio das Wappen Mährens, der rot und weiß gewürfelte Adler und unter der explicatio die Firma. Die erste Ausgabe geschah noch durch den Vater Nicolaus Visscher „per Nicolaum Visscher edita cum Privil: General: Belgii: Foederati. Die folgenden Originalausgaben, von derselben Platte, erschienen im Verlage des Sohnes. Nur die erste Ausgabe genoß ein Privileg. Die folgenden Ausgaben sind mit der Jahreszahl versehen. Ich kenne die Ausgaben von 1630, 1645, 1664. Die Gestalt der Ziffern 30 in der Zahl 1630 ist mir verdächtig erschienen; ich vermute sogar, es hat ursprünglich die Zahl 1629 dagestanden. Doch wie es sich auch damit verhalten möge: auch das gehört zur Signatur der echten Ausgaben, daß sie, und nur sie allein, eine Jahreszahl tragen. Zur Bestimmung, wann Comenius die Karte entworfen hat, dient in ganz zuverlässiger Weise die Widmung an seinen Gönner und Beschützer Ladislaus Welenius Zerotin. Hier beklagt sich Comenius, daß die früheren Karten von Mähren so sehr falsch (mendosissimae) wären. Nur die Karte des ehemaligen Leibarztes Kaiser Ferdinands findet etwas Gnade; aber die nach dieser Darstellung von Mähren angefertigten Kopieen und Nachstiche wimmelten immer mehr von Fehlern und schädigten den Ruf des Originals. Bedeutende Orte waren auf diesen Blättern ausgelassen, kleinere an deren Stelle gesetzt, dann weiter die Namen entstellt und die Ortslage falsch angegeben. Daher waren jene Blätter eigentlich kaum noch zu gebrauchen.

Eigene Wanderungen und Erkundigungen bei gebildeten Leuten, die mit der Topographie wohl vertraut waren, lieferten unserm Pädagogen das Material zu seiner Karte.

Auf folgende fünf Punkte hat er dabei besonders sein Augenmerk gerichtet:

1. auf alle großen und mittleren Städte (urbes et oppida), um keine zu übersehen;

2. auf die Burgen, Kastelle, Klöster und wichtigeren Gaue;

3. die Berge und Flüsse, Thermen, Bergwerke, Hüttenwerke und Weinberge;

4. die Ortslage möglichst genau und die Entfernung der Orte voneinander richtig zu bestimmen;

5. bei einigen Städten die Namen in deutscher und tschechischer Sprache anzugeben, wie das auch schon von Fabritius gelegentlich war.

Comenius hat die Widmung in der Verbannung geschrieben und wünscht, daß sein Gönner bald seinem Vaterlande und das Vaterland ihm wiedergegeben werden möge; also lebten beide im Exil. Beide mußten sie 1628 ihre Heimat verlassen, und Comenius übernahm nun die Leitung des Gymnasiums in Lissa in Polen. Von hier wird also wohl seine Unterschrift in der Widmung „datum in exilio" stammen. Wenn nun auch der Entwurf der Karte schon vorher fertig geworden sein kann, gestochen kann sie vor 1628 nicht sein. Und da eine zweite Ausgabe des Originalstiches schon die Jahreszahl 1630 trägt, so dürfen wir auch nicht weiter vorwärts als 1628 schreiten und können, glaube ich, mit ziemlicher Sicherheit dieses Jahr als das Jahr der ersten Auflage ansehen.

Die folgenden Auflagen sind von Verleger gezeichnet: Noviter edita a Nicolao Johannide Piscatore 1630, 1645, 1664.

Der hier genannte Sohn, Nicolaus Johannes Visscher, lebte bis 1709.

Ich lasse nun die Reihe der Kopieen folgen, bei denen die Verlagsfirma das Hauptunterscheidungszeichen abgiebt.

1. Moravia Marchionatus. Auctore J. A. Comenio. Dieser Titel steht links oben in einer Kartusche, während links unten die Firma steht: Amstelodami Judocus Hondius excudit.

Selbstverständlich kann nur an den jüngeren Judocus gedacht werden, da der Vater bereits 1612 starb.

2. Dasselbe Blatt, derselbe Stich, dieselbe Platte, nur der Name ist neu gestochen: Guiljelm Blaeuw.

3. Rechts unten der Titel Marchionatus Moraviae. Auct. J. A. Comenio und links oben die Notularum explicatio. Der Herausgeber ist Joannes Janssonius.

4. Derselbe Verleger hat aber auch einen unechten Comenius in die Welt gesetzt. Hier liest man links oben in der mit dem mährischen Adler darüber verzierten Kartusche Moravia Marchionatus Auctore J. A. Comenio, links unten unter der Notorum explicatio steht: Johannes Janssonius excudebat. Diese stimmt am meisten mit der noch zu erwähnenden Karte von Kaerius 1625 und gehört zur Kartenfamilie Fabritius.

5. Die Firma lautet: Excudebant Janssonio-Waesbergi Moses Pitt et Stephanus Swart.

6. Der Titel rechts unten: Marchionatus Moraviae. auct. J. Comenio. Unten in der Mitte des Blattes: Amstelodami apud Gerardum Valk et Petrum Schenk. (Die Verleger hatten die Platten aus dem Nachlaß von Jan Janssonius erworben.)

7. Dieselbe Platte wie 6., aber unter dem Titel auctore J. A. Comenio der Zusatz: Nunc apud Petr. Schenk junior.

Und mit dieser Ausgabe kommen wir ungefähr in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, worauf zu ersehen ist, daß die Karte ein volles Jahrhundert hindurch auf den Markt gebracht ist.

Außer diesen echten Comeniuskarten liefen unter seiner Flagge aber auch noch Nachstiche der älteren Arbeit von Fabritius mit unter. Die Originalkarte dieses Kartographen hatte Abraham Ortelius in seinem Theatrum orbis von 1573 bis 1612 beibehalten und danach erschien 1625 ein Nachstich in folgender Gestalt. Oben über die ganze Breite des Kartenblattes läuft die Inschrift: Moravia Marchionatus. Merhern (sic!) Authore P. Kaerio. Links oben unter der Ansicht von Brün steht die Firma: Abrahamus Janssonius exeud: 1625. Darunter befinden sich Kostümbilder von einem Herrn und einer Dame und dabei der mährische Adler, rechts unten die Ansicht von Znaim.

Die Karte des Fabritius wurde nun unter folgendem Titel und falschem Namen wieder ediert. Links oben steht Moravia Marchionatus. Auctore J. A. Comenio in einer Kartusche, rechts oben die Notiz: Nomendaturae quae habent B.-littoram in sine, sunt Bohemicae. Aus Comenius sind nur an den östlichen und westlichen Rändern Zusätze gemacht, weil des Fabritius Karte nicht so weit reichte. Der Herausgeber hat sich nicht genannt.

Die Karte des Comenius, die so lange in gutem Rufe stand, beruht keineswegs auf Messungen. Eigene Kenntnis des Landes, daneben sorgfältige Erkundigungen über die Lage der Orte zu einander und ihre Entfernungen genügten, um eine Karte zu stande zu bringen. So ragt also auch die Karte des Comenius keineswegs über die Leistungen seiner Zeitgenossen hervor, aber der Name des Verfassers übte auch hier unverkennbar seine Wirkung und hielt seine Arbeit lange über Wasser.

Digitized by Google

Die Lichtbringer bei den Indianerstämmen der Nordwestküste und ihre Darstellung im Bilde.

Von Dr. Eduard Seler.

I.

Vom Puget Sound in Oregon zieht nach Norden bis an die Grenzen von Alaska eine durch tief einschneidende Fjorde und vorgelagerte Inselgruppen vielfach zerrissene Küste. Dichte, dunkelgrüne Waldungen bekleiden die Flanken der Berge vom Scheitel bis zum Ufersaum. Warme Meeresströmungen und feuchte regenreiche Winde vereinigen sich in ihren Wirkungen und haben ein gleichmäßiges, mildes, trübes Klima geschaffen. Stämme der verschiedensten Abstammung bewohnen dieses Land. Aber die gleichen Lebensbedingungen und die leichte Kommunikation haben hier eine im großen und ganzen einheitliche, höchst merkwürdige und eigenartige Kultur geschaffen.

Über die Mythen und religiösen Vorstellungen dieser Stämme haben wir nach und nach ein ziemlich ausgiebiges Material erhalten. Für die nördlich wohnenden Tlingit liegen die klassischen Aufzeichnungen Iwan Wenianinows vor, die durch die Gebrüder Krause [1]) in wesentlichen bestätigt und in einzelnen Punkten vervollständigt worden sind. Über die südlichen Stämme (Tsēsiaht, Heiltsuq, Bilzula, Kwakiutl, Nutka-Stämme und Küsten Selish) haben die ausgezeichneten Arbeiten von Dr. Franz Boas [2]) eine Menge Licht verbreitet. Und der dokumentarische Beleg dieser Vorstellungen, die Tanzmasken, die holzgeschnitzten Raffeln, die mit Bildwerk versehenen Gefäße und sonstigen Gebrauchsgegenstände sind im letzten Jahrzehnt, gerade in dem richtigen Moment, ehe sich die Auffassung dieser Stämme durch die europäische Kultur vollzog, in Mengen eingesammelt worden.

In den mythischen und religiösen Vorstellungen der Indianer der Nordwestküste spielen eine ganz hervorragende Rolle die Tiere. Man hat diesen Tierkultus und die Tierfabeln in verschiedener Weise erklärt. In dem großen, auf der Vorstellung des allgemeinen Animismus beruhenden kosmischen Systeme, sagt Cushing, nehmen die Tiere eine höhere Stellung ein, als der Mensch, sind den Göttern näher verwandt. Denn sie haben spezifische Instinkte und äußere Kräfte, über die der Mensch nicht verfügt. Das ist gewiß richtig. Aber es erklärt nicht die besondere und hervorragende Rolle, welche bestimmte Tiere spielen. Treffender schon ist es, wenn Cushing bemerkt, daß die Elemente und die Erscheinungen der Natur in gewisser Weise den Tieren verwandt gedacht werden. Denn, setzen wir den Satz um und verändern ihn ein wenig, so lautet er: gewisse Tiere spielen deshalb eine so große Rolle in den mythischen Vorstellungen der Naturvölker, weil sie gewissen Naturerscheinungen ähnlich sehen; daher mit diesen verwandt oder als Repräsentanten, Inkarnationen derselben gedacht wurden. Es ist das zum Teil wohl durch ein unbewußtes Walten des sprachlichen Ausdruckes geschehen. Die Vergleichung hat zur Gleichung geführt. Bekannt ist die Gleichsetzung des Blitzes und der Schlange, die auch Cushing als Beispiel heranzieht. Noch charakteristischer ist das Beispiel des Stachelschweins (Erethizon dorsatum), das mit der strahlenwerfenden und durch ihre Strahlen verwundenden Sonne verglichen und daher ihr gleich gesetzt wird. So in der Sage der Kayowē, die Gaschet berichtet [3]), von dem Mädchen, das dem im Laube des Baumes verborgenen Stachelschweine nachkletternd, in den Himmel gelangt und Frau des Sohnes der Sonne wird. In der Sage der Catlótz von SO-Vancouver-Island müssen sich die um die Tochter der Sonne Freienden mit einem steinernen Hintern versehen, um auf dem Stachelschweine, das ihnen der Schwiegervater als Sitz anbietet, niedersitzen zu können [4]). Und wenn die Awikyónoy von dem Möwe-, dem alten Häuptling, der die Sonne im Kasten verschlossen hält und der fern über Meer im Westen wohnt, erzählen, daß er den Gästen, die er zur Erde entläßt, ein Stachelschwein mitgiebt [5]), so ist unschwer zu erkennen, daß auch hier mit dem Stachelschweine die Sonne gemeint ist. Bei denselben Indianern der Nordwestküste kommt noch eine andre Vergleichung oder Gleichsetzung vor. Der Tintenfisch, der Octopus, wird — ohne Zweifel seiner strahlenförmig den Mund umgebenden Arme halber — der Sonne ähnlich und daher mit ihr verwandt gedacht. Darum heißt es in der Sage der Nutka-Stämme von West-Vancouver-Island, daß der Tintenfisch der ursprüngliche Besitzer des Feuers gewesen sei [6]). Die Catlótz von SO-Vancouver-Island berichten, daß der Sohn Aielens, der nun die Tochter der Sonne wirbt, sich von dem „borzkauenden" Tintenfisch dessen Kleid erbittet und in dieser Gestalt (als Tintenfisch) die Frau gewinnt [7]). Und wenn dieselben Catlótz von dem über die Erde wandernden Himmelsohn Kumsnóotl erzählen, daß er den riesigen, im Meere lebenden Tintenfisch erlegt, so ist das eine Herkules-Arbeit, der eine ähnliche Bedeutung innewohnt, wie den Arbeiten des Baal-Melkart-Herakles, des semito-hellenischen Gottes. Es ist die Überwindung der Sonne oder Besitzergreifen von derselben. Einer gleichen Ideenverbindung endlich entspringt es, wenn bei den Indianern der Nordwestküste die Geschlechter, welche sich von der Sonne und den Lichtbringern ableiten, zu gleicher Zeit auch den Seestern als ihr Emblem führen.

Das Walten der dem Menschen freundlichen und der dem Menschen feindlichen Naturgewalten, das ist es, was den mythologischen Vorstellungen und den mythologischen Gestaltungen der Indianer, wie aller Naturvölker, zu Grunde liegt. Dabei werden, das ist ein charakteristischer Zug fast sämtlicher Indianermythen, die zerstörenden, feindlichen, gegen die Menschen sich karg verhaltenden Gewalten als übermächtig empfunden, gegen die im offenen Kampfe nicht aufzukommen ist. Wohl aber gelingt es der List, der Schlauheit, der Tücke und niederträchtigem Verrat, die ersehnten Güter der Menschheit zu verschaffen. So spiegelt sich das indianische Heldenideal — das allerdings wohl mehr oder minder das Ideal sämtlicher Naturvölker ist — in den Mythen wieder. Die Gluskap, Nanabozo, Wirakedžak, Napiu, Numangk-mázana, Sintí, und wie die verschiedenen Indianerhelden und Ahnherren der verschiedenen Stämme heißen, sind in der Regel

[1]) Aurel Krause, „Die Tlinkit-Indianer", Jena (H. Costenoble) 1885.

[2]) Globus, Bd. LIII u. LIV und British Association for the Advancement of Science 1889 u. 1890.

[3]) Gaschet, Ausland 1890, S. 901.

[4]) Boas, Globus, Bd. LIII, S. 300.

[5]) Boas, Globus, Bd. LIII, S. 318.

[6]) Sproat, Scenes and Studies of Savage Life, p. 138.

[7]) Boas, Globus, Bd. LIII, S. 301, 302.

Digitized by Google

ausgemachte Spitzbuben. Werden nun solche Gestalten ins Tierische übersetzt, so ist es klar, daß es nicht die kräftigen, edlen, mannhaften Tiere sein konnten, die ihnen vermandt gedacht wurden, die ihre Sinnbilder und Repräsentanten wurden, sondern der listige Räuber, der freche Spitzbube, der zudringliche Gesell — der Coyote und nicht der Bär, der Rabe und nicht der Adler.

Als feindliche Macht wird vor allem das Dunkel oder die Nacht empfunden, womit sich weiter die Begriffe des Winters und der Kälte, der Unfruchtbarkeit, der Dürre und des Hungers verbinden. So stellt sich der Widerstreit der dem Menschen freundlichen und der dem Menschen feindlichen Naturgewalten in dem uralten kosmotheoretischen Problem dar, welches die am Abend untergehende, am Morgen wiederaufgehende Sonne und der Wechsel von Sommer und Winter, von Vegetationsfülle und Mangel und Dürre dem primitiven Denken aufgaben. Die Heroen, die Ahnherren und Begründer der verschiedenen Stämme, die, welche die Existenzbedingungen für das spätere Geschlecht schaffen, sind meist direkte Verkörperungen der jungen aufgehenden Sonne, oder es sind die listigen Räuber, die das Feuer, das Licht, die Sonne und weiter alles übrige dem Menschen Notwendige der feindlichen Macht entreißen und es dem Menschen bringen. Diese Vorstellung erhält aber noch eine andre Wendung: die Sonne, das Tagesgestirn als solches, wird als göttliche Macht empfunden, und zwar, vermöge einer leicht auflösbaren Identverbindung, als die zeugende Kraft, als der schöpferische Urheber alles Lebens gedacht. Diese Gestalt verdoppelt sich aber in der Vorstellung der Stämme, indem neben dem schöpferischen Lichtgestirn die Überwindung des Dunkels durch das Licht als besondere und ebenfalls schöpferische Kräfte äußernde Gestalt auftritt. Daher in den Mythen der Algonkin und andrer Indianerstämme die Vorstellung von einer doppelten Schöpfung, einer ersten, primitiven, in der Tradition in undeutlicheren Umrissen erscheinenden und einer späteren, bestimmteren, definitiven Schöpfung. Als Urheber der ersten Schöpfung wird der „Herr des Lebens“ oder die Sonne genannt. Die zweite dagegen geht von dem eigentlichen Heros aus, dem Nanâbu, Wîrakedzâk, Gluskap oder Namangk-mâzyana, dem „ersten Menschen“, wie ihn die Maudan nennen. Er ist derjenige, der vom Boden des Wassers den Schlamm heraufholen läßt, aus dem die Erde gebildet wird, oder der nach der großen Flut die Erde wieder bevölkert u. s. w. Prof. Brinton hat in einer schon vor Jahren erschienenen Schrift auf diesen bestimmten und gleichartigen Typus in den Mythen der verschiedenen Stämme hingewiesen. Und wenn er den Wirdgott der Mexikaner diesem Typus anreiht, so kann ich ihm darin nur beipflichten. Ein Zug ist aber von Brinton nicht hervorgehoben worden, der sowohl für die „hero-gods“ der Indianermythen, wie für Quetzalcoatl zutrifft, und in dem mir das eigentliche Geheimnis dieser Gestalten enthalten zu sein scheint: — sie wandern von Westen nach Osten. Also entgegengesetzt der Richtung der Sonne, oder richtiger — sie bezeichnen den Weg, den die Sonne in der Nacht zurücklegen muß, um wieder an die Stelle zu kommen, von wo sie am Morgen aufgeht. Diese Gestalten repräsentieren also in der That die Überwindung des Dunkels, sie stehen als die junge Sonne der alten, westwärts dem verschlingenden Dunkel zueilenden Sonne gegenüber. Und Herbst und Frühjahr, das Absterben und das Erwachen zu neuem Leben, Mangel und Vegetationsfülle — die ganze Gegensätzlichkeit in der Natur, sie stellt sich so dem Begriffsvermögen der Indianer in den beiden gegensätzlichen Bewegungen des großen Himmelskörpers, der beobachteten und der gedachten, dar.

Den Stämmen, welche an den Fjorden und auf den Inselgruppen der Nordwestküste wohnen, verschwand die Sonne im Meere. Der Begriff des Westens, des Dunkels, der feindlichen, dem Menschen gegenüber sich karg verhaltenden Gewalt verknüpft sich ihnen daher mit dem Meere. Das kommt in verschiedenen mythischen Gestalten zum Ausdruck.

Bei den Tlingit ist Qanûq, der Wolf [1]), der Repräsentant der feindlichen Macht, welche Yétl oder Yelx, dem Raben, dem Lichtbringer, gegenübersteht. Er ist älter als der Rabe, denn er ist die alte Sonne, der Rabe die junge. Und er ist mächtiger als der Rabe, denn die feindlichen Gewalten haben die Obermacht. Dieser Qanûq erscheint in der Sage als ein alter Mann, der auf der baumlosen Insel Tekinû (A. Krause) oder Nêkyinô (Boas) östlich der Insel Sitka, zwischen dieser und dem Stak-hin-Flusse gelegen, wohnte. Schlafend sitzt er auf dem Deckel eines ausgehöhlten Steines, in welchem er das Wasser bewahrt. Seine Beine sind an seinen Bauch herangezogen, dadurch bewirkte er, daß das Wasser des Meeres immer hoch stand, und es nie Ebbe wurde, so daß die Menschen keine Seegel und Fische am Strande sammeln konnten. Der Rabe überlistet ihn, indem er, ihn auf den Rücken tragend, sagt, er habe Seegel gefangen. Da macht Qanûq in Verwunderung die Beine auseinander, und das Meer fließt ab. Der Rabe erzählt ihm Märchen, ihn dadurch einschläfernd (nach der Erzählung der Stakhin). Er legt ihm Hundedreck unter seine Decke, ihn dadurch zum Verlassen seines Platzes zwingend (nach der von Wemiaminow wiedergegebenen Erzählung der Sitka). So vermag der Rabe das Wasser zu stehlen und es über die Erde zu verbreiten [2]).

Daß hier Qanûq der Repräsentant der Dunkelheit und zugleich des Meeres ist, wird noch durch eine andre Sage erläutert. Danach wären Qanûq und der Rabe in Streit geraten, wer der ältere und mächtigere sei. Qanûq zwingt den Raben, sich für besiegt zu erklären, indem er, seinen Hut abnehmend, dichten Nebel auf dem Meere ausbreitet [3]). Dieselbe Sage erzählen die Chaltôtz von Haîda, der Möwe (Larus zonorhynchus) [4]).

Wie bei den Tlingit Qanûq und der Rabe, so stehen bei den südlicheren Stämmen der Wolf und der Rabe, oder der Wolf und der Mink, oder Yâ'ẽ'qẽqoa und der Mink einander gegenüber. Hier ist der Mink wieder, gleich dem Raben, der Lichtbringer, daher Tlêsselagyilaq, „machte die Sonne“, genannt, der an Stelle seines Vaters, der alten Sonne, die Sonne am Firmament emporführt. Yâ'ẽ'qẽqoa und der Wolf (atlânem) repräsentieren das Meer. Yâ'ẽ'qẽqoa, der der Sage der Awikyênoq angehört, wird als ein mächtiger Häuptling geschildert, der auf dem Grunde des Wassers wohnt, und der tückischer Weise das Wasser immer hoch stehen läßt, es nie Ebbe werden läßt, so daß die Menschen keine Seegel und keine Muscheln am Strande aussammeln können. In gleicher Weise erzählen die Kwakiutl und die Thatlasiqoala von dem Wolf (atlânem), daß er Herr der Ebbe und Flut sei, und daß er tückischer Weise es nie habe Ebbe werden lassen. Yâ'ẽ'qẽqoa und der Wolf werden von den Lichtbringern, den Raben, bezw. dem Mink, bekämpft und besiegt. Dem Wolf wird der Schwanz abgeschnitten und am Feuer, bezw. an der Thür aufgehängt. Wenn der Mink, bezw. der Rabe, den Schwanz herunterläßt, wird es Ebbe. Die Menschen können Muscheln sammeln und werden satt.

[1]) Daß Qanûq der Wolf ist und nicht der Adler, das muß ich mit Aurel Krause der Autorität des Dr. Boas gegenüber aufrecht erhalten. Der Vergleich mit den weiter unten angeführten Wolfssagen beweist das zur Genüge.

[2]) A. Krause, l. c., S. 259 bis 261; Boas, Globus, Bd. LIII, S. 124.

[3]) A. Krause, l. c., S. 260.

[4]) Boas, Globus, Bd. LIII, S. 125.

Digitized by Google

Ziehen die Lichtbringer den Schwanz in die Höhe, so steigt die Flut [1]). Daß der Wolf als das Meer gedacht ist, der mit dem Schwanze die Flut erzeugt, wird auch in einem bei dem Nöntlem-Feste gesungenen Liede gesagt. Daselbst heißt es: „Laßt uns mild stimmen den Häuptling der Wölfe, damit er nicht einmal plötzlich unser Leben zu Ende bringt, und alle tötet durch die Bewegung seines Schwanzes [2])."

Der graue Wolf erscheint als eine nicht unpassende Verkörperung des Meeres. Aber sicher ist letzteres nicht seine ursprüngliche Bedeutung. Vielmehr muß er als der Alte gedacht werden, und demnach als die alte, die untergehende Sonne oder die Nacht, die das Licht in ihrem Schoße birgt, die älter als der Tag ist. Die Töchter des Wolfes, erzählen die Qoqéməχ von West-Vancouver-Island, die weit draußen im Meere den Seeotter erlegt haben, besaßen das Feuer. Ihnen stiehlt es der Hirsch, der es in seinem (schwarzen, verbrannten) Schwanze davonträgt [3]). Dieselbe Sage erzählen die Ćatlóltχ von SO-Vancouver-Island, ohne indessen den Wolf zu nennen. Im Nebel des Ozeans schwammen die Neidhölzer. Die Tochter des Alten schießt mit dem Wunderbogen hinein und gewinnt dieselben. Aber der Hirsch stiehlt das Feuer und eilt damit davon [1]). Der Wolf ist als der Alte gedacht, weil er der graue ist. An seiner Stelle wird in gleichartigen Erzählungen der Tlingit die Schneeeule genannt [2]).

Tritt nun im Qanúχ und dem Wolfe die feindliche Macht uns insbesondere in der Gestalt des Meeres entgegen — des Meeres, das im Westen sich breitet und das Licht, die Sonne, in seinem Schoße aufnimmt —, so erscheint in andern mythischen Gestaltungen die feindliche Macht klarer als das Dunkel, die feindselige, mißgünstige, das Licht verschließende Gewalt. Die Tlingit erzählen, daß das Feuer und die Sonne sich ursprünglich im Besitze eines alten Häuptlings befunden haben, der dieselben als kostbaren Schatz im Kasten, in der Truhe, verschlossen hielt. Der Rabe betrügt ihn, indem er von des Häuptlings Tochter sich gebären läßt. Dem weinenden Enkel kann der Großvater das Spielzeug nicht versagen. Er giebt ihm das Feuer und den Kasten mit Sonne, Mond und Sternen. Der Rabe aber läßt die Himmelslichter heraus und fliegt mit dem Feuer davon. Diese Sage ist auch bei den südlicheren Stämmen bis zu den Heiltsuq und Bilχula verbreitet. Und gerade bei

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

ihnen zeigt sich, daß auch diese die Nacht, das Dunkel, personifizierende Gestalt mit dem Westen und mit dem Meere in Verbindung gesetzt wird.

Bei den Awikyénoχ (einem Stamme der Heiltsuq) wird der Häuptling, der die Sonne im Kasten verschlossen hält, Ménis genannt. Von diesem Ménis berichtet ausführlicher eine andre Sage der Awikyénoχ. Er wird daselbst als ein Häuptling geschildert, der weit über Meer im Westen wohnt, in einem Lande, wo keine Zedern wachsen, man den Zedernbast nicht kennt, und wo die wenigen Stücke Holz, die angeschwemmt werden, als kostbares Gut gelten. Er befährt im Fellboot das Meer. Seehunde sind seine Haustiere. Menschenangen (die Augen der Ertrunkenen?) seine Speise. Er ist aber auch Herr des Lebens. Denn er setzt dem Ertrunkenen das ausgehackte Auge ein und macht ihn lebendig. Zu Ménis wird über Meer ein Mensch verschlagen, wird von ihm wohl aufgenommen und erhält seine Tochter zur Frau. Diesem, seinem Schwiegersohn, giebt dann Ménis, als er ihn in seine Heimat entläßt, das Stachelschwein (d. i. die Sonne) mit. Und der Schwiegersohn bringt ihm dafür aus seiner Heimat ein Boot aus Zederholz und Zederbast, aus welchem die hoch begehrten, Rang und Ansehen verschaffenden Abzeichen der geheimen Gesellschaften gefertigt werden [3]). — Liegt in dieser Sage die Idee, daß das Haus der Sonne, das Reich der Nacht der Westen und das Meer ist, klar zu Tage, so ist anderseits ebenso klar — und das ist das besonders Interessante an dieser Sage — daß die näheren Züge zur Ausmalung des über Meer gelegenen Landes der Nacht dem Erzähler durch eine mehr oder minder klare Kunde von dem im Nordwesten gelegenen Eskimolande geliefert worden sind, und daß in dem Erzähler mehr oder minder klar das Bewußtsein von der Ausbreitung der Indianerkultur nach diesem Lande lebte.

Die Dunkelheit ist nicht nur die das Licht verschlossen haltende, sie ist auch die das Licht raubende Gewalt, sie ist der Drache, der das Licht verschlingt. Diese Idee hat sich bei den Kwákiutl in einer eigentümlichen Gestalt kondensiert, deren eigentliche Bedeutung bisher noch nicht erkannt worden ist. Das ist der Fresser, der Unhold, der Kannibale Baxbakualanusiuae, der den pfeilschießenden Noaqaua oder Nanoaqaua — das ist ohne Zweifel die Sonne — über Berge, Seen und durch den Wald verfolgt, von diesem aber endlich

[1]) Boas, Globus, Bd. LIII, S. 124, 125.
[2]) Boas, British Association Advancement of Science, 1890, p. 78, 79.
[3]) Boas, Globus, Bd. LIII, S. 126.

[1]) Boas, Globus, Bd. LIII, S. 126.
[2]) Ibid., S. 125.
[3]) Ibid., S. 317, 318.

Digitized by Google

überlistet und (durch Versenken in die mit Feuer erfüllte Grube) getötet wird [1]). Dieser Dämon, der in den Wäldern hausend gedacht wird, ist der inspirierende Genius der Hámats'a, des „Fressers", des vornehmsten der geheimen Gesellschaften oder religiösen Tanzbrüderschaften, die in der großen winterlichen Tanzsaison in die Erscheinung treten. Der Hámats'a spielt diesen Dämon, indem er, plötzlich auffpringend, einen aus der umstehenden Menge verfolgt, ihm mit den Zähnen ein Stück Fleisch aus seinem Arme oder Beine reißt und es verschlingt. In früheren Zeiten mögen, dieser Schaustellung zu Liebe, Sklaven geopfert und von dem Hámats'a gefressen worden sein. Jetzt ist dafür die widerliche Sitte des Leichenfressens eingeführt. Die Leichen werden vorher längere Zeit in Meerwasser gelegt, und es scheint, daß das Fleisch dadurch seine für den Genuß schädliche Wirkung verliert. Das königliche Museum für Völkerkunde zu Berlin besitzt in der Jacobsenschen Sammlung eine große Holzmaske (Fig. 1), die diesen Dämon darstellt [2]). Sie hat das Ansehen eines Tieres mit weitem Rachen, vorstehenden Nüstern, schwarz gemalt. Daß der Uhhob (Bazbakuálanuslaé), den diese Maske darstellt, in der That das Dunkel, die das Licht verschlingende Gewalt, vorzustellen bestimmt ist, geht aus ein paar andern Stücken der Jacobsenschen Sammlung ziemlich klar hervor. Das eine ist eine Doppelmaske, von Kapitän Jacobsen bei den Kwákiutl erworben. Außen zeigt dieselbe ein der Fig. 1 ähnliches Tiergesicht. Das letztere öffnet sich aber in vier Klappen, und man sieht dann dahinter ein Gesicht gleich den Fig. 5 b, 7, 13, b. b. die Sonne in der Verdunkelung (vgl. unten). Das andre Stück ist eine Maske nach Art eines Januskopfes, bei den Kwákiutl erworben und der Angabe nach ebenfalls von dem Hámats'a getragen, die vorn (vgl. Fig. 2) das unverkennbare Gesicht Bazbakuálanuslanuses, hinten den Kopf des Raben, des Lichtbringers (mit der Kohle im Schnabel!) zeigt. Doch nicht das Dunkel im allgemeinen, scheint es, ist durch diesen Dämon repräsentiert, sondern eine prägnante Form desselben, die dunkle Wolke, die Wetterwolke, der Sturm. „Anders dürfte wenigstens kaum die Angabe verstanden werden können, die Dr. Boas von den Bilzula erhielt, daß der inspirierende Genius des Hámats'a diesem „in Form eines gewaltigen Vogels, der beständig die Erde umfreist und sich nur auf die Gipfel der Bäume herabläßt" erscheint [1]). Die Beschreibung, die hier hinzugefügt wird — „Seine Nüstern sind weit aufgeblasen und sein gewaltiger Rachen droht jeden zu verschlingen, der nicht würdig auf sein Erscheinen vorbereitet ist" —, paßt genau auf die Maske Fig. 1. Auch die Art des Auftretens des Hámats'a, daß er zuerst auf dem Dache des Hauses erscheint, an den Planken desselben rüttelnd, und die Pfeifen, mit denen er sein Nahen verkündet — „the whistling demon" wird er stellenweise geradezu genannt —, all das spricht dafür, daß wir in diesem Genius insbesondere die dunkle Wolke, die Sturmwolke, zu erkennen haben.

[1]) Journal of American Folklore I, p. 53—55.

[2]) Das Originaletikett von Kapitän Jacobsen lautet: Maske Hamsewie der Quakiul („Pä-Pä-kwalnuswa" der Bella Coola). Stellt einen Geist dar, der um die ganze Welt reist und berühmte Häuptlinge tötet. Tanzt mit dem nebenan hängenden Raben (soll heißen „Kronick": Anm. d. Aut.) zusammen. Homeyen Tanumaske. Höchster Homeye. Wird Hamsewie genannt. Nouette.

[1]) Originalmitteil. königl. Mus. f. Völkerk. I, 180.

Die neuen Forschungen über den Karabagh.

Von Dr. Johannes Hoefer.

II.

Was die Vegetation betrifft, so kommen im Karabagh alle Typen von 0 bis 4000 m Meereshöhe vor. Es lassen sich nach Radde im allgemeinen fünf bis sechs verschiedene Zonen unterscheiden.

Die weiten Tiefebenen im Osten zwischen Gebirge und Kura sind mit einem lößartigen Lehm bedeckt, der überall da, wo er bewässert werden kann, von äußerster Fruchtbarkeit ist. Charakteristisch ist für diese Zone, daß der Boden als ehemaliger Meeresgrund stellenweise noch einen bedeutenden Salzgehalt hat. Man erkennt das an allerlei Pflanzenarten, die salzführende Steppen lieben; Iris Güldenstaedtiana und eine Anzahl von Ebenopodiaceen breiten sich über die ganze Ebene aus. Und später im Hochsommer, wenn die andern Pflanzen verwelken oder doch längst blühen und Früchte ansetzen, schießt das Heer der cicksaspischen Halophyten mächtig auf, und im Herbst bis in den November hinein erschließen sie ihre meist unscheinbaren Blüten.

In der ausgesüßten Randzone am Gebirgsfuße verschwinden die Salzspuren des Bodens und mit ihnen die Halophyten.

Diese Zone wird charakterisiert durch eine rasch verblühende, ausgelesene Frühlingsflora mit reizenden Zwiebelgewächsen und Irisarten. Von letzteren ist es besonders Iris sambucina, welche im ganzen Karabagh gemein ist und von dem Fuße des Gebirges bis in die höchsten Höhen wandert. Sehr bald tritt auch der lästige Paliurus auf, oft in reinen, lichten Buschbeständen, oft auch mit schmalblätterigem, scharf bewaffnetem Rhamnus wechselnd. Der Paliurus ist überhaupt allerorts zu finden, zumal wo besserer Lehmboden zu haben ist; erst bei 900 m Meereshöhe verschwindet er. In den Gärten ist überall die Platane angepflanzt, dieser Lieblingsbaum des Orients, der die Ruheplätze der alten Karawanenwege ebenso ziert, wie die Quellen und Gärten und heiligen Orte schmückt, der aber von Radde nirgends in wirklich wildem Zustande angetroffen wurde.

Ihm schließt sich in den ansteigenden Thälern der breitkronige, schattenspendende Walnußbaum an. In dieser dritten Zone, die etwa bis 600 m Höhe zu rechnen ist, erreicht die Üppigkeit der Vegetation ihren Höhepunkt. Neben sauber gepflegten Kornfeldern und reichen Gärten trifft man überall, wo die Breite der Thalsohle genügend ist, auf grünende Reisfelder und Baumwollenplantagen. Namentlich im unteren Migrithal wird die Baumwollenkultur sehr intensiv betrieben. Undurchdringliche Hecken von Rubus, Rosa und Paliurus, tot oder lebendig, umgeben die Gärten oder bilden natürliche Zäune. In den Gärten aber ist der Maulbeerbaum plantagenartig angepflanzt; sein kaum mannshoher Stamm ist durch alljährliches radikales Köpfen zu krankhafter Dickflüssigkeit ausgeartet. Er wird größtenteils zum Seidenbau verwendet, der in ziemlicher Ausdehnung betrieben wird. Granatbusch und Rebe wuchern überall auch ohne Zuthun der Menschen; der hochblättrige Smilax und die Clematis dagegen scheinen im Karabagh nicht vorzukommen. Die Weinrebe rankt überall zu den

Digitized by Google

Kronen der großen Bäume hinan; sie erreicht Armes-, ja sogar Schenkeldicke. Von den Weinsorten des Karabagh-Gaues ist die berühmteste der Wein von Astafur, einem Dörfchen im Araxesthal; er wird nach dem Gewicht verkauft.

Das gemäßigtere Klima in dem Gürtel zwischen 600 und 1500 m verleiht der Flora nach und nach einen andern Charakter. Granatbusch, Weinrebe, Maulbeerbaum verschwinden allmählich; artenreiche Unterhölzer, in denen die Mispel eine große Rolle spielt, treten auf; lichte Bestände von Krüppeleichen und Ahorn, von Holzäpfeln und -birnen, Crataegus, Xylosteum, Viburnum und Carpinus bedecken ganze Gehänge. Namentlich Carpinus duinensis ist sehr verbreitet, wird 1½ bis 2 m hoch und reicht bis über 1200 m hinauf. Dagegen fehlen die zapfentragenden Koniferen, die Rothuche (Fagus), sowie die Erle (Alnus). Paliurus verschwindet mit 900 m. Überall auf trockeneren Halden wuchert die kräftige Iris sambucina, und neben ihr fand Radde stellenweise (z. B. in der Gegend von Dschebrail) auch die vielbegehrte Iris paradoxa mit ihren wunderschönen Blüten.

Schon diese Gebiete, mehr aber noch die höheren, oberhalb der Baumgrenze gelegenen sind vom Vieh total verfressen. In keinem der andern Kaukasusländer ist es so schlimm damit bestellt, wie im Karabagh. Sind es in den unteren Regionen besonders die Ziegen, welche bekanntlich keinen Wald aufkommen lassen, so besorgen in den höheren Gebieten Herden verschiedenartigster Zusammensetzung, in denen Ziegen und Schafe der Zahl nach überwiegen, das Zerstörungswerk allsommerlich aufs gründlichste. Wie überall im Kaukasus, wandern auch im Karabagh die Nomaden jedes Jahr aus den Ebenen ins Gebirge; aber nirgends finden diese Wanderungen so lange und so zahlreich statt, wie hier.

Kopfputz der Armenierinnen von Schichaus.
Nach einer Photographie.

In den höher gelegenen Gebieten hat sich der Rasen, der alljährlich bis auf die Wurzel benagt wird, in der Erde zu einem festen Wurzelfilze verwebt, der selbst mit Beil und Messer nur mühsam durchstochen werden kann. Sogar die krüppelhaften Zwerggewächse der hochalpinen Flora werden bis in Höhen von 3400 bis 3700 m hinauf von dem hungrigen Vieh heimgesucht. Am traurigsten und eintönigsten aber ist der Anblick der weiten Flächen des vulkanischen Zentralplateaus, wo man stundenlang unausgesetzt auf dem kurz und dicht gewachsenen, fest aufliegenden Rasen von Polygonum aviculare geht. Saftige, blumenreiche Gebirgswiesen, wie sie in andern Teilen des armenischen Hochlandes so häufig sind, kommen im Karabagh-Gebiete selten vor.

In dem Gürtel von 1500 m Meereshöhe bis zur Baumgrenze nimmt die Vegetation ein immer ärmlicheres Aussehen an. Die Baumgrenze wird in der Regel durch einzelne, verwitterte und durch die Tataren verhackte Hochstämme von Ulmen, Ahorn und Eichen gebildet, meist ohne alles begleitende Gebüsch. Sie steigt in verschiedenen Teilen des Karabagh verschieden hoch hinauf. Am Siarat wurde sie von Radde und Valentin zu 2030 m, am Koschkar-dagh zu 2180 m und beim Ogrudscha-Passe im oberen Kalakent-tschai-Thale zu 2250 m über dem Meere ermittelt.

In der hochalpinen Zone, die man etwa von der Baumgrenze (2200 m) bis zur Schneelinie (3700 m) rechnen kann, fällt vor allem der vollständige Mangel einer Rhododendronzone auf. Daphne glomerata Lam. steigt bis über 3000 m, und zwischen ihren niedrigen, holzigen Trieben fand Radde am Koschkar-dagh noch unscheinbare, schwächliche Exemplare der Heidelbeere in Blüte.

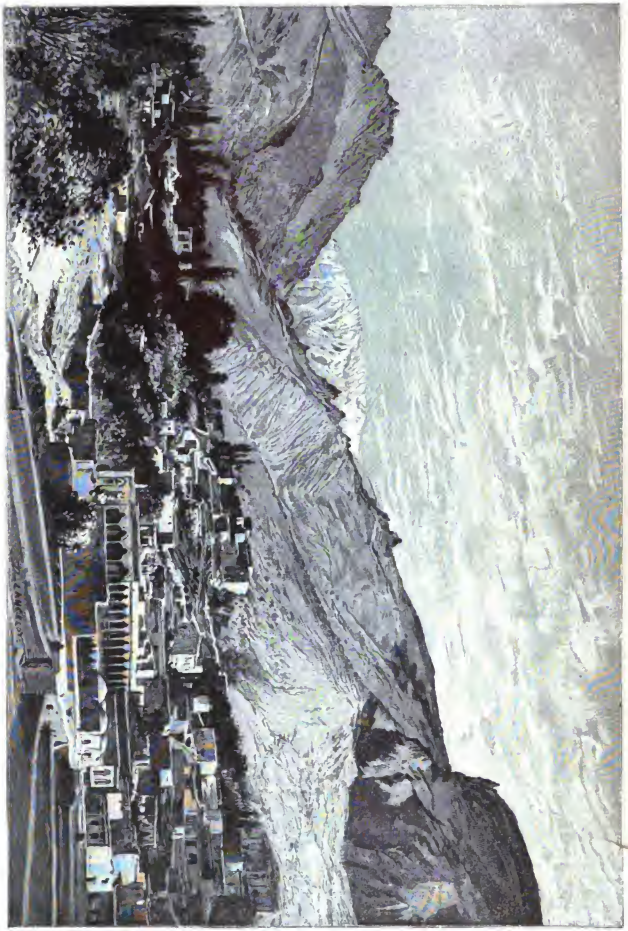
Um die Wälder ist es im Karabagh sehr traurig bestellt. Das meiste, was man so nennt, ist elender, verwirtschafteter Laubholzbestand, in welchem Carpinus betulus, die Eiche nebst verschiedenen Ahornen und Eschen vorwalten. Vorteilhafte Ausnahmen machen nur das mittlere Terterthal und vor allem das Waldthal des lieblichen Tschaifimi; in ihnen sind wirkliche Hochwälder von Eichen und Hainbuchen mit alten, hohen Stämmen in ziemlich geschlossenen Beständen vorhanden. Sonst hat überall das unbarmherzige Beil barbarischer Tataren, um dem Vieh zur Winterszeit ein ärmliches Nagefutter zu verschaffen, die jungen Triebe der Bäume verhackt, und so die Kronen geköpft und die Wälder geschändet. Daß an diesen traurigen Zuständen nicht das Klima, sondern die grauenhafte tatarische Mißwirtschaft schuld ist, erkennt man am deutlichsten an dem herrlichen, reinen Hochwalde in der Nähe des deutschen Kupferwerkes Kedabeg, der jetzt seit über 20 Jahren rationell geschont ist und nicht mehr von der Art des Tataren berührt wird.

Der Ackerbau wird in den warmen und fruchtbaren Ebenen und Thälern mit großem Erfolge betrieben. Vor allen sind es Gerste und Weizen, die überall bis 600 m Höhe gebaut werden und reichliche Frucht tragen.

Ein Werkzeug von wahrhaft urgeschichtlicher Einfachheit ist die hier übliche Pflugschar, die von 20 Ochsen gezogen wird. Beim Pflügen lassen die Bauern auf den geackerten Feldern Steine jeder Größe absichtlich liegen, weil sie die Gewalt des Windes brechen und durch nächtliche Wärmeausstrahlung die Saaten vor Kälte schützen.

Neben dem Ackerbau wird, wie aus den oft erwähnten Nomadenwanderungen schon hervorgeht, auch die Viehzucht in ausgedehntem Maße betrieben.

Digitized by Google



Ansicht von Akstafá. Nach einer Photographie.

Digitized by Google

Freilich gehören gute Rassetiere zu den Seltenheiten, wenigstens bei Rindern und Pferden, weil diese allen Unbilden der Witterung ausgesetzt sind und dabei früh als Lasttiere verwandt werden. Nur hin und wieder begegnet man noch einem jener reizenden, echten Karabagh-Rosse, denen arabisches Blut innewohnt, und die im ganzen Lande einen großen und berechtigten Ruf als Reitpferde von ausgezeichneter Schönheit besitzen.

Unter den übrigen Haustieren spielen Kamele, Dromedare, Schafe, Ziegen und selbst Schweine die Hauptrolle. Wirklich typisch und bösartig jedem Fremden gegenüber aber ist der schlecht genährte Hund, eine Bestie im wahren Sinne des Wortes, der bis auf die schwarze Schnauze ganz die Farbe des Wolfes hat und auch in seinen Eigenschaften lebhaft an Isegrim erinnert. Übrigens hat er mit diesem oft genug hitzige Kämpfe zu bestehen; der Wolf folgt nämlich im Sommer den Herden in die Gebirge nach, und da bewährt sich der starke Tatarenhund allerdings als ausgezeichneter Wächter der ihm anvertrauten Schützlinge.

Von Raubtieren trifft man nicht selten noch auf Panther und Bären. Ihre bevorzugte Beute ist die Bezoarziege, die im Karabagh ebenso verbreitet ist, wie einst Gemse und Steinbock in den Alpen. Im Araxesthal ist sie das Hauptwild; doch wandert sie bis zu Höhen von 3000 m hinauf. Auf dem vulkanischen Zentralplateau machen sich stellenweise die Wühlmäuse sehr bemerkbar, indem sie durch ihre Gänge ein vollständiges Netzwerk anlegen, das sich von oben durch das Fehlen des Grases auf den Gängen verrät.

Raubvögel sieht man sehr oft in den Lüften schweben. In der Regel sind es Turmfalken, Sperber oder Hühnerhabichte, welche in allen Höhen, von 0 bis 3700 m, anzutreffen sind. Im südlichen Teile des Gebietes kann man am frühen Morgen den edlen Frankolinhahn balzen hören, dessen westliche Verbreitungsgrenze gleich oberhalb Bartas im Araxesthale liegt. Der weiße Storch ist im Akrathale sehr gemein; er wohnt hier auf Bäumen, wie sonst sein schwarzer Bruder, weil die niedrigen Wohnungen der Men

Kloster Datio. Nach einer Photographie.

schen mit ihren flachen Dächern zum Bau des Nestes nicht geeignet sind. Von Singvögeln ist vor allem die Hafisnachtigal (Luscinia Hafizi) zu nennen, die ihre lieblichen, unvergleichlichen Weisen zu allen Tageszeiten aus dem Dickicht der Dorn- und Rubusgebüsche erschallen läßt.

Von Kerbtieren machte sich in manchen Jahren die Wanderheuschrecke aufs unangenehmste bemerkbar. Mußten doch im Sommer 1890 aus dem Schuschalschen-Kreise allein nicht weniger als 16500 Mann aufgeboten werden, welche vom 17. April bis 25. Mai unausgesetzt in Thätigkeit waren, um die unglaublichen Mengen dieses Insektes zu vernichten und die Ernte in den Ebenen wenigstens noch teilweise zu retten.

Die Bevölkerung des Karabagh ist ihrer Nationalität nach halb armenisch, halb tatarisch; hinsichtlich ihres religiösen Bekenntnisses sind die Bewohner teils armenische Christen, teils griechische Katholiken, teils Mohammedaner. Die Zahlenverhältnisse bedürfen im einzelnen noch genauer statistischer Erhebungen. Die Volkstrachten sind zum Teil recht interessant; bemerkenswert ist besonders der Kopfputz der armenischen Frauen, wie er auf der Abbildung zur Darstellung gelangt. Es sind dies Frauen von Schichans, einem Dorfe, das südlich vom Chustup gelegen ist. Die Tataren tragen in der Regel lebhaftere Farben als die Armenier; gelbe, grüne oder violette Kostüme sieht man häufig, und nicht selten sind sogar Bart und Fingernägel grellrot gefärbt.

Unter den Industrieen hat neuerdings die Baumwollenkultur einen bedeutenden Aufschwung genommen, und der Karabagh nebst den benachbarten kaukasischen Ländern versieht schon einen beträchtlichen Teil des südlichen Rußland mit Baumwolle.

In der Bergindustrie haben die Kupferwerke von Katar und vor allem die von Kalakent und Kedabeg eine mehr als lokale Bedeutung; die letzteren haben geradezu einen europäischen Ruf. Das Kupferwerk Katar, an dem Mittellaufe des Ochtschi-tschai gelegen, gehört einigen reichen Armeniern aus Akulis, einem Städtchen in der Nähe von Ordubad.

Weit bedeutender als Katar sind die großen Kupfer- und Kobaltwerke von Kedabeg und Kalakent im oberen Schamchor-Gebiet. Sie haben für uns noch ein erhöhtes Interesse, weil sie Plätze deutscher Arbeit und Intelligenz sind; denn die Hütten gehören den Gebrüdern Siemens in Berlin;

Digitized by Google

geleitet werden sie von Direktor William Bolton. Im Verlaufe von 23 Jahren (1867 bis 1889) sind in der Hütte Kedabeg 829 893 Pud Kupfer hergestellt worden mit der Maximalproduktion von 58 057 Pud im Jahre 1889; die Hütte von Kalakent, welche nur mit Wasserkraft arbeitet, erzeugte in einem Zeitraume von 7 Jahren (1883 bis 1889) 152 943 Pud. Seit aber Friedrich Siemens in Dresden, ein Bruder der Besitzer, für den Bedarf der Hütten eine eigene Art Masfut-Ofen konstruiert hat, hat sich die Produktion noch ganz wesentlich gesteigert, so daß man die Gesamtausbeute beider Hütten heute auf 100 000 Pud Garkupfer jährlich berechnet. Mit der Entwicklung der Hütte stellte sich natürlich, wie bei Katar, bald die Schwierigkeit eines ausreichenden und gesicherten Holz- und Kohlenvorrats ein. Zwar hatte die russische Regierung in richtiger Würdigung des Unternehmens der Gebrüder Siemens den Hütten die Waldungen im oberen Schamchorthal zur Verfügung gestellt, welche seitdem rationell gepflegt und geschont wurden. Aber da die Entfernungen der Kohlenmeiler immer größer und die Wege oft unganghar wurden, so reichte bald die große Zahl der Lasttiere nicht aus, um den Bedarf regelmäßig zu decken. Es wurde daher beschlossen, mit einem Aufwande von 800 000 Rubel eine schmalspurige Eisenbahn in die Wälder des oberen Schamchor zu bauen. Dieselbe ist 29 km lang, seit 1884 in Betrieb und endigt bei dem Punkte, wo die Kalakentschai sich in den Schamchor ergießt.

Von den Städten des Karabagh ist Schuscha die größte und bedeutendste. Sie ist die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, gehört zum Gouvernement Elisabetpol und hat nach Valentin 40 000 Einwohner. Es ist eine höchst eigentümliche Stadt, sowohl ihrer Lage als auch ihrer Bauart nach; sie hat ihresgleichen nirgends im Kaukasus, und es dürfte auch anderswo schwerlich etwas Ähnliches zu finden sein. In 1550 m Meereshöhe auf einem Plateau von Kalkstein gelegen, das sich nach Norden hin allmählich senkt und rings von jäh abstürzenden Abhängen begrenzt wird, ist diese von Natur schon uneinnehmbare Stadt durch Menschenhand noch mehr befestigt worden. Eine dicke Festungsmauer, aus dem harten Kalkstein des Plateaus erbaut, umgiebt von allen Seiten die ehemalige Chanstadt. Ihre Zinnen und Verteidigungstürme geraten mehr und mehr in Verfall, aber das alte Thor am Ostfuße steht noch und wird von allen, die auf der alten Straße hierher kommen, passiert. Die Stadt selbst, die sich an den nach Süden ansteigenden Plateau auffaut, hat ein durch und durch asiatisches Gepräge. Die Häuser sind meist drei bis vier Etagen hoch und tragen spitze Giebeldächer, die mit Eisenschindeln gedeckt sind. Von außen sehen sie sehr sauber aus; aber da die Holzarbeit in der Regel schlecht ist, Thüren und Fenster nicht ordentlich schließen, da die Zimmer hoch und groß und die Kamine mangelhaft sind, so herrscht im Inneren während des langen und rauhen Winters eine sehr empfindliche Kälte. Alle Fenster, auch die in den oberen Stockwerken, werden nach altem Gebrauche eng vergittert, so daß jedes Haus eine wahre Festung ist. Unser Brauch schreibt sich noch aus den Zeiten her, wo die Bürger stets auf feindliche Überfälle gefaßt sein mußten. In ganz entsprechender Weise hat auch auf Corsica die Furcht vor der Blutrache die Bauart der Häuser beeinflußt und genau solche festungsartigen Gebäude mit kleinen, schießschartenartigen Fenstern geschaffen (vgl. Globus LX. 134). Das regste Leben herrscht in den Bazaren, deren es zwei, einen armenischen und einen tatarischen, giebt. Hier ist der beste Platz, um die verschiedenen Nationalitäten, die Kostüme und Sitten kennen zu lernen. Die früher in Schusha geräumten Silber- und Emaillearbeiten haben allerdings in den letzten zwanzig Jahren bedeutende Rückschritte gemacht, aber die Teppichweberei ist nach wie vor im vollen Schwunge.

Im Norden Schuschas ist vor allem Ordubad zu erwähnen, ein reizendes Städtchen, das im üppigsten Gartengrün gelegen ist und vornehmlich von schiitischen Mohammedanern, einigen Armeniern und russischen Beamtenfamilien bewohnt wird. Die Stadt ist ganz nach persischem Typus gebaut, wie die meisten dieser Grenzortschaften.

Üppige, grünende Gärten und Plantagen schmücken die ganze Nachbarschaft bis zum nahen Akulis, das die Armenier mit Vorliebe als ihr Klein-Paris bezeichnen (siehe Abbildung). Akulis (d. h. Gartenstadt) ist in der That nicht nur in landschaftlicher Beziehung eine wahre Oase inmitten der Felsenwildnis des Araxesthales, sondern es ist auch der Sammelpunkt europäischer Bildung und Zivilisation. Zahlreiche armenische Großkaufleute und Bankiers haben hier ihre Sommerresidenzen, und es herrscht ein interessantes gesellschaftliches Leben voll der besten geistigen Anregungen.

Migri, der Hauptsitz der Baumwollenkultur, wurde bereits erwähnt; ebenso Astafar mit seinem vorzüglichen Wein. Tschebrail am Südfuße des Siarat ist Hauptstadt des gleichnamigen Kreises.

Auf dem vulkanischen Zentralplateau ist das in der vorigen Nummer abgebildete Gersusch der wichtigste Ort, auf dessen charakteristische, seltsame Umgegend schon oben hingewiesen wurde. Es ist das Hauptstädtchen des Kreises Langezur und macht in dem engen Thalkessel einen merkwürdigen Eindruck.

Südlich von Gersusch liegt das uralte Kloster Tatio, das schon 895 in seiner jetzigen Form existiert haben soll (siehe die Abbildung). Mit seinen mächtigen, festen Gebäuden, umgeben von starken Festungsmauern, giebt es ein typisches Bild von all diesen armenischen Klöstern.

Die Verkehrsmittel des Karabagh liegen noch sehr im argen. Es giebt nur zwei Hauptverkehrsstraßen: die eine verläuft im Araxesthal aufwärts, die andere ist die Poststraße, die von Gersusch aus über Lysogorsk nach Schuscha führt und von da weiter am Ostabhange des Gebirges verläuft, nur über das sicherereiche Terterek in Jewlach beziehungsweise Elisabetpol den Anschluß an die Bahn Poti-Tiflis-Batum zu suchen. In den übrigen Teilen muß der Verkehr auf zum Teil sehr schlechten Pfaden zu Pferde bewerkstelligt werden. Zu Fuße zu reisen, wäre für keinen Europäer ratsam, einmal wegen der wütenden Hunde, die alle Niederlassungen unsicher machen, und dann, weil sonst die Eingeborenen nicht den gebührenden Respekt hegen würden.

Seiner politischen Verwaltung nach stellt der Karabagh den größten Teil des Elisabetpolschen Gouvernements dar. Einstmals ein selbständiges Chanat, ergab das Land sich 1805 an Rußland, wurde demselben 1813 einverleibt und besteht gegenwärtig aus den Kreisen Dschwanschir, Schuscha, Dschebrail, Zangezur und einem Teil des Kreises Dscheonat. Zur Aufsicht über die wandernden Nomaden sind Polizeichefs angestellt, welche während des Sommers im Lande umher ziehen und die Inspektion über je etwa 5000 Zelte haben.

Digitized by Google

Das Verhältnis des Masuren zu seinen Haustieren.

Von Paul Schikowsky. Breslau.

Die Bewohner des südlichsten Teiles der Provinz Ostpreußen, die slavischen Masuren, gehören gleich den Litauern, Kassuben und Wenden zu denjenigen Volksstämmen, die in absehbarer Zeit einer vollständigen Germanisierung entgegengehen. Schon jetzt sind sie mannigfach mit deutschem Blute untermischt, wenn auch nicht gerade in dem Maße, wie es auf der erst kürzlich erschienenen Nabertschen „Karte der Verbreitung der Deutschen", Blatt II, den Anschein hat. Trotzdem vielfach deutsche Namen auf eine jahrhundertelange Besiedelung durch deutsche Einwanderer hinweisen, so haben sich doch deren Nachkommen soweit slawisiert, daß sie, gleich den übrigen Landleuten, sich eines Dialektes des Polnischen bedienen, und erst nachdem der deutsche Unterricht in den oberen Klassen der Volksschulen obligatorisch eingeführt ist, beginnt das Deutsche wieder nach und nach festen Fuß zu fassen. Trotz ihrer polnischen Sprache aber fühlen sich die Masuren als Angehörige des Deutschen Reiches und sehen voll mit Mitleid gepaarter Geringschätzung auf die zu Rußland gehörigen Polen herab.

In Nachfolgendem nun möge es mir gestattet sein, in kurzen Worten das Verhältnis des Masuren zu seinen Haustieren zu skizzieren. Trotz der niederen Kulturstufe, auf welcher derselbe steht, zeigt er dennoch ein tiefes Gefühl für die ihm gehörenden Haustiere und sucht, wenn irgend möglich, ihnen das Leben nach Kräften zu erleichtern und angenehm zu machen, was nicht nur in dem Nutzen, den ihm dieselben bringen, sondern wohl auch in dem Aberglauben, der sich an die meisten der Tiere knüpft, und der großenteils auf altslawische Gebräuche zurückzuführen sein dürfte, seinen Grund hat.

Sowohl was seine Verbreitung als auch seinen Nutzen anbetrifft, steht dem Masuren das Rind obenan. Sein „Kuhchen" geht ihm über alles. Nicht nur, daß er ihm mit Aufbietung aller Mittel, oft sogar auf die Gefahr hin, mit den Eigentumsgesetzen in Konflikt zu geraten, das nötige Futter verschafft, sondern er bezeichnet die Kuh auch mit den rührendsten Kosenamen und spricht von ihr in den Ausdrücken tiefster Hochachtung. Sie „frißt" nicht etwa, wie das Vieh andrer Leute, sondern sie „ißt"; auch thut sie dieses nicht mit dem „Maule", sondern mit dem „Munde". Das neugeborene Kalb wird, besonders in kleineren Wirtschaften, in harten Wintern in die Wohnstube gebracht und dort so lange gehalten, bis sich das Wetter ändert, oder bis das Tier so stark ist, um der Unbill der Witterung auch im weniger warmen Stalle zu widerstehen.

Nur in den Fällen der dringendsten Not, oder bei sicher in Aussicht stehendem Verlust kann sich der Masure zu dem Verkaufe seiner Kuh entschließen. Aber sie lohnt ihm diese Zuneigung auch nach Kräften. Klein und schwächlich von Gestalt, muß sie schon von ihrer frühesten Jugend an ihren Nacken unter das harte Joch beugen, und darf dabei doch nicht die Obliegenheit besser gestellter Kühe, das Milchgeben, vergessen; allerdings ist denn auch ihre Milchergiebigkeit gleich Null; doch liefert sie ihrem Besitzer auch täglich nur ein Liter, so ist er damit schon zufrieden.

Um das Vieh vor dem Beherzt zu schützen, legt der Masure an dem Tage, an welchem dasselbe zum erstenmal auf die Weide getrieben wird, was, wie Töppen in seinem „Aberglauben in Masuren" anführt, gewöhnlich der Tag Mariä Verkündigung (25. März) ist, eine Axt auf die Schwelle des Stalles, so daß jedes Stück Vieh darüber hinwegschreiten muß.

Ein weiteres Mittel gegen das Behexen ist auch folgendes: Am Abend vor Johannis (24. Juni), an welchem die Hexen ganz besonders ihr Unwesen treiben, wird ein Birkenreis an das Innere der Stallthür befestigt. Geschieht dies nicht in der gehörigen Weise, so gelingt es der Hexe dennoch, in den Stall zu gelangen. Man merkt dieses sofort am nächsten Morgen daran, daß der Zweig umgekehrt, d. h. mit dem abgeschnittenen Ende nach oben, hineingesteckt ist. Die Folgen von dem nächtlichen Besuch zeigen sich sofort daran, daß die Milch beim Aufkochen gerinnt. Um der Hexe das Wiederkommen zu verleiden, wird die Milch in einer offenen Pfanne gekocht, darauf auf einen Pfahl in den Hof gestellt und mit Birkenreisern geschlagen; ein jeder Schlag, der auf die Milch fällt, trifft die Zunge der Hexe in empfindlicher Weise.

In einem ähnlich guten, wenn auch, meiner Ansicht nach, lange nicht so innigen Verhältnis wie zum Rinde, steht der Masure zum Pferde. Klein von Gestalt und von durchaus nicht einnehmendem Äußern, ist es dennoch für seinen Besitzer in den Augen seiner Nachbarn ein Beweis seiner Wohlhabenheit; denn nur die besser gestellten Landleute können sich Pferde halten.

Das masurische Pferd bildet so recht ein augenfälliges Beispiel für das Akklimatisationsvermögen dieses Tieres. Mit allen seinen Vorzügen und Mängeln scheint es mit den umgebenden Klima- und Bodenverhältnissen auf das innigste verwachsen. Sein langwolliger Haarpelz leistet ihm im Winter vorzügliche Dienste. Die kleine Gestalt ermöglicht es, daß es auch mit weniger reichlicher und guter Nahrung sich behelfen kann; denn Hafer ist ihm eine seltene Speise und oft monatelang muß es sein Leben mit Kartoffeln und Abfällen aus der Wirtschaft fristen. Sein staunenerregendes Phlegma, um nicht zu sagen Faulheit, beweist, daß es mit seinen, durch mangelhafte Fütterung durchaus nicht übermäßigen Kräften haushälterisch zu Werke geht.

Trotzdem nun, wie aus vorstehendem ersichtlich, das masurische Pferd keineswegs ein Ausbund von Tugend und Schönheit ist, so giebt es dennoch Menschen, deren Neid es erregt und die „mit nicht guten Augen" darauf sehen (die einen bösen Blick haben). Als Gegenmittel hierfür legt der Masure eine alte Sense in die Krippe, oder, wie ich es besonders bei den aus Rußland eingewanderten Philipponen bemerkte, er rührt das Futter mit einem eisernen Gegenstande, z. B. der Scheide eines alten Kavalleriesäbels, durcheinander.

Doch der Masure begnügt sich nicht damit, sein Pferd gegen den bösen Blick zu schützen, sondern er sucht auch durch Höflichkeit sein Wohlwollen zu erringen. So vergißt er nie, dem Pferde ein „schruw!" (zur Gesundheit!) zuzurufen, sobald dasselbe niest. Erkrankt es, so wird ihm Hafer in einem weißen Teller zum Fressen gereicht, doch will ich nicht behaupten, daß dieses Mittel von besonders großer Heilwirkung sei. Dem auf einer Besuchsfahrt begriffenen Landmann gilt das Wiehern des Pferdes als ein Zeichen für die gute Aufnahme seitens des zu Besuchenden.

Gegen den Hund zeigt sich der Masure weniger rücksichtsvoll, als gegen die beiden vorgenannten Tiergattungen, was wohl darin seinen Grund hat, daß er ihm auch weniger nützt. Meistens dient er nur dazu, Haus und Hof zu bewachen und selten nur wird er beim Hüten des Viehes ver-

Digitized by Google

wandt. Außer den allgemein bekannten Eigenschaften schreibt ihm der Mafnre auch noch die Gabe des Geisterscheuens zu: Setzt sich der Hund nieder und beginnt kläglich zu heulen, so ist jemand im Sterben oder soeben gestorben; denn der Hund sieht, wie die Seele aus dem sterbenden Körper in den Himmel entweicht.

Die sonst so harmlosen Hennen können leicht in den Verdacht kommen, mit übersinnlichen Mächten im Bunde zu stehen, wenn es eine ihrer Mitschwestern versucht, wie ein Hahn zu krähen, was bei älteren Tieren öfter vorkommen soll. Kräht nun eine Henne, so bedeutet dieses ein Unglück, und ein mafnrisches Sprichwort sagt: Pfeift ein Mädchen und kräht eine Henne, so freut sich der Teufel in der Hölle (darüber). Um festzustellen, welches der Hühner gekräht hat, wird folgendes eigentümliche Mittel angewandt: Das Tier wird an der der Ausgangsthüre gegenüberliegenden Wand auf den Fußboden gelegt und auf demselben nach der Thür zu gerollt, so daß es bald mit dem Kopfe, bald mit dem Schwanze nach dieser zu liegen kommt. Ist endlich die Schwelle erreicht, und der Zufall will es, daß der Kopf auf derselben liegt, so ist das betreffende Huhn der Übelthäter und wird zur Strafe dafür sofort mit einem Beile enthauptet. So kannte ich eine Frau, die, da mehrere Hennen ihres Hofes gekräht hatten, ihre sämtlichen Hühner auf vorbeschriebene Art köpfte, da bei allen im entscheidenden Augenblick der Kopf nach der Thür zu lag.

Den übrigen, hier nicht aufgeführten Haustieren steht der Mafnre ziemlich gleichgültig gegenüber und ist es mir nicht gelungen, irgend etwas Interessantes hierüber in Erfahrung zu bringen; dagegen will ich es versuchen, in einem späteren Aufsatz das Verhältnis des Mafnren zu einigen leblosen Gegenständen zu charakterisieren.

Des finnischen Pastors Reinholm kulturgeschichtlicher Nachlaß.

Helsingfors, Februar 1892. Durch die schwedische Eroberung Finnlands in dem Zeitraume von 1157 bis 1293 verloren die Volksstämme Finnlands ihre Selbständigkeit und wurden zum Christentum bekehrt. Aber diese Eroberung, welche in religiöser Beziehung von Erfolg war und die Zivilisation ausbreitete, hat uns völlig im Dunkeln über die alten Sitten des unterworfenen Volkes gelassen. Der Gegensatz in dieser Beziehung zwischen Finnland und den benachbarten Ostseeprovinzen ist ein sehr auffallender, denn der tapfere Verteidigungskampf der den Finnen blutsverwandten livischen und estnischen Stämme gegen die deutschen Eroberer ist durch verschiedene Chroniken beleuchtet. Dieser auffallende Unterschied ist wahrscheinlich durch die verschiedene litterarische Entwickelungsstufe der beiden eroberten Völker bedingt worden: die Deutschen standen damals bereits höher in dieser Beziehung, während die Schweden ihre geschichtlichen Erinnerungen mehr der mündlichen Überlieferung anvertrauten.

Wäre die Eroberung Finnlands durch die Schweden ein Jahrhundert später erfolgt, so würde das Schicksal des unterworfenen Volkes sich ebenso traurig wie dasjenige der Liven und Esten gestaltet haben, denn deutsche Lehnsitten hätten dann auch Schweden erreicht. So waren aber, zu ihrem Glücke, die Finnen schon seit 1367 als gleichberechtigte Mitbürger aufgenommen, sie beteiligten sich an den Königswahlen. Und diese Gleichberechtigung bildete bei ihnen das unschätzbare Bewußtsein aus, daß sie an der Zukunft ihres Volkes arbeiteten.

Das reichste Material für die vergleichende Forschung zur Beleuchtung ihrer Heidenzeit haben die Finnen glücklicherweise in ihren Überlieferungen bis auf unsere Tage aufbewahrt. Ein Mann, der die geschichtliche Bedeutung dieser Volksüberlieferungen mehr als jeder andere eingelehen hatte, war Dr. H. A. Reinholm (geb. 1819, gest. 1883). Geschichte des finnischen Volkes, erklärte er, sei nicht nur das Wissen von den äußeren Verhältnissen des Volkes inmitten eines germanischen Reiches während der sechs letzten Jahrhunderte, in welchen das Christentum und die schwedischen Gesetze die Begriffe des Volkes umgestaltet haben; nein, Geschichte seien auch alle die eigentümlichen Sitten, durch welche das finnische Volk sich von andern Völkern unterscheide, und deren Entwickelung durch die Zeiten, und der wohl rohe, aber doch volkstümliche Kultus, den uns Kalevala geschaffen hat. Die ursprünglichen Sitten des Volkes haben sich in der historischen Zeit sicherlich vielfach verändert, doch gab es kaum jemals eine Volkssitte, von der nicht das Bruchstück eines Gedichtes, ein Sprichwort oder auch nur ein bedeutungsvolles Wort noch zu erzählen wüßte, wenn wir nur darauf hören wollen. M. A. Castrén wurde gepriesen für seine Nachrichten von jenen abiterbenden Gliedern des finnischen Volksstammes, die außerhalb der Grenzen Finnlands wohnen, Glieder, deren Gesamtbevölkerung kaum mit dem finnischen Volke zu vergleichen ist. Das finnische Volk selbst bildet die reichste Schatzkammer zur Aufklärung der Vergangenheit des finnischen Volksstammes. Die Nachrichten aber müssen in langwieriger, unermüdlicher Arbeit gesammelt werden und der Sammler selbst muß von Anfang an darauf verzichten, selbst große Werke veröffentlichen zu können.

Dr. Reinholm opferte sein ganzes Leben diesen Forschungen. Nach beendeten akademischen Studien, während welcher er als Amanuensis in der Bibliothek und in dem ethnographischen Museum der Universität zu Helsingfors angestellt war, wurde er 1856 Prediger des Gefängnisses und der lutherischen Gemeinde in der vor Helsingfors gelegenen Festung Sveaborg. In diesem anspruchslosen Dienst verblieb er bis zu seinem Tode und machte sich durch aufopfernde Menschenliebe bekannt. Zufrieden mit den beschränkten Einkünften fand er doch Mittel und Zeit genug zu längeren und kürzeren Forschungsreisen im Lande zwischen dem Bottnischen Busen und Ladogasee. Fortwährend wanderten die Fragebogen des unermüdlichen Forschers in dem ganzen Lande herum; er selbst arbeitete mit Bienenfleiß in den Archiven und Bibliotheken in Helsingfors und forschte die Landleute aus, um sein Wissen zu erweitern. Überall war „Pastor Reinholm“ bekannt und gern gesehen.

Jetzt vor acht Jahren ist die Feder der Hand des edlen Mannes entglitten und der eifrige Forscher ruht in der Erde des Vaterlandes. Seine Sammlungen aber, mehr als 100 Kowvolute, manches so groß, daß es Stoff zu einem dicken Bande enthält, liegen da der Nachwelt überlassen. Archäologische Thatsachen und Beobachtungen finden wir in 3 Kowvoluten; Notizen und Beschreibungen von Burgwällen des Landes in 10 Kowvoluten; kulturgeschichtliche Sammlungen, betreffend die ursprünglichen Verhältnisse, wie Gesellschaft, Obrigkeit, Steuer- und Rechtswesen, Sklaverei, Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Hofmarken, Hochzeit, Taufnamen, Tanz, Spiel, Musik,

Digitized by Google

Wege, Kolonisation u. s. w., in 36 Konvoluten; Sammlungen, betreffend Mythologie und Feste, in 10 Konvoluten; Handelsverhältnisse, wie alte Häfen und Kaufstädte, Märkte, Gilden, Handelswaren, Geld, Serräuberein, Handel als Mittel zur Verbreitung des Christentums u. s. w., in 13 Konvoluten; betreffend die ältesten Spuren des Christentums, dessen Verbreitung durch Handel und Mission, Kirchen an der Küste und im Binnenland, Mischung des Katholizismus mit Heidentum in 5 Konvoluten. Eine Menge Konvolute enthalten außerdem Reisetagebücher, traditionelle und Sagensammlungen, andere sind der Lokal- und der Rassengeschichte, den Zigeunern, den Gefangenen, den Prostituierten, dem Volksschulwesen Finnlands gewidmet. Ein vielseitigeres geschichtliches und menschenfreundliches Interesse ist wohl kaum bei einem einzelnen Mann zu finden gewesen, als bei unserm Reinholm!

Seinem in diesen Sammlungen enthaltenen Programm gemäß veröffentlicht Dr. Reinholm nur selten die Ergebnisse seiner Forschungen. Was er drucken ließ, steht in den Textbeschreibungen Tavastlands und Kareliens in der schwedischen Auflage des Werkes „Das malerische Finnland“ (1845), „Die Ruinen Nabeborgs“ und „Die finnische Riesensage“ (1851), „Taufe und Taufnamen der heidnischen Finnen“ (Akad. Diss. 1853), „Die Stadt Tammerfors“ (1879) und „Die Einführung des Christentums in Finnland“ (1882). Seine nachgelassenen Handschriften, die in dem historischen Museum zu Helsingfors verwahrt sind, bieten aber unerschöpflichen Stoff zur Beleuchtung der Vergangenheit des finnischen Volkes und werden den Namen Dr. Reinholms unvergessen machen. A-n.

Zur Anthropologie der Feuerländer.

Zu seinem 49. Bande hat der „Globus“ (Seite 1, 17 u. 33) einen vorläufigen Bericht über die von der französischen Regierung im Jahre 1882 nach dem Feuerlande gesandte wissenschaftliche Expedition gegeben. Zu erster Linie war die Aufgabe derselben die Beobachtung des Venus-Durchganges; weiter aber war ihren fünf Mitgliedern das Ziel gesteckt, alle geographischen, physikalischen, naturwissenschaftlichen Verhältnisse des Feuerlandes während des Jahres, welches sie an der Orangebai auf der Insel Hoste verlebten, möglichst eingehend zu studieren. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Forschungsresultate liegt jetzt in neun vorzüglich ausgestatteten Quartbänden vor. Der 7. dieser Bände ist speziell der Ethnographie und Anthropologie der Feuerländer gewidmet; die ethnographischen Verhältnisse sind von Hyades, die anthropologischen von Deniker und Testut (Muskelanatomie) bearbeitet [1]).

Drei Stämme bewohnen den Archipel am Kap Horn: 1. die Ona, im Osten der großen, Feuerland im engeren Sinne genannten Insel, sie sind den Patagoniern verwandt, und jetzt auf wenige Hundert Individuen reduziert; 2. die Alakalufs, auf den kleinen nordwestlichen Inseln des Archipels, gleichfalls wenig zahlreich, und 3. die mit den letzteren physisch-anthropologisch nahe verwandten Yahgans im Süden der großen Feuerlandinseln, dem volkreichsten der drei Stämme. Die französische Expedition hatte ihre Station im Gebiete des letzteren Stammes errichtet, und so sind auch die anthropologischen Beobachtungen ganz vorzugsweise an ihm angestellt worden.

Die durchschnittliche Körpergröße der Yahgans beträgt 1,577 m bei den Männern, 1,473 m bei den Weibern (die mitgebrachten Skelette haben nur eine Höhe von 1,514, beziehungsweise 1,414 m). Die allgemeinen physisch-anthropologischen Merkmale des Feuerländer-Typus sind die folgenden: Kleiner Wuchs; großer, verhältnismäßig hoher, mittelbreiter Schädel. Oberansicht desselben an den Schläfen eingezogen, fünfeckig, Augenbrauenwülste vorspringend, Gesicht länglich-eckig, Stirn schmal, niedrig, zurückliegend, Augenhöhlen mittelhoch, Augen klein, braun, Nasenöffnung am kuöchernen Schädel mäßig schmal, Nase konkav, ihre Wurzel schmal, Flügel breit, Spitze stumpf, Mund breit, Lippen dick, mäßige Alveolen-Prognathie, Backenknochen nach vorn vorspringend. — Der Hals ist kurz, der Rumpf lang und cylindrisch, Lendenkrümmung wenig ausgeprägt. Oberextremität verhältnismäßig lang, Unterextremität kurz. Am Oberschenkel ist ein dritter Rollhügel, Tibia immer platyknem (Schienbein sehr schmal). Haare schwarz, straff, gerade, selten wellig, Haarwuchs am Körper spärlich. Haut gelb, bräunlich oder rötlich bei den Männern, etwas heller bei den Weibern.

Diese Merkmale unterscheiden den Yahgan scharf von den benachbarten Stämmen Südamerikas, den Patagoniern, Araucanen, Pampasindianern ꝛc. Alle diese Stämme sind mehr oder weniger brachycephal. Dagegen nähern sich die Yahgans in ihren körperlichen Merkmalen einzelnen zerstreuten Stämmen des mittleren und nördlichen Südamerika, so den Guaraui, den Coroados, Tapuios, Paraguaios, dann den Aimaras in Peru, ganz besonders aber den Botokuden. Auch die alten Schädel von Lagoa Santa, und Pontimeco, sowie die aus den Paraderos am Rio Negro stammenden Schädel haben mit dem Feuerländerschädel große Ähnlichkeit. Deniker kommt zu den Schluß, daß in sehr früher Zeit eine brachycephale Rasse Südamerika in weiter Ausdehnung bewohnt habe, daß dieselbe jedoch später zum großen Teil von eindringenden brachycephalen Stämmen verdrängt worden sei und daß ihre Nachkommen nur noch in isolierten Trümmern existierten. Neben dieser kleinen, metocephalen Rasse läßt sich dann noch eine große brachycephale (Patagonier) und eine kleine brachycephale, breitnasige (Araucaner, Kariben, Pampasindianer) unterscheiden. Die jetzige Bevölkerung Südamerikas zeige zum Teil noch die ursprünglichen Rassenmerkmale unverändert, zum Teil sei sie aus der Mischung der drei Urrassen hervorgegangen.

Beisetzung der Leichen in Schlitten und Kähnen.

Religion und religiöse Gebräuche sind konservativ; sie halten Altertümliches oft mit zäher Starrheit fest, und zeigen uns dann an Überbleibseln aus der Urzeit noch die Vorstellungen derselben, sowie die frühen Stadien in der Entwickelung von Werkzeug und Gerät, über welche hinaus das heutige tägliche Leben bereits weit vorgeschritten ist. Auch bei den Bestattungsgebräuchen gilt der Spruch: „Was grau von Alter ist, das ist ihm göttlich.“ Anutschin zeigt in den Drewnosti (Die Altertümer, Bd. XIV, Moskau 1890), wie die weit verbreitete Anwendung des Schlittens und des Bootes bei Bestattungen einerseits auf die Urform alles Fuhrwerks, anderseits auf gewisse, weit verbreitete primitive religiöse Vorstellungen hinweisen. Ein eingehendes Studium der alten russischen Litteratur zeigt, daß ursprünglich in ganz Rußland der Schlitten als Transportmittel der Leiche beim Begräbnis diente, im Sommer sowohl wie im Winter. Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts wurden die moskowitischen Fürsten und Vornehmen im Schlitten zum Grabe gefahren, und auch jetzt noch besteht dieselbe Sitte bei den Wotiaken, Sirjänen, Tscheremissen ꝛc. Auch außerhalb Rußlands läßt sie sich nachweisen, so in den Alpen, im Jura, in den Karpathen, im alten Ägypten ꝛc. Hier hat die Sitte ein primitives, ursprünglich in allgemeinem Gebrauch befindliches

[1]) Hyades et Deniker, Mission scientifique du Cap Horn. Tome VII. Anthropologie, Ethnographie. Paris, Gauthier-Villars, 1891. 1 Karte, 34 Photogravuren u. Tafeln. 422 S.

Digitized by Google

Gerät, das jetzt nur noch unter ganz besondern Bedingungen gebraucht wird, festgehalten. Noch jetzt beobachtet man bei den Rothäuten die allereinfachste Form des Schlittens, die Schleifen: zwei Baumäste werden an beiden Seiten eines Pferdes angebunden, und die auf dem Boden nachschleifenden Zweige und Blätter dienen zum Aufladen der Bare und zugleich als Sitz des Kutschers. Die Differenzierung des Schlittenkörpers und der Deichsel, die Entwicklung der Schleife zum Schlitten war ein sehr einfacher Schritt. Da, wo es keine Wege giebt, auf moosiger Erde, im Walde, auf wegeloser Heide ist auch jetzt noch der Schlitten das, diesen Verhältnissen am besten angepaßte Fuhrwerk, und darum finden wir ihn in Finnland und Nordrußland Sommer und Winter in ausgedehnter Weise in Anwendung. Erst auf besseren Wegen fand dann die weitere Entwickelung des Schlittens zum Wagen statt.

Auch die Sitte, die Leichen in Kähnen beizusetzen, ist uralt und weit verbreitet. Sehr weit zurück läßt sie sich in Skandinavien verfolgen, wo sowohl die direkte Bettung der Leichen in Kähnen, als auch kahnförmige Steinsetzungen um die Gräber auf gleiche religiöse Vorstellungen hinweisen. Die Sitte, Leichen in Kähnen beizusetzen, findet sich in Rußland, in Polynesien, in Melanesien, bei den Tschinuks, in Nordasien ꝛc. Überall weist sie auf den Glauben hin, daß die Seele ein Wasser, einen Fluß oder See zu überschreiten hat, um zu ihrem jenseitigen Aufenthalt zu gelangen. Die Ägypter brachten ihre Leichen, diese Vorstellung symbolisierend, über den Nil, die Griechen glaubten an Styx und Acheron, selbst unser Ausdruck „abgelegt“ für sterben weist noch auf solchen uralten Glauben hin. S—t.

Ethnographische Bedeutung des Netzmachens.

Das Netzmachen ist einer der ältesten Zweige der Textilindustrie; selbst die Verfertigung so einfacher Gewebe, wie Matten von Gras und Baumrinde, scheint es an Alter zu übertreffen. Aber es ist zugleich eine Kunst, die sich mehr als alle andern durch sämtliche Stufen ihrer Entwicklung hindurch unverändert erhalten hat. Ob alt oder modern, ob mühsam mit der Hand verfertigt oder das Erzeugnis einer verwickelten Maschinerie: der Netzknoten ist genau der gleiche in den Netzen des modernen Fischers und des nackten Wilden. Das Netzmachen scheint in der That eine der wenigen Erfindungen menschlichen Scharfsinnes zu sein, welche frühzeitig zur Vollendung gelangten und sich in allen späteren Zeiten als keiner weiteren Verbesserung fähig erwiesen haben.

Es ist deshalb von Belang, zu erfahren, daß William Churchill trotzdem bei einem melanesischen Volksstamm einen Netzknoten beobachtet hat, der von dem sonst allgemein üblichen vollkommen abweicht. Churchill liefert in Popular Science Monthly (Nov. 1891) einen eingehenden Bericht über diesen Knoten, der durch Abbildungen noch besser veranschaulicht wird. Wir entnehmen demselben folgendes:

Im Westen Neubritanniens, an der Küste der Dampier-Straße, Neu-Guinea gegenüber, wo der melanesische Typus stark durch den papuanischen beeinflußt ist, beobachtete Churchill einen Tages die Verfertigung eines großen Schlagnetzes. Hierbei fielen ihm die ungewöhnlichen Bewegungen der alten Weiber auf, welche die Arbeit verrichteten. Bei näherer Prüfung erkannte er, daß das Netz nicht in der sonst üblichen Weise hergestellt wurde, sondern daß jeder Knoten eine Art Schiffersknoten war, in welchem die vier Enden paarweise herauskommen, jedes Paar auf einer Seite der Schlaffe oder Schleife des andern Paares. Es gelang Churchill, den das Verfahren wegen seiner völligen Neuheit sofort lebhaft interessierte, die Frauen zur Mitteilung ihrer Kunst zu bewegen.

Außer dem Netzgarn (gewöhnlich die Faser der Kokosnußschale, die im Wasser sehr dauerhaft ist) ist der Maschenblock das einzige Werkzeug, das benutzt wird. Es ist dies ein dünner Block aus hartem Holz, dem durch Raspeln die richtige Form gegeben wird; und da diese Werkzeuge nebst langen rhythmischen Erzählungen über die wunderbaren Fischzüge, die mit den auf jedem einzelnen Block verfertigten Netzen gemacht sind, als Familienerbstücke aufbewahrt werden, so bedient man sich zu ihrer Herstellung gewöhnlich des sehr festen und harten Eisenholzes (Casuarina equisetifolia). Die Blöcke sind fein poliert und an den Enden in der Regel mit Eigentumsmarken verziert. Für die Art und Weise ihrer Benutzung und für die ausführlichere Beschreibung des Netzknotens müssen wir auf Churchills illustrierten Artikel verweisen.

Hier sei nur erwähnt, daß diese ungewöhnliche Methode des Netzmachens mehrere entschiedene Vorzüge vor der sonst üblichen hat. Einmal ist der Knoten selbst viel fester als der gewöhnliche Maschenknoten, sodann fällt ein Werkzeug überhaupt ganz weg, nämlich die Nadel; ferner kann das ganze Netz aus einem ununterbrochenen Faden hergestellt werden und ist infolgedessen in allen seinen Teilen gleich stark. Endlich ist auch die Anbringung von Taschen und Gewichten in dem Netz viel einfacher, und der Faden bleibt auch hierbei ununterbrochen. Es ist gar nicht unmöglich, daß diese Methode zu einer Vereinfachung unserer heutigen Netzfabrikation führt.

In Verbindung mit den mannigfachen bemerkenswerten Übereinstimmungen zwischen den amerikanischen Küstenländern am Stillen Ozean und den entfernteren Inseln Melanesiens ist nun die Thatsache von hohem Interesse, daß die einzige Stelle, wo diese Art des Netzmachens sonst noch nachgewiesen wurde, die Westküste von Britisch-Amerika ist. Prof. George Davidson von San Francisco fand bei den Tschincha-au-Indianern von Britisch-Columbia in der Umgegend von Port Simpson Netze von genau derselben merkwürdigen Herstellungsweise. Ähnliche Maschen sollen auch unter den textilen Überresten in den Pfahlbauten der Schweiz entdeckt sein.

Aus allen Erdteilen.

— Die Engländer in Uganda. Über die Besetzung Ugandas durch Kapitän Lugard von der britischen Ostafrika-Gesellschaft hat der „Globus“ (Bd. 60, S. 240) Bericht erstattet. Jetzt liegen neue Briefe Lugards an diese Gesellschaft vom August 1890 vor, datiert aus dem englischen Fort am Ruwenfori, nach denen die kritische Lage Lugards, in welcher er früher sich befand, sich gebessert zu haben scheint. Der Ruwenfori ist der 5500 m hohe Bergriese, den Stanley bei seiner Rückkehr von Emin Pascha im Südwesten des Albert-Nyansa entdeckte.

Die traurigen Streitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken in Uganda, die Unentschiedenheit des schlaffen Königs Mwanga dauerte fort, die Stellung der Mohammedaner gegenüber den Christen wurde immer drohender, Kabarega, der streitbare Herrscher von Unyoro, drohte mit einem Einfalle, so daß Lugard sich genötigt sah, sein Lager bedeutend zu

Digitized by Google

verstärken und in ein Fort umzuwandeln. Im Januar 1891 erhielt er Verstärkung durch Kapitän Williams, der eine Sudantruppe ihm zuführte, wodurch er in den Stand gesetzt war, eine verschiedene Stellung, namentlich gegenüber den ihm feindlich gesinnten „Franzosen“, wie die Katholiken schlechthin genannt werden, einzunehmen. An Munition mangelte es aber den Engländern, und der Händler Stokes, der in deutschen Diensten steht und am Südufer des Viktoria Nyansa große Pulvervorräte hatte, weigerte sich, den Engländern Munition abzutreten.

Nachdem Lugard seine Sudanesen und Sansibariten genügend gedrillt, sein Fort Kampala stark ausgebaut, zog er, vereint mit einer einheimischen Armee und begleitet von seinen Gefährten Williams, Grant und Dr. Macpherson gegen die Mohammedaner und das diesen zu Gebote stehende Hilfscorps Kabaregas. Sie wurden in die Flucht geschlagen, worauf Lugard durch das westliche Uganda zog, das bis zum Albertsee und Albert-Edwardsee hin als äußerst fruchtbar geschildert wird. Man stieß überall auf die Überreste alter Straßen, die jetzt infolge der ewigen Kriege verfallen sind. Besonders schön und fruchtbar sei das Land an den bisher unbekannten östlichen Abhängen des Ruwenzori. Mit den Herrschern wurden Verträge abgeschlossen, die sie der britischen Hoheit unterstellten; bei den durch Emin und Junker bekannt gewordenen Salzminen am Albert-Nyansa errichtete Lugard ein Fort, um dieselben zu monopolisieren; ein zweites Fort wurde am Ostabhange des Ruwenzori erbaut; beide erhielten Besatzung, deren Zweck es ist, die Banyoro Kabaregas, die Feinde der Engländer, in Schach zu halten.

Am Albert-Edwardsee traf Lugard auf die Spuren Emin Paschas und Dr. Stuhlmanns (vergl. oben S. 27), von denen er sagt, daß sie dort die deutsche Flagge entfaltet und ohne Zahlung den Eingeborenen ihre Habe abgenommen hätten. Man wird gut thun, hier mit einem Urteil zu warten, bis von seiten Emins Erklärungen vorliegen. Lugards nächste Sorge war, Kabaregas Macht zu brechen.

— Die Einführung der Einheitszeit (mittlere Zeit des 15. Grades östl. L. v. Gr.) erfolgte am 1. März 1892 im gesamten Dienstbetriebe der österreichisch-ungarischen Kriegsflotte, sowohl am Lande als auf dem Schiffe. Infolgedessen wurde auch im Einvernehmen der politischen Behörde und der Gemeindeämter die mitteleuropäische Zeit in den Städten Pola und Dignano eingeführt.

— Prof. Franz von Löher, der verdiente Geschichtsschreiber und bayerische Reichsarchivdirektor, starb am 1. März 1892 zu München. Löher war ein ungewöhnlich vielseitiger und anregender Mann, ein getreuer Eckehard des Deutschtums, den seine ausgebreiteten Reisen dazu führten, sich auch mit der Völkerkunde zu befassen. Er war geboren am 15. Oktober 1818 zu Paderborn und bereiste 1846 bis 1847 Nordamerika, wo sein von gründlicher Forschung und starkem Nationalbewußtsein zeugendes Werk „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika“ (Cincinnati 1847) entstand. „Während der Ausarbeitung“, sagt er in der Vorrede, „wurde mir das Bewußtsein immer gebieterischer, daß die Deutschen in Amerika eine höhere Bestimmung haben, als zum Verzehr der Yankees und als Völkerdünger zu dienen.“ Im Jahre 1855 wurde Löher durch König Max nach München berufen, wo er fortan blieb und eine rege litterarische Thätigkeit entfaltete. Abgesehen von seinen geschichtlichen Arbeiten schrieb er als an dieser Stelle erwähnenswert: „Die Magyaren und andere Ungarn“ (Leipzig 1874), Griechische Küstenfahrten (Bielefeld 1876), Kretische Gestade (Bielefeld 1876). Ein Besuch auf den Kanarischen Inseln führte ihn zu dem mißglückten Versuch, die Urbewohner (Guanchen) mit den Vandalen identifizieren zu wollen (Kanarische Reisetage 1875). Einzelne Aufsätze ethnographischen und kulturgeschichtlichen Inhalts veröffentlichte er im Ausland und im Archiv für Anthropologie.

— Matadi, am linken Ufer des unteren Kongo, wurde 1885 als Posten von den Agenten der Kongogesellschaft besetzt, hat sich aber seitdem zu einem blühenden Orte entwickelt, der jetzt schon zu den bedeutendsten Werkstätten Afrikas zählt. Dieses verdankt es namentlich dem Bau der Kongobahn, die ihren Ausgang von Matadi nimmt. Wie wir der Zeitschrift Le Congo illustré vom 28. Februar 1892 entnehmen, schlossen sich an jene ersten Agenten bald holländische, portugiesische, französische und belgische Handelshäuser an; die Eisenbahngesellschaft nahm 1889 hier ihren Sitz und nun erfolgte mit der Errichtung der Werkstätten und Warenlager, mit der Herstellung des Bahnhofes und der Landebrücken ein gewaltiger Aufschwung. Fast alle europäischen Völker, selbst Griechen, sind dort vertreten und von Negerarbeitern: Sansibariten, Haussa, Guineaneger, Senegalesen. Matadi, welches 1889 erst 19 europäische Einwohner hatte, zählt deren jetzt etwa 300 und 3000 Neger.

— Deutsche Auswanderung 1891. Hierüber ist vom Reichskommissar für das Auswanderungswesen dem deutschen Reichstage ein Bericht zugegangen, der für das Jahr 1891 eine erhebliche Zunahme gegen das Vorjahr aufweist. Es wurden über die Häfen Hamburg, Bremen und Stettin im Jahre 1891 289 225 Personen, 45 934 mehr als im Vorjahre, befördert. Zu dieser Zunahme hat die Auswanderung der aus Rußland ausgewiesenen Juden bedeutend beigetragen. Von den Auswanderern des Jahres 1891 gingen über Bremen 139 821, über Hamburg 144 239 und über Stettin 5165 Personen. Unter den insgesamt beförderten 289 225 Personen kamen 93 145 aus Deutschland; von diesen gehörten ihrem Berufe nach an 14 681 (15,7 Proz.) der Landwirtschaft, 16 761 (18 Proz.) der Industrie, 5172 (5,6 Proz.) dem Handel und Verkehr, 28 703 (30,8 Proz.) dem Arbeiterstande, andern Berufsarten 1130 (1,2 Proz.), ohne Beruf oder Berufsangabe waren 26 698 (28,7 Proz.). Von den deutschen Auswanderern kamen 66 180 auf Preußen (besonders Posen, Westpreußen und Pommern), 7112 auf Bayern, 3875 auf Sachsen, 4349 auf Württemberg u. s. w. Die ganz überwiegende Mehrzahl der deutschen Auswanderer (88 470) gingen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika; nur wenig kommen andere überseeische Länder in Betracht, am meisten noch Brasilien, wohin nur 1652 gingen und Australien mit Polynesien mit 428 Auswanderern.

Die nichtdeutschen Auswanderer (196 080), welche über die genannten deutschen Häfen auswanderten, stammten vorzugsweise aus Rußland (109 515), Österreich-Ungarn (55 196) und Skandinavien (9730). Auch von ihnen ging die überwiegende Mehrzahl (174 664) nach den Vereinigten Staaten. Der Bericht erwähnt auch, daß 314 Personen als mittellos (Pauvers) von den Vereinigten Staaten zurückgeschickt wurden.

— Prof. Belucci's Amulettsammlung, die auf der internationalen Ausstellung in Paris zu sehen war, ist von ihm selber beschrieben worden (Journ. Americ. Folk-Lore, Vol. IV, Nr. 13), danach umfaßt dieselbe nicht weniger als 412 Stück. Als Belucci einst mit Detor in einem Wagen fuhr, bemerkte er, wie der Kutscher ein Stückchen Dachsfell an seiner Peitsche befestigte und erfuhr nun, daß dieses Wagen und Pferde gegen alle Gefahr sichere. Dieses brachte ihn auf die Idee zu seiner Sammlung, die sich in Perugia be-

Digitized by Google

findet. Dieselbe enthält 32 Amulette, die gegen Blitz schützen (Donnerkeile u. s. w.), 14 gegen Schlangenbiß (natürliche durchbohrte Kiesel, Serpentin), 6 gegen Gift (Rhinozeroshorn, Pfefferholz), gegen Mierenleiden (Nephrit, Saussurit, Jaspis), 149 gegen das böse Auge (namentlich Korallen in Hand- und Phallusform, Hahnensporen, Maulwurfsfüße), 39 gegen Hexerei (Bernstein, Dachshaut), 29 gegen Blutfluß (Blutstein, Karneol), 49 gegen Eingeweidewürmer (Madreporen und andere fossile Reste), gegen Hagelschlag (Alabasterperlen, Münzen mit Bildnis des heiligen Benedikt), gegen Zahnweh (Dentalienschalen, die wie aus Elfenbein aussehen), gegen Hämorrhoiden (Rhinozeroskauen), gegen Kummer (Granatbroschen von Witwen getragen), gegen Epilepsie (Stückchen von Menschenschädeln), gegen Hundswut (Hunde- und Wolfszähne), gegen Schiffbruch (Münzen mit dem Bilde des heiligen Georg), gegen Schlagfluß (Münze mit St. Andreas), gegen Kindbettfieber (Elfenbeinplatte), gegen Viehseuchen (Münze mit St. Antonius), um Jagdglück zu erlangen (getrocknete Eidechsen mit gespaltenem Schwanz), zum Schutze der Augen (Schwalbensteine, gefunden in Schwalbennestern), um die Milch ergiebig fließen zu lassen (Milchglas, Perlmutter), gegen Fieber und Steinbeschwerden (Schneckenschalen), gegen Warzen (altbyzantinische Münzen), um das Zahnen zu erleichtern (Schweinezähne), zur Beförderung der Menstruation (rote Korallen), gegen Geburtsschmerzen (pietra gravida, natürliche Konkretionen aus Thoneisenstein).

— Farbe der Augen und Haare der Japaner. Über dieses Thema liegen nach einem Berichte Collignons (L'Anthropologie 1891, T. II. Nr. 6) Beobachtungen vor, welche Lefèvre, früher Professor an der Militärschule von Tokio, angestellt hat. (Schon früher hat Lefèvre Studien über die Pigmentierung der Ainos in der Revue d'Anthropologie 1889 veröffentlicht.) Seine Beobachtungen erstrecken sich auf 2361 Individuen, 1751 Männer und 610 Frauen. Sowohl die Augen als die Haare sind fast immer stark pigmentiert; die Iris war bei 9,10 Proz. der Beobachteten dunkel', bei 9,3 Proz. mitteldunkel und nur bei 0,7 Proz. hell darunter in 13 Fällen, also bei nur 0,5 Proz. aller Beobachtungen blau). Noch dunkler ist die Haarfarbe, nämlich bei 99,7 Proz. aller Beobachteten dunkel Lefèvre giebt sie bei 13,7 Proz. als schwarz, bei 86 Proz. als dunkelbraun an). Mitteldunkles Haar fand sich nur bei drei Individuen (bei 0,15 Proz.), ebenso in drei Fällen (0,15 Proz.) helles (rotes) Haar; blondes Haar wurde überhaupt nicht beobachtet.

Lefèvre glaubt gewisse Verschiedenheiten in der Haar- und Augenfarbe zwischen den Bewohnern des allernördlichsten Teiles von Nipon und denen der übrigen Insel gefunden zu haben. Fast überall finden sich die Hellen an der Ostküste, in verhältnismäßig etwas größerer Anzahl als an der Korea zugewendeten Westküste, nur ganz im Norden, in der Provinz Tosando, sollen die Hellen im Westen etwas häufiger vorkommen. Zu den zwei Distrikten dieser Provinz, in Rikuoku und Ugo, die gerade Korea gegenüber liegen, sollen sich auch die Länder von denen der übrigen Japaner durch hellere Hautfarbe, durch etwas helleres, kastanienbraunes Haar und den Mangel der charakteristischen Bildung des Mongolenauges auszeichnen, während diese Unterschiede bei den Erwachsenen verschwinden. Collignon glaubt, eine Mischung mit europäischem, oder mit koreanischem Blut ausschließen zu können, und deukt an Rassendifferenzierung. Indessen mahnen die niedrigen Zahlen des Vorkommens der Hellfarbigen doch zu großer Vorsicht. Wenn bei 2361 Individuen überhaupt nur 17 mal helle Augen, und nur 3 mal helles Haar beobachtet worden ist, so kann man aus der etwas ungleichen Verteilung dieser wenigen Befunde in den verschiedenen Teilen eines großen Landes doch nicht recht auf Rassenverschiedenheit schließen; der Zufall der kleinen Zahlen gestattet solche Schlüsse nicht. S—t.

— Die Hebungen und Senkungen der nordamerikanischen Küste des Atlantischen Ozeans waren der Gegenstand eines Vortrages von Prof. Mc Gee vor der American Association. Danach stand in der pleistocänen Periode das Land zwischen 100 m und 250 m unter seiner jetzigen Höhe. Gleich nach dieser Periode hob sich aber das Land um 100 bis 200 m über seine jetzige Höhe und die Ufer des Atlantischen Ozeans und Merikanischen Golfes zogen sich nun 160 bis 800 km von ihrer gegenwärtigen Ausdehnung zurück. Später sank das Land wieder und die Wasser drangen so weit vor, daß ihre Begrenzung nahezu dieselbe war wie heute. Dann folgte ein neuer Einbruch des Ozeans und des Golfes; da, wo heute Washington steht, war überall Meer und ebensoweit nördlich und südlich davon. Während dieser Zeit wurde die aus Lehm und Blöcken bestehende Kolumbische Formation jener Gegend abgelagert. Am Schlusse der Kolumbischen Periode hob sich das Land abermals und stieg um 30 bis 60 m höher als es gegenwärtig liegt. Flußkanäle reichten damals 80 bis 120 km über die jetzige Küstenlinie hinaus, da, wo heute Meer flutet. Alsdann begann die letzte, heute noch andauernde Periode des Sinkens des Landes.

— Die Jagd auf Paradiesvögel in Kaiser Wilhelmsland ist, damit der Ausrottung dieser prachtvollen Vögel vorgebeugt werde, von seiten des kaiserlichen Kommissars durch einen Erlaß vom 11. November 1891 geregelt worden. Die Ausübung der Jagd ist von den kaiserlichen Beamten zu genehmigen; sie steht unter Aufsicht und die gewerbsmäßige Jagd wird besonders geregelt. Zuwiderhandlungen werden mit einem Monat Haft oder Geldstrafe bis zu 1000 Mark bestraft.

— Die Regierungsschule zu Klein-Popo im deutschen Togoland steht unter dem Lehrer Koebele, welcher nach seinem Berichte von Dezember 1891 dort recht gute Ergebnisse erzielt hat. Im Durchschnitt wird die Schule von 65 Kindern besucht, die in zwei Klassen mit je täglich dreistündigem Unterricht verteilt sind. Im Lesen kamen die Kinder so weit, daß sie nach drei Wochen schon zweisilbige Wörter lasen; selbst schwierige Buchstaben lernten sie bei ihrem bekannten Nachahmungstriebe bald schreiben. Die Aussprache des Deutschen verursacht ihnen Schwierigkeiten, vor allem das z, ch und sch, sowie Konsonantenverbindungen (gl, tl, gr u. a.). Die Schüler lernen zuerst deutsch grüßen, dann die Gegenstände in der Schule, Körperteile, Kleidungsstücke, die Namen von vorgezeigten Bildern. Auch den gewonnenen Wörtern werden Sätze gebildet. Die Anschauungsbilder machten ihnen große Freude und das Verständnis von Bildern, wie z. B. das Häusermeer von Berlin, war ein sehr gutes. Die Schüler zeigen sich sehr wißbegierig, sind recht gute Sänger und Turner. Hinter gleichaltrigen deutschen Kindern stehen sie allerdings zurück, doch nicht in dem Maße, wie gewöhnlich angenommen wird. Leider haben sie Hang zum Stehlen und Lügen, was Bestrafungen nötig machte. Den Eltern liegt viel daran, daß ihre Kinder in der Schule deutsch lernen, sie halten dieselben durchschnittlich zum regelmäßigen Schulbesuch an. Lehrer Koebele hofft, daß er mit der Zeit gute Ergebnisse erzielen wird.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 14.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Reise durch die Cockscomb Mountains (Honduras).

Von Dr. K. Sapper. Coban.

Durch das Innere von Britisch-Honduras ziehen sich, in den Grenzgebieten Guatemalas beginnend, die Cockscomb Mountains hin, eine breite, allmählich aufsteigende Bodenwelle, aus welcher das fließende Wasser Thäler und Schluchten, steile Hügel und mehr oder minder bedeutende Bergzüge herausgemeißelt hat. Aus der Ferne gesehen, bieten diese eigentümlichen Bergformen, unter denen kaum da und dort einmal ein einzelner Gipfel sich bestimmt und scharf abhebt, einen merkwürdigen Anblick, da trotz der großen Zahl einzelner Erhebungen doch die Kammlinie (wenigstens im Süden) äußerst einfach verläuft. Längst hatte dies Gebirge meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und als ich mich im April 1891 in Livingston aufhielt, beschloß ich, einen Ausflug in die Cockscomb Mountains zu unternehmen. Ich mietete ein Segelschiffchen, das mich mit meinen drei indianischen Trägern wohlbehalten nach Punta gorda brachte; ohne mich in dem sauberen, aber wenig bedeutenden Orte länger aufzuhalten, als zur Ergänzung meiner Vorräte notwendig war, brach ich am nächsten Morgen (den 13. April) unverzüglich auf und wanderte den fernen Bergen zu. Eine kurze Strecke führte mich mein Weg der Meeresküste entlang, dann ging es landeinwärts an mehreren großen Zuckerpflanzungen vorbei, deren Gebäude, inmitten der grünenden Zuckerrohrfelder am Fuße isolierter Hügel gelegen, einen gar freundlichen Anblick gewährten, und um die Mittagszeit, als die Sonne ihre sengenden Strahlen nahezu senkrecht auf den Wandersmann niedersenden begann, nahm mich der dunkle Schatten des Waldes auf, welchen ich mit Ausnahme sehr spärlicher Lichtungen auf der ganzen Reise durch die Cockscomb Mountains nicht wieder verlassen sollte. Gewaltige Wälder bedecken die Küstenebene und das Gebirge von Britisch-Honduras, Wälder von Laubholzbäumen, unter deren mächtigen Kronen zahllose schlanke Palmen sich erheben, während dichtes Unterholz das Erdreich bedeckt und schlingende Gewächse an Busch und Baum emporranken, nicht selten finden sich auch wilde (oder verwilderte?) Kakaobäume in diesen Wäldern und ich verlor gar manche Viertelstunde auf meiner Wanderung, da meine Träger allenthalben, wo sie Kakaofrüchte entdeckten, Halt zu machen pflegten, die Bäume erkletterten und abernteten. Dann und wann kam uns auch jagdbares Wild zu Gesicht und es gelang meinen Indianern auf dieser Reise einmal, ein junges Wildschwein (Jabali) zu erbeuten, welches sie im Laufe einholten und mit den Händen erwürgten. Abgesehen von derartigen kleinen Vorkommnissen aber war die ganze Wanderung von Punta gorda bis Cajabon, dem ersten Dorfe der Alta Verapaz, ungemein eintönig, da menschliche Ansiedelungen in diesen Gegenden äußerst spärlich sind und demgemäß auch der Verkehr auf diesen Wegen ein schwacher ist.

Nachdem wir die mehrere Meilen breite Küstenebene durchquert hatten, erreichten wir am Nachmittag des 14. April auf einer der ersten Anhöhen der Cockscomb Mountains das Dorf San Antonio Nuevo (115 m), wo wir bis zum nächsten Morgen verweilten. Die Bevölkerung dieses Dorfes besteht ausschließlich aus Indianern, welche einen Mayadialekt als Muttersprache reden; auch die Kenntnis der Kekchisprache ist fast allgemein verbreitet und manche Indianer sind auch des Spanischen mächtig. Die verschiedenartigen Gesichtstypen der Bewohner verraten alsbald, daß die Bevölkerung aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt sein müsse, und die Vorgeschichte des Dorfes und seiner Bewohner weist klar und deutlich die Zuwanderung und Assimilation von Kekchiindianern zum herrschenden Mayastamme nach, wie wir im folgenden zeigen wollen.

Im Südosten des Departamento Petén liegt das Dorf San Luis, früher eines der volkreichsten von Nordguatemala. Als um die Mitte der siebziger Jahre eine Blatternepidemie ausbrach, welche eine sehr bedeutende Zahl von Todesfällen zur Folge hatte, wanderten viele Indianer, eingeschüchtert durch die große Sterblichkeit, in andere Dörfer des Petén aus, so daß außer den wenigen Ladinos des Dorfes nur noch eine geringe Anzahl von Mayafamilien in San Luis zurückblieb. Der Zuzug etlicher Kekchifamilien aus Cajabon

Digitized by Google

und San Pedro Carchá füllte die entstandene Lücke einigermaßen aus und nach wenigen Jahren war die Mayasprache bereits wieder allgemein herrschend, während die Kekchisprache fast nur noch im Verkehr nach außen, z. B. mit durchreisenden Kekchíindianern gesprochen wurde. Bald aber trat eine neue Änderung im Stande der Bevölkerung von San Luis ein: im Jahre 1883 begannen etliche Indianer, überdrüssig der Arbeit, zu welcher sie durch die guatemaltekische Obrigkeit nach den Bestimmungen der bestehenden Gesetze (gegen Bezahlung) verpflichtet wurden, ins Gebiet von Britisch-Honduras auszuwandern, da dort keine derartigen Gesetzesbestimmungen gelten und die Indianer lediglich zur Bezahlung der festgesetzten Steuern verbunden sind. Sie gründeten ein Dorf (San Antonio), welches unter ähnlichen Verhältnissen stand, wie ihr Heimatsdorf San Luis, auf einem Bergrücken von ähnlicher Höhenlage, Oberflächenform und geologischer Beschaffenheit, inmitten von Urwäldern, welche denselben Vegetationscharakter, dieselben Gewächse aufweisen, wie die Wälder ihrer ursprünglichen Heimat. Die Bevölkerung von San Antonio erhielt bald neuen Zuzug aus San Luis, indem andere Indianer mit ihren Familien dem Beispiel der ersten Auswanderer folgten, teils aus demselben Grunde wie diese, teils aber auch in der Absicht, sich eingegangenen Verpflichtungen gegen Privatpersonen zu entziehen. Es ist nämlich in Guatemala Gebrauch, den Arbeitern Geldvorschüsse zu gewähren, welche diese durch ihre Arbeit zurückzuerstatten haben. Da aber in Britisch-Honduras keine persönliche Haftpflicht besteht, so entziehen nicht selten aus den Grenzgebieten Guatemalas die Schuldner auf britisches Gebiet, wo sie sich sicher vor Auslieferung und gerichtlicher Verfolgung fühlen können. Nicht lange sollten die Bewohner von San Antonio im ruhigen Besitze ihres Dorfes bleiben, vielmehr mußten sie im Jahre 1890 auf Betreiben der britischen Behörden ihre Wohnstätte tiefer ins Innere der Kolonie verlegen; am 6. Juni 1890 wurde die englische Flagge in „San Antonio Nuevo“ gehißt und im Februar 1891 siedelten die letzten Bewohner von „San Antonio Viejo“ in ihre neue Heimat über. Ein Vergleich zwischen den Naturverhältnissen des alten und neuen Dorfes spricht zu Ungunsten des letzteren und ich entnahm aus den Bemerkungen der Indianer, daß sie die Übersiedelung keineswegs freiwillig unternahmen. Als Grund für dieselbe wird angegeben, daß dadurch den Indianern der Handelsverkehr mit Punta gorda erleichtert werde. Ganz unwahrscheinlich ist es nicht, daß die Übersiedelung in dieser Absicht angeordnet wurde, denn es steht zu erwarten, daß die Indianer infolge der kürzeren Verbindungen mit dem Hafenplatze sich rascher an die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten der europäischen Zivilisation gewöhnen werden und zur Befriedigung derselben sich genötigt sehen würden, Arbeit (z. B. in den nahen Zuckerpflanzungen) zu suchen; man liebt es ja in der Gegenwart, den Egoismus durch ein Mäntelchen von Humanität zu verdecken und den „Wilden“ zunächst mit den „Segnungen der Zivilisation“ zu beglücken, um ihn zunächst in wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen und auf diesem Umwege zur Arbeit zu zwingen. Ganz unwahrscheinlich ist es nicht, ich wiederhole es, daß die Verlegung des Dorfes San Antonio auf Grund solcher Erwägungen beschlossen wurde; wahrscheinlicher aber scheint es mir, daß dieselbe aus politischen Rücksichten geschah; denn die Grenzlinie von Guatemala und Britisch-Honduras ist nicht in ihrem ganzen Verlaufe durch Grenzpfähle festgelegt, so daß es zweifelhaft sein konnte, ob San Antonio Viejo wirklich innerhalb des britischen Gebietes liege oder aber noch in Guatemala, wie die Guatemalteken behaupteten. Die Verlegung des Dorfes nach dem jetzigen Platze war daher ganz angezeigt, um allen politischen Zwistigkeiten vorzubeugen, welche aus dieser Frage hätten entstehen können.

San Antonio Nuevo bot zur Zeit meines Besuches noch einen ziemlich ungastlichen Eindruck: Das Fehlen aller Fruchtbäume und Kulturgewächse, welche sonst in der Umgebung der Indianerhütten allgemein zu finden sind, die frisch gerodeten Lichtungen, die neu errichteten Gebäulichkeiten, der Mangel gründeter Fruchtfelder und Fluren in der Umgebung ließen den Anblick dieses Dorfes minder freundlich erscheinen, als solche indianische Niederlassungen für gewöhnlich sind. Immerhin aber sind die Bewohner bereits mit allem Nötigen versehen und auf dem Rücken des Hügels stehen auch schon das Rathaus und die Kirche, welche sich durch ihre Größe von den übrigen Gebäuden auszeichnen. Währenddem aber eine Bank und ein Tisch das gesamte Mobiliar des Rathauses ausmachen, ist die Kirche weit reicher ausgestattet und weist außer zahlreichen Heiligenfiguren drei gute alte Kirchenglocken auf, in deren Besitz das Dorf auf nicht ganz gesetzliche Weise vor kurzem gekommen ist. Eines schönen Tages (im Frühjahr 1891) erschienen die Männer von San Antonio urplötzlich um die Mittagszeit in ihrem ehemaligen Heimatsdorfe San Luis, eilten schnurstracks auf die Kirche zu, drangen mit Hilfe von Leitern in dieselbe ein, holten das hölzerne Standbild des Heiligen Ludwig und die Glocken der Kirche und kehrten mit ihrem Raube nach Hause zurück, ohne Widerstand zu finden, da die Bewohner von San Luis um jene Tagesstunde in ihren Maisfeldern beschäftigt waren und auch der Comisionado politico des Bezirks sich zufällig nicht im Dorfe befand. Die Leute von San Luis waren begreiflicherweise sehr erbost über dies Ereignis, schicken sich aber mit stoischer Ruhe in das Geschehene, kauften neue Glocken und eine neue Heiligenfigur, schöner und besser, als sie zuvor besessen hatten und ließen die Leute von San Antonio in ungestörtem Besitze ihres Raubes.

Nachdem ich die Kirche von San Antonio Nuevo mit ihren Sehenswürdigkeiten besichtigt und in einige Wohnhäuser eingetreten war, um mir die Einrichtung derselben zu betrachten, setzte ich am nächsten Morgen mit meinen drei indianischen Trägern meine Reise fort; die erste Nacht brachte ich in einer der noch wohlerhaltenen Hütten von San Antonio Viejo (290 m) zu, die folgenden in meinem Zelte, das wir irgendwo an einer geeigneten Stelle des Waldes aufschlugen; der Weg führte bergauf, bergab über zahlreiche Flüsse und Bäche, immer aber im Schatten des Urwaldes dahin; die Berge waren von geringer Höhe, aber zahlreich und wiesen ziemlich steile Böschungen auf, so daß die Wanderung im allgemeinen doch ziemlich anstrengend war.

Am Vormittag des 18. April kam ich in San Luis (415 m) an, wo ich mich (zur Ergänzung der Lebensmittel) eine Zeitlang aufhalten mußte. San Luis ist gegenwärtig ein unbedeutendes Dorf, dessen Häuser auf dem Rücken und an den Hängen eines aus Thonschiefern und Kalkbänken zusammengesetzten Hügels zerstreut liegen. Die gesamte indianische Bevölkerung (es leben im Dorfe noch zwei guatemaltekische Beamte und zwei Mexikaner, welche als politische Flüchtlinge dorthin gekommen sind, als die einzigen Mischlinge) besteht gegenwärtig mit Ausnahme einer einzigen Mayafamilie aus Kekchí-Indianern; es ist bemerkenswert, wie rasch dergleichen ethnographische Veränderungen hier zu Lande vor sich gehen. Veränderungen, welche binnen weniger Jahrzehnte bedeutsame Verschiebungen der Sprach- und Stammesgrenzen zur Folge haben. Wenn schon übrigens zur Zeit die Kekchísprache in San Luis herrschend geworden ist, so ist doch auch die Kenntnis des früher gebräuchlichen Mayadialekts noch vielfach verbreitet und in manchen Sitten und Gebräuchen spricht sich de-

Digitized by Google

Mayaeinfluß noch deutlich aus, wie ich namentlich bei Gelegenheit einer Trauung wahrnehmen konnte, da ich nach dem Zivilтrauakt mit dem Comisionado político des Dorfes in das Haus des Brautpaares eintrat und eine Weile als Gast der häuslichen Feier beiwohnte. Da San Luis kein Pfarrdorf ist, fand keine kirchliche Trauung statt, dieselbe wird aber nachträglich gehalten werden, wenn der Pfarrer von Petén das Dorf besucht, was alle Jahre einmal geschieht. Es ist dies jedesmal ein großes Fest für die guten Dorfbewohner, denn die Indianer haben trotz (oder wegen?) der sehr dürftigen Kenntnisse, welche sie vom christlichen Glauben haben, sehr viel Sinn für jede Art religiöser Zeremonien; sie haben vor denselben ebenso viele Ehrfurcht, als vor ihren Heiligenbildern, welche heutzutage bei ihnen dieselbe Rolle zu spielen scheinen, wie die Götzenbilder in der heidnischen Vorzeit.

Am 20. April setzte ich meine Reise fort und heimwärts ging es mit beschleunigten Schritten, allzeit im Schatten des Urwaldes. Der Weg, den wir in den nächsten Tagen gingen, dürfte im großen Ganzen mit der Marschroute zusammenfallen, welcher Ferdinand Cortez mit seinem Heere auf seinem berühmten Zuge nach Honduras beim Durchwandern dieser Gegenden (Ostern 1525) gefolgt sein mag. Freilich ist aus der Beschreibung des Cortez [1]) von dem ganzen Wege von Tobasco bis Nito am Golf von Amatique nur die Inselstadt Flores mit Sicherheit wieder zu erkennen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Cortez vom See von Petén aus in südöstlicher Richtung weiter marschierte, in der Gegend von San Luis das Gebirge überschritt, und nach dem (bei Hochwasser sehr schwierigen) Übergange über den Cancuén (Rio S. Ysabel) wieder südostwärts weiterzog. Er überschritt den Rio Sarstoon, welcher damals — wenigstens in seinem Unterlaufe — Yasa (wohl Yaxha, d. h. „Grünes Wasser") hieß, mit Hilfe von Nachen und erreichte nach mühseliger Gebirgswanderung in der Nähe von Livingston den Rio Dulce, von wo aus er in Bälde in Nito, dem Endziel seines Zuges, eintraf.

Daß der Weg, welcher heutzutage von San Luis aus südwärts über das Gebirge führt, schon zur Zeit des Cortez bestanden habe und von diesem großen Heerführer begangen wurde, möchte ich nicht behaupten; ich lege auch kein Gewicht darauf, daß ein Bach an diesem Wege seinen Namen („Chajcortés") führt, denn der Name des Cortés ist den Indianern durch ein christliches Taufspiel, das so benannt ist, wohlbekannt, obgleich die Erinnerung an die Person selbst völlig aus ihrem Gedächtnis geschwunden ist. Dagegen scheint es mir in Anbetracht der topographischen Verhältnisse wahrscheinlich, daß Cortez' Weg im wesentlichen dieselbe Richtung einhielt und dieselben Gegenden durchzog, wie denn auch seine Beschreibung sehr wohl auf die physischen Naturverhältnisse des gegenwärtigen Weges paßt. Die Schilderung ist von kraftvoller Einfachheit und großer Wahrheit; eine Übertreibung läge sofern Cortez wirklich denselben Weg gemacht haben sollte) einzig und allein darin, daß die Wegstrecke, welche durch die wasserleeren felsigen Kalkgebirge führt, bedeutend kürzer ist, als Cortez angiebt; im übrigen aber kann der eigentümliche Naturcharakter dieses Gebietes kaum anschaulicher geschildert werden, als es der spanische Heerführer in seinem Berichte an Kaiser Karl V. gethan hat. Auf jeden, der diese Wegstrecke aus eigener Anschauung kennt, übt die Erzählung von dem furchtbaren Marsch des spanischen Heeres durch diese riesigen schweigsamen Bergwälder eine ergreifende Wirkung aus. Allein das Regenwasser, das bei Nacht von den Blätterhüttchen niedertroff, rettete das Heer vor dem Verschmachten, Schlangen, Eidechsen und allerhand ekelhafte Tiere wurden verzehrt und die Früchte einer Palme (zweifellos der Corozo-Palme — Atalea Cohune —, welche dort sehr häufig ist und deren Frucht ganz angenehm schmeckt) bildeten ein Hauptnahrungsmittel der hungernden Soldaten. Und zu alledem kamen noch die Strapazen eines rauhen steinigen Pfades, auf welchem das Heer nur langsam vorwärts kam. Die Steigungen sind allerdings sehr unbedeutend, aber die gewaltigen Felsköpfe, welche mit senkrechten und nicht selten überhängenden kahlen Steilwänden rechts und links vom Wege aufsteigen, lassen einige Male kaum so viel Raum, daß der schmale Fußpfad sich zwischen denselben durchwinden kann, und die Beschaffenheit des Weges ist durch das rauhe Gestein, das allenthalben zu Tage tritt, sowie durch herabgestürzte Felsblöcke oder -platten und dadurch die mannigfachen Hindernisse, welche die Vegetation darbietet, so ungastlich, daß man wohl begreift, unter welch unsäglichen Leiden das hungernde und dürstende Heer des Cortez diese Wildnis durchzog.

Als ich auf meiner Reise durch dieses eigenartige Felsengebirge kam, begegnete mir ($1^1/_2$ Tagereisen von San Luis entfernt) das Mißgeschick, meine indianischen Träger aus dem Gesicht zu verlieren, vom Wege abzukommen und mich in dem Labyrinth wilder gigantischer Felsenkegel zu verirren. Da mein Rufen ungehört an den Felswänden verhallte, schoß ich einige Revolverschüsse ab, um meine Begleiter aufmerksam zu machen, und wartete geduldig, bis dieselben kommen würden, mich zu suchen. Ich überlegte dabei die zweifelhaften Aussichten, welche ich trotz Kompaß und Buschmesser haben würde, wenn es gelte, allein aus diesen Bergen und Wäldern herauszufinden und zu der nächsten menschlichen Ansiedlung (San Luis) zu gelangen. Aber ich konnte ja ruhig sein, denn meine Indianer waren durchaus zuverlässige Leute, treu wie Gold, und wirklich trafen dieselben auch nach kurzer Zeit ein, um mich abzuholen.

Im übrigen verlief die Reise ohne Störung, dann und wann hatten wir freilich unter Wassermangel zu leiden und eines schönen Tages waren wir fast ganz ohne Wasser und unsere einzige Hoffnung bestand darin, in der Höhle von Chiloun, einer Art Hungerbrunnen, Wasser anzutreffen. Unsere Hoffnung täuschte uns nicht, wir krochen in die Höhle hinein bis zu einem lotrechten Schlund, banden die Laterne an eine lange Stange, um die Stelle einigermaßen zu beleuchten, und warfen unsere metallenen Kochgefäßchen hinunter, welche in der That (in 4 m Tiefe) Wasser antrafen. Den Cancuénfluß durchwateten wir ohne Schwierigkeit, da die langanhaltende Trockenheit seine Wassermassen stark vermindert hatte; andere Flüsse, welche wir zu überschreiten hatten, waren mit Brücken, d. h. einfachen Baumstämmen, über welche man hinwegbalancieren muß, versehen und am sechsten Wandertage um die Mittagszeit bekamen wir auch wieder die ersten Lichtungen und die ersten menschlichen Ansiedlungen zu Gesicht; am 27. April trafen wir in sinkender Nacht in Cajobon ein und zwei Tage später befand ich mich bereits wieder in Coban, um von den Anstrengungen der Reise auszuruhen.

Mit Freude begrüßte ich das offene Feld, mit Freude Dorf und Stadt und die mannigfachen Pflanzungen und Kulturen, welche mein Auge erblickte; alles schien mir schöner und besser als zuvor, und es kam mir vor, als ob selbst die Sonne freundlicher und heller schien als sonst, mit Lust sog meine Brust die kühlere, reinere Luft des hochgelegenen Ortes ein, und meine Seele fühlte sich freier und leichter — denn so reich der Weg durch die Urwälder von San Luis auch an Naturschönheiten aller Art, herrlichen

[1]) P. Gayancos, Cartas y Relaciones de Herman Cortés al Emperador Carlos V. Paris 1868.

Digitized by Google

Pflanzengruppen, schönen klaren Flüssen, prächtigen Felsgruppen und interessanten Höhlen sein mag, so wirkt doch das tiefe Schweigen der Wälder, das Dunkel des endlosen Blätterdoms, der Mangel jeglicher Lichtung und menschlicher Ansiedlung drückend auf das Gemüt des einsamen Wanderers und erfüllt es mit melancholischen Gedanken. Und wenn man endlich den Urwald verläßt und ins freie Feld tritt, so ist es, als ob der helle Sonnenstrahl wie erlösend auch in das Herz des Wanderers fiele und es wieder zu neuer Freude und fröhlicherem Empfinden erwecke.

Die Lichtbringer bei den Indianerstämmen der Nordwestküste und ihre Darstellung im Bilde.

Von Dr. Eduard Seler.

II.

Den Mächten der Dunkelheit, den feindlichen, neidischen Gewalten, stehen nun die Lichtbringer als die freundlichen Gestalten gegenüber. Es sind meist Tiere, welche die List, die Verschlagenheit, den listigen frechen Raub versinnbildlichen. Dabei scheint aber noch eine andre Eigenschaft in Betracht gezogen worden zu sein. Es sind die dunkeln, die schwarzen, die verbrannten Tiere — der schwarze Rabe, der dunkelschwarzbraun gefärbte Mink, der schwarzschwänzige Hirsch. So haben wir die eigentümliche Thatsache, daß die hellen Tiere, der graue Wolf, die weiße Schneeeule, weil sie Sinnbilder des Alters schienen, als die alten, die ursprünglichen Besitzer der Sonne und des Feuers galten, die zum Untergange sich neigende, von der Nacht verschlungene Sonne, das Absterben des Lebens darstellen; die dunkeln Tiere dagegen, weil sie als die verbrannten erschienen, die das Licht aufnehmenden, wegnehmenden, aber auch wieder aus sich entlassenden Gewalten zum Ausdruck bringen die junge, die aus der Nacht hervorgehende Sonne, den Anbruch des Tages, das Erwachen zum Leben. Der Rabe stiehlt nicht nur das Feuer, er stiehlt auch das Wasser. Er bringt nicht nur das Licht, er verschafft auch Nahrung (indem er Ebbe werden läßt) und Vegetationsfülle (vgl. unten die Sage der Tlatlasiqoala von dem Mink). Der Wolf ist Repräsentant der Kargheit, der Rabe der der Fülle. Das Verhältnis spricht sich deutlich in den Tieren aus, die in der Geschlechterverfassung dem Wolf und dem Raben untergeordnet werden. Dem Wolf werden Raubtiere, die verzehrenden, tötenden Tiere zugezählt: Bär, Adler, Schwertwal (Delphinus orca), Haifisch, Alk, Möwe (Larus zonorhynchus), Sperber (Tinnunculus sparverius) und Donnervogel. Dem Raben dagegen Tiere des Wassers, der Dunkelheit, die nahrungspendenden Fische und die kostbaren Pelztiere. In die Rabensippe gehören: Frosch, Gans, Seelöwe, Uhu, Lachs, Biber, Kabeljau, Heilbutt. So wenigstens bei den Tlingit[1]). Die Reihen lauten etwas anders bei den andern Stämmen. Aber ein ähnliches Prinzip ist fast überall erkennbar. In den Sagen der Kwákiutl werden als das Geschenk, das der Held und Ahnherr des Stammes von dieser oder jener Gottheit erhält, das „Feuer des Todes“ und das „Wasser des Lebens“ genannt. Genau diese beiden Prinzipien sind es eigentlich, die in dem Wolf und dem Raben verkörpert erscheinen.

Ein gewisser Unterschied scheint in den Sagen zwischen der Gewinnung des Feuers und der Gewinnung des Lichtes, des Himmelslichtes, der Sonne, gemacht zu werden. Bei den nördlichen Stämmen, den Tlingit, Kaigani, Haida, Ts'emsiân ist der Rabe (Corvus cancrivorus) derjenige, der das Feuer stiehlt und den Menschen bringt und auch die Sonne aus dem Kasten entläßt. Die näheren Umstände, welche die Sage berichtet, habe ich oben schon berührt.

Den Kwákiutl und Tlatlasiqoala ist der Rabe als der Erzeuger des Tages, der Befreier der Sonne ebenfalls bekannt. Aber sie fügen der Sage den besondern Zug hinzu, daß der Rabe zwar den Tag, aber nicht die Nacht machen könne. Da muß Nálanuk, der „Tagbringer“, der ursprüngliche Besitzer der Sonne — der augenscheinlich auch im Westen wohnend gedacht ist, denn der Rabe gelangt auf einem Stück Treibholz in sein Land —, ausbessen. Er macht die Nacht und der Rabe den Tag[1]). Neben dem Raben aber spielt in den Sagen dieser Stämme der Mink eine besondere und merkwürdige Rolle. Er wird Sohn der Sonne genannt. Er kommt zu seinem Vater, der alten Sonne, und erhält von diesem, der schon gebrechlich und hinfällig ist, den Auftrag, statt seiner die Sonne am Firmament emporzuführen, wird aber gewarnt, hübsch langsam die Sonne aufsteigen zu lassen. Der Mink befolgt das auch. Gegen Mittag aber stolpert er, wird ungeduldig und fängt an zu laufen. Da verbrennt die Erde, die Steine bersten, das Meer kocht. Der Vater erzürnt, nimmt dem Mink die Kleider und den Schmuck, durch welche er zur Sonne wurde, und wirft ihn hinab zur Erde, dort wird er von den Menschen aufgefunden. Die nackte kahle Erde aber bekleidet der Rabe wieder mit Vegetation[2]). Außer in diesen beiden Tieren scheint die Sonne in einer mythischen Persönlichkeit verkörpert, Qanigyilaq, der die Erde durchwandert, der die Flüsse mit Fischen füllt und die Abwerren der verschiedenen Geschlechter investiert. Daß der Rabe die auffteigende Sonne und somit gewissermaßen Konkurrent Qanigyilaqs ist, spiegelt sich in der Erzählung wieder, daß die beiden versuchen, einander gegenseitig zu überwinden, aber schließlich erkennen, daß sie beide gleich stark seien[3]). Das Feuer wird in den Sagen der Kwákiutl von dem Hirsch gestohlen, der es in seinem schwarzen (verbrannten) Schwanze davon trägt.

Für die Salish-Stämme scheint charakteristisch die Erzählung von den Söhnen der Sonne, die, eine Pfeilkette zum Himmel schießend, in den Himmel gelangen, und dort die alte Sonne überwinden, bezw. die Töchter derselben freien. Die mythische, die Erde durchwandernde Persönlichkeit ist diesen Stämmen ebenfalls bekannt. Das Feuer wird nach ihnen ebenfalls von dem Hirsch gestohlen. Doch tritt in andern Erzählungen als der Gewinner desselben auch der Mink oder der Biber auf. — Eine Verschiebung der Sagenkreise und Übereinanderschichtung verschiedener derselben ist hier überall deutlich erkennbar.

Dem Himmel, bezw. der Sonne, als dem Vater, steht die

[1]) A. Krause, l. c. S. 112. Boas, Brit. Assoc. Advanc. Sc. 1889, p. 25. Die drei letzten Tiere jeder Reihe fehlen bei Krause, sind also, wie es scheint, nur bei der Unterabteilung Stakhin bekannt, von denen Dr. Boas seine Listen erhielt.

[1]) Boas, Globus, Bd. LIII, S. 123.

[2]) Boas, Globus, Bd. LIII, S. 315.

[3]) Boas, British Association Advancement Science 1889, p. 30.

Digitized by Google

Fig. 5a.

Fig. 6a.

Fig. 6b.

Fig. 5b.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

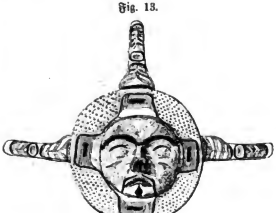
Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 14.

Fig. 12.

Fig. 13.



Digitized by Google

Erde als die Mutter gegenüber. Diese erscheint in den Mythen der östlichen Indianerstämme als alte Frau — „die Alte, die nie stirbt“ (bei den Mandan)[1]), oder die „Alte Spinne“, die über die Wasserfläche schreitend der Vernichtung durch die große Flut entgeht und so die Fortexistenz des Stammes ermöglicht (bei den Kiyowé)[2]). Sie ist die Mutter der Lebensmittel. Ihrem Einfluß wird das Wachsen der Feldfrüchte zugeschrieben. Im Frühjahr und im Herbst feiert man ihr den Corn Medecine-Tanz. Im Herbst zu dem Zwecke, die Bisonherden zahlreich herbeizuziehen. Ihre Boten sind die Zugvögel, die wilden Gänse, Schwäne und Enten, die das Eintreten des Sommers, das Erwachen der Vegetation, den Beginn der nahrhaften Jahreszeit verkünden. Ihr Wohnort wird — und das ist wieder eine merkwürdige Übereinstimmung mit altweltlichen Vorstellungen — im Monde gedacht[3]).

Eine ganz besondere Form nimmt diese Göttin in den mythologischen Vorstellungen der Indianer der Nordwestküste an. Diesen Stämmen, die, ausschließlich vom Fischfang lebend, den Acker nicht bebauen, erscheint die Erdgöttin als Gottheit der Berge und der Wildnis, Tsónoqua von den Kwakiutl, Sʼnénóq oder Tlipátstillána von den Bilzúla genannt, ein altes Weib, mit riesigen weißen Brüsten, großen Augenhöhlen und vorgestrecktem Munde, deren hohle Stimme im Waldesdunkel ertönt, die die schreienden (unartigen) Kinder holt, die Lebensmittel wegfrißt, aber dem Kühnen, der sie zu bezwingen weiß, Fülle des Reichtums und magische Gaben — das Wasser des Lebens und das Feuer des Todes — giebt. Das Gegitra des Tages, die Sonne, der Himmel, werden unter dem Bilde der Tiere Apollons, des Wolfs und des Raben, gedacht. Die alte Erdmutter wird mit der Bärenmutter, dem grauen Bären, in Verbindung gebracht. Diese Ideenverbindung treffen wir vereinzelt schon bei den östlichen Stämmen. Bei den Seyenne heißt náxku der graue Bär, naxkú die Mutter. Klar zu Tage liegt sie bei den Stämmen der Nordwestküste, wie Dr. Boas schon zeitig erkannte. Aber auch die andre Verbindung, die ich oben von den östlichen Stämmen erwähne, die Association der alten Erdmutter mit dem Monde, hat für die Stämme der Nordwestküste gleiche Geltung. Auch der Mond sieht Kinder gleich Tsónoqua. Und Tsonóqua, der graue Bär und der Mond erscheinen vergesellschaftet miteinander auf den Hauspfeilern und den Wappenpfählen dieser Stämme.

Endlich hat auch das Meer als der Sitz der jagdbaren, nahrungspendenden Tiere seine besondere mythische Verkörperung in Qómóqoa, dem Wassergeist, dem Vater der Seehunde, gefunden. So reflektiert eine Dreiteilung der Welt. Und jede Abteilung beherbergt ihr eigentümliche Geister. Darum sagen die Tlingit, daß die Geister (yék), die dem Schamanen erscheinen, in drei Klassen zerfallen, die einen sind die Kiyek', die „oberen Geister“. Diese erscheinen dem Schamanen als Krieger, es sind die im nördlichen Himmel hausenden Seelen der verblichenen Krieger. Die andern, die Takiyek' oder Landgeister, erscheinen dem Schamanen in Gestalt von Landtieren, die dritten, die Tekiyek' oder Wassergeister, erscheinen dem Schamanen als Seetiere[4]). Wenn die Bilzúla — so teilte mir Kapitän Jacobsen mündlich mit — sich zu dem Kósiut, dem großen winterlichen Tanzfest (das dem Taʼetsáeqa der Kwakiutl entspricht) rüsten, so versammeln sich erst die drei Klassen der Tiere und danach tritt die oberste Gottheit, die Sonne, auf, mit ihrem Erscheinen das Zeichen für den Beginn des Festes gebend.

Die mythischen und kosmischen Vorstellungen, deren Grundzüge ich in dem Obigen geschildert habe, sind nun auch in erster Linie heranzuziehen, wenn man nach einer Erklärung für die besonderen Formen sucht, in welchen sich bei diesen Stämmen die innere Gliederung in Geschlechter und Unterstämme vollzogen hat. Verhältnismäßig einfach liegt die Sache bei den südlichen Stämmen, den Kwakiutl und ihren Nachbarn, den Küsten Selis. Hier ist es fast immer ein Sohn der Gottheit, Abkömmling der Sonne, der, zur Erde herniedersteigend, der Begründer des Geschlechtes wird. Die besonderen Abzeichen, die das Geschlecht führt, erklären sich zum Theil durch die besondere Auffassung dieser Stammgottheit, die besondere Gestalt, in der er vom Himmel herniederstieg. Zum Teil durch eine Verbindung, die das Geschlecht mit andern einging. Und in den Traditionen des Geschlechtes werden dann in der Regel diese Verbindungen — als Ehen, die der Ahnherr mit Töchtern andrer Stämme und Geschlechter einging — festgehalten. Anders bei den nördlichen Stämmen. Hier scheint die Vorstellung, daß der Himmel der allgemeine Ahnherr und Vater des Menschengeschlechts ist, sich unmittelbar mit der andern von der Gegensätzlichkeit der kosmischen Potenzen verknüpft zu haben. So zerfällt bei den Tlingit die ganze Nation in zwei Abteilungen, die sich nach dem Wolf und dem Raben benennen, den beiden Tieren, in welchen, wie ich oben auseinandersetzte, die in der Natur erkannte Gegensätzlichkeit am klarsten zum Ausdruck gekommen ist, die gewissermaßen Nacht und Licht, die alte, zum Untergange sich neigende und die junge aufsteigende Sonne, das unholde Meer und das Leben und Nahrung spendende Element, die rohe elementare Gewalt und die siegreiche Klugheit repräsentieren. Die Angehörigen einer Abteilung betrachten sich untereinander als Blutsverwandte. Heiraten sind nur zwischen Angehörigen verschiedener dieser beiden Abteilungen gestattet. Jede Abteilung zerfällt übrigens in eine Anzahl besonderer Geschlechter, mit wechselnden Abzeichen. Das Kind folgt dem Geschlecht der Mutter. Dieses System, das in seiner Reinheit, wie es bei den Tlingit vorliegt, wohl verständlich ist, scheint nun die Verfassung andrer benachbarter Stämme in der Weise beeinflußt zu haben, daß dieselbe Forderung der Gegensätzlichkeit auf andre anders benannte und anders entstandene Geschlechter übertragen ward. So zerfallen z. B. die Taʼemsiân in drei, die den Kwakiutl eng verwandten Héiltsuq in drei Geschlechter. Zwischen all diesen aber besteht das Gesetz der Exogamie (verbunden mit dem Matriarchat), und zwar wird dies Gesetz nicht nur innerhalb des Stammes, sondern auch von Stamm zu Stamm (bei gleichbenannten Geschlechtern) innegehalten.

Bei den stark entwickelten Kunsttrieb dieser Stämme haben die Beziehungen, in welchen sich jeder einzelne, kraft seiner Zugehörigkeit zu einem bestimmten Geschlecht, zu bestimmten mythischen Persönlichkeiten stehend fühlte, vielfachen bildlichen Ausdruck gefunden. An der eigenen Person durch Tättowierung, an Gegenständen des eigenen Gebrauchs durch Schnitzen in besonderer Form, Bemalung oder sonstige Verzierung. Man findet aber außerdem, daß gewisse Geräte, gewisse Gegenstände an weit entfernten Punkten in sehr übereinstimmender Weise in der Gestalt einer bestimmten mythischen Figur geformt oder mit ihrem Bilde versiert wurden. Wir werden wohl schließen dürfen, daß diese Geräte zu dieser Figur in bestimmter Beziehung stehend gedacht werden.

Die Sonne selbst wird bei den verschiedenen Stämmen unter den Emblemen bestimmter Geschlechter angegeben. Bei den Haida sind Wolf, Bär, Schwertwal, Rabe, Bergziege, Seelöwe, das Seeungeheuer Taʼemáus, Mond, Sonne, Regenbogen, Donnervogel die Embleme eines Geschlechts, das angeblich nach dem Raben benannt ist. Die

[1]) Maximilian, Prinz zu Neuwied, Reise in das innere Nordamerika II, 150.

[2]) Gatschet, Ausland 1890, S. 901, 902.

[3]) Maximilian, Prinz zu Neuwied, l. c., II, 182 bis 184.

[4]) Aurel Krause, Die Tlinkit-Indianer, S. 291, 292.

Digitized by Google

Richtigkeit dieser letzteren Angabe möchte ich indes vorläufig noch bezweifeln. Bei den Ts'emsiân sind Bär, Sonne, Mond, Sterne, Regenbogen, Abendrot, Schwertwal, Waldhuhn und das Seeungeheuer Ts'emaks Embleme des Bärengeschlechts. Bei den Hóiltsuq dagegen gehen die Sonne und der Rabe zusammen. Es sind der Rabe, der Seestern, die Sonne und yoyamatsō (die Kiste, in der die Sonne verschlossen war, ehe der Rabe sie befreite) Embleme des Rabengeschlechts. Bei den Kwâkiutl-Stämmen endlich ist Sōntlas die Sonne, der Ahnherr eines Geschlechts, das bei den Stämmen der Guasila, Nâqoartoq, Kuétsla, Tlauitsis und Nemkis vertreten ist.

Bei den Angehörigen all dieser Geschlechter spielt in Schnitzereien und Malereien die Sonne eine bedeutsame Rolle. Die mächtigen Wappenpfeiler tragen die Sonne auf ihrer Spitze. Zu Seiten der Hausthür ist auf der Außenwand das Bild derselben gemalt. Und beim Tanze gebrauchen die Angehörigen dieser Geschlechter die Sonnenmaske. — Ich habe in dem Folgenden einige Hauptformen der Darstellung der Sonne, insbesondere in Masken, wiedergegeben. Fig. 11 stammt von den Nutka-Stämmen der Westküste von Vancouver-Island. Fig. 5 und 6 sind Tanzmasken der Kwâkiutl, von Kapitän Jacobsen in Hope-Island erworben. Fig. 12 ist eine Maske der Bilzûla, ebenfalls der Jacobsenschen Sammlung angehörig. Fig. 9 wird von Dr. Boas [1]) als Tléselazemtl, Sonnenmaske, abgebildet und scheint von den Nemkis, den Indianern von Alert Bai, zu stammen. Fig. 8 endlich ist ein Teil einer größeren Skulptur. Der Kopf ist dem schön geschnitzten und bemalten Häuptlingsstuhl entnommen, welchen Kapitän Jacobsen bei den Hóiltsuq (Bilballa) von Milbank Sound erworben hat. All diese Figuren sind als Sonnenbilder leicht kenntlich durch den mehr oder minder deutlichen Strahlenkranz, der das Gesicht einrahmt. In Fig. 12 ist außerdem noch an einem in der Stirn der Maske befestigten Stab ein vierstrahliger Strahlenkranz beweglich eingesetzt — Sinnbild der Strahlung nach den vier Himmelsrichtungen. Bemerkenswert ist, daß bei allen — mit Ausnahme allein von Fig. 12 — das Gesicht mehr oder minder deutlich in ein Vogelgesicht und zwar von Adlertypus umgewandelt erscheint. Es ist nämlich entweder die ganze untere Gesichtspartie vorgezogen und nimmt die Form eines gekrümmten Raubvogelschnabels an. So in Fig. 5 und 11 (in ersterer ist auf die Unterseite des Unterschnabels ein Gesicht gemalt, wie nicht selten bei dem Kopfe des Raben!). Oder aber, es ist die Nase in Form eines Raubvogelschnabels ausgebildet. So in Fig. 6, 8, 9. Und hier ist besonders bemerkenswert die Fig. 6, wo die Spitze der nach Art eines Sperberschnabels gekrümmten Nase mit der Oberlippe verwächst. Es wird so eine Höhlung geschaffen, die augenscheinlich für einen Nasenschmuck bestimmt ist. Ich erinnere daran, daß nach der Mythe die Leuchtkraft der Sonne auf dem Schmuck aus glänzender Haliotisschale beruht, den der Sonnengott in der Nase trägt. Fig. 8 ist direkt einer Vogelfigur aufgesetzt, welche die ganze Breite der Rückenlehne des Stuhles einnimmt. An Fig. 8 ist mit Rücksicht auf später zu besprechende Vorkommnisse noch die zwischen den beiden Zahnreihen sich hervorstreckende Zunge zu beachten. Die interessanteste Maske ist Fig. 5[2]) (von Nanete auf Hope-Island an der Nordküste von Vancouver-Island stammend), weil diese Maske mit einem darauf passenden schalenförmigen Deckel versehen ist, der auf der Außenseite ein Gesicht mit geschlossenen Augen zeigt (Fig. 5 b) und das Vogelgesicht vollkommen verdeckt. Nach der Angabe Jacobsens erscheint der Träger dieser Maske mit aufgesetztem Deckel in der Versammlung. Langsam schreitet er auf den obersten Häuptling zu und nimmt dort den Deckel ab. Es ist wohl zweifellos, daß dieses Gesicht mit den geschlossenen (oder erloschenen) Augen die Sonne in der Verdunkelung, die untergegangene Sonne oder die Nacht darstellen soll. Masken dieser Art sind ebenso häufig, wie die Sonnenmasken selbst. Das königliche Museum besitzt u. a. neben der Fig. 6 die Maske Fig. 7 und von den Bilzûla neben der Fig. 12 die Maske Fig. 13, die daselbe Gesicht mit den geschlossenen Augen, aber innerhalb eines vierstrahligen Kranzes zeigt (der untere verlängerte Arm fehlt, war aber zweifellos ursprünglich vorhanden). Ich habe oben schon erwähnt, daß in der Jacobsenschen Sammlung im Königlichen Museum für Völkerkunde sich eine Doppelmaske befindet, deren äußerer (in vier Klappen aufgehender) Teil Bazbakualanusuas darstellt, den menschenfressenden Unhold, der das lichtverschluckende Dunkel verkörperte, während innen beim Aufklappen ein Gesicht sichtbar wird, das in allen Einzelheiten mit den Fig. 5 b, 7 und 13 übereinstimmt.

Eine Beziehung zur Sonne spricht sich vielfach schon im Material aus. So ist das Kupfer zweifellos ein Sinnbild des Tagesgestirns. Von dem Herod der Nemkis berichtet die Sage, daß er, die Gottheit suchend, eine Kupferplatte im Flusse fand und dieselbe in der Höhlung einer Zeder versteckte. Nachmalen in der Dunkelheit wandernd, kam er an die Stelle zurück, wo er die Platte versteckt hatte. Er nahm sie aus der Zeder heraus. Sofort wurde es wieder Tag, deshalb ließ er das Kupfer liegen, wo er es gefunden hatte [1]). In den Darstellungen des Raben ist das Feuer, das derselbe im Schnabel davonträgt, bald durch ein rotes bemaltes Stück Holz, bald durch ein Stück Kupfer zum Ausdruck gebracht. Und James G. Swan erwarb bei den Haida eine Tanzmaske, die den Raben darstellen soll, und der im Munde Pfeil und Bogen aus Kupfer trägt [2]). Eine ähnliche Rolle, wie das Kupfer, spielt die perlmutterglänzende Haliotisschale. Ich habe schon erwähnt, daß nach der Sage der Tlatlasiqoala die leuchtende Kraft der Sonne auf dem Schmuck aus glänzender Haliotisschale beruht, den der Sonnengott in der Nase trägt [3]). Endlich ist noch der Quarz, der Bergkristall, das Material für Pfeilspitzen, Sinnbild der verwundenden Kraft der Sonnenstrahlen. Und Federn das Sinnbild der himmlischen Höhe. Wer den Vogel Matém — so erzählen die Kwâkiutl — auf dem Berge Tsâlkyumpae besucht und von dort die Alderbaunen und die Bergkristallspitze holt, erlangt die Fähigkeit, durch die Luft zu fliegen [4]).

Unter Berücksichtigung dieser Beziehungen bin ich geneigt, die eigentümlich gestalteten schweren Kupferplatten (vgl. Fig. 14), die Tlâqoa von den Kwâkiutl, Tlâlia von den Bilzûla genannt werden, als Repräsentanten der Sonne anzusprechen. Man hat diese Platten, die von den Häuptlingen der Stämme und Geschlechter als wertvollster Besitz aufbewahrt werden, vielfach als Kupfergeld bezeichnet. Es scheint mir aber, daß sie mehr Sinnbilder des Reichtums und der Fülle, vielleicht Reichtum und Fülle verbürgende Objekte waren, als wirkliche pekuniär verwertbare Besitzstücke. Wie Dr. Boas be-

[1]) Proc. U. S. Nat. Museum 1888, p. 204.

[2]) Dieselbe ist auf Tafel 3 des Prachtwerkes „Amerikas Nordwestküste“ abgebildet, das im Jahre 1883 von der Direktion der ethnologischen Abteilung des Königlichen Museums zu Berlin herausgegeben ward. Der dort nach einer Angabe des Kapitän Jacobsen reproduzierte Name klesklukkom ist vermutlich tlésela-zemtl, „Sonnenmaske“.

[1]) Globus, Bd. LIV, S. 219, 220.

[2]) Abgebildet in Report U. S. Nat. Museum 1888, Plate XVI, cf. p. 271. Pfeil und Bogen aus Kupfer, von den Haida stammend, befinden sich auch in den Sammlungen des Königlichen Museums für Völkerkunde.

[3]) Globus, Bd. LIII, S. 315.

[4]) Brit. Assoc. Advancement Science 1889, p. 56; 1890, p. 68.

Digitized by Google

richtet, haben diese Platten jede ihre besondere Bemalung und ihren eigenen Namen, sie werden jede in einem eigenen Hause aufbewahrt und erhalten dort regelmäßig Speise und Trank vorgesetzt [1]). Nach der Sage wohnt der Herr der Kupferplatten (Tlâqoagyilaq) auf einer Insel fern im Meere. Der Ahnherr des Geschlechts wird dorthin verschlagen, gewinnt die Tochter Tlâqoagyilaq's und bringt dann, in seine Heimat zurückkehrend, die Kupferplatten und lauter kupfernes Gerät mit [2]). Die Beziehung dieser Platten zur Sonne spricht sich auch darin aus, daß nach einer andern Sage der Mond der Erbe des Herrn der Kupferplatten, wie der des Herrn der Haliotisschalen (Aichts'umgyilaq) wird [3]). Der von Boas [4]) abgebildete Wappenpfahl des in Alert Bai ansässigen Geschlechts, das sich Sisintlae nach dem Namen des Sonnenheros (Sentlae) nennt, zeigt unter der von dem Bilde der Sonne gekrönten Rednerfigur (Häuptlingsfigur) eine Reihe von Kupferplatten (vgl. Fig. 10). — Die in Fig. 14 abgebildete Kupferplatte ist von Kapitän Jacobsen bei den Haida erworben worden und befindet sich jetzt im königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin. Sie zeigt in ihrer oberen Abteilung das Bild des Bären. Von den beiden großen Platten, die auf dem Wappenpfahl Fig. 10 geschnitzt sind, zeigt die oberste in ihrer oberen Abteilung den Kopf des Wolfes, die zweite die Figur des Bären. In der unteren Abteilung haben beide Platten je vier rote Sterne in blauem Felde. Dieselben sollen Seesterne darstellen. Wolf und Bär sind, wie wir sahen, in den Emblemen der Geschlechter mit der Sonne verbunden. Der Seestern ist, wie ich schon am Eingange hervorgehoben habe, das Abbild und daher Sinnbild oder Repräsentant der Sonne.

[1]) Am. Philos. Soc. 1887, p. 427.
[2]) Proc. U. S. Nat. Museum 1888, p. 266—268.
[3]) Globus, Bd. LIII, S. 13.
[4]) Proc. U. S. Nat. Museum 1888, p. 204.

Morris' Bericht über die Zustände der britischen Inseln Westindiens.

Mitgeteilt von Dr. Goeze.

Gegen Ende des Jahres 1890 unternahm Herr Morris, Assistent-Direktor der weltberühmten Kew-Gärten, im Auftrage seiner Regierung eine mehrmonatliche Reise nach Westindien, um auf den kleineren Inseln die Anlage botanischer Stationen durch Rat und That zu fördern, damit selbige die Zentren für die Ausbreitung wichtiger Nutzpflanzen würden. — Abgesehen nun von den vorwaltenden Mitteilungen botanischen Inhalts enthält der Bericht [1]) des Herrn Morris über seine Reisen so viele Nachrichten von allgemeinerem Interesse, daß eine Zusammenstellung derselben von Belang ist.

Antigua, Sitz der Bundesregierung der Leeward Islands, das Areal der Präsidentschaft Antigua mit Einschluß der Inseln Barbuda und Redonda, wird auf 440 qkm veranschlagt. Die Insel ist verhältnismäßig flach und Hügel von 350 bis 600 m Höhe finden sich nur im südwestlichen Teile. Das im allgemeinen trockene Klima soll sehr gesund sein und wenn auch bisweilen lange anhaltende Dürreperioden auftreten, werden die Ernten doch weniger dadurch beeinträchtigt, da der aus schwerem Lehm und kalkhaltigem Mergel zusammengesetzte Boden die Feuchtigkeit nicht rasch durchläßt. Etwa ein Drittel des Landes befindet sich gegenwärtig unter Kultur, und Zucker, Melasse und Rum machen die wesentlichsten Erzeugnisse aus. Da in Antigua fließende Gewässer zu den Seltenheiten gehören und man meistens auf das Wasser aus Teichen angewiesen ist, wird jetzt im südwestlichen, hügeligen Teile ein mächtiges Reservoir gebaut, um die Insel mit Wasser zu versehen. In den östlichen und südlichen Gebieten dagegen ist das Innere oft so niedrig, daß neuerdings bedeutende Drainierungsarbeiten ausgeführt wurden. Man verspricht sich viel von dem Anbau guter Rebsorten, Haferpflanzen, Maulbeerbäume zur Seidenzucht und der ägyptischen Baumwolle. Kleine Grundbesitzer finden sich namentlich in der Nähe des Dorfes Liberta, ihr Haupterwerb besteht in der Zucht von Orangen, Bananen und Ananas.

Dominica. An Lieblichkeit der Szenerie kommt wohl keine dieser Inseln Dominica, der größten und südlichsten der Leewardgruppe, gleich. Ihr Flächenraum wird auf 754 qkm angegeben, die Bevölkerung auf 29 500 Seelen, die Sterblichkeit auf 15,6 von 1000. Das Klima ist kühl und angenehm, der Regenfall regelmäßig und ergiebig. Alle Höhen sind mit dichtem Urwald besetzt, von den 186 436 in Frage kommenden Morgen befinden sich aber nur 20 000 in angebautem Zustande, sicher der beste Beweis, daß die Entwickelung dieser von der Natur so reich ausgestatteten Insel kaum die ersten Stadien durchlaufen hat. Das wichtigste Gebiet erstreckt sich in nordöstlicher Richtung von der Mündung des Layon-Flusses von der Westküste nach Ance Pagona oder Commissioners Bay an der Ostküste und umfaßt zwei weite Flußthäler, von welchen insbesondere die Layon- und Sara-Ebenen mit einer 20 000 Morgen großen, mit fossilhaltigen Holzarten bewaldeten Fläche für Kulturen der verschiedenartigsten Nutzpflanzen geeignet erscheinen. Als die wichtigsten Ausfuhrartikel der Insel werden genannt: Zucker, Rum und Melasse zum jährlichen Werte von 405 800 Mark; Kakao (245 860 Mark); Zitronensaft, konzentrierter und roher; Früchte und Gemüse; etwas Kaffee. Zitronen scheinen für das Klima und den Boden Dominicas ganz besonders geeignet zu sein.

Montserrat, eine Präsidentschaft der Leeward-Inseln, hat nur ein Areal von 83 qkm und eine dem entsprechende spärliche Bevölkerung von 12 000 Seelen. Diese Insel wird von einer Reihe felsiger Hügel mit konischen, dicht bewaldeten Gipfeln (760 bis 900 m) zusammengesetzt, die mit bald steilen, bald sanften Abhängen bis herunter an das Meer reichen. Die ganze Oberfläche löst sich in Thäler und Schluchten auf, hier und da von offenem, fruchtbarem Lande unterbrochen, wo insbesondere Zuckerplantagen zu je 200 bis 250 Morgen auftreten. Der Sinn für eine Tropenvegetation hat, findet solche auf den mehr ansteigenden Teilen der tiefen Montserratthäler in ihrer üppigsten Entwickelung. Durch Anzucht der Zitronenbäume, die Gewinnung ihres Fruchtsaftes ist dieser kleinen Insel, dank den Anstrengungen der „Montserrat-Gesellschaft" eine wichtige Handelsstellung gesichert worden. Wenn auch im verflossenen Jahre, zur Zeit der Reise des Herrn Morris, die Zitronen infolge der lange anhaltenden Dürre nicht ihre gewöhnliche Größe erreicht hatten, so boten doch diese Massen goldener Haufen, wie sie auf den Feldern in der Nähe der Faktorei umherlagen, eine Erntetrophäe, die in der That des Sehens wert war. Die

[1]) „Botanical Enterprise in the West Indies", 1890/91 Bulletin of Miscellaneous Information, Nr. 59—54, 1891.

Digitized by Google

Früchte dieser dünnschaligen, allem Anscheine nach nur Westindien eigenen Spielart werden entweder so wie sie gepflückt sind oder auch in Salzwasser eingemacht, nach den Vereinigten Staaten verschifft, gleichfalls der durch Pressung gewonnene Saft, sei es in rohem oder konzentriertem Zustande. Auch die aus der Schale bereitete Essenz findet einen guten Absatz. — Mehr im Inneren der Insel liefern Kakao und Kaffee reiche Ernten. Auch um Gewinnung eines ganz vorzüglichen Arrowroots, um Gründung einer neuen Textilindustrie aus den Blättern des Mauritius-Hanfs (Fourcraea gigantea, eine den Agaven ähnliche Pflanze) hat sich die Montserrat-Gesellschaft große Verdienste erworben. — Die zahlreichen Negerdörfer machen durch ihre Reinlichkeit und Ordnung auf den Fremden einen guten Eindruck; im ganzen sollen 1200 Negerfreisassen in Montserrat leben, jeder von ihnen einen bis fünf Morgen Land besitzen und dasselbe in trefflichem Kulturzustande halten.

St. Kitts-Nevis. Die drei Inseln St. Christopher, Nevis und Anguilla machen die Präsidentschaft von St. Christopher und Nevis aus. St. Christopher, gemeiniglich St. Kitts genannt, ist eine reizende Insel mit flaschenförmigen Umrissen, sie ist 176 qkm groß, mit etwa 30000 Einwohnern. Der 20 km lange Hauptteil weist mehrere Piks und Bergrücken auf, die in dem Mount Misery (1237 m) ihren Gipfelpunkt erreichen. Ballen sich Sturmwolken über dem Gipfel zusammen, so bilden Berge und Wolken eine fantastische Gestalt, die der des heiligen Christoph nicht unähnlich sein mag, wie Kolumbus dieses schon andeutete. In hohem Kulturzustande befinden sich die von zahlreichen, bis an das Meer reichenden Schluchten unterbrochenen Abhänge zu den Seiten der mittleren Bergrücken, weite, mit Zuckerrohr bepflanzte Flächen treten zunächst auf, während die höher gelegenen Strecken in das tiefe Grün üppiger Grasländereien eingehüllt, die Gipfel mit dichten Waldungen besetzt sind. Der Boden ist äußerst reich und ergiebig, ein leicht zu bearbeitender Lehm mit einem porösen Substrat von Kies oder zersetztem vulkanischem Felsen waltet vor und nur in den hügeligen und bergigen Distrikten tritt hier und da roter, zäher Thon auf. Ab und zu machen sich bedenkliche Dürreperioden geltend, unter welchen der Pflanzenwuchs wegen der porösen Beschaffenheit des Bodens doppelt zu leiden hat, dessenungeachtet verdient St. Kitts auch jetzt noch den alten Karaibennamen „Liaminga“, d. h. die fruchtbare Insel.

St. Eustatius und Saba sind zwei ganz kleine, naheliegende Inseln, erstere wegen ihres Kraters berühmt, der $^{5}/_{6}$ der Insel ausmacht, die zweite, mit nur einem ganz kleinen Landungsplatze, bewohnt eine Gesellschaft von Holländern und Negern, die im Inneren eines ausgestorbenen Vulkans ihr Heim aufgeschlagen haben.

Nevis liegt in südöstlicher Richtung von St. Kitts, wird durch einen $3^{1}/_{2}$ km breiten Kanal von ihr getrennt. Dieselbe enthält samt Redonda 1189 qkm und gegen 12000 Einwohner. Fast in der Mitte der Insel erhebt sich ein majestätischer Pik (980 m) mit einem dicht bewaldeten Krater; seine zuerst steilen Abhänge werden allmählich wellig und breiten sich in der Runde nach dem Meere aus. Der aus Zersetzung kristallinischer Trachyte herrührende Boden ist thonhaltig, daher ziemlich schwer zu bearbeiten, doch durchaus nicht unfruchtbar. Von den 32000 Morgen Land ist oder war etwa die Hälfte bebaut und Zuckerrohr macht die Hauptkultur aus.

Anguilla, in nordwestlicher Richtung von den beiden vorher genannten Inseln gelegen, ist lang, schmal und ziemlich flach und bietet ihr Anblick bei einer Ausdehnung von 91 qkm nur wenig Interessantes. Die Erhebungen treten insbesondere längs der Küste auf und weicht das Innere von dieser zurück, indem es eine bodenartige Vertiefung bildet. Einen Salzsee, wie es in neueren Beschreibungen über Westindien heißt, besitzt jedoch diese Vertiefung nicht. Die Dürre des Jahres 1890 machte sich hier in der bedenklichsten Weise fühlbar und Gärten wie Felder sahen traurig genug aus. Rief dies schon einen Notstand hervor, so wurde dieser durch das plötzliche Stocken der Phosphorgewinnung auf der benachbarten Insel Sombrero, wo viele Bewohner Anguillas eine regelmäßige und lohnende Beschäftigung gefunden hatten, noch wesentlich gesteigert. Auf Anguilla selbst bot die Salzindustrie der kleinen Bevölkerung (3000) einen guten Erwerb, doch auch diese befindet sich augenblicklich in einer recht prekären Lage. Für die Erlaubnis, Salz zu gewinnen, muß der Pächter eine jährliche Abgabe von 4000 Mark an die Regierung zahlen. Der größere Theil der Insel ist felsig und arm. Brunnen sind in verschiedenen Gegenden vorhanden, sind aber stark vernachlässigt; der große öffentliche, von der Regierung unterhaltene Brunnen liefert aber selbst in Zeiten der Dürre genügend Wasser. Aber die Zustände sind ungünstige und die Lage der Bevölkerung in Zeiten der Dürre keine beneidenswerte. Auf den Rat der Regierung, die arbeitsfähigen Männer nach St. Kitts oder Antigua zu bringen, ihnen dort mit ihren Familien Wohnung und sicheren Lohn zu verschaffen, gingen nur die wenigsten ein, trotzdem die zurückbleibenden Alten und Gebrechlichen mit Einschluß der kleinen Kinder auf Staatskosten verpflegt werden sollten. Unter diesen Umständen ist es vielleicht verzeihlich, wenn von hier mit der naheliegenden, von Franzosen und Holländern bewohnten Insel St. Martin ein ziemlich lebhafter Schleichhandel unterhalten wird. Die Präsidentschaft der

Virgin Islands, Jungferninseln, besteht aus 30 bis 40 kleinen zerstreuten Inseln im Osten von Portorico. Vom geologischen Standpunkte bilden sie eine submarine Verlängerung des Gebirgssystems jener Insel. Ihr Gesamtflächeninhalt wird auf 160 qkm geschätzt, welche von 5000 Menschen bewohnt werden. Die wichtigsten dieser Inseln sind Tortola, Virgin, Gorda und Anegada; letztere, wie ihr Name — die Überschwemmte — andeutet, ist ein nur einige Fuß über dem Meeresniveau hervortauchendes Riff. Tortola wird aus Hügeln zusammengesetzt, von welchen sich der höchste 480 m erhebt; hier war der bei weitem größere Teil der Oberfläche einst unter Kultur. Virgin Gorda ist ebenso hügelig, aber weniger fruchtbar als Tortola. Die früher ausgebeuteten Kupferminen liegen gegenwärtig verödet da. — Die Bewohner dieser Inseln sind als tüchtige Seeleute bekannt, was um so erklärlicher ist, da die Schiffahrt hier infolge der vielen Riffe und Strömungen eine sehr schwierige ist.

St. Lucia, mit einem Areal von 614 qkm und einer Bevölkerung von circa 45000 Seelen, zeigt eine sehr hügelige Oberfläche und zieht sich die Haupterhebungsachse mit zahlreichen Ketten und bis 1000 m hohen Piks, die durch tiefe Thäler getrennt werden, von Norden nach Süden. Durch kühnere, markiertere Züge kommt hier die Schönheit der Szenerie weit mehr zur Geltung als auf den andern Inseln. Während die Hügelseiten gemeiniglich steil und bewaldet sind, zeichnen sich die weiten Thäler durch außerordentliche Fruchtbarkeit aus. Feuchtigkeit ist reichlich vertreten und nur selten leidet der Pflanzenwuchs durch Dürre; dessenungeachtet befindet sich die Landwirtschaft in einem sehr unentwickelten Zustande, liegen weite Flächen noch unberührt da. Mit Unrecht wird das Klima von St. Lucia als sehr ungesund geschildert und nur einige von Thälern eingeschlossene Moräste können als der Gesundheit schädliche hingestellt werden, auch die Gefahr vor giftigen Schlangen ist bedeutend übertrieben worden. Seitdem der dicht bei der Hauptstadt Castries gelegene große Sumpf ausgefüllt worden ist, haben sich die gesundheitlichen Verhältnisse beträchtlich gebessert. Zu

Digitized by Google

den für Ackerbau besonders geeigneten Thälern führen bis jetzt keine Straßen. Durch zu gewagte Spekulationen ist die bis dahin blühende Zuckerindustrie bedeutend zurückgegangen. Zeitweise verspracb man sich auch viel von der Tabakskultur, seitdem aber die Regierung die hierfür bewilligten Subsidien wieder zurückgezogen hat, ist dieselbe von der Bildfläche verschwunden.

St. Vincent, eine Insel vulkanischen Ursprungs, erinnert in ihrem charakteristischen Pflanzenwuchs an Dominica, besitzt gleich dieser prachtvolle Hilfsquellen, die aber bis dahin noch wenig Berücksichtigung gefunden haben. Die 48000 Einwohner befassen sich der Hauptsache nach mit der Zucker- und Arrowrootgewinnung. Die Zuckerplantagen wurden neuerdings durch die Larve einer kleinen Motte (Chilo saccharalis) recht beeinträchtigt; im Jahre 1828 wurde dieselbe zuerst in St. Vincent beobachtet, jetzt trifft man sie in allen Tropengegenden an, 1841 hielt sie ihren Einzug in Jamaika, 1856 in Mauritius, 1857 in Louisiana, 1879 in Br. Guiana, neuerdings trat sie auch in Queensland und verschiedenen Theilen Indiens auf, überall große Verheerungen anrichtend. Von dem aus 750 qkm betragenden Areal hält die Krone noch ungeheure, fruchtbare Strecken in Besitz, doch findet Verkauf zu günstigen Bedingungen an Ansiedler statt.

Grenada, gebirgig und höchst malerisch, ist auf der unter dem Winde liegenden Seite mit abschüssigen Landspitzen und dazwischen liegenden, bis an das Meer hinabreichenden Thälern und Schluchten ausgestattet. Auf der entgegengesetzten Seite sind die Abhänge weniger schroff und weite Ebenen kommen hier zur Geltung. Quellen und fließende Gewässer sind reichlich vertreten, auch kennt man zwei Kraterseen, von welchen der eine, der Grand Etang, in einer Höhe von 530 m liegt. Bei ergiebigem Regenfall ist das Klima ein ganz besonders gesundes, indem die Hitze durch die regelmäßig auftretenden Passatwinde sehr gemildert wird. Ein aus Zersetzung vulkanischer Felsen gebildeter fruchtbarer Boden waltet vor, in den gebirgigen Teilen stößt man auch auf lockeren, sandigen Lehm, der hier und da in rötlichen zähen Thon übergeht. Früher war Grenada eine sehr blühende Zuckerkolonie, jetzt hat dieser dem Kakao Platz machen müssen und wurden bis zu 55393 Zentner Kakao im Werte von 2123560 Mark ausgeführt. Gewürze wie Muskatnuß, Muskatblüte, Nelken und Zimt werden reichlich gezeugt; ihr Export belief sich im Jahre 1889 auf 1460 Zentner, die einen Preis von 204400 Mark erzielten. Eine in der Nähe von Bellevue, bei 330 m über dem Meere befindliche Anpflanzung von 30 bis 40 Jahre alten Muskatnußbäumen liefert von 10 Morgen alljährlich Nüsse zum durchschnittlichen Werte von 20000 Mark! Dieser großartige Ertrag ist Ursache, daß die Anpflanzung der Muskatbäume nun mit aller Energie in Angriff genommen wird.

Barbados. Seit vielen Jahren liegt die Hauptverbsquelle dieser Insel in dem Anbau des Zuckerrohrs. Wohl infolge seiner tausendjährigen Kultur hatte sich beim Zuckerrohr die Eigentümlichkeit ausgebildet, wie krenfähigen Samen anzusetzen. Die Fortpflanzung konnte daher nur auf ungeschlechtlichem Wege erfolgen und blieb die Zahl der angebauten Spielarten eine verhältnismäßig sehr beschränkte. Im Jahre 1887/88 hat man nun in Barbados zuerst gute reife Samen des Zuckerrohres gewonnen und ist dadurch der Wahrscheinlichkeit bedeutend näher gerückt, durch Aussaaten noch produktivere, d. h. zuckerhaltigere Varietäten zu erzielen. Barbados darf es aber bei seinen Zuckerplantagen, die bis jetzt den Reichtum der Insel bedingen, nicht bewenden lassen, es muß sich auch andern Erwerbszweigen zuwenden, zumal die klimatischen und Bodenverhältnisse hierfür die denkbar günstigsten sind. Früher wurde hier die Aloepflanze zur Gewinnung der in der Medizin wichtigen Aloe-Droque vielfach angebaut, gegenwärtig findet sich diese alte Industrie nur noch in einem abgelegenen Winkel der Insel vertreten.

Jamaika. Mit ganz besonderm Interesse richten sich die Blicke gerade jetzt auf diese Insel; schon lange machte sich dort eine bedenkliche Geschäftsstockung geltend, doch ist man jetzt zu der Annahme berechtigt, daß Mittel und Wege gefunden sind, um günstigere Bedingungen herbeizuführen. Die Einkünfte weisen bereits große Überschüsse auf, der Preis für Ländereien ist schnell im Werte gestiegen und durch die Bevölkerung sind zahlreiche Industrien ins Leben gerufen worden, an welche vor wenigen Jahren kaum gedacht wurde. In seinem Tropengebiete ist die Fruchtgewinnung, so namentlich von Bananen und Apfelsinen, von so durchgreifender Bedeutung wie eben hier; belief sich ihr Wert im Jahre 1875 auf 300000 Mark, so wurde derselbe 1889 schon auf 6500000 Mark veranschlagt! Die Zuckerausfuhr brachte im letztgenannten Jahre 4850000 Mark, die des Rums 2740000 Mark ein. Im Jahre 1875 erzielte die Kakaoausfuhr nur einen Gewinn von 17000 Mark und 1889 wurden 220000 Mark eingenommen. Eine ähnlich günstige Entwickelung weist die Gewinnung des Kampecheholzes auf; während in den Ausfuhrlisten Mitte der achtziger Jahre dasselbe nur zum Werte von 2120000 Mark verzeichnet war, hatte es 1889 schon die Ziffer von 7595180 Mark erreicht. — Mit staunenswerter Energie wurde hier zu Anfang des verflossenen Jahres eine Industrieausstellung eröffnet und in dem großartigen Erfolge derselben liegt der beste Beweis für die günstige Zukunft Jamaikas.

Die Umgestaltung der Landschaft durch Biber.

Von Dr. C. Steffens. New-York.

Herr W. H. Jackson hat sich das Verdienst erworben, zahlreiche Biberbaue und Dämme dieses Nagers im Westen zu photographieren und uns so einen besseren Einblick in die Bauthätigkeit des Tieres zu geben, als dieses Beschreibungen vermögen. Am Green River, der im Osten der Felsengebirge [illegible] Wyoming nach Utah fließt und durch seine riesigen Canions berühmt ist, waren die Biber früher am oberen Laufe und Fluß wird jetzt auch von der Union Pacificbahn geschnitte[illegible] häufig. Aber der Green R[illegible] u und mit dem hierdurch bedingten Vordringen der An[illegible] Fieber sind die Biber seltener geworden. Sie sind an dem Hauptflusse so ziemlich ausgerottet und jetzt auf die kleinen Bäche und Nebenflüsse beschränkt, wo man ihr Treiben noch beobachten kann.

Ein solcher Fluß ist Henry's Fork, der, von Westen kommend, etwa auf der Grenze von Wyoming und Utah in den Green River mündet. An einem Seitenarme des Henry's Fork ist die beifolgende Photographie aufgenommen; der Damm ist 50 m lang und geht im schiefen Winkel quer über den ganzen Fluß; seine Höhe beträgt 1 bis 1½ m. Die Biber beginnen dort ihren Bau, wenn bei leichtem Wasserstande die Mündungen ihrer Röhren am Ufer sicht-

Digitized by Google

dar werden; dann suchen sie den Wasserstand durch die Abdämmungen zu erhöhen und beginnen, wenigstens ist dieses am Henry's Fork beobachtet worden, gleichzeitig auf beiden Seiten, zunächst mit der Fällung größerer Bäume, die quer in den Fork fallen und im seichten, langsam fließenden Wasser nicht fortgeschwemmt werden. Die aufrecht stehenden Äste werden mit abgenagten Knüppeln von 1 bis $1\frac{1}{2}$ m Länge verflochten, dann kleineres Material, Schilf, Späne, Schlamm, Laub zur Dichtung zugeführt. Die Mitte wird zuletzt geschlossen.

Die Schilderung der oft beschriebenen Bauten und Dämme des Bibers ist nicht der Zweck dieser Zeilen. Ich will nur erwähnen, daß in Kanada Dämme von 100 bis 200 m Länge beobachtet worden sind und daß an denselben Flusse oft mehrere Dämme hintereinander in verschiedenen Entfernungen voneinander stehen, so daß der Fluß rosenkranzartig abgeschnitten und in eine Reihe kleiner Teiche verwandelt wird. Wo die Biber nicht gestört werden, bleiben sie ruhig an den einmal gewählten Wohnplätzen, aus denen nur Hochwasser oder Menschen sie vertreiben. Die fortgesetzte Thätigkeit in einer Gegend, ihr Abholzen und die Dammbauten bedingen aber, worauf schon Agassiz

Biberdamm am Henry's Fork des Green River (Utah). Nach einer Photographie von W. H. Jackson.

hingewiesen hat, in dem von ihnen bewohnten Gebiete eine merkliche Änderung des Landschaftscharakters, wie derselbe ähnlich wohl von keinem andern Tiere hervorgebracht wird, und damit verbindet sich also auch ein geographisches Interesse.

Auf Jacksons Photographie erkennt man deutlich, wie unterhalb des Biberdammes der Fluß fast trocken liegt und nur einzelne kleine Rinnsale zeigt. Oberhalb ist derselbe gestaut und bietet die ruhige Fläche eines Sees. Oberhalb des photographierten Dammes, in einer Entfernung von etwa einem Kilometer, hatten die Biber einen zweiten, etwas niedrigeren und kürzeren Damm gezogen, so daß der hier abgebildete Flußteil einen abgeschlossenen ruhigen See bildete. Wird durch diese Umwandlung des Flusses in getrennte Seen und Teile schon die Gegend durch die Thätigkeit des Bibers verändert, so noch mehr das Bild durch die Änderung des Vegetationscharakters. Unterhalb der Dämme, auf den trocken gelegten Teilen des Flußbettes, siedeln sich bald Pflanzen an und dort, wo vorher Wasser floß, dehnt sich bald ein grüner Teppich aus. Wenn benachbarte Moräste nach diesen jetzt tieferliegenden trockenen Teilen des Flußbettes Abzug erhalten, so werden sie ihrerseits trocken gelegt, damit verschwindet aber die Sumpfflora derselben und eine andere Vegetation greift Platz. An den

aufgestauten Seen der Biber, die nun des fließenden Wassers entbehren, siedeln sich aber umgekehrt Sumpf- und Torfpflanzen an, die Anlaß zur Bildung von Torfmooren geben. Man muß dabei immer die fortgesetzte, durch Jahrzehnte, ja Jahrhunderte gehende Thätigkeit der Biber im Auge behalten und diese zeigt sich auch wieder in der Abforstung des ihren Banen benachbarten Waldes. Daß sie armdicke und noch stärkere Bäume mit ihren kräftigen Nagezähnen fällen, ist ja bekannt und, keine Freunde weiter Wanderungen, setzen sie ihre Arbeit in der Nähe, an der einmal begonnenen Stelle fort, bis förmliche Lichtungen, die Biberwiesen, im Walde entstehen. Durch Abschnürung und Verdämmung der Flüsse, Entwässerung von Sümpfen, Veränderungen in der Vegetation, Lichtung der Wälder zeigt sich also die unbildende Thätigkeit der Biber im Charakter der Landschaft.

Le Marinels Reise nach Katanga.

Über die Ergebnisse der Reise bringt jetzt der Mouvement géographique (1892, Nr. 3) wertvolle Mitteilungen, denen wir folgendes entnehmen. Die Expedition hielt von Lusambo, das am 23. Dezember 1890 verlassen wurde, nach Bunkeia im allgemeinen eine südöstliche Richtung ein. Von Lusambo an ist das Land flach. Die höchste Stelle der Reiseroute war im Quellgebiete des Lomami in 1140 m Höhe. Südlich davon dehnt sich die Landschaft Samba aus, bestreut mit vielen kleinen Seen. Nach Osten senkt sich dieses Plateau allmählich zum Thale des Lualaba hinab; zwischen Lualaba und Lufira erhebt sich eine Bergkette von 1300 bis 1650 m Höhe. Drei große Flußgebiete wurden gekreuzt, die des Sankuru, des Lomami und des Lualaba. Das Gebiet des Sankuru dehnt sich weiter aus, als man bisher geglaubt, denn ungefähr am 6. Breitengrade nimmt er einen bedeutenden Zufluß auf, den Luëmbe, der bisher unbekannt war. Am 8. Breitengrade wurde der Sankuru überschritten, der dort eine Breite von 75 bis 80 m hatte mit 3 m Tiefe, also für Schiffahrt geeignet war; der Luëmbe bei 8° 30′ maß 25 m Breite und 2 bis 3 m Tiefe. Die Reisenden entdeckten unter 8° 45′ südl. Breite und 24° 55′ östl. Länge die Quelle des Lomami, so daß die Länge des Flusses auf 1200 km anzunehmen ist. Der Lualaba empfängt in seinem oberen Flußgebiete zwei bedeutende Tributäre, den Lubudi links und den Lufira rechts. Der Lubudi ist der wichtigste der beiden und wurde bei der Überschreitung auf 50 m breit geschätzt bei einer Tiefe von 3 bis 4 m; seine Quellen scheint er etwa 10° südl. Breite zu haben, soll aber schon bei 9° 25′ in den Lualaba münden. Der Lualaba selbst hat bei einer Breite von 80 bis 90 m eine Tiefe von 3 m, festigen Grund und ein schnelles Gefälle. Bei 9° 12′ südl. Breite ist er durch die Schnellen von Kalenge unterbrochen, 90 km aufwärts finden sich die Schnellen von Schilo, mit einem Horizontalunterschiede von 130 m.

Die Expedition zog zuerst am rechten Ufer des bei Lusambo in den Sankuru mündenden Lubi aufwärts. Das Land war schön bebaut und stark bevölkert von den Stämmen der Bamba und Kalosch, die vorher noch keinen Weißen gesehen hatten. Am Dorfe Tschikunga 6° 20′ 40″ wurde der Lubi verlassen und gegen Südosten der Distrikt Kanioka durchzogen, der von den Balungu bewohnt ist. Dieser Volksstamm steht auf einer höheren Stufe als die Stämme am Lubi. Hier wurde ein neuer Zufluß des Sankuru gefunden, der Buschimai, der rechts den Luële in sich aufnimmt. Unter 7° 19′ 41″ wurde der Ort des Häuptlings Musembe erreicht. Der Sankuru bildet die Grenze von Kanioka und wurde bei der Residenz von Mutombo-Mukulu übersetzt, des Chefs der Kalunde, deren Gebiet stark bevölkert und vorzüglich kultiviert ist. Rechts nimmt der Sankuru die beiden Flüsse Lubischi und Luëmbe auf, deren Landschaft von den kriegerischen Babondo bewohnt wird. Von hier aus kam die Expedition auf das 1150 m hohe Plateau, wo der Lomami entspringt. Südlich davon dehnt sich das seenreiche Samba aus, das einen europäischen Charakter zeigt. Die gewöhnlichsten Bäume sind eine Art Feigenbaum; eine andere Art, Mpoja genannt, zeigt oft riesenhafte Verhältnisse. Von zahlreichem Wild sind zu nennen Elefanten, Büffel und Antilopen, von Raubtieren Löwen, Leoparden und Hyänen. Le Marinel fand hier Ameisenhaufen von 4 bis 5 m Höhe, die größten sogar bis 7,5 m, die in großer Menge vorhanden waren und von fern wie ein Dorf aussahen. Vögel sind nicht sehr zahlreich. Ein schwarzer Skorpion wurde 11 cm lang gemessen. Das Land Samba wird von den Bana-Kubembe bewohnt und gehört zu den Gebieten des Flusses Lubudi, eines linken Nebenflusses des Lualaba. Beide Flüsse wurden überschritten. Am rechten Ufer des Lualaba erhebt sich das Land ziemlich schnell zu einer Anzahl waldbedeckter Berge. Am Flusse fand Le Marinel Abgelandte von Msiri, die ihn freundlich empfingen.

Die Berge von Kunke sind von den Bena-Kabambo bewohnt, von denen einige in Gruppen von kleinen Palissadendörfern wohnen, andere aber wirkliche Höhlenbewohner sind. In dem Berglande, das nun durchzogen wurde, gab es oft niedrige Temperaturen. Mehrmals sank nachts das Thermometer auf 10° C. Der Boden ist hier mehr thonhaltig als sandig, man traf aber auch auf enorme Felsen. Bemerkenswert ist, daß im Kibnè schwefelhaltige Ausströmungen wahrgenommen und bei der Rückreise in der Nähe des Lualaba schwefelhaltige Thermalquellen entdeckt wurden. Am 18. April 1891 traf die Expedition in Msiris Hauptstadt ein, die eine Anhäufung von kleinen Dörfern ist, umgeben von Euphorbien und Palissaden. Die Bevölkerung dieser nach Osten gegen den Fluß Bunkeia ausgedehnten Residenz mag sich auf 6000 bis 7000 belaufen. Der Name des Herrschers wird meist Mulschidi, Mschidi oder Msidi ausgesprochen, viele Eingeborene nennen ihn Musunda. Der Name Katanga gilt nicht mehr für das ganze Reich, sondern bezeichnet nur den Süden des Landes. Die Bevölkerung des ganzen Landes ist nicht sehr zahlreich; die Basanga sind die stärksten der Bewohnerschaft, die Babula die zahlreichsten. Im allgemeinen ist die Bevölkerung sehr gemischt. Die Araber, welche ins Land kommen, sind nur Kaufleute. Die Expedition blieb sieben Wochen in Msiris Reich, besuchte dann die östlich gelegenen Länder bis zum Lufira, begann am 11. Juni 1891 den Rückmarsch nach Lusambo, wo sie am 11. August 1891 wieder eintraf.

Heilprins Erforschung von Yukatan.

Diese wenig bekannte Halbinsel ist im Jahre 1890 im Auftrage der Akademie von Philadelphia von einer wissenschaftlichen Expedition unter Prof. Angelo Heilprin besucht und teilweise geologisch erforscht worden. Nach den Mitteilungen Heilprins ist die Halbinsel nördlich der Sierra de Yucatan — über diese hinaus lassen die aufständischen Mayas keinen aus Mexiko kommenden Fremden vordringen — ausschließlich jungtertiärer Bildung. Es lassen sich hier drei Formationen unterscheiden: die Ebene bis zum Fuß des „Gebirges", die Hügelkette selbst und die submarine Bank, auf welcher Yukatan aufgebaut ist. In der Ebene gestatteten die neuen Eisenbahnarbeiten eine sorgfame Untersuchung der sonst nur in den eigentümlichen Wasserlöchern (cenotos) aufgeschlossenen Schichten. Sie erwiesen sich als sehr reich an Versteinerungen und dem jüngeren Pliocän, teilweise sogar dem Postpliocän angehörend, also ganz jungtertiär;

Digitized by Google

Venus cancellata Lam. ist die häufigste Versteinerung. Die Schichten sind offenbar gleichalterig mit den Kalken, welche den festen Kern von Florida bilden, und gehören trotz einiger Unterschiede in der Fauna derselben Bildung an.

Die Hügelkette, welche in Ermangelung eines höheren Gebirges den stolzen Namen Sierra de Yucatan führt, besteht an der Oberfläche aus einem ziemlich kompakten rötlichen Kalkstein, der anscheinend von mariner Bildung, aber sehr arm an Versteinerungen ist. Unter ihm liegen graue und weiße kristallinische und marmorartige Kalksteine, die fast nur in den tieferen Höhlen, von denen der Hügelzug durchsetzt ist, aufgeschlossen sind. Auch sie sind arm an Versteinerungen, aber sicher nicht älter, als miocän, nach Heilprin wahrscheinlich nur bei der Faltung zusammengedrückte und metamorphierte Schichten des pliocänen Kalkes der Ebene. Manche der eingezeichneten Höhlen gehören zu den schönsten Tropfsteinhöhlen des amerikanischen Kontinentes, so die von Colcehtok und die von Loltum südlich von Tical. Letztere öffnet sich mit einem prächtigen Bogen und enthält geradezu riesige Stalaktiten und Tropfsteinsäulen von fünf bis acht Fuß Durchmesser und 70 Fuß Höhe; eine hatte, fünf Fuß über der Basis gemessen, sogar 36 Fuß im Umfange. Ein besonderes Interesse für die Geologie gewinnen diese heute ganz trockenen Höhlen dadurch, daß sie bis unter das heutige Meeresniveau hinabreichen.

Der geologisch betrachtet interessanteste Teil Yukatans ist der unter dem Meeresspiegel liegende, die Yukatan-Bank. Alexander Agassiz betrachtet sie, wie die gleichalterige, der Westküste von Florida anliegende Bank als eine rein organische Bildung, entstanden durch die Anhäufung von Muschelschalen, Korallen, Diatomeenpanzern u. dergl. Heilprin steht dieser Ansicht sehr kritisch gegenüber und begründet das ausführlich. Die Straße von Yukatan ist 80 bis 90 Miles breit und in der Mitte gegen 1000 Faden tief; die Bank fällt in dieselbe fast genau ebenso steil ab, wie Florida gegen die Straßen von Florida und Bemini, etwa mit einem Gefälle von 1:35. Agassiz hält alle diese Straßen für vom Golfstrom ausgefurchte Flußbetten; auch das bestreitet Heilprin und er macht besonders darauf aufmerksam, daß es doch sehr eigentümlich wäre, wenn der schwache Strom in der Yukatan-Passage sein Bett über doppelt so tief ausgefurcht hätte, wie der fast zwanzigmal rascher strömende in der Floridastraße. Er ist vielmehr der Ansicht, daß sich wahrscheinlich noch in der Postpliocänzeit, also im Anfange der gegenwärtigen Erdepoche, ein mehr oder weniger zusammenhängendes Plateauland von Florida und den Bahamas bis nach Yukatan erstreckt habe, von dem später einzelne Teile niedergesunken seien und die Meeresstraßen gebildet hätten. Dadurch kommt er nun freilich in Konflikt mit der bedeutenden Hebung, welche andere Forscher, gestützt auf die vom nordamerikanischen Kontinent fast ringsum sich zeigenden alten submarinen Erosionsthäler, für eben diese Periode annehmen. Nach den neuen minutiösen Vermessungen von Lindenkohl läßt das Hudsonthal sich bis 100 Miles südöstlich der heutigen Küstenlinie verfolgen und endigt in einer Tiefe von 2800 Fuß unter dem heutigen Meeresspiegel und 2200 Fuß unter dem anliegenden Meeresgrund, und ähnliche Erscheinungen zeigen der Lorenzstrom, der Delaware, der Mississippi und die Thalmündungen an der pacifischen Seite. Die Geologen schließen daraus, daß zur Zeit der Bildung dieser Furchen der Meeresspiegel fast 3000 Fuß niedriger stand als heute. Heilprin führt aber gegen diese Erklärungsweise, resp. gegen die recente, postpliocäne Bildung dieser Thäler verschiedene schwerwiegende Argumente ins Feld. Einmal den von Dana herrührenden Einwand, daß bei so neuer Entstehung die Plateauflächen zu beiden Seiten des Lindenkohl-Thales nicht so eben sein könnte. (Deutsche Forscher würden dann wohl die Wirkung der Abrasion nicht ohne Berechtigung ins Feld führen.) Dann aber die regelmäßige, lückenlose Entwickelung der Tertiärschichten an der Südostküste der Vereinigten Staaten und ihrer Fauna bis in die Jetztzeit, und das bis vor die Tertiärzeit zurückreichende Alter der großen Stromthäler, besonders des Mississippi. Nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände kommt Heilprin zu der Überzeugung, daß das westindische Meer einschließlich der Straßen in derselben Weise entstanden sei, wie Sueß und Neumayer für das östliche Mittelmeer nachgewiesen haben, durch eine Reihe von Senkungen der Erdrinde, bei welchen durch den Seitendruck wahrscheinlich gleichzeitig, wie zuerst Prof. Shaler ausgesprochen hat, die Zentralrücken von Florida wie von Yukatan emporgepreßt wurden [1]). Der Golf von Mexiko hat allerdings, wie die Schichten in seiner Umgebung beweisen, schon zur Kreidezeit bestanden, aber schwerlich in seiner heutigen Ausdehnung und gewiß nicht in der heutigen Tiefe; die Senkung ist erst viel später eingetreten und dauert heute noch fort und sie erklärt auch das Fehlen von Tertiärschichten in seinen Küstenländern.

Heilprin hat auch den eigentümlichen, brunnenartigen Wasserlöchern (cenotes) seine Aufmerksamkeit zugewandt, und bestätigt nach sorgfältigen Messungen die Angaben von Scholt, daß dieselben im allgemeinen bis zum Meeresspiegel hinab reichen und man somit aus der Tiefe des Wasserspiegels die Meereshöhe des betreffenden Ortes erkennen kann. Dagegen bestreitet er, daß die Höhe des Meeresspiegels in denselben eine unveränderliche sei. In den größeren „aguadas" schwankt dieselbe sehr beträchtlich und in den tieferen Höhlen, z. B. der von Bolonchen, trifft man das Wasser erst sehr erheblich unter dem Meeresniveau; ein Zusammenhang mit dem Meere ist also ausgeschlossen. (Proc. Acad. Philad. 1891, p. 1.) Dr. W. Kobelt.

Ein neuer Tertiär-Vulkan nahe bei Stuttgart,

zugleich ein Beweis, daß sich die Alb einst bis zur Landeshauptstadt hin ausdehnte, so lautet der Titel einer von W. Branco im Programm der Universität Tübingen soeben veröffentlichten Abhandlung, welche in allgemein verständlicher Form und fesselnder Vortragsweise ein Stück vaterländischer Geologie entrollt; ein Stück Geologie, das ganz besonders geeignet erscheint, uns eine Vorstellung von den langsam und stetig wirkenden und besonders in ihrer zerstörenden Thätigkeit gewaltige Umgestaltungen auf unserer Erdoberfläche hervorrufenden Naturkräften zu verschaffen.

Die Veranlassung zu den interessanten Erörterungen des Verfassers gab eine kleine unscheinbare Tuffablagerung bei Scharnhausen, 9 km südöstlich von Stuttgart. Diese Anhäufung von vulkanischem Tuff stellt im Hinblick auf die südlich gelegenen Vulkanmassen der Alb den am meisten nach Norden vorgeschobenen Vorposten der Vulkangruppe von Urach dar und zugleich die einzige Bildung dieser Art, welche auf dem linken Neckarufer erscheint. Wir wissen, daß vulkanische Bildungen in der Alb lokal eine große Verbreitung gewinnen und hauptsächlich um drei größere Vulkanzentren sich scharen; dasjenige am südwestlichen Ende der Alb im Höhgau, am nordöstlichen Ende im Ries bei Nördlingen und etwa in der Mitte der Alb im Uracher Gebiet. Die über ein Gebiet von etwa 20 Quadratmeilen verstreute, fast 100 köpfige Uracher Vulkangruppe besteht aus Basalten und Tuffen. Wie im Höhgau und Ries sind in den Uracher Tuffen zahlreiche Strecken älterer, die Wände der Vulkanschlote in den verschiedensten Tiefen bildenden Gesteine ein-

[1]) Die Pliocänschichten von Florida sind von 1200 Fuß tiefen Bohrlöchern nicht ganz durchsenkt worden.

Digitized by Google

geschlossen. Auf der eigentlichen Alb sind die Tuffe über den Schichten des weißen Jura ausgebreitet, der hier überall die Oberfläche bildet; je weiter man nach Norden albabwärts schreitet, in um so älteren Schichten sieht man die Bullanbildungen zu Tage treten, eine Folge der sich am Nordrande der Alb vollziehenden Denudationserscheinungen. Der Südrand der Alb ist durch eine Verwerfung bedingt, ist wesentlich ein Bruchrand, längs welchem die sich nach Süden erstreckende Fortsetzung der Albgesteine in die Tiefe gesunken ist, in welcher sie gegenwärtig von den tertiären und diluvialen Bildungen der oberschwäbisch-bayerischen Hochebene bedeckt liegt. Der nördliche Albrand dagegen ist allein durch die abtragende Thätigkeit der Atmosphärilien entstanden. Da die Alb aus ziemlich horizontal liegenden Schichten aufgebaut ist, deren unterer Teil aus Lias, brauner und unterster weißer Jura vorherrschend aus weicheren Gesteinen besteht, deren oberer Teil dagegen durch härtere Gesteine der Weiß-Jurastufen gebildet wird, so hat sich hier im Norden diejenige Denudationsform vollzogen, die zur Erzeugung von Tafelbergen führt. Die Decke von harten Gesteinen verhindert die oberflächliche Abtragung; wo aber am Nordrande die liegenden weichen Komplexe zu Tage treten, fallen diese der Auswaschung anheim. Der Fuß wird weggewaschen, die Decke stürzt nach. Von Norden gesehen bildet die Alb daher einen gewaltigen, von SW nach NO hinziehenden Tafelberg, welcher sich in drei treppenförmig übereinander liegende, ganz bestimmte Horizonte der Juraformation darstellende Stufen gliedert. — Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich, daß der Nordrand der Alb allmählich gegen Süden zurückweicht. Langsam wird das unter der Alb lagernde Schichtensystem des Lias auf solche Weise an das Tageslicht gezogen und frei gelegt. Aus der Erkenntnis, daß der Nordrand der Alb nicht stillsteht, sondern weiter gegen Süden rückwärts schreitet, müssen wir aber folgern, daß er sich früher jedenfalls mehr noch nach Norden erstreckt haben muß. Wie weit, wissen wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Daß die Juraablagerungen aber überhaupt eine weit größere Verbreitung nach Norden hin besessen haben müssen, beweist die Jurascholle in der Kreidegauer Senke zwischen Schwarzwald und Odenwald. Vielleicht hat der Jura ehedem sogar den ganzen Schwarzwald überzogen. Darüber sind die Ansichten der Geologen indes noch geteilt. Die genaue Untersuchung des Tuffes von Scharnhausen liefert uns nun die ersten wichtigen Thatsachen für die sicher größere Ausdehnung der Alb nach Norden in die Hand. Der Tuff ist ein sogenannter Trockentuff, d. h. ein wenig oder gar nicht geschichtetes Haufwerk von vulkanischem Trümmergestein, welches reichlich mit Brocken von Sedimentärschichten von weißem, braunem und schwarzem Jura, sowie von Keuper vermischt ist. Die Tuffmasse selbst steht im Keuper an, unterer Lias ist über letzterem noch in der weiteren Umgebung anstehend. Alle jüngeren Juraablagerungen aber fehlen. Wie soll man sich nun die Fragmente von weißem Jura in diesem vulkanischen Tuff bei Stuttgart erklären, da nach der Struktur der Ablagerung und ihrer sonstigen Zusammensetzung, glaciale oder anders geartete, etwa fluviatile Ablagerungen nicht vorliegen können? Doch nicht anders als indem man sich vorstellt, daß der Schlot der Vulkanbildung von Scharnhausen zur Zeit seiner Entstehung auf dem weißen Juraplateau, also noch der damals hier noch vorhandenen Alb, ausmündete und das Material in den zum Teil offenen Schlot von oben und den Wänden her nachstürzte. Die Alb ist seither weit zurückgewichen; eine mächtige Gebirgsmasse: weißer Jura, brauner Jura sind vollständig, der schwarze Jura bereits bis auf seine untersten Schichten abgetragen. In die vulkanische Spalte tief genug hinab stürzten die Fragmente dieser Juragesteine, um uns heute, wo in diesem Gebiete die Abtragung bis auf den Keuper angelangt ist, davon berichten zu können, daß die Alb in der mittleren Tertiärzeit, der Periode seiner Eruption, noch in der Umgebung von Stuttgart aufragte, während ihr Nordrand jetzt 23 km weiter zurücklieget.

Dr. A. Sauer.

Bücherschau.

H. Schaafhausen, Die Kelten. „Aus der Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande." Bonn 1891.

„Es wird", schrieb ich vor neun Jahren in einer Besprechung (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie rc., August 1883) des von Becker'schen Versuches[1]) einer Lösung der Keltenfrage, „diese für die ganze Auffassung der Urgeschichte unseres Erdteils entscheidende Frage immer wieder auftauchen und trotz des leidigen Streites, der sie in Verruf gebracht, besonders in den Gegenden, wo der Altertumsforscher auf die Spuren des alten Kelten volkes stößt, denselben zu immer neuen Versuchen reizen, das Rätsel zu lösen." Wieder liegt ein solcher vor; wenn man aber mit gutem Gewissen von dem früheren sagen konnte, daß er die Frage „der Lösung näher bringen" würde, so ist dies leider diesmal nicht möglich, und der Altertumsfreund, der auf die Art der Veröffentlichung oder den Namen des Verfassers vertrauend, in der breit angelegten Abhandlung Aufklärung zu finden hofft, wird sich enttäuscht sehen. Mir wenigstens ist es nicht gelungen, unter der Menge der angeführten Ansichten und Thatsachen eine klar ausgesprochene Meinung des Verfassers zu entdecken. Der Bonner Anthropologe mixtraut den „philologischen Erklärungen" und der Sprachforschung, die „zu einer unglaublichen Verwirrung" geführt habe, und fragt sich, „ob die archäologischen Funde und die Kraniologie nicht bessere Führer auf diesem dunkeln Gebiete werden können". Aber, wie gesagt, seine Darstellung läßt nicht erkennen, daß er einen Ausweg gefunden. Zu verwundern ist dies allerdings nicht; denn Schaafhausen glaubt an unsere ethnische Abstammung, und auf Grund dieser Voraussetzung — das zeigt die ganze Geschichte der Keltenfrage und auch aufs neue wieder der vorliegende Versuch — ist die Lösung der Frage ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn der Verfasser statt von alledem zu reden, „was für die Herkunft der Sprachen, der Religion und Kunst, in der ganzen europäischen Kultur aus Asien mit zwingender Beweiskraft beigebracht werden kann", nur einen einzigen Beweis wirklich angeführt hätte, so könnte ihm die Wissenschaft dafür dankbar sein; denn meines Wissens ist es bisher noch niemand gelungen, einen stichhaltigen Grund für diese allerdings noch weitverbreitete Ansicht ins Treffen zu führen. Mit Erstaunen liest man einige Behauptungen, die mit dem, was in der Wissenschaft als ausgemacht gilt, im Widerspruch stehen: so erscheinen die gallischen Boier „in Bavaria als Bajuvaren", so werden die bemalten Urnen der Hallstattkultur dem „keltischen Volke" zugeschrieben, so wird von „slawischen Druyen und Leuten", von „blonden, hochgewachsenen[1]) Hauensteinern Württembergs (!)" gesprochen. Bei einem Naturforscher muß befonders folgender Ausspruch befremden: „Wo sich das blonde Haar und das blaue Auge der Germanen erhalten hat, kann nicht von Vermischung der dolichocephalen mit brachycephalen Elementen die Rede sein, da kann nur der Einfluß der Kultur auf die zunehmende Breite des Schädels die zur Brachycephalie neigende Mesocephalie als die heute unter den Deutschen vorherrschende Form hervorgebracht haben." Bekanntlich haben die neueren anthropologischen Unter-

[1]) Versuch einer Lösung der Keltenfrage durch Unterscheidung der Kelten und der Gallier von K. von Becker. Erste Hälfte. Mit einer Karte und einem ungedruckten Briefe von Jak. Grimm. Karlsruhe, J. Bielefeldts Verlag, 1883.

[1]) Die Hauensteiner sind ebenso klein und dunkel, wie die übrigen Bewohner des badischen Schwarzwaldes.

Digitized by Google

suchungen die von vornherein wahrscheinlich getrennte Vererbung der Merkmale thatsächlich nachgewiesen, und die Kultur für das Breiterwerden der Schädel verantwortlich zu machen, ist ein ebenso voreiliger Schluß, wie es der war, der die Ursache in der Höhenlage suchte. Sonst könnten nicht die Standinavier, die in der Kultur doch gewiß hinter keinem der europäischen Völker zurückstehen, ganz ausgesprochen langköpfig sein, sonst könnten nicht in der europäischen Bevölkerung die geistigen Arbeiter, die eigentlichen Kulturträger, gerade aus den noch vorhandenen dolichocephalen Bestandteilen hervorgehen. Wenn es Herrn Schaaffhausen „höchst auffallend und unerklärlich ist", daß viele Steinzeitschädel mit den späteren germanischen Formen übereinstimmen, so verliert diese Erscheinung alles Überraschende, wenn man die Urheimat dieses Schädeltypus in unserm Weltteil erblickt. Dann erklärt sich auch leicht und ungezwungen die ursprüngliche Übereinstimmung der Kelten und Germanen in Sprache, Sitten und Körperbau. Im Keltenstrome lassen sich verschiedene Wellen unterscheiden, Kelten, Gallier, Belger und zuletzt Kimbern. Letztere sind ebenso gut Germanen als Gallier, denn sie bilden die Brücke zwischen beiden Volksstämmen. Ludwig Wilser.

Richard Schütt, Meerfenne und Küstenerreichbarkeit im mittleren Europa (mit 2 Karten). Inauguraldissertation. Hamburg 1891.

Der Zweck dieser mit großem Fleiße angefertigten Arbeit ist, die Erreichbarkeit der Küste vom Inneren eines Landgebietes — in diesem Falle Mitteleuropas — aus übersichtlich darzustellen. Da eine zahlenmäßige Berechnung des Wertes für Küstenerreichbarkeit, wie es z. B. für Küstengliederung der Fall ist, unmöglich erscheint, bleibt nur die kartographische Darstellung. Verfasser konstruiert zu diesem Zwecke (vgl. Karte II) eine Anzahl Kurven, welche diejenigen Orte Mitteleuropas miteinander verbinden, die von Nürnberg aus vermittelst der Eisenbahn als des schnellsten Transportmittels in gleich kurzer Zeit erreichbar sind. Die Zeitentfernungen sind natürlich abgezogen, da sie als willkürliches Moment störend auf die Karte einwirken würden. Nürnberg wurde als Ausgangspunkt gewählt, weil es zugleich meerfernster Punkt (vgl. die nach der Rohrbachschen Methode konstruierte Karte II) und in der Mitte des in Frage kommenden Gebietes gelegen ist. Die Karte II, das Ergebnis mühsamer Rechnungen, bringt wegen des kleinen Maßstabes (1 : 3 700 000) nur die Zwei-Stunden-Kurven zur Darstellung; sie ist sehr übersichtlich, doch wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser durch Abänderung oder Anwendung von Schraffen die Wiederholung derselben Farbe in verschiedenen Zonen vermieden hätte. Der Wert dieser Karte würde noch mehr zur Geltung kommen, wenn weitere in demselben Sinne entworfene Karten anderer Länder oder auch für eine frühere oder spätere Zeit desselben Gebietes vorlägen, durch deren Vergleichung höchst interessante Schlüsse für die Verkehrsgeographie gezogen werden könnten. Hoffen wir deshalb, daß der Verfasser Nachahmer finden möge. Der beigegebene Text, welcher die Entstehung der Karte erklären und die wichtigsten Ergebnisse derselben anführen soll, hat diesen Zweck recht gut erreicht.

Leipzig. Dr. Schlatterer.

Georg Hartmann, Der Einfluß des Treibeises auf die Bodengestalt der Polargebiete. Inauguraldissertation. 114 S. mit 2 Tafeln. Leipzig 1891. Veröffentlicht vom Verein für Erdkunde in Leipzig.

Im ersten Kapitel werden die Zerstörungserscheinungen des Treibeises, besonders seine erodierende, abschleifende und Schrammen bildende Thätigkeit, die Abrundung von Felsen, die Aufwühlung und Auskurchung des Bodens und ähnliche Erscheinungen geschildert. Daran schließt sich die Besprechung der durch das Treibeis hervorgerufenen Reubildungen, der schützenden Wirkung des „Eisfußes", der Strandwallbildungen, der Aufpressung des Meeresbodens, Bildung von Untiefen und Sandbänken, Strandlinien und Lagunen. In einem dritten Kapitel erfährt die transportierende Thätigkeit des Treibeises eingehende Erörterung und es ist darin besonders eine tabellarische Zusammenstellung von Interesse, welche angiebt, wo Treibeis, sei es als „Eisfuß", gestrandets oder treibendes Eis mit Einschluß erratischer Bestandteilen beladen, angetroffen worden ist. Dieses Verzeichnis ergiebt für das nördliche Polarmeer bis jetzt 77 Beobachtungspunkte, für das südliche deren 24. In dieses Kapitel fällt auch die Betrachtung über die Rolle des Treibeises als Verbreiter pflanzlicher und tierischer Organismen. Zuletzt werden die Wirkungen des Treibeises auf die Dünung, Tidenbewegung, Winde, die Zusammensetzung des Meerwassers und dessen spezifisches Gewicht besprochen. — Man erhält so durch vorliegende Abhandlung einen kurzen Überblick über die wichtige Treibeisfrage und gerade für die Gegenwart, wo in der Diluvialgeologie das Inlandeis alles, die Drift nichts bedeutet, erscheint uns eine Zusammenstellung, wie die vorliegende, recht zeitgemäß. Für manche unserer Glacialgeologen saus phrase, welche in jeder Blockanhäufung eine Moräne, in jedem gekritzten Geschiebe einen unantastbaren Zeugen für Gletscherthätigkeit erblicken, wird es von Nutzen sein, besonders die Kapitel über die mechanischen Wirkungen des Treibeises durchzukosten. Sauer.

Aus allen Erdteilen.

— Der Untergang der französischen Expedition unter Paul Crampel im Norden des Congoozuflusses Ubangi wird durch den Bericht Nebouts, des einzigen Überlebenden, an das Comité de l'Afrique française aufgeklärt (der Verlauf der Expedition ist geschildert Globus LX, S. 140). Nebout, der die Nachhut führte, erhielt am 8. April 1891 einen Brief des vorangereilten Crampel, geschrieben in Eikuti, 480 km vom Ubangi, in dem dieser meldet, die Mohammedaner bereiteten ihm Schwierigkeiten und er leide Not. „Ich will zu einem großen Sultan ziehen, der 190 km weiter nördlich wohnt und den ich in 25 Tagen zu erreichen hoffe. Dort will ich Tiere und Lebensmittel kaufen und die Straße zu eröffnen suchen. Es ist nur ein Ausflug, den ich mit elenden fünf Mann unternehme und von dem ich zurückgekehrt sein werde, ehe Sie hier eintreffen. Ich lasse Zschekkad als Hüter des Postens zurück. Sembabo bringt Ihnen (Nebout) die Truppen, die dann unter Ihrem Befehle stehen. Es ist unnütz, Ihnen zu wiederholen, daß Sie mit großer Beschleunigung kommen müssen; sie finden mich in bedrängter Lage. Ich rechne auf Eufap durch Sie." — Am 26. Mai erhielt Nebout die Nachricht, daß Bisarrat, Führer der senegalesischen Schutztruppe, der zur Hilfe Crampels geeilt war, durch Snuffis Leute ermordet worden sei. Er war von dem arabischen Dolmetscher Said begleitet, der auch meuchlerisch niedergestoßen wurde. Die entkleideten Körper beider warf man in den Wald. Die Senegalesen wurden gefangen, doch nicht schlecht behandelt; die Mohammedaner erklärten ihnen, daß sie es nur auf die Europäer abgesehen hätten. Einer der Senegalesen entkam und überbrachte Nebout die Unglücksbotschaft. Dieser, der nur noch über 8 Senegalesen und 47 Träger verfügte, war zu schwach, um Crampel zu rächen; er trat den Rückmarsch an und erreichte am 15. Juli Brazzaville am Congo. Über Crampels Schicksal selbst enthält der Bericht nichts.

— Moafunde in Neuseland. Von den ausgestorbenen Riesenvögeln des Dinornisgeschlechtes ist ein großes, zahlreiche Knochenreste bergendes Lager bei Oamaru in der Provinz Otago entdeckt und von H. O. Forbes in Nature (3. März 1892) beschrieben worden. Es wurden mindestens die Überreste von 800 bis 900 Exemplaren zusammen an einer vorliegen Stelle von geringem Umfange beisammen gefunden und zahlreiche ganze Skelette konnten zusammengesetzt werden. Die Tiere müssen dort zusammengejagt, durch eine Katastrophe zu Grunde gegangen sein; man fand noch den Mageninhalt, namentlich zahlreiche Quarzsteinchen von Bohnen- bis Pflaumengröße. Beigefellt waren ihnen die Skelette anderer ausgestorbener neuseeländischer Vogelarten der

Digitized by Google

Geschlechter Cuemiornis, Haeapagornis, Biziura u. s. w. Die Dinornisknochen gehören namentlich den Arten elephantopus, ingens und rheides an. Es fanden sich keine zerbrochenen Knochen oder Spuren von Menschen, so daß der Untergang dieser großen Menge von Riesenvögeln nur einer Naturkatastrophe zugeschrieben werden kann. Nach der Beschaffenheit des Landes glaubt Forbes, daß Untergang durch eine Flut ausgeschlossen sei. Wurden sie, fragt er, durch Feuer zusammengejagt und traten sie sich zu Tode? Großer Frost, nahe der See, könne auch nicht die Ursache gewesen sein. So fehlt eine Erklärung. Dürfte man nicht an einen Schneesturm denken, der von Nebring bei ähnlichen Funden mit Erfolg zur Erklärung herbeigezogen wurde?

— Im Inneren von Südaustralien sind von J. Carruthers in den Jahren 1888 bis 1890 Triangulationen in den Everard-, Musgrave-, Mann- und Tompkinson-Ranges, sowie in den Deering Hills veranstaltet worden, die zwischen Lake Eyre und Lake Amadeus liegen. In seinem Berichte (Proc. Geogr. Soc. März 1892) giebt Carruthers eine allgemeine Schilderung des aufgenommenen Landes. Die Musgrave-Ranges bestehen hauptsächlich aus rotem Granit mit Spinifex und vereinzelten Fichten; die Thäler in denselben, gebildet durch breite Creeks, sind gut mit Gras bestanden. Geranium, Wicken, Salz- und Baumwollenbusch gedeihen dort üppig, da der Boden aus rotem Sandalluvionen und festem, rotem Lehm besteht. Mount Woodroffe, der höchste Punkt dieser Kette, erreicht zwischen 1350 und 1370 m Höhe. Man hat von seinem Gipfel eine schöne Aussicht. Ayers Rock, etwa 140 km nordwestlich, ist zu erkennen, ebenso Mt. Connor, der sich steil aus einer See von Mulgagestrüpp erhebt; es ist dies ein vereinzelter Tafelberg. Mt. Morris, nahe dem nordwestlichen Ende der Kette, ist der zweithöchste mit ungefähr 1230 m. Die Everard-Ranges bestehen zumeist aus rotem Granit und sind mit Spinifex, einigen Fichten, Gumbäumen und Blutholz bedeckt. Das zwischen ihnen und den Musgrave-Ranges gelegene Land ist sandig, mit Stellen von dichtem Mulgagestrüpp, Spinifex, Baumwollbusch, Wicken und Geranium. Etwa 56 km westlich von Musgrave-Range beginnt Mann-Range, der Zwischenraum ist mit großen Casuarinen und Mulga- und Mallistrüpp bedeckt, abwechselnd mit sandigem Spinifexland, das bis auf wenige Brunnen der Eingeborenen wasserlos ist. Am westlichen Ende der Mann-Range wird das Land sandiger mit zerstreuten Hügeln, meist traurigen Spinifexland mit wenig Bäumen. Die Mann-Range besteht aus rotem und grauem Granit mit derselben Vegetation, wie die vorher genannten Gebirge. Deering Hills im Süden der Mann-Range, gleichfalls granitisch, besitzen Thäler mit gutem Graswuchs. Das Land zwischen beiden Gebirgen ist armer Sandboden und hat nur sehr wenig Wasser. Die Tompkinson-Ranges, 40 km nordwestlich von Deering Hills, sind granitisch mit basaltischen Durchbrüchen, auch hier ist die Vegetation die gleiche, wie oben angeführt.

— Dr. Douliots Reise im westlichen Madagaskar, die im Auftrage des französischen Ministeriums unternommen ist, hat zum Ausgangspunkte Nosi Miandrokа an der Mündung des Morondava gehabt, wo der Reisende zunächst sich mit den Sprachen der Howas und Sakalaven vertraut machte. Nach einigen Ausflügen in der Umgegend des Morondava begab sich Douliot nach dem Fort Mauja und von da nach dem Dorfe Bondrová, welches an dem großen Flusse Mangoka liegt, der unter 22° südl. Br. an der Westküste mündet. Auf diesem etwa 200 km langen Wege, der bei Mauja Granitdiorit Route schneidet, hat Douliot völlig unbekanntes Land erschlossen. Dasselbe ist viel reicher bewässert, als man bisher annahm, doch erreichen die Flußläufe, wenigstens in der trockenen Jahreszeit, nicht immer das Meer, sondern versiegen in den Sanden an der Küste. Der Boden ist fruchtbar und leicht zu kultivieren.

— Japanische Arbeiter sind nach Neu-Caledonien von der dortigen Nickelgesellschaft zur Arbeit in den Bergwerken eingeführt worden. Die Kanaken der Insel selbst sind dort weniger brauchbar, andere Kulis immer schwieriger zu haben und die mit der chinesischen Einwanderung verknüpften Mißhelligkeiten glaubt man auf diese Art zu umgehen. Im ganzen sind 600 Mann angeworben worden, die sich auf fünf Jahre verpflichtet haben. Sie stehen unter der Aufsicht eines japanischen Offiziers, der an seine Regierung berichtet, haben einen Dolmetscher, einen Arzt und erhalten, außer Wohnung und Kost, 45 Franks monatlich. Das Hauptquartier dieser Japaner ist in Thio.

— Statistische Nachrichten über Deutsch-Südwestafrika enthält der aus Wiedhoek, 31. Dezember 1891, datierte Bericht des kaiserlichen Kommissars von Francois. Danach lebten 622 Weiße (darunter 310 Deutsche und 273 Engländer, 19 Schweden und 10 Holländer) im Schutzgebiete, die sich alle von Handel und Viehzucht nährten. Die Zahl der Eingeborenen beträgt 116 000. Die Gesundheitsverhältnisse waren ausgezeichnet. „Europäer werden weniger als Eingeborene von Krankheiten befallen.“ An Pferden zählte man 4000, Rinder 353 000, Kleinvieh 3 600 000 Stück. Der Handel nahm seinen Weg über die (englische!) Walfischbai, wo 1890 für 473 700 Mark eingeführt und für 115 000 Mark ausgeführt worden. Haupteinfuhren sind Gewehre und Munition, Mehl, Kaffee, Manufakturwaren und Kleider (für 118 000 Mark), Eisen- und Stahlwaren, Wein, Bier, Tabak. Die Hauptausfuhren waren Straußenfedern, Gummi arabicum, Häute (für 72 000 Mark), Hörner, etwas Elfenbein. Der Briefverkehr der Postagentur Otjimbingue über Walfischbai betrug 1891 schon 5276 Briefe.

— Die meteorologischen Bergstationen der Vereinigten Staaten werden von A. L. Rotch im American Meteorological Journal für Januar 1892 geschildert. In Thätigkeit sind gegenwärtig das bekannte Lick Observatorium in Kalifornien und das Blue Hill Observatorium in Massachusetts. Daßenige auf Mount Washington (1883 m), welches 1870 errichtet wurde, schloß man 1887 teilweise, denn in den drei folgenden Jahren wurden dort nur während des Sommers Beobachtungen angestellt. Nirgends ist so schweres Wetter bekannt geworden, wie dort, wo oft die größte Windstärke mit der niedrigsten Temperatur zusammentraf. Als im Februar 1876 dort die Temperatur auf — 50° Fahrenheit fiel, wurde eine Windstärke von 184 Miles per Stunde beobachtet. Das Eis setzte sich bei unruhigem Wetter in solcher Stärke auf den Armen des Anemometers ab, daß diese brachen. Das Blue Hill Observatorium liegt nur 195 m hoch und ist erst 1885 eröffnet worden. Von dort liegen stündliche Beobachtungen für fünf Jahre vor. Das Observatorium auf dem Pikes Peak in Kolorado in 4308 m Höhe wurde 1873 errichtet und 1888 geschlossen. Die dort gemachten Beobachtungen liegen in den Annalen des Harvard Colleg vor. Die mittlere dort oben gefundene Jahrestemperatur betrug 19°, die Extreme 64° und — 39° F. Die Station ist bemerkenswert wegen der dort herrschenden elektrischen Stürme. Das Lick Observatorium liegt auf Mount Hamilton 1310 m über dem großen Ocean, der von dort oben deutlich erkennbar ist.

rc

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine litterarische Beilage der Verlagshandlung von Otto Salle in Braunschweig, betr. „Alle, Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche“. 2. Auflage.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 15.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Die Fortschritte der Franzosen im westlichen Sudan.

Von H. Seidel.

Noch vor kurzem sah Frankreich sein westsudanisches Besitztum durch drei mächtige Nachbarn eingeengt, deren jeder allein die Entwickelung der aufstrebenden Kolonie zu hemmen vermochte, die vereinigt aber im stande waren, der französischen Herrschaft am oberen Senegal und Niger wohl ein Ende zu bereiten. Wir erkennen in diesen Fürsten den Sultan Achmadu von Segu-Sikorro, den Almamy Samory von Wassulu und den Priesterkönig oder Almamy des Futa-Dschalon, Ibrahima Sory. Dieser letzte wurde der Republik zwar minder durch kriegerische Gelüste, als vielmehr durch seine stark ausgesprochene Neigung zu England unbequem, dessen Schutzherrschaft er jeden Tag annehmen konnte. Die beiden andern Gewalthaber hingegen trugen sich alles Ernstes mit feindseligen Plänen. Während des Aufstandes des falschen Propheten Lamine[1]) stand Achmadu mit einem Heere von 12000 Mann bei Koniakary, nur drei bis vier Tagemärsche von dem Hauptposten Khayes entfernt[2]). Gleichzeitig überschwemmten die räuberischen Horden des Almamy Samory die Malinke-Staaten am oberen Niger und plünderten mehrere den Franzosen befreundete Ortschaften[3]).

Da erschien im Herbste 1886 der erfahrene Gallieni als Höchstkommandierender am Senegal und wußte, dank seiner Umsicht und Thatkraft, die gefährliche Lage schnell zum Bessern zu wenden. Ein siegendes Korps unter Kapitän Fortin warf sich zunächst auf den Marabut Lamine und schlug ihn in zwei glücklichen Feldzügen bis zur Vernichtung.

Der moralische Eindruck dieses Sieges war ungeheuer; ja schon seit dem erfolgreichen Ausgang der ersten Expedition dachten weder Achmadu noch Samory an einen Waffengang mit den Fremden, und Oberst Gallieni konnte alsbald die Erweiterung der französischen Herrschaft nach Norden, Osten und Süden energisch ins Werk setzen. Fast gleichzeitig bequemten sich die Despoten von Wassulu und Segu zur Unterzeichnung von Schutzverträgen, laut welchen sie ihre Staaten bedingungslos den Franzosen öffneten[4]). Ihnen folgten binnen Jahresfrist, nämlich im März 1888, der Almamy des Futa-Dschalon, der seine englischen Freunde beiseite ließ und jetzt für sich und sein Reich die Obergewalt der neuen Gallier im vollen Umfange anerkannte.

Achmadu und Samory sind mittlererweile den französischen Streitkräften erlegen. Das Schicksal des ersteren ist bereits im Globus gemeldet (Bd. LX, S. 203); es bleibt uns sonach die Aufgabe, über die Fortschritte der Franzosen in Wassulu, dem Schauplatz der jüngsten westsudanischen Kämpfe, und in der Fullen-Herrschaft Futa-Dschalon auf Grund der vorliegenden Quellen des Näheren zu berichten.

Wir beginnen mit Futa-Dschalon, dessen weitere Eröffnung wegen seiner militärischen, sanitären und kommerziellen Bedeutung[5]) von Gallieni schleunigst in Angriff genommen wurde. Grundlage und Vorbedingung dazu boten die früheren französischen Reisen von 1879 bis 1881, besonders aber die älteren Verträge von Olivier de Sanderval[6]) und Dr. Bayol[7]) mit den Gebietern dieses Reiches.

Zunächst konnte das Korps des Kapitäns Fortin nach dem Tode des Marabut Lamine mehrere Expeditionen an die Flüsse Gambia, Falème und Casamance entsenden und dabei, was für uns am meisten ins Gewicht fällt, auch die nördlichen Teile von Futa-Dschalon in den Kreis der Forschung ziehen. Den Falème hatte bereits im Jahre 1887 der Marineleutnant Müller mit dem „Salamander“ während der Regenmonate bis zur Grenze der Schiffbarkeit bei Waiga befahren und sonach den Wert dieses Gestades für Handelszwecke dargethan (Bulletin, Paris 1889, p. 120). Jetzt galt es, die Fortsetzung dieser Straße und damit die Verbindung der großen Senegalposten Bakel, Khayes und Medine mit Labe und Timbo, den Hauptplätzen des Futa-Dschalon, endgültig festzulegen.

Zu diesem Zwecke marschierte nun Leutnant Levasseur[8]) mit einer kleinen Karawane vom mittleren Falème stracks nach Süden, dem oberen Gambia zu, den er bei Kebuya überschritt. Derselben Richtung folgend, stieg er zur Bergregion von Tamgé empor, welche den orographischen Zentralpunkt

Digitized by Google

des nördlichen Futa-Dschalon bildet und Gipfel von 1000 bis 11 000 m aufweist. Nach Süden fällt das Massiv stufig zu geringeren Höhen ab, so daß es bei Labe nicht mehr über 450 m erreicht. Der Boden macht sich weithin durch seine rötlichgelbe Färbung bemerkbar, die durch große Massen eines stark eisenhaltigen Sandsteines (?) hervorgerufen wird. Außerdem kommt fast allerorten ein gleichfalls eisenreicher Lehm zu Gesicht, in welchem sich häufige „erosions de minerai de fer“ entdecken lassen. Wir werden also nicht fehl gehen, wenn wir diese Formation als echt afrikanischen Laterit ansprechen, zumal dessen Daheim auch für andere Teile von Futa-Dschalon erwiesen ist. Prof. Hahn erklärt eine von Leutnant Plat beschriebene zellig-schlackige, den Marsch der Tiere und Menschen hindernde eisenhaltige Bodenart [9]) ohne Zweifel als Laterit [10]).

Am Fuße der Höhen von Labe bildet dies gelbliche Erdreich — „mélangées à une sorte d'humus très fertile“ — einen das ganze Jahr hindurch begrünten Weidegrund, auf dem die zahlreichen Herden der Fulbe ihre Nahrung finden. — Leutnant Levasseur erkundete ferner die eigentümliche hydrographische Stellung des nördlichen Futa-Dschalon, besonders der Provinz Labe, in welcher dicht bei einander die Flüsse Gambia, Rio Grande und Dubreka mit ihren Nebenadern entspringen (Bulletin, Paris 1889, p. 124). Wir kommen später hierauf noch zurück und werden alsdann auch die Nachrichten des Reisenden über die Bevölkerung und die politischen Verhältnisse des Landes angemessen zu verwerten suchen.

Während Levasseur in Labe von den Provinzialchefs Alfa Gassimu und Modi [11]) Yaya gewissermaßen festgehalten wurde, hatte sein Kamerad, der Leutnant Plat, mit der großen Futa-Dschalon-Expedition unbehindert die Residenzen Timbo und Fugumba erreicht und mit dem Almamy Ibrahima Sory einen Schutzvertrag abgeschlossen. Allein den in der Luftlinie kaum 60 km entfernten Freund durfte Plat, da sich der Herrscher jeden neuen Besuch entschieden verbat, nicht bei sich sehen, und die Offiziere blieben nur auf den brieflichen Verkehr beschränkt. Als Leutnant Plat an den Abmarsch zur Küste dachte, war Levasseur bereits zum Gambia zurückgekehrt und begab sich dann, anfänglich das rechte Ufer dieses Flusses entlang ziehend, nach dem festen Posten Sedhiu am unteren Casamance, wo die Mission sich auflöste.

Vor Levasseur, also noch im Jahre 1887, war der Kapitän Oberdorf von Bunta am Faleme zu einer Forschungsreise durch Beledugu, Niocolo, Fontoja, Koin und Dingiray ausgesandt worden. Seine Berichtigungen über den Lauf des oberen Gambia, Faleme und Bafing sind bekannt [12]); vor allem interessiert der Nachweis, daß der bei Timbo entspringende Tenne nicht das Quellwasser des Faleme ist, sondern vielmehr dem Bafing zugehört. Den Ursprung des Faleme verlegt Oberdorf in die zu Futa-Dschalon zählende Provinz Koi oder Koin [13]), eine durchweg von den Fulbe kolonisierte Landschaft von ziemlicher Erhebung.

Am oberen Faleme arbeitete ferner in den Monaten April und Mai 1888 der ehemalige Marinearzt Dr. Colin, der außer seinen geographischen Zielen noch die Gründung von Handelskontoren in dieser Gegend verfolgte (Bulletin, Bordeaux 1888, p. 292, 293). Der Reisende drang tief in die Provinz Koin vor und konnte feststellen, daß der Faleme anfangs von Südsüdwest nach Nordnordost strömt und nun erst durch die veränderte Bodengestaltung in eine westnordwestliche Richtung umgelenkt wird, die nachher in eine nordnordwestliche übergeht [14]).

Der Alfa Machmadu Pate.
Nach der Zeichnung von Leutnant Plat.

Den Aufstieg nach Koin vermittelt, wie Oberdorf erfuhr, eine sehr schwierige Straße, die kaum für den Handel in Betracht kommen wird. Die Einwohner leben friedlich in unbefestigten Ortschaften, welche fast regelmäßig auf den Hochplateaux, 600 m über dem Meeresspiegel, angetroffen werden. Die wenigen älteren Mandingoplätze, wie Balandugu, Kunda und Baku, liegen an der schon erwähnten Hauptstraße. Die Landesverweser, also die vom Almamy bestimmten „Alfas“, lehnten es ab, mit Oberdorf irgendwelche Verträge einzugehen, da ein solcher Akt zuvor die Genehmigung aus Timbo erheische.

Ungleich wichtiger als Koin ist der vom oberen Gambia-Bogen umgrenzte Staat Niocolo. Derselbe läßt sich, weil schon auf dem linken, südlichen Ufer des Flusses belegen, zutreffend als die Vorhalle Futa-Dschalons bezeichnen. Sämtliche Verkehrsadern von und nach diesem Reiche führen durch Niocolo, das infolgedessen immer von Karawanen belebt ist. Man unterscheidet den von Mandingos bewohnten niedrigeren Teil, also die Ebenen oder Niocolo Mandingo, von den durch die Fulbe besiedelten Hochplateaux, Niocolo Fulbe, wo eigentlich nur Viehzucht im Schwange ist. Als Niocolo-Diula nennt Oberdorf noch einen dritten Teil, nämlich die fleißigen und handeltreibenden Soninké-Dörfer an dem Ufer des Gambia. Dazu zählt z. B. die Fährstelle Kedugu, auch von Levasseur gekannt, ein Platz, der durch seine großartigen Märkte in ganz Senegambien berühmt ist.

Den schönsten Erfolg erzielte Oberdorf jedenfalls durch den Anschluß der Toucouleur-Herrschaft Dschalonkadugu, gewöhnlich Dingiray genannt, an das französische Protektorat.

Digitized by Google

Der Landesfürst oder Alfa Agibu, der jüngste Sohn des islamitischen Schwertapostels Omar, sah bei der täglich sinkenden Macht seines Bruders Achmadu von Segu in der Annäherung an Frankreich das letzte Mittel, um seinen Thron zu stützen [15]). Auch hegte er wohl die Hoffnung, nach Achmadus Tode — oder Sturz! — das Regiment in Segu antreten zu können; denn Omars jüngere Söhne Abibu und Moktar, selbst Agibu nicht ausgenommen, hafteten den älteren Achmadu, den sie, weil er von einer Sklavin noch vor des Vaters Pilgerfahrt geboren war, nicht für vollberechtigt hielten [16]).

Kapitän Oberdorf erkundete in Dschalonkadugu etwa 35 größere Siedelungen, als deren wichtigste das jetzt zurückgegangene Tamba und die Hauptstadt Dingiray selber gelten. Die Zentrale liegt inmitten einer von Bergen umschlossenen Ebene in 512 m Seehöhe [17]). Eine Tata, d. h. eine festungsartige Hofanlage, welche Gärten, Wohnungen, Ställe und Hütten in sich birgt, macht nebst einer von El Hadschi Omar erbauten stattlichen Moschee das Zentrum des ganzen Platzes aus. Die Bewohner mögen immerhin 3000 Köpfe zählen.

Man hat in Frankreich die Unterwerfung dieses Staates mit Freuden begrüßt, schon um des äußeren Eindruckes willen, daß sich ein Sohn des gefürchteten Omar mit dem Kern des Touculeur-Reiches in den Schutz der Republik stellte. Außerdem galt Agibu nicht mit Unrecht als ein militärisch bedeutender Gegner, da sich sein Heer zum Teil aus den Talibes oder Schülern, d. h. Gefolgsmannen, seines kriegerischen Vaters zusammensetzt [18]). — Mit Dingiray stieg die Zahl der unter Gallienis Kommando dem französischen Sudan einverleibten größeren und kleineren Schutzgebiete auf 34, denen sich am 14. Juli 1888 als letztes Glied dieser Kette das Königtum Kenedugu mit seinem Fürsten Tièba anschloß [19]). — Ebenfalls durch Dingiray und den nördlichen Abschnitt der Provinz Kosin bewegt sich ein Teil der Route des Artillerieleutnants Bittu de Kerraoul, der im Jahre 1888 von dem Nigerfort Sigiri aus eine 700 km lange Reise nach Westen zum Faleme, Gambia und Senegal unternahm. Von Tamba in Dingiray bis Dumayafori am Faleme beging er ein wesentlich neues Itinerar und begleitete dann den Fluß thalab nach Satadugu, wo er sich ganz westlich auf Medina in Dentilia zuwandte. Hier kreuzte er den Pfad des Leutnants Levasseur, wie er vorher schon den Oberdorffschen Reiseweg dreimal geschnitten hatte. Somit war eine Verbindung der Aufnahmen im Osten und Westen aus den beiden Jahren 1887 und 1888 glücklich hergestellt [20]).

Der Almamy Ibrahima Sory.
Nach der Zeichnung von Leutnant Plat.

Die bei weitem belangreichste Expedition zur Erforschung des Futa-Dschalon ist jedoch die im Dezember 1887 von dem Senegalposten Bafulabe entsandte Mission Oberdorf-Plat, an welcher auch der in Afrika wohlbewanderte Marinearzt Dr. Fras teilnahm. Die Kolonne marschierte anfangs genau nach Süden über Manifara und Badiala nach Tombé, 445 m hoch in einer Urwaldzone belegen. Hier starb der Kapitän Oberdorf am 9. Januar 1888 an einem hämatarischen Gallenfieber, und Plat erhielt die Führung der Expedition. Durch Dingiray ziehend, erreichte man am 22. Februar bei dem Flusse Ningira die Grenze von Futa-Dschalon. Die erste Provinz oder „Diwal", nach landesüblicher Bezeichnung, war Kolen, ein bis dahin fast gänzlich weißer Raum auf den Karten, welchen die Franzosen der Länge nach durchkreuzten. Man berührte dabei die Orte Sokotala, Madella und Fode-Hadschi, wo Caillié's Route passiert wurde; man kam durch Donhosfella, von Dr. Bayol und Noirot besucht, und gewann bei Sokotoro am 4. März den Senegal Bafing wieder, für dessen Furtstelle das Barometer etwa 650 m Seehöhe ergab. Der Reisepfad ging von jetzt ab durch ein von Europäern schon mehrfach beschrittenes Terrain, da auf der Strecke von Donhosfella bis Timbo alle früheren Itinerare von Mollien, Hecquard, Lambert, Olivier de Sanderval, Gaboriand und Ansaldi, Dr. Goudsbury, Bayol und Noirot zusammenlaufen.

Der Ortschef oder Alfa von Fode-Hadschi ist Machmadu Pate, ein Neffe des in Futa-Dschalon regierenden Almamy Ibrahima Sory, und dieser Verwandtschaft verdankt er wohl hauptsächlich seine Bedeutung und seinen Einfluß. Leutnant Plat, der ein Bild des Alfa gezeichnet hat, beschreibt uns in demselben einen körperlich kräftigen und zugleich anmaßenden Vertreter der Fulbe, also der herrschenden Rasse, von welcher vor hundert und mehr Jahren die bodenständige Bevölkerung unterworfen ist. Machmadus Gesichtsausdruck verrät nur zu deutlich die ungemessenen Begierden in venere; Enthaltsamkeit weis dieser „gaillard de quarante ans" trotz aller Plage [21]) nicht zu beobachten.

Früh am 6. März passierte die Expedition den Senegal, hier Balevo oder Baleo, d. h. Fluß, genannt. Der Boden hat wie bisher granitischen Untergrund mit wechselnder, meist gut bewässerter Oberfläche. Am Nordabhange eines Hügels, das Thal gleichsam abschließend, ward die hochgelegene Hauptstadt Timbo sichtbar, in der Dschalenke-Sprache „Konkole", d. h. Kopf des Baches, geheißen (Bulletin, Bordeaux 1890, p. 221). Der Ort genießt im mohammedanischen Sudan

Digitized by Google

ein fast geheiligtes Ansehen; er gilt als die Quelle des wahren Glaubens für die umliegenden Länder der Heiden. Hier thronen die Almamys, die Priesterkönige des Islam, die Wächter der reinen Lehre des Propheten, und neben ihnen sitzen auf ihren „Tulassos“, d. h. Erbgütern oder Domänen, die Abkömmlinge der berühmtesten Fulbegeschlechter, vor deren Tapferkeit einst diese natürliche Hochburg fiel [22]).

Plat fand Timbo ziemlich verlassen, da die Mehrzahl der Einwohner sich mit dem Almamy nach Fugumba, gerade nordwestlich von der Hauptstadt, begeben hatte. Am 9. März langten die Franzosen dort an, wurden indes anfänglich kühl empfangen, und erst auf ihre scharfe Einsprache ließ sich Ibrahima Sory zu freundlicherem Entgegenkommen herbei. In der Audienz erzählte Plat unter allgemeinem Schweigen der Zuhörer von dem Tode des Marabut Lamine und von der Befestigung Sigiris am Niger und wußte im Anschluß daran die Ergebnisse der letzten französischen Mission nach Wassulu zu Samory dem Almamy und seinem Hofe sehr eindringlich klar zu legen. Gleichzeitig überreichte er das Beglaubigungsschreiben Gallienis — und siehe da, Ibrahima Sory unterdrückte die etwa noch vorhandenen britischen Sympathieen und zeichnete den uns schon bekannten Schutzvertrag vom 30. März 1888.

Futa-Dschalon [23]) oder das Reich der Almamys ist keineswegs ein Staat nach europäischen Begriffen, sondern ein durch rohe Gewalt aus den verschiedensten Elementen zusammengeschlagener, lockerer Bau, ohne eine bestimmte einheitliche Nation, ohne geordnete Verwaltung und Gesetze, nur dem Willen des Herrschers unds dem Belieben seiner Großen und Vasallen unterworfen. — Die Fulbe bilden die Vormacht unter all den wechselnden Völkern und Stämmen, aber ihre Zahl und Dichtigkeit nimmt von Timbo, dem Herzpunkte des Reiches, nach den Grenzen hin stetig ab. Durch die Fulbe ist der Islam, und zwar in seiner vollen Unduldsamkeit, zum dominierenden Bekenntnis erhoben. Die Bevölkerung scheidet sich in den Adel, der nur aus den Reihen der Eroberer stammt, in die reichen Bürger und Eigentümer, die als Großbesitzer von Gefangenen oder Herden hervorragen, in die Handwerker, denen die Schuhmacher, Schmiede und Griots oder Sänger zugezählt werden, und in die Gefangenen, welche aber nach ihrer Stellung weniger die Sklaven, als vielmehr die lebenslänglichen Diener ihrer Herren sind [24]).

Das Land zerfällt in eine Reihe von Provinzen oder Divale, deren Zahl nicht genau feststeht [25]), da einzelne, wie z. B. Labe, den Rang eines fast unabhängigen Vasallenstaates beanspruchen. Gebieter der Provinzen sind die Alfas, die jedes Jahr von dem regierenden Almamy persönlich erwählt werden, und zwar darf diese Wahl nur in der „Missida“ oder Moschee Fugumba, der heiligen Stadt in Alokemadschi, erfolgen. Fugumba genießt noch den Vorzug, daß daselbst die feierliche Einsegnung jedes neuen Almamy geschehen muß. Denn nach altem Brauch wechselt diese Würde doppeljährig — ursprünglich wohl alljährig — zwischen zwei Familien, den Alfayas und Sorya [26]); doch blieb häufig der scheidende Almamy mit Zustimmung der Marabuts und der Großen längere Zeit, nach Goulbsburu oft drei, ja sogar zehn Jahre, im Regiment. Beispielsweise hat Ibrahima Sory schon während Gaboriauds Reise nach Futa-Dschalon 1881 den allerdings mißglückten Versuch gewagt, das Königtum dauernd an sich zu reißen. Er mußte damals seinem Nebenbuhler Hamadu Plat machen [27]), rächte sich dafür aber durch fortgesetzte Befehdung dieses Almamy. Des letzteren Mitunterzeichnung des neuen Schutzvertrages will daher wenig besagen; destomehr gilt die Thatsache, daß auch der vorher erwähnte Alfa Machmadu Pate als präsumtiver Nachfolger Ibrahima Sorys seinen Namen der Urkunde beigefügt hat.

Kurz nach Vollzug des Protektionsvertrages nahmen die Reisenden von Ibrahima Sory Abschied, um sich nach Bentu an der Mündung der Mellacorée (Mellakore) zu begeben. Der Vormarsch zur Küste lief zunächst auf die Quelle des Bafing-Senegal zu, der nicht gar weit von seinem Tributär Falème am Tagesschicht tritt. Auf dem Plateau entspringen ferner der Gambia, der Rio Grande und fast sämtliche kleinere Flüsse bis zum großen Scarcies; auch der zum Niger gehörige Tankisso nimmt hier seinen Anfang. Wir haben also in Futa-Dschalon eins der bedeutendsten Quellzentren des westlichen Afrikas vor uns [28]). — Leutnant Plat fand ohne Mühe den im Oberlaufe unscheinbaren und sumpfigen Hauptbach; nur die Quelle selbst hielt sich noch versteckt und konnte erst nach längerem Suchen zwischen zwei markanten Bergkuppen in 790 m Seehöhe entdeckt werden [29]). Eine roh eingemeißelte Inschrift auf dem Rücken eines vor der Quelle liegenden großen Steines bewahrt das Andenken an diesen Besuch.

Um die Mitte des April sehen wir die Karawane in Telisso, bereits an der Grenze des Futa-Dschalon, als dessen letzter Ort nach dieser Seite das Dorf Runkolo verzeichnet wird. Der Dschalonke-Staat Tamisso, noch ein Vasall von Futa, liegt schon im Thale des Kolenten oder Grande-Scarcies [30]), eines bekannten Küstenflusses. Der Abtieg vollzieht sich sehr jäh von den Hochplateaux (1. Zone) über die lateritischen Abhänge (2. Zone) zu den Thälern (3. Zone) hinab. Am 22. April sank die Meereshöhe bei 8 km Beginge von 485 m auf 178 m. Im Lande Tambaka, unterhalb Tamisso, erfuhren die Reisenden von der entsetzlichen Ausplünderung der Bewohner durch — Samory, hier Samodu genannt, unter welcher Bezeichnung wir den edlen Helden und Propheten auch in dem Bericht über die englische Expedition des Majors Festing nach Wassulu wiederfinden (Peterm. Mitteil. 1888, S. 248). Endlich am 30. April langte Plat nebst den Seinen wohlbehalten im Posten Pharmoréa an der Mellakoré an — nach einer anstrengenden Reise von fünf Monaten, in denen trotz vieler Ausenthalte und Verzögerungen eine Strecke von 1142 km durchmessen worden war. — Außer ihren politischen wie geographischen Ergebnissen hat die Expedition zugleich den Ausschluß einer zweiten kürzeren Handelsstraße vom mittleren Senegal nach der Küste, genauer: nach den französischen Rivièren du Sud, als wichtiges Resultat zu verzeichnen [31]).

Noch in Fugumba empfing Plat die Nachricht von einer neuen Expedition durch Futa-Dschalon, welche unter der Leitung des Kapitäns Audéoud, den Kapitän Le Châtelier und Leutnant Radisson begleiteten, Ende März 1888 von Sigiri am Niger aufgebrochen war [32]). Zuerst wurde der Tankisso passiert, dessen rechtes Ufer man bis zur Höhe von Dibi verfolgte, um dann eine reine südliche Richtung nach Nora am Niger einzuschlagen. Das Land fiel durch seine stattlichen Herden und zahlreichen Dörfer vorteilhaft auf; nur fehlte es hier, wie überall in Samorys Staaten, an Menschen, um die fruchtbaren Äcker entsprechend zu bebauen. Der jetzt westlich laufende Pfad brachte die Offiziere nach Sangiona, Nono und, jenseit des Tankisso, nach Tumania, der Grenzstadt zwischen Futa-Dschalon und Wassulu. Die Bewohner, Malinke wie Dschalonke, sind strenge Mohammedaner, verehren aber, namentlich in Uiada, mehrfach von den unabhängigen Hubus, einen räuberischen Fulbestamm, empfindlich gebrandschatzt. Mit dem Tankisso hören die weiten, flachgewellten Lehmebenen des Nigerbogens plötzlich auf, und ein rauhes, ödes Bergland beginnt, dessen tief eingerissene Schluchten konvergent zum Boga oder Buka, einem Nebenfluß des Tankisso, abstürzen. Am 12. September langte die Expedition im Thale dieses Gerinnes an und sah am westlichen Ufer die jähen Abhänge des Futa-Dschalon vor sich, die wie eine natürliche Grenzmauer das Reich gegen Osten

Digitized by Google

verteidigen. Über Fode-Hadschi kam Audéoud auf schon bekannter Straße nach Donhoffella zu Machmadu Bate, unserm alten Franzosenfreunde, und zog durch Gongoré und Petigi auf Dentaba zu, gerade nördlich von Timbo, wo sich Ibrahima Sory zur Zeit befand.

Die Aufnahme der Fremden war freundlich, indem der Almamy der Expedition jede Förderung versprach und dem Chef der Mission einen Brief an Gallieni mitgab, worin er aufs neue seine warme Gesinnung für Frankreich betonte. Dann brach der Herrscher in feierlichem Zuge, umgeben von seinen Marabuts, seinen Griots oder Barden, seinen Söhnen, Würdenträgern, Kriegern und Gefangenen nach Norden in andere Teile seines Reiches auf.

Fast zur selben Zeit rückte Kapitän Audéoud mit seiner Kolonne zur Küste ab. Die Expedition war übrigens, richtig besehen, nichts anderes als eine „militärische Promenade“ [33], ausgeführt von einer Kompanie der Senegal-Tirailleure, die im ganzen 150 Gewehre stark nebst allem Kriegszubehör, dem Troß und mehreren Offizieren durch ein fremdes Land dirigiert wurde. Die Mission erscheint daher nicht bloß als ein lehrreiches, sondern ebenso sehr als ein gefährliches Unternehmen, wie dies aus mehreren Tagebuchnotizen des Leutnants Radisson [34], bezüglich der Stimmung des Volkes gegen die Fremden, diese „Söhne des Teufels“, zur Genüge hervorgeht.

Der Küstenmarsch Audéouds lief über Boredaka und Teliko am oberen Konkore entlang und zog sich später in schroffer Senkung 350 m tief in das Thal des Kolenten (Grande-Scarcies) hinab. Durch die kleinen, in steter Fehde lebenden Nachbarstaaten Sandu und Salu, durch Soluma und das Land Kamia nahm man den Weg auf Pharmoreа, das am 12. Mai erreicht wurde. In Benty an der Mündung der Mellakoré schiffte sich die Mission nach Dakar ein. In überraschend kurzer Zeit hatte sie ihre Aufgabe gelöst und einen schnellen und bequemen Handels- und Proviantierungsweg [35] von der Küste zum Niger eröffnet, wodurch sie das Kolonisationswerk der Franzosen in diesem Teile des Sudan krönte.

[1]) Über die Gefahr, welche dieser Fanatiker für die Senegalkolonie bedeutete, vergl. Globus, Bd. LVIII, S. 99 ff.

[2]) Foidherbe, Le Sénégal. La France dans l'Afrique occidentale, Paris 1889, p. 446; desgl. p. 433, wo gezeigt ist, wie Ahmadu mit dem alten Franzosenfeinde Abdul-Lubafar behufs Aufwiegelung der unteren Senegalprovinzen Futa, Tamga und Toro in Unterhandlung stand.

[3]) Globus, Bd. LVIII, S. 101.

[4]) Durch den Vertrag von Bissandugu am 25. März 1887 (Peroz, Au Soudan français, Paris 1889, p. 373) dehnte sich die Machtsphäre der Republik auf 500 km östlich des Niger und südlich bis Sierra Leone und Liberia aus. Die Urkunde von Guri vom 12. Mai 1887 (Gallieni, Deux Campagnes au Soudan français in Le Tour du Monde, 1889, Vol. II, p. 391) zog das Sultanat Segu nebst allem gegenwärtigen und zukünftigen Besitz in denselben Kreis.

[5]) Gallieni, Le Soudan français. Résultats de la Campagne 1887—1888 im Bulletin de la Société de Géographie de Paris, 1889, p. 153.

[6]) Petermanns Mitteilungen, Bd. 28, 1882, S. 287 (Unterzeichnungen der Franzosen zur Erschließung von Futa-Djallon).

[7]) Dr. Bayol, Voyage en Sénégambie: Haut-Niger, Bambouck, Fouta-Djallon et Grand-Bélédougou 1880—1885, Paris 1888 und das etwas ältere Werk von Bayols Reisebegleiter E. Noirot, A travers le Fouta-Diallon et le Bambouc, Paris ohne Jahreszahl (1885).

[8]) Über die Expedition Levasseur vergl. das Pariser Bulletin, 1889, S. 119 bis 132 und das Bulletin de la Société de Géographie commerciale de Bordeaux, 1889, p. 506—522.

[9]) Vergl. den Bericht Plats über seine Expedition nach Futa-Tschalon bei Gallieni in Le Tour du Monde, 1890, Vol. I, p. 382. Der Name „Baowal“, welchen Plat dieser Gegend beilegt, bedeutet aber keine bestimmte Bodenart, sondern „des Peuhls — d. h. die Fulbe — appellent „baowal“ les plaines de pierres qui couronnent le sommet des montagnes“. E. Noirot, A travers le Fouta-Diallon, p. 237.

[10]) In der Besprechung des Buches von Gallieni, Deux Campagnes au Soudan français, Paris, Hachette, 1891 im Litteraturberichte zu Petermanns Mitteilungen, 1891, S. 65, Nr. 845. Weitere geologische Aufschlüsse giebt Dr. P. Fras im Bulletin, Bordeaux 1891, p. 298.

[11]) Modi und Alfa sind Titel, und zwar bedeutet der erstere „Herr“ (seigneur), der zweite „Fürst“ oder „Prinz“. Der Titel Almamy ist wohl arabischen Ursprungs und besagt: der Mächtige. Bulletin, Bordeaux 1890, p. 219.

[12]) Petermanns Mitteilungen, 1888, S. 87 und General Faidherbe, Le Sénégal, p. 453—454.

[13]) Vergl. Notice géographique sur le Soudan français im Bulletin, Paris 1887, Heft 4 und das Bulletin, Bordeaux 1887, p. 529—537, „Mission du Capitain Oberdorf“.

[14]) Vergl. Bulletin de la Société de Géogr. d. Paris, 1889, p. 24 und Comptes Rendus de la Société de Géogr. d. Paris, 1889, p. 42 sq. mit einer Kartenskizze des oberen Faleme.

[15]) Kurze Zeit vorher, besonders in den Jahren 1885 und 1886 (vergl. Peroz, Au Soudan français, p. 462) unterhielt Agibu mit den Engländern in Sierra Leone genaue Beziehungen und wurde von dorther mit Geschenken überhäuft. Bulletin de la Société des Etudes coloniales et maritimes, Paris 1887, p. 246.

[16]) Über die an tragischen Wechselfällen reiche Geschichte der Söhne Omars vergl. Piétri, Les Français au Niger, Paris 1885, Cap. 4, Le Fils du Prophète.

[17]) Einen Plan der Umgegend von Dingiray findet man Bulletin, Bordeaux 1890, p. 204, einen Plan des Inneren der Stadt ebendort, p. 205.

[18]) Im Mai vorigen Jahres hatte Agibu in Kita eine Zusammenkunft mit dem bezeichnen Höchstkommandierenden, Oberstleutnant Archinard, bei welcher Agibu sein ganzes Königreich an Frankreich übergeben hat; doch ist ihm der Königstitel belassen worden. Eine kleine Tirailleur-Garnison ging sofort zum Zwecke der Besitzergreifung nach Dingiray ab; auch sollte die Truppe das Land gegen die Räuberein eines der Abteilungsführer aus Samorys Heer schützen. Journal officiel du Sénégal et dépendances, 4 juin 1891.

[19]) Gallieni im Bulletin, Paris 1889, p. 180. Über Tieba und sein Land vergl. Globus, Bd. LX, S. 12.

[20]) Vergl. Bulletin, Paris 1889, p. 152 und Bulletin, Bordeaux 1889, p. 652—656. Bittu war während und nach der Reise viel krank, es ist deshalb nur ein sehr lückenhafter Bericht über diese Expedition ans Licht getreten.

[21]) „Les maladies vénériennes sont, nous dit-il, très fréquentes dans sa famille et dans tout le pays, et il ne sait comment les soigner.“ Bericht des Leutnant Plat bei Gallieni in Le Tour du Monde, 1890, Vol. I, p. 383.

[22]) Leutnant Plat hat seiner wertvollen Arbeit: „Missions dans le Fouta-Djalon“ im Bulletin de la Société de Géogr. commerc. de Bordeaux, 1890, Nr. 8 (p. 186) und folgende eine detaillierte Planskizze von Timbo und Umgebung in 1:40000 beigelegt. Die Meereshöhe beträgt etwas über 700 m, und die Position ist 10° 40' nördl. Br. bei 113° 4' westl. L. von Greenwich, wodurch der Ort gegen die älteren Annahmen eine Verschiebung von mehr als 30 Minuten nach Westen erfährt. Bulletin, Bordeaux 1890, p. 295.

[23]) Im Französischen „Fouta-Djalon“ geschrieben. Plat giebt im Bulletin, Bordeaux 1890, p. 187 eine Begründung dieser Schreibart gegen die vielen abweichenden Formen.

[24]) Vergl. Bulletin, Bordeaux 1890, p. 307, sowie die „Considérations ethnographiques“ in der großen Arbeit des Dr. Fras („Les résultats scientifiques de la Mission du Fouta-Djalon“) im Bulletin, Bordeaux 1891, p. 417—426; vergl. Levasseur bei Gallieni im Bulletin, Paris 1889, p. 126—128.

[25]) De. Goulsbury nennt 10 (Petermanns Mitteilungen, 1882, S. 295). Dr. Bayol 13, Levasseur (bei Gallieni) 10, Plat 11 und Dr. Fras 13 Provinzen. Rechts am Bafing-Senegal liegen Koleu und das kleine Fode-Hadschi; westlich des Flusses liegen Timbo, Molomadschi (von Plat wieder noch in die Diwale Fugumba, M'Buria und Kebali zerlegt), Labe, Timbi-Tuni, Timbi-Madina, Koin, Kollade (oder Kollahy), Bani und Masfa.

Digitized by Google

[28]) Über die Feindschaft der beiden Familien vergl. Galieni im Bulletin, Paris 1889, p. 126.

[27]) Petermanns Mitteilungen, 1882, S. 286 und E. Noirot, A travers le Fouta-Djallon im Cap. XII, p. 187—209, Fragments d'histoire peulh, desgl. Plat, Bulletin, Bordeaux 1890, p. 306 und Lt. Fras, Bulletin, Bordeaux 1891, p. 419. Nach den drei letztgenannten Autoren wechselt die Würde des Almamy „de deux en deux ans", und der Herrscher ist außerdem abhängig von dem Rat der Alten und den Marabuts, so daß Fras in Futa-Djhalon nicht mit Unrecht eher eine aristokratische Republik, als eine Monarchie sieht. Mit den Alfaqas und Sorgos zerfällt auch das Volk in zwei Parteien, deren jedesmaliger Führer der Almamy ist. Vergl. auch Levasseur bei Galieni im Bulletin, Paris 1889, p. 126.

[28]) Vergl. Bulletin, Paris 1889, p. 153 und die von Plat nach der Zeichnung von Levasseur wiederholte „Vue perspective des monts du Labé. Système orographique du Fouta-Djalon" im Bulletin, Bordeaux 1890, p. 300.

[29]) Nach Plats Tableau synoptique des points de l'itinéraire im Bulletin, Bordeaux 1890, p. 289—291 liegt die Quelle in 10° 30' 53" nördl. Br. und 12° 7' 55" westl. L. von Greenwich. Leutnant Plat bezweifelt übrigens (a. a. O., S. 251) die von Mollien (1818) und von Hecquard (1850) behauptete Entdeckung der Senegalquelle.

[30]) Im Französischen ist der Name Femininum.

[31]) Leider ist der verdienstvolle Führer, Leutnant Plat, am 13. November 1890 in Lang-Sat in Tongting durch einen Piraten aus dem Hinterhalte niedergeschossen worden. Siehe den Nekrolog im Bulletin, Bordeaux 1891, p. 22—24.

[32]) Über diese Expedition vergl. Galieni im Bulletin, Paris 1889, p. 159—161 und den ausführlichen Bericht in Le Tour du Monde, 1890, Vol. I, p. 389—396, 399—400.

[33]) So nennt sie General Faidherbe (Le Sénégal, p. 473) und urteilt weiter: „Cette sorte de promenade militaire agrita le pays — (du Fouta-Djallon, de cet Etat ou les Poul (Fulbe) règnent en maitres et sont jaloux de leur indépendance) — et y provoqua une certaine émotion dont les effets sont encore à apprécier."

[34]) Le Tour du Monde, 1890, Vol. I, p. 396.

[35]) „La colonne Audeoud n'a eu à parcourir que 600 kilomètres de Siguiri à Benty, au lieu de 1800 qui, par le Sénégal, séparent Saint-Louis de notre nouveau poste." Vergl. Galieni, „Résultats de la campagne 1887—1888" im Bulletin, Paris 1889, p. 161.

Die Lichtbringer bei den Indianerstämmen der Nordwestküste und ihre Darstellung im Bilde.

Von Dr. Eduard Seler.

III.

Es giebt nun aber auch gewisse Geräte, welche wir — und zwar in übereinstimmender Weise bei den verschiedensten Stämmen und Geschlechtern — direkt mit dem Bilde der Sonne oder der Lichtbringer geschmückt oder in Gestalt derselben geschnitzt finden. Das sind die Musikinstrumente, die Trommel, die Pauke und die Rassel.

Das Königliche Museum für Völkerkunde zu Berlin besitzt von den Indianerstämmen der Nordwestküste zwei Trommeln, beide aus einem flachen, mit Tierhaut überspannten Holzreifen bestehend, ganz ähnlich den Trommeln, die bei den Prärie-Indianern, den Eskimo und den nordsibirischen Stämmen im Gebrauch sind. Die eine ist von Kapitän Jacobsen bei den Haida erworben worden; die andre stammt von den Hunn-Tlingit und ist von Herrn Paul Schultze in Portland (Oregon) dem Königlichen Museum überwiesen worden. Die erstere zeigt auf der Innenfläche (Fig. 15) das Bild der Sonne — ein Gesicht von fünf Strahlen umgeben, von denen der obere unpaare ein Miniaturgesicht en face, die beiden seitlichen ein ähnliches im Profil und die beiden unteren zwei rote Hände tragen. Die Tlingit-Trommel zeigt auf der Innenfläche (Fig. 16) unter einem die obere Hälfte der Peripherie einnehmenden roten Streifen die Figur eines Adlers, eines Schwertwals und eines Raben. Adler und Schwertwal, der „Wolf des Meeres", werden, gleich dem Wolfe selbst, immer in nahe Beziehung zur Sonne gesetzt. Alle drei gehören zum Geschlechte Qanúq's (vgl. oben), repräsentieren die Nacht oder den Tod, die tötende, versengende, verwundende Kraft der Sonne. Der Rabe aber ist der Lichtbringer und der Schöpfer des Lebens. So würden also diese drei Figuren gewissermaßen die tödliche und die lebenspendende Kraft der Sonne, oder, wenn man will, Tod und Leben, Nacht und Licht, zur Anschauung bringen [1]).

Als Pauken dienen bei den Indianerstämmen der Nordwestküste oben offene, viereckige Holzkisten, die, mit der Faust geschlagen, einen weithin hörbaren dumpfen Ton geben. Das Königliche Museum für Völkerkunde besitzt drei solcher Pauken, alle drei der Jacobsenschen Sammlung angehörig. Alle drei haben auf der einen Breitseite das Bild des Adlers, auf der andern Breitseite das Bild des Schwertwals und auf den Schmalseiten die Fig. 17 und 18, bezw. 19 und 20, 21 und 22. Was Adler und Schwertwal betrifft, so gilt hier das Gleiche, was ich oben bei der Tlingit-Trommel, Fig. 16, auseinandergesetzt habe. Fig. 17 und 19 stellen die Sonne dar im Strahlenkranze, Fig. 18 und 20 den Mond — in ersterer Figur als Vollmond, in letzterer als Halbmond gedacht, aber beide Male mit einem „Mann im Mond" auf der Fläche. Bei der dritten Pauke (Fig. 21 und 22) sind Sonne und Mond einfach durch je einen roten Ring angedeutet.

Mit den Rasseln betreten wir das Gebiet der körperlichen figürlichen Darstellung, und dem entsprechend komplizieren sich die Verhältnisse, doch sind auch hier die gleichen Beziehungen zur Sonne, beziehungsweise den Lichtbringern, nachweisbar.

Zunächst finden wir auch hier wieder die Kombination von Adler und Schwertwal, und zwar in der Rassel, Fig. 26, aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde, die vom Kapitän Jacobsen bei den Haida erworben wurde (der Schwanz des Schwertwals ist ausgebrochen!). Der Adler zeigt seine besondere Beziehung zur Sonne hier noch dadurch, daß er — gleich dem Raben, dem Lichtbringer — eine rotbemalte Kugel (das Feuer!) im Schnabel hält.

Das Gesicht der Sonne selbst — und zwar die eigentümliche Modifikation, die wir in der Sonnenmaske Fig. 6 kennen gelernt haben — zeigen die Rasseln Fig. 30 und 24, erstere von den Haida, letztere von den Kwakiutl stammend, beide der Jacobsenschen Sammlung angehörig. In Fig. 24 ist das Gesicht von vier kurzen, breiten Strahlen eingerahmt. Fig. 23 ist eine Haida-Rassel der Jacobsenschen Sammlung. Dieselbe zeigt auf der Vorderseite das Sonnengesicht mit der Sperberschnabelartigen, mit der Spitze gegen die Oberlippe

[1]) Niblad giebt im Report U. S. Nat. Museum, 1888, Fig. 302 (Plate LVII) die Abbildung einer Trommel, die von dem Marine-Zahlmeister Webster bei den Sitka-Tlingit erworben worden ist. Er bemerkt: „Totemic figure, the bear." — Der Lichtdruck zeigt aber, so vermißt die Zeichnung auch ist, deutlich das Bild eines Vogels — eines Adlers oder eines Raben!

Digitized by Google

eingekrümmten Nase, übereinstimmend mit der Maske Fig. 6. Auf der Rückseite dagegen zeigt diese Rassel ein blau gemaltes und mit schrägen roten Streifen in sehr sonderbarer Weise überzogenes Gesicht, zwischen dessen Zähnen die Figur eines Frosches hervorkommt. Der Frosch ist der Gefelle des Raben und Repräsentant des Wassers. Wir würden also in dieser Rassel wiederum das Feuer des Todes und das Wasser des Lebens (vgl. oben S. 230) oder die tötende und belebende Kraft der Sonne dargestellt sehen. Die eigentümliche Krone aus hornartig gebogenen hölzernen Zacken scheint eine Nachahmung einer Art von Stirnreifen zu sein, die u. a. bei den Ah-tenä des Kupferflusses im Gebrauch sind, und die aus einem Fellstreifen mit aufgesetzten Bergziegenhörnern bestehen.

Als Sonnengesicht nehme ich nun aber auch die Rassel Fig. 27 in Anspruch, die von den Heiltsuq (Bilballa) stammt. Das Gesicht ist hier von einem roten Ringe umgeben, der, wie es scheint, an die Sonnenscheibe erinnern soll (vgl. oben Fig. 21, 22). Zwischen den geöffneten Zähnen streckt sich die Spitze der Zunge hervor — ganz ähnlich wie es die Sonnengesichter Fig. 8 und (unten) Fig. 34 b zeigen. Und unter der Nase ist durch blaugrüne Bemalung ein Nasenschmuck in Gestalt eines Paares viereckiger Haliotisplättchen angegeben, in welchem ich den in dem Mythus angegebenen Schmuck erkenne, der das Leuchten der Sonne bewirkt.

Dieser Rassel reihe ich wieder die Rassel Fig. 25 an, die von den Mämalêlêqala stammt. Es ist wieder ein Jonuskopf. Auf der Vorderseite ein Gesicht mit vorgestreckter Zunge und einem weißen, nach oben gekrümmten Nasenschmuck. Auf der Rückseite ein pahuloles Gesicht, mit roten, nach unten gekrümmten Nasenschmuck.

Endlich ist noch die Rassel Fig. 31 der Kwâkiutl von Fort Rupert zu erwähnen, die auf der Vorderseite, wieder von einem roten Ringe umgeben, das blau gemalte Gesicht mit den geschlossenen Augen zeigt — die Sonne in der Verdunkelung — das wir schon oben bei den Sonnenmasken kennen gelernt haben (vgl. Fig. 5 b, 7, 13). Auf der Rückseite sieht man einen blauen vierstrahligen Stern (Fig. 31 b). Das Originaletikett besagt: „Angeblich ein Mädchenkopf, wahrscheinlich der Mond." Die letztere Deutung stimmt mit der von mir angegebenen, insofern die Sonne in der Verdunkelung, Nacht und Mond zusammengehen.

Die doppelseitigen Gesichter sind im übrigen unter den Kwâkiutl-Rasseln häufig. Meist sind die Gesichter von einem Ring umgeben — ein deutlicher Hinweis auf das, was sie sicher darstellen sollen. Und in der Regel ist das eine Gesicht mit sperberähnlich gekrümmter Nase oder mit offenem Munde und vorgestreckter Zunge, das andre mit geschlossenem Munde gezeichnet. Einen sehr einfachen Typus dieser Klasse zeigt die Rassel Fig. 28. Auf der Vorderseite ist in kräftiger Schnitzerei ein Gesicht dargestellt. Die Nasenscheidewand durchbohrt, nach Art der Sonnenvogelgesichter auf der Maske Fig. 6 und den Rasseln Fig. 24 und 30. Über dem Gesicht sind die Stränge des Haares durch erhabene Wülste angegeben. Sie sind mit weißer Farbe überstrichen, vermutlich um die Vorstellung eines mit Adlerdaunen bestreuten Haares zu erwecken. Die Rückseite zeigt eine einfache glatte Fläche, darüber aber die Haarwülste wie auf der Vorderseite.

Eine besondere Modifikation stellt die Rassel Fig. 29 dar. Wir sehen nämlich hier zu Seiten des Mundes ein Paar (mit roter Farbe gemalte) aufgerichtete Arme, mit nach vorn gerichteten und etwas eingekrümmten Handflächen. Dies erinnert an die Haltung der Tatzen eines sich aufrichtenden Tieres, insbesondere des Bären. In der That zeigt auch z. B. die Rassel Fig. 33 diese Tatzen kombiniert mit einer vorgestreckten Tierschnauze. Und Niblack bildet [1]) in Fig. 313 (Plate LIX) eine Rassel ab, die ein Tiergesicht — vermutlich das des Bären — mit vorgestreckter Zunge darstellt. Daß aber Fig. 29 nicht einfach als Bärenrassel, gewissermaßen als menschenköpfiger Bär, gedeutet werden darf, das geht schon aus dem Strahlenkranze hervor, der das Gesicht umgiebt, und der ganz an die Strahlenkränze der Sonnenmasken erinnert. Auch Fig. 29 ist eine Sonnenrassel. Aber an den Wolf oder Bären ist dabei zweifellos gedacht — an die Raubtiere, die die Vorstellung des Todes und des Scharfen, Brennenden, des Feuers, erwecken und daher unter den Totemabzeichen der Geschlechter (vgl. oben) sehr häufig mit der Sonne verbunden erscheinen.

Nicht die Sonne selbst, aber die Strahlung nach den vier Richtungen, bringt die Rassel Fig. 32 zur Anschauung, die von den Nutka-Stämmen der Westküste von Vancouver-Island stammt. Sie ist auf beiden Seiten mit einem vierstrahligen roten Stern (nach Art der Rückseite von Fig. 31) bemalt und ist nur von vier Strahlen umrahmt, die auf der einen Seite abwechselnd rot und blau, auf der andern abwechselnd grün und blau gefärbt sind.

Weit häufiger indes als die Sonne selbst ist unter den Rasseln die Figur des Lichtbringers, des Raben, vertreten; des Tieres, das in gewisser Weise mit dem Himmel, der Sonne, oder richtiger, der lebendigen Kraft derselben, der schöpferischen Gottheit, sich verkörpert. Der Rabe ist in den Schnitzereien und Malereien der Indianer der Nordwestküste im allgemeinen ziemlich kenntlich und in bestimmter typischer Form dargestellt; — schwarz gemalt, mit dickem, schwarzem, sanft gebogenem Schnabel und meist mit Andeutung von Ohren. In dem Schnabel in den meisten Fällen ein rot bemaltes Stück Holz oder ein Stückchen Kupfer — Sinnbild des Feuers, des Lichtes, das der Rabe dem Menschen brachte (vgl. oben Fig. 2). Auf der Brust ist in der Regel ein Gesicht gemalt. Letzteres soll zweifellos ein Bild der Sonne sein. Das Königliche Museum für Völkerkunde besitzt zwei Tanzbüte in Gestalt des Raben, die von den Haida stammen. Hier zeigt das auf der Brust des Raben gemalte Gesicht die vorgestreckte Zunge, auf die ich bei dem Sonnengesicht Fig. 18 aufmerksam gemacht habe, und die wir bei den Sonnenrasseln, Fig. 25 und 27, angetroffen haben. Auf den typischen Rabenrasseln (vgl. Fig. 34 bis 38) hat das auf der Brust des Raben angegebene Gesicht die klassische Form der sperberschnabelartig gekrümmten und mit der Spitze die Oberlippe oder die Zahnreihen berührenden Nase, die wir an der Sonnenmaske Fig. 6 und an den Sonnenrasseln Fig. 23, 24 und 30 kennen gelernt haben. In den Rabenrasseln ist übrigens in den seltensten Fällen der Rabe allein dargestellt. Bei der großen schwarzen Rassel des Lâlenoq, des „Geistes", scheint mir dies der Fall zu sein, die Dr. Boas bei den Tlatlasiqoala von Hope Island gesammelt hat, und die er in Bd. III des Internationalen Archivs für Ethnographie als „Adlerrassel" abbildet, die mir aber in der That eher den Raben als einen Adler wiedergeben zu sollen scheint. Ferner hier und da unter den Rasseln der West-Vancouver-Stämme, an denen überhaupt ein Zurückstreten des Bedeutungsvollen und ein stärkeres Hervortreten des rein Phantastischen, Launischen, Willkürlichen zu beobachten ist. In der Regel zeigen die Rabenrasseln ganze Gruppen von Figuren, die, so mannigfach variiert sie auch sind — je nach Verständnis, Geschmack und Geschick des Schnitzers — doch im allgemeinen sehr typisch wiederkehren. Man kann nach der Art der mit der Figur des Raben kombinierten Gruppen zwei bis drei Hauptformen von Rasseln unterscheiden. Die erste und häufigere Form ist die, welche die Figg. 34 bis 38 wiedergeben.

[1]) Report U. S. National Museum, 1888.

Digitized by Google

Fig. 15.

Fig. 17.

Fig. 19.

Fig. 23 a.

Fig. 23 b.

Fig. 16.

Fig. 18.

Fig. 20.

Fig. 21.

Fig. 22.

Fig. 24.

Fig. 26.

Fig. 25 a.

Fig. 25 b.

Fig. 27.

Fig. 28.

Fig. 29.

Fig. 30.

Fig. 31 a.

Fig. 31 b.

Fig. 32.

Fig. 33.

Digitized by Google

Fig. 34 a.

Fig. 34 b.

Fig. 35.

Fig. 36.

Fig. 37.

Fig. 38.

Fig. 39 a.

Fig. 39 b.

Fig. 40.

Digitized by Google

Man sieht auf dem Rücken des Raben eine auf dem Rücken liegende menschliche Figur, die anscheinend mit roter Farbe gemalt ist. Der Kopf zeigt entweder ein mehr oder minder sorgfältig ausgeführtes menschliches Gesicht, gewöhnlich blau gemalt; so in den Fig. 37 und 38, ein Paar alten Stücken der Jacobsenschen Sammlung, die vielleicht Ts'emšiân-Arbeit sind, aber bei den Kwakiutl erworben worden sind; ähnlich habe ich die Figur auch auf Tlingit-Rasseln gesehmitzt gesehen. Oder der Kopf ist ein gleich dem Leibe rot gemalter Wolfskopf. So auf den Haida-Rasseln, Fig. 34 und 35. Eine besondere Form ist die Fig. 36, die ebenfalls von den Haida stammt. Hier ist statt einer ganzen Figur nur ein Kopf geschnitzt mit Flügeln (oder Flossen?) und Andeutung von Beinen. Letztere und die Flügel rot gemalt. Der Kopf aber, blau gemalt, zeigt große runde Augen, Furchen in den Wangen und erinnert in dem ganzen Umriß entschieden an die Maske, welche Qoməqoa, den Wassergeist, den Vater der Seehunde darstellen sollen. Die Figuren liegen, wie gesagt, alle auf dem Rücken. Sie strecken die Zunge heraus, und in die ausgestreckte Zunge beißt ein Vogel, dessen Kopf und Schnabel, der liegenden Figur gegenüber, in der Schwanzgegend des Raben dargestellt ist. Zwischen die liegende Figur und den Vogelschnabel ist vielfach noch ein Frosch zwischengeschoben; dabei hält entweder die liegende Figur den Frosch im Munde, der seinerseits die Zunge herausstreckt, in die der Vogel beißt (Fig. 35), oder aber der Vogel hat den Frosch hinten gepackt und der Frosch beißt dann in die ausgestreckte Zunge der liegenden Figur.

Daß dieser Gruppe eine bestimmte Bedeutung innewohnt, ist zweifellos. Anders würde sie nicht so übereinstimmend, durch alle Wandelungen in ihren Grundzügen erkennbar, ersonnen und dargestellt worden sein. Ehe ich indes der Frage nach der Bedeutung der Figuren nahe trete, möchte ich auf die Bedeutung des Vorganges aufmerksam machen; denn auch dieser, das Beißen in die Zunge, hat seinen besondern Sinn. Zu der unten näher zu besprechenden Rassel Fig. 42 merkt Kapitän Jacobsen an: „Durch das Beißen wird die Medizin angegeben." Das ist ohne Zweifel richtig, sofern wir unter „Medizin" — dem üblichen Jargon entsprechend — alles Geheimnisvolle, Zauberkräftige, Wunderbare, Göttliche verstehen. Denn das in die Zunge Beißen — genauer das in die Zunge Beißen und Ausspeien des Blutes — ereilt in der That nach dem Glauben der Indianer der Nordwestküste übernatürliche Kräfte. Als Tlâtlaxos, der Heros der Kwikso't'enoχ, einen Fisch gefangen hat, der eigentlich der Sisiutl war, die übernatürliche Schlange, und der beim Herausziehen aus dem Wasser zu der Größe eines Walfisches anschwoll, schneidet sich Tlâtlaxos in die Zunge und speit das Blut auf den Fisch, da muß der Zauber weichen. Der Fisch nimmt seine natürliche Gestalt an und erscheint in der furchtbaren Gestalt des Sisiutl vor dem Fischer [1]). Als Qoâqoaxsanoq, der in Feindes Land geborene junge Heros der Nemkis, in dem Boot auf dem Bergice den magischen Knochenpfeil sieht, schneidet er sich in die Zunge und speit das hervorströmende Blut auf seine Hand. So kann er sich unbemerkt dem Boote nahen und den Pfeil herausnehmen. Andernfalls wäre er unfehlbar bei dem Versuche gestorben [2]). — Woher dieser Glaube den Indianern kam, der so merkwürdig an zentralamerikanische Kultusgebräuche erinnert, will ich hier nicht untersuchen. Zweifellos ist mir aber, daß er den regelmäßig dargestellten Vorgang auf den Rabenrasseln erklärt. Es sollen dieselben dadurch als übernatürlicher Kräfte voll, als „Medizinrasseln" — in dem Jargon der Prärie-Indianer zu reden — bezeichnet werden.

Was nun die Figuren selbst anlangt, so scheint mir die rot gemalte, liegende Gestalt das Feuer, die Gottheit des Feuers, in seiner verzehrenden tödlichen Gestalt darzustellen, daher der Wolfskopf in Fig. 33 und 34. Und daher — vielleicht — in Fig. 35 seine Ersetzung durch Qoâqoa. Denn daß die feindliche, tödliche Macht, die alte, zum Untergang sich neigende Sonne bei den Stämmen der Nordwestküste einerseits unter dem Bilde des Wolfes gedacht wird, anderseits mit der Idee des Meeres sich verschmolz, habe ich oben auseinandergesetzt.

Was für eine Bedeutung hat nun aber der Vogel in dieser Gruppe? und was für ein Vogel ist gemeint? Ich muß gestehen, daß ich mir darüber lange den Kopf zerbrochen habe. Der Vogel, der gelegentlich auch einmal in umgekehrter Stellung geschnitzt wird (vgl. Fig. 37), scheint einen mit Schopf versehenen Vogel darstellen zu sollen. Der Schnabel ist bald lang und gerade (Fig. 34 bis 36), bald mehr gekrümmt (Fig. 37). In der Haida-Sammlung des Königlichen Museums für Völkerkunde befinden sich zwei hölzerne Eßnäpfe, die in Gestalt des Raben geschnitzt sind, bei denen allerdings die auf dem Rücken des Raben liegende Figur eine andre Stellung hat bekommen müssen, um für die Öffnung des Gefäßes Raum zu geben, die aber auf dem Schwanzteil des Raben dasselbe Vogelgesicht wie die Rabenrasseln tragen. Und hier ist der Schnabel ganz kurz, fast entenschnabelartig, gekrümmt. Eine ursprüngliche Angabe — ich weiß nicht, ob von Kapitän Jacobsen selbst herrührend — hatte das Vogelgesicht auf dem Schwanz der Rabenrasseln für einen Kolibri erklärt. Ich selbst hatte des Schopfes wegen an den Specht gedacht. Spechtfedern, und zwar die Schwanzfedern des Kupferspechtes (Colaptes mexicenus), werden von den Indianern der Nordwestküste vielfach zu Kopfputzen, Maskenaufsätzen u. dgl. verwandt. In einem Kopfputz der Jacobsenschen Sammlung, der von den Ts'emšiân stammt, sind auch eine Anzahl Schwanzfedern des Colaptes auratus verarbeitet, der sonst nur im Osten der Felsengebirge vorkommt. Die eigentlich schopftragenden Spechte, wie der große Picus imperialis, sind aber in dem Gebiete entschieden nicht bekannt. Und das Aussehen ihres Schopfes ist auch ein ganz anderes, als wie es uns der Vogelkopf auf dem Schwanzteil der Rabenrassel zeigt. Anderseits stimmen zu so unschuldigen Vögeln, wie die Spechte sind, sehr schlecht Figuren, wie die Fig. 38, wo der Vogelkopf auf dem Schwanzteil des Raben durch ein grinsendes, zähnefletschendes Gesicht ersetzt ist. Ich bin nachmals zu der Erkenntnis gekommen, daß der Schopf auf diesen Vogelköpfen zu eliminieren ist, und werde diese Behauptung unten näher begründen. Über die Bedeutung des Vogels selbst sind mir ein paar Rasseln ausschlaggebend gewesen, die von dem Geschlechte Tlâtlaxos der Kwikso't'enoχ gebraucht wurden, und sich jetzt im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin befinden (vgl. Fig. 39). Diese Rasseln sind schon dadurch interessant, daß bei ihnen das Feuer, welches der Rabe gestohlen hat, nicht (wie sonst) durch ein rot bemaltes Stück Holz, sondern durch ein Stück glänzenden Kupfers im Schnabel des Raben zum Ausdruck gebracht wird. Die Figur auf dem Rücken des Raben fehlt hier. An ihrer Stelle zieht sich über den Rücken des Raben ein bemalter Streifen, in welchem man ein Paar rote Augen, mit Augenbranen darüber, einen blauen Lippenrand und darunter — vielleicht — ein paar rote Zähne erkennt. In der Schwanzgegend des Raben springt ein roh aus Holz geschnitzter, unbemalter Totenschädel über die Fläche der Rassel vor. Es ist ein richtiger Totenschädel, nicht ein Tsonoqoa-Kopf, wie Dr. Boas erklärte [1]). Denn es fehlt der große runde, etwas

[1]) Boas, Globus LIV, S. 218. — [2]) Ibid. S. 219, 220.

[1]) Globus, Bd. LIV, S. 218, Anm.

Digitized by Google

schnauzenförmig vorgestreckte offene Mund, der für die Tsonogga-Gesichter [1]) so charakteristisch ist. In beiden Rasseln zeigt der Kopf die fleischlose Zahnreihe des Totenschädels. Hält man nun diese Figur zusammen mit der Fig. 38, wo der Vogelkopf auf dem Schwanzteil des Raben ersetzt ist durch ein grinsendes, säbnestleichendes Gesicht, und erwägt man ferner, daß da, wo in diesen Vogelköpfen der Schnabel frei endet — wie in der Fig. 37 und in den Efnäpfen in Rabengestalt, die ich vorhin erwähnte —, er entschieden kürzer und gekrümmt geschnitzt wird, so wird man, hoffe ich, meiner Annahme, daß dieses Vogelgesicht ursprünglich die Eule bezeichnen sollte, und daß der Schnabel nur so lang geworden ist, weil gleichzeitig das Beißen in die ausgestreckte Zunge der gegenüberliegenden Figur dargestellt werden wollte, eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Es sollte eben — auf dem Rücken des Raben — dem Feuer gegenüber die Nacht oder der Tod zum Ausdruck gebracht werden. Daher auch, wie ich meine, die Figur des Frosches, die sich in verschiedenen Rasseln zwischen den Vogelschnabel und den roten Wolfsrachen schiebt. Die Nacht wird ja, wie oben die Fig. 23 b zeigt, mit dem Frosch im Munde dargestellt. Ich fasse also die Rasseln Fig. 33 bis 38 gewissermaßen als Bilder der Gottheit, der Sonne, auf. Sie zeigen und die Gestalt des Raben, mit der Sonne auf dem Bauche — die aufgehende Sonne, das Sinnbild des Lebens (beziehungsweise das Wasser des Lebens) — und auf seinem Rücken das Feuer und die Nacht — die untergehende Sonne (beziehungsweise das Feuer des Todes).

Ich habe nun noch die Behauptung, die ich vorhin aufgestellt, näher zu begründen, daß der Schopf auf diesen Vogelköpfen auf dem Schwanzteil der Raben — der ja zu der Eule ebensowenig paßt — zu eliminieren ist. Schon die Betrachtung der eben gegebenen Fig. 39 wird erkennen lassen, worauf ich hinaus will. Und ich füge hier noch die Fig. 40 hinzu, eine Rassel in Gestalt eines Kranichs, die von den Haida stammt, und in der man auf dem Schwanze des Kranichs das Gesicht eines Mannes sieht, dessen Arme (nur gemalt) die Flügel umklammern, während die Beine (ebenfalls nur gemalt), zu Seiten der Brust des Kranichs herabhängend, zu sehen sind. An beiden Fig. 39 und 40 ist nämlich klar ersichtlich, daß hier der Totenschädel, bezw. das Gesicht des Mannes, auf dem wirklichen Schwanze des tragenden Vogels, des Raben, bezw. des Kranichs, angegeben sind. Es hat das an sich nichts Auffälliges. In den Bilderreien der Indianer der Nordwestküste pflegt eine jede breite Fläche mit einem Gesicht verziert zu werden. Auf dem breiten schuppigen Schwanze des Bibers wird ausnahmslos, auf dem breiten Schwanze des Walfisches ziemlich regelmäßig ein Gesicht angegeben. Handflächen, Fußsohlen, die breiten unteren Teile der Sonnenstrahlen, alle werden mit einem Gesicht verziert. Andererseits ist aber an den Fig. 39 und 40 sehr deutlich zu erkennen, daß man unwillkürlich den Eindruck gewinnt, als handle es sich nicht um einen Vogelschwanz mit einem Gesicht darauf, sondern um ein Gesicht mit einem aufstrebenden Schopf. In den Vogelköpfen der Fig. 34 bis 37 besteht der Schopf aus Federn, die in Form, Ansehen und Bemalung als Schwanzfedern sich kennzeichnen. Es erscheint mir zweifellos, daß auch Figuren, ähnlich der Fig. 40, wo aber statt eines Menschengesichts auf dem Schwanz des Raben das Gesicht der Eule angegeben war, allmählich der Kopf eines Vogels herausstilisiert worden ist, der den Schwanz des Raben als Schopf auf dem Kopfe trägt. Denn in all diesen Figuren ist ja sonst der Schwanz des Raben einfach nicht vorhanden. Und hatte einmal diese Unbeutung in der Kunstübung Platz gegriffen, so hat es gar nichts Wunderbares an sich, daß der schopftragende Vogelkopf immer freier herausgearbeitet, ja gelegentlich einmal umgedreht wurde, wie es uns die Fig. 37 und auch die Fig. 38 zeigen.

[1]) Vgl. die Abbildung im Globus, Bd. LIV, S. 219 und Originalmitteilungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde I, Heft 4, Tafel I, Fig. 4.

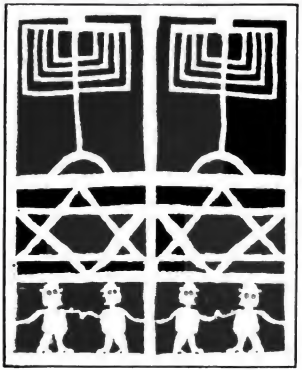
„Reiselech“ und Fahnen der galizischen Juden.

Von B. W. Segel. Lemberg.

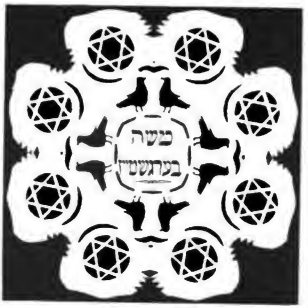
Beiliegend übersende ich Ihnen verschiedene Papierschnitzereien, welche Sie interessieren dürften; es sind dies Erzeugnisse der primitiven „Kunst“ der Juden in den kleinen Städten Galiziens, womit sie die Fensterscheiben am Wochenfeste (Schebnoth) zu schmücken pflegen. Diese „Reiselech“ (verderbt von Röschen, womit jede feinere Schnitzerei bezeichnet wird) werden in der Regel von den „Behelfern“ (Gehilfen der „Melamdim“, der Kinderlehrer) hergestellt, welche in dieser „Kunst“ eine besondere Fertigkeit besitzen. Vor etwa 10 Jahren war der Brauch, am Schebnoth-Feste die Fensterscheiben fast ganz mit „Reiselech“ zu bedecken, noch sehr im Schwunge, jetzt findet er sich schon ziemlich selten. Ich besitze eine größere Sammlung dieser Kunstprodukte. Das Motiv ist gewöhnlich der „Magen-Dawid“, der David-Schild, dann die Menorah oder sonstige Tempelgegenstände. Auch finden sich höchst absonderliche Nachbildungen von Tieren. Ein sehr beliebtes Motiv ist ferner die sogenannte „Akedah“, d. h. die versuchte Opferung Isaaks durch Abraham, und dergl.

Ein weiteres Produkt jüdischer primitiver „Kunstthätigkeit“ ist die sogenannte „Fahne“, welche von den Kindern vornehmlich am letzten Tage des Hüttenfestes, dem sogenannten „Simchath Thorah“ (Freudentag des Gesetzes) gebraucht wird. Dieser Tag fällt auf den 23. Tischri, 1891 auf 25. Oktober. Schon am Abend des 22. Tischri werden in der Synagoge die „Hakaphoth“ vorgenommen; in Synagogen mit sephardischem Ritus geschieht dieses auch am Abend des vorhergehenden Tages. „Hakaphah“ heißt Rundgang; es werden nämlich alle Thorahrollen, welche die Synagoge besitzt, ausgehoben, an die Synagogenbesucher verteilt, welche damit einen feierlichen Rundgang um das Almemor (Altar) ausführen, wobei gewisse Gebete gesprochen und religiöse Lieder gesungen werden; in den Bethäusern der Chassidim werden auch Tänze aufgeführt. Darauf liefern die Teilnehmer ihre Thorahrollen an die nächstfolgende Partie ab und die Hakaphah wiederholt sich; so geht es fort, bis alle Synagogenbesucher an einem Rundgange teilgenommen haben. Diese Zeremonie wiederholt sich auch am Morgen des „Simchath Thorah“. Den kleinen Kindern fällt hierbei das Ehrenamt zu, an der Spitze des Zuges voranzuschreiten, die „Fahnen“ tragend, welche sie auf langen, mit bunten Papierstreifen umhüllten Stöcken aufhissen; an der oberen Spitze des Stockes wird ein großer, schöner, roter Apfel befestigt, und in denselben ein brennendes wächsernes Kerzchen gesteckt. So ausgerüstet, nehmen die Kleinen an der Zeremonie teil, und sie halten viel darauf, dabei nicht übergangen zu werden. Die Fahnen werden von den „Behelfern“ verfertigt, welche die Haupt-

Digitized by Google



Reiselech mit dem Leuchter.



Reiselech der galizischen Juden.

זה הרגל שייך

עי האבען ב״א ה״ה יעקב עהרענפרייו אין לעמבערג.

Jüdische Fahne aus Lemberg, benutzt am Tage der Gesetzesfreude.

Digitized by Google

träger dieser Art Kunstfertigkeit sind, und darin eine große Geschicklichkeit besitzen. Jetzt beginnt dieser Brauch allmählich zu schwinden. Sogar in den kleinen Provinzstädten wird nicht mehr soviel Sorgfalt darauf verwendet, aus dem einfachen Grunde, weil sehr wenig gezahlt wird. In den Großstädten sind seit einigen Jahren die gedruckten „Fahnen“ im Gebrauch, welche jene Erzeugnisse der Handarbeit gänzlich aus dem Felde geschlagen haben. Sie sehen also, daß auch hier die „Großindustrie“ das „Kleingewerbe“ geschädigt hat. Die Muster der gedruckten Fahnen stammen aus Rußland, der „Löwe“ darauf befindet sich häufig auch auf dem „Misrach“, einer Papierschmiererei, welche die Ostwand kleinerer Synagogen und der Häuser der Frommen ziert.

Die hier abgebildete Fahne stammt aus einer Lemberger Druckerei, die hebräischen Inschriften derselben lauten in der Übersetzung folgendermaßen: 1. Auf dem äußeren Rande, zum Teil in Abkürzungen, stehen die Gebete für den Tag der Gesetzesfreude: Abraham freute sich am Tage der Gesetzesfreude, Isaak freute sich u. s. w., Jakob freute sich u. s. w., Moses, Aaron freuten sich u. s. w. Dieses beruht auf einer bekannten talmudischen Legende, nach welcher das Gesetz (Thorah) schon den Erzvätern bekannt war, die auch schon sämtliche Vorschriften beobachtet haben sollen. 2. Die in der Mitte des oberen Randes über der Krone befindliche hebräische Inschrift bezieht sich auf die über der geöffneten Thorahrolle befindliche Krone und lautet: Keter Thorah, d. i. Krone der Thorah. Es ist dies die aus Edelmetall gefertigte Krone, die man bei der Aufhebung der Rolle anlegt. 3. Die Inschrift auf der geöffneten Rolle enthielt den Bibelvers: Das ist die Lehre, welche Mose vorgelegt hat den Söhnen Israels. 4. Über die Prozession (Hakaphah): Jubelt und freut Euch am Tage der Gesetzesfreude. Die Inschrift stammt gleichfalls aus den für diesen Tag bestimmten liturgischen Liedern. 5. Die Inschriften auf den beiden von den Löwen gehaltenen Bäumen lauten zusammen: Dies Banner des Zuges vom Stamme Jehudah. 6. Die Unterschrift lautet: Diese Fahne gehört — —, hier wird der Name des Knaben, der die Fahne besitzt, ergänzt. Darunter die Firma des Verfertigers.

Die Indianer des südlichen Zentralamerika und Prof. Gerlands Atlas der Völkerkunde.

Von Dr. H. Polakowsky.

Mitte Februar ging mir der Atlas der Völkerkunde des Herrn Prof. Gerland zu [1]). Es ist nicht meine Absicht, dieses hochbedeutende Werk, welches ich als einen genialen Versuch der wissenschaftlichen Systematik der Ethnologie und Anthropologie betrachte, hier zu besprechen. Ich muß dies kompetenteren Federn überlassen, da ich mich leiblich eingehend nur mit einem sehr kleinen Teile des reichen, in diesem Atlas zur Darstellung kommenden Materiales beschäftigt habe, nämlich mit der Geschichte der Entdeckung und Eroberung des Isthmus von Amerika, speziell des Gebietes des südlichen Nicaragua und Costaricas.

Herr Prof. Gerland sagt sehr richtig in der ersten Zeile der Einleitung zu seinem Atlas, daß derselbe ein völlig neues Unternehmen sei, führt dann aber fort: „welches vielleicht verfrüht sein könnte“. In dieser Beziehung bin ich anderer Ansicht. Die heutige Ethnologie, deren Mangel an Methode und wissenschaftlicher Systematik nicht zu verkennen ist, bedurfte eines solchen Werkes fast so notwendig, wie die Botanik des Systems des C. v. Linné. Vor Linné gab es keine systematische, wissenschaftliche Botanik, und ohne genaue Feststellung der Karten VI bis XV des vorliegenden Atlas wird auch der heutigen Ethnologie das Rückgrat fehlen, werden sich die meisten Arbeiten und Abhandlungen auf mit Zitaten gespickte Beschreibungen von Objekten — oft nach Zeit und Ort der Abstammung sehr mangelhaft bekannt — beschränken. Kurz und gut, es handelt sich für Amerika zunächst darum, festzustellen, welche Völkerschaften wohnten beim ersten Einbruche der Europäer in den verschiedenen Gebieten und dann weiter, wo sind noch heute Reste der Urbevölkerung erhalten. Diese Fragen kann ausschließlich der Historiker, der zugleich die Geographie der betreffenden Länder genau kennt, oder der Linguist beantworten. Mit linguistischen Studien habe ich mich nicht beschäftigt, doch wird dieses Gebiet für Zentralamerika zum Glücke in neuester Zeit eifrig von den Herren Dr. Stoll und Dr. Seler bearbeitet. — Weiter muß ich folgende Stelle aus der Einleitung hervorheben:

„Es war unvermeidlich, daß nicht die meisten ethnographischen Karten historisch ungleichzeitige Verhältnisse nebeneinander darstellen. Indes sind derartige Inkongruenzen ohne wesentlichen Schaden. Teils verheißen die Legenden, sowie die Vorbemerkungen zum richtigen Verständnis, und der Sachkundige sieht ja sofort den historischen Sachverhalt. Die Wahrheit des Bildes trübt sich nicht durch diese Ungleichheiten.“

Dem muß ich entschieden widersprechen. Wenn die Karte Nr. XII [1]) den Titel führt: „Wohnsitze der amerikanischen Urbewohner in den Zeiten der Entdeckung“, so dürfen auf derselben keine Namen vorkommen, die erst im 17. und 18. Jahrhundert entstanden sind, sondern nur die, welche die Spanier vorfanden und ermitteln konnten, als sie zuerst in Zentralamerika eindrangen. Die im 17. und 18. Jahrhundert entstandenen Namen konnten auf Karte XIII (fälschlich als VIII bezeichnet) eingetragen werden und die inzwischen ausgestorbenen Stämme durch den Druck hervorgehoben werden. — Dagegen stimme ich dem Ausspruche Gerlands: „Ein Werk, wie das vorliegende, welches fürs erste ja nur den Grund für späteres unablässiges Nachbessern legen kann, war ein wirkliches Bedürfnis für die Völkerkunde“, freudig zu. Und eine „Nachbesserung“ der Darstellung des südlichen Zentralamerika ist der Zweck dieser Zeilen.

Bei meinen Angaben stütze ich mich weniger auf die alten Historiker (Herrera, Oviedo, Gomara ꝛc.) und noch weniger auf Squier und Fröbel, sondern auf die ältesten Dokumente über die ersten Eroberungszüge der Spanier, wie solche in den Archiven von Sevilla aufgespeichert und zum großen Teile bereits publiziert sind. In derselben Weise haben die mir befreundeten costaricanischen Autoren M. R. de Peralta und Leon Fernandez vorgearbeitet, auf die ich mich in erster

[1]) Georg Gerland, Atlas der Völkerkunde (Berghaus, Physikalischer Atlas, Abt. VII), 15 kolor. Karten in Kupferstich mit 49 Darstellungen, d. h. Einzelkarten. Gotha, Justus Perthes, 1892.

[1]) Durch Druckfehler als Nr. VII bezeichnet.

Digitized by Google

Linie stütze. Des. Pector hat mehr das gesamte Material benutzt und daraus seine Schlüsse gezogen. Doch nun zunächst zu Taf. XII [1]).

Nicaraos sind östlich vom Nicaraguasee angegeben. Dieselben wohnten aber westlich von demselben und auf den großen Inseln im Nicaraguasee in der Nähe des Isthmus von Rivas. Hier trafen die ersten spanischen Eroberer unter Gil Gonzalez Davila die Wohnsitze der Kaziken von Nicaragua oder Nicarao, wie Gil in seinem Berichte an Kaiser Karl V. vom 6. März 1524 schreibt (M. M. de Peralta, Costarica, Nicaragua y Panamá, Paris 1883). In dem Itinerare, geschrieben vom Schatzmeister Andr. de Cerezeda, welches diesem Berichte beigegeben ist, wird der betreffende Kazike Niqueragua genannt. Von diesem Kaziken erhielten die den Isthmus von Rivas bewohnenden Tribus ihren Namen, der dann bald für das ganze Land gebraucht wurde. Bereits 1526 berichtet Lopez de Salcedo, Gubernador von Honduras, über die Gründung von drei Städten „in Nicaragua". Die Endung „enses" ist rein spanisch und deshalb ist Nicaraos (oder Nikaraos) voranzusetzen. Bovallius bezeichnet diesen Volksstamm (nach Squier) als Niquiranos. Wie Sanier zu diesem Worte „Niquirano" gekommen, ist mir unklar. Peralta und Pector, an welche ich mich vor Monaten um Auskunft wandte, schreiben übereinstimmend, daß es sich um eine reine Erfindung Squiers handle [2]). In der That wird in den alten Dokumenten nirgends von einer Ortschaft Niquir oder Niquira gesprochen.

Östlich von den beiden Seen (von Managua und Nicaragua), deren Zeichnung auf Tafel XII und XIII eine sehr flüchtige ist, wohnten nach Oviedo die Chontalesindianer. Gerland hat den Sitz derselben viel zu weit nach Norden verlegt. Wo er Nicaraos schreibt, muß Chontales stehen. Bovallius (Nicarag. Antiquities, Stockholm 1886) hält es für möglich, daß die Guatusos Nachkommen derselben seien. Ich kann diese Ansicht nicht teilen. — Der Name Guatusos (oder Guatusos) taucht erst im 18. Jahrhundert auf und gehört also nicht auf die Karte XII. Die Guatusos sind die Reste der Botosindianer. Wo Gerland Guatuso schreibt, muß Botos stehen. In dieses Gebiet drangen die Spanier zuerst auf einer von Juan Vazquez de Coronado ausgerüsteten Expedition im Jahre 1563 ein. Dieselben wohnten südlich vom San Juan-Strome zwischen dem Rio Frio und Sarapiquí [3]). Peralta schreibt mir, daß er die Guatusos für die Nachkommen der Corobicé (Oviedo, Gomara) halte. Dieselben wohnten nordwestlich von Esparza. Herr Seler machte mich auf die starke phonetische Verwandtschaft der Namen Botos und Guatusos aufmerksam.

Auch der Name Talamanca für das ganze Gebiet vom Chirripó bis zur Grenze gegen Colombia taucht erst im 17. Jahrhundert auf. 1605 ließ D. de Ocon y Trillo im Gebiete südlich von Cartago nach dem Nordmeere zu durch Diego de Sojo eine Stadt gründen und nannte dieselbe Santiago de Talamanca. Sie wurde 1610 von den Indianern zerstört, die Spanier ließ zur Hochebene von Cartago zurückgetrieben. Talamanca ist eine Ortschaft in Castilien, 7 Leguas von Madrid, und meint Peralta, daß Ocon y Trillo oder Sojo von dort der gebürtig waren [4]). Der Name Talamanca ging bald auf die frühere Provinz del Duy, die im Norden und Osten durch den Rio Tarire begrenzt wird, und später auf den ganzen südlichen Teil von Costarica über. Die Tlanguenes (Changuenes oder Changuines) wohnten im südlichen Teile des heutigen Talamanca, westlich vom Vulkan von Chiriqui. So lese ich wenigstens aus den zahlreichen Daten, die Peralta über diese Indianer publiziert, heraus. Wo Gerland Tsanguenes schreibt, muß Guetares stehen. Diese bewohnten den größten Teil des zentralen Costarica und fehlen ganz auf Taf. XII.

Die Namen Blancos und Valientes sind spanischer Abstammung und erst im 17. Jahrhundert entstanden. Wo Bl. (Blancos) auf Taf. XII steht, ist Un. (Unepos) zu schreiben und für Valientes Terbis und Zeburin (Zequas). Diese, von denen die Zeburin mexikanischen Ursprunges, wohnten im Norden der Laguna de Chiriqui an der Küste.

Sehr richtig schreibt Will. Gabb (On the indian tribes and languages of Costa-Rica, Philadelphia 1875, übersetzt und mit Noten versehen von L. Fernandez in Coleec. de Docum. para la Historia de Costa-Rica, Tom. III), daß die heutigen Indianer von Costarica nur aus Guatusos und Talamancas bestehen. Durch die Menschenjagden, welche die Spanier in der ersten Hälfte des 17. und um die Mitte des 18. Jahrhunderts in dem Gebiete des südöstlichen Costarica, d. h. in den alten Provinzen de Tariaca, del Duy und de Turucaca (zwischen Rio Grande de Terraba und Rio Elpina) und im Gebiete der Changuenes anstellten, wurden zahlreiche Tribus aufgerieben und die übrigen durcheinander geworfen. Große Scharen der eingefangenen Indianer jeden Alters wurden gewaltsam nach Tucurrique und Orosi und später nach Terraba (dem Sitze der alten Terrebes) verpflanzt. Alle diese Indianer können heute mit Recht als Talamancas bezeichnet werden, wie dies auch auf Taf. XIII geschieht. Nur müßte hier noch südlich vom oberen Laufe des San Juan-Stromes das Wort Guatusos eingetragen werden. Über die Indianer von Terraba und Buruca und die in der Umgegend dieser Ortschaften lebenden Indianer ist bald ein eingehender Bericht des Herrn Prof. Pittier zu erwarten, der dieselben im Jahre 1891 zweimal besuchte und nach jetzt (Februar 1892) unter denselben weilt [1]). Die Chirripós, die nördlichsten Tribus der noch unzivilisierten Talamanca-Indianer, besuchte der Bischof von Costarica im Jahre 1882 [2]). Wahrscheinlich wohnten auch die Borucas nicht gleich nordwestlich von der Peninsula del Azuero, sondern nördlich vom Golfo Dulce.

Äußerst dürftig ist Taf. XIII ausgefüllt. Es fehlt nicht an Platz, um im Süden und Südosten der Laguna de Chiriqui die Guaymies einzutragen, die (nach Pinart: Chiriqui, Bocas del Tara, Valle Miranda, Paris 1885) nach 4000 Köpfe zählen. Ob die Guaymies identisch mit den Valientes sind, wie Pinart annimmt, bezweifle ich. Als sehr wertvoll ist aber die Arbeit Pinarts über die „Indians de l'Etat de Panama" in der Revue d'Ethnographie, Paris 1887 zu nennen.

Über die Sprachenkarte Nr. III (Taf. XIV) will ich nur wenige Worte sagen. Dieselbe trägt die Bezeichnung „Zentral-Amerikanische Verbreitung des Mexikanischen, der Mayasprachen. Beispiel der Zersplitterung und Durcheinanderschiebung der Sprachen." Es fehlt hier zunächst die Angabe, ob die Karte die Sprachverbreitung zur Zeit des 16. oder des 19. Jahrhunderts darstellt. Die Hauptkarte ist bezeichnet: Die Sprachen der Erde bis um 1890. — Für das 19. Jahrhundert oder die Zeit um 1890 wäre dieselbe

[1]) Um diese Arbeit nicht zu umfangreich zu machen, kann ich auf die Quellen, die meiner Ansicht zu Grunde liegen, nur hindeutend verweisen.

[2]) In seiner schönen Arbeit: „Indicat. approximat. de vestiges laissés par les populat. précolomb. du Nicaragua" in den Arch. de la Société Américe. VI, 1888, und in der beigegebenen Karte schreibt T. Pector aber noch „Niquiranes".

[3]) Man lese die Note 2 in Leon Fernandez: Coleec. de docum. para la Historia de Costarica, Tom. 3, p. 305.

[4]) S. meine Arbeit in Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin, Bd. XIX.

[1]) Über die erste Reise Pittiers nach jenem Teile von Costarica s. Peterm. Mitteil., 1892, Heft 1.

[2]) S. Peterm. Mitteil., 1883, Heft 8.

Digitized by Google

falsch, da im ganzen nordwestlichen Costarica und auf dem Isthmus von Rivas bis in die Nähe von Leon nur spanisch gesprochen wird. Was von Indianersprachen in Costarica noch erhalten ist, ersehen wir aus den Arbeiten von Gabb und Thiel (Archiv f. Anthropol., Bd. XVI, S. 591 f.). Danach wären das Guatuso, Talamanca, Boruca und Terraba zu markieren gewesen.

Soll die Karte die ursprüngliche Sprachverteilung (also zur Zeit der Eroberung) darstellen, so wäre hier folgendes zu bemerken: Die Sprache von Nicarao (von Gerlaud als Niquiran bezeichnet) wurde auf der Halbinsel von Nicoya und in Guanacaste nicht gesprochen, sondern die von Chorotega oder Mangue (speziell Dialekt von Orotina). Auf den Streit, ob das Tsoluteca und eventuell Orotina zu den mexikanischen Sprachen gehört, kann ich als Nichtlinguist nicht eingehen. Für die Sprache von Nicarao dürfte dies zweifellos sein. Wenn aber auf der Karte die Verbreitung des Tsoluteca, Nangraudan, Dirian und Orotinäs (sic!) besonders angegeben wird, und daneben nordöstlich von den beiden Seen Tsorotegas (sic!) zu lesen ist, so ist doch zu bemerken, daß die vier Volksstämme (von denen besonders die Orotiñas aus verschiedenen Tribus bestehen) eben zusammen die Chorotegas bilden und die Sprachen derselben — soviel mir bekannt — nur verschiedene Dialekte des Tsorotega sind. — Aufgabe der Linguisten ist es, zu ermitteln, welche Tribus (meist nach den Kaziken benannt) dieselbe Sprache hatten und welche dieser Sprachen nur als Dialekte der großen Sprachstämme zu betrachten sind. Nachdem die Wohnsitze der Tribus und die Verbreitungsgebiete der Sprachen auf die Karte eingetragen sind, ist alles zusammenzustellen, was wir von dem Exterieur, der Religion, den Wohnungen, Waffen, Sitten 2c. derselben aus den alten Dokumenten und Historikern feststellen können.

Strömungen und Gezeiten an der Küste von Mindanao.

Die Meeresströmungen an der Küste von Mindanao sind teils veränderliche, teils stetige. Die einen werden in der Nähe des Strandes von den Gezeiten beeinflußt, andere wieder sind von diesen unabhängig, sie gehören der hohen See an. Die Nord-Aquatorialströmung des Stillen Meeres erreicht die Insel Mindanao bei der Punta Canit (Canäit, Kawäit), hier spaltet sie sich in zwei Ströme, der eine richtet sich gegen Norden, der andere strömt gegen Süden am Kap S. Agustin und den Sarangani-Inseln vorüber. Dieser südliche Zweigstrom fließt an der Punta Pinson mit einer Geschwindigkeit von acht spanischen Seemeilen in der Stunde vorüber.

Neben diesen beiden Hauptströmungen der Ostküste von Mindanao giebt es noch kleinere Küstenströme, welche von der Windrichtung abzuhängen scheinen, denn sie strömen immer in entgegengesetzter Richtung zum herrschenden Winde. Dies gilt besonders für die Küstenstrecke zwischen der Punta Dakit und der Punta Baculin, hier weiß dies jedes Kind, daß, wenn der Wind umschlägt, die Küstenströmung ebenfalls sofort ihre Richtung ändert, ja man hat beobachtet, daß die Stromstärke in geradem Verhältnisse zur Windstärke steht, also: je stärker der Wind, desto stärker die Strömung. Hört der Wind auf, so hört auch die Strömung auf.

An jenen Stellen, wo die Küste mehr oder minder tief ausgebuchtet ist, beschreiben diese Ströme zweiter Ordnung einen Bogen, daher kommt es, daß der Schiffer beispielsweise in der unmittelbaren Nähe der Küste einen günstigen Strom findet, während, wenn er nur ein wenig weiter in die See hinaus fährt, er mit einer entgegengesetzten Strömung zu kämpfen hat.

Außerdem giebt es ganz kurze Strömungen (wir wollen sie Strömungen dritter Ordnung nennen), welche ebenso plötzlich auftreten wie verschwinden, oder den Ort und die Richtung wechseln, ohne daß man sich den Grund hiervon erklären könnte. Bei den Vorgebirgen und Landspitzen insbesondere pflegen entgegengesetzte Strömungen wie in dem Scheitelpunkte eines Winkels zusammenzustoßen. Mitunter erzeugen diese so aufeinander stoßenden Strömungen einen neuen Strom, der wirbelartig sich bewegt und kleinen Fahrzeugen sehr gefährlich werden kann; sogar große Schiffe werden selbst bei günstigem Winde durch solche Wirbelströme in ihrer Fahrt sehr aufgehalten. So ein Punkt ist z. B. bei Cabugan (Surigao).

Die Gezeiten treten an der pacifischen Küste Mindanaos regelmäßig ein und sind auch genau beobachtet und studiert worden. An der Nordküste der Insel sind zwar auch Beobachtungen angestellt worden, aber nicht in dem Maße, wie an der Ostküste. Flut und Ebbe sind hier sehr unregelmäßig, wohl eine Folge des Umstandes, daß die Flutwelle der Südsee sich durch die engen Kanäle, welche Mindanao von den vorgelagerten Inseln trennen, durchzwängen muß. Die Küstenbewohner freilich kennen die Gezeiten genau und wissen die günstige Zeit zu ihren Küstenfahrten genau abzupassen. Bei Dimägat ist ein kleines Inselchen, das einen merkwürdigen Anblick gewährt: wenn seine pacifische Küste Flut hat, so hat die Gegenküste Ebbe und umgekehrt.

Die Südbeckküste Mindanaos hat immer Flut zur Zeit des Mondauf- und -unterganges, während die Ebbe zur Zeit vorherrscht, wenn der Mond im Nadir des Beobachters sich findet. Hochfluten und Ebben pflegen sich zwei Tage nach dem Neu- oder Vollmond einzustellen, während drei oder vier Tage nach den Vierteln kleinere Fluten beobachtet werden. Ebenso ist es erwiesen, daß an der pacifischen Küste zur Zeit des Nordostmonsuns die Flut bei Tage eine minder höhere ist als jene, welche zur Nachtzeit eintritt. Beim Südwestmonsun tritt der entgegengesetzte Fall ein. (F. B. nach P. P. Pastells S. J.)

Historisches zum Völkergeruch.

Dem Völkergeruch hat Richard Andree ein lehrreiches Kapitel gewidmet (Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge 213 bis 222); er bezeichnet und behandelt ihn als Rassenmerkmal, d. h. als physiologische Erscheinung. Die Belege für die Neger, für Ainuren, Zigeuner, Chinesen u. s. w. stellen die Berechtigung des Ausdruckes Völkergeruch in helles Licht, die Sammelbegriffe der Rassen würden hier so wenig als sonst der Klarheit dienen. Wie weit ist es nun möglich, auch innerhalb der hellfarbigen Rasse die Völker nach dem Völkergeruch als Unterrassen zu sondern? Adolf Erman (Andree, S. 217) konstatiert einen spezifisch-russischen Nationalgeruch; Andree selbst bespricht den Foetor Judaicus. Glaubt man nicht auch in italienischen Ortschaften einen ganz unverkennbaren Geruch wahrzunehmen, besonders in engen Gassen?

Den nachfolgenden Notizen fehlt leider die Hauptsache, es ist nur der Ausdruck Foetor, der den Bekundungen nationaler Abneigung einen physiologischen Hintergrund zu geben scheint. Auch der Geruch infolge der Nahrung wird gelegentlich erwähnt (vgl. Andree, S. 221); der gallo-romanische Rhetor Sidonius Apollinaris hält sich über den Zwiebel- und Knoblauchgeruch der Burgunder oder überhaupt Germanen auf (Carmen XII, Ausg. v. Migne, S. 709). Aber es ist doch wohl etwas anderes, wenn der Papst Stephan IV. die fränkischen Könige warnt vor einem Ehebündnis mit den Langobarden, der foetentissima gens, von der auch das Geschlecht der Ansfäßigen seinen Ursprung habe. (Im Jahre 769 oder 770, Jaffé, Bibliotheca IV, 159.) Hier haben wir das Verhältnis zwischen Romanen und Ger-

Digitized by Google

manen; auf das zwischen Germanen und Slawen bezieht sich eine Stelle aus der Lebensbeschreibung des ersten Abtes von Fulda, Sturmi. Er trifft in der Buchonia auf eine Schar badender Slawen, deren Geruch ihm Abscheu erregt (Foetorem exhorruit-Monumenta II, 369). Das gilt aber auch umgekehrt; die Belegstelle ist freilich erst aus dem 12. Jahrhundert. Der Priester einer Ansiedlung von Friesen erinnert sie, daß sie von allen Kolonisten den Slawen die verhaßtesten seien: sane foetet eis odor noster (Helmold chron. Slavorum I, 64).

Sollten nun diese Belege, zu denen sich wohl Analogieen finden lassen, nicht mehr sein als rhetorischer Ausdruck; werden sie nicht vom ethnographischen Standpunkte aus ihren tieferen Sinn gewinnen? Dr. Schultheiß.

Aus allen Erdteilen.

— Fußreise durch den östlichen Teil der Insel Flores. Von Herrn E. F. Kleian, Zivilverwalter der Solor-Inseln, wurde in der sechsten Lieferung des XXXIV. Bandes der Tydschrift v. Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde ein Bericht über eine von ihm in Gesellschaft von Herrn Ehrich 1875 unternommene Fußreise durch Flores veröffentlicht. Die Reise begann bei Posto an der Südostküste, folgte erst dem Strande und wandte sich danach in nördlicher Richtung nach dem Inneren, dem Kampong Lawatala und von dort nach dem Nordoststrande bei Nian Para. Man folgte nun wieder dem Strande, zog dann landeinwärts bis Lawarahan und Lowora, worauf die Südküste bei Konga erreicht wurde. Dieser folgten die Reisenden bis Nobo, von wo in nordwestlicher Richtung weiter nach der Nordküste marschiert wurde, den Kampongs Woko nata, Dara lovi, Nata gabar und Ako cutlang, bis an der Mündung des Naga Halé-Flusses der Strand abermals erreicht wurde. Man folgte diesem bis Maumerie, nachdem die Niederlassungen Gilitiug und Bolong-bolong, beide von Buginesen und Makassan bewohnt, besucht waren. In Maumerie wurde zwei Tage Rast gehalten und nachher in südwestlicher Richtung nach Kotti aufgebrochen und von dort über Lila nach dem an der Südküste gelegenen Likka weiter gereist. Nach kurzem Aufenthalte ging es von dort in westlicher Richtung nach Paga, von wo die Rückkehr nach Maumerie erfolgte und per Boot nach Toa an der Nordküste gesegelt. Außer einer Anzahl gewöhnlicher Notizen enthält dieser Aufsatz auch einige von ethnographischem Interesse und eine „Geschichte von dem Reiche Sikka". Schade, daß er erst fast 20 Jahre, nachdem die Reise unternommen war, publiziert wurde.

Verslaggever.

— Über Pegelstationen an Gletscherbächen handelte ein Vortrag, welchen Prof. Finsterwalder im bayerischen Zweigverein der deutschen meteorologischen Gesellschaft am 23. Februar hielt. Nach dem Berichte der „Allgemeinen Zeitung" befinden sich diese im Auftrage des Alpenvereins ins Leben gerufenen Stationen zu Vent im Ötzthale und zu St. Getrand im Suldenthale. Erstere ist mit einigen Unterbrechungen seit September 1889, letztere seit September 1890 in Thätigkeit. Das Einzugsgebiet der Venter Ache oberhalb der Pegelstation beträgt 152 qkm und ist zu 60 Proz. vergletschert, das des Suldener Baches 45 qkm mit 45 Proz. Vergletscherung. Profil- und Geschwindigkeitsmessungen begegnen im Sommer großen Schwierigkeiten wegen der Breite und Tiefe der Bäche und ihrer großen Geschwindigkeiten (in Vent ist der Bach 12 m breit, bis 1,2 m tief bei 2,5 m Maximalgeschwindigkeit). Außerdem liegt bei der starken Geschiebeführung die Gefahr einer Veränderung des Profiles sehr nahe, weshalb die Profile alljährlich im Winter nachgemessen werden. Die Gletscherbäche zeigen gegenüber den hydrologisch bekannten Gewässern der Ebene und des Mittelgebirges folgende bemerkenswerte Erscheinungen, die durch die angeführten Pegelstationen zum ersten Male meßend verfolgt wurden: 1) Eine absolut genommen sehr bedeutende Wasserführung, die im Vergleich mit den Regenbeobachtungen an gleicher Stelle einen Abflußkoeffizienten von 1,5 bis 1,6 ergiebt. Dies kann nur durch eine ungewöhnliche Steigerung der Niederschläge mit der Höhe erklärt werden. 2) Relativ bedeutende und lange andauernde Niederwasser. In Sulden z. B. ergiebt das Niederwasser für 1 qkm Einzugsgebiet gerechnet gegen 201 pro Sekunde und bleibt sich sechs Monate hindurch absolut gleich. Da gleichzeitig alle Bäche aus nicht vergletscherten Thälern absiehen, kann diese Erscheinung nur durch die Wirkung der Erdwärme auf die Unterfläche der Gletscher erklärt werden, die hiernach gegen 30 Proz. der sommerlichen Ablation an der Oberfläche beträgt. 3) Die Sommerhochwasser sind dagegen relativ gering und betragen beispielsweise in Sulden nur das Sechsfache des Niederwassers. 4) Die Gletscherbäche haben im Sommer eine von der Ablation herrührende ausgeprägte Tagesperiode, deren Amplitude im Durchschnitte 13 Proz. der Wasserführung beträgt. In Vent macht beispielsweise der regelmäßige Unterschied der Wasserführung zwischen Morgen und Abend gelegentlich 5 cbm pro Sekunde aus. Hieran schlossen sich Ausführungen über die Unzulänglichkeit der üblichen Erklärung der Ablation des Gletschereises durch warme Regen und seitlich unter das Eis mündende Tagewässer. Die Hauptarbeit bei Zerstörung der Eismassen ist dem direkten Strahlungseinfluß der Sonne zuzuschreiben. Der Redner betonte wiederholt die Unsicherheit der aus den Beobachtungen hervorgegangenen absoluten Wassermengen, die er selbst auf zirka 20 Proz. schätzt, bemerkt aber, daß dieselbe die gezogenen Schlüsse nicht beeinträchtigt.

— Dr. Dieners Expedition nach dem Himalaya. Prof. Dr. Griesbach, welcher von der indischen Regierung mit der geologischen Erforschung des mittleren Himalaya betraut war, sandte gegen den Schluß des vorigen Jahres eine große Anzahl mesozoischer Versteinerungen nach Wien, die er während seiner Forschungen gesammelt hatte. Die Untersuchung derselben ergab eine überraschende Übereinstimmung mit Versteinerungen mesozoischer Schichten der Alpen. Darauf hin entschloß sich die Wiener Akademie der Wissenschaften im Zusammenwirken mit der indischen Regierung, eine Expedition nach dem Zentralhimalaya auszurüsten, um dessen geologische Verhältnisse im Vergleiche mit jenen der Ostalpen zu untersuchen. Zum Leiter der Expedition ist Dr. Karl Diener ernannt worden, der als vortrefflicher Alpensteiger, durch seine Reisen in der Arabischen Wüste und vor allem durch sein gelehrtes Werk „Der Gebirgsbau der Westalpen" (Wien 1891) bekannt geworden ist. Dr. Diener wird sich am 10. April mit zwei tüchtigen Tiroler Bergführern in Brindisi einschiffen. Die Expedition ist auf sechs Monate berechnet, wird sich namentlich auf Kamaon (Nordwestprovinzen) erstrecken und zum Ausgangspunkt die Stadt Naina-tal haben.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 16.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Forschungen über den Karabugas.

Nach russischen Quellen mitgeteilt von C. Hahn. Tiflis.

Das Becken des Kaspischen Meeres ist eine wichtige Wasserstraße für den Verkehr zwischen Zentralasien und Europa. In noch viel höherem Grade war das der Fall im Altertum, als der Amu-Darja noch in dasselbe mündete [1]). Damals gingen die Waren auf dem Amu bis zum Busen von Krasnowodsk, dann weiter über das Kaspische Meer die Kura hinauf und weiterhin den Phasis (Rion) hinab zum Schwarzen Meer. Seitdem der Amu-Darja sein Wasser nach Osten gelenkt, ist das Kaspische Meer gleichsam verwaist, seine ungastlichen östlichen Ufer wurden höchstens noch und selten von Fischerbooten und Schiffen besucht, welche aus Persien nach Astrachan fuhren. So kam das Ostufer des Meeres mehr und mehr in Vergessenheit; erst Peter der Große faß mit genialem Blick voraus, welche Rolle in der Zukunft die das Hinterland des Meeres bildenden Steppen spielen könnten. Doch der Tod ließ seine großen Pläne nicht zur Ausführung gelangen und das Meer war und blieb für Rußland auf lange Zeit verloren. Kein Schiff wagte sich mehr an die Ostküste aus Furcht vor den räuberischen Überfällen der Turkmenen und Kirgisen. Das im Jahre 1836 erbaute Fort Alexandrowsk auf dem nordöstlichen Vorgebirge des Mjortwi Kultuk gewährte den russischen Fischerbooten wenig Schutz und wurde im Jahre 1846 an den Busen von Tjubi-Karagan verlegt. Mit der Einnahme von Krasnowodsk im Dezember 1869 und von Tschikischljar faßte Rußland festen Fuß am Ostufer des Kaspi und drang rasch im Hinterlande vor. Jetzt wurden die Reichtümer des Meeres, Fische und Salz, mehr verwertet. Bald gesellte sich dazu das Naphth auf der Halbinsel Apscheron. Durch dieses Produkt wurde der Handel ungemein belebt und die Augen der ganzen Welt richteten sich auf das Kaspische Meer. Es entstand eine zahlreiche Handelsflotte, die Dampfschiffe verdrängten mehr und mehr die Segelschiffe; es erschienen wissenschaftlich gebildete Seemänner, welche die alten Praktiker, die Perser, zu verdrängen suchten. Doch gelang das nicht so leicht, da diese sich eines guten Renommées erfreuen und die muselmännischen Schiffseinhaber ihnen gern ihre Schiffe anvertrauen. Die von andern Meeren erschienenen Seemänner gelten hier als Eindringlinge; es war auch ganz überflüssig, daß sie kamen, da die Schiffahrt hier wesentlich Küstenschiffahrt ist, so daß der echte Seemann oft Jahre lang nicht dazu kommt, den Sextanten zur Hand zu nehmen und alles, was er früher gelernt hat, vergißt. Doch ist die Schiffahrt auf dem Kaspischen Meer eine ziemlich gefährliche wegen des fast gänzlichen Mangels von Leuchttürmen und durch den Umstand, daß die wenigen vorhandenen nicht ihrem Zwecke dienen. Merkwürdigerweise will die reiche Dampfschiffahrtsgesellschaft „Kaukas und Merkurj“ nichts in dieser Sache thun.

Eine sehr wichtige und gefährliche Strecke ist z. B. am Westufer die von Tschetschno bis zur Halbinsel Apscheron. Hier bieten die unter dem Namen „Die zwei Brüder“ bekannten Felsen große Gefahren für den nicht wissenschaftlich gebildeten Seemann. Durch Sprengung dieser Felsen würde der Schiffahrt großer Nutzen erwachsen. Ebenso ist die Fahrt am östlichen Ufer wegen der fehlenden Leuchtfeuer allenthalben mit großen Gefahren verbunden; einige Teile dieses Ufers haben deshalb keinerlei regelmäßige Verbindung mit der Außenwelt und werden nur sehr selten von Privatschiffen besucht.

Wir haben schon früher auf den Fischreichtum des Meeres hingewiesen, welcher für die Ernährung des Menschen von so großer Bedeutung ist. Nicht weniger wichtig ist die Fülle von Salz, welche dort gewonnen werden kann. So weisen wir in dieser Beziehung hauptsächlich hin auf den ungeheuren natürlichen Salzsee Karabugas mit einer Länge von 70 und einer Breite von 60 Seemeilen. Dieser See ist aber noch wenig oder gar nicht erforscht und gehört zu den „Geheimnissen“ des Kaspischen Meeres, deren dieses so manche aufzuweisen hat. Schon Humboldt sagt, daß der Kaspi ein Kratergebiet sei, in welchem sich der Boden

[1]) Neuere russische Forscher (Konschin und andere) bestreiten, daß der Amu je ins Kaspische Meer gemündet habe.

Digitized by Google

stellenweise hebt und senkt und wo die Eruptionen am Ufer und mitten im Meer für die Schiffe sehr gefährlich werden können. Eine solche geheimnisvolle Strecke ist die von Baku südlich bis Lenkoran, wo vulkanische Erscheinungen sehr häufig sind. So erwähnen wir z. B. das Auftauchen der Insel Kumania zu Ende des Jahres 1860 oder zu Anfang des Jahres 1861. Im Herbst 1860 erhielt der Kriegsschooner „Perser" den Befehl, sich zur Vornahme von Messungen nach einer Sandbank in der Nähe jenes Ufers zu begeben. Der Schooner legte sich auf der Sandbank, welche damals 3 bis $3^1/_2$ Faden unter Wasser lag, vor Anker und die Messungen begannen. Infolge ungünstigen Wetters aber mußten solche bald eingestellt werden und das Schiff kehrte nach Baku zurück. Als im darauffolgenden Frühjahr ein anderer Schooner „Turkmen" jene Gegend besuchte, war an die Stelle jener Sandbank die obengenannte Insel getreten. Doch verschwand die Insel bald wieder und an ihrer Stelle befindet sich jetzt wieder eine Sandbank 3 Faden unter der Wasserfläche. Eine andere Insel in der Nachbarschaft der genannten, „Pogorelaja Plita" genannt, ist im Jahre 1869 ebenfalls untergesunken und blieb seitdem verschwunden.

Eine andere bedeutende Einsenkung am Ostufer stellt der schon erwähnte Busen von Karabugasgo dar. Derselbe ist bis jetzt mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt, denn niemand ist bis jetzt in seiner Mitte gewesen und die Tiefe derselben ist nicht bekannt. Keinem der vielen Gelehrten und keiner der zahlreichen Expeditionen, welche den Busen zu untersuchen ausgesendet waren, ist solches gelungen; für die letzte hydrographische Expedition des Admirals Iwaschinzow wurde sogar ein besonderes Dampfboot für diesen Zweck gebaut, aber es konnte nicht über die Sandbank kommen, welche den Busen vom Meere trennt. Früher, im Jahre 1836, war es dem Kriegsdampfer „Wolga" gelungen, über die Sandbank zu kommen, aber derselbe konnte nur Messungen längs des Ufers vornehmen bis zu einer Tiefe von 3 und $3^1/_2$ Faden, welche natürlich für die Hydrographie des Busens nicht genügend waren; doch zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß der Busen ganz bedeutend größer ist, als er auf den Karten verzeichnet war. Durch eine sehr schmale Einfahrt mit dem Meere verbunden, bildet der „Karabugas" den größten See am Ostufer unter einer Breite von 41° 3′ 45″ nördlich (Einfahrt) und einer Länge von 3° 4′ östlich von Baku. Dieser Busen nimmt keinen einzigen Fluß in sich auf. Das Wasser aus dem Meere strömt in denselben ein mit einer Schnelligkeit von $3^3/_4$ Meilen pro Stunde im Sommer und von $1^1/_4$ Meile im Winter. Das ganze Jahr hindurch giebt das Meer ungeheure Mengen Wasser an den unersättlichen Karabugas ab, dessen Niveau dennoch beständig unter dem Niveau des Kaspi bleibt. Wohin verschwindet das Wasser? Ausschließlich in den Busen, wo es verdampft und auf dem Boden mächtige Salzschichten ansetzt, welche am Ufer zu Tage treten. Die unaufhörliche Strömung des Wassers in den Karabugas hat bei den abergläubischen Turkmenen die Meinung erzeugt, daß in der Mitte des Busens sich ein Abgrund, ein Wirbel, befinde und sie haben ihm daher den Namen „Karabugas", d. i. „schwarzer Schlund", gegeben.

Bei der reichlichen Zufuhr von Süßwasser, welches der Kaspi durch die großen Flüsse Wolga, Ural, Kura, Terek u. a. erhält, wird das Salz des Meerwassers mehr und mehr aufgelöst, außerdem fließt das Salzwasser in ungeheuren Mengen in den Karabugas, von wo es nicht mehr zurückkehrt, sondern verdampft und das Salz auf dem Grunde des Busens absetzt. Daher kann man erwarten, daß bei Fortdauer der gegenwärtigen Bedingungen der Kaspi mehr und mehr ein Süßwassersee wird, um so mehr, als in dem umfangreichen Karabugas alles im Meerwasser des Kaspi enthaltene Salz reichlichen Platz zur Ablagerung findet.

Bei der ungeheuren Wassermenge, welche der Busen verschlingt, ist nicht nur bei den abergläubischen Turkmenen, sondern auch bei andern die Frage aufgetaucht, ob denn doch nicht eine Verbindung desselben bestehe mit einem großen, weiter östlich liegenden Wasserbehälter. Wenn man die mittlere jährliche Schnelligkeit des Einströmens des Wassers mit zwei Werst pro Stunde bezeichnet und die Oberfläche des Busens mit 7800 Quadratmeilen annimmt, bei einem Profil des Durchschnitts der Meerenge von 11,5 Quadratfuß, so ergiebt sich in der Sekunde eine Masse von 23000 Kubikfuß Wasser oder auf das Jahr gerechnet eine Wasserschicht von $2^1/_2$ Fuß auf die ganze Oberfläche des Busens.

Wenn man die Voraussetzung der Turkmenen gelten lassen wollte, daß Karabugas ein ungeheurer Abgrund sei, entstanden zu der Zeit, da der Amu-Darja ausführte, ins Kaspische Meer zu fließen, so bliebe doch noch die Frage offen, ob derselbe nicht durch unterirdische Gänge in Verbindung stehe mit irgend einem Wasserbehälter. Alle bis jetzt angestellten Messungen haben gezeigt, daß das Niveau des Kaspischen Meeres bedeutend niedriger ist, als das des Mittelländischen, also auch des Ozeans. Man kann aber kaum irgendwo in Zentralasien irgend einen leeren Raum in der Erde voraussetzen, da im ganzen ungeheuren Steppengebiet beinahen kein einziges größeres Bassin sich nachweisen läßt. Schon Karelin hatte die Ansicht, die sich auch später bestätigte, daß die Menge der Verdampfungen über einem flachen Wasserbehälter viel größer sein muß, als die über einem tiefen von gleicher Oberfläche. Der Akademiker Bär, welcher die physikalischen Verhältnisse des Kaspi eingehend untersucht hat, spricht die Meinung aus, daß die Strömung, welche das Salzwasser des Kaspi in den Karabugas führt, völlig verständlich sei. Da letzterer verhältnismäßig seicht und den Winden sehr ausgesetzt ist, so ist die Hitze des Sommers hier sehr fühlbar und infolgedessen die Verdunstung eine sehr bedeutende; im Sommer steht über dem Busen anhaltend dicker Nebel. Die ungeheure Verdunstung findet so nur ein Gegengewicht im beständigen Zufluß frischen Wassers. Auf diese Weise giebt der Busen alles Wasser, was ihm zugeführt wird, wieder an die Luft ab. Der ungeheure Sumpf behält aber bei der Verdampfung des Wassers das Salz zurück, er konzentriert dasselbe und sättigt sich mehr und mehr mit demselben. Schon jetzt kann kein einziges Tier mehr dort leben. Fische, welche mit der Strömung hereingetrieben worden, werden nach fünf Tagen schon blind und sterben bald elendiglich, da sie keine Nahrung finden. Der Seehund, der hier einst zahlreich vertreten war, ist gänzlich verschwunden. Bär hat in seinen „Kaspischen Studien" berechnet, wie viel Salz alljährlich vom Kaspi an den Karabugas mag abgetreten werden. Die Summe, welche er bei dieser Berechnung erhielt, gleicht 350000 Tonnen (zirka 2 Millionen Pud) also etwa die Hälfte des Salzes, was in ganz Rußland im Laufe eines Jahres verbraucht wird. Wenn infolge starker Stürme der Eingang in den Busen einmal verstopft oder kleiner wird, so wird der Karabugas schnell an Umfang abnehmen, seine Ufer werden sich in große Salzfelder verwandeln und in der Mitte wird eine mit dicker Salzkruste bedeckte, schmutzige Pfütze nachbleiben. Dann wird aus dem Karabugas ein natürlicher Salzsee, der schon keinen Zufluß vom Meere mehr hat, ebenso wie sich der Salzsee Bekturni-Tschan auf dem östlichen Ufer des Kaspi im Jahre 1859 gebildet hat, als sich die Verbindung desselben mit dem Kaspischen Meere verstopfte.

Digitized by Google

Die Lichtbringer bei den Indianerstämmen der Nordwestküste und ihre Darstellung im Bilde.

Von Dr. Eduard Seler.

IV. (Schluß.)

Ich habe endlich noch festzustellen, wie die Erklärung, die ich oben von dieser gewöhnlichen Form der Rabenrasseln gegeben habe, zu dem stimmt, was die Indianer selbst über die Bedeutung dieser Rasseln und der Figurengruppen auf denselben anzugeben wissen. Der verdiente James G. Swan hat unter den Haida eine hierauf bezügliche Tradition aufgezeichnet, die Niblack im Report U. S. National Museum 1888, p. 323 wiedergiebt. Danach stellen diese Rasseln die Figur des Raben dar, der auf der Brust das Bild des Sperbers trägt. „Der Schwanz des Raben ist in Gestalt eines Vogels geschnitzt, der einen Frosch im Schnabel hält. Von dem Frosch glaubt man, daß er ein feines Gift in seinem Kopfe hat, das, aufgelangt, einem Medizinmanne Zauberkräfte verleiht. Die Figur auf dem Rücken ist Oolalla oder Ka-ka-hete, der Dämon mit den Pfeifen (the whistling demon*), der in den Bergen lebte, auf einer Kanureise mit dem Kanu umkehlug und beinah versank, aber ans Land schwamm und in den Wäldern Schutz suchte. Von dort kommt er von Zeit zu Zeit heraus und stiehlt Kinder, die er mit sich in den Wald nimmt und dort auffrißt. Er wurde nachmals in eine Fischotter verwandelt." — Nun, Oolala ist der Name, mit welchem die Tsimsiän, und mit ihnen die Haida, den Hámats'a der Kwakiutl bezeichnen, die Mitglieder des religiösen Ordens, der bei den Wintersesten dieser Nation die hervorragendste Rolle spielt. Und Ka-ka-hete entspricht, wie aus der ganzen Beschreibung hervorgeht, dem Bazbakualanusiuae, dem in den Wäldern hausenden Menschenfressergeist, dem infwirierenden Genius des Hámats'a, den ich oben namhaft gemacht habe. Von diesem Menschenfressergeist habe ich oben nachzuweisen mich bemüht, daß er nichts andres ist, als eine besondere Konzeption der feindlichen Macht, des das Licht verschlingenden Dunkels, eine Gestalt, in der sich die Begriffe von Dunkel, Vernichtung und Tod und des verzehrenden Elementes, des Feuers, vereinigen. Man sieht also, daß die Erklärung, die ich vorhin von den Figurengruppen der Rabenrasseln geben zu müssen glaubte, mit der indianischen Tradition in allen Stücken übereinstimmt.

Die ursprüngliche Bedeutung der Figur Bazbakualanusiuae oder Kaka-hetes kommt in der obigen Tradition recht gut darin zum Ausdruck, daß von dem Geiste erzählt wird, daß er auf der Reise mit dem Kanu umkehlug und beinahe in den Wellen versank. Eine Besonderheit aber ist der Schluß der Erzählung, in dem angegeben wird, daß der Geist schließlich in eine Fischotter verwandelt wird, das ist das Tier des Schamanen, in dessen Zunge, nach dem Glauben dieser Stämme, alle Geheimnisse des Schamanismus verborgen sind. Es ist diese Angabe nicht bloß für gleich zu besprechende anderweitige Vorkommnisse von Bedeutung, sie erklärt auch vielleicht, wie wir sehen werden, einige besondere Züge in dem Gesicht Bazbakualanusiuae's, das ich in den Fig. 1 und 2 wiedergegeben habe.

Die anderweitigen Vorkommnisse, auf die ich oben hinwies, sind die Rabenrasseln von abweichendem Typus, auf denen andere Figurengruppen, als in den oben besprochenen Rasseln, die Oberseite des Raben schmücken. Ich habe in den beistehenden Fig. 41 und 42 zwei solcher abgebildet. Die erstere, roher geschnitzt, ist bei den Ahtena des Kupferflusses in Alaska erworben worden, und ich füge gleich hinzu, daß unter den andern Rasseln, die Kapitän Jacobsen bei diesen Indianern sammeln konnte, sich noch mehrere Stücke befinden, die nichts andres als Variationen desselben Typus sind. Fig. 42 ist ein altes, sauber gearbeitetes Stück, das, wie es scheint, von den Kwakiutl stammt. Eine kleinere, aber im übrigen der Fig. 42 genau ähnliche Rassel ist von Jacobsen bei den Mámalelegala von Knight Inlet erstanden worden. In Fig. 41 ist das langgestreckte, rot bemalte Tier, mit der markierten Spina dorsalis und der langgestreckten, fast vogelschnabelartigen, offenen, zahnlosen Schnauze wohl nichts andres als Ka-ka-hete oder Bazbakualanusiuae, der im Walde lebende menschenfressende Dämon, selbst. In Fig. 42 dagegen sehen wir auf dem Rücken des Raben — diesmal in umgekehrter Stellung, mit dem Kopf nach hinten, und mit schwarzer Farbe bemalt — die Fischotter, das Tier des Schamanen, in welches sich, der obigen Tradition zufolge, Ka-ka-hete, d. i. Bazbakualanusiuae verwandelt. Das Tier beißt in den Kopf eines Mannes — des Schamanen? — Durch das Beißen soll auch hier, wie angegeben wird, die Medizin ausgedrückt werden. Das beißt das Objekt soll als eines, das übernatürlicher Kräfte voll ist, bezeichnet werden. Das Königliche Museum besitzt noch andre Rasseln (von den Tlatlasiqoala von Hope Island u. a. Orten), in welchen auf dem Rücken des Raben die Fischotter, immer schwarz gemalt und in ähnlicher Stellung — aufrecht auf ihren vier Füßen stehend —, aber mit dem Kopf nach vorn und in den Kopf des Raben beißend dargestellt ist. Auf den Originaletiketten Kapitän Jacobsens findet sich hier überall ein einheimischer Name angemerkt, der eine etwas ungenaue Wiedergabe des Wortes Hatalikyalatl, des Kwakiutl Name für den Schamanen, den Medizinmann, den Krankheitsbeschwörer ist.

Ich sagte oben, daß der Zusammenhang, den die Haida-Tradition zwischen Ka-ka-hete oder Bazbakualanusiuae und der Fischotter statuiert, und den wir in den eben besprochenen Typen der Rabenrasseln ausgesprochen finden, vielleicht zur Erklärung der in vieler Beziehung sonderbaren Form der Maske, in welcher Bazbakualanusiuae dargestellt wird, oder wenigstens einiger Züge derselben, dienen kann. Das Charakteristische dieser Masken (vergl. oben Fig. 1 und 2) ist der weite, aufklappende, zahnlose Mund, und ein stark ausgesprochener Kamm, der an der Stirn ansetzend über die ganze Länge der Nase verläuft. Der weite, aufklappende, zahnlose Mund ist verständlich. Er ist einfach ein Ausdruck des alles verschlingenden Ungeheuers. Wie ist aber dieser Kamm zu deuten? Oder ist er nur eine zufällige Besonderheit? In der Jacobsenschen Sammlung im Königlichen Museum für Völkerkunde befindet sich eine Doppelmaske, ein Januskopf, in der wir genau, wie es die Fig. 2 zeigt, auf der einen Seite den Kopf des Raben, auf der andern den Bazbakualanusiuae's sehen. Hier hat aber der letztere die sonderbare Gestalt der Fig. 3, d. h. es ist über die Längslinie der Nase, die im übrigen, gleich dem ganzen Kopf, schwarz gemalt ist, ein rot gemalter, vorn rechtwinkelig umgebogener roter Stab angebracht, in welchem sich augenscheinlich der Kamm der Masken Fig. 1 und 2, losgelöst von dem übrigen Kopf, darstellt. Dieses Organ ist an sich unverständlich. Es findet sich nun in der Jacobsenschen Sammlung eine einfache

Digitized by Google

Bazbakualanuſuaē-Maske (Fig. 4), die augenſcheinlich von der gleichen Machē, mit gleicher Farbe bemalt iſt u. ſ. w., wie die Maske Fig. 3. Hier ſehen wir aber auf der Längslinie der Naſe (ſchwarz gemalt) eine Fiſchotter, mit der Schnauze den Kopf eines Mannes berührend (des Schamanen?), der der Schwanzſpitze der Maske angeklebt iſt. Dieſe Darſtellung iſt ſchon darum intereſſant, weil ſie die Rabenraſſeln wiederum mit den Bazbakualanuſuaē-Masken in Verbindung ſetzt. Es ſcheint mir aber auch, daß dieſe Darſtellung, die auf der Maske Bazbakualanuſuaēs das ihm verwandte Tier zur Anſchauung bringt, der Ausgangspunkt geweſen iſt für den Griff in der Fig. 3 und weiter für den Kamm, der in den Fig. 1 und 2 in der Längslinie der Masken verlaufend zu ſehen iſt.

Ein letzter Typus der Rabenraſſeln iſt der, den die Fig. 43 zur Anſchauung bringt, und der, wie es ſcheint, hauptſächlich bei den Nutka-Stämmen der Weſtküſte von Vancouver-Island verbreitet war. Hier ſieht man in der Schwanzgegend des Raben eine menſchliche Figur — wohl der Schamane der Raſſeln des vorigen Typus (Fig. 42). Aus ſeinem Munde ringelt ſich eine Schlange, die in den Kopf des Raben beißt. Hier iſt mit der Schlange wohl der Siſiutl, die ſagenhafte doppelköpfige Schlange, gemeint, die in den Erzählungen all dieſer Stämme eine ſo große Rolle ſpielt, auch unter den

Fig. 41.

Fig. 42 a.

Fig. 42 b.

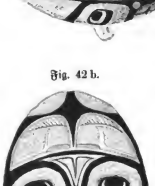


Fig. 43.

Fig. 44 a.

Fig. 44 b.

Totemabzeichen der Geſchlechter und in ſonſtigen Schnitzereien häufig geſehen wird. Der Siſiutl tötet die Feinde, und verleiht Kraft und Stärke im Kriege. Er giebt den von ihm Erkorenen das Feuer des Todes und macht zugleich unverwundbar. Vgl. die Sage von Tsumgyilaq, dem „Steinern“, dem Heros der Kwikſotēnoq[1]). Der Siſiutl tritt in großen, mächtigen, hölzernen Exemplaren bei dem Tōzuit-Tanze in die Erſcheinung, der von einem Weibe, aber in Vertretung und auf Veranlaſſung der Krieger des Ortes getanzt wird. Und der Hawinalatl, der Selbſtpeiniger — einer der Orden, die bei den religiöſen Tanzfeſten im Winter eine Rolle ſpielen —, trägt an der Kleidung und an den Geräten, die er führt, das Bild des Siſiutl. Der Blitz und der Donnerkeil ſind, aller Wahrſcheinlichkeit nach, bei der Schaffung dieſer Figur beteiligt geweſen. Daß wir es bei ihr mit dem Feuer in ſeiner tötlichen, verzehrenden Geſtalt zu thun haben, erſcheint mir nach allem Angeführten zweifellos. Somit hätten wir auch in dieſen Raſſeln das Waſſer des Lebens (d. i. der Rabe?) und das Feuer des Todes (d. i. Siſiutl), oder das Sinnbild der Gottheit zu ſehen.

Der Rabe, als der Lichtbringer und Urheber des Lebens, Sinnbild und Repräſentant der Sonne, der Gottheit, genoß namentlich bei den nördlichen Stämmen eine große Verehrung. Daß aber gerade unter den Raſſeln der Rabe ſo beſonders

[1]) Globus, Bd. 54, S. 218, 219.

Digitized by Google

häufig auftritt, das hat — außer gewissen inneren Gründen, die ich zum Schluß noch zu beleuchten haben werde — seinen Grund noch vornehmlich darin, daß die Vogelgestalt sich dem schnitzenden Künstler für die Ausgestaltung dieses Gerätes als besonders geeignet darbot. Auch in der übrigen Masse der Rasseln werden gerade Vogelfiguren — Adler, Eule, Kranich, Schwimmvogel und Huhn — besonders häufig angetroffen. Andre Formen kommen vor, wie Bär, Wolf, Schwertwal, Frosch sind aber vergleichsweise selten. Daß unter diesen genug sich finden werden, die mehr der Laune und der Phantasie, als bewußter Symbolik ihren Ursprung verdanken, mag zugegeben werden. Immerhin wird man für viele derselben ähnliche Beziehungen vermuten dürfen, wie wir sie bei den bisher beleprochenen Rasseln festgestellt haben. Adler und Schwertwal haben wir schon bei den Pauken mit der Sonne kombiniert gefunden. Die Eulenrasseln mögen mit der Rassel Fig. 31 verglichen werden, die die Sonne in der Verdunkelung, die im Kasten verschlossene Sonne oder die Nacht darstellt, der Kranich endlich, der spitzschnäbelige, ist der Genosse des inspirierenden Genius des Hámats'a; Bazbakuálanaustuné, das menschenverschlingende Ungeheuer, und Hâoqhâoq, der Kranich, tanzen zusammen.

Eine interessante Rassel der Nutka-Stämme von West-Vancouver habe ich in Fig. 44 wiedergegeben. Man sieht einen Mannesskopf, der eine Wolfsmaske auf dem Scheitel trägt, die in Form und Bemalung den aus Brettern zusammengesetzten Tanzmasken gleicht, die bei diesen Stämmen im Gebrauch sind. Auf jeder Seite ist ein Schwertwal, auf der Unterseite (Fig. 44 b) ein Wolf gemalt. Auf dem Rücken der Rassel erhaben geschnitzt ein liegender Mann, der einen Vogel (Adler?) umfaßt. Hier ist unverkennbar, daß bei der Gestaltung dieser Rassel in gewisser Weise an den üblichen Typus der Rabenrasseln gedacht worden ist. Der liegende Mann mit dem Vogel beweist das. Aber au die Stelle des Raben mit der Sonne auf der Brust ist mit bewußter Absicht der Wolf gesetzt worden.

Bei den Kwákiutl, sahen wir, wird das das Licht verschlingende Dunkel vornehmlich in der Gestalt des in den Wäldern hausenden menschenfressenden Unholds gedacht. Von den verschiedenen, bei den winterlichen Festlichkeiten auftretenden Orden aber spielt gerade der Hámats'a, der diesen Unhold darstellt, von ihm erfüllt gedacht wird, die erste Rolle. In der Vorstellung der Nutka-Stämme nimmt, wie es scheint, der Wolf die Stelle des menschenfressenden Dämons ein. In der Gestalt des Wolfes wird bei ihnen, wie es scheint, das das Licht verschlingende Dunkel gedacht. Und zwar scheint auch bei ihnen die Verschmelzung sich zu vollziehen, die ich in der Einleitung näher auseinandergesetzt habe, die die Vorstellungen des Dunkels, der das Licht verschlingenden Gewalt, mit dem Westen und dem Meere verknüpft. Was nämlich bei den Kwákiutl der Hámats'a, der Menschenfresserorden, das ist bei den Nutka der Tlokoala oder der Wolfsorden. Von Wölfen werden die, die in diesen Orden eintreten wollen, inspiriert, und vom Meere verschlungen, müssen sie als Leichen aus Ufer treiben — eine etwas angreifende mimische Darstellung! —, ehe sie in den Orden aufgenommen werden können [1]). Es ist also auch hier wieder die Gottheit, die in der Rassel Fig. 45 dargestellt wird.

Ich komme zum Schluß. So vielgestaltig und mannigfaltig die Rasseln bei den verschiedenen Indianerstämmen der Nordwestküste sind — entsprechend der ausgedehnten Verwendung derselben bei Festen, Kultushandlungen und Zeremonien der verschiedensten Art —, bei der überwiegenden Mehrzahl der Rasseln ist eine Beziehung zur Sonne, den Lichtbringern, der Gottheit, unverkennbar. Und es reihen sich somit die Rasseln den Trommeln und Pauken an, bei denen ich oben die gleiche Beziehung festgestellt habe.

Wo bei den Indianern dieser Küste ein Gerät in gleichartiger Weise ornamentiert wird, da pflegt der Grund für diese besondere Verzierung im allgemeinen nicht fern zu liegen. Wenn wir Ruder mit dem Bilde des Walfisches, Regenhüte und Wasserreimer mit dem Bilde des Raben, Truhen und Schaukästen mit dem des Bibers bemalt finden, so ist der Sinn dieser Verzierungen nicht schwer zu erraten. Das Kanu bewegt sich mittels der Ruder im Wasser fort, wie der Walfisch mit seinen Flossen. Der Rabe ist nicht nur Bringer des Lichts, sondern auch und vor allem der Bringer des Wassers, des erquickenden Regens, der Urheber der Vegetation und des Lebens. Der Biber repräsentiert den Reichtum; denn Biberfelle waren das Tauschobjekt, mittels dem alle dem Indianer begehrenswert erscheinenden Güter zu haben waren. Was hat nun aber diese Indianer veranlaßt, ihre Musikinstrumente in der Weise zu verzieren, wie ich das oben näher auseinandergesetzt habe?

Von den Tupinamba der Küstengegenden in der Nähe des heutigen Rio de Janeiro berichtet der alte Hans Stade: „Sie glauben an ein Ding, das wechst wie ein Kürbis, ist so groß wie ein halb Maßböppen. Ist inwendig hohl, stecken ein Stecklin darduch, schneiden ein löchlin darein, wie ein Mundt und thun kleine Steinlein darein, daß es rasselt. Rasseln darmit, wenn sie singen und tanzen und heißen es Tammaraka." — Weiter erzählt er, daß einmal im Jahre der Medizinmann (payge) im Lande herumzieht, die Rasseln mit Tabakrauch anbläst und sie sprechen läßt. Darnach — „so nimmt denn ein jeder sein Rasseln hin, heißet sie lieber Sohn, machet ihr ein eygen Hüttlin, da es inne stehet, setzt im essen vor, begert von im alles, was im von nöhten ist, gleichwie wir den warhaftigen Gott bitten. Das seyn nun ire Götter [1])".

Dieser weitgehende Kultus wird nun allerdings von den Indianern der Nordwestküste den Rasseln, Trommeln, Pauken nicht gewidmet. Daß aber bei allen Indianerstämmen die Rasseln, Trommeln, Pauken in hervorragender Weise „Medizin" sind, von den Geistern, von der Gottheit erfüllt gedacht werden, ist zweifellos. Der Grund dafür liegt darin, daß diese Instrumente dem Kultus dienen — d. h. den Versuchen, mit den Geistern, der Gottheit sich in Verbindung zu setzen. „Alle Geister lieben Sauberkeit und den Ton der Trommeln und Klappern", — berichtet Aurel Krause [2]). — „Deswegen muß ein Schamane, der die Geister herbeirufen will, drei bis zwölf Monate Enthaltsamkeit üben, und die Hütte, in welcher die Beschwörung vor sich gehen soll, muß sorgfältig gereinigt, und Gesänge und Tänze genau nach dem Takt der Trommeln ausgeführt werden." Genau ebenso waren im alten Mexiko das Fegen des Bodens und das Musikmachen mit Rasseln, Trommeln und Muscheltrompeten die ersten und wesentlichsten vorbereitenden Zeremonien für jede gottesdienstliche Handlung. Daß bei den gottesdienstlichen Handlungen selbst, bei jeder Krankenbeschwörung oder sonstigen abergläubischen oder religiösen Zeremonie primitiver Völker die Musikinstrumente in Bewegung gesetzt zu werden pflegen, ist eine bekannte Thatsache. Wie nun allgemein, wo der Mensch den Versuch unternimmt, mit einer überirdischen Macht, mit der Gottheit, sich in Verbindung zu setzen, das Bestreben wirksam wird, diese überirdische Macht sich sichtbar vor Augen zu führen, so lag es wohl auch nahe, das Instrument, das bei diesen Versuchen in Bewegung gesetzt ward, in der Gestalt dieser überirdischen Macht zu bilden oder mit dem Abbilde oder mit Sinnbildern derselben zu schmücken.

[1]) Vergl. Boas, British Association Advancement of Science 1889, p. 47, 48.

[1]) De Bry, S. 79, 80. — [2]) Die Tlinkit-Indianer, S. 292.

Digitized by Google

Dies ist mir die Erklärung für die Reihe von Formen und Verzierungen, die wir bei den Rasseln, Trommeln und Pauken der Indianer der Nordwestküste fanden. War aber eine solche Rassel einmal mit Symbolen der Gottheit bemalt, so ist es nur ein kleiner Schritt zu der weiteren Vorstellung, daß die Gottheit selbst in diesem Geräte wohnt, und daß — da das Gerät eine Stimme hat — die Stimme der Gottheit aus demselben spricht. Das ist der Glaube, den Hans Stade bei den alten Tupinambá beobachtet hat.

Die reich entwickelten, vielfeitig ausgestalteten mythologischen Vorstellungen der Indianer der Nordwestküste haben bei ihnen noch nicht den bleibenden Ausdruck gefunden, den bei südlicheren Nationen die längere Kulturentwickelung, das dichtere Zusammendrängen der Bevölkerung und die Gewöhnung an die Bearbeitung dauerhafteren Materials hervorgebracht haben. Die Indianer der Nordwestküste haben keine Tempel und kaum eigentliche Idole. Die Gottheiten, von denen sie sich umgeben wissen, die bringen sie in lebendigen Bildern mimisch zur Anschauung. Aber der Ausputz dieser „Acteurs“ an Masken und sonstigem Apparat ist bunt genug und birgt eine Menge interessanter Details. Von dem reichen Material habe ich in Obigem nur einiges Wenige näher erörtern können.

Steglitz, Dezember 1891.

Der sozialpsychologische Standpunkt der vergleichenden Rechtswissenschaft.

Von Th. Achelis.

Es ist eigentümlich, daß, nachdem sich die moderne Ethnologie seitens ihrer älteren Schwestern endlich die ihr gebührende wissenschaftliche Anerkennung errungen hat, trotz der durchgängigen Übereinstimmung über ihren streng induktiven, erfahrungsgemäßen Charakter doch so verschiedenartige, zum Teil geradezu einander widersprechende prinzipielle Anschauungen bestehen. Während die einen auch hier mit den bekannten Instanzen der Entwicklungstheorie auskommen zu können glauben und den ganzen Wettlauf vom Homo primigenius alalus beginnen lassen, wollen andre wiederum in einer gewissen philosophischen Verlegung des landläufigen empirischen Standpunktes die Lösung des Problems erblicken. So zuletzt H. Schurtz, der die Forderung aufstellt: „Die Völkerkunde, wenn wir ihre Aufgabe nur etwas tiefer fassen, nähert sich der Philosophie, und die deduktive Methode in gutem Sinne, die die Philosophie fordert, darf auch ihr nicht fremd bleiben. In unserm eigenen Innern gilt es, die Triebe zu entdecken, die bei den Völkern der Erde Sitten und Bräuche der mannigfaltigsten Art hervorgerufen haben; in jedem von uns, freilich nur dem objektiven Blick erkennbar, liegen die Keime, die in andern Individuen durch die Umstände zu den seltsamsten Verirrungen der Menschheit entartet sind“ (Grundzüge einer Philosophie der Tracht, S. 2). Wieder andre beruhigen sich bei der bloßen Zusammenstellung der Thatsachen, obschon auch hier eine gewisse psychologische Anordnung und Verarbeitung des Materials schlechterdings nicht zu umgehen ist. Dem gegenüber verlohnt es sich vielleicht, an dem Beispiel der so besonders fruchtbaren vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis die Tragweite der allein maßgebenden sozialpsychologischen Methode in kurzen Umrissen zu veranschaulichen.

Die Philosophie, als entthronte Königin der Wissenschaften, genießt in unserm wesentlich naturwissenschaftlich veranlagten Zeitalter gerade kein besonderes Ansehen und erfreut sich keiner Beliebtheit; nichtsdestoweniger beginnt sich immer mehr die Überzeugung Bahn zu brechen, daß es bei der bloßen Thatsachenanhäufung auch noch nicht sein Bewenden haben kann, daß vielmehr die unscheinbarsten Probleme zu ihrer Lösung irgend einer weiteren psychologischen oder erkenntnistheoretischen Perspektive bedürfen. Entlehnt man diese freilich der rein individuellen Sphäre, schöpft man, wie der Ausdruck meist lautet, aus der Tiefe des subjektiven Bewußtseins, so ist der alte dialektische Zirkel glücklich wieder hergestellt, indem eben alles aus dieser Schatzkammer hervorgeholt wird, was man vorher mit Bedacht hineingetragen hat. Überzeugt man sich hingegen, daß unser Ich oder Bewußtsein nur einen kleinen Ausschnitt unseres seelischen Lebens überhaupt darstellt und daß dieses vielmehr nach allen Seiten in die unergründlichen Tiefen des Unbewußten hinabtaucht, so stellt sich die Sache sofort ganz anders. Wir haben es nicht mehr mit dem souveränen Ich des Menschen zu thun, das selbstschöpferisch die Welt aus sich erzeugt, sondern dies anscheinend so allmächtige Ich ist selbst nur der Kristallisationspunkt für eine unendliche Menge geistiger Elemente, die sich in ihm zu individueller und deshalb höchst veränderlicher und vergänglicher Form verdichten. Diese Wirksamkeit unserer seelischen Kräfte läßt sich streng erfahrungsgemäß verfolgen bis zu ihrer sozialen Entstehung, während ihre kosmische Geltung sich nur hypothetisch mit annähernder Wahrscheinlichkeit darthun läßt (vgl. Wundts System der Philosophie, S. 596 ff.). Diese methodologische Korrektur des landläufigen individuellen Standpunktes, mit dem im vorigen Jahrhundert die Aufklärungsphilosophie und in unsern Tagen der Utilismus ganz unbefangen operirt, zeigt sich nur nirgends segensreicher, als gerade in der vergleichenden Rechtswissenschaft. Besteht ihre Aufgabe in der Ermittelung aller Rechtserscheinungen bei sämtlichen Völkern der Erde und in Ergründung der diesen Prozeß beherrschenden Ursachen, so liegt es auf der Hand, daß hierfür der individualpsychologische Standpunkt völlig unzureichend ist. Freilich ist es richtig, daß uns die Untersuchung zunächst auf individuelle Anschauungen und Vorstellungen führt, die in irgend welchen Satzungen und Institutionen konkrete Gestalt gewonnen haben; aber es wäre voreilig, sich hiermit schon beruhigen zu wollen und eben die einzelnen Menschen als schlechthin selbständige Schöpfer ihres Rechtsbewußtseins anzusehen. Wie der Mensch vielmehr nach seiner ganzen Veranlagung trotz aller individuellen Begabung durch und durch sozial bedingt ist, so gilt das im verstärkten Maßstabe von seinem sittlichen und rechtlichen Empfinden. Es ist seltsam, wie diese Thatsache, die doch für das ethische Gebiet widerspruchslos zugestanden wird, für die unmittelbar verwandte Sphäre des Rechts noch immer bestritten wird. Statt, der dieses Problem von den verschiedenen Seiten aus beleuchtet hat, erklärt jene Beziehung folgendermaßen: „Bei genauerer Betrachtung stellt sich heraus, daß nicht das individuelle Rechtsbewußtsein der Schöpfer des Rechtslebens ist, sondern daß vielmehr umgekehrt das individuelle Rechtsbewußtsein ein Produkt des Rechtes als eines sozialen Lebensgebietes ist. Nur soweit das Rechtsbewußtsein Bewußtsein ist, stoßen wir auf eine biologische Grundlage, soweit es aber Rechtsbewußtsein ist, finden wir nur eine soziologische.

Digitized by Google

Das menschliche Bewußtsein hat in den Zentralorganen eine körperliche Basis, aber man wird vergeblich im menschlichen Körper nach irgend einem Organ suchen, welches der Sitz des sittlichen oder des Rechtsbewußtseins sein könnte. Ein isolirt aufwachsender Mensch würde denken, weil er ein Gehirn besitzt und er dieses im Kampfe mit der Natur ohne weiteres anwenden würde, • Von einem sittlichen Bewußtsein oder einem Rechtsbewußtsein würde man bei einem isolirt aufgewachsenen Menschen gar nichts spüren. Beide sind lediglich ein Produkt des geselligen Zusammenlebens der Menschen. Sie entstehen erst durch die Anpassung an die geistigen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt. Erst durch diese füllt sich das menschliche Bewußtsein unter unzähligen andern Anschauungen auch mit sittlichen Anschauungen und Rechtsanschauungen" (Einleitung in das Studium der ethnol. Jurisprudenz, S. 18). Nun ist zwar zuzugeben, daß letzten Endes sämtliche Rechtserscheinungen ohne das individuelle Bewußtsein völlig in der Luft schweben würden, indem sie sich darin in Form von bestimmten Anschauungen wiederspiegeln, aber es wäre nicht zutreffend, wenn man das individuelle Bewußtsein, wie es häufig noch geschieht, geradezu als Quelle des gesamten Rechtslebens bezeichnen wollte. Läßt sich, wie wir gesehen haben, von der sozialen Entstehung des Rechtes und aller Rechtsideen schlechterdings nicht absehen, so kann dem gegenüber der einzelne Mensch, und sei er noch so gewaltig, eine verhältnismäßig nur sehr untergeordnete Rolle spielen, nämlich die eines Mediums, in welchem die verschiedenen konträren Störungen zu irgend einem Ausgleich gelangen[1]). Ist das Recht seinem Inhalte nach unzweifelhaft sozialer Natur, so bleibt für das Individuum nur die formale Aufgabe übrig, je nach Lage der Sache, nach Maßgabe der besonderen sozialen Verhältnisse, Recht von Unrecht unterscheiden zu können, und diese Fähigkeit wird man allerdings ebenso wenig, wie irgend welches moralische Sollen rein empirisch aus bestimmten äußeren Gründen ableiten können. Sobald man aber dem Rechtsbewußtsein als solchem einen größeren Spielraum zuweist, es als letztes schöpferisches Prinzip faßt, als Causa sui nach Spinozas Ausdruck, dann ist es mit der kritisch-induktiven Prüfung vorbei und es beginnt die Willkürherrschaft einer phantastischen Metaphysik. In übrigen mag es freilich eine sehr schwierige Aufgabe sein, die psychogenetische Entstehung des Rechtsbewußtseins annähernd richtig zu schildern, aber es ist doch schon immer viel gewonnen, wenn nur die Methode zutreffend gekennzeichnet wird.

Man kann nun auch von der Bedenklichkeit und Gefährlichkeit der individuellen Betrachtung für die vergleichende Rechtswissenschaft durchdrungen sein, ohne deshalb dem eigentlichen sozialpsychologischen Grundgedanken zuzustimmen; in der That sind die Warnungen mancher besonnener Forscher, nicht sofort bei irgend welchen auffälligen Parallelen im Völkerleben auf die allgemeine Gleichartigkeit des menschlichen Naturells überhaupt zurückzugreifen, sondern in erster Linie nach irgend einem topographischen und geschichtlichen Zusammenhange zu suchen, wohl beachtenswert. Es wäre völlig verkehrt, diesen sich fast von selbst aufdrängenden Gesichtspunkt zu vernachlässigen und jede Entlehnung und Übertragung im bunten Gewühl des sozialen Lebens zu leugnen; in diesem Sinne stimmen wir der jüngsten Opposition Ratzels im zweiten Bande seiner Anthropogeographie ohne weiteres zu. Aber man kann in dieser philologisch-historischen Exaktheit auch des Guten zu viel thun — als krassestes Beispiel könnte man die Tendenz des ja übrigens hochverdienten Fornander hierhin rechnen, die bezüglichen Analogieen in Hawai mit vorderasiatischen und ägyptischen Verhältnissen auf unmittelbaren exilhistischen Import zu beziehen. Es ist allmählich von der vergleichenden Rechtswissenschaft eine solche Fülle unanfechtbaren Materials zusammengebracht, die jede gegensinnige Entlehnung und Übertragung von vornherein ausschließt. Wie es schon der Völkerpsychologie, der vergleichenden Sprach- und Religionswissenschaft gelang — allerdings innerhalb eines verhältnismäßig beschränkten Rahmens — eine detaillierte Übereinstimmung in Sitte, Brauch, Kultus u. s. w. einzelner stammverwandter Völker nachzuweisen, ja gelegentlich wohl auch über die eigentlichen Fachgrenzen hinaus bei ganz stammfremden Völkern auf solche Analogieen zutreffen (Max Müller war z. B. einmal die Ähnlichkeit bestimmter germanischer Sagen mit denen der Zulus aufgefallen), so ist das ja noch in ganz anderm Maßstabe der allgemeinen Rechtswissenschaft möglich gewesen. Selbst für einen Historiker strengster Observanz wird es zur Zeit schwerlich noch zu ignorieren sein, daß die Universalität des Rechtes und bestimmter Rechtsanschauungen sich eben durchaus nicht an die für Sprache und Religion maßgebenden Schranken der Rasse bindet. Diese auf den ersten Blick so überraschende Übereinstimmung wird nur begreiflich von dem berührten sozialpsychologischen Gesichtspunkte aus, weil wir hier in der That die allgemein menschlichen Grundzüge unseres Naturells antreffen, die wir häufig vorschnell genug schon in einem ganz beschränkten Kulturkreise (meist in dem griechisch-römischen oder allgemeiner in dem indogermanischen) finden wollen. Um nun ein besonders schlagendes Beispiel zu nennen, so ist die überall auf der ganzen Erde in den ersten Anfängen sozialer Entwickelung herrschende Geschlechterverfassung und das Geschlechterrecht nur erklärlich unter Rücksicht auf die allgemeine psychophysische Organisation unserer Rasse, die unter allen Himmelsstrichen sich unveränderlich getreu bleibt. Wohl gemerkt, selbstverständlich für dieselben Entwickelungsstufen, die aber ja ausnahmslos in ihren Grundzügen sich für die gesamte Menschheit wiederholen; denn nur dieselben äußeren Verhältnisse, dieselbe Struktur des sozialen Lebens kann auch dieselben rechtlichen Vorstellungen im Menschen hervorrufen. So bildet es für die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis die nächste und wichtigste Aufgabe, die positiven Rechte aller Völker der Erde in ihrer genetischen Entwickelung zu studieren, um daraus rückwärts auf die darin zum Ausdruck gelangende Entfaltung des Rechtsbewußtseins der Menschheit überhaupt einen Schluß zu ziehen. Denn es leuchtet ein, daß das letzte Ziel der wissenschaftlichen Forschung nicht jene auch noch so sorgfältig ausgeführte Materialsammlung sein kann, sondern eben die Erkenntnis des Rechtes und der in ihm wirksamen, treibenden Faktoren, und damit gewinnt das Problem unfraglich einen philosophischen Charakter. Doch muß man sich, wie Post mit Recht wartend hervorhebt, vor einer Verwechselung mit der spekulativen Rechtsphilosophie hüten: „Dies gilt namentlich insofern, als die Rechtsphilosophie sich bemüht, ein dem Wesen und der Bestimmung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft entsprechendes Idealrecht zu konstruieren, an welchem alle wirklich bestehenden Rechte auf ihre ideale Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit gemessen werden können. Ein Forscher, welcher die Rechte aller Völker der Erde über sieht, wird an der Möglichkeit der Konstruktion eines solchen Idealrechtes durchaus verzweifeln. Das einzig Konstante im Rechte des Volkes ist, daß dasselbe die Grenze des Individualwillens gegen den Kollektivwillen eines konkreten sozialen Organismus darstellt. Diese Grenze ist bei jeder sozialen Organisationsform eine andere. Die bestmögliche Grenze würde ein Idealrecht darstellen, aber die Beurteilung des Bestmöglichen liegt immer im gänzlich schwankenden subjektiven Urteile. Eine allgemeine Rechtswissenschaft kennt kein Recht, das auf Allgemeingiltigkeit Anspruch machen könnte. Sie

[1]) Vergl. Post, Grundlagen des Rechts, S. 37 ff.

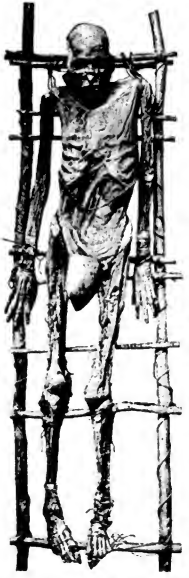
Digitized by Google

kennt bei jedem Volke in jedem historischen Moment ein Naturrecht, welches den juristisch höchst gebildeten Männern dieses Volkes und dieser Zeit natürlich ist, aber dieses Naturrecht bedeutet lediglich eine zeitige Stufe, welche morgen einer andern Platz macht. Ein hierüber hinausgehendes Idealrecht würde nur möglich sein, wenn wir in unserm Rechtsbewußtsein einen konstanten Maßstab hätten, an dem wir Alles messen können. Ist unser Rechtsbewußtsein aber, wie dies wohl zweifellos der Fall ist, seinem Inhalte nach ein soziologisches Produkt, so fehlt es an einem solchen konstanten Maßstabe durchaus. Es würde daher auch die allererste Aufgabe der Rechtsphilosophie sein, die Quellen unseres Rechtsbewußtseins zu untersuchen; sonderbarer Weise ist diese Grundaufgabe der Rechtsphilosophie noch fast gar nicht in Angriff genommen, wenigstens durchaus nicht in einer Weise, wie sie der Entwickelung der naturwissenschaftlichen Psychologie unserer Tage entspricht" (Aufgaben einer allgem. Rechtswissenschaft, S. 3). Mit dieser sozialpsychologischen Perspektive, die in causaler Analyse die verborgenen Gründe der Rechtsentwickelung zu erfassen sucht, ist im wesentlichen, wenigstens bis auf absehbare Zeit, die Aufgabe der vergleichenden Rechtswissenschaft erfüllt; die weitere Beziehung dieses soziologischen Problems mit dem individuellen Rechtsbewußtsein und dessen Entstehung zu untersuchen und klar zu stellen, wird bei dem zeitigen Stande unserer wissenschaftlichen Erkenntnis kaum möglich sein, und man wird schwerlich hier über mehr oder minder unsichere Hypothesen hinauskommen können.

Die Leichenbestattung auf Darnley-Island.

Als der italienische Reisende d'Albertis Darnley-Island (Erub), eine der östlichen Inseln in der Torresstraße zwischen Australien und Neuguinea, besuchte, fragte ihn ein eingeborenes Weib, ob er nicht einmal ihren Mann sehen wollte? Als d'Albertis zustimmte, führte sie ihn in ihre Hütte, wo er zu seinem großen Erstaunen eine getrocknete und bemalte, aufrecht an einem Rahmen befestigte Männerleiche fand. Etwas Ähnliches berichtet Beete Jukes, der 1847 mit dem Aufnahmschiffe „Fly" die Inseln der Torresstraße besucht. Er sah, wie eine Mutter die Leiche ihres Kindes mit roter Farbe bestrich und dann im Schatten aufhing, damit es gut austrocknete. Ähnliche Leichen sah 1852 Macgillivray, der mit dem Schiffe „Rattlesnake" Darnley-Island besuchte.

Wie die übrigen Insulaner der Torresstraße, gehören auch die Bewohner von Darnley-Island der Papuarasse an. Der Glauben an das Dasein einer Seele ist bei ihnen nicht entschieden ausgesprochen, doch verläßt, wie Haddon auf den Inseln der Torresstraße erforschte, nach ihrer Anschauung ihr „Mari" nach dem Tode den Körper. Man kann dieses Wort mit Schatten oder Geist übersetzen. Wenn die Leichen oder, was öfter vorkommt, die Schädel der Verstorbenen aufbewahrt werden, dann nahen sich bald nach dem Tode einige Männer der Stätte, wo die Leiche oder der Schädel sich befindet und machen dort Lärm, um die „Mari" zu verscheuchen. Auf einigen Inseln herrscht der Glaube, daß ein Teil der Mari sofort nach dem Tode aus der Leiche auswandert, ein anderer bleibt, und dieser Teil wird durch den Lärm verscheucht. Die Mari wandern aus und zwar nach einer mythischen, im Westen gelegenen Insel Nauens Kibu oder Kibuki, dort sitzen sie zwitschernd auf den Gipfeln der Bäume. Die Schädel finden eine Art Verehrung und werden zu Wahrsagezwecken benutzt; Spuren einer Ahnenverehrung sind vorhanden. — Während aber auf den meisten übrigen Inseln der Torresstraße, die wir durch Haddons Untersuchung jetzt genauer kennen, meist nur der Schädel aufbewahrt und die übrigen Teile der Leiche begraben werden, sucht man auf Darnley die ganze Leiche zu konservieren. Die hier abgebildete wurde von Ch. Lemaistre, dem Kapitän der französischen Barke „Bittorine" im Jahre 1872 auf Darnley erworben und vom Royal College of Surgeons erworben. Lemaistre berichtet, daß „die Mumie sich in ihrem Grabe befand, d. h. in einer hohen, aus Stroh und Bambus erbauten runden Hütte, aufrecht stehend. Um sie herum lagen zerbrochene Muscheln, Fischgräten und einige Menschenschädel".



Mumie von Darnley Island (Erub), Torresstraße. Nach Photographie.

Das Gerüst, auf welchem die Leiche befestigt ist, besteht aus zwei etwa 2 m langen Bambusstäben, die durch acht Sprossen miteinander verbunden sind, von denen die oberste doppelt ist. Die Verbindung ist durch Schnüre aus Pflanzenfaser von einheimischer Arbeit bewirkt. Mit den gleichen Stricken ist auch die Leiche auf dem Gestell befestigt, jedenfalls als sie noch frisch war, die Hauptverbindungen sind an den Schultern, Handgelenken, Knieen und Füßen bewerkstelligt, der nicht befestigte Kopf ist zwischen die Schultern herabgesunken. Der 1,62 m lange Körper ist vollkommen ausgetrocknet, Haut und Gewebe sind teilweise zerstört, der Geschlechtsteil ist mit einer großen Muschelschale von Melo indica bedeckt, die mit Linien und runden Löchern verziert ist. Eine solche tragen an derselben Stelle die Männer von Darnley-Island, wenn sie in den Krieg ziehen. Was die Haut betrifft, so erscheint sie hart und zähe, als wäre sie einem Gerbprozesse unterworfen worden; teilweise, namentlich im Gesichte und am Unterleibe, ist dieselbe mit einer roten Oberfarbe überzogen. Das Haar ist ausgefallen, doch war dasselbe bei der Aufbahrung vorhanden, wie die rote Färbung des Gesichtes beweist, die nur so weit reicht, wie ehemals der Haarwuchs sich erstreckte.

Eine besondere Zubereitung war mit den Augen vorgenommen worden; die Augenhöhlen sind mit einem harzigen

Digitized by Google

Stoffe ausgefüllt, in welche man ein Stück Perlmutterschale hineinklebte, auf dem ein runder schwarzer Fleck aus Harz die Pupille darstellt. Auch in die Nasenlöcher hatte man einen Stoff hineingeklebt, der jetzt herausgefallen ist. Um den Unterkiefer vor dem Herabfallen zu bewahren, war derselbe mit einer Schnur nach oben hin festgebunden. Auf der rechten Seite befindet sich unter den Rippen ein langer, wieder zugenähter Schnitt, durch den die Eingeweide entfernt worden waren; an ihre Stelle sind vier Stücke sehr weichen Holzes eingeführt worden.

Quellen der vorstehenden Mitteilung sind: J. B. Jukes, Narrative of the Surveying Voyage of H. M. S. Fly. London 1847. — J. Macgillivray, Narrative of the Voyage of H. M. S. Rattlesnake. London 1852. — L. M. d'Albertis, New-Guinea. Engl. Ausg. London 1880. — W. H. Flower, Illustrations of the Mode of preserving the Dead in Darnley Island. Journ. Anthropol. Instit. VIII. — A. C. Haddon, The Ethnography of the Western Tribes of Torres Straits. Journ. Anthropol. Institute XIX. Dr. Fritz Sengstake.

Die russisch-englischen Grenzansprüche auf die Pamirs.

Von Emil Schlagintweit.

Pamir ist ein Wort der Khokandi-Sprache, eines türkischen Dialektes, und bedeutet eine Wildnis. Die Bezeichnung wird von den Anwohnern jedem Gebirgsthale gegeben, das einst bevölkert war und der Besiedelung fähig gehalten wird, aber jetzt unbewohnt, verödet ist. So sagen die Einwohner des Distriktes Sarikol, westlich von Kaschgar (im chinesischen Turkistan): „Früher war das Grenzland im Westen (das Quellgebiet des Oxus) von Kirgisen bewohnt; noch heute sind die Trümmer ihrer Dörfer und ihre Begräbnisplätze zu erkennen. Damals hieß das Thal nicht Pamir, sondern wurde nach den verschiedenen Ortschaften benannt, wie dies in unsern Thälern geschieht, die aber den Namen Pamir erhalten würden, sobald sie nicht mehr bewohnt werden." Der Gebrauch von Pamir für solche unbewohnte Hochthäler ist sehr alt; der chinesische Pilger Hiuen Thsang kam auf seiner Reise zu den heiligen buddhistischen Stätten in Indien zwischen 632 bis 640 n. Chr. an der Grenze von Turkistan über den Distrikt Pho-mi-lo, welcher Name in Pamir zurück zu übersetzen ist. Der Reisende giebt die Länge des Distriktes in der Richtung von Ost nach West zu 268 km an.

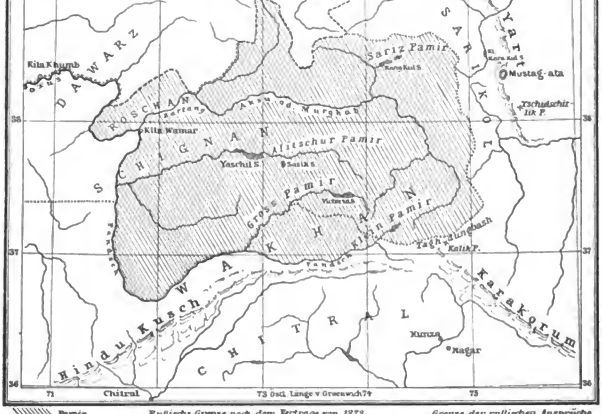
Das kennzeichnende Wahrzeichen, ständig bewohnter Ansiedelungen zu entbehren, ist gemeinsam der Hochregion von Ost-West-Richtung, welche auf eine Breite von zwei Graden (37. bis 39.) zwischen dem 72. und 75. Grade östl. L. v. Gr. den Raum zwischen dem Nordrande des Hindukusch-Gebirges im Süden und den westlichen Ausläufern der Thian-Schan-kette im Norden ausfüllt. Die höchste Erhebung dieser Thäler liegt im Osten; hier bildet die Kilstbart, von den russischen Entdeckern Konstantin genannte Kette die Grenze gegen das Kulturland. Die Kette fällt gegen die Ebene steil ab, die Abhänge haben eine durchschnittliche Neigung von 16 Grad; im Mustagata-Gipfel ist mit 7770 m die größte Höhe erreicht. Am Südfuße dieses Gebirgsriesen führt in 3170 m Höhe die beste Zugangsstraße aus Iran nach dem westlichen China; diese Einsattelung hat den Namen Schindi, Flußengen erschweren die Begehung. Jenseits dieses Passes steigt das Gebirge wieder an und bildet den Ostrand der südlichen Pamirs. Für diese Ketten liegen die Bezeichnungen Schindi, Tschitschiklik, Kankar und Arpatallah vor; die englischen Karten tragen eine der letzteren zwei Bezeichnungen. Die Kette stellt sich als ein Ausläufer des Mustagh (Karakorum) dar, nimmt am Kalikpasse nördlich vom Lande der Hunza und Nagar ihren Anfang und bildet mit ihren Verästelungen den Thungling oder das Zwiebelgebirge der chinesischen Geographen.

Die Nord-Südrichtung der Ostkette gab Alexander von Humboldt Anlaß, für alle Bergrücken in diesem Gebirgsabschnitte Meridianrichtung anzunehmen und diesem als Querriegel zwischen dem westlichen und östlichen Turkistan angesehenen Gebirgssysteme den Namen Bolor Tagh, Blaues oder Wolkengebirge beizulegen. Der Name kommt in der Form Po-lu-lo schon beim chinesischen Pilgerreisenden Hiuen Thsang vor, findet sich in der Form Belut, Bolor bei den persischen Geographen. Der hochverdiente indische Archäologe A. Cunningham kommt nach genauer Prüfung aller Texte zu dem Schlusse, daß diese Autoren mit Bolor stets die Landschaft Balti bezeichneten, welche am Südabhange der Karakorumkette liegt, und daß fohin der Name mit der Pamirregion nichts zu thun hat. Den Hirten wie den Anwohnern der Pamirs ist der Name Bolor gänzlich unbekannt; der Engländer Trotter bemerkt, weder Kirgisen, noch Afghanen oder der turkestanische Gouverneur von Taschkurgan kannten einen Berg, eine Landschaft oder eine Ortschaft Bolor. — Die neueren, von Russen ausgeführten wissenschaftlichen Reisen über die Pamirs führen zu dem Ergebnis, daß im Westen die Richtung der Thäler von Ost nach West gerichtet ist und die Erhebung massiger wird mit vielen von den einzelnen Bergknoten sich herabziehenden und sich verschlingenden Ausläufern; zur Annahme einer die Meridianrichtung durchaus beibehaltenden Erhebung, zu welcher jenkrecht Gebirge hinziehen, fehlen hier feste thatsächliche Anhaltspunkte. Im nördlichen Teile hat die Natur große Ähnlichkeit mit dem Alaithale; aber der jetzt bestehende Verbindungsweg mit dem Thian-Schan-Systeme gilt als durch fortschreitende Erhebungen in geologisch neuerer Zeit entstanden. Den Ausgrenzern ist von jeher die tiefe Spalte aufgefallen, die sich zwischen Alai und Thian-Schan zeigt; die Eingeborenen haben dafür den Namen Sialkul, gelbes Thal von dem Löß, der gelben Erde, mit der sie angefüllt ist. Die russischen Geologen erkannten hier an den Bodenschichtungen deutlich den Meerbusen, der die Pamirs einst vom Thian-Schan trennte. Die Pflanzen- und Tierwelt zeigt im Alai-Thale größte Ähnlichkeit mit den Pamirs, schließt sich jedoch an das Hindukusch-System an; die südlichen Pamirs gleichen hierin völlig den Gebirgen im westlichen Tibet. Hier verlassen die Grauwacken-Vulkane des Himalaya nicht in einer den afghanischen Ketten entgegengesetzten Richtung, sondern fehlen schief dazu; dadurch pressten die beiden Seiten des Himalaya und der afghanischen Ketten gegeneinander, hinderten den Zerfall und wurden an ihrem Zusammenstoße die Träger der Pamir-Hochregion. Nach den neueren Forschungen ist die Auffassung der Alai-Pamir-Gruppe als ein gesondertes Gebirgssystem mit Ost-Westrichtung berechtigt. Die allsten Gesteinsarten finden sich in den mittleren Pamirs; dieser Kern ist deswegen als der Grundstock des Gebirges anzusehen.

Die Flußthäler sind breit, haben schwaches Gefälle, und zeigen zahlreiche, flache Seebecken, die meist ausgetrocknet sind, aber auch noch große Wasserflächen enthalten. Die von den Bergen herabkommenden Gewässer sind nicht reißend und bieten beim Überschreiten keine besondern Schwierigkeiten.

Digitized by Google

Die einzelnen Thäler sind durch breite Bergrücken voneinander getrennt, deren Gipfel bis zu 1500 m über die Thalsohle sich erheben; zahlreiche Pässe führen über sie, so daß die Kirgisen das Sprichwort haben: „Es giebt tausend Pässe, mit einem Führer kann man überall hin gelangen.“ Die absolute Höhe der Erhebung ist 2700 m im Norden, 4400 m im Süden und ist größer im Osten als im Westen. Im Osten, unter der Kisilsart-Kette und der Gebirgszüge westlich davon, kennzeichnen die Thalschlußweite Mulden, überragt von den Gipfeln der sie einschließenden Bergriesen; im Westen gehen die breiten Thäler rasch in enge über oder schließen sich an wirkliche Gebirgsthäler und sogar an undurchdringliche Schluchten an. Der Verkehr wird hier sehr schwierig, Lasten sind schwer fortzubewegen; die Pässe sind unwegsamer und für Tiere oft nicht zugänglich. Die Wasserscheide liegt im Osten an der Südabdachung des Mustagata-Gebirgsknotens. Der Yamunyar, der Ausfluß aus dem kleinen Karakul-See, durchbricht die Kisilsart-Kette; auf der entgegengesetzten Seite liegt der Rangkul oder Steinbock-See, der sein Wasser an den Oxus abgiebt. Das Klima ist rauh, aber nicht ungesund; der Winter dauert fast sieben Monate. Anfangs August sinkt die Temperatur schon bis zu 5° C. herab. Im Winter erreicht die Kälte einen hohen Grad, selbst in den heißesten Sommermonaten giebt es Nachtfröste. Die Vege-



tation hat sich dem rauhen Klima angepaßt. In den östlichen Pamirs ist die Flora eine Mischung von Polarwiesen und Steppennatur; dicht steht das Gras nur an den Ufern der Bäche und gilt den Nomaden als kräftiges Futter. Die ganze Gegend ist baum- und strauchlos. Wild ist zahlreich. Von Raubtieren kommen Leopard, brauner Bär, Wolf und Luchs vor; das prächtigste Jagdtier ist das große Bergschaf (Ovis polii) mit mächtigen, gewundenen Hörnern. Der wilde Grunzochse (Yak) fehlt. Aus der Vogelwelt leben auf den Hochebenen Adler, Geier, Raben und sehr viel Wassergeflügel; an Seen und Wassertümpeln sammelt sich Geflügel aller Art in großen Schwärmen, denen die Nomaden eifrig nachstellen. — Im Westen beginnt die Baumvegetation in den Berglandschaften Schignan, Roschan und Darwaz, in den Thälern werden die Wiesen des Ostens durch Waldungen ersetzt; denn selten zeigen jedoch auch hier die Thäler weiche Formen. Der Wechsel in Klima und Vegetation tritt auf, sobald der Prozeß der Thalbildung durch den größeren Wasserreichtum der Flüsse unterstützt wird, Schuttanfuhr stattfindet und Humusbildung das Wachstum ermöglicht. Bartang mit der Sirtitsch-Veste im Murgab-Thale, nahe dem 73. Grade östl. L. v. Gr., ist die am weitesten im Inneren der Pamirs liegende ständige Ansiedelung.

Die russischen Geographen unterscheiden nach den Angaben der Eingeborenen acht Pamirs. Nämlich ist die nördlichste und von dem bei Kila Khumb einmündenden Flusse

Digitized by Google

entwässert. Östlich davon liegt die Kisilsart, im unteren Teile Tagharma genannte Hochebene, sie dacht sich nach Osten ab, der „Kleine Karakul“-See entsendet seinen Ausfluß nach Kaschgar. Westlich davon auf den Sarik-Pamirs liegt der Rangkul-See; der Abfstieg dahin wurde 1759 von einer chinesischen Armee bei der Verfolgung von Freibeutern aus Khokand eingeschlagen. Altitschur schließt nunmittelbar an; der Jaschil- auch der Tzarik-See breitet sich darin aus. Ein nicht beschwerlicher Paß führt von dort zur Khargoschi-Pamir mit dem Sasik oder Tuz-See hinüber. An diese schließen sich im Süden Groß- oder Kalan-Pamir mit dem Kul-i-Pamir-Kalan oder Viktoria-See und Klein-Pamir (Kul-i-Pamir-Khurd) mit dem Oikul oder Gänse-See an, die beide ihr Wasser nach dem Oxus abgeben. In der Mitte beider Pamirs ist eine leichte Bodenanschwellung, welche als Wasserscheide wirkt, so daß die Flüsse auf diesen Pamirs nach West wie Ost gerichtet sind; im Osten zwingt den Gewässern der die Pamirs von Turkistan abschließende Bergrücken Nordrichtung auf, die später unter den von Ost nach West gerichteten Faltungen in Westrichtung übergeht, so daß diese Pamirs das eigentliche Quellgebiet des Oxus in seinen zwei großen Armen bilden: den Pandsch im Süden, den Afsu (Weißen Fluß), auch Murghab im Norden, die sich beide bei Kila Wamar im Lande Roschan vereinigen. — Wieder China zugewandt ist die südöstlichste Pamir, Tagdhungbash, wörtlich Haupt des Gebirges, genannt; sie giebt den Ursprung dem gleichnamigen Fluß, der auch Sirikul genannt wird.

Aufgesucht werden die Pamirs von Kirgisen wegen der Weidegründe; mit Beginn des Sommers treiben die verschiedenen Stämme ihre Herden ein und verlassen die Hochebenen mit Eintritt winterlichen Wetters. Dabei werden die einzelnen Pamirs ähnlich wie die Alpentriften bei uns als fester Weidegrund der verschiedenen Nomadenfamilien oder Stämme betrachtet; die englische Expedition giebt hierüber folgende interessante Einzelheiten: „Der Anteil einer jeden berechtigten Gruppe ist nicht deutlich abgegrenzt. Regelmäßig ziehen gewisse Stämme jährlich aus dem Tieflande in das Gebirge und wechseln hier den Weideplatz nach der Jahreszeit. Dabei ereignete sich der anderwärts wohl nirgends anzutreffende Fall, daß die Wanderer hierbei ihr Unterhaneuverhältnis wechseln. Dies hat seinen Grund darin, daß die Kirgisen in drei verschiedenen Herrschaften ihre Heimat haben: im russischen Gebiet, im chinesischen Reiche und in den kleinen Herrschaften am Westfuße der Pamirs. Winter- und Sommerquartiere liegen im Gebiete verschiedener Staaten. So haben die Kirgisen von Kaffal, der Provinz Kaschgar, Sommerweiden am oberen Narin und am Atbaschi jenseits des Tschatirkul-Sees, wo unbestritten Rußland gebietet. Hier treffen sie sich mit den Atagh-Kirgisen. Nun sind die Sommerlager dieser Stämme in den südlichen Teilen der Ataghkette und dieser Abschnitt gehört unbezweifelt zu Kaschgar, dagegen entwässern diese Hochthäler nach Khokand. Werden Ataghbi beim Abweiden der Hochtriften von russischen Grenzposten betroffen, so nehmen sie diese als russische Unterthanen in Anspruch. Ähnlich verhält es sich mit den Karatagh-Kirgisen, welche den Gebirgsrand vom Terek Dawan bis zur Tagharma-Ebene besetzt haben, im Sommer aber über den Alai hinüber bis Usch ziehen. Umgekehrt gelangen Kirgisen bis aus Almati nach Kaschgar; vier Tagereisen von Dangi Hissar stießen wir im März auf 30 oder 40 Kois oder Zelte von Kirgisen von dort, die hier überwintert hatten, um im Sommer wieder in ihre Heimat zurückzukehren. In der Tarikhi Raschidi, einem von Mirza Haider Guritan verfaßten Geschichtswerk über Kaschgar, heißt es: Abubeker — der erste Khalife nach Mohammeds Tode — habe alles Gebirgsland hinauf bis Sarigh Tschopan oder Tangi Wakhan für den Diwan, d. i. die Zivilgerichtsbarkeit, von Kaschgar erworben, die unteren Thäler dagegen Badakschan und den Usbek-Eroberern überlassen. Über die wichtige Frage, ob beim Aufenthalte in fremdem Gebiete Steuern bezahlt werden, gaben die Kirgisen an, „daß in Kaschgar Wanderlager um Zakat oder Viehsteuer nicht angesprochen werden.“

Politisch werden demnach die Pamirs seitens der ihre Weiden ausbeutenden Kirgisen als Niemandens Land betrachtet; anders von den ansässenden Herrschern und mit Recht, da sich die darauf hinzuweisenden Kirgisen ohne Geltendmachung von Hoheitsrechten seitens der Gebiete über das Tiefland zu Wegelagerern aufwerfen. Das Verhalten von Kaschgar gegenüber den chinesischen Pamirtrichter, der Tagharma und der Kisilvartelene ist folgendes: Vor alters stand im südöstlichen Teile von Tagharma eine Feste, Beich Kurgan genannt, und an 50 Tadschiks aus Sirikul hatten sich um die Hauptfestung angesiedelt. Um das Jahr 1840 machten Andidschanis aus dem Norden des Khokand-Kanates einen Angriff auf das Fort, nahmen es ein, töteten den Befehlshaber, Mohammed Alum, und schleppten alle Gefangenen in die Sklaverei. Fünfzehn Jahre später kamen Kundschaft aus dem Süden, die von jenseits des Mustaghs über Tagdhungbash aus dem Lande Hunza herübergekommen waren und töteten oder führten als Gefangene fort, wen sie vorfanden. Nur vier Tadschik-Familien verblieben. Die Regierung des Atalik schaf aus Kirgisen eine Grenzwache und die Zahl der Ackerbauer mehrte sich. Während die Leute sonst im Thale sich von ihren Dörfern einzeln nicht zu entfernen wagten und in steter Furcht vor Überfällen von Kirgisen aus dem Alai oder von Kundschuts aus dem Mustaghgebirge lebten, stellten die Dschigiten Ordnung her und Sicherheit kehrte in dem Maße ein, daß „eine Peitsche, die in der Mitte der Tagharma Pamir verloren wird, nach einem Jahre noch dort geholt werden kann“. Die Tagdhungbash-Pamirs sind chinesischerseits dem Gebirgsdistrikte Sarikul zugeschlagen; Chinas Herrschaft hierüber ist am festesten begründet, wenn auch der Russe Gromtschewski 1889 bei seiner Querung der obersten Teile dieser Pamirs auf chinesische Dschigiten nicht stieß.

Afghanistan ist unbestritten Herr über Groß- und Klein-Pamir; außer Zweifel ist dies gestellt durch die englisch-russischen Abmachungen von 1872 und 1873. Entscheidend hierfür ist der Wortlaut in der Depesche von Lord Granville an den englischen Botschafter, Lord Lofthus, in Petersburg, vom 17. Oktober 1872. Bei ihrer hohen Bedeutung für die politische Teilung der Pamirs sei die Depesche in ihrem einschlägigen Wortlaut hier eingestellt: „Die englische Regierung glaubt, daß es nunmehr in der Macht der russischen Regierung liegt, durch eine ausdrückliche Anerkennung der Rechte des Emir von Kabul auf die von ihm beanspruchten Gebietsteile, welche selbst von Bokhara als Eigentum des Emirs anerkannt werden und welche sich nach allen vorliegenden Beweisstücken thatsächlich in dessen Besitze befinden, der britischen Regierung beizustehen, um dem Frieden und der Wohlfahrt jener Gegenden, soweit dies in menschlicher Macht liegt, auch weitere Dauer zu verleihen und dadurch auf immer allen Versuchen der Unruhe und der Eifersucht zwischen England und Rußland bezüglich der von den beiden Mächten in Asien verfolgten Politik ein Ende zu machen.“

Folgendes sind die Gebietsteile, welche die englische Regierung als das volle Eigentum des Khans (sic!) von Afghanistan betrachtet: 1. Badakschan mit dem abhängigen Bezirk von Wakhan, von Sarikul (Viktoriasee) längs der Ostseite des Flusses bis zum Zusammenflusse der Kokscha mit dem Oxus, welcher Strom die nördliche Grenze dieser afghanischen Provinz bildet. (Ziff. 2 und 4 beziehen sich auf die Grenzen der weiter westlich gelegenen afghanischen Provinzen und sind jetzt durch die Arbeiten der Grenz-Abstechungs-Kommission von 1887 ersetzt.) Unterm 7. Dezember 1872 antwortet

Digitized by Google

die russische Regierung: „Nordwärts schließe der Zusammenfluß des Oxus mit der Kokscha alles Gebiet ein, das sich im unbestrittenen Besitze des Emirs der Afghanen befinde; Badaschan und Wakhan müssen wir jedoch als unabhängig betrachten, da der Emir dort keine Spur von Souveränität habe." Dieser Vorbehalt, der inzwischen völlig seine Berechtigung verlor, wurde russischerseits fallen gelassen und unterm 25. Januar 1873 (n. St.) enthält der russische Reichs-Anzeiger die Bekanntgabe: „Die beiderseitigen Regierungen haben sich über ihr gegenseitiges Verhalten in Zentralasien behufs Befestigung des Friedens in diesem letzteren und zur Sicherstellung der guten Beziehungen zu einander geeinigt." Englischerseits wurde hierbei noch die Frage einer „Zwischenzone" erörtert und der englische Staatssekretär gab in der Sitzung des Parlamentes vom 14. Februar 1873 zu, daß hierüber Verhandlungen geführt werden; in der Sitzung des Unterhauses vom 27. Februar 1873 erklärte aber der Unter-Staatssekretär des auswärtigen Amtes, Enfield, sodann auf eine Anfrage von Gnest: „Es liege keineswegs in der Absicht der Regierung, zu Rußland zu verlangen, daß in Zentralasien eine bestimmte Linie festgesetzt werde, über welche hinaus in der Richtung nach der neutralen Zone hin nicht weiter vorgerückt werden dürfe; auch habe die Regierung nie daran gedacht, irgend ein Gebiet von vornherein als ein solches anzuerkennen, welches für eine etwaige Annexion zur Verfügung stehe."

Thatsächlich hat eine solche Zwischenzone niemals bestanden; dies zeigte sich sofort nach der Einverleibung des Khanates Khokand in das russische Gouvernement Turkistan.

Die Führer der gegen Rußland gerichteten Bewegungen im Khanat hatten im Vertrauen auf den unwirtlichen Charakter der Pamirs bei den Oberhäuptern der Kirgisenstämme Zuflucht gesucht. Da brach am 1. August 1876 General Skobeleff mit sechs Kompanien Infanterie, sechs Kosaken-Sotnien, vier Gebirgsgeschützen, einer Raketenbatterie und einer Kompanie reitender Jäger über Kerntruppe der turkistanischen Lokaltruppe nach den Winterquartieren der Kirgisen an der Grenze zwischen dem russischen Besitze und Kaschgar auf, eroberte die Bergvesten, legte das Hinterland offen und drang nach Überschreitung des Kisilsart-Passes zwischen dem 15. und 24. August 1876 bei einer Kälte von drei Grad „70 Werst hinter den gorßen Karakul-See vor". Skobeleff war in chinesisches Gebiet geraten; seine Topographen nahmen den zurückgelegten Weg eingehend auf und lieferten die erste Karte der nördlichen Pamirs.

Nahezu um dieselbe Zeit wird Afghanistan veranlaßt, über den Oxus vorzurücken und in die Hauptorte von Schignan wie Roschan Besatzungen einzulegen; indische Zeitungen bringen die Nachricht hiervon im Juni 1876 und geben als Ursache räuberische Angriffe auf die Handelskarawanen von Samarkand nach Badaschan an. Im Mai 1879 ziehen sich diese Außenposten fluchtartig zurück vor dem ungestümen Überfall, den Schazada Hussain, ein Abkömmling von der alten Herrscherfamilie in Badaschan, mit einer Handvoll Leute auf sie machte, mit denen er aus den Alai-Bergen vorstürmte; die Afghanen sollen erst in Tahtapul (bei Balkh) Halt gemacht haben. Schon im Juni kehren die Afghanen dorthin zurück und seither ist Talikhan an der Einmündung sämtlicher Wege aus den Pamirs nach dem Südwesten mit einer starken Garnison belegt, als Stütze für die vorgeschobenen Posten. Die Besetzung von Schignan und Roschan durch die Afghanen wurde seither nicht mehr unterbrochen und besteht noch; erst im Januar 1892 beseichnet sie jedoch die Nowoje Wremja als zu Unrecht bestehend, weil diese beiden Reiche auf dem rechten Oxus-Ufer liegen, auf welchem Kabul Herrscherrechte nicht zustehen.

Nach den englisch-russischen Abmachungen kann Afghanistan „Groß- und Klein-Pamir", oder das Quellgebiet des Oxus nicht streitig gemacht werden; wenn von Freunden Rußlands ein Irrtum in der Grenzfestsetzung behauptet und aufgestellt wird, nicht der nördliche, sondern der südliche Quellenarm des Oxus sei als Grenzstuß aufzufassen, so ist eine solche Auslegung nicht haltbar, weil in der mitgeteilten grundlegenden Depesche Lord Granvilles vom 17. Oktober 1872 ausdrücklich der Sirikul-Arm genannt wird und dieser der nördliche Quellfluß ist. Die Antweisung des englischen Rittmeisters F. E. Younghusband aus Klein-Pamir im September 1891 durch das russische Streifkorps unter dem Befehle von Oberst Jonow war deswegen unberechtigt. Dagegen ist als zweifelhaft zu betrachten und muß durch weitere Verhandlungen aufgeklärt werden, ob die chinesischen Grenzposten unter ihrem Führer Tschang, denen der englische Leutnant Davidson beigegeben war, jenseits der Tagharma-Kisilsart-Abschnitte der Pamirs in den Alitschur Pamirs gestanden hatten. Die russischen Karten haben zwar auch die Kisilsart-Ebene oder das Gebiet östlich der Seen Kara- und Rang-Kul bis zum 74. Grade östl. L. zu Rußland geschlagen; die indischen Karten ziehen es dagegen zu China. Der Kisilsart im Westen abschließende Bergzug und die jenseits desselben liegenden Alitschur-Pamirs sind auf den beiderseitigen Karten von China weggeteilt, auf den indischen Karten aber Rußland nicht zugeschrieben, sondern als offenes Gebiet behandelt, das von besondern Stämmen angesprochen wird.

Außerhalb des Machtbereiches Rußlands und innerhalb des berechtigten Interessenkreises des indischen Kaiserreiches liegt der Tagdhumbasch-Abschnitt der Pamirs; derselbe befindet sich unmittelbar nördlich des Hunza-Nagar-Gebietes am gegenüberliegenden Südabhange des Mustagh- oder Karakorum-Gebirges und im Kalikpasse ist ein Übergang vorhanden, besser und bequemer, als alle östlicher über das Gebirge benutzten Zugänge nach Kaschgar aus Indien. Was im Handel Afghanistans mit Persien und Bakhara die Powindahs leisten, das übernehmen im Verkehr mit Kaschgar die Bajauris oder die Einwohner des nach unabhängigen Gebirgslandes Bajaur, das sich am linken Ufer des Kunar- oder Kaschkar-Flusses ausbreitet; diese Händler steigen das Kunarthal nach Tschitral und Yasin empor, wenden sich dann nördlich nach Hunza und wußten sich früher mit den sonst als Räubern berüchtigten Kundschut, einem Dardenstamme, der die höchsten Thäler des Mustagh bewohnt, auf freundlichen Fuß zu stellen. Der Kalikpaß, über welchen der Abstieg nach Tagdhungbasch erfolgt, ist zwar im Hochwinter durch Schnee geschlossen, wie es Hochjoche in allen Gebirgen sind; der russische Hauptmann Gromtschewski, der ihn im Sommer 1889 querte, hält jedoch die Benutzung selbst für Karren möglich. In den letzten Jahrzehnten ist der Paß wegen seiner Unsicherheit durch kirgisische Räuber, die bis vom Alai herüberkommen, verwahrlöst.

Eine Aufteilung der Pamirs unter die angrenzenden Staaten mit geordneter Verwaltung kann nur als ein erfreuliches Ergebnis der Versuche Englands und Rußlands, hier festen Fuß zu fassen, betrachtet werden.

Die Haus- und Dorfgenossenschaft in den Pyrenäen.

Lange hat die Ansicht geherrscht, daß die in ethnographischer und gesellschaftswissenschaftlicher Beziehung so hochbedeutende Hauskommunion nur bei den Südslawen als eigentümliches Überbleibsel aus alter Zeit herrsche. Sie ist dort unter dem Namen Zadruga bekannt und hat eine reiche Litteratur hervorgerufen.

Erst seit dem Jahre 1886 wissen wir, daß ihr Vorkommen bei den Südslawen nicht mehr vereinzelt ist.

Digitized by Google

Don Joaquin Costa entdeckte deren Vorhandensein auch im oberen Arragonien, ganz entsprechend der Zadruga (Derecho Consuetudinario del Alto Aragon, Madrid 1886).

Jetzt ist neuerdings durch Alfred Cadier ihr Vorkommen in den französischen Pyrenäen nachgewiesen und gleichzeitig der höchst wichtige Übergang der Haus- in die Dorfkommunion gezeigt worden. Wie W. Webster mitteilt (Academy, 12. März 1892), erscheint demnächst ein Werk Cadiers unter dem Titel: Osse et la Vallée d'Aspe, in welchem die betreffenden Verhältnisse erläutert werden. Cadier ist der Geistliche der kleinen protestantischen Gemeinde Osse im Thal der Aspe (Basses Pyrénées). Noch 1709 und, wie alte Einwohner versichern, auch später noch wurden die Feldarbeiten in Osse nicht durch individuelle Eigentümer, sondern nach Entscheidung der versammelten Gemeinde ausgeführt. Cadier erläutert: „Das Haus und nicht die Familie, wie wir sie jetzt kennen, bildete die primitive Einheit des Dorfes. Das Haus barg oft verschiedene Familien, zwei, drei, vier Generationen; soviel als möglich hielt es alle, die unter seinem Dache geboren waren, fest. Es hatte nur einen Erben, gewöhnlich den ältesten; die andern Brüder, die Cadets, blieben im Hause, das sie für die geleistete Arbeit unterhielt. Alles, was draußen erworben wurde, kam an Haus. Waren die Leute Schäfer, so hatten sie so viele Herden, als Cadets da waren. Zuweilen ereignete es sich, daß ein jüngerer Bruder heiratete — ein seltener Fall. Dann bekam er eine Ausstattung und erhielt die Etaubnis, an das ursprüngliche Haus ein Gelaß oder einen Schuppen anzubauen, wo er wohnte. Daher stammen in den Dorfnamen die vielen Diminutiva, welche auf das Vorhandensein eines kleineren Hauses neben einem großen hindeuten: Casteig und Casteret; Casanone und Casanouet; Larrose und Larrouset; Araban und Arabanet u. s. w. Die Häupter dieser abgezweigten und selbständigen Häuser hatten auch ihre Stimme in der allgemeinen Dorfversammlung, welche alljährlich, am Ostermontage, die Ortsverwaltung feststellte."

So scheint es, daß die Zellen, die ursprünglich innerhalb des Bienenstockes errichtet wurden und zum allgemeinen Nutzen dienten, nun auswärts angefügt wurden und für eigene Rechnung arbeiteten; endlich lösten sie sich ganz vom Mutterhause, wurden unabhängiges Eigentum und ihre Besitzer (besiis, besins, vecinos) Freisassen in der Dorfgemeinde. Das Thal der Aspe ist nur durch die Pyrenäen von Ober-Arragonien getrennt; es besteht kein geographischer Zusammenhang. Wie aber Webster an Ort und Stelle fand, zeigten die Mundarten im oberen Aspethal stark spanischen Einfluß, während im unteren gaskognischer Dialekt herrscht. Es giebt dort Ortsnamen baskischen Ursprungs; keltiberische Münzen wurden bei Barkus in der Nähe von Oloron gefunden, die auf frühen iberischen Einfluß deuten.

Nach den Berichten von Baöcle de Lagréze (Histoire du droit dans les Pyrénées, Paris 1867, p. 185) waren die jüngeren Brüder (cadets) fast Sklaven (esclaus, esclaudes) der älteren; sie durften nicht heiraten und das unteilbare elterliche Haus (lar, hereditas avita) nicht verlassen, wenigstens nicht ohne Etlaubnis. In einigen Teilen des Baskenlandes und in Navarra wurde gesetzlich eine conseiguenie festgestellt zwischen dem Vater, dem Haupte des Hauses, und seinem Nachfolger, dem Erben oder der Erbin, bei der Hochzeit der letzteren; und diese Erben konnten dann die Hälfte des Einkommens als selbständige Herren zu ihrem Nutzen verwenden (B. de Lagrèze, La Navarre française, Paris 1882, II, 238). Diese Thatsachen zeigen, daß zwischen der Haus- und der Dorfkommunion keine unüberschreitbare Kluft besteht und sie lassen uns die Stufen vermuten, auf denen die eine allmälig und unverkennbar in die andere überging.

Der chinesische Geheimbund der Highbinder in San Francisco.

Von J. Weinberg. San Francisco.

In den gewöhnlichen chinesischen Geheimbünden in diesem Lande gehören die Highbinder, deren Ursprung aus jener Zeit stammt, in welcher das Goldfieber außer Tausenden von Angehörigen andrer Nationen auch Scharen schlitzäugiger Söhne des Blumenreiches nach Kalifornien führte. Unter den letzteren befanden sich viele Verbrecher, die dem Arme der Justiz in ihrem Heimatlande durch die Flucht sich entzogen hatten und nun in dem neuen Goldlande sich zu Gesellschaften vereinigten, die sich unter dem angeblichen Zwecke der Wohlthätigkeit und der gegenseitigen Unterstützung einführten, in Wahrheit aber die Ausgangspunkte für Erpressung, Mord und andre Verbrechen wurden. Diese Gesellschaften haben nun im Laufe der Jahre einen Umfang angenommen, welcher besorgniserregend geworden ist. So wird z. B. die Mitgliederzahl des größten dieser Geheimbünde, des Chee Kung Tong, auf 15000 geschätzt, von denen allein 5000 in San Francisco leben, und so groß ist die Furcht vor diesen Gesellschaften, daß sich oft chinesische Kaufleute mit sonst untadelhaftem Rufe in solch einen Bund aufnehmen lassen, nur um sich den fortgesetzten Erpressungen und Verfolgungen zu entziehen.

Mit welcher Grausamkeit die Highbinder bei der Erreichung ihrer verbrecherischen Ziele zu Werke gehen, möge aus nachstehenden erhellen.

Es geht irgend einem Chinesen von einem dieser Geheimbünde ein Befehl zu, den er auszuführen hat. Erklärt er sich, diesen unerfüllt zu lassen, so erhält er eine Warnung, dahin lautend, daß das Todesurteil über ihn ausgesprochen werde, falls er innerhalb einer festgesetzten Zeit nicht eine gewisse Summe erlege. Verweigert der Unglückliche die Bezahlung, so ist sein Tod gewiß. Unter den 20 bis 30 „Beilmännern", über welche jeder Bund verfügt, wird dann einer durch das Los bestimmt, die Todesexekution zu vollziehen. Der Geächtete selbst aber hat nun keine ruhige Stunde mehr. Flieht er, so folgt der Beilmann seiner Spur. Kein Versteck ist sicher genug, denn der Bund besitzt ein Spionierstystem, das an Vortrefflichkeit das der Geheimpolizei aller civilisierten Länder übertrifft. Gehetzt wie ein Wild, schließt der Unglückliche in der letzten Stunde gewöhnlich einen Vergleich mit dem Bunde ab, der ihm zwar schwere Opfer auferlegt, ihn aber wenigstens vor dem Tode bewahrt. Im andern Falle findet die Polizei in der Regel an einem Morgen in der Straße einen Leichnam, der in seinem Blute schwimmt. Oft ist sogar die Polizei nicht im stande, solch einen von den Highbinders Geächteten zu schützen.

In der Halle eines der größten Logierhäuser in Chinatown wurde einmal an hellen lichten Tage, in Gegenwart von wohl 100 Chinesen, ein Mann mit einem Fleischerhackmesser in Stücke zerhauen. Ehe die Polizei auf dem Schauplatze der entsetzlichen That ankam, war das Opfer tot, und von den Anwesenden konnte der Name des Mörders nicht ermittelt werden.

Laut einem Befehl aus St. Louis, Mo., war in einem andern Falle ein Beilmann aus San Francisco angewiesen, einen hartnäckigen Angehörigen des Blumenreiches vom Leben zum Tode zu befördern. Bevor er aber zur Erfüllung seiner Aufgabe zu gelangen vermochte, war ihm ein Genosse aus St. Louis, veranlaßt durch eine ihm zugeschriebene Belohnung von 100 Dollars, zuvorgekommen und hatte das unglückliche Opfer bereits abgeschlachtet. Der Mörder wurde abgefaßt und endete am Galgen.

Eine der hauptsächlichsten Einnahmen der Highbinder in San Francisco besteht in Abgaben, welche ihnen die chinesischen Prostituierten, von welchen ca. 1000 in Chinatown (unserm

Digitized by Google

(Chinesenviertel) wohnen, entrichten. Die meisten dieser armen Geschöpfe sind nichts Besseres als Sklaven, indem sie durch einen Kontrakt, den sie in ihrem Heimatlande mit dem Highbinder abgeschlossen, demselben zu drei- oder vierjährigem Dienste sich verpflichtet haben. Zuweilen gelingt es einem dieser unglücklichen Mädchen, die in schrecklichen Quartieren eng zusammengepfercht leben, zu entfliehen, in welchem Falle es bei der chinesischen Mission gewöhnlich Schutz sucht. Der Highbinder weiß indes sein Opfer bald wieder einzufangen. Er beschwört, daß die Entflohene sein Weib sei, und als solches hat sie ihm zurückzufolgen in die Stätten des Elendes und der Schande. Verabläumt die Prostituierte, ihren regelmäßigen Zoll an den Highbinder zu entrichten, so wird sie durch Kugelschüsse oder Messerstiche verwundet, oder man gießt ihr Vitriol in das Gesicht. Auf Hilfe braucht sie nicht zu rechnen, da sie den Altentäler nicht kennt und nur auszugeben vermag, daß derselbe ein Mitglied eines jener gefürchteten Geheimbünde ist.

Man fragt sich unwillkürlich, wie derartige Verbrechergesellschaften in einem Lande mit geordneten rechtlichen Verhältnissen solch eine Ausdehnung haben annehmen können.

Zur Beantwortung dieser Frage führen wir den Leser zunächst nach Chinatown, wo auf einem Raume, der sonst höchstens 6000 Weißen bewohnt sein würde, 30000 Chinesen in Tenementshäusern eng zusammengedrängt leben. Viele dieser Gebäude sind miteinander durch unterirdische Gänge verbunden, welche nur den Hausinsassen bekannt sind. Zu den Gängen zählen noch geheime Thüren in den Wänden, sowie Wege über die Dächer, wovon ebenfalls außer den Hausbewohnern niemand eine Ahnung besitzt. Ist nun ein von der Polizei verfolgter chinesischer Verbrecher im stande, ein mit diesen Schlupfwinkeln ausgestattetes Haus zu erreichen, so ist es ihm ein Leichtes, zu entwischen, zumal er sich noch versichert halten darf, daß ihn keiner der Hausinsassen verrät und es überdies für Nichtchinesen bei der großen Ähnlichkeit, die die Zopfträger untereinander haben, ungemein schwer ist, den Verbrecher, falls er ja gesehen worden ist, wiederzuerkennen.

Bis Ende 1890 zählten die Räume, in welchen die Hauptquartiere der Highbinder untergebracht waren, zu den prachtvollsten in Chinatown, als die Polizei eines Tages einrückte und die Götzentempel und Versammlungsräume in der Annahme zerstörte, daß die Gesellschaften ihre Organisation nicht aufrecht würden erhalten können, wenn es ihnen an Versammlungslokalen fehlte. Die Blauröcke begannen ihr Vernichtungswerk in dem dreistöckigen Gebäude des Chee Kung Tong, wo sich ihnen eine Eleganz der Ausstattung zeigte, die zur Bewunderung hinriß. Die Möbel bestanden aus chinesischem Eichenholz, die Wände waren mit kostbarem Pergament bedeckt, und von den Decken hingen prachtvolle Lampen. Im Götzentempel befanden sich u. a. bronzene Gefäße mit den Zauberstäben, sowie die Figur des Kriegsgottes, vor dem die Neueingetretenen in die Geheimnisse des Bundes eingeweiht wurden. Die Räume der übrigen Gesellschaften zeigten zwar nicht den Reichtum in der Ausstattung, doch enthielten auch sie Götzentempel und wiesen Spuren auf, daß das Verbrechen seinen Sitz in ihnen aufgeschlagen.

Zur weiteren Bekämpfung dieses Verbrechertums beabsichtigt man nach einem Vorschlage des Polizeichefs in San Francisco inmitten von Chinatown jetzt eine Polizeistation zu errichten [1]).

[1]) Anmerkung des Herausgebers. Die Chinesen haben überall, wohin sie auswanderten, die geheimen Verbindungen ihres Vaterlandes hin verpflanzt. Gustav Schlegel gab bereits 1866 zu Batavia ein Werk heraus: Thian Ti Hwui, the Hung-League, or Heaven Earth League. Besonders mit den Geheimbünden der Chinesen in den Vereinigten Staaten beschäftigte sich Stewart Culin in seinen zwei Abhandlungen The J Hing (Damismatic and Antiquarian Society of Philadelphia, 3. Nov. 1887) und Chinese Secret Societies in the U. S. (Journ. Americ. Folk-Lore 1890).

Bücherschau.

Dr. M. Hoernes: Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Wien, Verlag von A. Hartleben, 1892.

Wenn je während der letzten Zeit ein Buch in der prähistorischen Litteratur, so hat dies kürzlich erschienene Werk in der That einem lebhaft und lange gefühlten Bedürfnis entsprochen, so daß es wohl sicher überall, sowohl bei Fachgelehrten, wie bei Laien eine freundliche Aufnahme finden wird.

Abgesehen von einigen bereits vollkommen oder doch zum guten Teil veralteten, das ganze Gebiet der Prähistorie umfassenden Werken gab es bisher unter der wissenschaftlich brauchbaren Litteratur hauptsächlich nur Monographieen, die ein chronologisch oder geographisch mehr oder weniger eng begrenztes Gebiet behandelten, so daß ein allgemeiner Überblick über die ganze prähistorische Zeit und ein eingehendes Studium derselben in mancher Beziehung dadurch außerordentlich erschwert wurde.

Hoernes sucht die Entwickelung des ganzen Menschengeschlechtes und der menschlichen Kultur von den Uranfängen an darzustellen, er verfolgt die verschiedenen Rassen und die zahlreichen Völkerstämme, von denen uns anthropologische oder kulturhistorische Überreste im Schoße der Erde erhalten sind, während der langen Reihe längst vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende und überall in den verschiedenen Zonen der Erde, er beleuchtet das Werden und Vergehen von Völkern und Staaten, von Kunst und Kultur, bis endlich die einzelnen Völker, jedes zu seiner Zeit, aus dem Dunkel der Prähistorie emportauchen und allmählich die Anfänge einer eigenen politischen Geschichte erkennen lassen.

Die ganze Art und Weise, wie der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat, seine große Belesenheit, sowie eingehenden und umfassenden Kenntnisse der verschiedenen Völker des Altertums, der klare, vorurteilsfreie Blick, mit dem er die oft recht wirren und dunkeln Kulturverhältnisse einzelner Völker und die Beziehungen der verschiedenen Völker untereinander überschaut, die große Beobachtung des Materiales, durch die er die charakteristischen Merkmale der einzelnen Kulturen in scharfsinniger Weise herausfindet, verleihen dem Werke einen um so höheren Wert. Dazu kommt ein außerordentlich gewandter, leichter, oft wirklich fesselnder Stil und nicht selten ein gewisser poetischer Anflug, der sehr sympathisch berührt. — Wiederum muß man auch dafür zuweilen allgemeinere, theoretisch gehaltene und philosophierende Exkurse mit in den Kauf nehmen, bei denen zwar wenig positive wissenschaftliche Resultate, aber doch immerhin manche anziehende und gesunde Ideen zu Tage kommen, die wieder zu weiteren Untersuchungen Anregung geben.

Ganz besonders möchte ich in sachlicher Beziehung rühmend hervorheben, daß der Verfasser sich von vornherein von jedem oberflächlichen einseitigen Schematismus freigemacht hat, vielleicht sogar in noch größerem Maße, als es nötig gewesen wäre. Er betrachtet alle die verschiedenen Kulturphasen in objektiver Weise jede für sich und er betont mehrmals sehr richtig, wie ganz verschieden sich die Kulturentwickelung der verschiedenen einzelnen Völker infolge von klimatischen oder politischen Verhältnissen gestaltet hat, wie ganz allmählich sich die mancherlei Fortschritte und Errungenschaften der menschlichen Kultur Bahn gebrochen haben, wie endlich ein ganz allmählicher Übergang überall zwischen den verschiedenen Völkern und Kulturperioden bestanden hat und naturgemäß bestanden haben mußte.

Die allmähliche Ausbreitung der Metallkultur über Europa wird so z. B. in geradezu meisterhafter Weise geschildert. Ein sehr richtiger Standpunkt ist es ferner, daß Italien und Griechenland und außerdem der Orient außerordentlich eingehend und genau behandelt werden, weil wir nur, wenn wir die Verhältnisse des Südens und des Orients, als der Urheimat aller europäischen Kultur, kennen, auch die Charaktereigentümlichkeiten,

Digitized by Google

die Entwickelung und die mannigfachen Variationen unserer älteren Metallkultur verstehen lernen.

Wenn ich außer diesen angeführten noch manche andere Vorzüge des Hoerneschen Werkes gern anerkenne, so kann ich doch auch einige Mängel nicht unerwähnt lassen. Was die Ausstattung anbetrifft, so sind es vor allem die Abbildungen, die der Mehrzahl nach nicht dem heutigen Stande unserer Anforderungen und dem heutigen Stande unserer technischen Hilfsmittel entsprechen, sie sind zum Teil sogar so unklar, daß sie für den Fachmann kaum, für den Laien gar nicht verständlich sind. Das ist allerdings wohl weniger eine Schuld des Autors als der Verlagsbuchhandlung. Schon das Titelblatt, muß ich gestehen, sagt meinem Geschmack wenig zu, es erinnerte mich beim ersten Anblicke unwillkürlich an die Schaufenster recht unordentlicher Trödel- oder Antiquitätenläden in manchen Städten, wo man auch alles Mögliche bunt durcheinander in malerischer Unordnung aufgehäuft sieht. Durch derartige malerische Zusammenstellungen, wie sie so häufig vorkommen, verlieren einzelne Stücke immer an Deutlichkeit, die doch stets bei allen wissenschaftlichen Werken die erste Bedingung sein soll; und geradezu ein schwerer Fehler ist es, wenn bei derartigen Gruppierungen, was ich mehrmals bemerkt habe, nicht einmal dieselben Größenverhältnisse für alle Stücke genommen sind. Wie soll sich da ein Laie, zumal bei teilweise so undeutlichen Zeichnungen, ein klares und zutreffendes Bild von den betreffenden Fundstücken machen können!

Zweitens muß ich gestehen, daß mir der Mangel einer harmonischen Disposition im ganzen Werke denn doch etwas sehr groß erscheint. Die vier älteren Kulturperioden, die ältere und jüngere Steinzeit, die Bronze- und die Hallstätter Zeit werden außerordentlich eingehend auf 628 Seiten behandelt; die wenigstens ebenso interessanten und für ganz Europa ebenso wichtigen drei folgenden Perioden, die La Tènezeit, die römische Zeit und die Völkerwanderungszeit werden dagegen zusammen in einem einzigen 34 Seiten umfassenden Kapitel abgefunden. Die darauf folgende Periode, diejenige nach den Völkerwanderungen, als sich ganz Mittel-Europa in so verschiedene archäologische Provinzen teilte, die alle eine eigenartige nationale Kultur besaßen, wird eigentlich nur so ganz nebenbei erwähnt; den Slawen in Norddeutschland wird eine ganze halbe Seite gewidmet, wenig mehr den Wikingern, Franken und Alemannen; die Bajuwaren und vor allem die Sachsen mit ihrer eigenartigen archäischen Kultur werden gar nicht erwähnt. Selbst über die für das Vaterland des Verfassers so wichtigen Hunnen und Awaren erfahren wir kein Wort.

Und alle diese Völker, alle diese Perioden gehören doch zur Urgeschichte, gehören einer Zeit an, die, wenn auch teilweise durch einige flüchtige und nebelhafte Streiflichter erhellt, doch noch keineswegs als eine historische bezeichnet werden darf. Und was nicht rein historisch ist, fällt unwiderruflich in den weiten und somit gewissermaßen negativen Begriff der Prähistorie oder Urgeschichte.

Auch bei der Bearbeitung der älteren Perioden kommt Nordeuropa und Skandinavien dem Süden Europas gegenüber etwas schlecht weg; so wird z. B., um nur eins zu erwähnen, die reiche sächsisch-thüringische Steinzeitkultur mit ihrer prachtvollen eigenartigen Keramik mit keinem Worte erwähnt, und doch bietet sie in mancher Beziehung vielleicht das Höchste während der ganzen neolithischen Periode. Was einzelne Fragen anbetrifft, so habe ich mich gewundert, daß der Verfasser in betreff der bekannten „paläolithischen" Knochenskulpturen von La Madeleine nicht einmal mit einer Silbe erwähnt hat, daß dieselben doch auch von manchen Seiten und zwar von bedeutenden Autoritäten angezweifelt werden. Wenn man dieselben mit allen übrigen der ältesten Kulturperiode entstammenden Fundstücken, besonders den ganz roh behauenen Feuersteinen vergleicht, so repräsentieren sie in der That doch so vollständig abnorme, geradezu unbegreifliche Erscheinungsformen, daß auch ich an die Echtheit dieser Stücke nicht glauben kann. Wie primitiv erscheinen uns noch die bildnerischen Versuche während der Hallstätter Zeit und der La Tènezeit — abgesehen von den echt etruskischen Sachen —, als eine hohe Kultur in der Metallurgie wie in der Keramik herrschte, und diese fein gearbeiteten Knochenschnitzereien sollten so viele Jahrtausende älter sein, sollten einer Zeit angehören, als alle Waffen und Geräte, die uns außer den zum großen Teile zweifelhaften Knochenartefakten erhalten sind, nur rohe, kaum bearbeitete Feuersteine waren? — Dann möchte ich auch ferner die statistischen und chronologischen Mitteilungen über die älteren Gräberfelder in der Mark Brandenburg, die wohl teilweise auf einer mißverständlichen Auffassung des bekannten Werkes von Voß und Stimming beruhen, sowie die Datierung der nordeuropäischen Haus- und Geschützurnen nicht unterschreiben. Nordeuropa und Skandinavien sind genau ebenso mannigfaltig, wie der Süden Europas, und ich glaube in bezug auf diese Gebiete hat der verehrte Verfasser noch nicht ganz den heutigen Stand der Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange erreicht. Das wird ihm aber wohl niemand ernstlich übel nehmen wollen, da der Verfasser mit vollem Recht von seinem Standpunkte aus sein Hauptaugenmerk nach dem Süden und Osten richtet; er sucht vor allem das Verhältnis des Orients mit den nördlichen Ländern klar zu legen, um so eine breite Basis zu schaffen, auf der die Forscher aller Länder in gleicher Weise weiter bauen können. Vom Orient aber vom Süden kam die Kultur zu den nordischen Himmelsstrichen und in Italien, in Mykenae oder Olympia, in Phönikien oder endlich im Wunderlande der Pyramiden kreuzen sich ja doch einmal die Wege der Archäologen aller Länder Europas.

Dr. M. Weigel.

R. Andree und A. Scobel, Karte von Afrika im Maßstabe von 1:10000000, ausgeführt in der geographischen Anstalt von Velhagen und Klasing in Leipzig. Neue Ausgaben von 1892 mit einer Übersichtskarte des Deutsch-Afrikanischen im 1:5000000 und mit Spezialkärtchen der übrigen deutschen Schutzgebiete, sowie einem Namensverzeichnis.

Von dieser, schon beim ersten Erscheinen (1884) mit großem Beifall aufgenommenen Karte liegt jetzt ein neuer, reich vermehrter und verbesserter Abdruck vor, der in allen seinen Teilen jeder Lobverderung, die man an ein solches Übersichtsblatt stellen darf, vollauf gerecht wird. Die Herausgeber haben keine Mühe gespart, um ihr Werk auf der Höhe zu halten; ausgedehnte Gebiete sind gänzlich neu gezeichnet worden, zunächst im französischen Sudan, wo neben den bereits früher verwerteten Resultaten der Binger'schen Expedition noch mancherlei jüngeres Material zur Benutzung vorlag. Das „traditionelle Kongogebirge" ist durchaus verschwunden; dafür zeigen uns die etwas zu stark markierten Grenzlinien um so augenfälliger das erstaunliche Anwachsen des französischen Besitzes, wodurch bei dem energischen Vorgehen der Kolonialregierung die Mitarbeiter der europäischen Rivalen in Obenguinea sehr gefährdet erscheint. — Für Kamerun sind die neuesten deutschen Ergebnisse, besonders von der Expedition Morgen, gebührend herangezogen, für das Hinterland die Aufnahmen von Crampel und Fourneau, so weit solche als zuverlässig gelten. Im Kongobecken haben die Arbeiten eines Van Gèle und Hadjster, an den Seen die Karten von Höhnel, Peters, Stuhlmann, Junker, Ernst Gedge u. a. das entsprechende Material an die Hand gegeben. Neu ausgestaltet ist ferner die englische Seensone vom Nyassa bis zur Südafrikanischen Republik, während das mit Unrecht so gerühmte Deutsch-Südwestafrika nach Schinz, von Francois und Gürich vielfach berichtet ist. Für Massaua und Hinterland konnten italienische Aufnahmen, für die Capverden portugiesische und für Madagaskar französische Quellen jüngsten Datums benutzt werden. — Die großen Nebenkarten, die im doppelten bis vierfachen Maßstabe der Hauptkarte gehalten sind, bilden eine wertvolle Ergänzung des Werkes, zumal sie die sorgfältigste Korrektur erfahren haben. In der Abgrenzung der Kolonialgebiete, wie der Interessensphären ist allerwärts die möglichste Genauigkeit erzielt, solche Strecken abgerechnet, wo der endgültige Grenzverlauf erst durch besondere Kommissionen geregelt werden soll. Wir denken dabei hauptsächlich an die englisch-portugiesische Grenze im Westen des Marutse-Mambundo-Reiches. Das der Karte vorgedruckte Namensverzeichnis enthält nach unserer ziemlich sicheren Zählung auf 21 fünfspaltig bedruckten Seiten 11700 Namen, gewiß eine schöne Summe, die uns zugleich einen Maßstab für den jetzigen Stand unserer Kenntnis des schwarzen Erdteils liefert. Bei dem billigen Preise von 5 Mark, wird die Andree-Scobelsche Karte daher nicht bloß für den Geographen und Kolonialpolitiker, sondern ebenso sehr für jeden Gebildeten, der nach den Tagesleitungen die Vorgänge in Afrika verfolgen will, von unbedingtem Nutzen sein.

Berlin. H. Seidel.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Die Erforschung des Gebirgslandes zwischen Birma und China ist von den Engländern kräftig in die Hand genommen worden. Dr. Fritz Noetling schreibt uns darüber aus Camp Amber Mines, 5. Februar 1892 (26° 18' nördl. Br. und 96° 30' östl. L.). „Die Postverbindung von hier nach Mandalay durch das von den wilden Kachins bewohnte Land ist höchst unsicher. Es ist fraglich, ob dieser Brief Sie überhaupt erreichen wird, da bisher alle von unserer Expedition abgesandten Briefe verloren gingen. Ich begleite gegenwärtig eine der Expeditionen, welche von der indischen Regierung zur Erforschung der Grenzgebiete Birmas ausgesandt wurden. Fünf dieser Expeditionen erforschen das von den Chins bewohnte Gebirgsland zwischen Birma und Indien. Die sechste Expedition, welcher ich zugeteilt bin, hat die Aufgabe, die Quellen des Chindwin, besonders aber die Bernstein- und Jadegruben zu untersuchen. Die siebente geht den Irawaddi bis zum Zusammenfluß der beiden denselben bildenden Ströme, Mali-Kha und Mai-Kha, hinauf; die achte und neunte arbeiten längs der chinesischen Grenze."

— Von der Expedition Dybowsky sind weitere Nachrichten eingetroffen. Mouvement Géographique vom 20. März veröffentlicht einen Brief Dybowskys an den französischen Residenten in Stanley-Pool, den wir in Übersetzung hier wiedergeben: „Bangui, 27. Dezember 1891. Zwei Worte in Eile; der Bote in der Pirogue geht sogleich fort, und ich bitte Sie, thun Sie alles, was Sie thun können, daß mein Brief, enthaltend Depesche an die Kolonie, so früh wie möglich nach Libreville kommt. Alles ist gut gegangen. Alle Weißen sind wohlauf. Ich habe viele Dokumente und kann jetzt Schritt für Schritt den Marsch Crampels und sein Ende verfolgen. Ich habe das Glück gehabt, auf die Muselmänner zu stoßen, sie anzugreifen, den Tod Crampels zu rächen und wertvolle Dokumente zu erwerben. — Man sagt mir, daß Sie einen Vorstoß nach dem Sangha machen, um so besser. — Trauen Sie den Muselmännern nicht; alle Gefahr liegt bei Ihnen. — Welch schönes und fruchtbares Land ich durchzogen habe! Da wird in Zukunft was zu machen sein. Dybowsky."

— Gegenüber den gehässigen Darstellungen, welche in der letzten Zeit von zahlreichen deutschen und ausländischen Zeitungen über die Zustände im deutschen Ostafrika gegeben wurden, ist es wichtig, die Äußerungen zweier belgischer Offiziere, der Kapitäne Stairs und Jacques, zu vernehmen, welche als Führer der belgischen Antisklaverei-Expedition in zwei getrennten Kolonnen das ganze deutsche Schutzgebiet von der Küste bis nach Tabora und Karema am Tanganjikasee durchzogen haben. Wie Mouvement Géographique meldet, haben beide Reisende der Art und Weise, wie die Deutschen ihre Stationen verwalten, das höchste Lob gezollt. Sie erklären, daß sie überall gute Zustände, sowie die liebenswürdigste Aufnahme und die wirksamste Unterstützung mit Rat und That gefunden haben. Kapitän Jacques hat dies außerdem in einem Dankschreiben, das er beim Verlassen des deutschen Gebietes an den kaiserlichen Gouverneur richtete, ausdrücklich hervorgehoben (vgl. deutsches Kolonialblatt vom 15. März, S. 178). Besonders über die kraftvolle Herrschaft und die umsichtige Verwaltung, die Leutnant Sigl in Karema und Tabora ausübt, äußert sich M. Jacques mit der größten Anerkennung (Mouvement Géographique, 20. März, S. 24). Tabora, das im Februar 1891 von Sigl besetzt wurde, zählt 83 Araber mit ihren Sklaven, 5000 Wanguanasi und mindestens viermal so viel Unjamwesi. Daß es keine leichte Sache ist, eine solche Menge Menschen, welche bisher keinen anderen Herrn als ihre eigene Laune gekannt haben, mit 70 Leuten, wovon kaum ein Drittel reguläre Soldaten sind, und einem Feldgeschütz in Zucht und Ordnung zu halten, ist wohl klar. Der deutsche Kommandant wird hierbei kraftvoll unterstützt durch einen intelligenten Araber, namens Suf-ben-Saad, welcher den Titel Wali hat und von der deutschen Reichsregierung bezahlt wird. — Interessant ist auch die Mitteilung Jacques', daß das Zweirad bereits bis nach Tabora gedrungen ist. Jacques sah auf dieser Station zwei englische Missionare ankommen, welche einen Teil ihrer Reise auf diesem in Afrika bisher noch wenig angewandten Verkehrsmittel zurückgelegt hatten.

— Von der Expedition Brazza (oben S. 79) sind in Libreville Nachrichten eingetroffen. Brazza befand sich am 2. Januar 1892 in dem Posten Dschembe. Er hat dort mehrere Tage zugebracht und dann seine Route nach dem Norden fortgesetzt. Der Kapitän Decoeur mit seinen Senegalesen folgte der Expedition in einem Abstande von wenigen Tagereisen. Brazza hatte die Absicht, bis nach den Stromschnellen von Kania hinaufzusteigen und dort einen neuen vorgeschobenen Posten zu gründen.

— Über ein mächtiges Lager von Erdpech an der Küste von Venezuela berichtet M. Fortin, Bergingenieur, in den Comptes Rendus de la Société de Géographie 1892, p. 85. Das Lager ist 2500 bis 3000 h groß und wie das auf Trinidad geradezu unerschöpflich zu nennen, da alles Pech, das am Tage entfernt wird, sich des Nachts von selbst wieder ersetzt. Es gehört der Art an, die von den Engländern als glance pitch bezeichnet wird. — M. Fortin berichtigt bei dieser Gelegenheit zugleich einen geographischen Fehler der sich auf allen Karten von Venezuela findet. Dieses Erdpechlager ist nämlich im Golf von Paria an der Stelle gelegen, wo auf den Karten eine Insel mit dem Namen de la Brea verzeichnet steht, die anscheinend durch einen ziemlich weiten Kanal vom Festlande getrennt ist. Eine solche Insel existiert nun dort überhaupt nicht, und der Irrtum ist wohl nur dadurch zustande gekommen, daß verschiedene Gebiete in der Nähe des Lagers in der Regenzeit in der Regel von Wasser überschwemmt werden. Das Lager ist von dem Dorfe Guariquen vollkommen trockenen Fußes zu erreichen.

— Die Bulalakaunos von Masbate und Ticao (Philippinen). Einige spanische Autoren erzählen von wilden Eingeborenen der Inseln Masbate und Ticao und geben ihnen den Namen Bulalakaunos, denselben Namen, den auch eine Völkerschaft der Calamiancengruppe führt. Zwischen diesen beiden Stämmen existiert keine engere Verwandtschaft und es scheint überhaupt ein Stamm dieses Namens auf Masbate und Ticao gar nicht zu existieren, sondern nur durch einen Irrtum des Sr. Beamonte in die ethnographische Litteratur eingeführt worden zu sein. (Untersuchungen des spanischen Arztes V. Muñoz Barreda.)

Herausgeber: Dr. A. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 17.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Der „Great Dismal Swamp".

Von Dr. W. Kobelt.

Von der Oberfläche der Vereinigten Staaten diesseits der Felsengebirge werden nach einem ungefähren Überschlag der Geological Survey mindestens 260 000 qkm von Sümpfen eingenommen. Ein guter Teil derselben liegt innerhalb des zur Eiszeit vergletscherten Gebietes, zwischen den Moränen oder den Bodenwellen der ehemaligen Grundmoräne; es sind die Überreste von Seen, die in derselben Weise vom Torf erfüllt wurden, wie in Deutschland. Die ausgedehntesten Sumpfflächen trifft man aber an der atlantischen Küste und diese nehmen schon deshalb ein ganz besonderes Interesse in Anspruch, weil sie sich, analog den Bildungsstätten der Steinkohle, der Meeresküste entlang und nicht in geschlossenen Becken gebildet haben. Ihr Gebiet beginnt südlich von der Mündung des Potomac. Es fehlt zwar nördlich derselben auch nicht an sumpfigen Küstenstellen, aber sie sind von geringerer Ausdehnung und durch die tiefer eingeschnittenen Wasserläufe mehr oder minder entwässert; auch läßt der strenge Winter in diesen Breiten eine so üppige Entwickelung der eigentlichen Sumpfvegetation nicht zu, wie sie für die Torfbildungen weiter südlich charakteristisch ist.

Die ganze Meeresküste südlich von New York zeigt den Charakter eines in relativ neuerer Zeit gehobenen Meeresgrundes, aber diese Charaktere sind durch den Einfluß der fließenden Gewässer in sehr verschiedener Weise modifiziert. In ganz New Jersey ist der Abfall noch steil genug, um jede Ansammlung von stehendem Wasser zu verhindern. Im nördlichen Virginien wird die Neigung schon geringer, besonders südlich vom James River; indes beträgt sie immer noch zirka 50 cm auf die englische Meile. Die Verhältnisse bleiben sich auch weiter südlich gleich, aber von Suffolk an fällt die Ebene mit einer steilen, als altes Ufer deutlich erkennbaren Böschung gegen ein niederes ebenes Vorland ab, das fast keinen Fall mehr hat und sich als später gehobener Meeresgrund charakterisiert. Auf diesem nach dem Meere hin durch eine schwach gehobene Sandschwelle begrenzten Gebiete liegt der nördlichste und typischste der großen Küstensümpfe, der Great Dismal Swamp. Herr N. S. Shaler von der U. S. Geological Survey hat ihm ein eingehendes Studium gewidmet und seinem Bericht[1]) entnehmen wir die nachfolgenden Mitteilungen.

Der Dismal Swamp nimmt die Halbinsel ein, welche, gerade auf der Grenze zwischen Virginien und Nordcarolina liegend, nördlich von den südlichsten Zweigen der Chesapeakebai, südlich vom Albemarle Sound begrenzt wird. Nach dem Lande hin wird sie scharf abgeschnitten durch das oben erwähnte alte Meeresufer, das Shaler nach dem ihm teilweise entlang fließenden Flusse Nansemond Escarpment nennt. Dasselbe dacht sich landeinwärts etwas ab zu einer sumpfigen Niederung, aus der nordwärts der Nansemond River, südwärts der Chowan River entspringen. Im Bereich des Sumpfes liegen die Städte Suffolk, die Schwesterstädte Portsmouth und Norfolk, im Süden Elizabeth City und Hertford. Die Ostküste wird durch eine flache schmale Nehrung gebildet, hinter welcher der Currituck Sound tief ins Land dringt, indes erstreckt sich der eigentliche große Sumpf nicht bis zur Küste, sondern wird schon früher durch eine niedere Sandwelle begrenzt, längs deren die Bahnlinie Norfolk — Elizabeth City verläuft. Von Süden her dringen die eigentümlichen fjordartigen schmalen Buchten, die für diesen Teil der amerikanischen Ostküste so charakteristisch sind, bis in den Sumpf hinein vor; man bezeichnet sie als River, obschon sie ohne Zufluß von innen plötzlich stumpf enden; sie sind geologisch von hohem Interesse, besonders dadurch, daß sie erheblich tiefer sind, als das Meer vor ihnen.

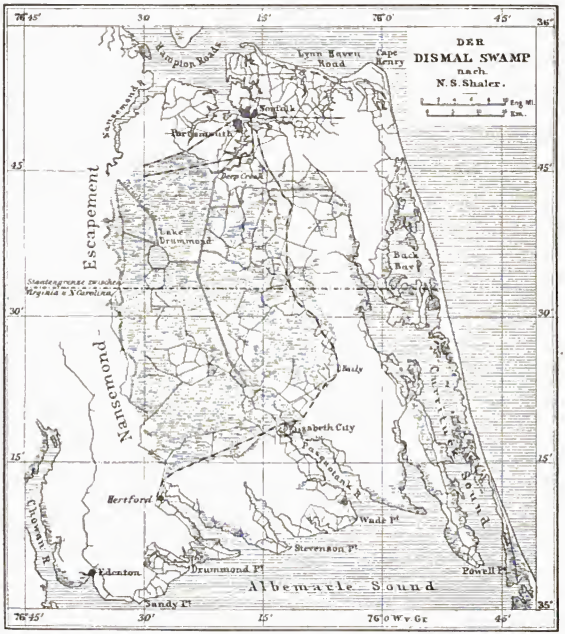
Die Unterlage des Sumpfes besteht, soweit einige Aufschlüsse an seinen Rändern erkennen lassen, aus pliocänen Schichten; es wurden in ihnen 29 Arten Mollusken gesammelt, die bis auf fünf alle noch lebend vorkommen, während die ausgestorbenen für das Pliocän von Südcarolina

[1]) General Accounnt on the Fresh Water Morasses of the United States with a description of the Dismal Swamp District of Virginia and North Carolina, by Nathaniel Southgate Shaler. In Tenth Rep. U. S. Geological Survey 1888/89. Mit Karten, zwölf Ansichten und zahlreichen Diagrammen.

Digitized by Google

und Florida charakteristisch sind. Die Schalen sind vorzüglich erhalten und beweisen, daß die betreffenden Schichten in seichtem, ruhigem Wasser abgelagert wurden, die Tiefe kann nicht über 30 m betragen haben, heute liegen die Schichten 10 m über der Meeresfläche und zeigen deutliche Spuren, daß sie früher noch etwas höher lagen. Das muß allerdings stattgefunden haben vor der Bildung der Nansemond-Küstenlinie. Es haben hier offenbar sehr bedeutende Schwankungen in der Höhe des Meeresspiegels stattgefunden. Der alte Strand, den heute der Sumpf bedeckt, konnte nur bei einem um 9 m höheren Wasserstande gebildet werden.

Zur Zeit, wo die Besiedelung dieser Gegenden begann, war das Moor unzweifelhaft in raschem Vordringen begriffen und erstreckte sich nach Norden und Süden über seine heutigen Grenzen hinaus. Ein Drittel ist seitdem der Kultur genommen worden, aber seit der Mitte dieses Jahrhunderts ist man an der eigentlichen natürlichen Grenze des



Moores angelangt und seitdem ein Stillstand eingetreten, da kleine oberflächliche Kanäle zur Entwässerung nicht mehr genügen. Es bleiben reichlich noch 3900 qkm zu erobern. Quer durch diese Fläche hindurch führt der Dismal Swamp-Kanal, der von Deep Creek am James River nach South Mills am Albemarlesund führt. Er ist 53 km lang und hat über eine Million Dollars gekostet, zur Zeit seiner Erbauung am Anfang des Jahrhunderts eine große Summe, dient aber mehr der Schiffahrt als der Entwässerung. Ja er hat die Entwässerung eigentlich geradezu erschwert, denn sein Wasserspiegel wird durch Schleusen in einem etwas höheren Niveau gehalten, als er vor der Anlage hatte, und seine Einfaßkämme haben keine Durchlässe und verhindern deshalb den Abfluß aus der westlichen Hälfte des Sumpfes. Der Kanal, 15 m breit und 3,6 m tief, hat 75 Jahre lang der Küstenschiffahrt sehr gute Dienste geleistet; jetzt ist er allerdings durch einen neuen, näher der Küste verlaufenden [1]) überholt. Er könnte somit jetzt für die Entwässerung benutzt werden. In der That

[1]) Derselbe ist auf der beigegebenen Kartenskizze nicht eingetragen.

hat ein unternehmender Yankee an dem genau in der Mitte des Kanals liegenden Wallaceton Post-office einen Tunnel unter dem Damm durchgeführt und dadurch beinahe 5 qkm der Westhälfte soweit entwässert, daß sie überraschend reiche Maisernten bringen. Da die Dämme aber auch den Zufluß von Westen her absperren, ist die Osthälfte erheblich trockener geworden und gestattet in ihren höheren Teilen schon jetzt in den meisten Sommern lohnenden Anbau.

In der Westhälfte liegt der merkwürdige See Lake Drummond, den unsre Abbildung darstellt, ein ausgedehntes flaches Wasserbecken, nirgends über 2 m tief. Der Sage nach entstand es in einem besonders trockenen Sommer durch einen Moorbrand, welcher den ausgetrockneten Torf bis tief hinein ausfraß. Shaler bezweifelt indes diese Entstehung. Moorbrände sind zwar im Dismal Swamp durchaus keine seltene Erscheinung, und bilden auch Löcher, die sich mit Wasser füllen, aber doch nur in den peripherischen trockeneren Teilen. Der See scheint vielmehr der letzte Rest einer ehemals viel größeren Wasserfläche zu sein, die nach und nach durch Torf und sonstige Vegetation eingeengt wurde, eine Erscheinung, wie wir sie überall an verlorfenden Seen beobachten können. In der That rückt die Vegetation auch heute noch langsam in den See hinein vor.

Der ganze Dismal Swamp war früher von dichtem Wald überdeckt. Wo der Boden sich ein klein wenig über die Umgebung erhebt, haben sich Nadelhölzer angesiedelt, ausschließlich die auch sonst im Südosten der Vereinigten Staaten wachsenden Arten. Die Erhebungen sind oft so unbedeutend, daß man sie ohne genauere Vermessung eben nur an der Nadelholzvegetation erkennt. Für die tieferen Stellen sind drei Baumarten charakteristisch. Strecken, die im Sommer mehr oder minder austrocknen, sind mit Wachholder (Juniperus virginiacus) bewachsen, in der feuchteren teilen sich die bald cypress (Taxodium distichum) und der black gum (Tupulo). Die beiden letzteren haben sich ihrem Standort geradezu wunderbar angepaßt. Die Cypresse wächst in dauernd überschwemmtem Grunde, wo ihre Wurzeln ohne besondere Vorrichtungen niemals mit der Luft in Berührung kommen können. An solchen Stellen treiben die Wurzeln überall eigentümliche, nach oben gerichtete Fort-

Ostufer des Lake Drummond. Aus „Tenth Report of the U. S. Geological Survey“.

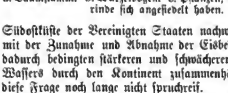
sätze (knees) bis an die Oberfläche, in deren Spitzen ein Austausch mit der Luft möglich ist. Sie thun das aber nur an Stellen, die während der Vegetationszeit dauernd unter Wasser stehen; derselbe Baum entwickelt sie, wenn er am Rande einer feuchten Stelle steht, nur auf einer Seite, auf der andern trockenen nicht oder nur in Andeutungen. Im Dismal Swamp werden sie selten über 2 m hoch, im Mississippithal, wo die Überschwemmungen höher sind, beobachtet man Knies von der doppelten Höhe. Der black gum weis seinen Wurzeln die Wohlthat der Berührung mit der Luft in andrer Weise zu sichern; dieselben erheben sich in wellenförmigen Bogen, welche mit ihren Scheiteln über die Oberfläche hinausragen und sich hier meist mit einer dichten Decke einjähriger Gewächse, die in der Rinde wurzeln, bedecken. An ihnen kann man sofort die durchschnittliche Höhe der Sommerüberschwemmung erkennen. Mitunter bilden sie mehrere Fuß hohe Schlingen, doch nie solide „knees“, wie bei der Cypresse. Merkwürdigerweise treten beide Erscheinungen erst bei stärkeren Bäumen auf und laufen parallel mit einer Verdickung des Stammes innerhalb der Krone; die Cypresse ist oft in der Höhe noch einmal so stark, als 3 m über dem Boden, manchmal sogar dreimal so stark. (Abbildungen siehe S. 260).

Auch das Tierleben ist in mancher Hinsicht eigentümlich. Da keine nutztragenden Bäume vorkommen, fehlen auch die Eichhörnchen und ihre Verfolger; ebenso meiden Fuchs und Wolf den Sumpf. Dagegen ist der Bär hier häufiger als irgendwo sonst in den Oststaaten; gegen 200 werden durchschnittlich jährlich erlegt. Das Wild, das sie jagen, ist eine verwilderte Rindviehrasse, die sich seit Jahrhunderten im Sumpf erhält, kleine, flinke, meist schwarze Tiere, welche in Herden von 20 bis 30 Stück herumstreifen. Einzelne Tiere kommen, durch Salz angelockt, mitunter in das kultivierte Land und schließen sich den zahmen Herden an. Die Bullen scheuen den Kampf mit dem Bären nicht und sind auch für den Jäger gefährliche Gegner. Andres Wild ist selten, auch Vögel sind nicht übermäßig häufig; Schlangen sind zahlreich, aber von dem Alligator, der nach manchen Autoren in Unmasse den Sumpf bevölkern soll, weis Shaler nichts zu melden, sein Reich beginnt erst weiter südlich.

Digitized by Google

Ein besonderes Interesse für den Geographen und den Geologen bietet die alte Küstenlinie des Nansemond Escarpment. Vor allem fällt hier der vollständige Mangel von Dünenbildungen auf, die sonst von Kap Henry bis Kap Florida nirgends fehlen. Vielleicht wehten zur Zeit der Küstenbildung hier vorherrschend Westwinde, und war das Klima viel feuchter; eine andre Erklärung ist schwer zu finden. Hinter der Küstenlinie haben verschiedene Flüsse Einsenkungen ausgehöhlt, ein Beweis, daß damals die Ebene höher lag, denn heute schneiden dieselben Flüsse nicht mehr ein.

Hieraus und aus den sonstigen Erscheinungen am Nansemond Escarpment entwickelt Shaler folgende Geschichte dieses Küstenteils der Vereinigten Staaten. In der Pliocänzeit stand das Meer mindestens 30 m höher als heute und reichte bis zum Fuße des alten Gebirgslandes. Dann folgte eine Erhebung des Bodens über die gegenwärtige Höhe hinaus und die heutigen Flußthäler bildeten sich. Wieder folgte ein Sinken, währenddessen sich auf den Pliocänschichten jüngere, versteinerungsleere Sande ablagerten, dann eine Hebung, welche die Bildung eines neuen schwächeren Thalsystems zur Folge hatte, und wieder eine Senkung, die zur Entstehung der alten Küstenlinie führte. Diese Periode muß ziemlich lange gedauert haben und wurde von einer Hebung gefolgt, durch welche der heutige Zustand entstand. Derselbe viermalige Wechsel von Hebung und Senkung des Wasserspiegels läßt sich längs der ganzen

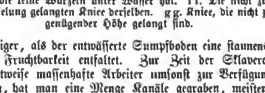


Schematischer Durchschnitt der Wurzelbögen des Black gum.
a. Baumstamm. b. Wurzelbögen. c. Pflanzen, die in der Wurzelrinde sich angesiedelt haben.

Südostküste der Vereinigten Staaten nachweisen. Er mag mit der Zunahme und Abnahme der Eisbedeckung und der dadurch bedingten stärkeren und schwächeren Anziehung des Wassers durch den Kontinent zusammenhängen, doch ist diese Frage noch lange nicht spruchreif.

Daß sehr bedeutende Niveauveränderungen in verhältnismäßig neuer Zeit an der amerikanischen Küste stattgefunden haben, beweisen auch, wie Shaler sehr hübsch auseinandersetzt, die tiefen fjordartigen Einbuchtungen, in welche vom Delaware bis zum Rio Grande del Norte alle amerikanischen Flüsse münden oder früher mündeten, und zu denen auch die Rivers der Dismal Swamp-Region gehören. Sie können nichts anderes sein, als alte Flußthäler, welche ausgetieft wurden, als der Meeresspiegel erheblich tiefer stand; sie sind deshalb auch alle tiefer als die anstoßenden Meeresflächen, soweit sie nicht durch moderne Deltabildungen ausgefüllt sind. Wo man in den ausgefüllten Sunden Bohrungen vorgenommen hat, konnte man sich überzeugen, daß früher die größere Tiefe vorhanden war; im Mississippidelta betragen die Ablagerungen über 200 m. Diese Niveauveränderung ist auch die Ursache davon, daß mit Ausnahme des Mississippithales noch keiner der amerikanischen Ströme ein Delta gebildet hat, das über die Ufersinie vorspringt; sie haben alle noch an der Wiederausfüllung ihrer alten Thäler zu arbeiten. Nur dem Vater der Ströme ist es gelungen, nicht nur den Thalgolf, der bis über die Ohiomündung reichte, auszufüllen, sondern auch sein Delta noch weit in den Mexikanischen Meerbusen hinein vorzuschieben. Dafür, daß die Senkung noch fortdauert, führt Shaler eine Beobachtung von Harrod an, der am Südrande des Deltas aufrecht stehende Cypressen mehrere Fuß unter der gegenwärtigen Ebbelinie beobachtete. Der Boden, auf dem sie wurzelten, mußte sich also während ihres Lebens um einige Fuß gesenkt haben. Der Beweis scheint indessen nicht ganz einwandfrei; die Senkung kann auch auf einem Setzen des lockeren Bodens beruhen. Für die Senkung größerer Flächen infolge des Erdbebens von 1812 hat Shaler selbst den Beweis erbracht, daß sie nur durch einen solchen Vorgang zustande gekommen sind. Die damals entstandenen ausgedehnten Seen von Reelfoot und Obron auf der Grenze zwischen Kentucky und Tennessee nehmen die Stelle eines alten Mississippilaufes ein, eines Altwassers (moat), das durch Torf und eingeschwemmte Pflanzenmasse ausgefüllt und von jüngeren Anschwemmungen überdeckt wurde. Bei der heftigen Erschütterung setzte sich die Ausfüllungsmasse, und da die Senkung tief genug war, um die versinkenden Cypressen und black gums zu töten, entstanden offene Wasserflächen, die heute noch existieren, aber in hundert Jahren wahrscheinlich durch neue Einschwemmungen und Torfbildung wieder ausgefüllt sein werden.

Die Vereinigten Staaten denken natürlich nicht daran, eine Fläche von 1500 square miles (= 3800 qkm) mitten in ihrem bevölkertsten Teile unbenutzt liegen zu lassen, um



Durchschnitt, welcher die Entwickelung der Taxodium-Knice darstellt.
a. Wasserspiegel zur Zeit des höchsten, b. des niedrigsten Standes. c. Cypresse mit sämtlichen Wurzeln unter dem Wasser. d. Cypresse mit einem Teil ihrer Wurzeln unter dem Wasser. e. Cypresse, die keine Wurzeln unter Wasser hat. f f. Die nicht zur Entwickelung gelangten Knice derselben. g g. Knice, die nicht zu genügender Höhe gelangt sind.

so weniger, als der entwässerte Sumpfboden eine staunenswerte Fruchtbarkeit entfaltet. Zur Zeit der Sklaverei, wo zeitweise massenhafte Arbeiter umsonst zur Verfügung standen, hat man eine Menge Kanäle gegraben, meistens zu flach und ohne jedes System; seit 1864 hat eine geregeltere Thätigkeit begonnen, daß eine völlige Austrocknung möglich ist, unterliegt keinem Zweifel; selbst der Boden von Lake Drummond liegt noch über dem Meeresspiegel und das durchschnittliche Gefälle des Bodens beträgt etwa 50 cm auf die englische Meile; Kanäle von 1,2 m Tiefe würden also noch einen kräftigen Strom bei 1 m Wassertiefe haben. Der Boden bietet keine Schwierigkeiten und hält in den Dämmen gut zusammen. Schon durch die Entfernung der Schleusen in dem doch wenig mehr gebrauchten Hauptschiffahrtskanal, und in dem Jericho-Kanal, welcher den Drummondsee mit dem James River verbindet, würde ein hübsches Stück Land trocken gelegt werden; der Wasserspiegel fiel dann um 1,5 m, was für vier Meilen westlich und zwei Meilen östlich genügen würde, vorausgesetzt, daß man an den Kanaldämmen Durchlässe anbrächte. Durch Vertiefung des Kanales könnte man aber den Wasserspiegel um etwa 4 m erniedrigen und dadurch nahezu den ganzen Sumpf für die Kultur gewinnen und sich gleichzeitig eine ausgezeichnete Straße für den Transport der landwirtschaftlichen Produkte erhalten, welche durch kleinere Seitenkanäle allen Ansiedlern zugänglich gemacht werden würden. Die Rentabilität eines der-

Digitized by Google

artigen Unternehmens steht außer allem Zweifel, das ganze Sumpfgebiet ist heute noch Staatseigentum. Der Ertrag an Holz ist ganz bestimmt niedriger, als 100000 Dollars jährlich, und nimmt infolge der Raubwirtschaft und der Untergrundbrände von Jahr zu Jahr ab. Dagegen liefert der kultivierte Boden geradezu staunenswerte Erträge. Die Umgebung von Norfolk ist heute schon einer der wichtigsten Gartendistrikte Amerikas und beteiligt sich in hervorragender Weise an der Versorgung der Großstädte mit Obst und Gemüse. Näher am Sumpf wird der Boden erheblich fruchtbar und man schlägt den Reinertrag des Acre mit 100 Dollars an. Das gebe für die Gesamtoberfläche des Dismal Swamp etwa 16 Millionen, eine Summe, die schon eine kleine Kapitalaufwendung wert ist. Heute schon sind in Nordamerika gegen 100000 Acres des schlechtesten Moorbodens für die Kultur der Cranberry (Vaccinium macrocarpum) verwendet, einfach, indem man die obere Torfdecke entfernt, die Fläche mit Sand überführt und gelegentlich überschwemmt, dafür wären die nicht allzu weit von der alten Küstenlinie liegenden Teile ganz vorzüglich geeignet, da ihnen aus den höher liegenden Mooren westlich derselben bequem das nötige Moorwasser zugeführt werden kann. Mit der Malaria würden die Ansiedler im eigentlichen Sumpfgebiet wahrscheinlich weniger zu kämpfen haben, als in vielen andern neubesiedelten Ländern, jedenfalls sehr viel weniger, als in der Küstenzone der Südstaaten.

Das westindische St. Vincent.

Reiseerinnerungen von Dr. med. Ernst H. L. Krause. Kiel.

Die Reihe der Kleinen Antillen von Grenada bis St. Christoph, welches die Engländer Kitts nennen, macht auf den Reisenden einen gleichförmigen Eindruck, dagegen ist das Aussehen der nach Osten dieser Kette vorgelagerten Inseln Barbados, Marie Galante u. s. w. ein ganz andres. Beide Inselreihen unterscheiden sich sowohl durch die verschiedene Gestaltung und Zusammensetzung ihres Bodens, als durch dessen verschiedene Benutzung. Am meisten weichen in ihrem landschaftlichen Gesamteindruck voneinander ab St. Vincent und Barbados. Erstere Insel ist gebirgig und bewaldet, letztere flach und angebaut. Eine Schilderung von Barbados ist in Bd. 60 enthalten.

Während jene Insel zur Zeit die bestkultivierte unter den Kleinen Antillen ist, ist St. Vincent — ich will nicht sagen die wildeste — aber jedenfalls die, welche am meisten von ihrer ursprünglichen Natur bewahrt hat.

Die Zustände auf St. Vincent sind ohne Kenntnis der Geschichte nicht leicht verständlich, es soll deshalb ein kurzer Überblick über diese der Schilderung vorausgeschickt werden. In den Kämpfen der Engländer und Franzosen um die Kleinen Antillen wurde Vincent von beiden Nationen mehrmals besetzt, verblieb aber beim Friedensschluß stets den eingeborenen Karaiben, weil keine der streitenden Mächte der andern den Besitz dieser Insel zugestehen wollte. Erst ein Jahrzehnt nach dem Ende des siebenjährigen Krieges wurde sie englische Kolonie, doch blieb auch dann noch das meiste Land in den Händen der Indianer. Eine im Jahre 1773 aufgenommene Karte (die übrigens 1890 noch die neueste war, welche das Hafenkapitanat in Kingstown besaß) zeigt, daß damals nur die Süd- und Westküste ungefähr von Calliaqua bis Malibou englisch war, während der Rest karaibisch blieb. Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts wurden die Urbewohner nach hartem Kampfe unterworfen und dann deportiert bis auf wenige Familien, deren Nachkommen noch an der Nordostküste sitzen. Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hat wiederum der Krieg mit Frankreich die Insel in Mitleidenschaft gezogen. Dann hat St. Vincent einige Bedeutung gewonnen. Aber die Zeit von Trafalgar bis zur Aufhebung der Sklaverei hat nicht ausgereicht, hier eine ausgebreitete und dauerhafte Kultur durchzuführen.

Noch jetzt ist Kingstown auf St. Vincent der Sitz des Administrators und des Oberrichters, zu deren Bezirk Barbados gehört. Aber wirtschaftlich ist Vincent verkommen und ganz von Barbados abhängig. Die europäische Post geht über Barbados; Eis, Kartoffeln und viele andre Dinge, welche von Nordamerika und Europa [1]) eingeführt werden, erreichen Vincent nur durch den Zwischenhandel von Barbados und sind dort oft viermal teurer, als auf der im Verkehrsmittelpunkte gelegenen Nachbarinsel.

Die Ausdehnung St. Vincents beträgt von Nord nach Süd etwa drei, von Ost nach West nicht ganz zwei deutsche Meilen. Im allgemeinen macht die Insel den Eindruck eines bewaldeten Berglandes. Nahe der Nordspitze erhebt sich der Vulkan Soufriere bis zu einer Höhe von fast 1300 m, von da erstreckt sich eine Bergkette nach Süden, deren Höhe zwischen 400 und 800 m schwankt. Die Ausläufer und Abzweigungen des Mittelgebirges treten vielfach in einer Höhe von 80 bis 200 m nahe an die Küste heran. Dazwischen finden sich größere Thalmulden besonders im Süden bei Calliaqua, im Westen bei Chateaubelair und besonders im Nordosten zwischen Georgetown und der Owiabai. Dem entsprechend wechseln an der Küste steile Felsenufer ab mit sandigen Buchten.

Für den überseeischen Verkehr eignet sich nur ein Hafen, der der Hauptstadt Kingstown im Südwesten. Kleine Fahrzeuge können in die tiefer eingeschnittene Bucht von Chateaubelair im Nordwesten einlaufen. Endlich hat auch Calliaqua eine leidliche Rhede für Küstenfahrer. Die Ostküste ist unter dem Einfluß des Passatwindes beständiger Brandung ausgesetzt, nur geübte Bootsführer können hier landen. Die Karaiben sollen in dieser Hinsicht äußerst tüchtig sein, und nur deshalb hat man einige von ihnen auf der Insel behalten.

Die Zahl der Bewohner von St. Vincent beträgt etwa 14000, davon entfallen 5000 bis 6000 auf die Hauptstadt Kingstown. Weiße giebt es nur ungefähr 100. Sie sind überwiegend Großbritannier, und zwar meist Schotten. Auch Iren sind darunter. Mehrere Familien sind französischer Abstammung, aber vollständig anglisiert. Portugiesen sind über die ganze Insel verbreitet, die meisten größeren Kaufläden sind in ihren Händen. Die Hauptmasse des Volkes besteht in Kingstown aus Mulatten aller Schattierungen, in andern Gegenden überwiegen Vollblutneger. Ostindische Arbeiter sollen zeitweise eingeführt sein, jetzt sind Kuliansiedelungen nicht vorhanden. Einzelne Chinesen leben als Handwerker auf der Insel. Die schon erwähnten Reste der Karaiben sind stark mit Negerblut vermischt.

[1]) Die Kartoffel gilt in ganz Nord- und Mittelamerika als ein europäisches Produkt. In den Vereinigten Staaten wird sie als „irish potatoe“ gebaut, nach Westindien wird sie meist aus Frankreich eingeführt.

Digitized by Google

Kingstown liegt an einer kaum eine Viertelmeile tiefen und nur wenig breiteren Bucht, welche seitlich von 100 bis 200 m hohen Hügelketten eingefaßt wird. Drei Hauptstraßenzüge verlaufen parallel zum Strande, sie sind breit und reinlich, der Fahrdamm ist chaussiert. Die Häuser haben meist ein aus Steinen aufgeführtes Untergeschoß, darüber ein aus Holz gezimmertes Stockwerk, welches über das Trottoir hinübergebaut ist. So werden die Bürgersteige den Laubengängen ähnlich, wie man sie in Südtirol und der Lombardei sieht. Die Dächer sind mit Schindeln gedeckt.

Eine englische Kathedrale, eine wesleyanische und eine katholische Kirche nebst den Bethäusern einiger kleinerer Sekten unterbrechen die Eintönigkeit der Straßen. Auch einige Geschäftslokale, die Bank, die Häuser der Post und der Telegraphenverwaltung, ein Krankenhaus und die Wohnungen einiger Beamten sind von soliderer Bauart und größerem Umfange. Der Administrator, der Oberrichter und manche andre europäische Familien wohnen außerhalb. Die Mitte der Stadt bildet ein kleiner ungepflasterter Markt, dem einige stattliche Bäume zur Zierde gereichen. Einige Schutzdächer von Wellblech stellen primitive Markthallen dar.

Auf Fremdenverkehr berechnet ist die Stadt in keiner Weise. Da ist eine Schenke mit zwei Billards und drei kleinen Tischen, das Klublokal der Engländer, außerdem ein kleines, recht primitives Hotel.

Die schwarzen Bewohner der entfernteren Dörfer haben kleine, hölzerne Hütten, welche auf Pfählen stehen. Sie sind den barbadenser Häuschen ähnlich, an Stelle der Steinpfeiler sind Holzpfähle getreten.

Recht gute Landwege verbinden die Küstenorte, wenigstens bis Calliagua im Süden und Chateaubelair im Norden, mit der Hauptstadt. Für den Personenverkehr hat man Wagen, mehr aber Reitpferde, Lasten transportiert man auf Maultieren. Indessen sind die Verbindungen über Land sehr mittelmäßig, weil den Bodenverhältnissen entsprechend oft große Umwege gemacht werden müssen. Die Hauptstraße verläuft fast parallel der Küste, allen Buchten und Vorsprüngen sich anpassend. So wird denn die Bootsverbindung meist bevorzugt. In den Häfen von Kingstown und Chateaubelair sind Landebrücken für Boote vorhanden, aber selbst in Kingstown können nicht einmal Schuner löschen und laden ohne Vermittelung von Booten. Meist werden die Waren gar nicht über die vorhandenen Brücken ein- und ausgeschifft, sondern man verankert die Lastboote in der wenig heftigen Brandung und trägt die Sachen durchs Wasser. Die Neger sind zu dieser Arbeit sehr geschickt, so daß nur selten Waren durch Wasser Schaden leiden.

An den kleineren und weniger geschützt liegenden Orten ist Landung nur mit Brandungsbooten möglich und für Ungeübte nicht ungefährlich.

Wie ich schon sagte, ist der Handelsverkehr von St. Vincent ganz unbedeutend. Alle 14 Tage einmal kommt ein Dampfer mit der europäischen Post von Barbados, läuft nach den südlichen Nachbarinseln weiter und kehrt wieder über St. Vincent nach Barbados zurück. Es ist nur ein Zwischenfahrer zwischen einzelnen Inseln, die von Europa kommenden und dahin bestimmten Güter müssen in Barbados umgeladen werden. Kleine Schuner vermitteln einen häufigeren Verkehr mit Barbados und den Grenadinen. Die Ausfuhr von St. Vincent besteht in wenig Zucker und etwas Arrowroot. Wegen seiner Stille wird der Hafen von Kingstown von Kriegsschiffen, besonders auch deutschen, gern zu längerem Aufenthalt benutzt.

Mannigfach und in die Augen fallend sind die Zeichen des abnehmenden Wohlstandes und wirtschaftlichen Rückgangs. Manches Haus in Kingstown ist verfallen oder im Verfall begriffen, infolgedessen sind die Bürgersteige unter den Überbauten oft lückenhaft und uneben. — Daß in den Straßen sich Schweine und Federvieh herumtreiben, ist am Ende nicht von Belang. Aber einen schlimmen Eindruck machen die Landebrücken, deren Holzwerk zwischen Wind und Wasser fast durchgefault ist. Ein Zeichen der zentralen Lage und wirtschaftlichen Wichtigkeit der Insel war einst ein großer botanischer Garten. Er ist vor einiger Zeit nach Trinidad verlegt. Am schlimmsten sieht es bei den weißen Grundbesitzern aus. Da sehen wir zwischen ruinenhaften Wirtschaftsgebäuden ein altes Herrenhaus: es hat steinerne Eckpfeiler, und die dem Winde zugekehrte Ostwand ist ganz aus Stein gemauert, die drei andern Seiten bestehen größtenteils aus Brettern, dem Ganzen sieht man an, daß für Ausbesserungen lange nichts aufgewandt ist. Eine hohe Steintreppe führt zur Thür, wir treten ein; der Vorplatz war einst gepflastert, jetzt liegen einzelne Fliesen regellos umher, und dazwischen zeigen sich beträchtliche Erdlöcher. Die Zimmer sind Muster von Unordnung und Unsauberkeit. Die Herrin des Hauses, eine alte Dame, erzählt, sie hätte einst bessere Tage gesehen, ihr Vater sei aus Wales gekommen und hab ein reicher Mann geworden, denn die Arbeit sei von Sklaven um geringen Lohn geleistet, und der Zucker habe hoch im Preise gestanden. Damals hat es in dem nun so oden Hause Bälle und große Gesellschaften gegeben, und die Tochter ist in England vornehm erzogen. Dann kam die Aufhebung der Sklaverei und dazu die Entwertung des Zuckers. Der alte Herr hat noch bis zu seinem Tode gut leben können, aber den Erben hat er nichts zurückgelassen, als einen unrentablen Grundbesitz. Die jetzige Besitzerin muß sich als arme Frau durchs Leben schlagen, aber ihre Söhne hat sie dem Beamtenstande zugewandt, damit sie wieder hochkommen können. Einzelne Grundbesitzer haben versucht, das Zuckerrohr durch rentablere Kulturpflanzen, die teuren Arbeiter durch Maschinen zu ersetzen, aber diese Versuche sind noch nicht soweit gediehen, daß über ihr endgültiges Gelingen etwas vermutet werden könnte, ich komme darauf bei Besprechung der Kulturpflanzen zurück. Manche Besitzer haben die Insel verlassen. Von den kleinen südlichen Nachbarinseln sind einige jetzt unbewohnt, aber es sollen noch schöne Häuser dort zu finden sein.

Weniger traurig als die heruntergekommene Landwirtschaft stimmt uns das in Ruinen liegende Fort Charlotte, welches die Höhe am nördlichen Ende der Bucht von Kingstown krönt. Sein Verfall ist lediglich eine Folge der Pacifizierung der Insel, der endgültigen Unterwerfung der Karaiben. Die Geschützstände sind noch ziemlich erhalten, aus ihnen sehen wir, daß die alte Feste ihre Kanonen nicht gegen die Hafeneinfahrt, sondern gegen die Insel selbst richtete. Hier war eine Zufluchtsstätte in Zeiten der Not und des Aufruhrs. Jetzt ist auf dem alten Bauwerke ein Leuchtfeuer und eine Signalstation errichtet. Nahe beim Fort steht ein wenig gepflegter Denkstein, den von 1705 bis 1807 auf der Insel gefallenen englischen Soldaten gewidmet — 100 Jahre hat England um den Besitz dieser Insel gekämpft!

Der Boden ist in der Umgegend von Kingstown vulkanisch. Auf den kegelförmigen Hügeln, welche sich vor den Bergketten aus der Thalmulde erheben, liegen schwarze Basaltblöcke. Auch die Höhenzüge bestehen aus basaltischem Gestein, auf welchem sich durch Verwitterung eine an den meisten Stellen etwa fußdicke Erdschicht gebildet hat. Dieselbe verrät durch ihre ockergelbe Farbe einen Gehalt an Eisen. Die Äcker weisen einen schwarzen Humusboden auf. Aber an den Wegrändern tritt noch eben oberhalb der Stadt ein braunes Gestein zu Tage, welches im Aussehen dem harzer Gabbro gleicht. Der gelbbraune Boden dieser Wege ist fest und hart. Das Regenwasser hat tiefe Rinnen hineingerissen, aber nur selten traf ich aufgeweichte Stellen —

Digitized by Google

hier ist das Erdreich dann sehr schlüpfrig. Ich war im Januar auf der Insel, man sagte mir, es sei seit Juni kaum ein Tag regenlos gewesen, trotzdem waren die Wege überwiegend trocken. Es trocknet übrigens nicht nur der Boden, sondern auch Laub und Gras sehr schnell auf. Nach einem tüchtigen Regenguß konnte man schon innerhalb einer halben Stunde, ohne naß zu werden, niedriges Gebüsch passieren. Diese Erscheinung ist wohl nicht nur der Sonne, sondern auch dem beständigen Winde zuzuschreiben. Die in den Hafen mündenden Bäche haben beträchtliches Gefälle, ihr manchmal tief eingeschnittenes Bett ist voll großer Basaltblöcke.

In der Nähe des Forts Charlotte sieht man im Steilufer einige mächtige lehmgelbe Schichten. Dort liegt am Tage vulkanische Asche und Bimsstein, welche als Sand bezw. Kies abgefahren werden. Die darunter folgende Schicht — stellenweise 10 m und darüber mächtig — ist ein ziemlich fester Tuff, welcher beim Trocknen bröckelig wird. Er hat einen starken Thongeruch, enthält ziemlich viel Kristalle oder Kristallrümmer und ist in Spalten zu weißer Thonerde verwittert.

In der Nähe von Kingstown sind mehrere gashaltige Quellen. Eine derselben entspringt am Ufer eines Baches etwa eine Viertelstunde vom Meere. Am Rande des Wassers steigen große Blasen auf, das Wasser ist klar und kühl, von etwas säuerlichem Geschmack und schwach saurer Reaktion. Um diese Quelle findet sich ein lockerer Niederschlag von braunem Eisenhydroxyd. Das Wasser verliert seine Kohlensäure sehr schnell, während sich gleichzeitig rostgelbe Flocken ausscheiden. Nach wenigen Stunden war in der entnommenen Probe keine Kohlensäure und kein Eisen mehr vorhanden, auch Kalk- und Schwefelsäureverbindungen fehlen, von Chloriden lassen sich nur Spuren nachweisen. Ammoniak giebt nach kurzer Zeit einen schwachen weißen Niederschlag, der wohl auf Aluminiumverbindungen zurückzuführen ist. Man sagt in Kingstown allgemein, daß diese Quelle in den ersten Tagen nach dem Vollmond stärker fließe als sonst; an solchen Tagen holen die Neger das Wasser, aber daß es dann stärker fließt, ist nicht richtig, ich wenigstens habe keinen Unterschied gegen andre Wochen wahrnehmen können. Merkwürdig, daß dieses Wasser noch nicht Gegenstand eines Handelsunternehmens geworden ist. Die Einfuhr von Apollinaris ist in Westindien sehr bedeutend, und auf St. Thomas giebt es eine recht rentable Fabrik künstlicher Mineralwasser.

Kingstowns Umgebung weist zwischen grünen Zuckerfeldern und abgeernteten, kahlen, schwarzen Äckern soviel buschbewachsene Hügel auf, und überall längs der Wasserläufe zeigt sich hoher Baumwuchs, daß der Gesamteindruck der Landschaft der eines Waldgebietes ist. Auch längs der ganzen übrigen Westküste sieht man an den Buchten überall angebautes Land, an den felsigen Abhängen sind nicht selten Pflanzungen von Bananen und Kokospalmen sichtbar. Die Steilufer bekleidet lichtes Gebüsch, aus welchem zahlreiche Blütenstände hoher Amaryllideen (Foureroya) und säulenförmige Kakteen hervorragen.

Sehen wir uns das Land genauer an, so finden wir um Kingstown nur geringe Spuren ursprünglicher Vegetation, auch aufgrhalb des eigentlichen Kulturlandes sind es überwiegend ausländische Arten, welche der Landschaft ihr Gepräge aufdrücken.

Die Äcker sind zumeist mit Zuckerrohr bestellt. Mitte Januar war die Ernte zum teil eingebracht, die abgeernteten Felder lagen ganz kahl. Stellenweise stand noch das reife Rohr. Ende Januar waren schon einzelne Felder aufs neue mit Rohr bestellt, und zwar war dieses zwischen Batoten gepflanzt.

Die Verarbeitung des Zuckerrohres ist hier ebenso primitiv wie auf Barbados, nur daß zum Auspressen an Stelle der dort üblichen Windmühle hier die Wassermühle tritt. Es giebt ober- und unterschlächtige Mühlen bei Kingstown.

Die Ränder der Zuckerrohrfelder sind meist mit Erbsensträuchern eingefaßt, man hat hier meist eine Varietät mit orangeroten Blumen.

Ziemlich viele Felder sah ich mit Maniok („cassawe") bestellt, andre mit Colocasia und mit Bataten. Letztere waren offenbar aufgangs Januar gepflanzt und, wie schon erwähnt, war stellenweise Zuckerrohr dazwischen gesteckt.

Nicht häufig trifft man größere Flächen mit Mais bestellt. Diese sah ich zur angegebenen Zeit teils in Blüte, teils mit unreifen Früchten; auf dem Markt in Kingstown waren reife Maiskolben stets vertreten.

Viel mannigfaltiger als auf den Feldern ist die Kulturflora in den Gärten. Insbesondere bemerkenswert ist die große Zahl der nutzbringenden Holzgewächse. Überall in den tropischen Waldgebieten ist die Artzahl der Bäume verhältnismäßig größer als in der gemäßigten Zone, und das Wachstum ist ein sehr schnelles: die Kokospalme erreicht in zwei Jahren Mannshöhe, die Orange wird in derselben Zeit fast 3 m hoch, Jahrestriebe von $1/_2$ m Länge kommen bei verschiedenen Hölzern vor. — Unter den Gartenpflanzen mit eßbaren Früchten ist in erster Reihe die Kokospalme zu nennen. Sehr häufig und auffällig ist der Brotfruchtbaum, mit großen, dunkelgrünen, glänzenden, tief eingeschnittenen Blättern und den kugelrunden Früchten, welche ein Hauptnahrungsmittel der Neger ausmachen. Da giebt es ferner Mangobäume, Terminalien, verschiedene Annonen, am häufigsten Anona muricata („sour sop"), Orangen, Guaven, Granatäpfel und Kakaobäume. Von mehr exotischen Gewächsen schließen sich an Bananen, Hibiscus esculentus, Ananas und Kürbisse. Auch manche Feldfrüchte sieht man in den Gärten in geringerem Umfange gebaut, wie den Erbsenstrauch, Mais, Bataten, Ignamen, Pfeilwurz, Cuscus und Guineagras (Panicum maximum). Die Früchte des Kalebassenbaums (Crescentia Cuchete aus der Verwandtschaft der Scrofulariaceen) liefern allerlei Gefäße, das Bambusrohr leichte Stäbe. Von Gewürzen ist die Muskatnuß zu erwähnen, von nutzbarem Holz verschiedene Kassien. Eigentlich nur als Zierde sieht man einzelne Baumwollsträucher. Zu den Zierpflanzen gehören ferner die Plumerien („Jasmin"), Rosen und Eibische und von höheren Bäumen die Kasuarine. Hauptsächlich Zierpflanzen, wenn nicht zum Teil unsern Unkräutern (das Wort „Unbaum" giebt es leider nicht) analoge Eindringlinge in den Gärten, sind der Seidenwollbaum, verschiedene Bignoniacern (Leucoxylon und Tecoma staus), Akazien und Mimosen, Jatrophaarten (Curcas und gossypiifolia), Kohlpalmen, Pandanus und Kaktus. Winden und windenähnliche Gewächse (Akanthaceen) klettern zwischen Sträuchern und Büschen, Bromeliaceen und Farne wachsen auf den Zweigen der Bäume, allerlei Lianen, darunter auch kletternder Kaktus, winden sich um Stämme und Zweige, und das niedrige Strauchwerk wird manchmal erdrückt von einer Cuscuta. Oftmals geht ein Garten ohne scharfe Grenze in den gleich zu schildernden Buschwald über.

Auf Plätzen an Straßenausbuchtungen, am Strande finden sich nicht selten hohe Bäume, die vom pflanzengeographischen Standpunkte als echte Ruderalpflanzen bezeichnet werden müssen. Der größte, auffälligste und verbreitetste ist der Seidenwollbaum. Er stammt aus Afrika, findet sich z. B. in Liberia, am Kamerun und auf Sansibar häufig in den Dörfern, und ist von den Negern vielleicht nicht ohne Absicht nach Amerika gebracht. Daß Sklaven Pflanzen

Digitized by Google

aus der afrikanischen Heimat absichtlich mitgebracht haben, entnehme ich aus einer Tradition der Haitianer, welche besagt, daß deren Vorfahren, als sie aus ihrer Heimat nach Amerika verladen wurden, die Samen der schlimmsten Dornsträucher und Unkräuter zu sich steckten, um die Felder ihrer demnächstigen Herren zu schädigen. Warum soll man nicht annehmen, daß sie außer diesen Schädlingen auch solche Arten mit herüber brachten, deren Besitz ihnen aus irgend einem Grunde wünschenswert erschien? Vom Seidenwollbaum erzählt Oersted in seiner klassischen Skildring af naturen paa Jamaica, daß die Neger diesen Baum mit abergläubischer Hochachtung betrachten. Näheres — ob z. B. der Baum in irgend einem Kult oder bei Zaubereien eine Rolle spielt — ist mir nicht bekannt.

Der Seidenwollbaum gehört zu den laubwechselnden Bäumen, wie sein Familiengenosse, der Baobab, und andre tropisch-afrikanische Bäume. In Kingstown begann der Laubfall 1890 in der ersten Januarhälfte, gleich nach dem Abfall der Blätter erschienen die Blütenknospen, nach einer bis zwei Wochen entfalteten sich die Blumen und 14 Tage danach belaubten die Bäume sich aufs neue. Diesen verhältnismäßig schnellen Wechsel machen nicht alle Exemplare zugleich durch, manche haben die alten Blätter kaum abgeworfen, wenn andre schon die neuen entfalten. Selbst verschiedene Zweige ein und desselben Baumes weichen manchmal um acht Tage von einander ab (dieselbe Erscheinung findet sich beim schon erwähnten Baobab).

An Weg- und Ackerrändern finden sich niedrige Gräser, bidens- und nesselartige Kräuter, rankende Cucurbitaceen, Winden und Akanthaceen, ferner Asclepias curassavica, Boerhavien, Rippenblütler, Verbenaceen und andre, meist weit verbreitete Pflanzen. Manche Arten sind den auf Barbados beobachteten gleich, aber viele sind verschieden und manche barbadensische habe ich bei Kingstown vermißt (z. B. Isotoma longiflora).

In großer Ausdehnung findet sich um Kingstown und noch mehr bei Calliaqua eine Strauchformation, namentlich bedeckt sie Abhänge, aber auch ebenes Land. Es ist nichts Ursprüngliches in dieser Pflanzengemeinschaft, ihr Wohngebiet ist verlassenes Kulturland. Manches Grundstück ist erst seit wenigen Jahren vom Menschen der Natur wieder überlassen. Dies zuletzt verlassene Land ist mit Gräsern, niedrigen Kräutern und Sträuchern dicht bewachsen, über diese erheben sich hier und da Sträucher von höherem Wuchs und junge Bäume. Bleibt der Baumwuchs einigermaßen weitläufig und das Gesträuch dabei niedrig und von Grasrasen unterbrochen, so entsteht eine parkähnliche Landschaft, den jamaikanischen Pens ähnlich. Besonders ist es der dicht belaubte Mangobaum, in dessen Schatten größere Gewächse schlecht gedeihen, und meist Gräser, Kräuter und Halbsträucher den Boden bedecken. Die Lichtungen sind dann mit dem niedrigen Strauchwerk der Guave, des Chrysobalanus Icaco u. s. w. bestanden. Diese Formation ist indessen auf wenige Oertlichkeiten, auf muldenartige Bachthäler, beschränkt. Die meisten Wüstungen sind schon sechs Jahre nach ihrer Auflassung von einer dichten, undurchdringlichen Unterholzvegetation bedeckt, aus welcher einzelne Exemplare schnell wachsender Baumarten aufragen, deren Alter man nach europäischem Maßstabe auf mehrere Jahrzehnte schätzen würde. Diese Pflanzengemeinschaft enthält sehr viel Arten, welche der Insel ursprünglich fremd sind. Oft bildet die vom amerikanischen Festlande eingeführte Guave mit dem ostindischen Erbsenstrauch den Hauptbestandteil des Gesträuchs, über welches afrikanische Seidenwoll-, ostindische Mango- und polynesische Brotfruchtbäume ihre Kronen erheben. Der Erbsenstrauch verschwindet nach einigen Jahren, und die Guave wird selten. Ältere Wüstungen sind meist reich an dornigen Gewächsen aus der Leguminosenreihe, besonders das Blauholz (Haematoxylon) tritt oft massenhaft auf. Von andern Dornsträuchern nenne ich noch Randia aculeata („christmas tree"), eine äußerlich dem Weißdorn nicht unähnliche Rubiacee, welche den dortigen Europäern als Weihnachtsbaum dient. Die Palmen sind überwiegend durch stachlige Formen vertreten. Einen Hauptbestandteil dieser Vegetation machen ferner Krotonarten aus, Sträucher aus der Wolfsmilchfamilie mit meist grauen oder gelben Zweigen und oft grauen, wenig dicht stehenden Blättern, von weitem oft kahlen Birkensträuchern ähnelnd. Dazu kommen Bignoniaceen (Tecoma staus und Lencoxylon), Melastomaceen, unbewehrte Kassien u. a. m., sowie hohe, stark verzweigte, buschige oder strauchige Gräser und Seggen (Panicum und Scleria). Zahlreiche Schlingpflanzen ranken und winden zwischen dem Gesträuch, da sind außer bohnen-, wicken-, winden-, gurken- und rebenartigen Pflanzen auch Korbblütler, Akanthaceen, ahornähnliche Geschlechter und manche andre mehr. Ananasähnliche Gewächse finden sich am Boden wurzelnd und besonders viel auf den Zweigen der Holzgewächse. Oft sitzen dicke Exemplare von solchen Tillandsien auf ganz dünnen Zweigen, daß es wunderbar erscheint, wie diese Zweige weder brechen noch sich drehen. Wo steile Abhänge das Wachstum des Gesträuchs hemmen, erheben Kakteen ihre säulenförmigen Stämme und die Fourcroyen ihre hohen Blütenrispen, die an Größe fast an die sogenannte hundertjährige Aloe (Agave) heranreichen. Ferner finden sich Canna Amaryllis und andre schön blühende Gewächse. Nicht nur die Dornen der Akazien und Mimosen, die Stacheln der Palmen und Kakteen und das dichte Gewirr der Lianen macht diese Buschwälder unpassierbar, dazu tragen auch noch Sträucher mit Nesselhaaren und die Juckbohnen bei. Dieser Liane Hülsen sind dicht besetzt mit etwa 5 mm langen, sehr spitzen, widerhakigen Haaren, welche leicht abbrechen. Streift man solche Frucht, so bleiben die Haare an den Fingern hängen, und während man sie zu entfernen sucht, hat man bald beide Hände voll davon. Sie erregen ein unangenehmes Jucken, verursachen aber keine Quaddeln. Die Eingebornen nehmen die abgeschabten Juckhaare als Wurmmittel ein.

Es ist unmöglich, diese Flora der Oedländereien räumlich zu scheiden von den Resten altinländischen Waldes. Denn Mango- und Brotbaum stehen nicht nur in den geschilderten Gestrüppen, sondern auch in dichten Waldsäume des Seestrandes westlich von Calliaqua und ebenso an den steilen Abhängen der Bachschluchten, an welchen niemals ein Kulturgewächs gebaut sein kann. Die Guaven bilden einen Hauptbestandteil des Gesträuchs, welches die Kuppen der kegelförmigen Hügel krönt, die zwar von Ackerland umgeben sind, doch selbst nie zum Beackern brauchbar waren. Daß Wald und Garten oft ohne scharfe Grenze ineinander übergehen, erwähnte ich schon.

In den Bachschluchten ist das Strauchwerk nicht so verworren, und hohe Bäume sind etwas häufiger. Einer der auffallendsten unter ihnen ist der Trompetenbaum (Cecropia), dessen lange, nackte Zweige nur an der Spitze etwa ein Dutzend große, tief gelappte Blätter tragen, welche oberseits grün und unterseits weiß sind. Die sogenannte Weißgeder (Lencoxylon) ist an solchen Orten oft häufig. Aroideen (Philodendron u. dergl.) klettern hier an den Bäumen hinauf und bekleiden die Stämme mit ihren großen, dunkelgrünen Blättern, und am Boden trifft man zwischen Farnen und Selaginellen öfters Begonien und buschige Monokotyledonen (Musaceen und Scitamineen). Auch pfefferähnliche, meist epiphyte Gewächse sind nicht selten. Die buschigen Hügel sind reicher an Stauden, dort trifft man iridähnliche Blumen (Cipura), Erdorchideen, hohe

Digitized by Google

Lobelien, Asklepiadaceen, Melastomaceen und die kleine Sauvagesia.

Im Strandwalde von Calliaqua sind neben Mango- und Brotfruchtbaum die Kokospalme, der Sandbüchsenbaum und Coccoloba häufig, auch Limonensträucher kommen vor, und nahe am Meere kriecht die Strandwinde auf dem Sande. Stellenweise hat sich auf schlichtigem Ufer ein Rest von Mangrovevegetation mit halophilen Kräutern (Ammannia) erhalten.

Anders als um Kingstown gestaltet sich die Landschaft, wo die Bodennutzung eine andere ist, wo größere Pflanzungen von Kokospalmen und Bananen an Stelle des Zuckerrohres treten. In der Mitte der Insel, bei Wallilabou, sind neuerdings große Pflanzungen des liberianischen Kaffeebaumes angelegt, auch wird dort die Pfeilwurz in größerer Menge gebaut. Ob der Kaffeebau gelingen wird, läßt sich noch nicht absehen, da die Pflanzungen noch zu jung sind, indessen gedeiht arabischer Kaffee auf dem vulkanischen Boden Benezuelas und Haitis vorzüglich. Aus der Pfeilwurz wird schon jetzt an Ort und Stelle Stärke gewonnen und ausgeführt. Aber die Fabrikation ist noch primitiv. Als richtiger Preis zieht der Produzent weder die Lehren der Physik und Chemie, noch die Erfahrungen anderer Länder genügend zu Rate, sondern experimentiert mit selbsterfundenen Maschinen und Apparaten. Rationeller Maschinenbetrieb könnte auch die Zuckerproduktion Westindiens wieder heben.

Weniger vom Menschen beeinflußt als in den geschilderten Landschaften ist die Vegetation an den ziemlich steilen Abhängen der höheren Berge. Hier kann man ohne viel Phantasie ein Bild von dem ursprünglichen Aussehen der Insel gewinnen. Der bequemste Ausgangspunkt für eine Besteigung der Soufrière ist das Dorf Walibou, etwas nördlich von der Bucht von Chateaubelair.

Walibou liegt an der Mündung zweier Bäche auf niedrigem, sandigem und fiesigem Lande. Die auf Pfählen errichteten Hütten beschrieb ich schon; allerlei Kulturbäume und Sträucher umgeben dieselben, und an den Wegen fällt durch seine Häufigkeit das Immergrün mit roten Blumen (Vinca rosea L.) auf.

Setzt man den Weg nach binnenlands fort, so trifft man hinter dem Dorfe zuerst viel Erbsensträucher und Maniokfelder. Bald verläßt der Weg das Thal und führt an dessen Nordabhang hinauf, erreicht die Höhe, welche das Walibouthal von dem nördlichen Nachbarthale trennt, läuft dann nach oben in zahlreichen Windungen, indem er meist etwas unterhalb des Kammes dieses Höhenrückens an dessen Nordseite bleibt, manchmal aber auf der Höhe selbst verläuft, so daß man beim Aufstieg an der linken Seite des Pfades stets, an der rechten nur streckenweise einen steilen Abhang hinuntersieht. Das Thal zur Linken erstreckt sich nicht weit ins Land und ist nur schmal, aber seine Sohle scheint ebenso tief zu liegen, wie die des andern. Die Aussicht zur Rechten, wo sie frei ist, erstreckt sich über beide bei Walibou zusammenlaufende Thäler, auf steile Hänge, tiefe Schluchten und hohe Berge. Diese Schluchten und ihre Abhänge sind meist kultiviert: Calocasia und Bataten nehmen meist die Felder ein, welche von Erbsensträuchern umsäumt sind. Stellenweise wird auch auch Zuckerrohr gebaut, ich traf es am 1. Februar teils schnittreif, teils war es eben gepflanzt — die von Erde ganz bedeckten Stecklinge durch Stöcke markiert. Bananenpflanzungen sind häufig, Mango-, Brotfrucht- und andere Bäume überragen diese Pflanzungen. Besonders häufig und charakteristisch für diese Landschaft ist der Trompetenbaum mit den unterseits weißen, weithin scheinenden Blättern. Ferner sind Bäume mit Lorbeer- und mit Tamarindenlaub in vielen Formen vertreten. Die steilsten Abhänge sind unbebaut. Der Kultur entwichene Bäume haben auch hier Fuß gefaßt, aber unter ihnen stehen dichte Bestände von inländischen Musaceen (Heliconia) und Scitamineen (Renealmia) mit großen, länglichen, glänzendgrünen Blättern, und zwischen diesen Piperaceen, Begonien, Marthynien, Farne und Moose. Dazu gesellen sich schon in 100 m Meereshöhe prächtige Farnbäume (Cyathea) mit mächtigen, zierlich fiederteiligen Wedeln. Selbst unmittelbar am Wege trifft man Stämme von 4 m Höhe. Immer größer werden die Lücken im Kulturlande, je weiter man ansteigt, und auf halber Bergeshöhe (über 600 m) beginnt der Urwald. Hier ist die Luft feuchtwarm, gerade so wie sie in Treibhäusern künstlich hergestellt wird, und nur wenig Licht dringt durch das Laubdach. Der Weg allein, welcher breit genug ist für Reiter ist, ist hell, aber auch hier wird es dämmerig, wo große Baumkronen herüberragen. Die hohen Bäume des Urwaldes sind verschiedener Art, man sieht von ihrem Laubwerk wenig wegen des Gewirrs der Lianen, Parasiten und Epiphyten. Parasitische Feigenarten umfassen manchen Stamm, manchen haben sie erdrückt, und nur weicher Moder lagert noch zwischen den Wurzelzweigen des Parasiten, welcher nunmehr selbst mit den untersten Zweigen im Boden wurzelt. Lange, dünne, sehr zug- und biegungsfeste Luftwurzeln hängen aus den Baumkronen, besonders von feigenartigen Bäumen, herab; sie werden oft zu neuen Stützen. Wo der Boden nicht gar zu sehr beschattet ist, kann ihn die Luftwurzel nicht erreichen, ohne vorher einer aufwärts strebenden Winde zu begegnen, die dann schnell an der gefundenen Stütze hinaufklettert, um durch das Gezweig der Bäume mit ihren Blüten ans Licht zu gelangen. Überall sieht man die aufwärts kletternden Stengel und überall bedecken abgefallene Winden- und ähnliche Blumenkronen den Boden. Nicht unter allen Umständen haben diese Winden ein schnelles Wachstum; ich sah an einem Farnbaum die Windenbekleidung 60 cm unter der Krone aufhören, und diese Winde war alt, denn sie hatte alte, längst vom Stamm gelöste Bedel in fast natürlicher Lage festgehalten. Um viele Stämme schlingen sich Palmlianen, und wo solcher Baum gestürzt ist, entwickelt die überlebende Liane zahlreiche aufrechte Triebe. Bromeliaceen und mistelähnliche Schmarotzer sitzen auf den Baumzweigen, im Moder der Astwinkel gedeihen Bromeliaceen und Piperaceen. Orchideen und Utricularia montana nebst Farnkräuter und Moosen bekleiden Stämme und Zweige. Die genannte Utricularia ist den europäischen Wasserschlaucharten verwandt und besitzt gleich diesen insektenfangende Schläuche, während sie in ihrer Gesamterscheinung mehr einer Baumorchidee ähnelt. Die Farnbäume stehen im Urwalde im tiefen Schatten in schönen und großen Exemplaren. Streckenweise bedecken dichte Bestände der erwähnten Heliconia und Renealmia den Boden, auf gestürzten Baumstämmen wachsen Farne und Lykopodiaceen, den Weg umsäumen Begonien (Schiefblätter) und Marthynien im Verein mit gewöhnlichen Unkräutern (z. B. Stachytarpha).

Das Vorkommen von Begunkräutern an dieser Stelle hat nichts Überraschendes; zwar trifft man auf dem ganzen Wege von Walibou bis zum Kraterfee und von da wieder abwärts bis zu den Dörfern der Nordostküste nirgends eine menschliche Wohnung, aber der Hauptverbindungsweg zwischen Walibou-Chateaubelair und der Owiabai führt über diese Höhe, und bis in die Urwaldzone hinein wird der Weg oft mit Pferden und Maultieren benutzt.

Der Urwaldgürtel ist an der Stelle, wo ihn der Weg durchschneidet, schmal, mag etwa ein Sechstel des gesamten Westabhanges bekleiden. Die obere Waldgrenze ist eine scharfe; es wird licht im Walde, vor uns sind nur noch dünne, 3 bis 4 m hohe Bäume sichtbar, die weitläufig stehen; die Heliconien, Renealmien und Begonien verschwinden am

Digitized by Google

Wege, und bald übersieht man frei das oberste Drittel des Bergabhanges. Es sind eigentlich nur zwei Baumarten, die hier wachsen, beide niedrig und oft strauchig, niemals wirklich geschlossene Bestände bildend, nämlich Charianthus coccineus, eine Melastomacee mit länglichen Blättern und niedlichen dunkelroten Blumen und Weinmannia pinnata, eine Saxifragacee mit gefiederten Blättern, deren Blütensträuße in Ansehen und Geruch an manche Spiräen erinnern. Dazu gesellen sich mehrere Straucharten, einige davon mit lebhaft gefärbten großen Blumen. Auch einzelne Trompetenbäume und Palmen sieht man in dieser Region, aber sie sind krüppelhaft gewachsen und erheben ihre Krone nie über die Charianthen und Weinmannien. Den Boden dieses Niederwaldes bekleiden hohe Erdorchideen mit weißen und roten Blumen, Bromeliaceen, Lobeliaceen und andere Stauden mit hohem Blütenstand. Häufig sind Farnkräuter, ein Bärlapp von der Form eines zwergigen Nadelbaumes mit hängenden Ähren (Lycopodium cernuum), Laubmoose und rentiermooshnliche Flechten. Auch in dieser Höhe wachsen auf den Zweigen des Gesträuches zwischen Moosen und Flechten noch einige Orchideen, allerdings kleinblütige Formen. Etwa 100 m unter der höchsten Erhebung des Berges befindet sich ein großer erloschener Krater, in dessen Grunde ein See so grün wie eine Nickellösung liegt, von einem mehr als 100 m hohen, äußerst steilen Abhang umgeben. Die äußeren Abhänge des Kraterwalles sind dagegen nicht übermäßig steil. Die Vegetation dieses Walles wie auch der inneren Wand ist baumlos, Charianthus und Weinmannia finden sich nur in Strauchform und erinnern in der Gemeinschaft mit den Farnen, Lykopodien, Moosen, Flechten und Orchideen entfernt an mit Gagel und Zwergweiden bestandene Heiden.

Starker Schwefelgeruch ist überall oberhalb des Urwaldes wahrnehmbar, er entstammt einem kleineren, nordöstlich gelegenen Krater. Gruppen verkohlter, noch aufrecht stehender Bäume von 4 bis 5 m Höhe will ich nicht unerwähnt lassen, wage aber nicht zu entscheiden, ob vulkanische Thätigkeit oder menschliche Unvernunft sie zerstört hat.

Sobald man die Höhe erreicht und freien Ausblick nach Osten gewinnt, hat man einen überraschenden Anblick. Während über dem Westabhange die Sonne vom blauen Himmel scheint, und die Aussicht frei ist über Berg und Hügel bis aufs Meer, zieht von Osten her ununterbrochen dicker Nebel den Berg hinauf und gestattet nur selten einen flüchtigen Ausblick auf jene Seite der Insel. Sowie die aufwärts ziehenden Nebelbänke den Kamm des Gebirges erreichen, lösen sie sich in kleine Wölkchen auf und fliegen eilig übers Meer, dann und wann auch eine Regenböe zum Westabhange der Insel herunterschickend. Trotzdem fast täglich mehrere solcher Böen niedergehen, und auch während unseres Aufstieges Regen gefallen war, trafen wir nach dem Verlassen des Westbontholes während des Aufstieges nirgends fließendes Wasser. Der schwarze Führer machte uns im Walde auf einige hohle Bäume aufmerksam, welche den Eingeborenen als Wasserbehälter bekannt sind.

Am Ostabhange der Soufrière ist kein Wald, nicht einmal Gesträuch, eine dichte Staudenvegetation bedeckt den Abhang. Unten ist ziemlich ebenes, meist angebautes Land vorgelagert.

Was die Fauna von St. Vincent betrifft, so sind von Haustieren dort Rinder, Pferde, Esel und Maultiere, Ziegen und Schafe, schwarze Schweine, Hunde und Katzen, Puter, Hühner und Pfauen. Daß Ziegen oftmals im Gelände weiden, ist erwähnenswert, weil diese Tierart mehr wie jede andere die Pflanzendecke ihres Weideplatzes beeinflußt. Außer den genannten Tieren wird noch die Honigbiene kultiviert.

In der inländischen Tierwelt scheinen die Säugetiere zu fehlen. Von Vögeln ist der Ani sehr häufig sowohl auf dem Ackerlande um Kingstown als auch auf der Höhe der Soufrière. Es fehlt auch nicht an habichtähnlichen Raubvögeln („chicken hawk"). Über der See sieht man des Morgens den schmalschwänzigen Tropikvogel (Phaeton). Kleinere Vögel bis zum Kolibri abwärts sieht man dann und wann. Eidechsen sind im Buschwald und Kulturland durch mehrere Arten vertreten, da huschen braune und gefleckte Formen, welche die gemeine deutsche Art an Größe etwas übertreffen, zwischen Kräutern und Steinen am Boden umher, während im Laube der Sträucher und Stauden kleine grüne Formen ihr Wesen treiben. Diese Klettereidechsen sind spitzschnauzig; einige sind grasgrün mit einem breiten blauen Ring um die Augen, andere schwärzlichgrün mit weißem Augenring. Oft ertönt aus dem Blattwerk der eigentümliche Pfiff eines Laubfrosches. Schlangen sind wenig im Kulturlande, häufig dagegen im Niederwalde des Soufrièregipfels. Im Urwalde sah ich eine kleine Baumschlange. Von giftigen Arten habe ich nichts gehört. Von Insekten sah ich Schmetterlinge zahlreicher als auf Barbados, und zwar waren es mittelgroße und kleine Tagfalter, unsern Perlmutterfaltern und Bläulingen ähnelnd. Häufig sind um Kingstown Wespen, deren wabenartige Nester von den Baumzweigen herabhängen. Diese Wespennester werden nicht mehr als handtellergroß und haben fast stets nur eine Zellenschicht, der Stoff ist papierähnlich. Heuschrecken, Libellen, Mücken und Fliegen kommen ziemlich häufig vor. Unter den Landschnecken sind große Formen mit spitzen Gehäusen. Die Wasserfauna ist nicht aufs Meer beschränkt, in den Bächen soll ein forellenähnlicher Fisch leben; recht häufig sind darin Krebse, welche in der Körperform und Größe dem europäischen Flußkrebs ähneln, aber der Scheren entbehren. Die Taschenkrebse, welche man in diesen Bächen trifft, sind wohl über Land gewandert Meeresbewohner. Im Meere giebt es viele schmackhafte Fische: Flugfische, Seezungen, Boniten und andere Makrelenarten, sowie rote brachsenähnliche Tiere, ferner sind da Hornfische, Rochen und auch große Haie. Es giebt aber auch kleine, wunderbar bunte Formen, die jedem Aquarium zur Zierde gereichen würden. Langusten werden nicht selten gefangen. Delphine zeigen sich oft nahe am Ufer. Fischfang wird von der Insel eifrig betrieben, weniger von den Kingstownern als von den Bewohnern der Dörfer. Der Einbaum oder ein ihm nachgebildetes einfaches Kanu ist das Fahrzeug dieser Leute.

In vorstehender Schilderung ist die Vegetation besonders berücksichtigt, aber wenn wir einen Blick auf die Vergangenheit dieser Inseln werfen, so finden wir die Zeit nicht weit zurückliegen, in welcher das Pflanzenreich dort eine noch viel größere Rolle gespielt haben muß. Erst seit knapp 400 Jahren hat der Verkehr der Alten Welt diese Inseln erreicht, erst seit etwa 200 Jahren ist Barbados, seit 100 Jahren Dominent von Kulturmenschen bewohnt. Der Schluß ist wohl gerechtfertigt, daß vor dieser Besiedelung der Urwald Bincents bis zum Meere hinabreichte und hier unmittelbar in die Strandformation der Mangroven, Conocarpen und Coccoloben überging, vielleicht steile Klippen den Kakteen und Amaryllideen frei lassend. Vergleichen wir aber den Rest des Vincenter Urwaldes mit den Vegetationsformationen des kultivierten oder auch nur kultiviert gewesenen Landes derselben Insel, so sehen wir ein, daß aus diesen sekundären Formationen ein Bild jenes primären Waldes nicht rekonstruiert werden kann. Wenn der letzte Rest urwüchsiger Vegetation verschwunden ist, kann nur mit Hilfe geschichtlicher und vergleichend geographischer Forschung eine Anschauung derselben wiedergewonnen werden. Auf Barbados

Digitized by Google

iſt der letzte Wald durch Ausſhauen, Aufräumen und Verkehr ſchon ſo beeinflußt, daß er zu keinem Schluß auf den Urzuſtand der Inſel mehr berechtigt. Viel eher kann man annehmen, daß der Pflanzenwuchs auf dieſer Inſel nicht ſehr verſchieden geweſen iſt von dem auf Bincent.

Die Erkenntnis des Einfluſſes, welchen die Menſchheit auf Fauna und Flora ausübt, bricht ſich zwar immer mehr Bahn; aber die Größe dieſes Einfluſſes wird — beſonders von den Botanikern der alten Kulturländer — noch viel zu wenig gewürdigt.

Japaniſche Bronzen mit Inſchriften.

Von C. W. Lüders. Hamburg.

Die Japaner lieben es, bei hervorragenden Kunſtarbeiten, die ihnen gut gelungen oder die bei irgend einer erinnerungswerten Gelegenheit gemacht ſind, Gedächtnisinſchriften darauf anzubringen, welche inſofern von Wichtigkeit ſind, als gewöhnlich die Zeit, wann eine ſolche Arbeit gefertigt wurde, dabei angegeben iſt, ſo daß man dadurch genau von dem Alter des Gegenſtandes unterrichtet wird. Dann zeigen ſolche Inſchriften mitunter auch Worte des Dankes gegen dieſen oder jenen Heiligen, daß ihr Werk unter deſſen Schutz glücklich vollendet iſt u. ſ. w. Große Künſtler unterlaſſen

Fig. 1. Japaniſche Bronze.

Fig. 2. Japaniſche Bronze.

es nie, ihre Namen oder Schriftmarken den Arbeiten beizufügen, wie bei alten feinen Waffen und Rüſtungen, ſowie bei den oft ausgezeichnet charakteriſtiſch geſchnitzten Holzmasken, die auch aus dieſem Grunde ſehr koſtbar ſind und teuer bezahlt werden. Im Hamburger Muſeum für Völkerkunde haben wir einige ſolcher hervorragender Stücke, die ich hiermit zur allgemeinen Kenntnis bringen möchte.

Ein paar ſich bäumende Delphine (Fig. 1), die als Zierat auf den Dachecken eines Palaſtes in Jeddo geſtanden haben. Dieſelben ſind 1 m 40 cm hoch; die größte Vorderbreite beträgt 95 cm, Seitenbreite 50 cm. Es ſind ſchöne Bronzegußſtücke, und obgleich innen hohl, wiegen ſie doch je 150 kg. Durch das Alter hat ſich ſchon eine ſchöne grüne Patina gebildet. Die grotesken Augen ſind goldig

Digitized by Google

bronziert. Oben auf dem halbgewölbten Kopfteile ist eine Inschrift eingraviert, die folgendes besagt: „Im vierten Jahre der Regierung „Meireki“ im 35. des 60jährigen Cyklus (1658) an einem glücklichen Tage des Frühlingsmondes von Tungijishtan (Name des Gießers) gefertigt.“

Ein anderes hervorzuhebendes Stück ist Fig. 2, ein großer Weihrauchaltar. Die Arbeit ist schon modern und neueren Datums von 1845. Eine prächtige Bronzegußarbeit, sehr glatt und sauber, von außerordentlich schöner und schlanker Form.

Während jene Delphine bis auf die großen abstehenden Flossen, die wohl besonders gearbeitet und eingefetzt sind, aus einem Gußstück bestehen, kann dieser Altar in neun Stücken auseinander genommen werden. Die Höhe desselben beträgt 1 m 50 cm; der Mitteldurchschnitt 55 cm. Auf dem Deckel des oberen Kessels steht der sogenannte Kirin oder Drachenhund der Japaner. Auf dem dreifüßigen runden Untersatz befindet sich ein Wappen und eine sehr kräftige hocherhabene Schrift, die folgendermaßen auf Deutsch lautet: „Hohnienohtsu“, erbberechtigtes siebentes Glied der Familie „Jnye“ hat diesen Rauchaltar im Distrikte Leangkwohquen der japanischen Hauptstadt (Jedbo) im 42. Jahre des 60jährigen Cyklus (1845) zur Zeit der Regierung „Kokwa“ im 9. Monde an einem glücklichen Tage gegründet.“

Endlich erwähne ich eine gleichfalls im Hamburger Museum befindliche Widmung, die Verherrlichung und Danksagung an Fudbo, dem japanischen Gott der Stärke und Unverändertlichkeit, für eine an sich ganz unbedeutende That, nämlich die Überfahrt eines höheren Beamten zu Schiff nach der Insel Hatsijo, die früher als Verbannungsort für Staatsverbrecher benutzt wurde.

Auf einem kleinen Sockel aus Holz in Form einer Felspartie erhebt sich ein vergoldeter runder Holzrahmen, Flammen darstellend, in deren Mitte ein Metallspiegel eingefetzt ist, auf dessen vorderer Fläche die plastisch erhabene Figur in Bronze von dem heiligen Fudbo aufgefetzt ist, teilweise braun und goldig bronziert. Auf der abgeschliffenen Rückseite des Spiegels ist eine saubere, eingravierte Schrift, die verdeutscht also lautet: „Als im zweiten Jahre von Tenmei (1782) im Auftrage der hohen Regierung des Taikuns, ein höherer Beamter sich nach Hatsijo begab, wurde dem Unterzeichneten die Ehre zu Teil, ihn mittels eines ihm anvertrauten Schiffes an die Insel zu setzen, und hernach wieder nach der Heimat zurückzuführen. Zu dessen Erinnerung und zum Zeichen der Dankbarkeit für den Schutz, welchen der Heilige „Fudbo“ den Reisenden angedeihen ließ, wurde dieser Spiegel mit der Abbildung dem Mächtigen gewidmet.“ gez. Yamashita Hozaemon Shigefane, Schiffervorsteher auf der Insel Hatsijo.

Die Höhe der ganzen Darstellung ist 50 cm. Die Breite derselben etwa 28 cm. Die Gottheit Fudbo ist in sitzender Stellung abgebildet, in der rechten Hand das Schwert, in der linken die Schnur oder Schlinge, um die bösen Geister zu binden.

Dr. Montagues Gefangenschaft unter den Tugereckannibalen (Neu-Guinea).

Mitgeteilt von Verflaggeyer.

Es ist ein merkwürdiges Abenteuer, welches für die Wissenschaft aber Früchte geliefert hat, das wir hier nach „Het Handelsblad“ vom 3. April 1892 erzählen wollen. Dasselbe betrifft den englischen Missionar-Arzt Dr. Montague, welcher jetzt vor einem Jahre von Papuastrandräubern von seiner Station im englischen Neu-Guinea geraubt und in den niederländischen Teil (westlich von 141°) entführt wurde. Neun Monate verbrachte er unter den Wilden, bis ihn am 1. Februar d. J. der niederländische Kapitän J. A. Scherpbier vom Packetdampfer „Camphuis“ befreite. Als Kapitän Scherpbier an der niederländischen Grenze ein Boot an Land schickte, begegnete dieses dort einer Praw, in welcher ein Europäer saß — Dr. Montague von der Church Medical Missionary Society, dessen ursprüngliche Station am Morehead-Flusse im britischen Teile Neu-Guineas war. Nach neunmonatlicher Gefangenschaft und Irrfahrten wurde so Dr. Montague gerettet und auf dem Dampfer „Camphuis“ nach Banka befördert. Während der Fahrt hat er den nachstehenden Bericht niedergeschrieben.

Die Tugere[1]), von denen Montague gefangen wurde, bilden einen mächtigen kriegerischen Stamm an der Südwestküste Neu-Guineas, welcher alljährlich einen Kriegszug nach dem englischen Gebiete und nach den Inseln der Torresstraße unternimmt, um dort Beute zu machen und Schädel zu erjagen. Eine Strecke von 250 km Länge östlich vom 141. Grade östl. Länge an der Küste Neu-Guineas ist völlig von ihnen verwüstet worden.

[1]) Es sind höchst wahrscheinlich die zuerst von A. C. Haddon als Räuber in der Torresstraße geschilderten Togeri, Tugeri, Tuguri u. s. w. (Janter. Archiv f. Ethnographie. IV. 177).

Dr. Montague wohnte in Barpilonikra, 30 km aufwärts den Morehead River und etwa 50 km östlich von der niederländischen Grenze, wo er sich vor den Tugere sicher wähnte, wiewohl der Resident von Mabaduan ihn vor denselben gewarnt hatte. Es war am 21. April 1891, als Montague plötzlich lautes Geschrei und drohende Stimmen hörte: als er vor seine Thür trat, sah er einen Trupp von etwa 300 kriegerisch bemalten Tugere, welche das Dorf überfallen hatten. Die Einwohner waren schnell geflüchtet, doch zwei waren von den Tugere getötet worden, die nun zu ihrem Erstaunen einen Europäer vor sich sahen, gegen den sie ihre Pfeile richteten, doch ohne zu schießen. Um seine friedliche Gesinnung zu zeigen, begann Dr. Montague zu singen — allein das half ihm nichts. Seine Wohnung wurde ausgeplündert und er selbst als Gefangener abgeführt, nun den Weibern der Räuber als Merkwürdigkeit gezeigt zu werden. Dr. Montague fährt in seiner Erzählung fort:

„Ich war jetzt gefangen und Gegenwehr unmöglich. Man schleppte mich in westlicher Richtung fort. Gegen Abend wurde etwa 3 km abseits vom Flusse ein Lager aufgeschlagen und ein Mann, der am Morgen erschlagen war, geröstet und verzehrt. Am folgenden Tage ging es weiter der Küste entlang: viele Flüsse, die hier mündeten, wurden in Kanoes überschritten und so gelangte ich nach zehn Tagen etwa 80 km weit in das niederländische Gebiet hinein. Ich bekam jetzt einen sehr heftigen Fieberanfall, der mich drei Wochen lang schüttelte und lag dabei in einer Hütte, die fortwährend von Eingeborenen erfüllt war, welche aus Neugierde, um mich zu sehen, zusammenströmten. Ich erhielt dabei nur wenig und sehr schlechte Nahrung; zum Glücke aber wurde mir ein Fläschchen mit Chinin zurückgegeben,

Digitized by Google

dem ich die Rettung meines Lebens verdanke. Unterdessen lernte ich die Sprache der Tugere verstehen und man ließ mir auch ein wenig mehr Freiheit, so daß ich unbeachtet spazieren gehen konnte."

Drei Monate brachte so Dr. Montague unter diesen Wilden zu, währenddem er stets auf eine Gelegenheit zur Flucht bedacht war. Er wollte die Küste entlang nach der Durgastraße fliehen, wo er ein Schiff zu finden hoffte. Diese Straße, auch Prinzeß Marianne-Straße genannt und von den Holländern entdeckt, scheidet die große Frederik Hendrik-Insel von dem Hauptlande Neu-Guineas. Der erste Fluchtversuch Montagues wurde vereitelt, als er aber seinen Feinden die Gefahren vorstellte, welchen sie ausgesetzt seien, wenn die Rache der Europäer ihnen nahen würde, entließen sie ihn freiwillig. Er zog der Küste entlang zur Durgastraße, konnte dieselbe aber nicht passieren und war genötigt, die ganze Strecke bis Silerata, dem Orte an der Grenze des niederländischen und englischen Gebietes, zurückzugehen. Die Stämme, die Dr. Montague auf dieser Wanderung traf, behandelten ihn freundlich und bewirteten ihn gut. Das Land, welches er durchzog und das vorher von Weißen noch nicht betreten wurde, ist reich an Flüssen und an der Küste liegen zahlreiche Inseln. Montague hat eine Karte dieser Küste mitgebracht. In Silerata bauten die Eingeborenen dem Missionar eine Hütte, er erhielt einen Teil der geraubten Gegenstände zurück und begann die Farbigen zu unterrichten, bis er durch die Niederländer erlöst wurde.

Seine Erfahrungen über Land und Leute faßt Dr. Montague folgendermaßen zusammen: „Das Land ist von ungefähr 30 km westlich der niederländischen Grenze an bis Prinz Frederik Hendrik-Insel von einer großen Anzahl kriegerischer Stämme bewohnt und dicht bevölkert. Sie wohnen in großen Dörfern an der Küste und auch landeinwärts, oft so dicht bei einander, daß die ganze Küste mit einer ununterbrochenen Reihe von Dörfern besetzt ist. In bezug auf geistige und körperliche Entwickelung gehören diese Stämme zu den hervorragendsten von ganz Neu-Guinea. Es sind schöne, kräftige, muskulöse, wohlgebaute Männer mit hoher Stirn; viele von ihnen zeigen hellgelbe Farbe. Obgleich sie alle ganz unbekleidet gehen, bringen sie doch viel Zeit damit zu, ihren Körper zu bemalen und zu verzieren. Sie tragen Nasenzierat und einen mühsam hergestellten Haarputz: die Weiber sind so dürftig bekleidet, daß davon eigentlich kaum die Rede sein kann. Ihre Waffen bestehen aus Bogen, Pfeil und Steinkeulen. Die Pfeile sind vergiftet. Die 10 bis 12 m langen Boote sind roh gebaut und werden mit Rudern bewegt. Alle Stämme an dieser Küste leben freundschaftlich und in Eintracht miteinander, sie besitzen als Haustiere Schweine zur Nahrung, und Hunde, die sie bei der Kängurujagd benutzen. Ihre Pflanzennahrung besteht aus Sago, Yams und Zuckerrohr, die in Überfluß vorhanden sind. An der Küste und an vielen Stellen landeinwärts wachsen Kokospalmen in ganzen ausgedehnten Wäldern; überall ist der niedrige Boden höchst fruchtbar. Wo er nicht kultiviert ist, besteht er aus grasigen Ebenen mit Gebüsch. Die bebaute Fläche ist sehr ausgedehnt, die Felder sind in sehr gutem Zustande und die künstliche Bewässerung ist überall in Anwendung. Die offenen Ebenen eignen sich vorzüglich für den Anbau von Reis und Zuckerrohr und mehr als ein Landstrich hier eignet sich zur Anlage von Pflanzungen durch Europäer. Was die Wälder betrifft, die von Papageien, Paradiesvögeln, Taubenarten wimmeln, so finden sich darin verschiedene wertvolle Holzarten: Zedern-, Sandelholz ꝛc.

Die Flüsse und Lagunen am Strande sind voller Fische und Wassergeflügel. Was das Klima angeht, so ist es nicht schlechter als in andern tropischen Gegenden. Es weht ein herrlicher Südostmonsun während acht Monaten und in den übrigen vier Monaten herrscht der Nordwestmonsun. Trotzdem ich während meines neunmonatlichen Aufenthaltes an dieser Küste fast nur schlechte Nahrung erhielt, habe ich mich doch im allgemeinen einer guten Gesundheit erfreut.

Auf der ganzen Strecke herrscht nur eine Sprache mit geringen dialektischen Abweichungen, die zu erlernen mir nicht schwer fiel. Mit der Herstellung eines Wörterbuchs bin ich beschäftigt. Leider muß ich bemerken, daß in zunehmender Weise Lepra unter diesen Stämmen herrscht; Kannibalen sind sie nur auf ihren Raubzügen; Kindermord ist unbekannt.

In bezug auf den Handel scheint mir das Land von großem Wert zu sein; der Schiffahrt aber bereiten die vielen Untiefen an der Küste und die besondere Art des Ebbe- und Flutwechsels Hindernisse. In einigen Flußmündungen findet sich guter Ankergrund. Für die Mission erscheint mir das Land vom höchsten Belang, ein vielversprechendes Arbeitsfeld, auf dem meine Anwesenheit die erste Pionierarbeit verrichtete."

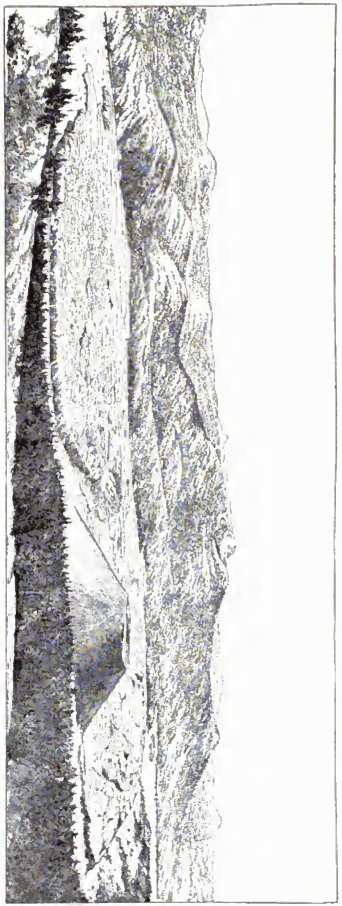
Mit Spannung sehen wir den näheren Berichten des Dr. Montague entgegen, der uns ein noch in der Steinzeit lebendes Volk kennen lehrte und der die Welt wieder um eine terra incognita ärmer machte.

Eine späte vulkanische Eruption im nördlichen Kalifornien und ihre Auswurfsmaſſen.

Im Bulletin Nr. 79 der United States Geological Survey lieferte J. Silas Diller eine Monographie eines höchst merkwürdigen kleinen Vulkangebietes; nicht bloß merkwürdig bedeutsam, weil er eine gewissermaßen verspätete vulkanische Thätigkeit in diesem Territorium anzeigt, sondern auch wegen der vulkanischen Produkte selbst, die dieser Vulkan geliefert hat, die — ein vollkommen petrographisches Rätsel — aus einem zahlreiche, schon mit bloßem Auge sichtbare Quarzkörner führenden Basalte bestehen.

Der Lassen Peak, ein vulkanischer Rücken, welcher das nördliche Ende der Sierra Nevada in Kalifornien mit der Coast Range verbindet und den oberen Teil des Sacramento-Thales von den großen inneren Becken scheidet, baut sich hauptsächlich aus Lavaergüssen sehr zahlreicher Eruptionen auf. Die kleineren Vulkankegel sind anscheinend die jüngeren und äußerst zahlreich verbreitet; zu diesen gehört auch der Cinder Cone (Aschenkegel), 16 km nordöstlich vom Lassen Peak. Dieser bezeichnet den Schauplatz einer der jüngsten vulkanischen Eruptionen in diesem Gebiete. Die trostlose Physiognomie der Landschaft, die frische Beschaffenheit des Aschenfeldes und der Lava, die augenscheinliche Unversehrtheit des Cinder Cone sind geradezu überraschend. Der letztere ist bemerkenswert regelmäßig, glatt abfallend, düster gefärbt und fast ausschließlich aus Auswürflingen aufgebaut. Mit steilen Flanken erhebt er sich 195 m über seiner Basis und genau in seiner Mitte senkt sich ein modellgleicher

Digitized by Google



Der Vulkankrater und das Lavafeld am Fuße des Pic Fernando Poo, vom Gipfel aus.

Krater von 73 m Tiefe ein. Gewaltige vulkanische Bomben sind dicht am Fuße des Cinder Cone aufgehäuft. Von hier aus erstreckt sich ein Aschenfeld etwa 13 km weit nach allen Richtungen hin. Eine viertel Meile vom Cinder Cone entfernt ist die Aschenlage noch 2 m dick und besteht in ihren unteren Teilen wesentlich aus Bimssteinfragmenten. Das Lavafeld stellt ein äußerst rauhes, würfelig zerklüftetes Haufwerk von mächtigen eckigen Lavabruchstücken dar und endet nach allen Seiten hin mit einem steilen, terrassenartigen Absturz von etwa 30 m Höhe. Ein Teil der Lavamasse ist mit vulkanischem Sand bedeckt und vom allerjüngsten Erguß, der den größten Teil des Lavafeldes einnimmt, durch eine etwa 3 m mächtige Ablagerung von Infusorienerde getrennt. Diese lakustre Bildung gehört dem ehemals einen größeren Raum einnehmenden, den Fuß des Lavafeldes bespülenden Bidwellsee an. Die Geschichte dieses Vulkanes umfaßt demgemäß zwei Eruptionsperioden, die in ihren Erscheinungen scharf kontrastieren und durch eine beträchtliche Ruhepause voneinander getrennt sind. Die erste Periode ist durch eine äußerst heftige explosionsartige Eruption gekennzeichnet; sie schuf den Cinder Cone und das Aschenfeld. Gegen Ende der Eruption floß etwas Lava aus, Aschenschauer bildeten den Schluß. Darauf folgte die Bildung der lakustren Schichten, dann erst floß die gewaltige Masse der Lava aus, welche dem Lavafelde seinen gegenwärtigen Umfang gab. Nach den Bäumen zu urteilen, welche sich auf dem vulkanischen Sande, nahe dem Cinder Cone angesiedelt haben, kann die erste Eruption etwa 100 Jahre vor dem amerikanischen Revolutionskriege sich ereignet haben; die zweite Eruption fand viel später statt, doch sicherlich nicht früher als vor 50 Jahren.

Sauer.

Léon Faberts Reise in der südwestlichen Sahara.

Die Länder der Mauren am nördlichen Ufer des Senegal, welche die Franzosen als ihr Eigentum ansehen, werden nur selten besucht und sind nur längs einiger Straßen genauer bekannt, denen entlang Reisende, wie Panet und Vincent, gezogen sind. Im verflossenen Jahre ist der Franzose L. Fabert von Dagana am unteren Senegal nach Norden zu in das Gebiet der Mauren vorgedrungen und etwa bis 20° nördl. Br. gelangt. Über seine gelungene Reise hat er der Pariser geographischen Gesellschaft am 4. März 1892 folgendes berichtet.

Die Nomaden, welche das rechte Ufer des Senegal und die südwestliche Sahara bewohnen, sind hervorgegangen aus Berbern, welche von den Arabern unterjocht wurden. Die so entstandenen Mauren teilen sich in Krieger und Marabuts, die in verschiedenen Lagern wohnen. Die Krieger sind nur Hirten; die Marabuts sind Priester und Kaufleute. Letztere lassen auch durch ihre Gefangenen das Gummi arabikum sammeln, welches sie nach dem Senegal hin verhandeln. Es giebt noch andre Marabuts, die Schechs und ihre Schüler, welche die Stelle unserer Geistlichen ein-

Digitized by Google

nehmen; sie bilden eine „Art Kloster ohne Mauern“, gelten für heilig, thun Wunder, üben eine große Gewalt aus und sind die Machtstützen des Islam.

In dieses Gebiet begab sich L. Fabert, begleitet von einem jungen Kreolen aus St. Louis, G. Descemet, und dem arabischen Dolmetscher Bu-El-Moghdad, einem Sohne des berühmten gleichnamigen Reisenden, der 1860 vom Senegal bis nach Mogador gelangte. Gleich nachdem Fabert in das Land der Trarzas-Mauren eingetreten war, wurde er Zeuge einer Schlacht, die sich am nördlichen Ende des Sees Cayor, welcher mit dem Senegal in Verbindung steht, bei Schnitelma abspielte. Ahmet Salum, König der Trarzas, bei dem Fabert sich befand, besiegte seinen Oheim Amar. Nach der siegreichen Schlacht erhielt der französische Reisende 40 Arruijat als Begleiter und eine Anzahl Kamele, so daß er nun wohlausgerüstet gegen Norden vordringen konnte.

In nordwestlicher Richtung wurden die Lager der Arruijat, der Argub und der Abuijir passiert. Nicht ohne Gefahren, denn infolge der kriegerischen Ereignisse im Süden schwärmte das Land von Räubern. Als Fabert bei dem berühmten Schech Baba angelangt war, entließ er seine Schutzmannschaft und begab sich ganz in die Hände des einflußreichen Schechs, durch dessen Mitwirkung er nördlich bis Tenyera und, etwa auf Vincents Route, bis zum Lande Harisch am Rande der durch Räuber berüchtigten Ebene von Inschiri vordrang. In Tenyera blieb Fabert bei dem Schech Sabi Bu fünfzig Tage; er fand ihn dem französischen Einflusse zugethan; auch der junge König von Adrar, an den Fabert sich brieflich wandte, sprach sich im französischen Sinne günstig aus. Nachdem diese politische Mission gelungen, die hauptsächlich gegen das Übergreifen der Spanier in die Sahara gerichtet war, wandte sich Fabert nach Westen, erreichte das Gestade des Atlantischen Ozeans und kam über die alte Niederlassung Portendick wieder an den Senegal.

Von Dagana, seinem Ausgangspunkte am Senegal an hat Fabert 1200 km zurückgelegt und die verschiedensten Regionen durchstreift und teilweise zum ersten Male erforscht. So die Schamama, die beim Schwellen des Senegals überschwemmte Zone, den See Cayor, die Jgidi oder Region der Gummiakazie (acacia verek), Harya, Tenyera, Harisch, Schuo, Amukrug, Tafualli, Tarab und Affuth, letzteres im Norden der Senegalmündung am Ocean sich hin erstreckend. Meist bestand das Land aus wellenförmigen Hügeln mit Halfagrasbüschseln bestanden; die wenigen Bäume verschwanden in Harya gänzlich. Zwischen Harisch und Amukrug entdeckte Fabert ein tiefes Thal, Targa Kebira, welches viele Früchte barg und als Straße von Affuth am Senegal nach Adrar benutzt werden kann.

Aus allen Erdteilen.

— Im Hinterlande von Kamerun sind verschiedene Expeditionen thätig, die alle des politischen Beigeschmacks nicht entbehren und von Einfluß sind auf die Abgrenzung, welche hier zwischen Deutschland und Frankreich noch stattgefunden hat. Der bekannte Franzose Mizon ist mit Schiffen der englischen Nigerkompanie den Benue aufwärts gefahren und bis Yola gelangt, welches an der Grenze der deutschen und britischen Gebiete liegt. Von hier hat sich Mizon in südlicher Richtung nach dem durch Flegel bekannt gewordenen Ngaundere begeben, welches innerhalb des deutschen Machtbereichs liegt. Danach hat er seinen ursprünglichen Plan, nach dem Tschadsee vorzudringen, aufgegeben und sucht nun nach dem französischen Congo vorzudringen, wobei er zweifelsohne im Hinterlande von Kamerun Verträge abzuschließen versuchen wird, welche die Ausdehnung unserer Kolonie nach Osten hin beschränken. Inzwischen hat aber von deutscher Seite Leutnant Ramsay mit 300 Mann Anfang Februar von Kribi aus seinen Marsch landeinwärts nach der Jaunde-Station angetreten, um die Forschungen im Osten fortzusetzen, welche durch Leutnant Morgen so erfolgreich begonnen wurden. Ein Zusammentreffen desselben mit Mizon ist nicht ausgeschlossen.

— Swans Bericht über Katanga. Über das wenig bekannte innerafrikanische Land Katanga am oberen Laufe des Lualaba und seinen Zuflüssen erhalten wir jetzt durch den zur Scotch Presbyterian Mission gehörigen Glaubensboten Swan nähere Auskunft, die im Mouv. géographique (3. April 1892) abgedruckt ist. Katanga, durch seinen Kupferreichtum berühmt, ist ein Zukunftsland des Congostaates und in neuester Zeit von verschiedenen belgischen Reisenden, darunter le Marinel (oben S. 220), besucht worden, dessen Karte von Katanga auch in derselben Nummer des Mouv. géographique mitgeteilt wird.

Nach Swan hat Katanga vom Oktober bis März Regenzeit, während in den übrigen sechs Monaten Dürre herrscht. Stürme sind häufig und einmal beobachtete er Hagel. Swan erklärt das Land für gesund und möglicherweise zur Kolonisation durch Weiße geeignet, namentlich in der Berggegend im Norden, die sich am rechten Lualabaufer hinzieht. Während eines vierjährigen Aufenthaltes im Lande ist Swan kaum krank gewesen. Das Land ist sehr reich an großem afrikanischen Wild und die Elefanten sind zahlreich; leider aber herrscht die Tsetsefliege, so daß eingeführtes Rindvieh durch dieselbe vernichtet wurde. Die Einwohner bestellten fleißig selbst ihre schönen, ausgedehnten Äcker, auf denen Reis, Mais, Sorghum und Erdnüsse gedeihen. Manioc, Bataten und Jgnamen werden gebaut; Bananen und Kautschukreben sind häufig, doch fehlt die Ölpalme. Salz wird viel erzeugt und geht — gleich dem Kupfer — als Handelsartikel nach auswärts.

Die Bevölkerung ist eine recht gemischte. Das Land wurde 1850 von dem aus Unjamwesi stammenden Kupferhändler Msidi erobert, welcher aus allen Himmelsgegenden Menschen zusammentrieb, deren Mischung die heutigen Einwohner von Katanga ausmacht. Die so entstandene Rasse ist schön und kräftig, geistig geweckt und tapfer. Es sind tüchtige Jäger und Ackerbauer, die sich gern dem Einflusse der Weißen hingeben. Die Missionare Swan und Arnot waren zufrieden mit ihrer Aufnahme im Lande und mit den Ergebnissen ihrer Missionsthätigkeit. Arnot hat eine Grammatik und ein Wörterbuch der Landessprache verfaßt, die noch nicht veröffentlicht sind. Menschenjagden, welche Msidi organisiert, herrschen noch immer und liefern Sklaven für die Ausfuhr, die neben Kupfer, Elfenbein, Salz, Kautschuk und Mais die Hauptausfuhrgegenstände sind. Die Sklaven werden nach Bihé und an die Araber im Osten verkauft. Der alte Msidi ist ein blutdürstiger Tyrann, dessen Residenz mit Pfählen umgeben ist, auf denen Schädel stecken; Swan sah ganze Haufen von frisch abgeschlagenen Menschenköpfen.

— Eine ostetische Opferhöhle mit höchst belangreichem Inhalt ist von dem Oberlehrer Dinnik in einem

Digitized by Google

abgelegenen Winkel des Kaukasus entdeckt worden. Nach den Mitteilungen, die C. Hahn in der Beilage der Allgem. Zeitung vom 22. März 1892 darüber giebt, liegt die Höhle in Digorien, im nördlichen Kaukasus bei dem Aul Sadeleskf, im Quellgebiet des Terek. Sie besteht aus zwei Teilen, deren vorderer etwa 10 m lang und 7 m breit ist. Die Höhle liegt im Kalkfelsen und ist vorn durch eine Mauer mit Thor abgeschlossen. Das Innere zeigt eine geradezu überwältigende Masse von Opfergegenständen, die hier haufenweise umherliegen und hängen. In der Mitte steht ein Opferherd, wo die Opfertiere gebraten werden. Viele Gegenstände sind noch recht frisch, da die Opfer bis heute andauern, andre zeugen von hohem Alter. Man opfert hier zweimal im Jahre, einmal beim Beginn der Heu- und Fruchternte und einmal etwas früher für das Wohlergehen der neugeborenen Kinder. Die Opfergaben, die Dinnik fand, bestanden in Löffeln, Tassen, Krügen, Schabraken, Kesseln, Münzen, Kugeln, Pfeilen, Lanzen. Von der Decke hängen zwei Stricke herab, in welche Holzstückchen eingeknotet sind; bei jedem neuen Opfer wird ein neues Stückchen eingebunden, so daß diese Stricke eine Art Kalender darstellen. Die wichtigsten Opfergaben sind jedoch die in gewaltigen Massen aufgehäuften Tierschädel. Steinbockhörner fehlen und Reste der Gemse sind hier selten; dagegen sind etwa 1000 Schädel von Hirschkühen und ganze Berge von Hirschgeweihen, darunter zahlreiche Mißbildungen, vorhanden. Dazu Unmassen von Ochsen-, Kuh-, Ziegen-, Schafschädeln und wenige Schädel von Kamelen. Am wichtigsten erscheint das Vorkommen von 19 großen Auerochsenschädeln, die beweisen, daß der Auerochs, der nur noch in den schwer zugängigen Gebirgsgegenden der oberen Laba und des Urup am Kaukasus lebt, einst auch in Digorien vorkam. Die Schädel waren geöffnet, um zu dem Gehirne zu gelangen; in einer Kiste lagen Trinkgefäße aus Auerochsenhorn bereitet.

Der Name der Höhle ist Oissiai-Dona; sie galt für heilig und die Osseten schwuren bei ihr Eide. Weibern ist der Eintritt versagt. Die Opfer von Ochsen werden noch jetzt alljährlich dort vollbracht und es ist dieses um so auffallender, als die Digorzen mit wenig Ausnahmen Christen sind, welche Kirchen mit regelmäßigem Gottesdienst besitzen. Aber sie halten noch fest an vielen alten Gebräuchen der Heidenzeit und dazu gehören die Opferfeste in den Höhlen und heiligen Hainen.

— Quer durch Asien. Am 30. März langten in Shanghai Kapitän Bower und Dr. Thorold nebst Begleitern an, welche die Reise von Kaschmir durch Ladakh, Tibet und das westliche China vollendet hatten.

— Entwickelung des Eisenbahnwesens in den Vereinigten Staaten. Gegen Ende des Jahres 1830 besaß die Union erst 37 km Eisenbahnen; im Jahre 1840 waren dieselben schon auf 4535 km angewachsen. Das folgende Jahr erlebte die Vollendung von 1153 weiteren Kilometern, und wenn diese hohe Zahl in den nächsten Jahren auch nicht erreicht wurde, so besaß die Union 1848 doch schon gegen 9700 km. Von diesem Zeitpunkte an aber nimmt das Eisenbahnwesen der Vereinigten Staaten einen geradezu beispiellosen Aufschwung: 1849 beziffert sich die Summe der Neuanlagen auf 2203, 1851 auf 3155, und 1853 übersteigt sie sogar 3900 km, so daß das Eisenbahnnetz gegen Ende dieses Jahres im ganzen 24 700 km beträgt. Dieser Zuwachs bleibt von jetzt an ziemlich konstant: die Amerikaner haben erkannt, daß die Eisenbahnen bei den ungeheuren Entfernungen ihres Landes ein Kulturmittel ersten Ranges sind. 1856 wurden 5860 km gelegt, und das Eisenbahnnetz ist 1860 auf 50 350 km angewachsen. Die bürgerlichen Unruhen der nächsten Jahre führten natürlich einen ziemlichen Stillstand der Entwickelung herbei: im Jahre 1866 zählte man nur 59 224 km, d. h. nur etwa 9000 km mehr als 1860. Um so rapider ist die Entwickelung in den folgenden zehn Jahren: 1876 beläuft sich das Gesamtnetz auf 108 966, 1878 auf 131 588 km. In den nächsten Jahren steigt die Ziffer der jährlichen Neulegungen auf 7752, 10 801, 15 846, 18 618 km, um dann allerdings beträchtlich zurückzugehen. Sie sinkt 1883 auf 10 851, 1884 auf 6313 und 1885 auf 4715 km. Dann wieder ein plötzlicher Zuwachs: 1886 auf 13 035, 1887 auf 20 715. Im Jahre 1888 betrug die Zunahme 10 945, 1890 nur 9130 und 1891 ist sie gar auf 6600 km zurückgegangen, worüber große Unruhe bei den Amerikanern. Aber sie können gleichwohl zufrieden sein; denn das Eisenbahnnetz der Union stellt mit einer Gesamtzahl von etwa 280 000 km heute die Hälfte des Eisenbahnnetzes der ganzen Erde dar.

— Die Mississippikorrekturen und die Schiffahrt. Vom amerikanischen Kongresse ist für die Verbesserung der Schiffahrt auf dem Vater der Ströme die hohe Summe von hundert Millionen Dollars verlangt worden, die sich natürlich auf eine Reihe von Jahren verteilen soll. Daß dieselbe nötig, zeigt die traurige Beschaffenheit der Fahrbahn des Mississippi, die nebst der Schiffahrt auf demselben von Prof. Waterhouse in St. Louis in einer besondern Schrift besprochen wird, der das Folgende entnommen ist: Nach dem letzten Jenjuß betuhren den Mississippi und seine Zuflüsse im ganzen 7445 Schiffe mit einem Gesamtgehalt von 3 393 379,89 Tonnen, welche einen Wert von 15 338 005 Dollars darstellten. Diese Schiffe (Fährboote eingeschlossen) wurden benutzt von 10 858 894 Personen, worunter 2 384 248 Ausflügler und Reisende. An Fracht wurden 29 405 046 Tonnen befördert. Alle Dampfer zusammen legten einen Weg von 7 310 545 Meilen zurück. Die Einnahmen aus der Schiffahrt auf dem Mississippi und seinen Zuflüssen betrugen 16 335 503 Dollars, die Ausgaben 12 598 342 Dollars, bleibt also ein Reingewinn von 3 737 161 Dollars. Die angeführten Zahlen sind ohne Zweifel sehr groß und zeigen die Bedeutung des Mississippi als Wasserstraße. Wenn nun aber die Schiffahrt nicht so häufig unterbrochen wäre, wenn der Fahrkanal immer tief genug wäre, welchen Umfang müßte dann erst der Verkehr auf dem Flusse annehmen! Wie viele Kunstleute ziehen jetzt die Eisenbahnen zur Beförderung ihrer Waren vor, weil sie fürchten, es möchte bei der Beförderung auf dem Flusse irgend eine Verzögerung eintreten! Herr Waterhouse wußte selbst einmal auf einem Ausfluge nach St. Paul 60 Stunden auf den verschiedenen Sandbänken zubringen. Dabei wäre die vorhandene Wassermenge genügend gewesen, um die größten Dampfer zu tragen, wenn eben das Wasser in einen entsprechend engen Kanal gedrängt worden wäre. Aber in dieser Richtung ist bis jetzt von der Regierung verschwindend wenig geschehen.

— Hebungen der Küste von Zamboanga (Mindanao). Herr Cuadras, Platzmajor der Festung Zamboanga, teilte dem Jesuiten-Missionar P. Bannac mit, daß die im Nordosten von der Festung gelegene Küstenstrecke in Hebung begriffen sei. Früher war dort eine kleine Bucht, welche heute eine mit Sand und Sumpf bedeckte Landfläche bietet, welche mit Muscheln, Meerschnecken, Korallentrümmern u. dergl. bedeckt ist. Auch andere Küstenstrecken, ja auch der anliegende Teil des Binnenlandes zeigen dieselben Überreste der Meerfauna auf.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 18.

Illuſtrierte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunſchweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Der amerikaniſche Ethnograph Walter J. Hoffman.

Mit deſſen Bildnis.

Walter J. Hoffman ſtammt aus einer ärztlichen Familie. Geboren wurde er am 30. Mai 1846 zu Baldaville in Pennſylvanien. Er gehört zu jenen aus deutſchem Blute ſtammenden Amerikanern, deren Vorväter aus der Pfalz einwanderten; der Urgroßvater Hoffmans, der aus der Gegend von Zweibrücken kam, war bereits 1764 in Pennſylvanien anſäſſig. Wie Vater und Großvater wandte ſich auch Walter der Medizin zu, die er am Jefferſon Medical College in Philadelphia ſtudierte, wo er auch, noch ehe er zwanzig Jahre alt war, zum Doktor promoviert wurde. Bis zum Jahre 1870 war er praktiſcher Arzt in Reading, worauf er beim Ausbruche des deutſch-franzöſiſchen Krieges nach Deutſchland eilte und ſich zur Verfügung ſtellte. Als Wundarzt hat er mit dem 7. Armeekorps den Krieg mitgemacht, aus dem er das eiſerne Kreuz mit nach ſeiner Heimat zurückbrachte.

Hier eröffneten ſich dem ſtrebſamen und tüchtig ausgebildeten jungen Mediziner bald neue Wege. Als Militärarzt einer Expedition nach dem Weſten (Nevada und Arizona) beigegeben, wandte er ſich jetzt den Naturwiſſenſchaften zu, zumal der Ethnographie, in der er ſeitdem Hervorragendes leiſtete. Arizona und Nevada boten damals ein noch jungfräuliches Forſchungsgebiet, das zu zahlreichen Schriften Hoffmans Veranlaſſung gab. Im Jahre 1872 wurde er alsdann nach dem Militärpoſten der Grand River Indianer-Agentur in Dakota verſetzt, wo ihm vollkommene Gelegenheit geboten wurde, ſich mit der Sprache und Mythologie der Dakota- oder Sioux-Indianer vertraut zu machen. Als im Frühjahr 1873 die Regierung eine große militäriſche Expedition zur Beſchützung der Ingenieure an der Northern Pacificbahn ausrüſtete, wurde Hoffman dem 7. Kavallerie-Regiment als Arzt beigegeben, das damals unter dem bekannten General Cuſter ſtand, und bei dieſer Expedition war es ihm abermals ermöglicht, ſeine Kenntniſſe von Dakota und Montana zu erweitern, über deren Ornithologie und Botanik er alsdann verſchiedene Schriften veröffentlichte.

Digitized by Google

Nach diesen Fahrten ließ Hoffman sich im November 1873 wiederum in Reading als praktischer Arzt nieder, wo er bis zum Jahre 1877 blieb. Damals wurde er als Ethnolog dem berühmten Geological Survey unter dem verstorbenen Prof. Hayden beigegeben und in dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1879, als das Bureau of Ethnology in Washington errichtet wurde, zu dessen ersten und tüchtigsten Mitgliedern Hoffman bis heute gehört. Eine ungemein rege Thätigkeit auf ethnographischem Gebiete entwickelte Hoffman nun und kein Jahr verging, in dem nicht größere oder kleinere Beiträge von ihm in den verschiedensten Zeitschriften erschienen, so daß die Zahl seiner wertvollen Abhandlungen schon auf einige Hundert gestiegen ist. Im Jahre 1881 besuchte Hoffman die durch Prinz Wied und Catlin berühmt gewordenen Mandanen bei Fort Berthold im nördlichen Dakota, deren Geberdensprache und piktographische Arbeiten von ihm erforscht wurden. Im Jahre 1882 folgte seine Studienreise zu den Indianerstämmen Kaliforniens und Nevadas, wo die Petroglyphen und Felsmalereien eine besondere Forschung erheischten, ebenso wie die prähistorischen Funde jener Gegend und die Kenntnis der Mythologie und Sprachen durch Hoffman gefördert wurden. Das Jahr 1883 sah Hoffman bei den Indianern an den großen Seen, wo die Ottawa und deren Bilderschrift auf Birkenrinde der besondere Gegenstand seiner Studien waren. Im Jahr 1884 begab er sich abermals nach der Küste des Stillen Weltmeeres, diesmal um besonders die Tättowierungen, sowie die bekannten Schnitzwerke der Indianer auf Queen Charlottes Island und in Britisch-Kolumbia zu erforschen. Die Petroglyphen in den östlichen Vereinigten Staaten wurden in den Jahren 1885 und 1886 von Dr. Hoffman aufgenommen. Die Jahre 1887 bis 1891 waren den Ojibwa und Menomoni-Indianern und dem Studium der geheimen Gesellschaften derselben gewidmet, über welche Hoffman im Globus, Bd. 61, näher berichtet hat. Er war der erste weiße Mann, der in die Schamanengeheimnisse dieser Indianer Einblick erhielt und in ihren Bund aufgenommen wurde. Ihm verdanken wir daher auch die eingehendste Kunde über die Traditionen, die Gesänge und Musik, sowie die Religion dieser Indianer.

Dr. Hoffman ist für seine vielfachen Verdienste mit Recht auch vielfach ausgezeichnet worden durch Orden und Ernennung zum Ehrenmitgliede amerikanischer und europäischer Gesellschaften. Er steht im besten Mannesalter und in der rüstigsten Schaffenskraft und wird — aus einer sehr langlebigen Familie stammend — gewiß noch Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der Ethnographie und Anthropologie leisten, wozu ihm als Mitgliede des Bureau of Ethnology die beste Gelegenheit geboten ist. Die Zahl seiner Abhandlungen in den verschiedenen offiziellen Berten, in den amerikanischen und deutschen Fachzeitschriften ist zu groß, als daß sie hier aufgezählt werden könnten. R. Andree.

Die Schrifttafeln der Osterinsel.

Von Dr. M. Haberlandt.

In einer inhaltreichen Schrift, welche Schiffszahlmeister William J. Thomson über die Osterinsel und die Kultur ihrer Bewohner in den Reports of the United States National Museum 1888—1889, p. 447—552 erscheinen ließ, finden sich die Abbildungen von zahlreichen der bekannten, bisher unerklärten Schrifttafeln mit den vollständigen, ihnen zu Grunde liegenden Texten und deren Übersetzung. Bei dem großen Interesse, das die Ethnographen jenen merkwürdigen, in der ganzen Südsee einzig dastehenden Schriftdokumenten seit ihrem ersten Bekanntwerden im Jahre 1870 entgegengebracht haben, erscheint es gerechtfertigt, wenn wir den Mitteilungen Thomsons im folgenden etwas näher treten.

Da folgt nun sofort auf den ersten verwunderungsvollen Eindruck über die gelungenen Lesungen die Enttäuschung. Noch ist das Geheimnis dieser Zeichenschrift nicht gelüftet, in Thomsons Schrift erhalten wir nur zu gewissen Schrifttafeln die zu Grunde liegenden Texte, wobei die Verbindung zwischen beiden nur auf der Aussage eines mißtrauischen, halb zu seinen Aussagen gezwungenen alten Insulaners beruht. Die eigentliche Entzifferung, welche uns mit dem Wesen dieser „Schrift“ bekannt machen würde, welche uns diese rätselhaften Abbildungen im einzelnen und nach der Art ihrer Verbindung deuten sollte, steht nach wie vor noch vollständig aus. Was Thomson darüber beibringt, geht in keinem Punkte über das bisher durch die Expedition der „Hyäne“ unter Kapitän Greifeler und die Forschungen Harrisons Erkundigte hinaus. Das eigentlich belangreiche und psychologisch fesselnde Problem der Osterinselschrift ist durch Thomsons Publikation nicht um den kleinsten Schritt gefördert.

Dagegen erhalten wir eine Anzahl Texte, von denen angegeben wird, daß sie in gewissen, mit bestimmten Namen bezeichneten Schrifttafeln enthalten seien. Es sind dies ein sagenhafter Geschichtsbericht, eine Schöpfungsgeschichte, eine Lobpreisung an Toran ariki („the great king“), ein Klagegesang auf den Tod eines Kindes und ein Liebeslied. Ehe wir nun auf den Inhalt dieser Texte eingehen, wollen wir doch noch die Behauptung, daß sie den wörtlichen Inhalt der betreffenden Tafeln bilden, einer Prüfung unterziehen.

Thomsons einziger Gewährsmann, der alte Osterinsulaner Ure Vaeiko, der, mit Gewissensskrupeln kämpfend, sich nur halb gezwungen zur Preisgebung seiner im Gedächtnis aufbewahrten Traditionen verstanden hatte, recitierte, als ihm die Photographieen von Schrifttafeln gezeigt wurden, die notierten Texte. Aber er merkte es gar nicht und ließ sich im Fluß seiner Recitation gar nicht stören, wenn ihm inzwischen eine andere Photographie untergeschoben wurde (l. c., p. 516: „the same story was continued without the change being discovered“). Er vermochte auch gar nicht die Bedeutung der einzelnen Bilderzeichen anzugeben, er vermochte die Tafeln keineswegs zu lesen, aber — so glaubt Thomson — er wußte sie auswendig. Wo ist aber nun die Gewähr dafür, daß Ure Vaeiko nicht beliebige, in seinem Gedächtnis aufbewahrte Traditionen gänzlich willkürlich — freilich ohne sich dessen ausdrücklich bewußt zu werden — auf die ihm vorgewiesenen Schrifttafeln oder deren Abbildungen bezog? Es ist nicht sehr glaublich, daß jemand, der die Schrift weder im ganzen noch in ihren Elementen irgendwie kennt, mit vollkommener Schärfe und Sicherheit schriftliche Dokumente erkennen und auf ganz bestimmte Erinnerungs-Texte beziehen wird. Im Gegenteil besteht a priori der Verdacht, daß ein solcher illiterater Zeuge völlig naiv sich und andere täuschen und jedes beliebige ihm vorgelegte Dokument auf den ersten ihm ins Gedächtnis tretenden Text beziehen wird. Allerdings führt Thomson einen sehr ge-

Digitized by Google

wichtigen Umstand an, der zur Bestätigung seiner Behauptungen außerordentlich dienlich ist, nämlich die bestätigende Aussage eines zweiten Gewährsmannes, namens Kaitai. Dieser soll späterhin mehrere der Schrifttafeln nach den Photographieen erkannt und genau dieselbe Geschichte, wie vorher Ure Vaeiko, als ihren Inhalt zum Besten gegeben haben. War auch dieser der einzelnen Zeichen unkundig? Hat er ebenfalls wie Ure Vaeiko die Texte nur auswendig

Ka-ihi-uiga. Erste Seite. Hölzerne Schrifttafel von der Osterinsel. (Thomson Taf. 42.)

recitiert, ohne sie von den Tafeln selbst abzulesen? Wir erfahren leider zu wenig darüber, um endgültig darüber zur Entscheidung zu kommen, ob wir an die Zusammengehörigkeit der mitgeteilten Texte mit den betreffenden Tafeln wirklich mit unumstößlicher Sicherheit glauben dürfen.

Die Vergleichung der Texte mit den Tafeln fällt aller-

Ka-ihi-uiga. Zweite Seite. Hölzerne Schrifttafel von der Osterinsel. (Thomson Taf. 43.)

dings nicht ganz zu Gunsten des behaupteten Zusammenhanges aus. Man betrachte die Tafeln XLII und XLIII, welche angeblich den vierstrophigen Text des früher genannten Klagegesanges enthalten; die Schrifttafel enthält zirka 210 Zeichen für 89 Wörter des Textes. Dagegen zeigt die Tafel XLIV und XLV: „Ate-a-ronga-hokon-iti-poheraa“ zirka 660 Zeichen für 80 Wörter des Textes Man kann aus diesem Mißverhältnis zum mindesten wohl auf eine Unvollständigkeit der mitgeteilten Texte schließen Sodann — der Charakter dieser Schrift sei welcher immer

Digitized by Google

Ate-a-renga-hokan iti Poherua. Erste Seite. Hölzerne Schrifttafel von der Osterinsel im Besitze des Bischofs von Arieri. (Thomson Taf. 44.)

Ate-a-renga-hokan iti Poherua. Zweite Seite. (Thomson Taf. 45.)

Digitized by Google

— vollständige Wiederholungen im Texte, wie im Klagegesang, wo Strophe 1 und 2, bis auf zwei Wörter, vollständig einander gleichen, müßten auch in der Schrift zum Ausdruck kommen. Dem ist aber keineswegs so. In der Schöpfungsgeschichte, dem angeblichen Texte der Tafel „Atua Matariri“ gehen die Worte „Kiai Kiroto“, „Gott“ und „Kupu te“, erzeugen, durch sämtliche 18 Absätze; auf der Tafel sind selbst mit größter Mühe solche regelmäßig durchlaufende Zeichen oder Zeichengruppen nicht zu erkennen. In dieser Art läßt sich vorläufig rein äußerlich mancher Zweifel an der Richtigkeit von Thomsons Mitteilungen erheben. Würde sich ihre Zuverlässigkeit herausstellen, so wäre allerdings der Versuch nicht aussichtslos, das Geheimnis dieser Schrift selbst zu lüften und auf ihre Anlage zu kommen. Es werden uns in der angezogenen Publikation Forschungen in dieser Richtung in Aussicht gestellt; aber die Beispiele, welche aus den betreffenden Vorarbeiten (p. 517, results of an extremely interesting nature are barely outlined at present and not in shape to be presented herewith) dargeboten werden, sind längst bekannt und erwecken keineswegs besonderes Vertrauen auf die Originalität jener Forschungen. Die Möglichkeit, zu einer wirklichen Entzifferung der Schrifttafeln zu gelangen, hängt unseres Erachtens von der Frage ab, ob es auf der Insel noch Leute giebt, welche sie zu lesen verstehen. Die Wahrscheinlichkeit ist freilich eine äußerst geringe; 1883 durfte man es mit Kapitän Geiseler noch hoffen. Nach dem Besuch Thomsons mit seiner gründlichen Exploration der Insel ist nicht mehr abzusehen, wo die Kunde davon sich erhalten haben sollte. In diese große Lücke wird der Scharfsinn der Ethnographen voraussichtlich mit stets nur sehr unvollkommenem Erfolge eintreten.

Damit der Leser selbst über Thomsons Verfahren urteilen könne, geben wir die Abbildungen der Tafeln 42 und 43, sowie 44 und 45 nebst den dazu gehörigen Übersetzungen.

Vater, den Verlust eines Kindes betrauernd.

Taf. 42 u. 43.

1. Ka ihi uiga — te ki ati —
   Auwe te poki, e —
   Ite maki tana — Rii te hiva ina
   Ka ihi uiga — mai.
2. Ka ihi uiga — te ki ati —
   Auwe te poki, e —
   Ite maki tana — Honiti ina.
   Ka ihi uiga — moa mai.
3. Ha imu, — poki — e —;
   Ta auwe rai — e;
   Viviri rai, inage — o;
   I — ruga — ij;
   Te papare hiuua
   Viviri rai — inage — o!
4. Haki — e,
   Avahinua — ki tagu atu.
   Auwe poki — e!
   Ava rai —
   Ava mata — Ina hiva
   Auwe poki — e!
   Ite renia o parapa moni
   Auwe poki — e!

Englische Übersetzung.

The sail of my daughter,
Never broken by the force of foreign chaos!

The sait of my daughter,
Unbroken by the conspiracy of Honiti!

Ever victorious in all her fights
She could not be enticed to drink poison waters

In the cup of obsidian glass.
Can my sorrow ever be appeased

While we are divided by the mighty seas?
Oh my daughter, oh my daughter!

It is a vast and watery road
Over which I look toward the horizon,

My daughter, oh my daughter!
I'll swim over the deep to meet you,

My daughter, oh my daughter!

Liebesgesang.

Taf. 44 u. 45.

„Ate-a-renga-hokan iti poheran.“

Ka tagi, Renga-a-manu — hakaopa;
Chiu runarame a ita metua.
Ka ketu te nairo hihi — O te hoa!
Eaha ton tiena — e te hoa — e!
Ita haga ta pospatu — O te hoa!
Kahii te riva forani — O te hoa — e!
Auwe ka tagi ati — u — a — iti iti.
Eha ton tiena — e ta hoa — e.
Ta hi tiena ita have.
Horoa ita have.
Horoa moni e fahiti;
Ita ori miro;
Ana piri atu;
Ana piri atu;
Ana taga atu.

Englische Übersetzung.

Native love song.

Who is sorrowing? It is Renga-a-manu Hakopa!
A red branch descended from her father.
Open thine eyelids, my true love.
Where is your brother, my love?
At the feast in the Bay of Salutation
We will meet under the feathers of your clan.
She has long been yearning after you.
Send your brother as a mediator of love between us,
Your brother who is now at the house of my father.
O, where is the messenger of love between us?
When the feast of drift-wood is commemorated
There we will meet in loving embrace.

Digitized by Google

Gegen Dr. Jacobs' Theorie über die Bedeutung der Beschneidung.

Von C. M. Pleyte Wzn.

Unter dem Titel „Kritische Bemerkungen über die Theorie von Dr. H. Ploß über die Bedeutung der Beschneidung bei den verschiedenen Völkern" verfucht Dr. J. Jacobs, Arzt in der niederländisch-indischen Armee, im „Internationalen Archiv für Ethnographie" [1]) die Ploßsche Theorie, die Beschneidung sei keine religiöse Sitte, sondern eine bloß operative Handlung, nur der Natur bei ihren angeblichen Verirrungen zu Hilfe [2]) zu kommen, zu widerlegen, und die unserer Meinung nach schon verattete, daß sie ein religiöser Gebrauch sei, aufs neue zu beweisen. Hierbei werden die Abhandlungen von Prof. Dr. G. A. Wilken [3]) und Dr. R. Andree [4]) mit in Betracht gezogen und die von diesen Gelehrten angeführten Beispiele, welche entweder dem Dr. Ploß beipflichten oder widersprechen, näher untersucht. Als Ergebnis dieser Untersuchung schreibt Dr. Jacobs: Die Theorie von Dr. Ploß über die Beschneidung ist physiologisch falsch (conjunist), unlogisch und auch einmal im Widerspruch mit den Thatsachen. In den folgenden Zeilen wollen wir Dr. Jacobs bei seiner Beweisführung einige Augenblicke folgen, um zu untersuchen, inwiefern er zu diesem Ausspruch berechtigt ist. Zu vorans sei aber bemerkt, daß Dr. Jacobs Israelit ist, also kein ganz vorurteilsfreier Kritiker in dieser Sache. Es läßt sich daraus leicht erklären, daß er die von seinen Vätern ererbten, uralten heiligen Gebräuche tapfer zu verteidigen sucht und deshalb leugnet, daß die Beschneidung, eine der heiligsten Zeremonien der Juden, aus profanem Zwecke hervorgegangen sei. Hat er aber hierin recht? Anerkannt sei aber, daß der Schreiber nicht fanatisch ist. Nirgends trägt sein Aufsatz dieses Gepräge. Und wenn wir hier einige Bedenken gegen Dr. Jacobs Meinung aussprechen, so geschieht dieses, weil du choc des opinions jaillit la vérité.

Fassen wir jetzt Dr. Jacobs Abhandlung näher ins Auge, wobei von selbst spricht, daß wir die Arbeiten von Dr. Ploß, Dr. Wilken und Dr. Andree als bekannt voraussetzen. Wir finden da zuerst die Bestreitung des Hauptpunktes der Ploßschen Theorie deutlich ausgesprochen; Dr. Jacobs leugnet nämlich, daß Phimosis in dem Grade, daß sie der Befruchtung im Wege steht, häufig vorkommt. Es sei daher nicht anzunehmen, daß dieses die Ursache der Beschneidung gewesen sein könne. Inwiefern Dr. Jacobs in dieser Beziehung recht hat, vermögen wir nicht zu entscheiden, doch kommt es uns vor, daß Dr. Jacobs nichts beweist, sondern nur seine Meinung, daß Phimosis nur höchst selten ein Hindernis der Befruchtung sein könne, einfach jener von Dr. Ploß gegenüberstellt. Was aber auch hier der Fall sein möge, vom ethnologischen Standpunkte aus betrachtet, kümmert uns diese chirurgische Frage nun sehr wenig, d. h. als Ausgangspunkt; als Resultat wird sie erst von Interesse. Uns kümmert zu allererst die Frage, was ist nach der Meinung desjenigen, der sich beschneidet, der Zweck dieser Operation, wobei aber acht gegeben werden muß, ob auch fremde Einflüsse in Frage kommen, israelitische oder arabische, die zur Verbreitung der Beschneidung beigetragen haben können. Sind wir überzeugt, daß dies nicht der Fall gewesen ist, dann frage man: was ist die Absicht der Beschneidung? Soll durch dieselbe ein angeborenes Übel entfernt werden, oder geschieht sie zu einem religiösen Zweck? Bei unbeeinflußten Heiden herrscht nun allgemein die Meinung — obwohl sie nicht überall mehr deutlich zu Tage tritt — daß ein Unbeschnittener nicht zu einer fruchtbaren Kopulation fähig sei [1]). Dies nimmt aber Dr. Jacobs nicht an, und führt als Gegenbeweis an, daß die häufige Sitte der Verstümmelung der Genitalien, Kastration, Kindermord, alles Maßregeln seien, um zu großen Kindersegen zu verhüten; es sei daher unerklärlich, daß man sich einerseits beschneidet zur Vermehrung der Familie und andererseits diese ausrottet. Beide Sitten stehen nach ihm mit einander in Widerspruch. Unseres Erachtens ist dies aber gar nicht der Fall; denn wo man von der Meinung ausgeht, daß der Koitus eines Unbeschnittenen unfruchtbar sei, ist es natürlich, daß, selbst wenn man auch auf allerhand Weise die Zeugungsfähigen dezimiert, weil der Stamm sonst zu groß würde, die einzelnen Individuen, welche zur Instandhaltung des Geschlechts angewiesen sind, beschnitten sein sollen, damit das Geschlecht nicht zu Grunde geht. Kindermord, Kastration und dergleichen stehen also mit der Beschneidung in keinem Zusammenhang.

Daß der Jüngling bei den meisten Völkern, die sich beschneiden, nicht in einen oder den andern Bund aufgenommen, nicht zu den Männern gerechnet, nicht als mündig betrachtet wird, so lange er noch nicht beschnitten ist, oder daß ein Weib keinen Unbeschnittenen aus ihrem Stamme heiraten will, „spricht", sagt Dr. Jacobs, „natürlich nicht für genannte Theorie". Warum dies natürlich ist, erfahren wir erst später, also kommen wir von selbst dann noch darauf zurück. Hier aber sei schon bemerkt, daß diese Thatsache sehr für die genannte Theorie spricht; denn es ist ebenso natürlich, als Dr. Jacobs dies unnatürlich findet, daß ein zur Befruchtung unfähiger Mann sowohl für den Stamm als für ein Weib wertlos erscheint.

Jedoch, und dies hat Dr. Jacobs auch gefühlt, ist es für die weitere Untersuchung nötig, nachzuweisen, ob es Völker giebt, die sich nur deshalb beschneiden, weil sie glauben, daß sie unbeschnitten nicht zur Fortpflanzung fähig seien. Prof. Wilken hat nun einige Beispiele dieser Art angeführt, und zwar aus Indonesien, die Dr. Jacobs jedoch nicht unkritisiert übernimmt. Seine Kritik beschränkt sich desweegen in der Folge nur auf die Arbeit des Prof. Wilken, also auf Indonesien, woran auch wir uns halten werden, weil Indonesien allein genug Thatsachen zur Beurteilung unserer Frage bietet.

Von allen den von Prof. Wilken angeführten Beispielen kann kein einziges Gnade vor Dr. Jacobs Augen finden und er verfucht alle zu widerlegen. Sogar der Bericht von Dr. Durbik [2]), der längere Zeit zu Gunung Sitoli auf Nord-

[1]) Dr. Jacobs, Critische beschouwingen over de theorie van Hr. H. Ploss, aangaande de beteekenis van de besnydenis by de verschillende volken, Intern. Archiv f. Ethnographie, Bd. IV, S. 185.

[2]) Dr. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. 2. Aufl. 1884.

[3]) Dr. Wilken, de besnydenis by de volken van den Ind. Archipel, Bydr. t. d. T. L. en Vk. v. Ned.-Ind., dl. X, 4de volge. S. 163—206.

[4]) R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge. S. 116. Die Arbeit Andrees ist die älteste von den dreien, sie erschien ursprünglich 1881 im Archiv für Anthropologie, Bd. XIII, und hat namentlich Ploß sein Material geliefert.

[1]) Vergleiche hierüber die oben zitierten Arbeiten.

[2]) Durbik, Geneeskundig Tydschrift van Nederl. Indie, 1882, p. 247.

Digitized by Google

Nias als Arzt weilte und eine ausführliche Abhandlung über die Heil- und Entbindungskunst der Nord-Niasser schrieb, muß fallen, weil von Rosenberg [1]), der die Insel nur flüchtig besuchte, eine Dr. Jacobs passende Erklärung der dort allgemein üblichen Beschneidung giebt. Dr. Durdik jedoch sagt: „Eine Operation, welche von jedem Niasser an seinem Sohne verübt wird, sobald dieser ungefähr sein fünfzehntes Jahr erreicht hat, ist die Beschneidung, speziell die Incision. Sie hat keinen religiösen Zweck, man glaubt nur, daß ein Unbeschnittener zum Koitus unfähig ist." v. Rosenberg, welcher meldet, daß man die Circumcision anwende, erzählt, daß ihm auf seine Nachfrage, warum die Niasser sich beschneiden, nur geantwortet wurde, daß es aus Gründen der Reinlichkeit geschehe. Bei diesen miteinander im Widerspruch stehenden Nachrichten muß man bedenken, daß Durdik über Nord-Nias schrieb und v. Rosenberg wahrscheinlich über die südliche Bevölkerung und daß beide himmelweit von einander verschieden sind, aber mehr noch, daß Durdik Fachmann, v. Rosenberg aber Laie war, so daß die Nachricht des ersteren mehr Vertrauen verdient, als die des letzteren. Daß wirklich zwei verschiedene Gebräuche hier vorliegen, geht übrigens aus beiden Berichten deutlich hervor, denn Durdik spricht über Incision, v. Rosenberg über Circumcision. Dies ist aber nicht die einzige gut verbürgte Nachricht, welche vorliegt; denn sein Prof. Willens Abhandlung (1885) ist weiteres bekannt geworden. Es wundert uns aber, daß Dr. Jacobs, obwohl er dazu gewiß Gelegenheit hatte, die neuere Litteratur nicht zu Rate gezogen hat, und sich nur darauf beschränkt hat, Kritik zu üben, ohne selber sein Thema bis zum heutigen Tage weiter zu bearbeiten. Hätte er dieses gethan, wahrscheinlich wäre er zu andern Schlüssen gekommen. Wie es hiermit aber auch sei, es sei uns vergönnt, zuerst einige neue Aussagen, zwar nur aus Indonesien, anzuführen, um die Reihe der Völker, welche sich nur beschneiden, um zeugungsfähig zu sein, zu vergrößern. Nur die absolut deutlich sprechenden führen wir aber an.

Außer den schon von Prof. Willen genannten Niassern sein die Bewohner der Lampongschen Distrikte erwähnt. Von diesen heißt es: „Der Beschneidung unterliegen die Kinder von vermögenden Leuten im Laufe ihres siebenten oder zehnten Jahres. Die Operation geschieht hier wie auf Java. Einige Männer lassen sich zum zweiten Male beschneiden im vorgerückten Alter, in der Hoffnung, dadurch die Kräfte ihres zwanzigsten Jahres zurück zu erhalten. Hierfür ist einer der Häuptlinge vom Kampong Bumi Agung, Endika Tuan, ein Beispiel, der hierin aber zweifellos Vorgänger und Nachfolger gehabt hat, letzteres um so wahrscheinlicher, weil eine seiner Frauen ein Jahr nach dieser neuen Operation von einer Tochter entbunden worden ist, welches Kind von den Lampongern als ein Wunder betrachtet wird [2])." Ein Kommentar ist hier sicher überflüssig. Wenden wir uns jetzt dem östlichen Teile von Indonesien zu. Von der heidnischen Bevölkerung, speziell den Bergbewohnern von Mittelflores, den Keo und Dona, heben wir, daß das Präputium mittels eines Bambu aufgeschlitzt wird; für die Weiber ist dieses deshalb von großem Gewicht, weil sie glauben, daß Männer, welche unbeschnitten bleiben, nicht zu befruchten im stande seien [3]). Ein derartiges Motiv muß auch bei der Beschneidung auf der Insel Rote (Rotti) als Grund angenommen werden, weil es ausdrücklich heißt [4]): „Es werden hier die Knaben nach dem alten Gebrauch beschnitten, nicht nur die der Heiden, sondern auch die der Christen [5])."

Interessant ist es, hierbei zu bemerken, daß auf Ost-Flores die Beschneidung schon in ihrer sekundären Periode auftritt, woraus erhellt, wie sich aus der ursprünglich operativen Handlung eine religiöse entwickelt hat. Prof. Weber berichtet über die Heiden dieses Teiles, daß ein religiöses Fest nach vollbrachter Beschneidung stattfindet, wonach die Beschnittenen als vollgültige Männer, echte Bergbewohner, angesehen werden, wie ihre Vorväter. Bei deutschen Stämme findet man also den Übergang zwischen der Beschneidung als profanen Zweck, als dem ursprünglichen zu der göttlichen Institution [6]).

Diese fünf Beispiele dürften genügen. Sie sprechen deutlich genug. Betrachten wir sie in Verbindung mit den von Andree, Dr. Ploß und Willen mitgeteilten Beispielen, dann empfangen diese nun so mehr Beweiskraft, und wird nun so deutlicher, daß eine Operation und kein Opfer mit der Beschneidung beabsichtigt wird.

[1]) v. Rosenberg, Het eiland Nias, Verh. v. Bat. Gen. v. K. en Wetensch., dl. XXX, p. 127.

[1]) Francis, Herinneringen uit den levensloop van een Inl. Ambtenaar, dl. I, p. 181.

[2]) Riedel, The Island of Flores, Revue Coloniale Internationale, Tom. II, p. 71.

[3]) Vordermann, Het Journaal van Albert Colfs, IV. Abschnitt, Nr. 4, enthaltend Mitteilungen des Radja von Rote unter dem Titel: Pori kelakuan dari orang poeloeh pulau Rote. Die oben zitierte Stelle lautet: „Kainu anak laki-laki maka kutuka umurnja 14 atau 15 tahun maka ija di sunat, mènurut adat dèhulu kala" (p. 113).

[4]) Ibid. p. 105.

[5]) Weber, Ethnographische Notizen über Flores und Celebes, S. 8.

Zauberglaube bei den Rutenen in der Bukowina und Galizien.

Von Raimund Friedrich Kaindl. Czernowitz.

In der reichen Volksüberlieferung der Rutenen spielt der Glaube an Zauberkräfte und Zauberwerke eine hervorragende Rolle. Als Urquelle derselben gilt vorzüglich das böse Element — der Teufel, und die Zauberei ist daher den Menschen zumeist schädlich und verderblich; geübt wird dieselbe vor allem von den Hexen. Anderseits giebt es aber auch Zauberkünste, welche der bösen Macht entgegenwirken; hierher zählen besonders die Werke der Besprecher und Besprecherinnen. Von geringerer Bedeutung, wenn auch oft genannt im Volke, sind die Wahrsagerinnen, welche übrigens nicht nur die Zukunft vorhersagen, sondern nebenbei auch allerhand andern Zauber üben. Übrigens kann jedermann, ohne gerade Zauberer zu sein, wenn er nur die richtigen Wege und Mittel kennt, übernatürliche Werke zustandebringen, sei es nun, daß er Krankheiten heilt, das Wetter beschwört u. dgl. m. Gegen die Einflüsse der Zaubermächte giebt es schließlich allerlei Schutz- und Gegenmittel.

Die Hauptrolle im Zauberglauben spielen, wie überall so auch bei den Rutenen, die Hexen. Wie alle der Zauberei

Digitized by Google

Beflissenen, so gehören auch die Hexen zum Gefolge des Teufels; sie sind seine treuen Gesellinnen, die hier auf Erden umgehen; vom Volke werden sie gefürchtet und gehaßt, und dieses kennt für ein Frauenzimmer kein ärgeres Schimpfwort als „Hexe“. Für gewöhnlich unterscheiden sich die Hexen durch nichts von den andern Frauen; bei der Ausübung ihrer Zauberwerke und bei den geselligen Zusammenkünften erscheinen sie aber zuweilen nackt, gehen mit aufgelösten Haare umher, und tragen in der Rechten nicht selten eine Schaufel oder einen Besen, in der Linken einen Milchkübel, welcher mit der den fremden Kühen abgenommenen Milch gefüllt ist. Um Mitternacht vor dem St. Georgstage (23. April a. St., 5. Mai n. St.) kommen die Hexen, je zwölf und zwölf an der Zahl, auf den Grenzhügeln der Dörfer zusammen, tanzen dort und spielen mit Feuer. Aber auch zu anderer Zeit treiben sie auf den Bergen ihr Spiel; das erkennt man am Elmsfeuer, welches ihr Werk ist. In der St. Georgsnacht sammeln die Hexen auf den Bergen auch die Kräuter, welche sie zum Zaubern benötigen. Andere „Hexentage“ sind die des heiligen Onufri (12. Juni a. St., 24. Juni n. St.) und Johannes des Täufers (24. Juni a. St., 6. Juli n. St.). In der Nacht vor dem letzteren Feste steigen die Hexen in weißen Kleidern auf die Bäume und kehren mittels Besen den Tau von den Blättern in die Stürzen. Ähnliche Tauzauber vollführen die Hexen frühmorgens am St. Onufritage.

An den Zusammenkünften in der St. Georgsnacht nehmen auch die Teufel und Vampyre teil; die Hexen legen aber baselbst Rechenschaft über ihre Thaten ab, wetteifernd miteinander, welche besser hexen könne und mehr Milch den Kühen genommen habe. Darüber kommt es oft zwischen ihnen zum Streite und dann schlagen sie mit Sensen aufeinander los, indem sie stets die Worte rufen: „ich schneide, durchschneide nicht“. Als sich aber einst ein Bursche in diese Versammlung einschlich, da rief er: „ich schneide, durchschneide“; da gab es am nächsten Tage im Dorfe gar viele wunde Frauen. Ausführlicher erzählt eine andere Volksüberlieferung daselbe Abenteuer. Ein Mann hatte das Treiben seiner Frau verdächtig gefunden und belauschte daher dieselbe in einer Nacht. Da sah er, wie diese um Mitternacht alle Kleider ablegte und ihren Körper mit einer Salbe einrieb. Sobald sie dieses gethan hatte, flog sie zum Ofen heraus. Ihrem Beispiele folgte der Mann. Auch er fuhr durch den Ofen ins Freie, und fand am Hofe ein Pferd stehen, an dessen Sattel ein Säbel hing. Kaum saß der Mann im Sattel, so flog das Pferd mit ihm durch die Lüfte zum Grenzhügel des Dorfes und setzte ihn hier zu Boden. Da sah er zu seinem Erstaunen viele Weiber versammelt, die mit Säbeln aufeinander loshieben und dabei stets riefen: „was ich schneide, schneide ich halb“. Erzürnt über dieses Treiben, faßte der Mann seinen Säbel, hieb auf die Weiber ein und rief: „was ich schneide, schneide ich ganz“. Erst nachdem er genügend die Hexen gezüchtigt zu haben glaubte, sprang er wieder auf das Pferd; dieses trug ihn heimwärts und verschwand. Am nächsten Morgen fehlte aber seinem Weibe die Nase, und manche andere Frau im Dorfe hatte ähnliche Verluste zu beklagen.

Hexen können übrigens bald Mädchen und junge Frauen, bald wieder alte Weiber sein. Jene nennt das Volk „Cariwnyci“, diese „Wibuny“. Die verschiedenen Bezeichnungen gelten aber nicht allein dem Altersunterschiede, sondern auch der verschiedenen Wirksamkeit ihrer Trägerinnen.

Die Cariwnyci scheinen ihre Macht vor allem in Liebeshändeln zu bewähren; sie verlocken die Jünglinge, um dieselben dann zu vernichten; mit Trug und List nehmen sie zu diesem Zwecke verschiedene Gestalten an. In einem Märchen will die Schulzentochter, welche schon eine Reihe von jungen Männern geliebt und verdorben hat, den Kirchensänger zunächst als wunderschönes Mädchen durch Gefälligkeiten beim Dorfbrunnen (Nize?) verlocken; dann sucht sie ihn als prächtige Stute zum Aufsitzen zu bewegen; und schließlich erscheint sie ihm als Pfoch neben dem steilen Pfade, um ihn herabzustürzen, sobald er sich auf sie stützen würde. Er aber, durch ein altes Weib gewarnt und von demselben mit einer Zaubergerte versehen, schlägt auf den Pfoch unbarmherzig los, und die Schulzentochter stirbt nach wenigen Tagen. An ihrem Sarge muß der Kirchensänger drei Nächte wachen; sie aber steht um Mitternacht auf, um ihn zu verderben. Nur die Ratschläge jenes alten Weibes retten ihn. — Ähnliche Erzählungen gehen in großer Zahl im Volke um. Unter dem Gesichtspunkte, daß die Cariwnyci ihrem Geliebten gefährlich seien — ein Zug, der ihnen mit den männlichen Vampyren gemeinschaftlich ist —, konnte in einer viel gesungenen ergreifenden Liebesballade das Mädchen, welches ihren untreuen Geliebten tötet, als „wahrhafte Cariwnycia“ bezeichnet werden.

Ganz andern Zwecken widmen die alten Hexen, die Wibuny, ihre Kräfte. Vor allem sind sie den Kühen gefährlich, denn sie entziehen ihnen durch ihre Zaubermittel die Milch. Da am St. Georgstage das Vieh zum ersten Male auf die Weide getrieben wird, so suchen die Hexen gerade in der Nacht vor diesem Tage den Kühen „Böses“ anzuthun. In ihren Versammlungen auf den Grenzhügeln beraten sie darüber; daher muß der Landmann vorzüglich in dieser Nacht seine Kühe vor dem Einflusse der bösen Frauen schützen. Die Mittel sind sehr verschieden. Manche fangen eine Schlange, ziehen derselben die Haut ab und räuchern mit derselben am Vorabend des genannten Festes die Kühe. Andere verwenden als Räucherwerk geweihte Blumen, Teufelsdreck oder gewehtes Dierbrot. Auch das Einreiben der Euter und Hörner der Kühe mit Schlangenfett dient als Schutzmittel. Zu demselben Zwecke wird am Abende vor dem St. Georgstage rings um die Kuh Mohn oder Mehl gestreut und hierbei der Spruch gesagt: „Erst wenn du diesen Mohn (Mehl) aufgelesen haben wirst, sollst du meiner Kuh N. N. die Milch nehmen.“ Ferner werden auf die Pfosten des Einganggöthores Rasenstücke, in denen Dornenzweige stecken, gelegt; auf die Hof- und Stalllthore werden aber Kreuzzeichen mit Teer gemalt. Diese Vorsichtsmaßregeln verwehren den Hexen den Zutritt zu den Kühen und schützen auf diese Weise dieselben vor dem „Verhextwerden“. Ist aber etwa das Unglück geschehen, daß eine Kuh verzaubert worden ist, so nimmt die Bauerfrau einen Strick und schleift denselben am Morgen des St. Georgstages im Taue umher; sodann wird dieser Strick zerhackt und mit Salz gemischt, den Kühen auf das Futter gestreut. Sobald die Kuh davon gefressen hat, ist sie entzaubert. Auch kennt der Landmann eine Wurzelknolle, die er verschnitten dem Taue der St. Georgsnacht aussetzt und am Morgen den Kühen, bevor dieselben auf die Weide gehen, als Futter reicht.

Vor Hexenwerk muß der Wirt auch am Tage St. Onufri fürchten. Frühmorgens an diesem Feste gehen nämlich die Hexen auf die Weiden und streifen mittels eines Halfters den Tau von den Gräsern ab. Fristt sodann eine Kuh dieses Gras, so verliert sie die Milch. Die Hexe klettert aber mit dem nassen Halfter auf ein Kreuz empor, so zwar, daß ihre Füße nach oben gerichtet sind, und ebenso steigt sie wieder herab. Kommt sie dann nach Hause, so rinnt aus dem Halfter die Milch, welche die Kühe verloren haben. Will aber jemand diesem Schaden, den seine Kühe nehmen würden, vorbeugen, so muß er der Hexe, wenn sie nach Hause geht, auflauern und zu ihr sagen: „Was du dir wünschst, das geschähe mir; und was du mir wünschst, das

Digitized by Google

geschähe dir." — Ferner ist zu erwähnen, daß die Hexen auch in der Nacht vor St. Johannes die Kühe bezaubern; daher muß der Landmann auch in dieser Nacht mittels Teer Kreuzzeichen auf die Thore seines Gehöftes malen. Es ist selbstverständlich, daß nicht in allen Gegenden an jedem der genannten drei Tage die Hexen umgehen. Übrigens haben die Hexen auch zu anderer Zeit als den bezeichneten Festen Macht über die Haustiere des Landmannes. Gelingt es einer Hexe, Milch zu kaufen, ohne daß diese vorher gesalzen wurde, so kann sie jedoch der Kuh, von welcher die Milch herrührt, die Milch nehmen; erhält aber eine Hexe leibweise glühende Kohlen aus einem Hause, wie dieses zwischen Nachbarsleuten im Dorfe wohl geschieht, so gedeiht in jenem Gehöfte das Gesinge nicht mehr.

Es ist daher offenbar von großem Vorteile für den Bauern, wenn er die Hexen seines Dorfes kennt; nur dann kann er sich vor ihnen hüten. Um diesen Zweck zu erreichen, muß man durch vierzehn Tage vor Weihnachten stets von dem Holzvorrate, mit welchem man das Mittagessen kocht, ein Stück beiseite legen. Kocht man dann mit diesen Holzscheiten das Essen für den Weihnachtsabend, so tritt, während das Feuer brennt, ein altes Weib ins Haus und dieses ist die Hexe. Hat man aber eine bestimmte Person als Hexe im Verdacht, so muß man neunmal vor Sonnenaufgang je drei Späne vom Hofe der Verdächtigen holen; wenn man sodann mittels dieser Späne Feuer anfacht, so kommt, falls der Verdacht begründet war, sofort die Hexe, um irgend einen Gegenstand auszuleihen; mag sie aber noch so stehen, man darf ihr nicht willfahren, denn nur dann verliert sie die Macht, nochmals in deutselben Gehöfte Schaden anzuthun. Dieses Hexenbannen kann man jederzeit vornehmen. Am ersten Sonntage nach Ostern kann man aber durch folgendes Verfahren die Hexe aufspüren. Man steckt in die Löcher des Milchseihers Stecknadeln, eine neben die andere, und kocht dann denselben in einem Topfe voll Milch. Welches Weib während des Kochens ins Haus tritt, um etwas zu leihen, ist die Hexe. Einfacher erreicht man denselben Zweck in der Weise, daß ein Eisenwerkzeug, etwa eine Sichel, ins Feuer geworfen wird. Sobald dasselbe glüht, kommt die Hexe und bittet, daß man dasselbe herausnehme.

Die Hexen sind es ferner, welche den Regen wegzaubern und über das Land zu Schaden aller Leute die verderbliche Dürre bringen. Noch im Sommer des Jahres 1889, der sich durch verderbliche Trockenheit auszeichnete, wollten die Bauern in Majdan-Lukawetz (Bukowina) im Walde vier Hexen ergriffen haben, welche den Regen wegzauberten. Zu Thätlichkeiten gegen dieselben kam es damals freilich nicht; schlimmer erging es aber bei solchen Gelegenheiten den Weibern in früherer Zeit. So wird in amtlichen Akten vom Jahre 1790 berichtet, daß die Bauern von Schreutz und Werbouz alle Weiber zusammengetrieben und sich zu baden gezwungen hätten, damit es regnen solle. Dabei sei zu Werbouz ein Weib ertrunken und ein anderes todtkrank geworden. — Zu jener Zeit sind die Hexen, wie noch gegenwärtig die Vampyre, auch für Hagelwetter verantwortlich gemacht worden. Als am 17. und 18. April und dann am 1. und 2. Mai 1785 ein Hagelwetter im oberen Czeremosthale großen Schaden anrichtete, fingen die Bewohner jener Gegend alle alten Weiber und schickten sich an, dieselben auf Scheiterhaufen zu verbrennen. Nur mit Mühe gelang es einigen Vernünftigeren, die Frauen zu retten. — Erwähnt mag noch hier der Aberglaube der Huzulen (Gebirgsruthenen) werden, demzufolge die Hexen, um Hungersnot über ein Land zu bringen, den ersten jungen Kukuruzkolben oder die ersten Blüten einer andern Frucht über die Grenze in fremdes Gebiet verkaufen. Dort zieht es dann eine überreiche Ernte; daheim kommt aber über die Leute Mangel und Elend.

Wir gelangen nunmehr zu den Besprechern und Besprecherinnen (premiwnyk, premiwnycia). Dieselben heilen Menschen und Tiere durch geheimnisvolle Mittel von allerlei Krankheiten und Übeln; manche derselben erfreuen sich in ihrer Gegend eines ganz besondern Ansehens; doch können Besprecherinnen zuweilen auch Hexen sein. Eine besondere Art der Besprecher sind die Hagelbeschwörer (kradowej). Ist nun schon das Beschwören von Krankheiten ein Kampf gegen das Böse, so ist der Hagelbeschwörer geradezu ein Teufelsbanner. Wenn nämlich auch Hexen und Vampyre — die Geschäften des Teufels — mit dem Hagel in Verbindung gebracht werden, so hält das Volk doch vor allem daran fest, daß der Teufel den Hagel hervorbringe. Das beweist unter anderm folgende Überlieferung. Einst soll sich ein Bauer auf das Feld begeben haben, um den Hagel zu besprechen. Kaum hatte er seinen Spruch hergesagt, so erschien ihm der Teufel auf einem weißen Pferde. „Laß mich, denn ich zerspringe", rief er dem Bauern zu. „Wohl", antwortete dieser, „doch darfst du weder über dieses, noch über jenes Feld hinwegreiten, sondern über die Straße." Nachdem der Böse dieses versprochen hatte, ließ ihn der Bauer los. Der Teufel riß nun längs der Straße davon; diese war nachher von Hagel ganz zerschlagen und aufgewühlt; die Felder blieben aber verschont. Aus dieser Erzählung ergiebt es sich offenbar auch, daß das Volk die Beschwörung des Hagels für nichts anderes als ein Teufelsbannen hält. Diese Beschwörung erfolgt aber in folgender Weise. Sobald die Hagelwolke naht, begiebt sich der Hradowej auf das Feld; er entkleidet sich daselbst entweder ganz oder behält nur das Hemd am Leibe; sodann nimmt er in die eine Hand den Hut, in die andere eine alte Sense, und spricht seine geheimnisvolle Zauberformel, derzufolge der Hagel auf den Weg, Fluß, Wald oder auf den Acker des Feindes abgelenkt wird. Tüchtige Hagelbeschwörer erfreuen sich eines ganz besondern Rufes, und manchen derselben entrichten die Dorfbewohner förmliche Abgaben an Kukuruz und andern Früchten. Von einem Hagelbeschwörer, der in Schubranetz bei Sadagura lebte, wird noch jetzt erzählt. In Ruteniſch-Banilla lebt ein Hradowej, der den bezeichnenden Namen Chmarink von chmara = die Wolke führt. Zu großem Ansehen war aber vor allem der Hagelbeschwörer von Czernohuse gekommen. Derselbe pflegte nämlich alljährlich in seiner Gemeinde eine bestimmte Abgabe zu erheben. Als nun einst diese Abgabe auch vom Pfarrer eingefordert wurde, weigerte sich dieser, dieselbe zu leisten, ja er hielt, entrüstet über den Aberglauben des Volkes, am nächsten Sonntag eine Strafpredigt. Am Schlusse derselben forderte er den Hagelbeschwörer auf, er möge seine Kraft beweisen und demnächst die Hagelwolken derart beschwören, daß der Hagel die zur Pfarre gehörigen Felder allein verwüste. Als nun nach dem Gottesdienste der Pfarrer und die Landleute die Kirche verließen, zog plötzlich eine Hagelwolke heran. Bald darauf ging der Sturm los und der Hagel zerschlug die Saaten des Pfarrers völlig, während auf den Feldern der Bauern, die ihre Abgaben entrichtet hatten, auch nicht ein Halm zerknickt wurde.

An dritter Stelle haben wir die Wahrsagerinnen erwähnt. Dieselben beschäftigen sich mit der Bereitung von Liebestränken; sie kennen die Zauberſprüche, mit denen Liebespaare gefesselt werden; leisten unfruchtbaren Frauen ihre Zauberhilfe, decken Diebstähle auf, deuten Träume und sagen vor allem die Zukunft voraus. Zu diesem letzteren Zwecke wenden sie gar manche Mittel an; merkwürdig ist aber besonders das Wahrsagen mittels Kukuruzkörnern oder Bohnen. Dasselbe findet in folgender Weise statt:

Digitized by Google

Die Wahrsagerin nimmt 41 Körner oder Bohnen, teilt dieselben in drei beliebige Häufchen und murmelt hierbei: „Vierzig Bohnen und eine, sagt die Wahrheit wie eine.“ Von jedem der drei Häufchen werden dann so lange je vier Bohnen weggenommen, bis an Stelle jedes der drei Häufchen nur noch vier, drei, zwei oder ein Korn liegen. Man erhält also an Stelle der ursprünglichen Häufchen von beliebiger Körnerzahl etwa folgende Reihe:

⋮ ⋮ ⋮

Diejenigen Körner, welche man von den drei Häufchen zu je vier und vier weggenommen hat — in unserm Falle würden es 34 sein —, mischt man zusammen und teilt sie abermals in drei beliebige Häufchen. Von diesen zählt man ebenso wie früher zu je vier und vier Körner ab, bis man etwa folgende zweite Reihe als Rest von den drei Häufchen erhält:

⋮ ⋮ ⋮

Den Rest der Körner — in unserm Falle sind es noch 26 — mischt man wieder, teilt sie abermals in drei beliebige Häufchen, und zählt wie früher zu je vier und vier Körner ab, man erhält schließlich etwa folgende dritte und letzte Reihe:

⋮ ⋮ ⋮

Aus der Stellung der Körner in den drei erhaltenen Reihen, und aus der Anzahl dieser Körner erfolgt die Weissagung.

Hexen, Besprecher und Wahrsagerinnen betreiben ihre Künste gewissermaßen handwerksmäßig; wie aber jedermann, ohne der Hexerei beschuldigt zu werden, seine Kühe entzaubert und die „Hexen fängt“, so können andere, ohne Besprecher und Wahrsager zu sein, auch Wunderkuren vornehmen, das Wetter zu ihrem Zwecke beschwören, die Zukunft aus allerhand Zeichen deuten u. dergl. m. Vermittet z. B. ein Landmann, daß eins seiner Viehstücke infolge des „bösen Blickes“ erkrankt sei, so wirft er glühende Kohlen in ein Gefäß, das mit Wasser gefüllt ist. Sinken die Kohlen unter, so ist der Beweis geliefert, daß die Vermutung eine richtige war. Um das Tier zu heilen, ist es nur nötig, dasselbe mit dem Wasser aus dem Gefäße zu waschen und dieses Wasser sodann auf einen schwarzen Hund auszugießen. Auf diesen geht die Krankheit über und das Viehstück wird gesund. — Um den Milchreichtum seiner Kühe zu mehren, läßt der Landmann in dem Schaff, in welchem den Kühen der „Trank“ gereicht wird, eine Sumpfschildkröte hausen; oder es wird ein Hufeisen erhitzt und in den Sechter hineingelegt, in welchen die Milch gemolken wird. Endlich wirft man auch die Nachgeburt der Kühe in die Quellen, damit, wie aus der Quelle das Wasser, so aus den Eutern der Kühe Milch in Fülle fließe. — Bei der Aussaat des Weizens bestreicht sich der Säemann die rechte Hand mit Speck, der zu Ostern geweiht wurde, und wirft zunächst mit zugemachten Augen einige Samenkörner auf das Ackerfeld; dabei darf er kein Wort reden; selbst wenn ihn jemand anspricht, soll er nicht antworten, sonst würden die Spatzen den Weizen am Halme schädigen. Taube Gurkenblüten, welche keine Frucht erwarten lassen, streuen die Bauernweiber auf Kreuzwegen aus und peitschen dieselben mit Ruten; sie gehen hierbei von der Überzeugung aus, daß die Gurkenpflanzen fortan viele und schöne Früchte hervorbringen werden. — Um ein Feld vor Hagelschlag zu bewahren, vergräbt man an den vier Seiten desselben geweihtes Osterbrot; denn wie der Teufel das Weihwasser scheut, so meidet auch der Hagel den geweihten Acker. Auch zündet man, um Sturm und Hagelgefahr abzuwehren, die Kerzen an, welche am Dreikönigstage geweiht wurden; man verbrennt am Palmsonntag geweihte Weidenkätzchen, oder wirft eine Schaufel und einen Besen kreuzweise vor die Thür. — Von Zauberkuren strotzt die ganze Volksmedizin der Rutenen mit allen ihren sonderbaren Mitteln und Sprüchen. Traumdeutungen und das Vorhersagen des Künftigen, insbesondere des Wetters, üben die Landleute trotz der Wahrsagerinnen, wenn auch nicht so kunstgemäß. Ebenso versuchen sich die Laien im Liebeszauber. Ein ganz merkwürdiges Zauberinstrument fertigen sich die Diebe. Dieselben entfernen aus einem menschlichen Schienbeine das Mark und gießen, den hohlen Knochen als Form benutzend, in denselben ein Licht. Geht man dreimal mit solch einem Lichte um ein Wohnhaus, so versinken die Bewohner desselben in einen totähnlichen Schlaf; die Diebe können dann alles stehlen, ohne daß sie Gefahr laufen, ertappt zu werden. Andere machen es aber so, daß sie aus einem Totengebeine eine Flöte anfertigen. Blasen sie sodann auf dieser Pfeife, so umfängt ebenfalls alles Lebende ringsum tiefer Schlaf.

Es erübrigt uns nur noch, einiges über die Schutz- und Gegenmittel gegen den Zauber zu sagen. Eine Reihe solcher Mittel haben wir im vorhergehenden bereits kennen gelernt, vor allem diejenigen, welche sich auf den Kuh- und Wetterzauber beziehen. Gegen den bösen Blick schützt der Landmann seine Kinder und auch sein Vieh durch rote, denselben umgebundene Bänder, oder dadurch, daß er an die Zäune, welche seinen Hofraum umgeben, Tierschädel aufhängt. Kommt irgend ein Ort in Verdacht, daß dorselbst der Böse umgehe, so bezeichnen sich die Vorübergehenden mit dem Kreuzzeichen und besprengen die verdächtigen Stellen mit Weihwasser. Als Amulett gegen alles Böse trägt der Landmann auf der Brust ein Stückchen Holz, das zugleich mit den Osterbroten geweiht worden ist und den Namen „Klokiczka“ führt. Um schließlich in seinem Hause vom Bösen verschont zu werden, wirft der Rutene einen oder zwei Tage vor seinem Einzuge in das neue Heim einen schwarzen Hund oder Hahn in dasselbe; auf dieses Tier werden dann alle Übel und Krankheiten übertragen, welche den künftigen Bewohnern der Hütte bestimmt waren. Andere lassen das Haus kirchlich ausweihen. So gehen noch immer heidnische Bräuche neben den kirchlichen, und in allen Fällen, in denen dieses Platzfindet, darf man stets annehmen, daß der unkirchliche Brauch stets schon festgewurzelt war, als der gleichwertige, denselben Zwecke dienende christliche aufgebracht wurde.

Der 28. März 1892, ein Erzkritikus nebst Bemerkungen über die Falbsche Theorie.

Von Prof. Julius Maerker.

Falb hat wieder einmal recht gehabt! Affluavit et dissipati sunt, er ließ die Stürme brausen und seine Gegner sind hinweggefegt! So frohlockten in manchen Blättern und Blättchen die Freunde Falbs am Abend des 28. März und vollends am 29., als ein Schneesturm, wie man ihn nur von einem „Kritischen“ verlangen kann, durch einen großen Teil Deutschlands dahinfuhr, nachdem sich zuvor Gewitter an manchen Stellen entladen hatten. „Jedenfalls ist Falb

Digitized by Google

der große Prophet geblieben", so schrieb ein Berliner Blatt, „der Himmel hat ein deutliches Wort gesprochen, alle den Nörglern zum Trotz, welche der von Falb aufgestellten Theorie jede wissenschaftliche Grundlage absprechen und sie lediglich als ein Spiel des Zufalls hinzustellen suchen. Die Gewitter kamen ganz unerwartet, trotz der Falbschen Prognose." Der Verfasser dieses, der in Süddeutschland seinen Wohnsitz hat, muß gestehen, ihm und vielen andern kamen die Gewitter nicht unerwartet, denn wir hatten eine weit über dem Normalen liegende Temperatur.

Woher kam die Wärme der letzten acht Tage vor dem 28. März? Kam sie etwa durch die Anziehung des Mondes, der Sonne und der sonstigen Falbschen Faktoren? Wir glauben wohl, selbst der eifrigste Falbianer wird so etwas nicht behaupten wollen; sie kam, wie das in manchem Frühjahr schon der Fall war, durch die sich immer wirksamer zeigende Strahlung der höher steigenden Sonne! Weiter wurde durch die höhere Wärmestrahlung der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, besonders da noch kurz zuvor gewaltige Schneemassen zur Verdunstung gelangt waren, ein ganz bedeutender, was wunder, daß daraus Regengüsse vom bereits sommerlichem Charakter sich ergaben, indem sich die Wassergase in tropfbarer Form, d. h. als Regen aus der Lufthülle, die sie nicht mehr fassen konnte, niederschlugen? Also gerade die Theorie der „Schulmeteorologen", welche die Wärmestrahlung der Sonne als grundlegenden Faktor des Klimas annehmen, indem von dieser aus die Lufthülle in ihren Gleichgewichtszuständen beeinflußt wird, hat sich hiermit glänzend bewährt!

Fragen wir weiter: Woher kam nun auf einmal die Kälte und der Schnee? Die Seewarte hatte schon in ihrem Wetterbericht vom 28. März, morgens 8 Uhr, Frost an der nordwestlichen Küste Deutschlands gemeldet, hatte von dem ungewöhnlichen milden Wetter Süddeutschlands und Mitteldeutschlands berichtet (in Breslau und Bamberg lag die Temperatur 8° über dem Normalen) und schließlich verkündigt, daß infolge einer sich von Südfrankreich bis nach der Nordsee erstreckenden Depression die Abkühlung nach Süden hin wahrscheinlich sei. Das ist in der Nacht vom Montag zum Dienstag (28./29. März) eingetreten. Die wir im hohen Schwarzwald noch am Montag draußen im Freien hatten sitzen können, saßen am Dienstag unsre Stühle und Bänke in ziemlich tiefem Schnee stehen. Nordwinde, die sonst auftreiterud zu wirken pflegen, brachten, da sie ihre Kälte plötzlich einer außergewöhnlich warmen Luftmasse mitteilten, infolge des bekannten physikalischen Gesetzes, daß sich schnell abkühlende Luft von hohem Feuchtigkeitsgehalt Regen oder Schnee ergeben muß, zunächst ein heftiges Schneetreiben, das, nachdem die Ausscheidung der Feuchtigkeit in dem möglichsten Maße stattgefunden, am Mittwoch bereits nachließ. Nicht unwesentlich trug zum Sinken der Temperatur natürlich noch das infolge der außerordentlichen Wärme (die, wir wiederholen es noch einmal, nicht von Falbschen Faktoren abhing) stattfindende Gewitter bei. Wissen wir doch, daß ein Fallen des Thermometers nach einem Gewitter meist der Fall ist, es machen sich ja selbst im wärmsten Sommer derartige Nachwirkungen oft recht empfindlich bemerkbar. Überhaupt ist der Winter und das Frühjahr die Zeit der Stürme: die infolge der Kälte über den Kontinenten Europa-Asien einerseits, Amerika anderseits sich bildenden Gebiete hohen Luftdruckes im Gegensatz zu dem Gebiete niederen Luftdruckes über dem Nordatlantischen Ozean sind die Ursache davon. Die Luftbewegungen sind infolge der sich immer aufs neue bildenden tiefen Depressionen innitten dieser Gebiete höheren Luftdruckes besonders heftig, denn steiler als im Sommer (in dem die genannten höheren Luftdruckgebiete wegen der Erhitzung der Kontinente fehlen) ist dann der sogenannte barometrische Gradient oder die Neigung der Niveauflächen nach dem Zentrum der Depression hin. Die Häufigkeit und Heftigkeit der Stürme kann daher wohl leicht mit einem der sogenannten kritischen Tage, deren es ja in einem Monate in der Regel zwei sind, wozu dann noch der Spielraum von drei Tagen vorher oder nachher kommt, zusammenfallen und somit der Falbschen Theorie bei vielen das Sensationelle liebenden Leuten zum Ansehen verhelfen.

Vor kurzem hat Falb vor ansehnlichem Publikum in Berlin wieder einen seiner fast immer Beifall bei den Zuhörern findenden Vorträge gehalten, worin er zur Begründung seiner Lehre Behauptungen aufgestellt hat, die jeden „Schulmeteorologen" zur Kritik herausfordern müssen.

Nach einem uns vorliegenden Bericht sagte er: „Das Wetter regle sich durch die Wechselwirkung der Passatwinde, aus der warmen Zone steige ein warmer und feuchter Luftstrom auf, der dann durch den von der kalten Zone herabdrängenden kalten und trockenen Luftstrom ersetzt werden müsse. Da in der heißen Zone nur ein ruhig aufsteigender warmer Luftstrom vorhanden sei, sei das Wetter dort beständig schön, bei uns aber, wo die beiden Luftströmungen zusammenwirken, veränderlich, je nachdem, ob der warme oder der kalte Strom Sieger bleibe. Wo aber die beiden Ströme zuerst zusammenträfen, da gestalte sich infolge der großen Differenzen an Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt das Wetter wahrhaft kritisch." Zunächst bemerken wir, daß eine derartige Auffassung der Passatwinde allen Thatsachen widerspricht. Es ist eine schon durch unsre besten Meteorologen, Hann und Supan, beseitigte Ansicht Dovés, daß der Passat ein von der kalten Zone herabdrängender Luftstrom sei, zum Ersatz, wie es heißt, der am Äquator aufsteigenden Luftmassen. Der Passat beginnt, wie alle Nachrichten lehren, erst südlich vom 30. bis 35. Parallelkreise auf der nördlichen Halbkugel (ähnlich auf der südlichen Halbkugel), ohne jedoch vollständig rings um die ganze Tropenzone entwickelt zu sein, da ihn die Landmassen modifizieren, ja wohl ganz unterdrücken, was wir hier jedoch des weiteren nicht erörtern können. In unserm europäisch-nordatlantischen Windgebiet herrschen, wie sich jeder aufmerksame Beobachter überzeugen kann, bei weitem südwestliche bis nordwestliche Winde vor[1]), und zwar sind diese nicht auf den in Höhen von mehr als 3000 m wehenden Äquatorialstrom zurückzuführen, sondern sie sind die Folge eines Gesetzes, das der Holländer Buys-Ballot in der Mitte dieses Jahrhunderts etwa entdeckt hat, wonach die Luft infolge der Drehung der Erde den meist sich westlich von Europa bildenden Depressionen in einer Spirale, auf unserer Halbkugel in der entgegengesetzten Richtung des Zeigers einer Uhr zuströmt, ein äußerst wichtiges Gesetz, denn ihm verdankt die europäische Bewohnerschaft seine so günstigen Existenzbedingungen, dadurch wird uns besonders im Winter die warme Luft des Ozeans zugeführt, dadurch und nicht wesentlich durch den Golfstrom finden wir ein so mildes, die Kultur begünstigendes Klima bis zum Nordkap. New York, in gleicher Breite wie Neapel gelegen, zeigt im Januar eine Durchschnittstemperatur von — 1° C., Neapel eine solche von + 8,2°; die Hudsonsbaländer, in gleicher Breite mit Mitteleuropa, was sind sie klimatisch gegen dieses? Irkutsk, fast in gleicher Breite wie Berlin, erhält im Januar Durchschnittstemperaturen von — 20,5°, Berlin von — 0,8°; Dublin, etwa einen Grad nördlicher als Irkutsk, + 4,7, die irische Westküste sogar + 7,4. Hammerfest gegen das 18 Parallelkreise südlicher liegende Irkutsk nur — 5,2°. Wie günstig ist also Europa gegen die genannten Orte in klimatischer Hinsicht gestellt! Doch kommen wir auf Falb zurück.

[1]) Die Bäume an Landstraßen, welche von Süd nach Nord führen, zeigen daher meist alle eine gegen Osten geneigte Stellung.

Digitized by Google

Er behauptet also die Vermischung der polaren und äquatorialen Luftströmung, die in solchem Falle besonders kritisch wirke. Von einer vom Pol zum Äquator ziehenden Luftströmung, die er Passat nennt — wie erwähnt, eine veraltete Ansicht Dowes, die unsere Meteorologen auf Grund langer Beobachtungen aufgegeben haben — kann keine Rede sein. Mit der Äquatorialströmung, die man auch Antipassat nennt, ist es etwas anderes. Der größte Teil derselben kehrt schon um den 35. Parallelkreis, wegen der Verengung der Kugelkalotte zusammengedrängt und hier ein Luftdruckgebiet verursachend, als Passat zum Äquator zurück; was übrig bleibt, fließt weiter polwärts, doch wegen der enormen Höhe durchaus nicht etwa mit Wärme und Feuchtigkeit geladen, sonst müßte er, wie Hann sich ausdrückt, den Himmel mit einer dichten finsteren Cirrosstratusschicht bedecken, während doch die Passatgegenden, wo er sich am meisten zunächst bemerkbar machen müßte, die heiterſten Regionen der Erde sind. Er kann daher als solcher, wenn er sich auch wirklich mit einer polaren Strömung (die, so wie Falb sie annimmt, gar nicht existiert) mischen sollte, zu Niederschlägen gar keine Veranlassung geben. Die meiste Feuchtigkeit hat die Äquatorialströmung eben bereits in der Gegend zurückgelassen, wo durch den Zenithstand der Sonne alltäglich infolge der Auflockerung der Luft durch intensive Erwärmung des Bodens von unten aus gewaltige Tropengewitter stattfinden; es ist die bekannte Region der Zenithabregen, die etwa bis zum 18. Parallelkreise südwärts und nordwärts vom Äquator, dem Zenithstande der Sonne folgend, reichen. Dort ist es also nicht immer schön Wetter, wie Falb meint. Ferner bedient er sich noch der veralteten Ansicht, die sich auch noch in vielen Lehrbüchern findet, daß die ganze Luftmasse am Äquator aufsteige.

Man hatte hierfür die Bezeichnung courant ascendant erfunden, doch die jetzige Meteorologie hat darüber eine andere Auffassung. Die ganze Luftmasse steigt nicht auf, wie Hann übrigenszeugend nachweist, sondern es ist ein fortwährendes Wechselspiel steigender, am erhitzten Erdboden erwärmter und dann wieder abgekühlter und somit sinkender Luftteilchen. Dadurch wird nach und nach die Wärme auch den höheren Schichten mitgeteilt und die freie Oberfläche des Luftmeeres gegen die nord- und südwärts von dem Gebiete der höchsten Erwärmung befindliche emporgehoben[1]), hierdurch wird dann das Abströmen der Luft nach diesen Richtungen veranlaßt, eine Erscheinung, die wir Antipassat oder Äquatorialströmung nennen. Falb meint nun weiter, daß die Anziehungskraft des Mondes an den Tagen, an denen er dem Äquator am nächsten stehe, das Aufsteigen der heißen Luft noch beschleunige, mithin müsse auch dann die kalte Luft um heftigsten heranbrängen. Diese Tage seien dann eben die kritischen, an denen die meisten und heftigsten Niederschläge, Gewitter und Wirbelstürme entstehen müßten. Wie es mit dieser Ansicht nach dem oben Ausgeführten steht, wird sich jeder Leser von selbst sagen. Dem Laien, wenn er sie von Falb vortragen hört, mag sie durch die betreffenden Schlagwörter imponieren. Wie steht es denn nun aber mit der vielberufenen Anziehungskraft des Mondes? Laplace hat berechnet, daß sie nur 0,018 mm zum Steigen des Barometers beitrage, was will aber ein solcher Wert gegen die außerordentliche Wirkung der von der Sonne ausgehenden Wärme sagen, welche es in Wahrheit ist, die durch Erhitzung des Bodens die auflagernden Luftschichten zunächst auflockert, sie leichter macht und das Gleichgewicht der Atmosphäre somit ins Wanken bringt? Von Falbs abenteuerlichen Behauptungen über die Sintflut, die er ins Jahr 4100 v. Chr. verlegt, weiß man kaum, was man denken soll. Allerdings machte so etwas Eindruck. Was haben wohl da die Ägypter in ihrem flachen Nilthale angestellt, deren Kultur ja um diese Zeit schon geblüht hat? Ferner will er an der Zunahme der Gletscher und am Rückgange des Weinbaues eine Zunahme der Niederschläge und eine Abnahme der Temperatur erkennen. So schwach, wie die ganze Falbsche Theorie, ist diese Behauptung. Ein stetes Vorrücken der Gletscher ist nicht nachweisbar, dann es wechseln Perioden des Vorrückens und Zurückweichens, ja oft verhalten sich benachbarte Gletscher ganz verschiedenartig[2]). Das richtet sich eben nach den in einer oder der andern Jahreszeit bald größeren, bald geringeren Mengen von Niederschlägen. Meist macht sich der Wert der Niederschläge eines Jahres erst nach mehreren Jahren bemerkbar.

Was den Rückgang des Weinbaues betrifft, so kann man daraus nicht auf eine Verschlechterung des Klimas schließen. Denn sehr wahrscheinlich ist es, daß man den Wein in den nördlichen Gegenden unseres Vaterlandes deshalb nicht mehr baut, weil sich der Geschmack verfeinert hat und weil durch den bedeutend erleichterten Verkehr der Neuzeit die guten Weine ihre sauren Brüder verdrängt haben. Gewiß würde Wein noch heute wachsen und gedeihen können, nur lohnt sich bei der Konkurrenz der besseren im Süden gedeihenden Sorten und wohl auch besonders bei der des Bieres sein Anbau nicht mehr.

Nun noch einige Bemerkungen über Falbs Erdbebentheorie! Denn Falb sucht durch seine Flutfaktoren auch diese zu erklären. Wir wissen, daß die Erdbeben sehr verschiedene Ursachen haben können. Nach denselben unterscheidet man drei Klassen derselben: die vulkanischen, die tektonischen und die Einsturzbeben. Falb spricht in seinem „Kalender der kritischen Tage 1891“ nur von Erdbeben im allgemeinen, die er alle durch einen mit Hilfe seiner Faktoren hervorgerufenen Druck des flüssigen Erdinnern gegen die feste Erdrinde zunächst vorbereitet sieht, worauf dann mit dem Zerreißen der Erdkruste infolge des Druckes der sogenannte Katastrophenstoß eintrete. Demnach würden wir es, wenn wir ihm folgen wollten, nur mit vulkanischen Beben zu thun haben. Die Erdbeben in vulkanischen Gegenden werden ja ohne Zweifel meist, wenn auch nicht ausschließlich, auf Vulkanismus zurückzuführen sein, daß aber die Falbschen Faktoren dabei die ihnen zugeschriebene Rolle spielen, scheint sehr fraglich, besonders da Falb selbst darauf hinweist, daß die Katastrophen bei sehr starken Anstellungen eine Verfrühung bis zu fünf Tagen zeigen, nämlich fünf Tage vor dem Syzygium, an dem doch der Flutwert erst am größten sein müßte, stattfinden.

Es kamen mithin auch an Tagen der Ebbe, falls wir eine solche für das Erdinnere überhaupt annehmen dürfen, Erdbebenkatastrophen vor. Allerdings sucht er das dahin zu erklären, daß dann bereits der Flutwert hinreichend groß sei, um sich wirksam zu zeigen. Doch gerät er da leicht auf Widerspruch. Denn nehmen wir einmal an, daß an den Quadraturen Ebbe und Äquatorstand des Mondes eintreten, so muß doch diesen Flutfaktoren durch die Anziehungskraft der Sonne wieder Abbruch gethan werden, und zwar in nun so höherem Maße, wenn gerade die Erde im Perihel oder die Sonne auf dem Äquator stünde; anderseits aber müßten nachher, bei den Syzygien, die beiden schon an den Quadraturen zur Geltung gekommenen Faktoren bedeutend zurücktreten, mithin bliebe zur Bildung besonders hoher Flutwerte dann nicht mehr viel übrig.

Wenn aber der Fall eintritt, den Falb eigentlich im Auge hat, daß erst an den Syzygien die Flutfaktoren sich häufen, die Quadraturen solcher entbehren, so kann uns Herr Falb nicht glauben machen, daß bereits an den Quadraturen dann

[1]) Supan, Statistik der unteren Luftströmungen.

[2]) Supan, Physikalische Erdkunde.

Digitized by Google

ein besonders starker Flutwert erzeugt werde, denn den Werten des sich z. B. der Erde oder dem Äquatorstande näherenden Mondes ständen vorläufig noch die andern Flutwerte der Sonne schwächend gegenüber, und der Charakter der Ebbe läßt sich eben nicht in den der Flut umwandeln. Abgesehen aber hiervon sind die vulkanischen Erdbeben nicht einmal die bedeutendsten und verbreitetsten. Die wichtigsten, welche Falb ganz unberücksichtigt läßt, sind die tektonischen. Diese müssen auf die noch immer weiter erfolgende Zusammenziehung der Erdrinde zurückgeführt werden, oder auf solche Bewegungen des Erdfestes, die sich in der Nähe junger Bruchlinien der Gesteinsmassen geltend machen. In den Alpen ist, wie Suypan in seiner physischen Erdkunde erwähnt, eine ganze Reihe solcher Linien mit häufigen Erdbeben nachgewiesen, z. B. die Garda-Erschlinie, die Linie von Benedig bis Villach, besonders die St. Croce-Linie, welche den Lago di Croce durchschneidet. Diese Erdbeben haben also ganz andere Ursachen, als die vulkanischen, sie sind unabhängig von dem feuerflüssigen Erdinneren. Endlich nennen unsere Forscher noch die Einsturzbeben, welche durch Einsturz der über einem im Inneren der Erde gebildeten Hohlraum lagernden Schichten verursacht werden. Wir sehen demnach hiermit eine ausreichende Erklärung der Erdbeben gegeben. Auch die Häufigkeit der Erdbeben möchte wohl der Richtigkeit von Falbs Theorie widersprechen, obwohl er auch diese für die Befestigung seiner Lehre heranzieht. Er sagt nämlich, daß dem Hauptstoße in den kommenden Monaten oft Hunderte von sogenannten sekundären Stößen folgen. Für vulkanische Beben mag ja dies auch zutreffen, aber nicht für die der andern Gattungen, bei denen die Wiederholung der Erschütterungen immer auf ein und dieselbe bald mehr, bald minder wirkende Ursache zurückzuführen ist, auf die Zusammenziehung der Erdkruste.

Warum aber sollen wir die sogenannte Hauptexplosion bei vulkanischen Beben überhaupt auf die doch sehr minimalen Werte der Anziehungskraft von Sonne und Mond zurückführen?

Viel einleuchtender ist doch die bisherige Annahme, nach welcher bei der eigentümlichen reihenförmigen Ordnung der Vulkane lang sich hinziehende Spalten existieren, durch welche besonders bei der Nähe des Meeres Wasser bis zum erhitzten Erdinneren dringt, welches dann in Dampfform übergehen und eine Explosion hervorrufen muß: Sind es ja doch auch erwiesenermaßen Wasserdämpfe, welche beim Ausbruch der Vulkane jene über dem Krater sich bildende pinienförmige Wolkenform erzeugen. Also die Flutfaktoren Falbs spielen nach dem Gesagten, wenn sie überhaupt in Betracht kommen können, jedenfalls eine große Nebenrolle, die Ursachen der Erdbeben sind bei weitem andere und, wie wir gezeigt, für die einzelnen Gattungen sehr verschiedenartig.

Es ist gerade in letzter Zeit viel gegen Falbs Lehre geschrieben und geredet worden. Sehr großen Anklang hat die Abhandlung Perners in Innsbruck gefunden, welcher besonders in statistischer Hinsicht die großen Schwächen der Falbschen Ansichten hervorgehoben hat. Denn seine Merkmale kritischer Tage: Anhäufung barometrischer Minima (für die die Meteorologie ihrerseits hinreichende Gründe, wie wir oben zeigten, gegeben hat), Gewitter im Winter oder während der Nacht- und Morgenstunden, Schneefall im Sommer in den Hochgebirgen oder in Südeuropa, Gewitter gleichzeitig mit Schneefall, plötzliches Tauwetter bei tiefblauem Himmel infolge des Einbruchs eines mit Wasserdampf gesättigten Südstromes in großen Höhen (nebenbei bemerkt, eine physikalische Unmöglichkeit, denn es müßte sich in diesem Falle der Himmel mit Wolken bedecken), Kampf der Äquatorialströmung mit der Polarströmung (schon oben als eine unhaltbar veraltete Anschauung hingestellt), Regenböen, Strichregen, alle diese genannten Erscheinungen, bemerkt Perner ganz richtig, sind so vielartig, daß kaum noch eine Wetterart übrig bleibt und es somit leicht der Fall ist, daß für einen der ziemlich zahlreichen Kritischen verschiedener Ordnungen eine davon zutrifft, besonders wenn noch eine Verfrühung oder Verspätung um einige Tage als zulässig gilt. Wir fügen noch hinzu: wie verschieden sind bei dem gewaltigen Oberflächengehalt der Erde hier und da, am Pol, am Aequator, in den gemäßigten Zonen die klimatischen Erscheinungen! In den Tropen fast täglich die gewaltigsten Gewitter zur Zeit des Zenithstandes der Sonne! Im Sommer in den heißesten Zeiten bei uns fast ebenso! Im Winter, Herbst und Frühjahr häufige Stürme, veranlaßt durch die oben gekennzeichneten Bedingungen! Wie leicht verhilft da der Zufall einem kritischen Tage zu unverdientem Ansehen! Die Lehre von der Anziehungskraft des Mondes u. s. w. erscheint dem Fernstehenden freilich so plausibel gegenüber den ziemlich schwierigen und nicht so in die Oeffentlichkeit dringenden Lehrsätzen unserer Meister der Meteorologie! Außerdem ist schon seit alten Zeiten der Mond von den Laien als ein Wettermacher angesehen worden, kein Wunder daher, daß jetzt der alte Bekannte mit seiner geheimnisvollen Wirkung, nun von Falb mit dem Mantel der Wissenschaftlichkeit angethan, auf den Thron gehoben wird!

Schweinfurth über Italienisch-Afrika.

Das Bulletino della Società africana d'Italia veröffentlicht in der Juninummer für 1891 die Übersetzung eines Briefes, den Schweinfurth an den Kapitän Camperio gerichtet hat. Derselbe enthält vieles auch für Nichtitaliener Interessante. Schweinfurth billigt zwar entschieden das kriegerische Vorgehen des Generals Orero, aber er meint doch, es sei jetzt des Erobern genug; das direkt oder indirekt den italienischen Regierung unterstehende Gebiet belaufe sich jetzt schon auf 40000 bis 50000 qkm und biete in seinen verschiedenen Höhenzonen übergenug Gelegenheit zu allen möglichen kolonisatorischen Experimenten. Nach seinen botanischen Forschungen unterscheidet er in der „Colonia eritrea" folgende Vegetationszonen:

1. Samhara, die Küstenebene und die letzten Ausläufer der Gebirge, ein ziemlich wüstes Gebiet, aber mit seinen Akasien und sonstigen Büschen immerhin im stande, eine Million Kamele zu ernähren.

2. Die erste Höhenstufe, mit einer etwas reicheren Vegetation, Myrten und Busamsträuchern, neben der Kamelzucht auch für Schafe und Ziegen geeignet. In ihr liegen einige Alluvialebenen zerstreut, welche, wenn durch Brunnen oder Reservoire für Bewässerung gesorgt wird, für jede Art intensiver tropischer Kultur geeignet sind.

3. Die Abhänge der Hochebene, von 1000 bis 2000 m, mit den reicher bewachsenen Thälern von Ginda am Fuße von Asmara, Chofferet unter Maldi, Lane unter Ghzleb und zahlreichen andern. Sie sind eng, aber sie haben ausdauerndes, fließendes Wasser und scheinen sich vorzüglich für die Kultur von Agrumen und Wein zu eignen. Die zugehörigen Berghänge bringen in der Regenzeit das üppigste Gras hervor und könnten, wenn dadurch gewährt und für die Trockenzeit aufbewahrt würde, hundertmal so viel Rindvieh ernähren, wie heute.

4. Die Provinz Hamasen und das Thal des Mareb, der abessinischen Hochebene angehörend, über 2000 m hoch liegend. Hier könnten selbst nordeuropäische Landarbeiter Getreide bauen; Sorghum gedeiht vorzüglich. Keren mit seiner fruchtbaren Umgebung könnte eine glänzende Zukunft haben. Das etwas nördlicher liegende Thal des Anseba hat eine einigermaßen abweichende Vegetation.

5. Das Gebiet der Bogos und der Mensa zwischen 1400 bis 1900 m gelegen, mit einer charakteristischen abessinischen Flora, für Viehzucht ganz vorzüglich geeignet.

Digitized by Google

6. Habab nördlich von Lebka.

7. Das Thal des Barca und die unter dem italienischen Protektorat stehenden Gebiete der Beni Amer und der Barca. Diese am Westabhange der Hochfläche gelegenen Ebenen sind von der Samhara sehr erheblich verschieden; Schweinfurth geht indeß auf ihre Beschaffenheit nicht näher ein.

Eine achte und sehr wichtige Zone würden noch die Dahlak-Inseln bilden.

Schweinfurth hat in einem großen Teile des erythreischen Gebietes gesammelt und hebt sehr die Ähnlichkeit der Vegetation mit der von Yemen hervor. Beide Floren gehören zusammen wie Avers und Revers einer Medaille. Nur finden sich die Pflanzen, die in Yemen in der Ebene wachsen, auf der andern Seite erst 200 m höher und die Flora von Ghinda (2000 m) gleicht der von Hoggela am Fuße der Harrasgruppe (800 m). Einen weiteren Unterschied bedingen die verschiedenen Regenzeiten; in Yemen fallen sie in allen Höhenlagen zusammen, in der Erythräa hat die Samhara ihre Regenzeit, wenn die Hochebene Trockenzeit hat, und umgekehrt.

Von den Fortschritten des Landes unter der italienischen Herrschaft war Schweinfurth überrascht und er spendet den militärischen Verwaltern das höchste Lob. In der Ebene von Keren, welche, von bewachsenen Bergen umgeben, 8 km lang und 1 bis 2 km breit ist, genügte heute schon der Anbau zur Erhaltung der Garnison; großartige Heuvorräte, von der Garnison angelegt, ermöglichen jetzt den Bewohnern, ihr Vieh auch in der trockenen Jahreszeit zu erhalten, ohne wie die Bogos nach dem Gebiete der Mensa oder gar nach der Küstenebene hinabsteigen zu müssen. Die Pferdezucht hat hier eine bedeutende Zukunft, und der Handel hebt sich von Tag zu Tag, besonders seitdem die Beni-Amer sich unter italienischen Schutz gestellt haben und gewissermaßen einen Damm gegen die Angriffe der Mahdisten bilden. Kassala ist viel weniger wichtig, viel mehr ausgesetzt, und Italien hat durchaus kein Interesse daran, es zu erwerben. Der vorgeschobene Stützpunkt Agordat, im Thale des Barca, ist von großer Wichtigkeit. Oberst Barattieri hat den steilen und gefährlichen Abstieg durch eine in Serpentinen angelegte, selbst für Karren fahrbare Straße gangbar gemacht, welche fast täglich von kleinen Karawanen passiert wird, die Gummi und andere Landesprodukte nach Keren bringen. Seit der Niederlage der Mahdisten bei Agordat haben auch die Beni-Amer ihre alten Gebiete südwestlich des Postens an der Straße nach Kassala wieder in Besitz genommen.

Aber auch andere Gebiete sind nicht unfruchtbar, das ganze Land der Bogos und der Mensa, dem Aussehen nach ein lockerer, steriler Granitgrus, trägt eine reiche Vegetation und würde den Anbau reichlich lohnen. Die Frage, ob italienische Kolonisten in der Erythräa gedeihen würden, beantwortet Schweinfurth mit einem uneingeschränkten Ja, wenigstens für die höheren Gebiete über 1400 m hinaus. Noch wichtiger als diese sind aber vielleicht die Alluvialebenen am Fuße der Gebirge, die allerdings künstliche Bewässerung und somit größere Kapitalanwendungen verlangen. In einer Tiefe von 10 m findet man hier meistens reichliches Wasser; in einem guten Teile von Ägypten basiert die ganze Kultur auf der Bewässerung aus Brunnen von mindestens derselben Tiefe. Für artesische Brunnen scheinen die geotektonischen Verhältnisse sehr günstig.

Über die Nutzpflanzen der Kolonie wird Schweinfurth in einem eigenen Werke berichten, hier erwähnt er nur das Vorkommen von fünf Arten Weinreben, welche durch ihre fleischigen Wurzeln in den Stand gesetzt sind, der Trockenperiode zu trotzen. Aus dem abessinischen Namen Voina Dega für die Region zwischen 1000 bis 2400 m schließt er, daß in Abessinien früher Weinkultur getrieben worden sei. Baron Franchetti hat vorläufig einmal eine der Reben (Vitis erythrodes) unter Kultur genommen.

Über die Bewohner der Erythräa fällt Schweinfurth ein sehr ungünstiges Urteil; es ist eine furchtbar herabgekommene Rasse, welche die sonst überall in Afrika betriebenen primitiven Industrien nicht ausübt und nicht einmal eine Strohhütte richtig zu bauen versteht. Es wird schwer sein, sie zu zivilisieren. Eine große Schwierigkeit bietet auch die Sprache. Die italienische Regierung erkennt als offizielle Sprachen an das Arabische und das Amharische. Beide genügen für Massana, aber im Innenlande sind sie fast unnütz. Viel wichtiger wäre das Tigrè; es wird von den meisten Stämmen gesprochen, ausgenommen in der alten Provinz Hamasen, wo das verwandte, aber doch verschiedene Tigrino herrscht, auch bei den Bogos und den Soho, die eigene Sprachen des semitischen Stammes haben. Dem Tigrè ist bis jetzt noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, es wäre aber die einzige Sprache, die als offizielle dienen könnte, bis die Verhältnisse die Einführung des Italienischen erlauben. Die heutigen Zustände sind unhaltbar, die vorhandenen Dolmetscher unbrauchbar, und Schweinfurth erklärt, daß er auf allen seinen afrikanischen Reisen die Verständigung nie so schwierig gefunden habe, wie im italienischen Erythräa.

Bücherschau.

Hermann Hoernes, Oberleutnant im k. u. k. Eisenbahn- und Telegraphen-Regimente: Über Ballonbeobachtungen und deren graphische Darstellung mit besonderer Berücksichtigung meteorologischer Verhältnisse. Im Anhange: Ausgeführte Ballonreisen zu wissenschaftlichen Zwecken. Mit 2 Tafeln u. 9 Figuren im Text. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Der Verfasser bespricht zuerst in einer Einteilung die Zwecke, welche freie Ballonfahrten verfolgen; entweder sind es Vergnügungsfahrten oder Fahrten zu militärischen oder wissenschaftlichen Zwecken; im ersten Kapitel werden hierauf die Fahrteindrücke hervorgehoben; interessant ist der Umstand, daß selbst während des heftigsten Sturmes im Luftozean keine Schwankungen der Gondel empfunden werden. Im nächsten Abschnitte wird der Wert des Ballons als eines schnell den Ort wechselnden meteorologischen Observatoriums behandelt. Der Meteorologie erschienen vornehmlich drei Punkte von besonderer Wichtigkeit, über welche Ballonfahrten Aufklärung verschaffen können: „Welche Richtung und welche Geschwindigkeit hat der Wind, welche Temperatur und welche Feuchtigkeit trifft man in den erstiegenen Höhen?“ Zum Sammeln von Daten, die diese Fragen beantworten sollten, ist die Mitnahme diverser meteorologischer Instrumente und anderer Utensilien erforderlich. Der Verfasser bespricht eingehender diesen Punkt und führt auch die Instruktion für die meteorologischen Beobachtungen während der Fahrten mit Luftballons der kaiserlich russischen technischen Gesellschaft im Jahre 1891 an; sodann gelangt er zum eigentlichen Zwecke der Schrift, betreffend das Sammeln von Notizen während der Fahrt; der alten Methode, nach welcher man die während der Fahrt gemachten Einzelnotizen in eine mitgenommene Tabelle einträgt, zieht der Verfasser eine neue von ihm erdachte Methode vor, durch graphische Aufzeichnung im Ballon selbst ein deutliches Bild der während der Fahrt obwaltenden Verhältnisse zu entwerfen; es werden in entsprechende Graphiken die Zeiten als Abscissen und die zugehörigen Höhen, Temperaturen, Feuchtigkeiten u. s. w. als Ordinaten eingetragen. Die Art seiner graphischen Darstellung hat der Verfasser sowohl an einer wie auch an einer großen Anzahl von Freifahrten erprobt. Zum Schluß werden die Ballonfahrten aus dem belagerten Paris

Digitized by Google

1870/71 und in einem Anhange die ausgrübten Ballonreisen zu wissenschaftlichen Zwecken mit den erlangten Resultaten besprochen. Da die Wissenschaft aus guten Ballonfahrtbeschreibungen große Bereicherung schöpfen wird, so sind dir aus der Praxis hervorgegangenen Vorschläge des Verfassers von den Luftschiffern und Meteorologen in ernste Erwägung zu ziehen. Das Werkchen giebt ein klares Bild von der neuen Methode des Verfassers und kann allen empfohlen werden, welche sich für Luftschiffahrt interessieren. Dr. G. Gruß.

James Rodway: History of British Guiana, from the year 1668 to the present time. Volume I. 1668—1781. Georgetown, Demerara, J. Thomson, 1891.

In seiner Botschaft an den Kongreß der Vereinigten Staaten vom 9. Dezember 1895 berührte Präsident Harrison auch den Streit zwischen England und Venezuela über die Westgrenze von Britisch-Guiana. „Gern würde ich", so sagt er, „über eine günstige Wendung in dem Grenzstreit zwischen Großbritannien und Venezuela betreffs der Westgrenze von Britisch-Guiana berichtet haben, aber die freundlichen Bemühungen der Vereinigten Staaten in diesem Sinne sind bis jetzt erfolglos geblieben. Diese Regierung wird auch wie vor Verwahrung einlegen gegen jeden fremden Eingriff in Gebiete, die lange unter der Verwaltung fremder Staaten gestanden haben." Dieser panamerikanischen Erklärung des republikanischen Präsidenten gegenüber ist es von Interesse, den wirklichen Sachverhalt kennen zu lernen, wie er sich aus den historischen Untersuchungen des vorliegenden, gründlichen Werkes unwiderleglich ergiebt, obwohl der Grenzstreit selbst darin nicht berührt wird. Britisch-Guiana gehörte bekanntlich ursprünglich zu Holländisch-Guiana und ist erst nach langjährigen, wechselreichen Kämpfen 1814 definitiv an England abgetreten. 1665 hatten es die Engländer vorübergehend erobert, und aus einem Bericht des damaligen britischen Kommandeurs, der im Britischen Museum aufbewahrt wird, ergiebt sich, daß damals der Orinoko als Westgrenze galt. Aber England beansprucht heute nur das Gebiet bis zum Amacura, einem kleinen Fluß östlich vom Orinoko, und dieser ist in der That auf allen Karten des vorigen Jahrhunderts als Westgrenze der holländischen Besitzungen angegeben. — Diese Grenzlage sei nur als Beleg für das aktuelle Interesse angeführt, welches Rodways Geschichte von Britisch-Guiana augenblicklich hat. Bis jetzt ist nur der erste Band erschienen, der die Geschichte der niederländischen Herrschaft bis 1781 behandelt. Aber schon dieser Teil, der überall von einer sehr gründlichen Durchforschung der manchmal schwer zugänglichen Quellen zeugt, weist dem Buche einen hervorragenden Platz unter den Werken über amerikanische Kolonialgeschichte an. Zur allgemeinen Unterrichtung über die schwebenden Fragen kann auf Scobels Arbeit, Globus LX, S. 60, verwiesen werden.

Dr. F. Carlsen.

Aus allen Erdteilen.

— Der alte Flußlauf des Oxus (Amu-Darja) ist wieder einmal der Gegenstand eines Vortrages von A. N. Konschin in der russischen geographischen Gesellschaft gewesen. Nach einer Mitteilung der Proceedings (April 1892) hat Konschin fünf Jahre lang, von 1881 bis 1886, in den Aralokaspischen Ebenen zugebracht und den Usboi an verschiedenen Stellen gekreuzt von seinem sogenannten Delta auf der Tarchiche-Halbinsel (Ostufer des Kaspischen Meeres) bis zum heutigen Amu-Darja. Das Ergebnis seiner Forschungen ist, daß der Oxus niemals den Usboi entlang floß und daß er früher sich in die Seen von Sary-Kamysch ergoß, welche südwestlich vom Aralsee unter 42° nördl. Br. liegen. Er stützt sich namentlich auf die geologischen Verhältnisse, die er, im Verein mit dem Fürsten Gedroiz, im Becken des Sary-Kamysch erforscht hat, sowie auf die Nivellierungen, welche die Depression in allen Richtungen kreuzen. Danach war der Sary-Kamysch in recenter geologischer Zeit ein großes Flußbecken von 20000 qkm Größe, getrennt vom Kaspischen Meere durch einen Rücken höheren Landes; nur bei außerordentlich hohen Fluten ergossen sich Wasser des Oxus durch den Usboi nach dem Kaspischen Meere. Diese Ansicht Konschins wird durch die geologische Lagerung und die aufgefundenen Versteinerungen bestätigt. Die Mollusken, welche im Sary-Kamysch gefunden werden, gleichen im allgemeinen jenen im Aralsee; je weiter wir aber den Usboi nach Westen hin verfolgen, desto seltener werden See- und Flußmollusken und an ihrer Stelle treten Organismen auf, die fast identisch mit jenen sind, die wir heute im Kaspischen Meere finden. Auch die Bohrungen, welche auf der Tarchiche-Halbinsel bei Mulla-Kari, Ulun-ada und andern Orten vorgenommen wurden, sprechen für die Ansicht Konschins. Obgleich eine Tiefe von 20 m erreicht wurde, traf man doch auf keine Süßwasserablagerungen, auf Baumreste oder Torf, Flußmuscheln u. s. w. — wie dieselben für die Sary-Kamysch-Schichten bezeichnend sind — im Gegenteil, diese Bohrungen am Ostufer des Kaspischen Meeres haben nur marine Schichten, salzige Thone und Sande mit Meeresmuscheln, aufgeschlossen. Konschin giebt nachstehende Theorie über die Entstehung des Usboi: 1. Der zunächst dem Kaspischen Meere gelegene Teil und landeinwärts bis Igdi (unter 40° nördl. Br.) ist vielleicht ein Busen des Kaspischen Meeres gewesen, die steilen Ufer des Usboi bezeichnen den tiefen Wasserkanal; hier hat niemals ein Oxusdelta bestanden. 2. Der obere (östliche) Usboi von Igdi bis Bala-Ischen, dem Ufurtplateau zu, empfing den zeitweiligen Überschuß der brackschen Seewasser des Aralo-Sary-Kamysch-Depression. Zu bemerken ist, daß die Wasserscheide zwischen dem Kaspischen Meere und den Sary-Kamyschseen dasselbe Niveau besitzt, wie diejenige zwischen den letzteren und dem Aralsee, so daß in Flutzeiten sich die Wasser vermischen und den Usboi abwärts fließen konnten. 3. Die weite Wasserfläche des Sary-Kamysch, die schon frühzeitig vom Kaspischen Meere getrennt war, hielt den Amu-Darja davon ab, letzteres zu erreichen; die alten Oxuskanäle, welche von den arabischen Geschichtsschreibern so oft erwähnt werden, lagen daher im östlichen Teile des Sary-Kamyschbeckens.

Konschin erörtert schließlich die Frage, ob die Sary-Kamyschseen als ein Staubecken des Oxus gedient haben, wie der Bodensee für den Rhein, der Genfersee für die Rhone. Er bejwezifelt dieses jedoch, da der Usboi nur etwa ein Zehntel des aus dem Oxus stammenden Wassers im stande ist aufzunehmen. Auch verneint er, daß der obere Usboi einem jener berühmten Kanäle bildet, die noch in geschichtlicher Zeit durch ein reich bebautes und dicht bevölkertes Land flossen, denn die Ruinen, welche er untersuchte, sind unbedeutend und nicht mit jenen zu vergleichen, die über Turkestan verbreitet sind. Die arabischen Schilderungen sind nichtsdestoweniger wahr, wenn man dabei folgendes bedenkt: wenn sie vom Kaspischen Meere sprechen, meinen sie dir Sary-Kamyschseen und ihr Oxus war der Kanal im Osten des Sary-Kamysch, welcher diesen mit dem heutigen Amu-Darja verknüpft.

— Über eine Forschungsreise im südlichen Westaustralien hat Gillett der geographischen Gesellschaft zu Sydney Bericht erstattet. Im Verein mit J. B. Browne hat er die 1100 km lange Strecke von Northam (110 km östlich von Perth) bis Port Eucla (an der großen australischen Bucht) in der Zeit vom 5. August 1887 bis zum 3. Oktober zurückgelegt. Die Ergebnisse dieser Reise werden erst jetzt bekannt. Das Land war, wenige Berge abgerechnet, fast ganz eben. Das Land an den Hampton Plains (122° östl. L., 32° südl. Br.) war mit Salzbusch und Gras, sowie gelegent-

Digitized by Google

lichen Waldgürteln bedeckt. Bei 31° 10′ südl. Br. und 124° 30′ östl. L. wurde die Kalksteinformation erreicht und von da bis nach Port Eucla war eine große Grasebene, die zur Viehzucht sich eignet. Die Reisenden fanden viele Höhlen, die wahrscheinlich zu unterirdischen Strömen führen. Nur einmal fand man sandige Ebenen, nirgends eigentliche Wüste, fast durchweg reichen, zum Getreidebau geeigneten Lehmboden. Zu der Zeit vom 10. August bis 3. September, als die Hampton Plains erreicht wurden, fiel fast täglich Regen; auch viele Quellen fand man und Durst litten die Reisenden nur im Osten der Hampton Plains. Mineralreichtum scheint vorhanden; man fand Quarz und sichere Spuren von Gold. Es fehlt auch nicht an Holz: Eukalyptus, White Gum und Gimlethola sind vorhanden. In der Kalksteinregion wächst Malli. Die Eingeborenen, welche man antraf, waren ein kräftigerer Schlag als diejenigen in der Nähe der von Weißen besiedelten Gegenden.

— Der 2600 m hohe Roraima in Britisch-Guayana wurde im Jahre 1884 zuerst von Everard Im Thurn erstiegen und ist, wie die Proceedings (April 1892) melden, von zwei Orchideensammlern, Cromer und Seuler, im November 1891 wieder erstiegen worden. Beide blieben eine Nacht auf dem Gipfel und nahmen Photographieen auf. Am Morgen des 28. November brachen sie von Indianern begleitet auf und gelangten um 1 Uhr auf den Gipfel, wo sie die rothblühende Utricularia sammelten. Da die Temperatur + 16° R. betrug, konnten es die Indianer vor Kälte nicht aushalten und mußten zurückgeschickt werden. Im Süden des Gipfels fanden die beiden Europäer grotesk gestaltete, wie Schlösser und Kirchen aussehende Felsbildungen, andere gleichen Schirmen, Pyramiden, Kesseln, Statuen u. s. w. Zwischen diesen Felsen lagen viele durch Kanäle verknüpfte, bis 2 m tiefe kleine Seen. Die Sammler fanden viele neue Orchideen und andere Pflanzen; aber das Tierleben war arm. Cromer fand einen schwarzen Schmetterling, einige Spinnen, einen kleinen Frosch, einige kleine Eidechsen und sah ein dunkles Säugetier (Nasua fusca?). Die Seen auf dem Gipfel nehmen eine große Fläche ein, einer war 140 m lang und voller schwarzer Wasserkäfer.

— Der deutsche Steinkohlenbergbau von 1881 bis 1890 ist im ersten Vierteljahrsheft für Statistik des Deutschen Reichs ausführlich behandelt. Danach ergiebt sich, daß 1881 von 497 Werken mit einer Belegschaft von zusammen 186 335 Arbeitern 48,7 Millionen Tonnen Steinkohlen im Werte von 252,3 Millionen Mark gefördert worden sind, 1890 dagegen durch 425 Werke mit einer Belegschaft von 262 475 Köpfen 70,2 Millionen Tonnen im Werte von 538 Millionen Mark. Während demnach die Zahl der Werke in der angegebenen Zeit um 14,5 Proz. zurückgegangen ist, hat sich die Förderung der Menge nach um 44,3 Proz., dem Werte nach um 113,3 Proz. gesteigert, und die Arbeiterbelegschaft um 40,9 Proz. vermehrt. Unter den europäischen Ländern, in denen Steinkohlen gefördert werden, kommt nach der Menge der Förderung Deutschland in zweiter Linie in Betracht, da nur Großbritannien größere Mengen (1890 184,5 Millionen Tonnen) erzeugt, dagegen Frankreich (1890 26,3 Millionen Tonnen), Belgien (1889 19,9 Millionen Tonnen), Österreich-Ungarn (1889 9,5 Millionen Tonnen) und Rußland (1889 6,2 Millionen Tonnen) erheblich zurückstehen.

Die bedeutendste unter den deutschen Kohlenablagerungen (Kohlenbecken) ist das rheinisch-westfälische Kohlenlager (das sogenannte Ruhrbecken), das sich in der Richtung von Osten nach Westen von Hamm in Westfalen bis in die Gegend von Krefeld hinzieht und zwischen Wetter und Ketwich durch die Ruhr in vielen Windungen durchschnitten wird. Gefördert wurden in diesem Gebiet 1881 23,6 Millionen Tonnen im Werte von 107,3 Millionen Mark, 1890 35,5 Millionen Tonnen (d. h. mehr als die Hälfte der gesamten Förderung Deutschlands) im Werte von 282,1 Millionen Mark.

Im oberschlesischen Kohlenbecken, das an der österreichisch-russischen Grenze liegt und einen größeren Teil des Regierungsbezirks Oppeln einnimmt, ergab sich 1881 eine Förderung von 10,4 Millionen Tonnen im Werte von 11,9 Millionen Mark, 1890 dagegen eine Förderung von 16,9 Millionen Tonnen (nahezu ein Viertel der Gesamtförderung Deutschlands) im Werte von 84,7 Millionen Mark.

Im Saarbecken bei Saarbrücken, das auch in die bayerische Rheinpfalz und nach Lothringen hineinragt, und zu dem das kleine Kohlenbecken bei Offenburg in Baden zugerechnet ist, sind 1881 6 Millionen Tonnen im Werte von 44,5 Millionen Mark, 1890 dagegen 7,4 Millionen Tonnen (etwas über ein Zehntel der Gesamtförderung Deutschlands) im Werte von 80,5 Millionen Mark gefördert worden.

Das Kohlenbecken bei Zwickau und Chemnitz im Königreich Sachsen weist im Jahre 1881 eine Förderung von 3,2 Millionen Tonnen im Werte von 20,9 Millionen Mark, 1890 jedoch eine Förderung von 3,6 Millionen Tonnen (5,07 Proz. von der Gesamtförderung Deutschlands) im Werte von 35,4 Millionen Mark auf.

Das niederschlesische Becken zwischen Charlottenbrunn und Landeshut förderte 1881 2,7 Millionen Tonnen im Werte von 17 Millionen Mark, dagegen 1890 3,2 Millionen Tonnen (4,56 Proz. der Gesamtförderung Deutschlands) im Werte von 25,6 Millionen Mark.

Der der Kreideformation angehörende Lagerstätten in Oberbayern bei Miesbach, Penzberg und Unterpeissenberg haben im Laufe des Jahrzehntes ihre Förderung bedeutend gesteigert (von 1881 bis 1890 um 69,6 Proz.). Außerdem werden noch einige kleinere Becken erwähnt, so das am südwestlichen Abhange des Frankenwaldes bei Stockheim und Neuhaus.

— Die Gewürznelkenkultur von Sansibar wird in einem Berichte des britischen Residenten auf der Insel, Portal, eingehend geschildert. Die auf Sansibar und Pemba wachsenden Gewürznelken machen vier Fünftel der gesamten Ernte der Erde aus. Bis vor kurzem war ihr Anbau so gewinnbringend, daß fast der ganze Grund und Boden Sansibars damit bestellt und alles dort von den Nelken abhängig war. Vor wenig Jahren betrug der Preis für das Frasila (35 Pfund) noch 7 bis 10 Dollars und der Ausfuhrzoll 30 Proz. vom Werte. Jetzt ist der Preis auf 2½ bis 2¾ Dollars für das Frasila gesunken und der Ausfuhrzoll ist auf 25 Proz. ermäßigt worden. Der Markt ist mit Gewürznelken überschwemmt und die Nachfrage vermindert. Heute sind große Landstrecken von Sansibar wieder verwildert und dieses ist nach Portals Ansicht der Araberwirtschaft zu danken. Diese stümmerten sich nur um Elfenbein- und Sklavenhandel und um die Gewürznelkenkultur, konnten aber die veränderten Zeichen der Zeit nicht verstehen. Mit dem Aufhören der Sklavenjagden und dem Fallen der Nelkenpreise sahen sich die Araber, die nichts anderes unternahmen, aufs Trockene gesetzt und daher wird Grund und Boden auf Sansibar billig und geht aus arabischen in indische und europäische Hände über. Andere Tropenprodukte werden an die Stelle der bisher ausschließlich gebauten Nelken treten.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 19.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Die wirtschaftlichen Fortschritte der Südseeinseln 1890—91.

Von Dr. A. Vollmer.

Ruhig und von europäischen Augen kaum bemerkt, vollzieht sich bei unsern Antipoden in unserer Zeit ein Wechsel, der sie aus der wilden Kannibalenzeit in friedliche und geordnete Verhältnisse hinüberleitet. Nachdem seit 50 Jahren besonders katholische Maristen und evangelische Methodistenmissionare vorgearbeitet, setzen Kaufleute und Pflanzer das begonnene Kulturwerk fort und sehen dabei ihre Arbeit mit schönen Erfolgen und reichen Früchten belohnt. — Schon früher wurde im Globus (Bd. 58, S. 12 bis 14) auf diesen stillen aber stetigen Fortschritt der Zivilisation der Südseeinseln hingewiesen; im Anschlusse an jene Artikel dürfte ein neuerer Hinweis auf die Schiffahrts-, Handels- und Verkehrsfortschritte auf den wichtigeren Gruppen der Südseeinseln vielleicht nicht unwillkommen sein.

Unter den drei größeren Inselkönigreichen der Südsee, Hawaii, Samoa, Tonga, hat dies letzte, kleinste wohl am wenigsten bisher das Begehren der großen um den Wettbewerb in der Südsee ringenden Kulturvölker auf sich gezogen. Nachdem im Juli 1890 der Gouverneur der Fidschiinseln, Sir J. B. Thurston, als Oberkommissar des westlichen Stillen Ozeans mit Genehmigung des alten Königs Georg Tubou den früheren Premier von Tonga und Begründer der „freien Kirche" daselbst, den Hon. Shirby W. Baker, ausgewiesen und damit den religiösen Streitigkeiten ein Ende gemacht hat, ordnete ein Engländer als Zolleinnehmer, Mr. Campbell, die Finanzen Tongas, errichtete zugleich für den König eine Leibgarde von 20 Burschen, während ein andrer Herr B. H. Thomson als acting Premier neben dem Eingebornen-Premier Tuknabo die Straf- und bürgerliche Gesetzgebung Tongas neu bearbeitete. Nach langen Debatten kam die neue Gesetzgebung zu stande und am 15. Nov. v. J. wurde das „Gesetz Tongas" in 884 Klauseln mit Nutz- und Gebrauchsanweisungen von der gesetzgebenden Versammlung beschlossen und vom Könige sanktioniert. Besonders die strengen Ehegesetze, denen man die rasche Abnahme der Bevölkerung zuschreibt, erregten den Widerspruch des Parlaments und der Minister, und der bibelfeste 95 Jahre alte König, der Kirchen- und Straßenbauten gleich eifrig beaufsichtigt, mußte seine ganze Autorität einsetzen, um diese aufrecht zu erhalten und ihnen auch ins neue Gesetzbuch Aufnahme zu verschaffen, das außerdem auch die Verfassung und die Verträge mit fremden Mächten enthält. Die günstige finanzielle Lage, nach der die Regierung allen ihren Verpflichtungen nachkommen und die hohe Kopfsteuer — 8 Dollars für den Erwachsenen — erniedrigen und in Geld statt in Kopra einfordern konnte, die trefflichen Vorschläge für Beamtenverminderung, Aufsicht, öffentlichen Unterricht, zeigen, wie das kleine Reich sich emporzuringen sucht, wenn auch die kirchlichen Bedürfnisse des „Holy Touga" das Volk übermäßig in Anspruch nehmen. Denn daß die Erwerbsfähigkeit der Inseln keine sehr große ist, zeigt die Handelsstatistik der beiden Jahre 1889/90. Danach betrug der Gesamthandel Tongas:

Einfuhr 1889:	245 547 Doll.	
„ 1890:	147 804 „	
Ausfuhr 1889:	420 875 „	= 666 422 Doll.
„ 1890:	227 462 „	= 375 266 „

Hauptausfuhrartikel bildet Kopra, von der Tonga in den besten Jahren zirka 8000 t ausführt, 1889: 7957 t = 366 976 Doll., 1890 nur 4104 t. Die Ausfuhr von Grünfrucht, Bananen, Orangen, Ananas stieg seit 1888 von 6346 Doll. auf 13 117 Doll. (1889), 32 190 Doll. (1890), von Kakao auf 23 306 Pfd., von Chillies 1889: 3000 Pfd., 1890: 884 Pfd. Bei einer Bevölkerung von zirka 21 000 Seelen betrug der Handel somit 78 Doll. (1889 bis 1890). Man klagt über die Abnahme der Bevölkerung, die wie in Fiji und Samoa so stark ist, daß man bei gleichbleibenden Verhältnis zwischen Geburten und Sterblichkeit dem Aussterben der Rasse Tongas in 100 Jahren entgegensieht, während in Kapitän Cooks Zeit Tongatabu, auf der die königliche Residenz Nukualofa liegt, so dicht bevölkert und bebaut war, daß das ganze Land ein Garten war und eine Botschaft 30 Meilen weit mündlich von Haus zu Haus über die

Digitized by Google

Insel verbreitet werden konnte, da das Volk nicht in Ortschaften, sondern auf seinen Pflanzungen wohnte.

Nicht ganz so friedlicher Zustände erfreute sich in den Jahren das Königreich Samoa, vielleicht weil es eine Zeitlang sehr den Angelpunkt der Weltgeschichte zu bilden schien, um den sich alles drehte, wovon das lebhafte, geistig begabte Samoanervölkchen natürlich zuerst lebhaft überzeugt war. Allmählich scheinen aber die unharmonischen Stimmen in einen friedlichen Schlußakkord ausznklingen, nachdem der rebellische Mataafa sich dem von den drei Mächten anerkannten, rechtmäßigen Könige Malietoa Laupepa unterworfen hat. Lange drohten kriegerische Ereignisse den mühsam hergestellten Frieden zu stören, besonders da Mataafa Monate lang in Malie, dem Krönungsorte Samoas, verweilte und trotz Aufforderungen und Proklamationen von seiten des Königs seinen Anhang nicht entließen und zu seinen Penaten heimkehren wollte, vielmehr durch Bildung einer neuen die gegenwärtige Regierung zu stürzen drohte. Als er aber und seine Anhänger für Rebellen, ihre Güter und Ländereien als der Regierung verfallen erklärt waren, die Konsuln und Kommandanten der Kriegsschiffe Ernst zu machen drohten, gab er nach und unterwarf sich. Die Beilegung der Streitigkeiten wurde verzögert durch das (nicht gewährte) Rücktrittsgesuch des H. von Pilsach von seinen Stellungen als Ratgeber des Königs und Präsident des Munzipalrates in Apia infolge des Beschlusses der „kaipule“, den Umlauf von deutschen Münzen zu Gunsten englischer und amerikanischer zu inhibieren, und durch die monatelange Abwesenheit des Oberrichters von Samoa, des H. von Cederkranz. Auf Grund der Samoaakte sollte er sich nicht unnötig in die Eingebornenverwaltung mischen, alle Streitigkeiten zwischen Ansiedlern oder zwischen diesen und Eingebornen, auch Thronstreitigkeiten, schlichten. Als er Anfang 1891 nach Samoa kam, fand er das Landeigentumsrecht in schwierigster Verfassung, da die Eingeborenen ohne Unterschied über große Ländereien verfügt hatten und nun oft sechs Eigentümer auf ein Stück Land Ansprüche erhoben. Zuerst entschied er sich für Anlegung des Gerichtshofes auf Mulinuu, einem Vorgebirge bei Apia, alle Ansprüche späterer Untersuchung vorbehaltend. Da er den Staatsschatz leer fand, außer 1 Dollar, legte er der Bevölkerung eine Kopfsteuer (1 Doll. pro Kopf) auf, nebst einigen andern Steuern, die zirka 30000 Doll. ergaben. Mit jener Summe konnte er ein passendes Gerichtsgebäude bauen, eine Exekutivgewalt einrichten, bestehend aus einem Marschall, einem Schreiber und 60 Polizisten, einen Munizipalrat berufen, der von den Steuerzahlern gewählt wird und dessen Entscheidungen vor die Konsuln zur Ratifikation kommen. Verbesserung des Gefängnisses und Abfassung eines Kriminalgesetzbuches waren seine nächsten Ziele; die Ordnung der Landansprüche, deren 3700 anhängig gemacht waren, bildet wohl zunächst und für die nächsten fünf Jahre mindestens den wichtigsten Teil seiner Geschäfte, um sie zu vereinfachen, hat er einen Engländer, einen Deutschen und einen Amerikaner ernannt, um als Landkommissar die Ansprüche aller streitenden Parteien zu untersuchen. Sobald die Ansprüche geordnet sind, denkt er daran, ein Gesetz ähnlich der Torrens-Akte zu bilden, das die Ansprüche für die Zukunft unwiderruflich machen soll. Der Wiederkehr dieser Schwierigkeiten ist Einhalt geboten durch ein Gesetz, das schon jetzt den Eingeborenen verbietet, überhaupt Land zu verkaufen, und ihnen gestattet, es nur mit Erlaubnis des Oberrichters zu verpachten. Gerade diese Landstreitigkeiten bilden den Hauptgrund der anhaltenden Unruhen in Samoa, da Engländer, Amerikaner, Deutsche, „have picked out the eyes of the country“, d. h. sich das beste Land für ihre Plantagen aneignten und den Eingeborenen den schlechten Rest ließen.

Im dritten Inselkönigreiche, Hawaii, folgte dem auf der Rückreise aus den Vereinigten Staaten in San Francisco im Januar 1890 gestorbenen Könige David Kalakaua I. seine Schwester, die 1838 geborene Lydia Kamakacha Liliuokalani, die seit 1862 mit dem Engländer, Oberst John O. Dominis, Gouverneur von Oahu und Maui, vermählt ist und wieder ihre Nichte, Prinzessin Kaiulani, zur Thronerbin erklärte. Die Nordamerikaner, die längst ein Auge auf die fruchtbare Inselgruppe geworfen haben, scheinen einstweilen aber ihre Wünsche vertagen zu müssen. Denn befragt, welches die Folgen sein würden, wenn der amerikanische Staatssekretär Blaine den geplanten Handelsvertrag mit den Sandwichinseln abweisen sollte, erwiderte die Königin, daß der amerikanische Handel am meisten darunter leiden und Hunderte von Amerikanern ihre auf Hawaii angelegten Kapitalien verlieren würden. Käme der Vertrag nicht zu stande, so würde der Handel wesentlich in englische Hände übergehen. Während der Hauptausfuhrartikel noch immer Zucker blieb, stellte sich Mitte vorigen Jahres in dem sonst viel Reis produzierenden Hawaii infolge zu starker Ausfuhr und der großen Einwanderung von Chinesen und Japanesen, deren Zahl sich auf zirka 17000 resp. 18000 belief, zu denen noch 2000 Japanesen erwartet wurden, großer Reismangel ein. Von der Gesamtproduktion des Jahres 1890, 25 Millionen Pfund, wurden zirka 15 Millionen im Lande verbraucht, 10579000 Pfund nach S. Francisco ausgeführt. Auch machte sich großer Mangel an Arbeitern auf den Reisfeldern geltend, obschon diese außer Nahrung 20 bis 26 Dollars monatlich erhalten und die Pflanzer leicht 4000 bis 5000 statt der damals nur 2000 betragenden Anzahl chinesischer Arbeiter beschäftigen würden.

In der britischen Kolonie, den Fidschiinseln, nahm der Handel, besonders die Ausfuhr, gegen frühere Jahre zu. Der Gesamthandel Fidschis betrug:

Einfuhr 1889:	189393 Pfd. Sterl.		
„ 1890:	206757 „ „		
Ausfuhr 1889:	364283 „ „	=	553676 Pfd. Sterl.
„ 1890:	364533 „ „	=	571290 „ „

Von der Ausfuhr kamen 1890 allein 244655 Pfd. Sterl. (15291 tons) auf den Zucker, der von den großen Zuckermühlen zur Raffinerie nach den Fabriken in Sydney und Neu-Seeland ausgeführt wird. Daneben stieg 1890 die Ausfuhr von Kopra auf 4671 tons (= 42901 Pfd. Sterl.), von Früchten, Bananen, Ananas ꝛc. auf 720788 bunches und zirka 5800 cases im Gesamtwert von 57563 Pfd. Sterl., von Bauwmolle auf 52 tons (= 2443 Pfd. Sterl.), von Bêche de mer auf 62 tons (= 3186 Pfd. Sterl.), von gedörrten Kokosnüssen auf 25 tons (= 1428 Pfd. Sterl.) neben andern Artikeln, als Fasern, Perlmutter, Mais, Melasse, Peanüssen, Spiritusolen ꝛc. In die Schiffahrt reihen die beiden großen Gesellschaften, die Australian United St. Nav. Co. für den Verkehr mit Sydney und den Neuen Hebriden, die Union Steamship Co. of New Zealand für den mit Melbourne und Neu-Seeland stets größere und bessere Dampfer ein, so daß die Fahrt der Segelschiffe mehr und mehr eingeht. Einige Unruhe bereitete im vorigen Jahre das Wiederaufleben des alten Volksglaubens an die Ahnengottheiten im weit abgelegenen Kolodistrikt auf Viti Levú, zu dessen Beschwichtigung im August vorigen Jahres 250 Eingeborene, Männer, Weiber, Kinder, nach Kandavu abgeführt wurden.

Auch auf den Neuen Hebriden machte die europäische Kultur langsame Fortschritte, wie das kürzlich erschienene Werk des seit 1834 als presbyterianischer Missionar auf dieser Gruppe thätigen Rev. John G. Paton über dieselbe die sonstigen Missionsberichte und der jüngst dem Parlamente

Digitized by Google

Viktorias vorgelegte Bericht des Kriegsschiffskommandanten und des Oberkommissars für den westlichen Stillen Ocean erwiesen, obschon die jetzige Doppelherrschaft Englands und Frankreichs für die Inseln und ihre Bewohner mannigfaltige Nachteile hat. Die von Kapitän Cook entdeckten Inseln sind vulkanischen Ursprungs, sehr fruchtbar, mit üppiger Vegetation bedeckt. Außer den dort heimischen Pflanzen, der Kanrischte, dem Brotfruchtbaum, der Banane, dem Zuckerrohr, der Kokospalme, der Kastanie ꝛc. werden Kaffee, Baumwolle, Arrowroot besonders von australischen und französischen Gesellschaften und Pflanzern kultiviert. Wenn auch auf den meisten Inseln das Christentum Eingang gefunden hat, so sind doch auf der größeren Insel Tanna Kopfjagden und Stammeskriege an der Tagesordnung. Mitten unter diesen blutdürstigen, sich auf den Tod befriegenden Stämmen leben zwei englische Missionare Watt und Gray. Auf der Insel Santo wurde im vorigen Jahre ein im Dienste der Australian New Hebrides' Co. stehender Pflanzer P. Sawers beim Hausbau mit seinem Burschen Sam von den Hügelleuten erschossen. Diese und andre Unthaten bewogen die englischen und französischen Schiffskommandanten am Ende vorigen Jahres zu einer gemeinsamen Expedition mit den beiden englischen Kreuzern „Goldfinch" und „Cordelia" und dem französischen „Saone". Eine Kompagnie der Saone ging unter Führung des Schiffsfährichs Romano ans Land und begann nun damit, daß sie die von den Bewohnern verlassenen Hütten des Dorfes Assael niederbrannte. Am nächsten Tage fuhren die Soldaten in Kähnen längs des Ufers bis zur Bucht von Port Sandwich auf Mallicolo und kamen nach Libengan, das sie niederbrannten, wobei sie acht Gefangene machten. Hierauf drangen sie durch den Busch nach Onsvar, das die Engländer schon vorher niedergebrannt hatten. Am dritten Tage kam eine Kommission an Bord der „Cordelia" zusammen, welche die acht Gefangenen zur lebenslänglichen Verschickung nach Numea verurteilte. Man sagte ferner den an Bord gerufenen einheimischen Häuptlingen, daß der Weitermarsch bei der geringsten Unruhe auf 10 Meilen weiter ausgedehnt werde, worauf sie sehr eingeschüchtert über den raschen, kühnen Vormarsch der Seesoldaten durch die Büsche sich zurückzogen, da die Engländer auf andern Gruppen bisher nur die Dörfer niederbrannten, ohne eine Landung zu wagen. Allerdings liegt die Schuld vielfach an den Arbeiter- und Handelsschiffen, die, wie Rev. Paton klagt, die Eingeborenen wegschleppen, sie Trunkenheit und andre Laster lehren, einmal sogar vier von den Matern befallene Personen ans Land setzten, ihnen Schießwaffen und Munition imt Tauschhandel abtassen. Während die Engländer den Verkauf von Waffen streng verboten und dies Verbot auch aufrecht erhalten, z. B. den Dampfer „Croydon" in eine Geldbuße von 5 Pfd. Sterl. nahmen, da er eine Waffenkiste an Bord hatte, tauschten Franzosen wertvolles Land auf Santo für Gewehre ein. Mitte 1891 betrug die Anzahl zivilisierter Ansiedler daselbst 103 Franzosen, 111 Engländer außer einigen 30 in den Kolonieen lebenden Schulkindern, 7 Skandinavier, 5 Holländer, 3 Portugiesen, 2 Amerikaner, 1 Spanier nebst 6 Engländern auf dem Schoner „Friendship", 12 auf dem „Croydon", 59 auf dem Kriegsschiffe „Dart". Die Franzosen behaupten, daß sich in ihren Händen der größte Landbesitz befindet, weshalb sie auch auf baldige Besitzergreifung von Frankreich aus rechnen, während der britische Oberkommissar, der im Oktober vorigen Jahres die Plantagen und Missionsanstalten der Gruppe besuchte, versicherte, daß die gegenwärtige Lage britischer Ansiedler dort besser sei, als die andrer Nationen und daß es auch für sie trotz des Waffenverkaufsgebotes leicht sei, Landbesitz zu erwerben. Da seit 1886 ein Urkundenamt unter Aufsicht des Oberkommissars eröffnet ist, um die Landansprüche britischer Ansiedler zu verzeichnen, wobei nur sicher beglaubigte Abschriften der Originaldokumente verlangt werden und die Urkunde außer dem Namen des Besitzers den Namen, die Lage, das Areal, die Grenzen, das Datum des Kaufes, die Verkäufer, den Kaufpreis, die sonstigen Beweise für das Land enthalten muß, konnte der Oberkommissar aus einer solchen Urkunde ersehen, daß 10000 acres an einen britischen Missionar in letzter Zeit für 12 Pfd. Sterl. bar und 2 Pfd. Sterl. in Tauschartikeln verkauft wurden. Daß auf diese Weise die Eingeborenen leicht zehnmal soviel Land verkaufen können, wie überhaupt da ist, ist klar, ebenso wie daß hieraus unendliche Besitzstreitigkeiten entstehen werden, wie einst in Fidschi, jetzt in Samoa.

Abgesehen von den wildesten Inseln ist der Wohlstand auf der Gruppe im Wachsen. Der Dampfer „Croydon" macht monatlich eine Rundfahrt durch die Gruppe, der kleinere Dampfer „Friendship" nach den kleineren Inseln und Nachbargruppen; Kopra, Kaffee, Maiß sind die Hauptprodukte der Gesellschaft auf Santo, die auch in Vila Hardour auf Vate (Efate) neue Geschäftsräume eröffnete. Diesen Hafen läuft auch jetzt der „Mockton", der Dampfer von Sydney nach Fiji an, statt des früheren auf Aneytum.

Bilder noch als auf den Neuen Hebriden sind die Zustände auf den Salomoninseln, und auch hier haben die Fahrten der zwei britischen Kriegsschiffe „Royalist" und „Ringdove" für allerlei Unthaten Bestrafungen vorgenommen und vom Mai bis November vorigen Jahres auf vielen Inseln den Eingeborenen einen heilsamen Schrecken eingejagt.

Auf Neu-Guinea herrschte im vorigen Jahre wie in ganz Australien und auf den Inseln die Influenza, die sowohl im britischen wie deutschen Teile einen sehr bösartigen Charakter mit oft tödlichem Ausgange annahm und sowohl Schiffsmannschaften, wie Missionare und andre Weiße, besonders aber die eingeborenen Arbeiter dahin raffte, während die chinesischen Kulis mehr an Fieber und Dysenterie litten. Nach dem Berichte des kaiserlichen Kommissars in Kaiser Wilhelmsland betrug der Verlust an eingeborenen Arbeitern einschließlich der, die aus Furcht vor der Krankheit wegliefen, zirka 15 Proz., der an chinesischen Kulis in Jomba an 23 Proz. In Gorima starben von 396 Kulis 31 (8 Proz.), in Constantinhafen war der Gesundheitszustand ein besserer. Das Auftreten der Krankheiten soll mit dem Klären des Urwaldes in Zusammenhang stehen, und da die Boden- und Entwässerungsverhältnisse auf den Pflanzungen der Astrolabekompanie günstig sind, so hofft man sicher, daß sie, wenn Luftzutritt verschafft wird, bald gesunde Wohnplätze abgeben. Während der Plantagenbau in Kaiser Wilhelmsland mit Hilfe eingeborener, chinesischer und japanesischer Arbeiter, von denen im letzten Halbjahre auch drei Fahrten 1140 von Singapore eingeführt wurden, mit einem Verlufte von 6, wenn auch unter großen Schwierigkeiten doch rüstig fortgeführt wird und besonders die neuangelegten Tabakspflanzungen der Astrolabekompanie vielversprechend sind, macht die Kolonisation von British-Neu-Guinea nur sehr langsame Fortschritte, obschon ausgesuchtes Land an Plätzen, die nahe bei Häfen und günstig für das Verschicken der Produkte liegen, für 2 sh 6 d p. acre als zinsfreie Eigentum zu haben ist und die Arbeiter dort fast umsonst — nach Dr. Mc Gregor für 1/2 Pfd. Tabak pro Tag — zu bekommen sind.

Im Anfange 1890 wurde auf einer Konferenz in Port Moresby zwischen den Vertretern der Londoner Missionsgesellschaft, Rev. Lawes und J. Chalmers, der anglikanischen, M. Maclaren, und der wesleyanischen, M. Geo. Brown vereinbredet, daß die verschiedenen Gesellschaften ihr Arbeitsfeld so teilen sollten, daß die wesleyanische Gesellschaft die Gruppen

Digitized by Google

der Louisiaden und D'Entrecasteaux Inseln und den Teil des Festlandes vom Ostkap bis C. Ducie, die anglikanische die ganze Nordostküste von C. Ducie bis zur nördlichen deutschen) Grenze, die Londoner die Südspitze mit Ausschluß des von den Missionaren vom „heil. Herzen" eingenommenen Teiles in Angriff nehmen sollten, was auch vom Administrator in seinem Berichte an die Queenslander Regierung für 1890 gebilligt wurde. Während nun die Methodisten oder Westleuaner auf Dobu (Goulouin), einer Insel zwischen Normanby und Fergusson in der D'Entrecasteaux-Gruppe, mit Hilfe der Eingeborenen ihre erste Mission, ein großes hölzernes Haus und Wohnungen für die Missionslehrer erbaut haben, eine andre Station auf Parcaiate in der De Bonne-Gruppe anlegen, trof die anglikanische Mission ein Schlag nach dem andern. Ende vorigen Jahres lehrte Rev. King fieberkrank mit zwei Zimmerleuten von der Station an der Bartle Bay zurück nach Australien und einer der letzteren starb bald am Lande; bald darauf starb auch der Leiter der Station, Rev. Maclaren, an Bord des Dampfers „Merrie England" auf der Fahrt von Neu-Guinea nach Cooktown, und über den Zustand der vier an der Bartle Bay Überlebenden schwebte man bei der schlechten Verbindung mit Australien lange in Ungewißheit. Wie hier das tückische Klima, so brachte in Deutsch-Neu-Guinea die Wildheit der Einwohner der Mission schwere Verluste durch die Ermordung der beiden Missionare der Barmer Mission, Bösch und Scheidt, im Mai 1891 an der Franklinbucht, die einen Rachezug unter Leitung des kaiserlichen Kommissars hervorrief, auf dem 20 Eingeborene getötet, die Dörfer verbrannt, das Vieh weggenommen, die Bananen-, Jams-, Taropflanzungen, Kokosnußbäume zerstört und 100 Kanoes vernichtet wurden. Auf der Rückkehr zur Küste über Hatzfeldhafen nach Stephansort wurden bei Erima, drei Stunden von Stephansort, noch sieben Eingeborene getötet, die sechs Arbeiter bei Anlage einer Station ermordet hatten. Nach Aufgabe des mörderischen Finschhafen, wo der Generaldirektor Wißmann und mehrere Beamte dem Fieber erlagen, wurde der Sitz der Verwaltung nach der Astrolabebai verlegt, und zwar nach dem zwischen Konstantinhafen im Süden und Erima im Norden in der Mitte liegenden Stephansort, von wo auch schon 1890 181 Ztr. der Tabakernte von 1889/90 und 11000 kg Rohbaumwolle verschickt wurden, während 158 Ballen Tabak aus der Kampagne 1890/91 von neu bepflanzten 50 ha später in Bremen für 336 Pf. pro Pfund verkauft wurden. Die „Esmeralda" brachte 800 Tonnen Phosphat (Guano) von den Purdy-Inseln nach Hamburg und auch der Baumwollenbau hat durch hohe Preise gute Aussichten.

Die Jaluitgesellschaft in Hamburg war die erste deutsche Kolonialgesellschaft, die für 1890 eine kleine Dividende von 4 Proz. — 48000 Mk. — verteilen konnte trotz Dürre, Maserepidemie, Handelsstörungen auf den Karolinen. Die Koprapreise waren eine Zeitlang hoch und die Stationen gut versorgt, während die günstige Entwickelung der Kokospflanzage auf der Providence-Insel auch ferner befriedigende Erträge versprach.

Von den kleineren Inselgruppen gelangen nur ganz gelegentlich durch Handelsschiffe Berichte nach Australien, so von den Gilbert-Inseln, die unter zahlreichen kleinen Häuptlingen und Königen stehen und im vorigen Jahre von einer großen Springflut heimgesucht wurden. So besuhr die „Loongana" im vorigen Sommer die Gruppe, wo auf der Hauptinsel Butaritari eine amerikanische Firma Kopra und Haifischflossen sammelt und den Handel betreibt. Ebenso besuchte der „Baimain" Ende vorigen Jahres an 40 Inseln. Er gehört der Firma Henderson und Mc Farlane, die ihre Hauptgeschäfte auf den Union-, Ellis-, Marshall-, Kingsmill- und Gilbert-Inseln haben, und brachte die Nachricht mit, daß im Oktober der einflußreichste König der Gilbert-Inseln, König Tembinoka von Apimana, gestorben sei.

Interessant ist es auch, die ersten Anfänge politischen Lebens, das auf den größeren und von Dampfern besuchten Inselgruppen längst in einer oder der andern Form ausgebildet ist, auf den kleineren und entlegeneren Inseln zu beobachten. Ein Beispiel liefert die Cooks- oder Hervey-gruppe, die unter acht Königen und fünf Königinnen steht und in Rarotonga ihren politischen Mittelpunkt hat. Auch hier macht sich australischer Einfluß geltend, wie die Parlamentsverhandlungen, die im Juli vorigen Jahres in Aparua im Beisein des britischen Residenten, Mr. Moß aus Neu-Seeland, stattfanden, zeigen. Am 8. Juli trat zunächst der Rat von Rarotonga zusammen, beriet über einige Gesetze, die schon am 1. August in Kraft treten sollten, über Besteuerung, Notzucht, Gebrauch von Dynamit, das nicht beim Fischfangen verwandt werden soll, über Befugnisse der Au oder Municipalität und Polizeiwesen. Der Au blieben nur lokale Geschäfte, wie Straßenbauten, die richterlichen wurden ihr genommen und besonders Gerichtshöfen überwiesen, da früher die Mitglieder der Au die Geldbußen einfach unter sich teilten. Streitigkeiten zwischen den Arikis, der herrschenden Macht, und den Matripos, den Baronen, wurden dem dritten Richterkollegium überwiesen, die gleich einen Streit zwischen der Königin Timoana und ihren Baronen schlichteten, worauf ein feierliches Schweinschlachten die Freundschaft besiegelte. Am 17. Juli fand in Avarua eine Zusammenkunft sämtlicher (12) gekrönter Häupter statt, mit Ausnahme des Königs John von Mangaia, den sein Missionar Harris zurückhielt, wofür er sich später vor M. Moß zu verantworten hatte. Nach dem gewöhnlichen Schweineschlachten und Essen begannen unter dem Vorsitze des Oberrichters der Cooksgruppe, Tepou o to Rangi, die Verhandlungen, welche Verordnungen zu schon bestehenden Gesetzen über Einfuhrzölle, Schiffahrts- und Postsachen, Verhinderung des Einschleppens von Krankheiten, Schulen 2c. betrafen. Die diesjährichen Einkünfte wurden auf 4350 Doll. (725 Pfd. Sterl.), die Ausgaben auf 3890 Doll. angesetzt, von welchen 1200 den Inseln für lokale Arbeiten, 360 für Diäten an die Parlamentsmitglieder, 700 für Unterrichtszwecke, der Rest für Gehälter der Richter, Schreiber, Steuerbeamten 2c. bestimmt wurden. In Avarua wird eine „britische Residenz" gebaut, außer einem Rarotongaklub bildete sich eine Rarotonga-Handelsgesellschaft dortiger und Auckländer Kaufleute und als Bankier der Regierung fungiert die leitende Firma von Donald und Edinborough, die außer Kaffee- und Baumwollplantagen die Einfuhr diesischer Dollars besorgt, einen Schoner „Goldbird" charterte und viel Geld als Lohn für die Arbeiter in der Gruppe verteilte. Jedenfalls bietet die Südsee oder die zu Poly-, Mikro- und Melanesien gehörigen Inseln in gegenwärtiger Lage eine wunderbar verschiedenartige Musterkarte staatlicher Einrichtungen von den Zuständen an, wo Gewehr, Keule und rohe Gewalt entscheiden, bis zum konstitutionellen Staat, mögen die Einrichtungen desselben auch immer noch unvollkommen und verbesserungsfähig sein.

Digitized by Google

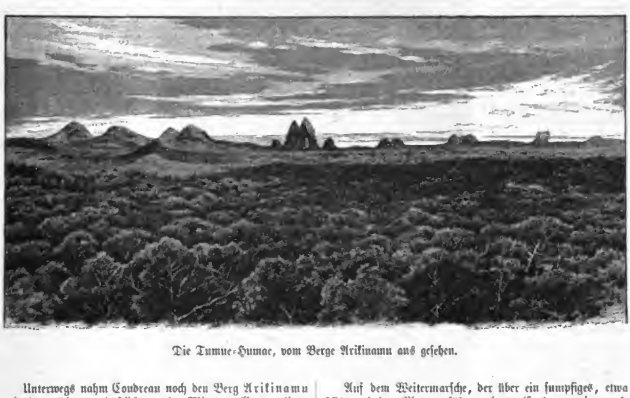
Coudreaus Reisen in Französisch-Guayana [1]).

I.

Das Innere von Französisch-Guayana war bis vor kurzem fast eine völlige terra incognita; alle Angaben über die Flüsse und Gebirge und die dort wohnenden Indianerstämme waren höchst allgemeiner Natur, und die Reisen Crevaux' waren viel zu flüchtig, um zuverlässige Mitteilungen zu liefern. Der Erste, der eine gründliche Durchforschung dieser Gegenden vorgenommen hat, ist der Franzose Henri Coudreau, welcher in den Jahren 1887 bis 1891 das Hinterland von Französisch-Guayana und besonders das Tumuc-Humacgebirge nebst den darauf entspringenden Flüssen nach allen Richtungen hin durchwandert hat.

Auf seiner ersten Reise im Jahre 1887 verfolgte er den Lauf des Maroni, des westlichen Grenzflusses von Guayana, aufwärts und erforschte die Quellen desselben, die am Nordostabhange des Tumuc-Humac-Gebirges in der Nachbarschaft des Berges Mitaraca gelegen sind. Im Pililipu, einem Dorfe der Rukujenne-Indianer, brachte er den ganzen Winter von 1887 auf 1888 zu; die Indianer waren nicht zu bewegen, ihn auf weiteren Streifzügen ins Innere zu begleiten. Nur hin und wieder machte er kleinere Ausflüge in die nähere Umgebung; der wichtigste derselben ist die Ersteigung des Mitaraca, die er im November 1887 ausführte.

Die Mitaraca-Gruppe ist ein Teil des Tumuc-Humac-Gebirges, welches die Südgrenze von Französisch, wie von Niederländisch-Guayana bildet. Sie ist nur 30 km von Pililipu entfernt, aber der Weg dahin ist sehr rauh und schwer passierbar. Er läuft über ein Plateau von mindestens 250 m, — die durchschnittliche Höhe der Hochebene von ganz Oberguayana, die sich im Maximum bis zu 400 m zu erheben scheint.



Die Tumuc-Humac, vom Berge Arikinamu aus gesehen.

Unterwegs nahm Coudreau noch den Berg Arikinamu mit, der 27 km nordöstlich von der Mitaraca-Gruppe liegt, von dichtem Wald bedeckt ist, aber in 295 m Höhe durch eine Lichtung einen vorzüglichen Überblick über jene Gruppe gewährt (s. Abbildung). Deutlich und scharf heben sich die beiden gewaltigen Türme des Mitaraca-Berges (380 m) von dem übrigen Profil der Tumuc-Humac-Kette ab. Die Boni sprechen von dem Mitaraca als einem abgeholzten Gebirge, und die große holländische Karte hat diese Angabe aufgenommen; aber sie ist ungenau. Der Grundstock des Berges ist vollständig bewaldet, und nur die beiden Pits, die ihn etwa 100 m überragen, sind zu drei Vierteln aller Vegetation beraubt und bieten dem Bergsteiger nichts als ihre kahlen, schroffen Felsabhänge.

Auf dem Weitermarsche, der über ein sumpfiges, etwa 270 m hohes Plateau führte, hatte Coudreau ein merkwürdiges Erlebnis, das für den Ethnologen von Interesse ist. In der Nähe des Pulilipan-Baches, eines direkten Zuflusses des Marvini, traf er auf eine seit mehr denn zehn Jahren verlassene Hütte. Rings um dieselbe war eine üppige Vegetation emporgewuchert, aber die Wohnung selbst war noch gut erhalten, und da auch die Leiter in brauchbarem Zustande schien, so wagte der Reisende sich in den ersten Stock hinauf, um zu sehen, ob dort etwas für ihn zu finden sei. Die morschen Latten krachen bedenklich unter seinen Füßen, überall tritt er auf Skorpione und anderes Ungeziefer, Fledermäuse flattern ängstlich davon, und alles ist dunkel. Als sein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hat, unterscheidet er eine Hängematte hinten im Zimmer. Ein Windstoß, der sich in der Hütte verfängt, versetzt die Hängematte in schwingende Bewegung, und eine seltsame Musik geht von ihr aus. Der Windstoß ist vorüber, und

[1]) Nach dem ausführlichen Reiseberichte Coudreaus im Tour du Monde 1892, 1 ff., woher auch die Abbildungen entnommen sind. Eine Karte ist dem ihrzeren Berichte in den Comptes rendus de la Société de Geogr. 1891, 14 u. 15 beigegeben.

Digitized by Google

die Musik hört auf. Ein neuer Windstoß, die Hängematte setzt sich abermals in Bewegung, und wieder ertönt jener Laut, wie das harmonische Geräusch ferner Kastagnetten. Der Reisende nähert sich, den Säbel in der Hand, da er irgend welche Reptilien vor sich zu haben glaubt: ein Skelett, ein ziemlich gut erhaltenes Skelett grinst ihm aus der Hängematte entgegen. Dieses Gerippe war einst ein Tamuschi von Aluptok, welcher diese bei den alten Rukujenne ganz gewöhnliche Art der Bestattung verlangt hatte. Coudreau hätte das Skelett gern mit nach Frankreich genommen, aber die Indianer, die erst jetzt das Vorgefallene bemerken, nähern sich drohenden Blickes mit gespanntem Bogen, und nun erkennt er, daß er sich einer Grabschändung schuldig gemacht hat. Die Indianer sind sehr erregt; denn sie wissen, wenn das Verbrechen nicht sofort gesühnt wird, so geht der Geist des toten Kriegers um und mordet vor Ende des Jahres alle Rukujennekinder. Nur ein Mittel giebt es, um seinen Zorn und seine Rache zu beschwören: Der tapfere Tamuschi muß sofort im Walde, fern von den Blicken des ruchlosen Weißen beerdigt und dann im Dorfe auf sein Wohl ein großes Kaschiri gefeiert werden, was die Reise natürlich mehrere Tage aufhält. Z.

Negerin vom Oyapok. Nach einer Photographie.

Die Besteigung des Mitaraca hat Coudreau von dem Dorfe Atuptok unternommen, von wo aus der Aufstieg am leichtesten ist. Aber auch von hier brauchte er bis zum Gipfel des Südoststurmes, trotzdem die Entfernung nur 7 km beträgt, drei volle Stunden. Die Ersteigung des großen Felskegels ist höchst mühevoll und gefährlich. Die Abhänge sind sehr steil, und nachdem man 30 bis 40 m weit geklettert ist, hört der Wald plötzlich auf, und man hat keinen Baum, keinen Strauch, an dem man sich im Augenblick des Straucheln s oder Rutschens festhalten könnte. Auf allen Vieren muß man nach oben kriechen, und wenn man endlich dort angelangt ist, muß man sich buchstäblich mit Händen und Füßen festhalten, um nicht von dem heftigen Winde in den Abgrund gerissen zu werden. In dieser nicht eben bequemen Stellung mußten die Reisenden das großartige Panorama betrachten, das sich vor den Blicken entrollte.

Man überschaut das ganze System der westlichen Tumuc-Humac-Gebirge. Dieselben bestehen aus zwei deutlich unterscheidbaren Parallelketten, welche gegen 40 km voneinander entfernt sind. Die Gipfel in der Umgebung des Mitaraca sind sämtlich durch Schluchten von über 100 m Tiefe voneinander getrennt. Die Schlucht, welche den Mitaraca von dem System des Conomoni im Osten scheidet, ist eine der tiefsten in der ganzen Gegend; unten im Grunde derselben rauscht der Maruini dahin in einer Tiefe von mehr als 200 m.

Während seines langen Winteraufenthaltes in Pilipu hatte Coudreau Gelegenheit genug, die nähere Umgebung zu durchforschen und vor allem das Leben und Treiben der Indianer zu beobachten. Die Lage des Ortes ist angenehm; die Temperatur ist für den Europäer ganz erträglich: sie beträgt im Schatten 16 bis 18° C. um 6 Uhr morgens und 28 bis 30° um 2 Uhr nachmittags, also durchschnittlich 22°. Die Abende sind herrlich und nicht minder die Nächte; auf einen köstlichen Sonnenuntergang folgt eine angenehme, milde Dämmerung, bis die Sterne erscheinen, die wie glänzende Goldpunkte auf dunklem Samt aussehen. Bedenklich für die Zukunft des Ortes ist nur der Umstand, daß Wildpret und Hirsche in der Umgebung immer seltener werden. Es dürfte sich deshalb in nicht allzu langer Zeit die Notwendigkeit eines Ortswechsels herausstellen.

Interessant sind die Mitteilungen Coudreaus über die Tänze der Indianer. Die Rukujenne haben drei Haupttänze: den Tulee, den Pono und den Akomö. Dieselben sind nicht als Totenfeste aufzufassen, sondern einfache Belustigungen zum Zeitvertreib. Der Tulee beginnt um 6 Uhr abends und dauert ohne jede Unterbrechung bis 6 Uhr morgens. Fünf bis sechs Musiker begleiten den Tanz auf Flöten in allen Längen, die sie einige Tage vorher eigens zu diesem Zwecke aus Bambusrohr geschnitten haben. „Wenn man sie betrachtet“, sagt Coudreau, „wie sie im Kreise dasitzen, mit Federn geschmückt, das Haupt gesenkt, die Augen auf den Boden geheftet, und ernsthaft in ihre langen Bambusflöten blasen, deren Ende die Erde berührt, so denkt man nach dem Schlußgebrüll der Flöten und dem lauten Schrei, der von allen Musikern am Schlusse jedes Abschnittes gleichzeitig ausgestoßen wird, an ein Orchester aus den Hoffmannschen Erzählungen. Und wenn man ihnen den Rücken zuwendet, so glaubt man, eine Unterhaltung der Tiere der Apokalypse zu hören. Mir ist, als ob ein halb Dutzend Dämonen sich damit amüsierten, mit einem Fiedelbogen über meine Nerven und Zähne zu streichen. Es ist, um wahnsinnig zu werden, aber es ist nichtsdestoweniger fesselnd, ja, ich möchte beinahe sagen künstlerisch.“ Als ob sie nichts sähen und nichts hörten, wie die ägyptischen Statuen sitzen diese sechs Rothäute da und blasen ununterbrochen ihre schauerlichen Weisen, die wohl hin und wieder etwas variieren, aber im ganzen in allen Partien dieselben sind. Die Tänzer, in Reihe und Glied geordnet, stampfen mit dem rechten Fuß auf die Erde, wiegen sich auf dem

Digitized by Google

rechten Bein und neigen dann den Körper auf die rechte Seite. Nur junge Leute nehmen an diesem Tanze teil. Bei besonders großen Tuleés sieht man auch wohl Greise auftreten, aber niemals Frauen: Die Frauen beteiligen sich nur an dem Akomö. Alle indianischen Tänze werden kostümiert ausgeführt; der Schmuck für den Tulee ist verhältnismäßig am nüchternsten. Wenn das Orchester etwas variierte Weisen spielt, erhebt sich alsbald der Gesang. Man hört Dialoge und Monologe. Ein Künstler tritt auf und preist mit heiserer Stimme die Thaten seiner Vorfahren, ihre Erfolge bei den Frauen und ihre Jagderlebnisse. Bald ahmen ihm die andern nach, und alles wetteifert in improvisierten Prahlereien. Berauschende Getränke tragen zur Erhöhung der Stimmung bei, und bei Tagesanbruch sind in der Regel alle betrunken.

Der Ursprung dieses Tanzes ist der Sage nach folgender: In einem der Rukujennen-Dörfer waren alle Menschen auf die Jagd gezogen; nur eine Frau war übrig geblieben. Bei Sonnenuntergang sah sie unbekannte Indianer aus dem Flusse steigen, welche, nicht ohne reichlich Kaschiri zu trinken, die ganze Nacht hindurch vor der erstaunten Indianerin einen unbekannten Tanz aufführten. Bei Tagesanbruch ließen sie sich durch die Indianerin bis an den Fluß geleiten, und vor den Blicken der Frau verschwanden sie in den seichten Gewässern. Die Frau aber lehrte den Männern im Dorfe den Tanz, den Gesang und das Kostüm, und seit der Zeit ist dieser Tanz im Rukujennelande gebräuchlich geworden.

Riku, Mädchen (Mischling) vom Oyapok.

Weit seltener wird der Pono getanzt; er ist immer ein Ereignis. Aber der kunstvollste Tanz der Rukujennelande ist der Akomö. Bei Sonnenuntergang sammeln sich die Tänzer prächtig geschmückt im Walde. Ihr Kostüm ist eine Verfeinerung von dem des Tulee. In langem Zuge kommen sie dann in den Saal gezogen, in dem der Tanz stattfindet. Bei dem Scheine von brennenden Holzscheiten, die von Kindern getragen, macht das jetzt beginnende Ballet einen geradezu bezaubernden Eindruck. Ein junger, besonders reich geschmückter Mann, bisweilen auch ein Häuptling, führt den Tanz an. Die Tänzer tragen in ihrer linken Hand einen grünen Zweig von Daumesdicke mit üppigem Laube; die rechte Hand legt jeder auf die Schulter seines Vordermannes und dann bewegen sie sich raschen Schrittes nach vorn, wenden sich um und balancieren dabei auf dem rechten Fuße. Nach jeder Tour bleiben sie einige Sekunden in dieser balancierenden Stellung stehen. Die Schritte gleichen ganz den bei uns üblichen; überhaupt bemerkt Coudreau, daß dieser Tanz an Eleganz und Grazie keinem sogenannten zivilisierten Tanz nachstehe und auf jedem Pariser Balle Aufsehen erregen werde. Während des Tanzens singen sie mit halblauter Stimme eine wohlbekannte Weise; ein einzelner Tänzer singt das Lied, und die übrigen fallen nur in den Kehrreim ein. Sie feiern die Frauen und verlangen Kaschiri. Der Tanz findet in einer Wohnung statt, die eigentlich viel zu klein zu diesem Zwecke ist, aber genügenden Schutz vor dem Regen gewährt, der draußen in Strömen vom Himmel gießt. Auf den Galerien schaukeln sich die Zuschauer in ihren Hängematten. Für die Tänzer giebt es keine Pause, als höchstens um ihren Kaschiri zu trinken und ihre Zigarren anzuzünden, aber in aller Eile, denn die Zeit des Vergnügens ist kostbar und muß möglichst ausgenutzt werden. Nach dem Akomö folgen noch mehrere andre Tänze, und wenn man alle durchgetanzt hat, fängt man wieder von vorn an. Allmählich mischen sich auch die Frauen in die Reihen, aber ohne Kostüme. Gewöhnlich stehen die Tänzer im Kreise, aber der Kreis wird oft aufgelöst; es werden Ellipsen und Bruchstücke von Hyperbeln gebildet und wieder aufgelöst, dann aufs neue ein Kreis geschlossen, bis endlich vor Sonnenaufgang sich alles in den indianischen Gänsemarsch auflöst und langsam im Walde verschwindet.

Mit den Lebensmitteln war es in Pitilipu während der Regenzeit manchmal schlecht bestellt. Oft genug mußten die Reisenden, wenn es zu Hause nichts mehr zu essen gab, mit einem Stück Kassawe in der Hand in die Wälder gehen, um sich von Ameisen zu nähren, welche für den Indianer in den Zeiten der Not oft die einzige Rettung sind. Im März fängt auch die Frucht des Kakao zu reifen an, welcher in den Wäldern Obergnayanas von 200 m Höhe an sehr gemein ist. Im Becken des Itany findet er sich kaum, in dem des Maroni kommt er schon reichlich vor, und am Oberlaufe des Camopi und in den Tumuc-Humac des Oyapok tritt er gruppenweise auf.

Coudreau giebt uns die Speisekarte seiner Tagesmahlzeiten, die mit geringem Wechsel sich täglich wiederholte und merkwürdig genug ist, um hier aufgeführt zu werden. Tisch: ein Reisekoffer; Sessel: Cololos; Besteck: eine Schüssel, ein Teller, ein Coui, ein Messer, zwei Löffel. — 6 Uhr morgens: Coutos (kleine Kröten), Pimentsuppe, Kassawe. — Mittag: rohe Oroyes (Früchte des Elefantenläusebaumes oder Acajn), Kassawe. — 2 Uhr: gekochte Oroyes, Kassawe. — 6 Uhr abends: Kerne von Schouari (einer Mandelart), Komu, Honig, Kassawe. — Weine und Liqueurs: Wasser, Thee (verschimmelter), Kaffee. — Zigarren u. s. w.: verschimmelter Thee, grüne Tabakblätter, auf dem Herde geröstet.

Digitized by Google

Am 27. April 1888 trat Coudreau mit drei Kanots die Rückfahrt nach der Merreeküste an. Es ist kaum glaublich, daß ein Fluß von der Bedeutung des Marouini, der doch mindestens 250 km lang ist, noch bis in unsre Zeit fast völlig unbekannt war. Und doch hat Coudreau über ihn, wie über seinen Nebenfluß Schinalec, die ersten genaueren Nachrichten überbracht. Der Schinalec ist bis bei seiner Mündung in den Marouini 20 m breit, während dieser selbst etwa doppelt so viel mißt. Der Marouini bietet der Schiffahrt außer den Stromschnellen keinerlei Hindernisse; er strömt anfangs im Flachlande dahin, und seine Ufer sind weithin überschwemmt; aber nach und nach heben sich dieselben. Mit den ersten Stromschnellen fangen auch die Inselchen und felsigen Ufer an. Diese Stromschnellen befinden sich halbwegs zwischen Kutu und Iku tu; es sind vier große, von denen nur die beiden letzten gefährlich sind. Etwa zwei Stunden unterhalb derselben mündet auf der rechten Seite der Uanapi in den Marouini; er sieht fast wie ein Zwillingsfluß des letzteren aus; denn beide messen bei ihrem Zusammenfluß 80 m. In seinem Unterlaufe beschreibt der Marouini zahlreiche Windungen zwischen Gebirgen von 50 bis 150 m. Unterhalb des letzten und höchsten derselben, Atamfo genannt, erweitert sich der Fluß und unschließt Hunderte von kleinen Inselchen, die sich bis an die Stromschnellen erstrecken, über welche sich der Marouini in den Aua ergießt. Der letzte Teil der Fahrt nach St. Laurent führt durch bekannte Gegenden.

Aloqua Indianer.
Nach einer alten Gravierung.

Nach mehrmonatlicher Ruhe in Cayenne brach der Reisende im August 1888 zu einer neuen Expedition auf. Diesmal galt es, den östlichen Grenzfluß von Französisch-Guayana, den Tyapol, zu erforschen, ihn bis zu seinen Quellen zu verfolgen und in die östlichen Tumuc-Humac-Ketten einzudringen. Bei St. Georges begann die Flußschiffahrt. Dieser Ort war einstmals eine Verbrecherkolonie; aber wegen des ungesunden Klimas mußte dieselbe geräumt werden und Coudreau fand nur zwei Einwohner dort vor. Von St. Georges bis zu den ersten Stromschnellen, eine Entfernung von etwa zwei Stunden, fließt der Tyapok durch ziemlich hohes, hügeliges Gelände. Die Gegend ist bewölkert: die Einwohner sind entweder reine Indianer oder Mestizen oder Neger oder Mulatten; in der Regel sind sie aus allen Rassen zusammengewürfelt. Unsre Abbildung zeigt eine Negerin vom Tyapok, an der man auf den ersten Blick die unvermischte Rasse erkennt; die schöne Nika dagegen, die Tochter Melros, eines der indianischen Begleiter Coudreaus, ist offenbar ein Mischmpus; sie hat mindestens europäisches und indianisches Blut in ihren Adern.

Bevor man zu den ersten Stromschnellen kommt, nimmt der Tyapok von rechts einen großen Nebenfluß, den Pratnari, auf, der einen Lauf von etwa 100 km hat. Die Kataraktе, deren erster gleich oberhalb der kleinen Insel Caoseseoca sich befindet, werden durch eine Hügelkette von etwa 100 m Höhe erzeugt, welche parallel mit der Küste läuft. Von den Stromschnellen ist nur der Grand Roche-Fall wirklich bedeutend. Er ist viel gefährlicher und höher als der Hermina-Katarakt, welcher die Reihe der 87 Stromschnellen des Maroni eröffnet. Der Tyapok hat nicht weniger als 120. Vom Grand Roche-Fall bis zum Annontabo erstrecken sich zwei größere Gruppen von Kataraktен. Bei der ersten derselben finden sich die letzten Ansiedelungen der zivilisierten Indianer, Jean-Baptiste und Saint-Paul. Das Flußbett ist hier, wie gewöhnlich an größeren Stromschnellen, bedeutend erweitert und besäet mit zahllosen Inselchen. Die Ufer erheben sich beiderseits bis zu einer Höhe von 50 bis 150 m.

Etwas oberhalb Saint-Paul, das einst durch seine Kakaopflanzungen sehr berühmt war und auch jetzt nur auf einen neuen, kapitalfähigen Unternehmer wartet, findet sich auf dem rechten Ufer die Mündung des bedeutenden Anotec-Flusses, der neben dem Camopi der bedeutendste Zufluß des Tyapok ist. Beide haben eine Flußlänge von 200 bis 250 km. Der Anotec erscheint zwar an seiner Mündung weniger bedeutend; aber zwei Stunden stromaufwärts hat er einen starken Katarakt zu überwinden, und oberhalb desselben erweitert er sich beträchtlich und hat zahlreiche Inseln. Seine Ufer scheinen vollkommen unbewohnt zu sein.

Nicht weit von der Mündung des Camopi, zu dem man wieder über eine Reihe von Kataraktен gelangt, ist der Wirin-Fall und oberhalb desselben ein Indianerdorf an dem Bache Moqueha, d. h. der Schmutzige. Nach der Angabe der Indianer führt er seinen Namen daher, daß vor geraumer Zeit ein sehr schmutziger Indianer sich darin badete!

Nach einer weiteren Reihe von Fällen, deren größte durch das Tropuffinje-Gebirge gebildet werden, teilt der Tyapok sich in zwei ziemlich gleich große Arme, von denen der östliche Mutakuëre, der westliche Kesindiutu heißt. Letzterer ist bei weitem der längste; er empfängt von rechts einen Nebenfluß, den Uaatëu, der wiederum aus zwei Quellflüssen entsteht: der bedeutendere derselben ist der westliche, der Snanre; der östliche heißt Jrnaitec. Uaatëu und Snanre setzen die Hauptrichtung des Tyapok fort, und da sie fast ebenso lang wie der Kerindutu sind, so werden sie von den Tyampis als die wahren Quellflüsse des Tyapok angesehen.

Coudreau und seine Begleiter verfolgten zunächst den Lauf des Uaatëu und begaben sich dann nach dem Dorfe Maolee, welches am Ufersee gelegen ist und nebst dem 1 km entfernten Orte Akara mit zusammen neun Hütten die größte Ansiedelung im Lande der Tyampi ist. Der Reisende traf hier eine furchtbare Hungersnot an, wie sie in diesen Gegenden nur zu häufig vorkommen soll; die Leute waren teilweise zu Skeletten abgemagert, und Coudreau mußte deshalb möglichst bald weiter marschieren. Er brach nunmehr in die Tumuc Humac-Gebirge auf, die er von September 1888 bis Januar 1889 in einer ganzen Reihe von Kreuz- und Querzügen gründlich erforschte. Er fand dabei zu seiner Freude, daß die östlichen Tumuc-Humac viel leichter zugänglich sind, als die westlichen. Von Maolee-Akara aus unternahm er zunächst eine Besteigung des 450 m hohen Berges Teanau, dessen Gipfel ein prächtiges Panorama über alle umliegenden Höhenzüge darbietet. Auf einem weiteren Ausfluge durchstreifte er das Gebirge Tatuandewe,

Digitized by Google

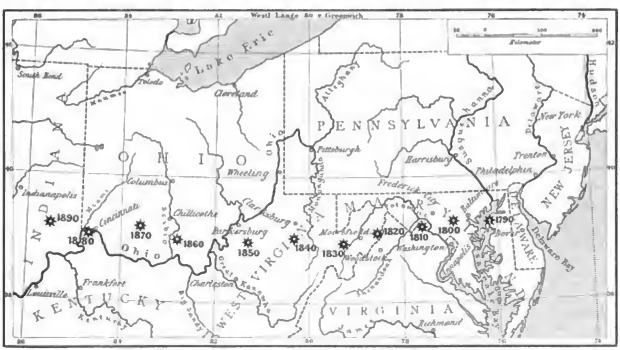
um sich dann über den kleinen Ort Maraka nach dem Dorfe Ilira zu begeben, welches drei Hütten zählt und auf der Wasserscheide zwischen Kerindiutu und Kuk, d. h. zwischen dem System des Dyapok und dem des Amazonenstromes, südlich vom Berge Tapiirangnannawe, gelegen ist. Von Ilira aus unternahm er mehrere Ausflüge in das Stromgebiet des Kuk und seiner Nachbarflüsse. Auf einem dieser Ausflüge verirrte er sich mit seinen Begleitern im Urwalde. Der Kompaß ist, wahrscheinlich durch große Massen von Eisenerzen in der Erde, von seiner Richtung abgeleitet und hat sie irre geführt. Am Abend lagern sie an einem kleinen Gießbach. Es ist eine dunkle, unheimliche Nacht. Vom Monde nichts zu sehen. Ein plötzlicher Windstoß erhebt sich, er facht das Feuer an und setzt fast die Hängematten in Brand. Dann wieder völlige Windstille. Man muß ein zweites Feuer anzünden; denn drohend funkelnde Tigeraugen bewegen sich um den Lagerplatz. Kaum hat Coudreau einige Minuten geschlafen, als plötzlich sein Begleiter Laveau erschrocken an seine Hängematte gesprungen kommt und ausruft: „Was haben Sie? Was haben Sie?“ Coudreau versichert, ihm fehle nichts, er habe fest geschlafen. „Hören Sie diese Stöhnen nicht? Ich dachte, es wären Sie!“ — „Ja, ich höre es jetzt. Es ist ohne Zweifel eine der Indianerinnen. Taschi (Schwester), was hast du?“ — Aber Tuiri, ein Indianer, erklärt mit unheimlich verkündendem Tone: „Das ist der Geist eines alten, verzauberten Aloqua. Schlimmes Vorzeichen!“ (Die berühmten Aloqua-Indianer wohnten im Quellgebiet des Camopi, wo sie im Jahre 1874 von Gillet und Béchamel besucht wurden. Ihre Reste bilden jedenfalls den Kern der kleinen Gruppen einander feindlicher Indianer, welche heute jene Gegenden bewohnen. Unsre Abbildung zeigt einen Aloqua mit seinem eigentümlichen Wangenschmucke, nach einer alten Gravierung.) — Am folgenden Morgen mußten sie einen Fluß von etwa 4 m Breite und 2 m Tiefe überschreiten. Coudreau, der auf einem Baumstamme hinübergehen will, rutscht aus und fällt ins Wasser. Tuiri, der weiß, daß er nicht schwimmen kann, stürzt ihm nach, um ihn vom Ertrinken zu retten; aber Coudreau hat bereits einen Baumast ergriffen und ist wohlbehalten ans andre Ufer gelangt. Doch wo ist Tuiri? Keine Antwort erfolgt. Plötzlich zeigen die beiden Indianerfrauen mit erstickten Schrei und angsterfüllten Augen auf eine große braune Spirale, die sich um etwas schlingt, das etwa wie eine menschliche Gestalt aussieht und stromabwärts treibt. „Araria! Araria!“ (eine Boa! eine Boa!) schreien die Indianerinnen. Alles Suchen ist vergebens. Ein Streifen gerötelten Wassers bestätigt ihre schauerliche Vermutung. Der brave Reisegenosse ist bei seinem Rettungsversuch einer großen Wasserschlange zum Opfer gefallen.

Nachdem Coudreau noch einen Abstecher nach Pilitipa, wo er im vorigen Jahre so lange Zeit weilte, gemacht, kehrte er Anfang Februar 1889 über den Oyapok nach Cayenne zurück. Der erste Teil seiner vierjährigen Forschungen war hiermit beendet, und am 21. März traf er mit seinem Gefährten Laveau zu kurzem Aufenthalt wohlbehalten in Frankreich ein.

Verschiebung des Bevölkerungszentrums der Vereinigten Staaten.

Die offizielle Bearbeitung der Ergebnisse der 11. amerikanischen Volkszählung vom 1. Juni 1890 liegt jetzt vor. Sie stammt aus der Feder des bekannten Statistikers der 10. und 11. Volkszählung, Mr. Henry Gannett, und liefert eine Reihe interessanter Thatsachen.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug am



Bevölkerungscentra der Vereinigten Staaten von 1790—1890.

1. Juni 1890 mit Ausschluß der Weißen im Indianerterritorium, der Indianer auf den Reservationen und der Eingebornen von Alaska (vgl. Globus, Bd. LXI, S. 143) 62622250. Die Größe ihres Zuwachses seit der ersten Zählung im Jahre 1790 von Dekade zu Dekade geht aus nachstehender Tafel deutlich hervor.

Digitized by Google

Jahr	Bevölkerung	Positive Zunahme	Zunahme in Proz.
1790	3 929 214	—	—
1800	5 308 483	1 379 269	35,10
1810	7 239 881	1 931 398	36,38
1820	9 633 822	2 393 941	33,06
1830	12 866 020	3 232 198	32,51
1840	17 069 453	4 203 433	33,52
1850	23 191 876	6 122 423	35,83
1860	31 443 321	8 251 445	35,11
1870	38 558 371	7 115 050	22,65
1880	50 155 783	11 597 412	30,08
1890	62 622 250	12 466 467	24,86

Die größte Zunahme der Bevölkerung haben in den letzten drei Dekaden die Staaten des Westens: Montana, Wyoming, Kolorado, Neu-Mexiko, Arizona, Utah, Nevada, Idaho, Washington, Oregon und Kalifornien aufzuweisen gehabt. Die Bevölkerung dieses Gebietes stieg von 1860 bis 1870 um 60,02 Proz.; in der nächsten Dekade um 78,46 Proz., und von 1880 bis 1890 um 71,27 Proz.

Das Bevölkerungszentrum der ganzen Union aber — und das ist vielleicht das interessanteste Ergebnis der letzten Zählung — ist im Laufe der letzten hundert Jahre dem 39. Breitengrade entlang regelmäßig nach Westen fortgeschritten. Im Jahre 1790 befand es sich 23 Miles östlich von Baltimore, und im Jahre 1890 war es 20 Miles östlich von Kolumbus im Staate Indiana, d. h. 505 Miles westlich von dem Punkte, wo es vor hundert Jahren lag. Die Abweichung des Zentrums vom 39. Breitengrade nach Norden und Süden ist nur eine äußerst geringfügige gewesen; selbst die größte Abweichung betrug nicht mehr als 19 Minuten, während das Fortschreiten sich über fast 9½ Längengrade erstreckte. Auch die Geschwindigkeit des Fortschrittes war eine ziemlich gleichmäßige; sie betrug im Mittel 50 Miles die Dekade und hat nur einmal die Höhe von 81 Miles erreicht, während sie anderseits nie unter 36 sank.

Die genaue Lage des Bevölkerungszentrums bei jeder Volkszählung ergiebt sich aus folgender Tabelle in Verbindung mit dem beigegebenen Übersichtskärtchen.

Jahr	Ungefähre Lage zu größeren Städten			Bewegungsrichtung im Laufe der vorhergehenden Dekade	
1790	23 Miles	O	von Baltimore, Maryland		—
1800	18 „	W	„ Baltimore, Maryland		41 Miles
1810	40 „	WW z. W	„ Washington, Kolumbia		38 „
1820	16 „	N	„ Woodstock, Virginia		50 „
1830	19 „	WSW	„ Moorefield, West-Virginia		39 „
1840	16 „	S	„ Clarksburg, West-Virginia		55 „
1850	23 „	SO	„ Parkersburg, West-Virginia		55 „
1860	20 „	S	„ Chillicothe, Ohio		81 „
1870	43 „	O z. N	„ Cincinnati, Ohio		42 „
1880	8 „	W z. S	„ Cincinnati, Ohio		58 „
1890	20 „	O	„ Kolumbus, Indiana		48 „
					505 Miles

Fünfzig niassische Sprichwörter[1]).

Von Missionar H. Sundermann. Moers a. Rh.

1. Zoelözoelö onogoi, so maele, so moeröi.

Es geht wie bei dem wechselseitigen Gange der onogoi[2]) im Flusse, diese gehen flußabwärts und jene flußaufwärts.

D. h.: Man soll mit einem andern nicht zu strenge verfahren, wenn man z. B. Forderungen an ihn hat, man möchte später selbst in die Lage des andern kommen.

2. Felai mbeweoe, tö moehede'ö.

Lecke deine Lippen ab und dann erst rede.

D. h.: Übereile dich nicht, bedenke, was du sagen willst, damit du dich nicht in Unannehmlichkeiten bringst.

3. Tuefotoefoi mbeweoe boeloe lato, na moehede'ö.

Bedecke deine Lippen mit Brennesselblättern, wenn du was zu sagen hast.

Die Bedeutung ist ähnlich, wie bei dem vorhergehenden Sprichwort, nur noch stärker ausgedrückt.

4. Be'ebe'e gi'ö dotoaoe sönaoe, na mofanö'ö.

Halte die Spitze deines Lanzenschaftes voraus, wenn du gehst, damit du fühlst, wenn etwas im Wege steht.

D. h. mit andern Worten: „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit."

5. Hoelö molö mbowo do'i, falawoelawoe manö.

Wie eine Flut von Blüten des To'i-Baumes, die in ungeheurer Menge herunterfallen.

Dies sagt man von einem, der viele Worte macht und nur darauf losfährt, etwa im Zorne, ohne eine Sache erst vernünftig zu besprechen.

6. Lö ahoeloe mbölödi, na lö wangörö.

Der Fanglspieß trifft nicht, wenn man ihn nicht erst hin- und herschiebt; damit also alle Reibung beseitigt werde.

Mit andern Worten: „Wer gut schmiert, der gut fährt."

7. Faoedoefaoedoe mbalö walölöwa sina, si ma'öma'öchö, ta'asi na faoedoe.

Probiere, eine Nähnadel auf die Spitze einer andern zu stellen, einen ganzen Tag lang, wir wollen sehen, ob sie stehe.

D. h.: Zwei Leute, die gleich schlau sind, können sich einander nicht betrügen, wenn sie es auch genug probieren.

8. Solaoe banio, ahono ba zalo'o tanö.

Es geht wie bei einem, der Kokosnüsse abmacht (an einem Abhange, den sie erst hinunterrollen), wenn sie auf flachen Boden kommen, bleiben sie liegen.

D. h.: Wenn im Anfange um eine Sache auch viel Lärm gemacht wird, schließlich kommt sie doch zurecht und zur Ruhe.

9. Fasindrosindro zi'e si lö ösi, si ma'öma'öchö, ta'asi na soeuindro.

Probiere, einen leeren Sack zum Stehen zu bringen, einen ganzen Tag lang, wir wollen sehen, ob er stehe.

D. h.: Mit einem leeren Magen und einem leeren Beutel ist nicht viel anzufangen.

[1]) Anmerkung des Verfassers. Ich bemerke, daß oe wie im Holländischen ist und wie das deutsche u gesprochen wird, und daß ö ein nasalisiertes o ist, ferner das s scharf, wie ß, und z weich, wie ein weiches s, gesprochen wird, und daß w lautet wie das englische w in Wales.

[2]) Eine Fischart.

Digitized by Google

10. Rigirigi nifalali ba danga.

Es ist wie ein Maiskolben, den man von einer Hand in die andere nimmt (nämlich, wenn man ihn geröstet hat, und er noch heiß ist, so daß man ihn nicht beständig in einer Hand halten kann).

D. h.: Wenn einer auf den Augenblick Geld hat, so soll er es geben, wenn ihn jemand darum bittet, später hat der andere vielleicht Gelegenheit, ihm wieder zu dienen.

11. Amalazita mbawandroehõ, ebolo foori, ebolo fõna.

Es ist ihm, wie wenn etwas in eine Thüre eingeklemmt ist; vor der Thür und hinter der Thür ist es dick und nur die eingeklemmte Stelle ist dünn.

D. h.: Nur jetzt, momentan, ist er in Not, früher ging es ihm besser und später wird es auch wieder besser gehen.

12. Hoelõ wandroe ndra'oegõ, õhagaini zi fõfõ mbatõ, ba noa sa ogõmigõmi tooe naröoe.

Du bist wie eine Lampe, du erhellst das entgegengesetzte Ende des Zimmers und unter dir laufen die Mäuse hin und her.

D. h.: Du siehst die Fehler anderer, und deine eigenen bemerkst du nicht.

14. Boeraboera si so boo'oe daroma ligoe.

Mein Wort ist, wie in einem Blaserohr von Bambu mit einem Knie (mit Scheidewand).

D. h.: Hört ihr auf mein Wort, so ist es gut, hört ihr aber nicht darauf, so laßt es bleiben (es kehrt gewissermaßen wieder zu dem Sprecher zurück).

15. Hoelõ wehalõwa lela, lõ ta'ila tatõlõ, ba lõ ta'ila tatoera'õ.

Es ist wie die Zunge im Munde, man kann sie weder hinunterschlucken, noch ausspucken.

D. h.: Sagt man es heraus, so ist es nicht gut, und behält man es bei sich, so ist es auch nicht gut.

16. Hoelõ wanabo mbaewa, itaboi i'o, ba ira'oe bawa.

Er macht es wie ein Aal, der die Beute mit dem Schwanze wegtreibt und mit dem Maul erhascht.

D. h.: Er ist schlau, was er scheinbar fahren läßt, das sucht er doch zu erreichen.

17. Hoelõ na latoenoe laosi ndra'oegõ, no mehaga.

Du bist wie ein gerösteter Zwerghirsch, dem sperren sich die Augen weit auf.

Dies sagt man z. B., wenn jemand einen nur anstarrt, ohne vielleicht auf eines Wortes zu hören.

18. Hoelõ mbela gafi manoe, abila na manoege, ba adõlõ na hoemombo.

Es geht damit, wie mit dem Flügel eines Huhnes, wenn das Huhn auf der Stange sitzt, ist er krumm, und wenn es fliegt, ist er gerade.

D. h.: Wenn man allein zu Hause ist, ist man sich uneinig und hat Streit, und vor den Leuten ist man einig.

19. Bõi esi'esi mbowo lawa, ambõ'ambõ danga, acha atõ ma'ae, ba ahatõ tooe.

Jammere nicht über bowo lawa (eine Baumfrucht), dein Arm ist zu kurz, um sie zu pflücken, sei zufrieden mit ma'ae (eine andere geringere Frucht), weil sie nahe bei der Erde ist.

D. h.: Gräme dich nicht über Dinge, die dir doch zu hoch sind und die du nicht erreichen kannst; begnüge dich mit geringeren, die du in erreichbarer Nähe hast. Man wird hierbei an unser: „die Trauben sind sauer“ erinnert.

20. Bõi singa ba wa'achõtõ, wa'alio aetoe.

Ziehe das Flechtmaterial nicht über das Messer (um es geschmeidig zu machen), wenn es eben aus der Sonne kommt (und also zu hart getrocknet ist), da es dann leicht brechen würde.

D. h.: Man soll niemandem Vorwürfe machen oder Zurechtweisungen erteilen, wenn er aufgeregt oder im Zorne ist, da man damit die Sache leicht verderben könnte, sondern man soll warten, bis der Betreffende sich wieder beruhigt hat.

21. Ha sara mboe, ba ha samboea limi, ba oi isadoechai zoja sibai.

Nur ein Haar und nur ein Reiskorn mit der Schale (im Essen), und es kann das ganze Essen verderben.

D. h.: „Kleine Ursachen, große Wirkungen.“

22. Sofanõ ba gawoe, sofanõ baene, tafaoma fabaloe lahe.

Es sei, wie wenn man auf dem Sande geht, oder am Seestrande, da vertritt man sich einander die Fußspuren.

D. h.: Man soll sich gegenseitig behilflich sein und einander beistehen.

23. Nifondra'oe zigelo zõcha, nitoejoe hõrõ sombõ.

Man muß es machen, wie ein Mutterwildschwein, welches nach dem Zipfel des Lendentuches greift, wenn es jemanden anfällt.

D. h.: Man muß nur mit Überlegung und Mut vorgehen, um auch einen vielleicht stärkeren Gegner zu überwinden.

24. Nifemangamanga mao, nibene zinga.

Man muß es machen wie die Katze beim Fressen, die erst am Rande ableckt.

D. h.: „Man soll nicht mit der Thür ins Haus fallen.“

25. Hoelõ la'anagoe'õ walõlõwa si lõ sinali, aefa'aefa moroi foeri.

Es ist, als ob man mit einer Nadel ohne Faden nähte, die gleitet nur immer wieder einfach durch.

D. h.: Man müht sich ab und erreicht doch nichts, man schöpft in ein Faß ohne Boden.

26. Hoelõ na la'ewa'ewa nidanõ, ifoeli fahalõ.

Es ist, als ob man mit dem Messer das Wasser spalten wollte, wobei das Wasser doch immer wieder zusammenfließt.

D. h.: Wenn Brüder auch uneins werden, so finden sie sich doch wieder zusammen.

27. Aechoe si'aikõ tooe ba zalõ galifa, ba ni'anaba'õ bawa.

Sobald der Tausendfuß von der Decke herunterfällt, soll man ihm den Hals abschneiden.

D. h.: Man soll ein Ärgernis schnell aus dem Wege schaffen.

28. Nifemangamanga barita ndrawa, samboea ofetoe, samboea anã.

Man muß es machen, wie es beim Essen von malaiischen Bohnen geht, die eine ist hart und die andere ist zähe.

D. h.: Man muß die nötige Strenge mit der nötigen Nachsicht verbinden, resp. bald strenge und bald nachsichtig sein.

29. La'ala'a acho itõrõ dawia bawa mbalatoe.

Wo der Strick mit Kohle gemacht ist, da schneidet man nachher durch.

D. h.: „Wer A gesagt hat, der muß auch B sagen“ oder „Es ist so verschnitten und muß nun auch so vernäht werden.“

30. Boea zirajaraja ba ziliwi nali, nifaosafaosa.

Es geht damit, wie mit den Körnern des sirajaraja (eine Grasart) bei den Reisvögeln; sie werden verteilt.

D. h.: Wenn auch nur wenig vorhanden ist, wenn es aber verteilt wird, so bekommt doch jeder etwas.

31. Si mondri ba hele, nifalalilali.

Digitized by Google

Wie die Badenden unter einem Sturzbad, es geht der Reihe nach.

D. h.: „Heute mir und morgen dir."

32. Agehagehe ni'osö, aro na nitooe'ö manö.

Das Genagelte kann wackeln und das, was nur so hingelegt ist, kann fester sein.

D. h.: An dem Genagelten zerrt ein jeder und das, was nur so hingelegt ist, läßt man eher ruhig liegen; darum ist es am besten, wenn man von einer Sache nicht allzu viel Wesen macht.

33. Samoesoe talö, tofano zatachi ba aro zodo'ö.

Wie wenn einer gekochte Kalabknollen zerstampft, die wässerigen spritzen umher und die mehligen bleiben.

Z. B. bei einer Schlägerei: Die Feigen laufen davon und die Dreisten halten stand; oder auch: Wer was im Beutel hat, der thut mit.

34. Mao sa zoloe'a, ba labözi hoeloe nasoe.

Die Katze ist die Näscherin und man schlägt auf den Rücken des Hundes.

D. h.: Der Unschuldige leidet für den Schuldigen.

35. Sanoesoeli ba zolotoe, gofoe zi fachamö ba noewoe doeroe, i'a zaliwaliwa ba ono geoe zahonohono.

Wie ein Fischer im Trüben, er erfaßt, was ihm nur immer unter die Finger kommt, aber Fische bewegen sich und Hölzchen verhalten sich ruhig.

D. h.: Man soll zu erreichen suchen, was nur immer erreichbar ist, aber nicht nehmen, was keinen Wert hat.

36. Soga'aga'a sa niha, ifa'amöi tanö chönia.

Wer sich kratzt, der kratzt in der Richtung auf sich (auf seinen Körper).

D. h. etwa: „Jeder ist sich selbst der Nächste", er sorgt für sich.

37. Hoelö zole baewali, meziwa telögoe, ba meziwa terigawa göi.

Gleichwie eine Kokosnußschale auf dem Hofe; wenn sie auch neunmal [1]) umgestülpt wird, so wird sie auch neunmal wieder aufgestellt.

Z. B.: Wenn etwas hin- und hergeht: der Vater war reich, der Sohn aber arm und der Enkel wieder reich; oder auch ein und derselbe ist zuzeiten reich und zuzeiten arm.

38. Fa'alaoe mbaloegoe Nifabea, fa'alaoenia wofanönia.

Es geht damit, wie mit dem Fallen des Häuptlings Nifabea, durch seinen Fall kam er ein Stück vorwärts.

Z. B.: Wenn bei einem Verlust auch noch wieder ein Vorteil, resp. bei einem Unglück auch wieder ein Glück ist, oder wenn einer etwas giebt, was eigentlich nicht als Schuldabtragung angesehen werden sollte und was dann doch dafür genommen wird.

39. Hoelö laoeroe Ziwoee; tefaoedoe lö'ö, ba i'anoe'a'ö mbawa ba tefaoedoe ja'ia, ba i'anoe'a'ö dojo.

Es geht damit wie mit dem Scheffel der Siwoee, wenn sie etwas zu bekommen hatte, dann maß sie hinein und wenn sie etwas zu geben hatte, dann füllte sie den Scheffel um und maß auf dem Boden desselben.

Z. B.: Wenn einer nur auf seinen Nutzen bedacht ist und sich um den Verlust des andern nicht kümmert.

40. Hoelö lölölölö ba zi bongi, itaria moehaga.

Wie ein Leuchtkäfer in der Nacht, der von Zeit zu Zeit leuchtet.

Z. B.: Bisweilen sagt man von einem Manne, er sei arm und besitze nichts und dann zeigt sich von Zeit zu Zeit doch wieder, daß noch was vorhanden ist.

41. Hoelö zolohi boroë; faoma fadamboedamboe ira, he nigobi, ba he solobi.

[1]) Die Neunzahl ist eigentlich die Vollzahl bei den Riaffern.

Wie wenn einer einen Leguan verfolgt; sie werden beide voll Schmutz, sowohl der Gejagte, als auch der Jäger.

D. h. ungefähr: „Wer Pech angreift, besudelt sich."

42. Ila „hoa," ba lawa'ö „noa"; ba „hoea," ba lawa'ö „toea."

Es wurde nur „hoa" (der Name eines Vogels) gesagt, und man verstand schon „noa" (d. h. es ist fertig, es ist geschehen), oder auch: es ist genug, und es wurde nur „hoea" (Duft, Geruch) gesagt und man verstand schon „toea" (Großvater, oder Herr).

D. h. auch: „Kleine Ursachen, große Wirkungen."

43. Böi toeo mböhö falölöwa sina.

Stich einen Hirsch nicht mit einer Nähnadel.

D. h.: Laß es nicht am nötigen Ernste und Nachdrucke in einer Sache fehlen.

44. Böi sömö liza ba monö.

Du sollst keine Läuse (Nisse) auf spanisches Rohr aufreihen.

D. h.: Du sollst eine Sache nicht unnatürlich aufbauschen und übertreiben.

45. Aboto mbalari, si mendroea la'ewa.

Wenn man zweimal in ein balari (eine Rohrart) hackt, dann spaltet es, d. h. es muß mit einem Hieb durchhauen werden.

D. h.: Man soll eine Sache mit einem Male abmachen und sie nicht wieder aufwärmen.

46. Sigelo naröndeoe'ö, i'edogi manö hoeloe.

Wie ein Schwein unter dem Hause, wenn Reis gestampft wird, es läßt sich die Kleie geduldig auf den Rücken schütten und schüttelt sich wieder ab.

D. h.: Es soll man sich auch einen breiten Rücken anschaffen, damit man allerlei tragen könne, ohne sich zu grämen.

47. Idanö mbanio [nadoe], lö'ö langoelangoe lö'ö göi ololoe ba lö'ö göi ta'oenö.

Wie das Wasser in einer Kokosnuß, es sind darin keine Giftstoffe und es ist weder trübe noch schmutzig.

Dies wird von einer rechtlichen und redlichen Person gesagt.

48. Owöra wache, si daroea momböi.

Der Reis wird verdorben, wenn er von zwei Köchen gekocht wird.

D. h.: „Viele Köche verderben den Brei."

49. Hoelö wemondri mazaoewoe, ba igoele'ö.

Wie das Baden einer Libelle, sie streift nur eben über das Wasser.

Z. B.: Wenn einer nur eben an einer Sache nippt.

50. Hoelö wunöndo mbawi Laloe, nihoendragö da'io, ba ihoendragö ahe.

Wie der Gang eines Schweines der Ono Laloe (ein Volksstamm), in die Spur des Vorderfußes tritt es auch mit dem Hinterfuße.

D. h. ungefähr: „Mit dem Maß, damit ihr messet, wird auch auch gemessen werden."

O. Warburg über die Vegetationsverhältnisse von Neu-Guinea.

Seit die Teilung Neu-Guineas unter Deutsche, Niederländer und Briten erfolgt ist, wächst die Kunde dieser größten Insel in erfreulicher Weise, wiewohl wir über den eigentlichen Kern derselben noch sehr dürftig unterrichtet sind. Auch die Pflanzenkunde ist durch verschiedene Forscher (Hollrung, Hellwig, v. Albertis, F. von Mueller, Sir W. Mac Gregor, Teusmann, Naumann) neuerdings gefördert worden, denen der um die Pflanzengeographie Ostasiens vielfach verdiente Dr. O. Warburg aus Hamburg sich neuerdings anschließt. In der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Verhandlungen

Digitized by Google

derselben, 1892, S. 130) hat er einen Überblick über unsre Kenntnis der Vegetationsverhältnisse Neu-Guineas gegeben, dem das Folgende auszugsweise entnommen ist.

Wir kennen von Neu-Guinea jetzt schon über 2000 höhere Pflanzen, von denen über die Hälfte im deutschen Teil aufgefunden wurde, und doch ist dies erst ein kleiner Teil der vorhandenen Arten. Die Insel hat eine solche Fülle von wichtigen und hervorragenden neuen Typen geliefert, daß sie in bezug auf ihr Pflanzenkleid zu den schönsten und interessantesten Gegenden der Erde gerechnet werden muß. Die ganze Insel, die höchsten Bergkuppen vielleicht ausgeschlossen, stellt ein Gebiet von mäßiger bis sehr hoher Feuchtigkeit dar. Finschhafen, welches zu den regenreicheren Orten gehört, zeigt einen jährlichen Regenfall von 1900 bis 4000 mm. Mit den klimatischen Verhältnissen steht die Pflanzendecke in völliger Übereinstimmung: Neu-Guinea ist ein großartiges tropisches Waldgebiet; der bei weitem größere Teil der bekannten Pflanzen gehört dem echten tropischen Walde an, es sind dies die ursprünglichen Pflanzen der Insel, fast alle Elemente der andern Vegetationsformationen erscheinen eingewandert.

Die Pflanzen der Küstenformation werden durch die im Malaiischen Archipel gleichfalls vertretenen Mangrowen charakterisiert. Die Formation des sekundären Buschwaldes entsteht durch das Verwildern der Plantagen oder nach Waldbränden, sie zeigt meist auch im Malaiischen Archipel und Australien vorkommende Arten. Die dritte Formation sind die Grasflächen, Allang-Allang-Flächen nach der malaiischen Bezeichnung eines der Hauptgräser genannt; sie sind häufig an der Küste in der Nähe der Dörfer und entstehen aus altem Kulturland oder abgebranntem Walde und sind kaum ursprünglich vorhanden. Gegenüber Australien, nur durch die Torresstraße getrennt, ist am Fly river die Region der Savannen mit Eucalyptus, Acacia, Myrtaceen und Proteaceen vertreten; aber nur hier hat sich australische Flora, die Torresstraße überschreitend, angesiedelt, während sonst die australische Flora ein Fremdling auf Neu-Guinea ist.

Diese Vegetationsformationen sind alle nur nebensächlich: typisch für Neu-Guinea ist der primäre Wald, der Urwald, über dessen Zusammensetzung einige kennzeichnende Einzelheiten von Warburg mitgeteilt werden. Palmen sind reich vertreten und fast jede Gegend zeichnet sich durch endemische Arten aus, Neu-Guinea ist eine der palmenreichsten Gegenden der Erde. Die Hauptmasse der Wälder besteht aber aus einer ungeheuren, bunt durcheinander stehenden Menge verschiedenartiger Laubhölzer, darunter nicht wenige mit eßbaren Früchten, viele mit festem, brauchbarem Holz, andere mit Früchten und Rinden, die als Gewürze oder Heilmittel dienen. Eisenholz, Rotholz, Ebenholz, Cedrelen- oder Zigarrenkistenholz, Damarbäume und Araukarien in den Berggegenden sind reich vertreten, Sandelholz wurde noch nicht gefunden. Von Rinden führt Niederländisch-Neu-Guinea jährlich für 50000 Mark der aromatischen Massoirinde aus. Faserrinden und Faserpflanzen giebt es genügend. Die wilde Muskatnuß ist häufig und bildet einen steigenden Ausfuhrartikel, von dem schon vor zwanzig Jahren aus dem niederländischen Gebiete für 170000 Mark ausgeführt wurden; in Kaiser-Wilhelmsland ist eine brauchbare Muskatnuß noch nicht entdeckt worden. Kautschukpflanzen sind in Menge vorhanden. Was die Kulturpflanzen betrifft, so werden die meisten tropischen Gewächse in den Plantagen gebaut.

Anders in den hohen Gebirgen, wo die tropischen Regen aufhören. Die Bäume werden kleiner, Moospolster und Bartflechten treten auf, Farne bedecken den Boden, die Schlingpflanzen schwinden, Lauraceen und Myrtaceen bilden Hauptbestandteile des Waldes, herrliche rote und gelbe Rhododendronbüsche decken die Abhänge, dazu Heidelbeere und neben Zimtarten gedeihen Weidenröschen und Kompositen, die unten selten sind. Bäume aus fast vorweltlichen Nadelholzgeschlechtern (Libocedrus und Phyllocladus) treten hier beinahe waldbildend auf, und noch höher, über 3600 m, wird die Vegetation strauchartig, Rhododendron, Grasarten, Veronica, Gentiana, Potentilla, Hypericum, Myosotis erinnern an unsere Wiesen und Mattenvegetation, kurzum, das Pflanzenkleid auf diesen Höhen ist ebenso grundverschieden von den Gegenden der Ebene, daß man sich in eine andere Welt versetzt glaubt.

Ziehen sich die hohen Gebirge wirklich quer durch die ganze Insel, was wir noch nicht wissen, so verstehen wir auch, warum die Vegetation der beiden Küsten eine so verschiedenartige ist; denn eine so breite und hohe und zweifellos auch alte Gebirgskette, wie die von Neu-Guinea, muß notwendigerweise schärfer trennen, als ein ebenso breiter Meeresarm. Das Alter der Insel muß ein sehr hohes sein, dafür spricht die sehr große Anzahl der einheimischen Arten und Gattungen, der Endemismen. Warburg hat gezeigt, daß Neu-Guinea mindestens 50 endemische Gattungen besitzt, eine Zahl, welche die Endemismen aller Inseln, ausgenommen Neu-Kaledonien und Madagaskar, übertrifft.

Die Entwickelung Kameruns im Jahre 1891

wird in einem amtlichen Berichte des Kanzlers Leist (Deutsches Kolonialblatt, April 1892) eingehend geschildert. Danach ist dieselbe als eine im allgemeinen günstige zu bezeichnen, wie aus dem nachstehenden Auszuge hervorgeht.

Unter der Bevölkerung befanden sich 166 Europäer, darunter 10 weibliche. Die Deutschen zählten 109 Köpfe, die Engländer 31. Die Zahl der Weißen hatte sich in jenem Jahre um 29 vermehrt. Statistische Angaben über die Eingeborenen lassen sich nicht machen, doch werden die Dualla am Kamerunflusse auf 20000, die Bakwiri am Kamerungebirge auf 25000, die Bamboko im Bezirk desselben auf 20000 Seelen geschätzt. Am meisten Weiße, nämlich 59, wohnen in Kamerun, das aus Bellbork, Akwadorf, Dibodorf, John Akwadorf, Mokolodorf, Josdorf und Hickory besteht und wo der Gouverneur und die Hauptfaktoreien ihren Sitz haben. In Viktoria leben 10, in Kribi 7 Weiße. Das Klima erforderte auch im Jahre 1891 viele Opfer an Menschenleben; 10 Europäer, welche im Schutzgebiete starben, sind namentlich der Malaria und Dysenterie erlegen.

Der Handel und die Produktion befinden sich im Aufschwunge. Palmöl und Palmkerne sind Haupterzeugnisse. Elefanten sind zahlreich im Schutzgebiete und die Elfenbeinausfuhr dauert an; Kautschuk wird viel gewonnen, das Ebenholz erzielt hohe Preise, der Kakao gedeiht gut und die Eingeborenen beginnen ihn bereits zu bauen, die Versuche mit Liberiakaffee sind geglückt und der Kaffeebau hat zweifellos eine große Zukunft. Bezüglich des Tabaks läßt sich noch nicht dasselbe sagen, aber Baumwolle wurde ohne Erfolg gebaut. Die Viehzucht gedeiht im Gebirge, wo schöne Rinder, Schafe, Schweine und Ziegen gezüchtet werden.

Die Gesamtausfuhr betrug 4400000 Mark, die Einfuhr 4200000. Abgelesen von Kriegsschiffen liefen 82 Handelsschiffe, fast nur Dampfer, ein, darunter 42 englische und 36 deutsche; der Rest französische und dänische.

Gut erschlossen ist Kamerun durch seine Wasserstraßen. Der Manjchotu, zum Rio del Rey gehörig, ist großen Handelsdampfern unmittelbar zugängig. Die schiffbare Länge des Mungo von Kamerun an ist 112 km. Der in Kamerun mündende Wuri ist schiffbar 65 km weit bis zu den Stromschnellen von Endokoto, für Dampfer jedoch nur zur Regenzeit. Der Dibambe (fälschlich Lungasi genannt) ist auch 65 km aufwärts schiffbar und der Sannaga 75 km bis zu dem Wasserfall von Ibia. An der Südgrenze bildet der Campo einen Verkehrsweg. Das Postwesen, mit Ämtern

Digitized by Google

in Viktoria und Kamerun, zeigt eine steigende Entwickelung; eingegangen waren 14 000 Briefe.

In der Verwaltung spielt die Bauthätigkeit eine große Rolle, zahlreiche Baulichkeiten entstanden und lippische Ziegelstreicher lehrten die Schwarzen Backsteine bereiten. Haupt der Verwaltung ist der Gouverneur in Kamerun, unter ihm steht der Bezirkskommissarius in Viktoria. Die Mitwirkung, welche den eingeborenen Duallas auf dem Gebiete der Rechtspflege eingeräumt wurde, hat sich als nutzbringend erwiesen. Im summarischen Verfahren wurden 618 Sachen abgehandelt: 42 Diebstähle, 11 Hausfriedensbrüche, 13 Körperverletzungen, 62 Prozesse hatten die Herausgabe von Weibern zum Gegenstande.

Vier Missionen sind im Schutzgebiete thätig: die Baptistenmission in Akwadorf, die Baseler Mission (acht weiße Missionare), die amerikanische, die katholische der Pallotiner (15 Missionare). Die Missionsschulen sind gut besucht. In Bell- und Deidodorf bestehen Regierungsschulen.

Die Gesamteinnahme betrug 402 000 Mark, darunter 339 000 Mk. an Zöllen, 24 000 Mk. an Lizenzgebühren u. s. w. Auch Gerichtsgebühren, Zollstrafen, Patentgebühren fehlen in Kamerun nicht.

Die Engländer am Njassasee.

London, April 1892. Die hier einlaufenden Nachrichten aus Hinterindien, West- und Ostafrika erzählen übereinstimmend von blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen; es geht in dieser Beziehung den Briten nicht besser als den Engländern, Deutschen und Portugiesen, welche alle ihre neuen Kolonieen oder Schutzgebiete erst erwerben mußten. Es ist dieses, wie die Kolonialgeschichte lehrt, zu keiner Zeit anders gewesen, und würde nach dem Rate der weisen Nörgler im deutschen Reichstage verfahren, dann gäbe es heute keine Vereinigte Staaten von Amerika u. s. w.

Die Berichte, welche teils an die Regierung, teils an die Missionsgesellschaften hier aus dem Njassaland einliefen, lassen die Niederlagen der Engländer weit schlimmer erscheinen, als dieses nach den ersten telegraphischen Mitteilungen der Fall zu sein schien. Und da die ganze Angelegenheit mit der Unterdrückung des Sklavenhandels im Zusammenhang steht, außerdem helle Streiflichter auf die Zustände im Njassalande wirft, so will ich das Wichtigste aus den neuen Berichten mitteilen.

Die Njassa-Gesellschaft besitzt auf dem See einen Dampfer „Domira", welcher im Dezember 1891 am Südwestufer anlief und hier erfuhr, daß ein Häuptling, Makanjila, einen großen Sklaventransport über den See bringen wolle. Nach dem Kapitän Maguire, welcher sich auf dem Dampfer befand, nach dem am Südende gelegenen Fort Johnston gesahren und dort von dem Regierungskommissär, H. H. Johnston, Auftrag erhalten, die Sache zu verhindern, begab er sich nach dem Südostufer, wo Makanjilas Sklavenboote aus Land gezogen lagen. Der Dampfer konnte nicht bis ans Ufer gelangen, es wurde daher ein Stahlboot ausgesetzt, in welchem Maguire mit einer Anzahl indischer Truppen ans Land ging und die dort liegenden Sklavenboote anzündete. In ungeheurer Anzahl, nach einem Missionsbericht waren es mindestens 2000, stürzten die gut bewaffneten Eingeborenen über Maguire her, der nur im Schwimmen sein Heil suchen konnte, aber noch ehe er den Dampfer erreichte, durch eine Kugel getroffen wurde und unterstank. Der Dampfer selbst geriet bei dem gleichzeitig eintretenden Sturm auf den Grund und wurde fortdauernd mit Erfolg von den Eingeborenen beschossen. Kapitän und Maschinist wurden verwundet; die Lage war eine äußerst gefährliche, so daß man Friedensverhandlungen anknüpfte und zwei Geißeln, den Arzt Dr. Boyce und den Ingenieur M'Ewan, ans Land schickte. Den Vertrag brechend, ermordeten die Eingeborenen die beiden Unglücklichen und der Dampfer, welcher am folgenden Tage (18. Dezember) loskam, mußte sich flüchten.

Das zweite Unglück betraf das obengenannte Fort Johnston selbst, das nur sehr klein angelegt ist, so daß ein Teil der Besatzung auswärts lagern mußte. Dies benutzten die durch die Störung des Sklavenhandels aufgebrachten Eingeborenen, überfielen nächtlicherweile das Fort, machten die außerhalb desselben lagernde Mannschaft nieder und erbeuteten dabei ein siebenpfündiges Geschütz. Infolge dieser beiden Niederlagen ist die Lage der Engländer eine recht gefährliche geworden. Der Regierungskommissär Johnston verfügt nur über 70 Mann indische Truppen, hat aber Rückhalt an den beiden Kanonenboten, welche auf dem Schiré kreuzen. Der Aufstand ist im Wachsen und für England stellt sich die Sache so, daß es entweder Njassaland (mit seinen vortrefflich gedeihenden Tabak-, Zucker- und Kaffeepflanzungen) aufgeben oder Verstärkungen dorthin senden und auf dem See Kanonenboote mit geringem Tiefgange stationieren muß.

H. Kepfold.

Aus allen Erdteilen.

— Der vorgeschichtliche Mensch, nachgewiesen in der Hermannshöhle im Harz (Globus, Bd. 59, S. 195), ist eine der neuesten anthropologischen Entdeckungen. Auf Veranlassung der Herren Kloos und Blasius wurden in diesem Frühjahr abermals Ausgrabungen in der Höhle gemacht und sind zunächst einige vorher noch nicht angerührte Teile der als „Bärenkirchhof" bezeichneten vorderen großen Höhlenlehm-Terrasse ausgegraben worden, in der Nähe derjenigen Stellen, wo früher fast nur Höhlenbärknochen, vermischt mit einigen Nagetierresten und einer Hirschhornspitze und später noch andere Hirschreste, sowie der Unterkiefer eines Höhlenlöwen sich gefunden hatten. Herr Museumsassistent Grabowsky, welcher die neuen Ausgrabungen beaufsichtigt, hat nun an der südlichen Felswand jenes Höhlenraumes, zum Teil in engen, nach Süden führenden Seitenspalten, zum Teil im Haupttraume in der Nähe derselben in den Höhlenlehmablagerungen neben den Resten des Höhlenbären und vermischt mit denselben zahlreiche Reste glacialer oder borealer Tierformen (Renntier, Schneehase, Schneehuhn u. s. w.) aufgefunden und zwischen diesen Knochen einen Feuersteinsplitter, welcher durchaus den Eindruck eines künstlich durch Menschenhand hergestellten Feuersteinmessers macht. Wenngleich nicht unmöglich ist, daß derartige Feuersteinsplitter auf natürlichem Wege entstehen, so ist doch die künstliche Mitwirkung vorgeschichtlicher Menschen bei dem Transporte jenes Steines in die Hermannshöhle schon aus dem Grunde mit großer Wahrscheinlichkeit oder mit Sicherheit anzunehmen, weil in den oberhalb Rübeland gelegenen Teilen des Bodethales, überhaupt in weitem Umkreise um Rübeland herum, Feuerstein nicht zu finden ist, so daß ein Transport durch Naturkräfte ausgeschlossen erscheint. — Es dürfte sich daher aus diesem Funde ergeben, daß spätestens gleichzeitig mit dem Renntier, Schneehuhn, Schneehasen u. s. w. Menschen im Bodethale bei Rübeland gelebt haben. — Eine Gleichalterigkeit des Menschen mit dem einer früheren Periode angehörenden Höhlenbären ist, obgleich unmittelbar neben dem Feuerstein-

Digitized by Google

splitter sich auch Bärenknochen gefunden haben, deshalb noch nicht anzunehmen, weil offenbar an dem sogenannten Bärenkirchhofe die Ablagerungen nicht an erster, sondern sozusagen an dritter Lagerstätte liegen, indem hier die ursprünglich an getrennten Stellen zu sehr verschiedenen Zeiten abgelagerten Knochen des älteren und des jüngeren Diluviums durch eine spätere Katastrophe nachträglich zusammengeschwemmt zu sein scheinen. (Das Feuersteinmesser, welches mir vorgelegen hat, ist ein unzweifelhaftes Kunstprodukt. Andree.)

— Der barbarische Gebrauch des Hakenschwingens ist in Indien infolge der dort herrschenden Hungersnot wieder in Aufnahme gekommen. Derselbe ist schon seit langer Zeit verboten, erwachte aber 1867 wieder, um jedoch sofort wieder unterdrückt zu werden. Jetzt hat die Regierung von Madras, trotzdem von seiten der Missionare Einspruch erhoben wurde, erklärt, sie thue nichts, um die Sache zu befördern, werde sie aber auch nicht verbieten. Am 21. Oktober vorigen Jahres ist diese Art fanatischer Buße vor Tausenden von Eingeborenen aufgeführt worden. Auf einem Wagen steht ein galgenartiger Pfahl und von diesem hängen Stricke mit scharfen eisernen Haken herab, welche ein Büßer sich tief in das Fleisch des Rückens einbohrt, so daß er nun an diesem Haken wie der Fisch an der Angel hängt und frei in der Luft umherschwingt. Durch diese blutige Buße wird die Gottheit der Cholera und der Blattern, welche auch Gewalt über den Regen hat, versöhnlich gestimmt. Ihr Name ist Mariamman; sie wird in Zusammenhang mit dem herrschenden Regenmangel und somit der Hungersnot gebracht. Zahlreiche Missionare predigten unterdessen über das barbarische dieses Brauches, von dem das hungernde Volk Erlösung hoffte.

— New Yorker Kolumbusfeier. An der Spitze dieser echt amerikanisch vorbereiteten Feier steht Delmore Etwell, dem sich eine spanische und italienische Gesellschaft angeschlossen haben.

Am 8. Oktober findet ein großer Umzug statt, worin der Fortschritt der Neuzeit dargestellt wird. Am 10. Oktober wird durch einen großartigen Umzug die Landung des Kolumbus dargestellt, ebenso geschichtliche Auftritte aus dem Leben desselben, und die Enthüllung des Denkmals des Kolumbus im Zentral-Park. Am Abend des 10. Oktober beginnt und dauert bis zum Abend des 11. an ein Aufzug nach Chicago, welcher aus zehn Zügen bestehen wird, welche in einem Zwischenraume von je zehn Minuten abgelassen werden. Am 12. Oktober findet in Chicago in dem Gebäude für freie Künste und Fabrikaten, welches 70000 Personen fassen kann, eine Einweihungsfeierlichkeit statt. Am 24. November findet ein großes Bankett der nationalen und Staatskommissäre zu Ehren der Vollendung der Vorbereitungen zur Ausstellung und der 41 Vertreter der in New York lebenden ausländischen Regierungen statt. Am 25. November wird im Madison Square-Garten ein großes Musikfest abgehalten, dessen Schluß der „Triumph des Kolumbus“ von S. Pratt bildet, wobei 5000 Sänger mitwirken werden.

Dr. Steffens.

— Foas Reise im Norden des Sambesi. In dem Gebiete, wo die Abgrenzung zwischen Portugal und England zwischen dem Nyassasee und Sambesi noch näherer Bestimmung bedarf, ist ein französischer Reisender, E. Foa, jetzt thätig gewesen. Es ist ein ziemlich unbekannter Fleck Innerafrikas, dem von Osten her A. Sharpe im Jahre 1889 am nächsten gekommen ist, bis zu einem Häuptling Namens Undi (Proc. 1890, p. 150). Er verlegt Undi unter 32° östl. L. v. Gr. Aus diesem selben Undi schreibt nun Foa an die Pariser Geographische Gesellschaft (Comptes rendus, 1892, Nr. 6), doch giebt er dessen Lage zu 33° 7′ 35″ östl. L. v. Gr. und 15° 20′ südl. Br. an. Er hatte eine in geographischer und ethnographischer Beziehung wichtige Reise durch unbekannte Landschaften zwischen 31° und 33° östl. L. beinahe vollendet und die Länder der Atschekundas und Azimbas durchzogen und wollte zu den Agoas reisen. Nur ein Europäer, ein Engländer, sei vor zwei Jahren bis zu den Atschekundas gelangt. Die Eingeborenen leben dort noch von aller Zivilisation fern im urtümlichsten Zustande und wollen weder von Europäern noch fremden Schwarzen etwas wissen, sie kleiden sich in Felle und benutzen Baumwollstreifen als Münze; Bogen, Pfeil, Lanze, und in den nördlicheren Gegenden Schilde, sind ihre Waffen. In den Haaren tragen sie Federn. Raub, Diebstahl und Todschlag sind an der Tagesordnung; fortwährend sind die Nachbaren im Kriege miteinander, so daß die Felder nicht bestellt werden können und oft Hungersnot herrscht. Dann leben sie von Wurzeln, und Foa war einmal einen Monat lang auf getrocknetes Nilpferdfleisch angewiesen. Undi, von wo Foas Brief vom 1. November 1891 geschrieben ist, liegt in 650 m in bergiger Gegend. Weiter nördlich wohnen noch Menschenfresser. Das Land ist schön, mit Bergen, Thälern und Schluchten, dabei gesund. Sümpfe giebt es dort nicht. Die Elefanten und Löwen sind noch zahlreich. Die großen Flüsse schwellen in der Regenzeit und machen dann den Verkehr unmöglich. Foa hatte 140 Träger und beabsichtigte sich nach Blantyre in den Schirébehörden, der englischen Missionsstation, südlich vom Nyassasee zu begeben.

— Die deutsche Forschungsexpedition nach Westgrönland unter Dr. Erich von Drygalski (vergl. Globus, Bd. 60, S. 288) ist am 1. Mai mit dem Fahrzeuge „Perus“ der grönländischen Handelsgesellschaft von Kopenhagen abgesegelt. Begleitet ist Dr. v. Drygalski von dem Meteorologen Dr. H. Stade und dem Zoologen Dr. E. Vanhöffen. Als nächstes Ziel ist der Umanakfjord ausersehen; die Rückkehr soll im Herbste 1893 erfolgen.

— Ein Regenatlas der Insel Jamaika ist vom Institute of Jamaica in Kingstone veröffentlicht worden. Derselbe enthält dreizehn Karten, eine für jeden Monat und eine Karte der jährlichen Durchschnittsregenmenge nebst erläuterndem Texte. Die Karten sind basiert auf die Beobachtungen von 153 Stationen während der Jahre 1870 bis 1889. Im Nordosten der Insel herrscht der stärkste Regenfall, dann kommt die westliche Mitte, darauf der Norden und endlich der Süden mit der geringsten Niederschlagsmenge. Die Verteilung schwankt zwischen 30 und 35 Zoll, an einigen Stellen bis über 100 Zoll Niederschlag im Nordosten. Der größte Regenfall ist im Oktober, der geringste im Februar.

— Pieter Harmen Witkamp, niederländischer Geograph, starb im siebzigsten Lebensjahre am 8. Januar 1892 zu Amsterdam, wo er Lehrer und Bibliothekar des Instituts Natura artis magistra war. Gelobt wird sein Aardrijkskundig Wordenboek van Nederland, weit verbreitet waren seine billigen Schulkarten. Er gab auch physikalisch-statistische Karten der Niederlande heraus. (Lebensbeschreibung von J. Kuyper in Tijdschr. Aardrijkskundig Genootschap, 1892, Nr. 2.)

— Der französische Reisende Kapitän Ménard, welcher im Auftrage des Ministeriums, ausgehend von Bassam an der Guineaküste, die durch Binger bekannt gewordenen Landschaften im Süden des Niger, bei Kong, und von da bis zum Senegal erforschen sollte, ist den Truppen des Herrschers Samory in die Hände gefallen und ermordet worden. In

Digitized by Google

einem vom 7. Dezember 1891 aus Sakahla (Landschaft Worodugu) datierten Briefe an den Unterstaatssekretär Etienne berichtete Ménard, er sei in Kong sehr gut aufgenommen worden und habe dann das Land Tagonano, das sehr reich und gut bebaut ist, durchzogen. Er schloß hier Verträge, hatte aber das Unglück, seinen arabischen Dolmetsch durch den Tod zu verlieren. Erst in Sakahla erfuhr Ménard, daß Frankreich mit dem König Samory auf Kriegsfuß stehe, und mußte sich nun entschließen, dessen sich weithin nach Süden erstreckende Staaten zu meiden; aber ganz scheint dies nicht möglich gewesen zu sein, denn er betrat das etwa 120 km west-südwestlich von Sakahla gelegene Dorf Seguela, welches Samory gehörte, und wurde dort angegriffen und mit fünf Tirailleurs getötet. Ähnliches hatte schon der Leutnant Marchand gemeldet, der ausgezogen war, um die Mission Ménard aufzusuchen und ihr Hilfe zu bringen. Am 22. Februar schrieb dieser in einem Briefe aus Kuntiene, südlich von Time, er habe Kunde erhalten, daß Ménard am 4. Februar in Seguela getötet worden sei. Mittlerweile sind die Überlebenden der Mission Ménard in Bamnako angelangt, ohne mit der Mission Marchand unterwegs zusammenzutreffen.

— Der deutsche Einfluß in den Vereinigten Staaten lautet der Titel einer Abhandlung von Wolf von Schierbrand in der zu Chicago erscheinenden „National-Zeitung". Derselbe beginnt mit dem Bier, von dem jetzt schon 18 Millionen Barrels, zumeist von Deutschen, in der Union gebraut werden. Selbst in den kleinen Städtchen, mehr noch im Westen als im Osten, findet man jetzt ausgezeichnetes heimisches Bier, welches schon die Yankees zum „Kneipen" verführt und über die Temperenzler den Sieg erzwingt. Here — With my beer — I sit — While golden moments flit — hat ein Bostoner gedichtet! Selbst in rein englisch-amerikanischen Klubs wird oft nur Bier getrunken. Dieses, sagt Herr von Schierbrand, sei ein Zeichen teutonisch-zivilisatorischer Mission. — Täglich aber machten deutsche Sitten und Anschauungen sich mehr geltend, wozu die Reisen der Amerikaner nach Deutschland, die mehr und mehr in Aufnahme kommen, das Ihrige beitragen. Mit sehr verkehrten Ansichten gehen die meisten nach Europa und mit viel freisinnigeren kehren sie zurück. Geradezu riesige Fortschritte macht die Eroberung der deutschen Sprache bei den Amerikanern; besonders sei das in Chicago der Fall. „Die Zahl solcher amerikanischer Schüler, die Unterricht im Deutschen nehmen, ist heute mehr als zehnmal so groß als vor 10 Jahren. Ein Freund von mir, der ein sehr tüchtiger Sprachlehrer ist, hat Amerikaner beiderlei Geschlechts zu Schülern, von denen einige schon 50 Jahre zählen. Viele lernen es nur zum Zweck, die Schätze der deutschen Litteratur selbst ausbeuten zu können. Gerade unter der Klasse von Amerikanern, die für die nächste Zukunft den geistigen Ton angeben werden, also unter den Schriftstellern, Journalisten und Dichtern, gewinnt das Deutsche mit jedem Jahre ganz ungeheuer an begeisterten Verehrern und Vorkämpfern. Wer sich noch auf die noch gar nicht so lange hinter uns liegende Periode besinnen kann, wo das Deutsche vom Amerikaner überhaupt nicht für salonfähig gehalten wurde und die Erwähnung deutscher Litteratur und neuer Schriftwerke bestenfalls ein mitleidiges Achselzucken zur Folge hatte, kann den Umschwung am besten beurteilen."

In der Politik dagegen nehmen die Deutschen noch keineswegs die Stellung ein, welche ihrer Anzahl und Bedeutung entspricht. Dagegen liegen in bezug auf Weltanschauung und Denkweise die Dinge anders und hier dringen deutsche Ideen und Ueberzeugungen, namentlich auf kirchlichem und religiösem Gebiete, mehr und mehr durch. „Kurz, um den Schluß zu ziehen, wir Deutsch-Amerikaner dürfen schon heute mit berechtigtem Stolze sagen, daß wir den Geist des Amerikaners bedeutend umgemodelt, daß wir als geistige Hefe schon ganz bedeutende Resultate erzielt, und daß wir uns hier auch in geistiger und moralischer Beziehung schon ein zweites Haus zusammengezimmert haben, in dem es sich doch schon ganz leidlich wohnen läßt."

— Die Golderzeugung Transvaals im Jahre 1889. Nach dem ersten amtlichen Bericht der Witwatersrand Chamber of Mines betrug die Golderzeugung Transvaals im Jahre 1889 für Witwatersrand 27 780 000, De Kaap 2 650 000, Lydenburg 980 000, Klerksdorp und Potchefstroom 540 000, sonstige Distrikte 340 000, insgesamt also etwa 32 300 000 Mark. Die Goldausfuhr betrug 1888 18 123 000 Mark. In den ersten sieben Monaten des Jahres 1890 produzierten die Witwatersrand-Goldfelder 19 780 000 Mark gegen 15 640 000 Mark im gleichen Zeitraume des Vorjahres. Die Bevölkerung dieser Goldfelder wurde 1889 auf 25 000 Weiße und 15 000 Farbige geschätzt. Einfuhr und Zölle haben sich in Transvaal seit 1884 etwa verachtfacht. Die Zahl der Goldgesellschaften belief sich Ende 1888 auf 371 mit 146 133 000 Mark eingezahltem (429 460 000 Mark nominellem) Kapital gegen 247 im Jahre 1887 mit 265 600 000 Mark nominellem Kapital. (Neues Jahrb. für Mineralogie rc. 1891, I. S. 216. E. Cohen.)

— Die Negritos von Alabat. Über die Frage, ob die Luzon anliegende Insel Alabat von Negritos bewohnt wird oder nicht, ist viel gestritten worden. In dem Folklore filipino von Don Jsabelo de los Reyes (II, S. 130 u. ff.) finde ich eine Notiz, nach welcher dort eine Mischrasse von Tagalen und Negritos wohnt, welche bald Dumagat, bald Maritimos genannt werden. Sie haben vom Negrito den Hang zum Herumzigeunern und die Bedürfnislosigkeit. Alle sind mit Flechten oder andern Hautkrankheiten bedeckt, eine Folge ihrer großen Unreinlichkeit. Die spanische Regierung hat sie bewogen, ein Dorf zu gründen, namens Silangan, aber nur zweimal im Jahre finden sie sich dort ein, die übrige Zeit bringen sie in den Bergen zu, wo sie angeblich ein großes, allen gemeinsames Haus besitzen.

Mich interessiert der Name Dumagat, seine Anwendung auf die Alabat-Eingeborenen beweist aufs neue, daß es eine allgemeine Bezeichnung für Küstenbewohner ist. F. B.

— Das russische Eisenbahnnetz ist trotz großartiger und kühner Bauten in der Neuzeit doch noch sehr hinter den Eisenbahnen anderer Länder Europas zurück. Wohl hat man die sibirische Bahn in Angriff genommen und die 1500 km lange Bahn vom Kaspischen Meere bis nach Turkestan erbaut, aber es bleibt noch sehr viel zu thun übrig, wenn Rußland einigermaßen es den übrigen Staaten gleich thun will. Im Jahre 1840 wurde die erste 27 km lange Bahn in Rußland eröffnet; nur langsam schritt man vorwärts, so daß 1860 erst 1581 km fertig waren. Dann ging es, da die militärischen wie die Handelsgesichtspunkte maßgebend wurden, schneller, und 1870 hatte das Netz schon 11 178 km. Im folgenden Jahrzehnt verdoppelten sich die Bahnen, denn 1880 waren sie auf 23 857 km gestiegen und 1890 war die Zahl auf 31 000 km gewachsen, welche nur 43 Mill. Menschen beförderten. Was will das für ein so ungeheures Reich von 5 Mill. qkm (ohne Kaukasus und die asiatischen Besitzungen) sagen! Die Vereinigten Staaten mit einem Flächeninhalt von 9 Mill. qkm haben 270 000 km Eisenbahnen im Betrieb.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 20.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Der Riesentopf bei Überlingen.

Von Dr. Robert Sieger.

Bei Gelegenheit einer Umwanderung des Bodensees im Sommer 1891 stattete ich auch der sogenannten „Gletschermühl" bei Überlingen einen kurzen Besuch ab. Dieselbe sieht als örtliche Sehenswürdigkeit neben den „Heidenlöchern" und andern Höhlen in der Molasse in einigem Ansehen, ist aber meines Wissens in der Litteratur bisher lediglich erwähnt worden[1]). Es sei deshalb hier versucht, in wenigen Strichen ein Bild der Örtlichkeit und ihrer Umgebung zu entwerfen.

Das westliche Bodenseeland erscheint einer flüchtigen Betrachtung wie eine nahezu ebene Platte, die durch Verwerfungen und Einbrüche in eine Reihe einzelner Schollen zerschnitten wurde. Zwischen die einzelnen Arme des Sees, die gegen West und Nordwest hin gleich den Fingern einer gespreizten Hand auseinanderlaufen[2]), schieben sich langgedehnte Erhebungen ein, deren Rand zumeist steil abfällt, während die Oberfläche im großen ganzen eben oder in der Längsrichtung sanft geneigt erscheint. Diese Platten — deren anschaulichstes Beispiel wohl der „Bodanrücken" zwischen Tingelsdorf und Bodman mit seinen schönen Wäldern und dem reichen Kranze von Kapellen und Burgruinen darbietet — bestehen in ihrem Steilabfalle fast durchaus aus dem Sand und lebcrartigen Sandstein der Molasse; ihre Oberfläche hingegen ist fast ganz zugedeckt von Glacialablagerungen älterer und ältester Entstehung, Moränen, Nagelfluh und fluvioglacialen oder Schotter-Bildungen. Grundverschieden von diesen waldigen Tafelbergen, aber auch von den öden, teils versumpften, teils schotterigen Thalzügen in der Verlängerung der einzelnen Seearme erscheint jener Landschaftstypus, der sich überall dort vorfindet, wo es an Molasseplatten größerer Erhebung fehlt, wie im Südwesten der sogenannten Bodanhalbinsel, die den Zeller und Überlinger See trennt, im Süden vom Göhrenberg bei Markdorf oder im Norden von Lindau. Es ist dies die Landschaft der kleinen Hügel von der Gestalt einer Opfterlinse, die in dichten Scharen aneinander gedrängt unregelmäßig gestaltete kleine Sümpfe und Weiher zwischen sich einschließen. Neben der Regelmäßigkeit ihrer Gestalt zeichnen sich diese Hügel vor allem durch die Regelmäßigkeit ihrer Richtung aus, welche der muutmaßlichen Richtung der Eisbewegung in dieser Gegend entspricht. Sie stellen Ablagerungen unter dem Eise der jüngsten Vergletscherung dar.

An den Ufern des Überlinger Sees zwischen Bodman und Wallhausen auf der einen, zwischen Ludwigshafen und Überlingen auf der andern Seite fehlt ein derartiges wechselreiches Landschaftsbild: zu beiden Seiten des Sees steht man hier Steilwände der Molasse bis hart aus Ufer herantreten, welche menschliche Ansiedelungen am Rande des Wassers nur ausnahmsweise gestatten und sich die Anlage einer Uferstraße erst auf der Überlinger Seite und dort nur mühselig abringen ließen. Ihre waldbedeckte Höhe zu beiden Seiten des Sees erscheint dem Auge in gleichem Niveau, so daß sich dem Beschauer der Gedanke an eine Verwerfung in junger Zeit immer wieder aufdrängt. Es ist schwer, sich vorzustellen, daß das Eis, wenn es in der tiefen und engen Rinne des Sees einherfloß, über seine Ufer anschwoll und deren Höhe mit seinen Ablagerungen bedeckte, dabei die Steile des Randabfalles nicht durch Ablagerung und Erosion hätte mildern sollen. Am lebhaftesten erfaßt den Wanderer wohl diese Vorstellung an jener Stelle nahe bei Überlingen, wo unmittelbar über dem Steilrand der Molasse der zu besprechende Riesentopf den ebenen Boden des alten

[1]) Eine Notiz, Mitt. d. D. und Ö. Alpen-Vereins 1884, S. 276 (wiedergegeben bei Penck, Rheinglctscher, Jahresber. d. geogr. Gesellsch., München 1886, S. 13) besagt, daß die „vor kurzem entdeckte" Gletschermühle besucht wurde. Der gute Führer „Der Bodensee", Lindau, Stettner, 4. Aufl. (1887), S. 156 erwähnt sie ebenfalls bloß (vergl. S. 157).

[2]) Den beiden Armen des Zeller- oder Unterlees und dem überlinger See gesellt sich als Senke vermandter Art das ebenfalls von Endmoränen umkränzte Thal der Markdorf-Salemer Senke zu. Mit Schlatterer Zeller- und Unterlee scheiden zu wollen, ist mißlich, noch mißlicher aber, wie es, die Begrenzungslinie über die Reichenau nach der „Höri" zu ziehen. Die Insel Reichenau setzt sich in der Moräne der Mettnau fort und trennt lediglich die Fortsetzung der Radolfzeller Bucht von der Fortsetzung des „Markelfinger Winkels", der eventuell als fünfter Finger der Hand beigezählt werden mag.

Digitized by Google

Gletschers bloßlegt. Und in der That, wenn man denselben durch die Luftlinie über den See hinweg verlängert, so wird man das entgegengesetzte Ufer fast genau an der Stelle treffen, wo der Burghof oder der Wasserfall des Katharinenbachs den oberen Rand des dortigen Steilabfalles bezeichnen. Beide liegen etwa 55 bis 60 m über dem auf den badischen Karten zu 397 m Meereshöhe angenommenen Bodenseespiegel.

Allerdings ganz so einfach erscheinen die Verhältnisse nicht überall. Nicht bloß die Höhe jener Tafelberge der Molasse ist an verschiedenen Orten verschieden, sondern auch die Höhe des Niveaus, in welchem man über dem anstehenden Molasse bestehenden Kern die Auflagerung einer Diluvialdecke festzustellen vermag, wechselt an einem und demselben Berge merklich. So zeigt der südliche Teil des Bodenrückens nicht nur im allgemeinen ein langsames Ansteigen gegen Norden zu, sondern auch der Kontakt zwischen der Molasse und der sie überlagernden Moräne, den ich am Südende bei Dettingen in etwa 505 m antraf, wurde von unserer, unter Leitung A. Penck's stehender Gesamtexkursion bei Langenrain in etwa 580 m, bei Bodman ungefähr in 650 m gefunden. Am Nordrande desselben Rückens scheint allerdings wieder die Sohle der diluvialen Nagelfluh rasch zu sinken. Diesweilen fällt die Molasse stufenförmig in mehreren Steilabfällen gegen den See zu und es kann dann jede dieser Stufen von Diluvialgebilden bedeckt sein.

Der Steilabfall zwischen Überlingen und dem in der Luftlinie 5 km nordwestlich davon gelegenen Sipplingen erscheint dem Uferwanderer fast unterbrechungslos, aber seine Höhe wechselt erheblich. Bei Sipplingen ist der Steilrand nur etwa 10 m hoch, erst 1 km landein treffen wir einen zweiten sehr merklichen Abfall, den „Weiler“ und an demselben in etwa 520 bis 530 m den Kontakt zwischen Molasse und Grundmoräne. Oberhalb dieses Abfalles begegnet man zunächst einer sehr sanft ansteigenden Stufe, in der Tertiär in weit größerer Höhe ansteht und wieder von Quartär überlagert wird. Die Vorstufe am Fuße des „Weiler“ und seiner Fortsetzung verengt sich gegen Südosten zusehends und in der Nähe der Hödinger Süßenmühle finden wir 200 m vom See einen zusammenhängenden Abfall von über 100 m, oberhalb dessen das allmählich ansteigende Land Raum für das große Dorf Hödingen bietet. Dieser Randabfall nimmt jedoch weiterhin wieder an Höhe ab und die Platte in seinem Rücken wird von Gewässern zerschnitten und in mehrere kleinere Stücke geteilt, die den See bis Goldbach begleiteten, von wo ab der Steilrand wieder ganz unbedeutend wird.

Auf einem dieser abgeschnittenen Tafelberge, deren größte Höhe eben 450 m erreicht, verzeichnet die treffliche Karte von Baden in 1:25000 (Bl. 148 Überlingen), nahe dem Steilrande gegen den See zu, eine „Kiesgrube“ in der 450 m-Isohypse. Dieselbe ist in einer kleinen Hügelkuppe angelegt geworden, die durch die Ausbeutung der Grube zum größeren Teile abgetragen wurde. In dem anstehenden Teile, dessen Sohle dem Niveau der Umgebung entspricht, finden wir Molasse und alpines Material, das, wie es scheint, die Vertiefungen der ersteren ausfüllt. An der Nordwand stehen nebeneinander in demselben Niveau diese Molasse und eine ihrem Habitus nach als Moräne anzusehende Ablagerung mit unregelmäßig verteilten, meist eckigen und zum Teil recht großen Blöcken an.

Unter der Sohle der Grube senkt sich im südlichen Teile derselben nahe ihrem westlichen Rande die „Gletschermühle“ ein. Sie stellt einen richtigen Riesentopf dar, der in die Molasse eingedrechselt ist und einen Durchmesser von ein paar Metern besitzt. Leider ist nicht vollständig ausgeräumt und man kann die Form seines unteren Endes nicht wahrnehmen[1]). Als Schneuerstein liegt neben verschiedenem andern alpinen Material in dem Riesentopfe ein nicht vollkommen abgerundeter Verrucanoblock von nahezu 1 m³ Inhalt. Auch unter den andern größeren Blöcken der Grube fallen solche von Verrucano auf, so ein eckiges Stück in der Größe von fast 2 m³. Ferner bemerkte ich neben mehreren Molassestücken von zumeist eckigen Formen einen gut gerundeten pferdekopfgroßen Block von grünlichem Granit, wahrscheinlich Julier, der im Rheingletschergeröll häufig ist. Die kleineren Gerölle bestehen aus dem gewöhnlichen Material der Moränen und Schotter in der Umgebung, Urgebirgs- und Alpenkalk-, sowie Sandsteingerölle u. s. w. und sind zumeist tüchtig abgerollt. Die eckigen Formen der größeren dürften zum Teil auf nachträgliche mechanische Zerkleinerung zurückgehen.

Gekritzte Geschiebe oder Gletscherschrammen gelang es mir nicht zu finden. Trotzdem erscheint es mir nicht zweifelhaft, daß wir es hier nicht mit der Arbeit des fließenden Wassers allein, sondern mit der Thätigkeit von Eis und Wasser am Grunde eines Gletschers zu thun haben[2]). Ich halte die Ablagerung der Grube für echte Grundmoräne, nicht etwa für fluvioglaciale Schotter. Die Gründe liegen einerseits in ihrem Habitus, anderseits aber in der Beschaffenheit der Umgebung.

In geringer Entfernung von unserer „Kiesgrube“ finden sich nämlich an zwei Stellen Moränenablagerungen, welche eine starke Einwirkung des Gletschers auf die unterlagernde Molasse erkennen lassen. Es sind dies die etwa 500 m südöstlich im Norden der Straße Brünnensbach-Goldbach gelegene „Kiesgrube“ (Sohlenhöhe über 430 m) und der „Steinbruch“, den die Karte südwestlich von Hödingen gerade dort angiebt, wo der Steilabfall der Molasse seine größte Höhe erreicht (100 m) — etwa 700 m nordwestlich von der „Gletschermühle“ (Höhe etwa 500 m). Erstere ist durch ein in Molasse eingeschnittenes Thälchen von der Örtlichkeit des Riesentopfes getrennt, letztere hingegen befindet sich in ganz ähnlicher Lage, wie dieser, hart am Rande der nämlichen Platte. Wir finden an beiden Stellen echte Moräne mit schönen gekritzten Geschieben und größeren, zum Teil sehr großen Blöcken alpiner Herkunft; wir finden ferner hier wie dort über der Moräne eine Verwitterungsschicht, die bis 1 m erreicht und in der Goldbacher Grube in Einsackungen bis 2 m herabgeht — wir haben es also an beiden Stellen mit einer ziemlich alten Ablagerung zu thun, die sich mit den fast unverwitterten Moränenhügeln der jüngsten Vereisung nicht gleichsetzen läßt. Die Goldbacher Grube, die gegen 10 m mächtig ist, zeigt überwiegend Sand, dann Kies, die zum Teil unregelmäßig geschichtet sind, und enthält in ihren liegen Partieen außer vielen Molassegerollen auch Sandknollen und Sandbänke in größerer Zahl eingeschlossen. In einer solchen Einlagerung von scharfem, bläulichem Sand sind nach Aussage eines Arbeiters zahlreiche Haifischzähne gefunden worden, wie sie in der Meeresmolasse vorkommen. Spricht dies bereits für die Annahme, daß der Gletscher

[1]) Ob auch eine kleine mit alpinem Material verdeckte Bodeneinsenkung nebenan einer riesentopfartigen Bildung zuzuschreiben ist und ob etwa das Rebencinander der Moräne und Molasse in der Nordwand ebenfalls die Ausfüllung einer riesentopfartigen Vertiefung darstellt, läßt sich um so weniger sagen, als die Grube wenig aufgeräumt ist, anderseits aber kaum alle Blöcke der Grube ihre ursprüngliche Lage beibehalten haben.

[2]) Riesentopfartige Bildungen in der Molasse, die man als Werke des alten Rheingletschers auffaßt, finden sich in dem „Gletscherkessel von Lautrach“ am Riederstein bei Bregenz (Rand des Rheinthales). Eine Beschreibung findet man in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, III. S. 94 und 139 ff. Anderweitige Vorkommen verwandter Art im Bodenseegebiet sind nicht bekannt.

Digitized by Google

hier die unterlagernde Molasse tüchtig aufgewühlt und seine Geschiebe in sie eingearbeitet habe, so wird diese weiterhin bestätigt durch eine Art von Faltung als (mehr oder weniger liegiger) Sandlager in der Nachbarschaft einzelner jener Tertiärknollen, die so gleichsam in den ersteren eingewickelt erscheinen. Der Kontakt selbst liegt nicht bloß; wohl aber ist Molasse in der Nähe mehrfach aufgeschlossen, so daß wir hier die Grenze zu Tertiär und Diluvium etwa zu 430 m ansetzen dürfen.

In dem leider stark verschütteten Hödinger „Steinbruch“ dagegen liegt sie in etwa 500 m Meereshöhe. Hier ist zunächst eine gelbliche sandige Moräne in 1 bis $1^1/_2$ m Mächtigkeit allein aufgeschlossen; gehen wir gegen Osten zu, so finden wir sie von horizontal geschichteter Molasse unterlagert; hierauf tritt eine Wechsellagerung zwischen Moräne und Molassesand ein, man sieht Einbuchtungen in der Molasse von dem lockeren Moränenmaterial ausgefüllt („Einspülung“) — und schließlich treffen wir Molasse allein an, in deren oberen Teilen nur vereinzelte Gerölle auf eine ehemalige Moränenbedeckung hindeuten.

Diese beiden Vorkommen, denen am andern Ufer des Sees das schon erwähnte bei Dettingen (505 m) fast genau entspricht, bestärken mich in der Auffassung des Quartärs beim Riesentopfe als Moräne. Sie zeigen ferner, wie in diesem Gebiete allenthalben eine starke Auffüllung der tertiären Unterlage durch den Gletscher erfolgte, der größere Molasseblöcke einfach in seine Grundmoräne aufgenommen hat. Aus dieser starken Gletschererosion erklärt sich die Unregelmäßigkeit in der Höhenlage der Kontaktlinie. Vielleicht aber hängt auch die Stärke der Erosion hier nicht bloß von Härte und Weichheit der Molassepartieen ab, sondern von den Gefällsverhältnissen, die der Gletscher antraf. Wir sahen auf dem Bodanrücken die Kontaktlinie zwischen Tertiär und Moräne gegen Nordwest ansteigen: ein noch stärkeres Gefälle derselben ergiebt auf dem Überlinger Ufer die Reihe 430 (Goldbach), 450 (Gletschermühl), 500 („Steinbruch“), 520 („Weiler“). Und gerade an diesen Stellen trifft man wohl die schönsten Beispiele für „Aufbereitung der Unterlage durch den Gletscher“, die ich vom Bodensee kenne. Hat etwa der Gletscher hier schon ein ihm entgegengesetztes Gefälle vorgefunden und beim Hinaufsteigen die Molasse stärker aufgepflügt, als er es beim Hinabgleiten vermocht hätte? So nahe einem eine Vermutung solcher Art gerade hier auch treten mag, es fehlt nicht an Bedenken gegen dieselbe — und erst die Berarbeitung der auf der Penckschen Exkursion gewonnenen Daten wird es gestatten, in der Frage des Kontakts Bestimmteres zu äußern.

Welchen Alters sind nun aber Riesentopf- und Moränenausfüllung? Sobald es sich bloß darum handelt, ältere und jüngere Moränen (rote und blaue der württembergischen geologischen Karten) zu unterscheiden, ist die Frage leicht beantwortet. Die Verwitterungsdecke, der Reichtum an nur wenig umgemodelten Molassestücken u. s. w. sprechen für höheres Alter. Allein die Ansicht von den zwei Eiszeiten wird immer mehr durch jene von den drei Eiszeiten ersetzt. Im ganzen Alpenvorlande lassen sich dreierlei glaciale Schotter unterscheiden: Deckenschotter (diluviale Nagelfluh), Hochterrassen- und Niederterrassenschotter. Schwieriger ist die Sonderung der zugehörigen Moräne; was wir als „jüngere Moräne“ bezeichnen, gehört dem Niederterrassenschotter zu, aber von der „älteren Moräne“ war zu vermuten, daß sie nicht bloß dem Hochterrassen-, sondern zum Teil auch dem Deckenschotter verbunden sei. Spuren einer solchen ältesten Moräne wurden in der That von Penck im Bodenseegebiet gefunden. Sie läßt sich aber nur dort als solche erkennen, wo sie in einem bestimmten Verhältnis zu andern diluvialen Ablagerungen auftritt. Eine alte Moräne, die, wie unsere bei Goldbach und Hödingen, bezw. Dettingen, unmittelbar über dem Tertiär und ohne weitere Überlagerung auftritt, müssen wir vorsichtiger Weise der „größten Vereisung“ [1]), also der Stufe des „Hochterrassenschotters“ zuweisen [2]). Anderseits aber dürfen wir als wahrscheinlich bezeichnen, daß der Gletschertopf zu einer Zeit entstanden ist, als die tiefe Spalte des Überlinger Sees noch nicht vorhanden war. Und da sehen wir sofort die Frage mit der unsern verquickt, wann und wie dieser Arm des Sees entstanden ist. Stehen wir vom Wie (Verwerfung oder Erosion?) ganz ab, so sagt uns die Verbreitung der glacialen Gebilde, daß zur Zeit, als der Deckenschotter abgelagert wurde, diese Unterbrechung der fast horizontalen Tertiäroberfläche noch nicht bestehen konnte. Anderseits ist kein Zweifel, daß der Eisstrom der jüngsten Vergletscherung in den Rinnen des Zeller und Überlinger Sees und der Salemer Senke sich entlang bewegte. Seine Endmoränenwälle in verschiedenen Stadien des Rückzuges sind ja noch heute maßgebend für die absonderlichen Thal- und Flußläufe dieser Gegend. Also zur Zeit der ältesten Vergletscherung bestanden die Arme des heutigen Bodensees noch nicht, zur Zeit der jüngsten Vereisung waren sie vorhanden. Hat sie nun die mittlere, die „größte“ Vergletscherung auch schon vorgefunden? Für diese Frage kann der Überlinger Riesentopf und seine Umgebung eine gewisse Bedeutung gewinnen. Wenn ich ihn mit Recht der mittleren Eiszeit zuweise, so sprechen die Verhältnisse mit aller Entschiedenheit dafür, daß auch während des Maximums der alpinen Vereisung die westlichen Arme des Bodensees noch nicht gebildet waren, das Bodenseebecken also erst vor oder während der letzten Vergletscherung entstand.

[1]) Dadurch, daß zu „erster“ und „zweiter“ Vereisung des bisherigen Sprachgebrauches noch eine „älteste“ hinzutritt, wird die Nomenklatur verwirrt. Am sichersten ist es noch, von einer „ältesten“, „größten“ und „jüngsten“ Vergletscherung zu sprechen.

[2]) Zumal, da Zeichen sehr hohen Alters und länger andauernden Druckes (Eindrücke) sich in diesen Moränen nicht gefunden haben.

Coudreaus Reisen in Französisch-Guayana.

II.

Nur wenige Monate hielt sich Coudreau nach seiner Heimkehr in Frankreich auf; im August 1889 sehen wir ihn bereits wieder auf dem Wege nach Cayenne. Aber hier warteten zunächst schwere Prüfungen seiner. Gleich nach seiner Ankunft wurde er von einem heftigen Fieber erfaßt, das ihn mehrere Wochen ans Krankenlager fesselte. Und als er nach glücklicher Genesung endlich die umfangreichen Vorbereitungen für seine neue Expedition beendet, als er sich Mitte Oktober nach dem Oyapok eingeschifft hatte und am 25. Oktober mit tüchtigen Führern und guten Schiffen vom Grand Roche-Falle aufgebrochen war, um sich auf dem Camopi und Inipi ins Land der Emerillon-Indianer zu begeben, da traf ihn der furchtbarste Schlag seiner ganzen Reise: beim Passieren des Galibi-Falles kenterte das größte

Digitized by Google

seiner Boote und die ganze Reiseausrüstung, alle Tauschwaren, Instrumente, Uhren, Papiere, Geld u. s. w. im Werte von zusammen 11000 Francs, fanden in den Wellen des Oyapok ihr Grab. Coudreau war im ersten Augenblick wie versteinert; er hatte alles, alles verloren, und mit leeren Händen und geschwächten Hoffnungen mußte er nach Cayenne zurückkehren. Aber sein unbeugsamer Mut verließ ihn nicht. Sofort machte er sich an die Ausrüstung einer neuen Expedition, und am 31. Dezember 1889 befand er sich abermals auf dem Oyapok.

Nach siebentägiger Bootsfahrt langte er bei der Mündung des Camopi an, der, auf dem Tumuc-Humac-Gebirge entspringend, sich von links in den Oyapok ergießt. Hier begann seine eigentliche Forschungsreise, die ihn seinem ursprünglichen Plane gemäß über den Camopi und Inipi zu den Emerillon-Indianern führen sollte.

Der Camopi bietet wenig Interessantes. Die Ufer sind bald sumpfig, bald mit dichter, buschartiger Vegetation bedeckt; einige wenige Hügel, darunter besonders zwei kleine Berge von 300 bis 400 m Höhe, der Aliléné und Alicorne, der erstere einige Stunden von der Mündung, der letztere einige Stunden vom Inipi entfernt, gewähren den oben Ufern einige Reize. Undeutliche Spuren von zwei oder drei Emerillon-Dörfern sind die einzigen Zeugen dafür, daß die Ufer dieses Flusses ehemals bewohnt gewesen sind. Die Zahl der Katarakte von der Mündung bis zur Vereinigung mit dem Inipi beträgt vier. Davon sind die beiden untersten, Timuanta und Jeunes Gens, die sich unterhalb des Aliléné befinden, nur unbedeutende Stromschnellen; der Chien-Fall, eine Tagereise stromaufwärts, hat nur ein Meter Gefälle. Wirklich bedeutender ist nur der Jamin-Fall in der Nähe der Mündung des Inipi, der sich aus drei Gruppen von Stromschnellen zusammensetzt und eine Niveaudifferenz von etwa 6 m aufweist. Die Bootfahrt auf dem Camopi nahm im ganzen fünf Tage in Anspruch.

Vom 12. bis 15. Januar 1890 fuhr Coudreau dann den Inipi aufwärts bis zu dem Punkte, wo er aufhört, Pirogen zu tragen. Der Inipi ist ein Gewässer von ziemlicher Bedeutung, tiefer jedenfalls als der Camopi. Nach den Angaben der Indianer soll er allerdings im Sommer fast ganz austrocknen, und man braucht dann oft neun Tage bis zu den Emerillons, während man bei hohem Wasserstande, und wenn die hindernden Baumstämme entfernt sind, in zwei Tagereisen dahin gelangen kann. Er fließt durch niedriges, sumpfiges Gelände, und hat nur einen bedeutenderen Fall, selbst im Sommer.

Von hier aus hatte Coudreau seine Fußreise anzutreten beabsichtigt; aber die Indianer, die er vorausschickte, um den alten Weg nach den Emerillon-Dörfern zu suchen, kamen zurück mit der Nachricht, sie hätten ihn nicht finden können. Wohl oder übel mußte der Reisende also seinen Plan ändern und die Erforschung des Emerillon-Landes auf später aufschieben. Er beschloß jetzt, sich nach dem oberen Oyapok zu begeben und die großen Zuflüsse desselben aufzunehmen, die bisher noch gänzlich unerforscht waren. Er fuhr demgemäß den Inipi und Camopi wieder hinunter und begab sich den Oyapok aufwärts nach Biritn, wo er am 28. Januar eintraf.

Hier hoffte er, für seine Führer und Träger, die ihn verlassen, frische anwerben zu können; denn der Häuptling von Biritn, François, war es gewesen, der ihn das letzte Mal nach dem oberen Oyapok begleitet hatte. Aber bei seiner Ankunft fand er alles verändert. Der größte Teil der Einwohner von Biritu war im Laufe des letzten Jahres dem Fieber erlegen, der Häuptling François selbst lag schwer krank in seiner Hängematte, und von frischen Mannschaften war keine Rede. Alle Versuche, die bisherigen Begleiter wieder zu mieten, schlugen fehl. Drei Wochen, drei lange, einsame Wochen, mußte er mit seinem treuen Laveau in diesem elenden Nest zubringen; da endlich kam ihm die Rettung in Gestalt eines wasserflüchtigen Indianers vom oberen Oyapok, den Geschäfte nach Biritu geführt hatten. Dieser nahm die Reisenden in seiner morschen, leckenPiroge mit nach dem Oyampi-Dorfe Mutuschi, drei Tagereisen oberhalb Biritu, wo Träger angeworben und ein neues Kanot für die Weiterfahrt gezimmert wurde.

Mutuschi (s. Abbildung) ist ein ziemlich wohl geordnetes Dorf; es besteht zwar, wie alle diese Ansiedelungen, nur aus wenigen Hütten, aber diese sind groß und geräumig, und die Wohnung des Häuptlings ist wohl die schönste und bequemste von allen Indianerhütten des Oyapok. Das Wohnhaus der Oyampis, Oka genannt, ist von dem tukujennischen Pakolo durchaus verschieden. Es ist eine Art länglicher Scheune, die gänzlich abgeschlossen ist und von 3 bis 4 m hohen Pfählen getragen wird. Man steigt auf einer Leiter zu einer kleinen Thür hinauf, die einzige Öffnung, durch welche das Tageslicht in die Wohnung dringen kann. Die onampische Oka, kleiner als der tukujennische Pakolo, ist auch weniger praktisch; der untere Teil des Hauses, zwischen den fünf Reihen Pfählen, wird nicht benutzt und ist auch fast unbenutzbar wegen der zahllosen Stützen, die man zur Festigung des Gebäudes überall hat anbringen müssen. Nur der obere Raum kann bewohnt werden; hier wird gegessen, geschlafen, kurz, das ganze Leben verbracht.

Mutuschi wird nun der Ausgangspunkt für die nächsten Expeditionen Coudreaus, welche auf die Erforschung der Nebenflüsse des Oyapok gerichtet sind. Der erste Ausflug gilt der Motura, welche sich etwa in der Mitte zwischen Mutuschi und Biritn von rechts in den Oyapok ergießt. Sie hat eine schwächere Strömung als dieser und ist nicht sehr tief. Im Sommer ist sie fast ausgetrocknet, und man sieht nichts als Felsen und Sandbänke. Eine etwas größere Piroge könnte im Hochsommer nicht einmal eine Stunde weit stromaufwärts fahren; so wenig Wasser ist da. Der Fluß ist vollkommen verlassen; die letzten Anwohner sind schon gegen dreißig Jahre tot. Die Motura durchströmt ein sehr flaches Land und verliert sich häufig in Sümpfen. Kein Hügel belebt ihren Lauf, nur zwei oder drei kleine Anhöhen von 10 bis 20 m Höhe zeigen sich. Die Quellen des Flusses müssen sich in einem ebenso flachen, sumpfigen Gelände oder doch auf höchst unbedeutenden Hügeln befinden. Der Lauf wird nur durch sieben kleine, leichte Fälle unterbrochen, deren stärkster kaum 1 m Gefälle hat. Stromschnellen kommen zwar zahlreiche vor, aber sie sind alle schwach und völlig gefahrlos. Die Zuflüsse sind mit alleiniger Ausnahme des Apamari ohne Bedeutung.

Nach der Befahrung der Motura machte Coudreau wieder einen kurzen Abstecher stromabwärts nach Biritu, um dann nach Mutuschi zurückzukehren. Die Fahrt von Biritu dahin nimmt stromaufwärts drei Tage in Anspruch, während die Thalfahrt nur ungefähr sieben Stunden dauert. Der nächste Ausflug war der Erforschung des Tröpassinie gewidmet, der sich oberhalb Mutuschi von links in den Oyapok ergießt. Seine Mündung liegt etwa ebenso weit oberhalb, wie Biritn unterhalb Mutuschi. Der Tröpassinie ist der alte Fluß des Ulanimita, des berühmten Oyampi-Häuptlings, der seinen Stamm zu Anfang dieses Jahrhunderts auf dem Nordabhange der Tumuc-Humac ansiedelte. Der Fluß ist von seiner Mündung an überall durch Barrikaden von gefallenen Baumstämmen und Lianen versperrt, so daß man sich jeden Augenblick mit dem Beile seinen Weg bahnen muß. Außerdem hindern drei Reihen von Katarakten die Schiffahrt. Coudreau kam nur bis an den ersten derselben, der mehrere hundert Meter lang ist und

Digitized by Google

Oyampi-Dorf Matuidi am Choppel. Nach einer Skizze Coudreaus.

Digitized by Google

aus fünf Fällen, jeder über ein Meter hoch, besteht; eine Untersuchung derselben zeigte, daß er höchstens im Sommer bei niedrigem Wasserstande und langsamer Strömung passierbar war, und so mußte der Reisende zu seinem großen Verdruß umkehren. Er fuhr jetzt den Oyapok ein Stück stromabwärts, um dann nach rechts in den Jingarari einzubiegen, der ungefähr ebenso groß wie der Öröpussinie ist. Der Jingarari war einst eine der Hauptstraßen der Oyampis bei ihren Wanderungen im Norden der Tumuc-Humac, und vor etwa sechzig Jahren noch war er die am häufigsten benutzte Route, um zu den Indianern des Agaminare zu gelangen. Er ist ein schöner Fluß, der größtenteils zwischen gut bewaldeten Höhenrücken dahinfließt. Coudreau verfolgte ihn aufwärts, bis eine gewaltige Barrikade übereinander gestürzter Bäume ihn am weiteren Vordringen verhinderte. Die Strecke, die er von der Mündung bis zu diesem Punkte zurückgelegt hatte, schätzt er auf 72 km und auf 54 km in direkter Entfernung. Die Quellen können sich noch 20 km weiter südlich befinden. Das Land, das der Jingarari durchströmt, war, wie gesagt, durchweg gut bewaldet, aber hier und da von kleinen Sümpfen durchzogen. Berge giebt es keine, wenigstens nicht in der Nähe der Ufer, dagegen zwei ziemlich bedeutende, aber nicht gefährliche Katarakte und einen großen Zufluß von rechts, eine Tagereise von der Mündung. Das ist alles, was sich von dem Jingarari, dem „Strom der Lieder", sagen läßt.

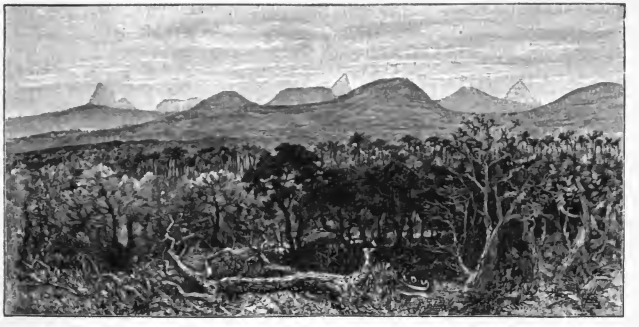
Oyampi-Mädchen in der Hängematte. Nach einer Photographie.

Der Reisende fuhr jetzt wieder ein beträchtliches Stück auf dem Oyapok stromabwärts, an Mutuschi, der Motura-Mündung und Wiritu vorbei, um den Lauf des Jauë (frz. Yaoué) zu verfolgen, der zwischen Wiritu und der Camopi-Mündung dem Oyapok von rechts zuströmt. Er zeichnet sich durch seine vielen großen, zum Teil großartigen Fälle aus, die ihn zu einem der landschaftlich schönsten Flüsse von Guayana machen. Der erste dieser Fälle heißt Paku, der zweite Tupanri; letzterer stürzt mit einer Neigung von 45 Grad herunter bei einer Niveaudifferenz von 3 m. Er ist die Grenze, bis zu der die Indianer vom Oyapok sich den Fluß hinauf gewagt hatten; an dem Oberlauf des Jauë, so berichteten sie, sollten wilde und ungastliche Indianerstämme hausen. Von diesen hat nun zwar Coudreau nichts gesehen, obwohl er den Strom bis zum sechzehnten Falle hinauffuhr, wo die Schiffbarkeit aufhörte. Aber er fand, daß der Jauë der bedeutendste von allen den Flüssen war, die er bis dahin erforscht hatte. Er ist kaum so breit

Digitized by Google

wie die Motura, aber viel tiefer als diese; dazu ist seine Strömung außerordentlich heftig. Coudreau brauchte im ganzen 38 Stunden (d. h. natürlich Ruderstunden), um bis zum sechzehnten Falle zu gelangen, während die Thalfahrt $12^1/_2$ Stunden dauerte. Die zurückgelegte Entfernung schätzte er auf 152 und in gerader Linie 112 km. Die Quellen müssen noch ziemlich weit von jenem letzten Katarakte entfernt sein, ungefähr 30 km weiter südöstlich oder südlich. Die Ufer des Jauë sind hoch und gut bewaldet, und Sümpfe kommen nur wenige vor. Am Tupauri-Falle und noch viel mehr an einem andern, weiter stromaufwärts gelegenen Katarakte kommt die wilde Ananas in großer Menge vor. Dieser Fall, den Coudreau den Ananas-Fall nennen möchte, stürzt fast senkrecht 2 m tief an der Seite des Eilandes herunter, auf dem sich die Früchte finden. Die wilde Ananas ist viel kleiner als die kultivierte; sie ist kaum größer als eine Orange. Sie ist härter, weniger zuckerhaltig, kurz, lange nicht so angenehm, wie die zahme, aber doch immerhin genießbar.

Am 30. Mai 1890 brach Coudreau nach dreiwöchentlicher Ruhe in Mutuschi nach dem Jarupi auf, dem letzten großen Nebenflusse des Oyapok, den er verfolgte. Er mündet zwischen Wiritu und der Jauë-Mündung von rechts in den Hauptstrom. Der Jarupi ist der alte Fluß der Tarripis, welche um 1730 an seinem Mittellaufe wohnten und von hier zu Lande mit den Indianern des Camopi verkehrten. Um das Jahr 1830 machten sich die Oyampis unter ihrem Häuptling Uaninika aus dem Quellgebiet des Öröpussinie, wo sie bis dahin gewohnt hatten, auf, um weiter nördlich gegen die großen Flüsse vorzudringen. Einige Teile des Stammes ließen sich damals am Jarupi und seinem linken Zufluß Araritowe nieder, wo sie bis gegen 1860 ansässig waren; um diese Zeit starben die letzten Anwohner dieser Flüsse aus oder wanderten nach dem Oyapok hinunter und verschollen. Noch heute sieht man längs der Wasserläufe undeutliche Spuren zahlreicher Dörfer, die ganz vom Walde überwuchert sind. Die ersten großen Fälle des Jarupi, die Cuëki-Fälle, sind sehr lang und zeigen eine Niveauverschiedenheit von 10 m; dabei sind sie felsig und nicht ganz ungefährlich. Drei Stunden oberhalb des Cuëki ist der Uaïmicuare-Katarakt, ein prachtvoller Wasserfall von 15 m Höhe, der neben den Trois Sauts im oberen Oyapok der großartigste Fall von ganz Guayana ist. Er wird durch ein Eiland in zwei Teile geteilt: auf der rechten Seite stürzt der Fluß fast senkrecht in die Tiefe, auf der linken braust er in mächtigen Kaskaden zu Thal, ringsum eingerahmt von gewaltigen schwarzen Felsenmassen. Jenseits des Murussiutu-Falles verliert sich der Fluß in ausgedehnten Sümpfen, deren Durchkreuzung zehn Stunden in Anspruch nahm. Der Reisende kam jetzt zu dem Taïnua, einem kleinen, senkrechten, 2 m hohen Fall. Vierzig Minuten oberhalb desselben findet sich ein andrer, stärkerer Katarakt mit zwei senkrechten Fällen und reißenden Stromschnellen. Es ist der fünfte Fall des Jarupi; sein Niveauunterschied beträgt 6 m. Coudreau drang noch bis zum Fuße des sechsten Kataraktes vor, einem mächtigen, aus zwei Teilen bestehenden Falle. In geringer Entfernung gewahrte er hier vor sich zwei Berge, die er Mont Gauthiot und Mont Maunoir benannte. Der Jarupi ist größer als der Jauë, oder wenigstens ist Coudreau weiter auf demselben vorgedrungen. Die Entfernung von der Mündung bis zum sechsten Katarakt dürfte etwa 160, in gerader Linie 126 km betragen. Der Jarupi ist der Fluß mit den größten Wasserfällen und den ausgedehntesten Sümpfen. Seine Quellen, die in dem geheimnisvollen Tapiirangnannawe-Gebirge liegen, dürften nicht mehr weit von dem sechsten Fall entfernt sein, höchstens 25 bis 30 km weiter südwestlich.



Die westlichen Tumuc-Humac, vom Temomaïrem gesehen. Nach einer Skizze Coudreaus.

Damit war die Erforschung des Oyapok und seiner Nebenflüsse beendet. Am 2. Juli 1890 schiffte Coudreau sich nach Cayenne ein, wo er am 10. desselben Monats glücklich eintraf. Aber er hielt sich nur wenige Tage hier auf, um die nötigen Einkäufe zu besorgen. Am 16. Juli finden wir ihn bereits wieder unterwegs nach dem Oyapok. Sein Ziel sind diesmal die Tumuc-Humac des oberen Oyapok und das Stromgebiet des Kuk und Jari.

Nach endlosen Verzögerungen durch Krankheiten und Unannehmlichkeiten aller Art langt er am 11. September 1890 endlich am Zusammenfluß des Kerindiutu und Mutakuëre, der Quellflüsse des Oyapok, an. Er verfolgt den Kerindiutu aufwärts und ist am 15. aufs neue in Akara-

Digitized by Google

Caolé. Nach kurzer Rast geht es weiter. Er passiert das Dorf Jean-Louis, wo er neue Träger miethet, und erreicht bei dem Kalkuschianer-Dorfe Mamhali, das erst in der Entstehung begriffen ist, die Wasserscheide zwischen Oyapok und Kuk. Am 22. September marschiert er von Mamhali weiter, und am 23. überschreitet er zum ersten Male den Ruapix, einen linken Nebenfluß des Kuk.

Damit hat er das Gebiet der Oyampi-Indianer verlassen und ist in das der Rukujenner eingetreten. Die Oyampis sind ein aussterbender Stamm; in den letzten fünfzig Jahren sind 4000 bis 5000 Angehörige desselben den Blattern, dem Fieber oder der Bronchitis erlegen. Gegenwärtig giebt es nur noch etwa 300, und wenn weitere fünfzig Jahre ins Land gegangen sind, dann wird der letzte Oyampi nach dem unteren Oyapok gezogen und kreolisiert oder in seinen Wäldern gestorben sein. Unsere Abbildung zeigt eine junge Vertreterin dieses Stammes, in der landesüblichen Hängematte liegend.

Mit dem Kuk, den Coudreau am 26. September erreichte, betritt er das Flußsystem des Amazonenstroms; denn der Kuk ist ein Nebenfluß des Jari, und dieser ergießt sich direkt in jenen gewaltigsten der Ströme. Der Kuk hat nur eine schwache Strömung, weit schwächer als die des Jaus und Jarupi. Seine Ufer sind niedrig und sumpfig; Hochwald findet sich selten. —

Der Jari ist bisher erst von zwei Franzosen gesehen worden, von de Bauve und Crevaux. Die Straße dahin über den Oyapok ist sehr mühevoll und noch schwieriger die über den Maroni. „Sollte sich jemals“, bemerkt Coudreau, „eine zivilisierte Völkerschaft am oberen Jari niederlassen, so würde sie jedenfalls nicht den Oyapok oder den Maroni als Handelsstraßen wählen. Es würde leichter und einfacher sein, an den drei oder vier großen Fällen im Unterlaufe des Flusses die Waren umzuladen, als 15 bis 20 oder noch mehr Meilen zu Lande zurückzulegen, um in das Quellgebiet des Maroni und des Oyapok zu gelangen und dann die zahllosen Katarakte dieser Flüsse zu überwinden.“

Tanga der Emerillon-Frauen.

Das nächste Dorf, in dem Halt gemacht wurde, war das des Häuptlings Mariére, aus drei gut gehaltenen Wohnungen bestehend. Coudreau benutzte seinen mehrtägigen Aufenthalt in dem niedlichen Dorfe, um von dem intelligenten, gefälligen Mariére die wirkliche Rukujennen-Sprache, das reine Ucána, zu erlernen. Der boni-rukujennische Jargon, wie er von Crevaux beschrieben wird, ist von dem reinen Ucána so verschieden, daß Indianer, wie Mariére, welche sehr viel unter den Boni-Negern gelebt haben, erklären, sie verständen ihn nicht völlig. Es ist ein Jargon, den die Bonis fabrizirt und bei ihren Handelsgeschäften ihrerseits wieder den Rukujennen aufgedrungen haben.

Von allen Einwohnern des Dorfes begleitet, brach Coudreau nach wenigen Tagen auf nach Atupi, dem nächsten bedeutenderen Orte. Hier sollte zu seinen Ehren ein großes Fest, Maraká genannt, gefeiert werden, zu dem alle benachbarten Indianer aus sieben Ortschaften nach Atupi zusammenkamen. Unterwegs passierten sie noch das Dorf Uptoli, das erst vor zwei Jahren gebaut war. Es erhebt sich auf einem Hügel, der den Jari um 15 m überragt. Die Landschaft ist sehr eintönig und ohne Interesse. Atupi besteht aus fünf Pakolos, die um einen öffentlichen Platz herum gelegen sind. Man hatte die Reisenden schon erwartet und alle möglichen Vorbereitungen getroffen. Der Maraká wurde mit großem Prunke gefeiert und dauerte natürlich mehrere Tage. Er endete mit einem Tanz.

Diese Tänze sind oft höchst eigentümlicher Art und haben sehr merkwürdige Namen. Einer z. B. ist nach dem Mann im Monde benannt. Nach dem Glauben der Rukujennen ist dies ein Indianer, der seine Frau aufgefressen hat. Er kletterte erst auf seinen Pakolo, dann höher und immer höher, bis er endlich auf dem Monde ankam, wo er blieb. Seine Eltern suchten ihn und jagten ihm nach am Himmel; aber sie wurden unterwegs verbrannt: daher die Gestirne.

Mit drei Pirogen und elf Indianern unter der Führung des Häuptlings Atupi brach Coudreau am 31. Oktober 1890 von Atupi auf, um sich nach den westlichen Tumuc-Humac und dem Quellgebiet des Maroni zu begeben. Die Fahrt ging erst weiter den Jari aufwärts, und dann bog man in den linken Nebenfluß desselben, den Mapaoni, ein. Der Fluß wird durch eine beträchtliche Anzahl großer Fälle versperrt, weit mehr als der Kuk hat, in dem sich nur ein oder zwei etwas größere Katarakte befinden. Jenseits der Mündung des Carapi-Baches hört der Fluß eigentlich auf, für Pirogen schiffbar zu sein. Er ist kaum 10 m breit und überall von gestürzten Bäumen versperrt, die kaum zu durchdringen sind. Auch die Ufer sind wegen der dichten Vegetation völlig ungangbar.

Nach einer Photographie.

Man nähert sich jetzt den Tumuc-Humac (od. Tümuc-Hümac). Der Name dieses Gebirges ist bis jetzt ganz unaufgeklärt. Den Rukujennen ist er jedenfalls völlig unbekannt, wie Coudreau sich wiederholt überzeugte. Am 12. November kam der Reisende auf dem Abhange des Temomarren an, eines prachtvollen Aussichtspunktes, von dem man die ganze Kette der westlichen Tumuc-Humac überblickt (s. Abbildung). Neben dem nicht sehr fernen Mitaraca und dem Tsaüaü im Osten ist er der schönste Aussichtspunkt des gesamten Gebirges.

Nach Ersteigung des Temomarren ging es durch das Gebirge weiter nach dem Kulekule- und dem Halinas-Flusse und hinunter in das Thal des oberen Itani, womit der Reisende wieder bekannte Gegenden betrat. Unterhalb der Mündung des Ulemari, der fast ebenso bedeutend wie der Hauptstrom selbst ist, verdoppelt der Itani seine Breite. Weiter unten hat er bedeutende Fälle zu überwinden, bis er sich mit dem Marumi vereinigt, um dann nach Aufnahme des Inini unter den Namen Aüa und Maroni dem Ozean zuzueilen.

Coudreau fuhr den Aüa abwärts bis zum Dorfe Cottica, wo er Anfang Dezember eintraf. Von hier aus unternahm er dann nach mehrtägigem Aufenthalte jene Erforschung des Emerillon-Landes, die er im Vorjahre hatte aufgeben müssen. Der Inini, den er zunächst aufwärts verfolgte, ist ein sehr fisch- und wildreicher, aber wegen des stellenweise äußerst seichten Wassers schwer passierbarer Fluß. Die meisten Emerillon-Dörfer liegen an einem Nebenflusse des Inini, dem Saï, an dessen Mündung Coudreau nach zehntägiger, mühsamer Fahrt anlangte.

Die Emerillons sind ein ausgesprochen friedliches Volk, aber sie sind durch die Kreolen verdorben und entarten mehr und mehr. Sie sind von einer schönen, hellen Hautfarbe. Die meisten unter ihnen sprechen ein wenig Kreolisch, ein paar Wörter Rukujenisch und etwas Oyampisch. Ihr eigener Dialekt ist dem Oyampischen verwandt, aber keineswegs mit ihm identisch. Die Emerillons durchbohren gewöhnlich ihre Unterlippe, und in Ermangelung von Spangen stecken sie ein Stück Holz hindurch. Die Frauen tragen allgemein die Tanga (Schamschurz), aber mit einer Camisa (Halbrock) darüber. Unten an ihre Tanga fügen sie eine Kette aus Käferflügeldecken, welche beim Gehen ein schellenähnliches Geräusch erzeugen (s. Abbild.).

Mit diesem Besuche des Emerillon-Landes haben Coudreaus Forschungsreisen in Obergnayana ihr Ende erreicht. Nach einem Abstecher nach dem Inipi kehrte er über den ziemlich gut schiffbaren Approuage-Fluß im Februar 1891 nach Cayenne zurück.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Ergebnisse dieser vierjährigen mühevollen Reisen, so bestehen dieselben zunächst in einer gründlichen Erforschung des Tumuc-Humuac-Gebirges, welches Coudreau von drei Aussichtspunkten aus überschaut hat. Dieselben verlaufen in ihrer Hauptrichtung parallel der Küste, setzen sich aus bunt angeordneten Ketten zusammen und tragen mehrere Hundert Gipfel von 400 bis 800 m Höhe. Coudreau hat ferner den Lauf der Flüsse verfolgt, die Quellgebiete, besonders das des Oyapok, erforscht und die Wasserscheiden festgestellt. Seen, von denen bei früheren Reisenden viel die Rede war, hat er nicht gefunden. Er hat die Indianerstämme genau studiert und dabei die interessante Entdeckung gemacht, daß ein reger Handelsverkehr zwischen den brasilischen Indianern im Gebiete des Amazonenstroms einerseits und den Oyampi-Indianern des Oyapok und den Boni-Negern am Maroni anderseits besteht. Die Zahl der in Französisch-Guayana lebenden Indianer schätzt Coudreau auf 5670 Individuen. Der zahlreichste der sechs Stämme ist der der Rukujenne mit 1500, der schwächste derjenige der Caikuschianen mit kaum 50 Mann. Von Naturprodukten hat Coudreau vor allem das ausgedehnte Vorkommen von Gold, Kauschuk und Kakao in Obergnayana nachgewiesen, drei Artikel, welche für die spätere Entwickelung dieser Gebiete noch einmal die höchste Bedeutung gewinnen dürften. Zentralguayana ist ein reiches und fruchtbares Land mit einem Klima, das entschieden gesunder ist, als das der Küste. Es würde sich also zur Kolonisation sehr wohl eignen; nur müßte dieselbe langsam, rationell und ausdauernd in Angriff genommen werden. (Schluß.)

Fernando Póo.

Nach dem Spanischen des Don José Valero y Belenguer.

Der einzige Ort auf der Insel, welcher die christliche Zivilisation gleichsam repräsentieren könnte, ist die an einer herrlichen Bai gelegene Hauptstadt der Kolonie: Santa Isabel. Die Zahl seiner Bewohner wird auf 1300 geschätzt, welche nahezu alle der Negerrasse angehören, mit Ausnahme von etwa 50 Weißen (Beamten, Kaufleuten und Missionaren) und einigen Mulatten, von denen die einen im Lande geboren sind, andre aber von Kuba stammen. Die Hälfte der Bevölkerung erneuert sich periodisch, denn sie besteht aus fremden Arbeitern, die hier eintreffen, sei es um Arbeit in den benachbarten deutschen und französischen Kolonieen oder auf der Insel selbst zu suchen oder um auf ihrer Reiseroute hier Halt zu machen. Die Bleiber bilden nur den fünften Teil der Bevölkerung, ihre Moral, besonders der Weißen, ist (im allgemeinen) nicht die beste, was durch die Berührung mit dem Matrosenvolk leicht zu erklären ist. Übrigens steht es mit der arg verlästerten Sittlichkeit der Bevölkerung bei weitem nicht so schlecht, als vielfach geschrieben und behauptet wird. Krumänner, Bassamlente, überhaupt Neger von Senegambien und Liberien bilden die Hauptmasse der fremden Arbeiterbevölkerung.

Bekanntlich stand Fernando Póo durch viele Jahrzehnte unter englischer Verwaltung, weshalb auch die Kenntnis der englischen Sprache notwendiger und verbreiteter ist, als jene des Spanischen. Die Nachhaltigkeit des englischen Einflusses macht sich auch in religiöser Beziehung geltend, denn unter der christlichen Bevölkerung giebt es viele Protestanten, und Fernando Póo dürfte wohl die einzige spanische Kolonie sein, wo protestantische Missionare frei und ungehindert ihrem segensreichen Berufe leben können. Freilich folgen da die Spanier mehr der Not, als daß sie im Geiste religiöser Duldsamkeit handelten, denn die protestantischen Missionare sind in der Bevölkerung sehr einflußreich, und da die eingeborenen Ackerbauer meist von ihnen auch pekuniär abhängen oder ihnen die Unterweisung und Beihilfe zur Bestellung und Rodung ihres Grundbesitzes zu danken haben, so ist es begreiflich, daß selbst die katholischen Missionare in friedlichem Einvernehmen mit den protestantischen Amtsgenossen leben, obwohl es Fanatiker im Mutterlande giebt, die gern die evangelischen Missionare herausjagen möchten. Auch der Umstand, daß der Handel zum großen Teile in den Händen protestantischer Kaufleute liegt, muß in Betracht gezogen werden.

Die christlichen Eingeborenen von Santa Isabel sind nicht indolente und ungebildete Leute. Valero führt ein Beispiel an: „Unter den schwarzen Arbeitern, die wir nach Elobey mitnahmen, befanden sich zwei Zimmerleute, der eine war Katholik, der andre Protestant, sie hießen Juan Barleiconu und Max Jones. Sie schifften ihr Gepäck ein, das aus einem Reisesack für Wäsche, einer festen Kiste für das Handwerkszeug und einigen Büchern bestand. Während an dem Bau der Faktorei gearbeitet wurde, fand ich Gelegenheit, zu beobachten, wie diese beiden Neger jeden Abend zwei bis drei Stunden der Lektüre widmeten und meine Verwunderung stieg aufs höchste, als ich bemerkte, daß sie Shakspeare, Byron und andre berühmte Dichter lasen, in englischer Sprache, wie denn auch ihre religiösen Erbauungsschriften, die sie mit sich führten, englisch waren. Die beiden jungen Leute sprachen und schrieben übrigens auch das Spanische. Später, als ich eine (Neger-) Familie der Stadt (Santa Isabel) kennen lernte, fand ich, daß sie sich im Don Quijote auskannte und verschiedene spanische Musikstücke inne hatte."

Die spanische Regierung benutzte in der Epoche der Pronunciamientos die Insel als Deportationsort, die armen Verbannten starben massenhaft dahin und da bei dem ewigen Regierungswechsel bald immer Amnestie eintraf und die Amnestierten sich beeilten, sobald als möglich ihren Verbannungsort zu verlassen, so blieben diese spanischen Deportationsversuche ohne jeden Einfluß auf die Entwickelung der Kolonie. Besser schon sah es mit kubanischen Verbannten aus. Zur Zeit des kubanischen Aufstandes wurden nämlich von jener Antille 200 Neger und Mulatten gebracht, sie begannen Tabakplantagen anzulegen, als aber auch sie amnestiert wurden, kehrten sie bis auf zwanzig wieder nach

Digitized by Google

Kuba zurück, hauptsächlich, weil sie durch die unverständige Handhabung des Tabakmonopols im Mutterlande auf seinen grünen Zweig gekommen waren. Dann versuchte die Regierung, die freiwillige Einwanderung zu fördern. Man brachte 40 spanische Familien zusammen, von denen nur eine einzige eine Bauernfamilie war, sonst gab es unter den Einwanderern keine brauchbaren Leute (es gab darunter mehrere Musikanten und einen französischen Sprachlehrer!). Als diese armen Leute in Fernando Póo eintrafen, war man gar nicht auf ihr Eintreffen vorbereitet, es brach das Fieber unter ihnen aus, sie verloren allen Mut und mußten nur schnell wieder heimgeschickt werden.

Die Zahl der Ureingeborenen der Insel, der Bubis, wird von Valero auf 20000, von dem Schiffsleutnant Don Luis Navarro y Cañizares aber auf 40000 geschätzt.

Über die Bubis lief früher ein sehr abfälliges Urteil in der kolonialen und ethnographischen Litteratur herum. Man hielt sie für unbezähmbare, allen Zivilisationsbestrebungen feindlich gesinnte Wilde. In den 60er Jahren kam eine Jesuitenmission auf diese Insel; die Missionare, von denen viele den Mühseligkeiten und dem Fieber erlagen, erreichten kein besonderes Resultat, und als sie infolge des Jesuitendekrets von 1868 die Insel verließen, da war die Meinung von der „Unzähmbarkeit" der Bubis von neuem befestigt, denn man sagte sich, wenn die Jesuiten so gar nichts ausrichten, da kann die Schuld nur an den Bubis liegen. Gleichwohl hätte man bedenken sollen, daß einer jener Jesuitenmissionare, der Pater Campillo, dessen mit Hochachtung noch heute sich ebenso die Bubis von Banapá, Basilé und Basupú, wie die Protestanten von Santa Isabel erinnern, gesagt hatte, er bewunderte die Regelmäßigkeit, mit der die Bubis sich der Arbeit widmen.

Bald trat denn auch ein Rückschlag in den herrschenden Ansichten ein. Zuerst war es der für Fernando Póo unvergeßliche Don Julián Pellón, welcher, ähnlich wie P. Campillo, die trefflichen Eigenschaften des Bubi in allem, was auf Ackerbau Bezug hat, rühmend hervorhob. Dann kam der spanische Afrikareisende Dr. Osorio, welcher energisch sich der verläumdeten Bubis annahm und sie als ein tüchtiges Bauernvolk bezeichnete. Hierauf kamen die katholischen, dem Orden „des unbefleckten Herzens Marie" angehörigen Sendboten auf Fernando Póo, und diese sind geradezu stolz auf die Kenntnisse und die Begabung der in Bolobe und Batete ihnen bekannt gewordenen Bubis. Den größten Eindruck aber machten die Bemerkungen des Don Germán Garibaldi, eines um das Aufblühen der Kolonie sehr verdienten Beamten. Garibaldi hatte ursprünglich zu denjenigen gehört, welche den Bubis nur unzähmbare Wildheit zuschrieben, freilich kannte er nur die Bubi-Schnapsbrüder, die in dem spanischen Hafen dann und wann Radau machen, denn er war selbst durch sein Amt an Santa Isabel gefesselt, als er aber in das Innere kam und die Bubis in der Nähe sah, da konnte er sie nicht genug preisen, er nennt sie sehr intelligente Leute und sagt, daß ihre Plantagen in nichts denen der Christen von Santa Isabel nachständen, ein Urteil, das mit jenem des oben erwähnten Schiffsleutnants Navarro sich so ziemlich deckt.

Valero ist vollkommen auf Seite jener, welche große Hoffnungen auf den Bubi setzen und er geht auch dem Ursprunge jener Verläumdungen und irrigen Urteile nach, die bisher über die Bubis gang und gäbe waren. Valero findet zunächst, daß der Anblick jener Bubis, welche nackt, ungeschmückt und schmutzig von Zeit zu Zeit in Santa Isabel auftauchen, viel zu der unglücklichen Beurteilung ihres Stammes beigetragen haben, denn diese gehören meist dem Auswurfe ihres Volkes an und sind händelsüchtige, halsstarrige Trunkenbolde. Einen andern Teil der Schuld mißt Valero den (früheren) Missionaren bei, welche, weil die Bubis nicht so ohne weiteres den Glauben ihrer Väter aufgeben wollten, sofort geneigt waren, sie in Bausch und Bogen zu verdammen. Aber am meisten haben zur schiefen Beurteilung der Bubis die weißen und farbigen Plantagenbesitzer beigetragen. Diese Leute brauchen Arbeitskräfte, jene von Senegambien und der Liberiaküste kommen sehr teuer zu stehen und so suchten sie die Bubis zu „engagieren". Der Bubi, der Sohn der Berge, steigt aber nicht gern zur Küste herab, deren ungesunde Luft ihn krank macht. Der Bubi verträgt keine körperliche Züchtigung, wie sie der Plantagenbauer gern seinen Knechten angedeihen läßt, er will seine freie Zeit zur Jagd und zum Tanze, seinen Hauptpassionen, haben und ist glücklich im Besitze einer mit Topé-Trank gefüllten Kalebasse und einiger Ziegen und Hühner. Ist es da vernünftig, anzunehmen, daß der Bubi voll Neides danach strebe, die Stelle jener Neger auszufüllen, die, nicht besser „gekleidet" als er, nach dem Kommando der Glocke schlafen und arbeiten müssen, dabei schlechter genährt werden, wie der Bubi sich nährt, und überdies vom Aufseher oder dem Herrn selbst bei jedem Anlaß gescholten und gehauen werden? Sie müßten wahrscheinlich Dummköpfe sein, um sich auf diese Weise ihr Brot verdienen zu wollen. Überdies sind die wenigen Bubis, die sich haben anwerben lassen, schmählich betrogen worden, man hat ihnen zum Beispiel als Monatslohn zehn Flaschen Rohrzuckerschnaps gegeben, d. h. sie erhielten so viel, als sie für jene Quantität Palmöl erhalten, die der ärmste Bubi in seiner Hütte jederzeit zum Verkaufe vorrätig hat.

Der Bubi hat eine Menge Eigenschaften, die ihn vorteilhaft von den Negern der vorliegenden afrikanischen Küste, ja von den Negern überhaupt auszeichnen: Der Bubi kennt keine Sklaverei; um keinen Preis der Welt würde er eines seinesgleichen verkaufen, auch mit seinen Weibern treibt er keinen Handel. Sein Eigentum schützt er streng und ebenso streng respektiert er fremdes. Diebe werden sehr schwer bestraft. Am meisten ehrt sie ihre Arbeitslust: selbst der reiche Greis findet sein höchstes Vergnügen darin, den Acker zu bestellen.

Was den Plantagenbau anbelangt, so bauen die weißen und schwarzen Besitzer (hier ist von den Christen die Rede) verschiedene tropische Pflanzen an, unter welchen der Kakaobaum die Hauptrolle spielt. Von Kaffee werden vier Arten gebaut: der „wilde", welcher frei im Urwalde wächst, der von Liberia, welcher in dem heißen Küstenstrich gebaut wird, der Puerto-Rico-Kaffee, welcher auf der Plantage Santa Cecilia in einer Höhe von 400 m gepflanzt wird und bisher ausserlesene Früchte hervorbrachte, und endlich jene Sorte, welche den Namen „Criollo" oder Kreolen-Kaffee führt, zwar an Güte den vorher genannten gleichkommt, aber nur für den heimischen Bedarf dient.

Der Tabak, sehr feinblätterig, wurde bereits in Hamburg prämiiert; sein Anbau scheint bei der Bevölkerung sehr beliebt zu sein und verspricht viel für die Zukunft, denn bisher hat man die gepflückten Blätter sehr nachlässig behandelt.

Eine mindere Rolle spielen Baumwolle, Zuckerrohr und Vanille, schon deshalb, weil es den Plantagenbesitzern an der nötigen Erfahrung fehlt. Dasselbe gilt von dem von den Philippinen hierher eingeführten Manilahanf.

Seit neuester Zeit wird auch Kopra ausgeführt, während das Palmöl die Bubi liefern. Die Produktion der Insel für das Jahr 1890 war wie folgt

Palmöl	200000	Ztr.	Wert	66000 Pesetas
Kakao	250000	kg	„	250000 „
Kaffee	2500	„	„	5000 „
Tabak	3000	„	„	4500 „
Kopra	1700	„	„	425 „
			Summa:	325925 Pesetas

Digitized by Google

Andre veranschlagen den Wert der jährlichen Produktion auf 500 000 Pesetas, ohne freilich zu spezialisieren.

Wenn Kapitalisten und Arbeitskräfte hierher gezogen werden könnten, so würde die 2071 km² an Flächeninhalt zählende Insel das aufgewandte Geld reichlich lohnen. Denn die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine größere, wie auf dem benachbarten Küstengebiet des Kontinents. Der Baumwollstrauch und die Bananen zeitigen ihre Frucht zwei bis drei Monate früher, als dies im deutschen Kamerungebiet und im „französischen Congo“ der Fall ist. Der Kakao und Kaffee sind immer um eine Ernte voraus. Die Wärme, die Feuchtigkeit, die geringen Schwankungen des Thermometers, die geringere Anzahl von schädlichen Insekten und Nagetieren und die verminderte Heftigkeit der Tornado-Stürme, alles dies zusammen sind insbesondere dem Anbaue von Kakao und Kaffee sehr günstig.

Bisher ist nur sehr wenig Land bebaut (wir sprechen hier von dem Plantagenbau der christlichen Bevölkerung). Die Regierung hat seit 1862 3084 ha verschenkt oder zum Anbau angewiesen, thatsächlich sind aber nur 600 kultiviert, die übrigen sind noch Wald. Von jenen 600 ha gehören 120 Weißen, 140 Farbigen (meistens sind diese von der portugiesischen Insel S. Thomas herübergekommen) und 340 sind im Besitze von Negern von der Sierra-Leone-Küste.

Das Klima der Insel ist schlimm, aber bei weitem nicht so, als es verrufen ist, jedenfalls besser als das von Kamerun. Sumpffieber und die tropische Anämie sind sehr verbreitet, leider hat die spanische Regierung sich noch nicht veranlaßt gefunden, auf den Hängen des Pik's dieser Insel ein Sanatorium zu errichten.

Was die Verwaltung und Regierung der Insel anbelangt, so wird dieselbe arg durch den häufigen Wechsel der Gouverneure geschädigt, deren jeder bestrebt ist, alles, was sein Vorgänger geschaffen, wieder umzustürzen; so wird denn in einem fort herumexperimentiert und die Kosten der Gouverneurelaunen werden mit der Wohlfahrt des Landes bezahlt. Der Gouverneur hat zwar an seiner Seite zwei Räte, aber sie „genieren“ ihn nicht, denn der eine besteht aus vier Subalternbeamten und dem Vorstande der katholischen Mission, er heißt „Junta de Autoridades“, und es ist erklärlich, daß diese Junta zu allem „ja“ sagt, was der Gouverneur will, denn — da in Spanien jeder Beamte ohne weiteres entlassen werden kann — ein Wort von ihm genügt, um seine Untergebenen um Amt und Stellung zu bringen. Der andre Rat ist ein Überbleibsel der englischen Herrschaft, er heißt „Consejo de Vecinos“, er besteht aus Vertretern der Kolonisten, aber auch aus Beamten, doch bilden die ersteren (Weiße, Neger und Mulatten) die Majorität. Leider darf der Consejo de vecinos nur Rat erteilen und nun den Rat von Farbigen oder Kreolen pflegt sich ein waschechter Spanier nicht zu kümmern.

Die Ausgaben von ganz Spanisch-Guinea betragen 329 102,39 Dollars (Budget 189½), die Einnahmen betragen 11 096,90 Dollars, von denen 4000 auf Clobychico (1000 allein auf das deutsche Haus Woermann) entfallen. Das Defizit wird durch einen Zuschuß von den Philippinen getragen.

In neuester Zeit plant man, spanische, in Oran angesiedelte Familien nach Fernando Póo zu überführen, ein Unternehmen, das, wie es bei der spanischen Unordentlichkeit nicht anders sein kann, mit einer Katastrophe enden wird. (Revista de geografía comercial. Januar 1892.)

F. B.

Biberdämme an der Elbe.

Von Dr. H. Friedrich. Dessau.

Der in Nr. 14 dieser Zeitschrift veröffentlichte Aufsatz über „die Umgestaltung der Landschaft durch Biber“, sowie der ebenda reproduzierte Abdruck eines photographierten Biberdammes von Henrys Fork in den Vereinigten Staaten geben mir Veranlassung, an einige Beobachtungen ähnlicher Vorkommnisse in deutschem Gebiete zu erinnern. Es dürfte wohl noch nicht genügend bekannt sein, daß auch unsere Elbbiber in ganz ähnlicher Weise wie ihre transatlantischen Brüder ihren Bautrieb äußern und darin den letzteren keineswegs an Kunstfertigkeit nachstehen, wie man noch jetzt vielfach glaubt. Hier wie dort sind diese Tiere infolge des lebhaften und geräuschvollen Schiffsverkehrs vom Hauptstrome mehr auf die ruhigeren Nebenflüsse, namentlich auf die kleineren, durch Laubholzbestände fließenden Bäche und die abseits des Stromes liegenden Altwasser zurückgedrängt und führen hier an einzelnen besonders ruhigen Stellen ein ungestörtes Leben, legen Baue und Burgen an und schneiden sich zur Äsung Baumstämme, deren Stümpfe und umherliegende Schälstücke auch dem Nichteingeweihten die Nähe dieses Nagers leicht verraten. Doch auch die meist nur aus amerikanischen Gebieten erwähnten Dammbauten zum Aufstauen der Gewässer bei niederem Wasserstande kommen bei uns vor, häufiger als man vielleicht glaubt. Zwar finde ich hierüber nur die von R. von Meyerinck herrührende und öfter wiederholte Notiz, daß im Sommer 1822 die unterhalb Wittenberg mündende Nuthe durch Biber abgedämmt worden ist. So schreibt Lenz (Die Säugethiere u. s. w.) S. 375: „Die Nuthe war zu dieser Zeit so seicht, daß die Ausgänge der Röhren in dem Ufer überall sichtbar wurden und unterhalb derselben nur noch einige Zoll tief Wasser stand.

Die Biber hatten eine Stelle gesucht, wo in der Mitte des Flusses ein kleiner Heger vorkam, von welchem sie zu beiden Seiten starke Reiser ins Wasser warfen und die Zwischenräume mit Schlamm und Schilf ausfüllten, so daß dadurch der Wasserspiegel oberhalb des Dammes um einen Fuß höher stand als unterhalb desselben. Der Damm wurde mehrmals weggerissen, aber während der folgenden Nacht wieder hergestellt.“ Im Laufe der letzten drei Jahre, während welcher ich die Biber zu beobachten Gelegenheit gefunden habe, sind mir jedoch noch drei weitere Fälle bekannt geworden.

Der eine Dammbau fand sich vor drei Jahren im Heinrichswalder Forste unterhalb Wittenberg; ich habe desselben in meiner Abhandlung über die Verbreitung des Bibers in den „Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S.“ 1891, S. 97 Erwähnung gethan.

Einen zweiten Biberdamm konnte ich selbst genau besichtigen; der Abflußgraben des bei Dessau gelegenen Gr.-Kühnauer Sees wurde im November v. J. unweit seiner Mündung in die Elbe durch einen 1½ m hohen Damm gesperrt und sein Wasser dadurch über 1 m gestaut. Ich beschrieb diesen Bau ausführlich in dem Beiblatte zur Magdeburgischen Zeitung (1892, Nr. 8), weshalb ich an dieser Stelle darauf verweisen muß; nur möchte ich noch bemerken, daß das Aussehen des freilich nur zirka 3 m

Digitized by Google

langen Dammes insofern von dem aus dem amerikanischen Gebiete abgebildeten abwich, als seine aus dem Wasser hervorragende, überall mit schlammigen Rasenstücken dicht belegte Kante ziemlich glatt verlief, während der Bau im Henrys Fork hervorragende Äste und Zweige zeigt und dadurch ein mehr heckenartiges Aussehen gewinnt. Leider war es mir nicht möglich, das interessante Bauwerk photographisch fixieren zu lassen, da bald nach seiner Vollendung — der Damm war schon einmal von Waldarbeitern zerstört, aber vom Biber sofort wieder hergestellt — eintretendes Tauwetter den Zugang zu jener Gegend unmöglich machte und dasselbe jetzt bis auf wenige Spuren vernichtet ist.

Ende März d. J. ist wiederum der Versuch gemacht worden, an einer etwa 1 km weiter oberhalb gelegenen Stelle desselben Baches das insolge Schleusenschlusses niedrige Wasser aufzustauen, doch steht das Bauwerk noch jetzt in seinen Anfängen, da bald darauf durch Öffnung der Schleuse dem Graben wieder genügende Wassermengen zugeführt wurden und der Weiterbau des Dammes daher unterblieb.

Eine bezügliche Umfrage im Elbaugebiete würde wahrscheinlich die Zahl der bekannten Biberdämme noch vermehren. Der Grund dafür, daß im Laufe so vieler Jahre weitere hierauf bezügliche Notizen nicht vorliegen, ist einmal in dem Mangel an Interesse für derartige Beobachtungen zu suchen, weiter aber kommt dazu, daß solche den Abfluß des Wassers hindernde Banten gewöhnlich sehr schnell wieder beseitigt werden, um Überschwemmungen von Äckern oder Wiesen zu verhüten.

Doch schon nach den vier bis jetzt bei uns bekannt gewordenen Beobachtungen über Biberdammbauten habe ich kein Bedenken getragen, zu behaupten, daß auch unsere Elbbiber in gleicher Weise gebaut haben müssen, wie die amerikanischen, und daß infolgedessen Umgestaltungen des landschaftlichen Charakters durch ihre Thätigkeit auch bei uns vor sich gegangen sein dürften, wie sie aus der Neuen Welt berichtet werden. Denn die hier zu verschiedenen Zeiten und an getrennten Orten sich äußernde Baulust dieser Tiere spricht wegen der Gleichartigkeit ihrer Produkte für einen vererbten Trieb, der jedesmal dann mit unwiderstehlicher Gewalt zum Durchbruch kommt, wenn die Tiere sich in ihrer Existenz gefährdet sehen. Eine solche Gefahr tritt aber dann ein, wenn der Wasserstand zu niedrig und ihnen dadurch die Möglichkeit zum Schwimmen und Tauchen genommen wird. Das Freiwerden der Röhren des Baues allein veranlaßt nicht notwendig die Biber zum Dammbau. Im Elbstrome, sowie in Seen würde es ihnen auch nicht gelingen, ihre durch Wasserabnahme bloßgelegten Wohnungseingänge durch irgend welches Bauwerk wieder unter Wasser zu setzen. Hier sichern sie sich in anderer Weise: sie verdecken ihren Eingang durch einen buhnenartigen Vorbau aus ineinander geflochtenem Reisig, dessen vorderes Ende, auf dem Wasser schwimmend, ihnen ein unbemerktes Entweichen in ihr eigentliches Element gestattet. Ich kenne zahlreiche solcher Vorbaue an der Stromelbe und an stehenden Gewässern. Wahrscheinlich kommen sie auch im amerikanischen Bibergebiete vor, obwohl ich noch nichts darüber habe in Erfahrung bringen können.

Eins jedoch vermisse ich bei unsern Bibern, was Credner in seinem Artikel über „die Beeinflussung des topographischen Charakters gewisser Landstriche Nord-Amerikas durch den Biber“ (Petermanns geogr. Mitteilungen 1869) dem amerikanischen nachrühmt, nämlich das Anlegen von Wasserläufen zum Herbeiflößen des weiter landeinwärts gefällten Holzes, Kanäle, die zu Abzugsgräben für Sümpfe, sowie zu selbständigen Bächen werden, ja deren weiterer Ausbau sogar zur Durchbrechung von Wasserscheiden beigetragen haben soll. Trotz unausgesetzter Bemühungen habe ich nichts Derartiges im Elbgebiete finden können. Durch Einbruch der oft dicht unter der Erdoberfläche liegenden Röhrenbauten entstehen wohl zuweilen sogar bis 20 m lange Wasserrinnen, die ich jedoch wegen ihrer nur geringen Breite und wegen ihres vielfach gekrümmten Verlaufes, weshalb sie zum Fortflößen von Holz absolut untauglich sind, mit den oben genannten Biberkanälen nicht vergleichen kann. Ich muß gestehen, daß ich deshalb gegen die Angaben über die Thätigkeit der Biber in dieser Richtung etwas mißtrauisch geworden bin. Unsere Biber wissen sich in gleicher Lage anders zu helfen: sobald in der Nähe ihres Wohnsitzes Nahrungsmangel eintritt, vielleicht dadurch, daß der angrenzende Bestand abgehauen wird, ziehen sie aus und siedeln sich in einer ihnen zusagenden, benachbarten, holzreichen Gegend wieder an.

Kapitän Bowers Reise quer durch Tibet.

Über diese, in geographischer Beziehung hochbedeutsame Reise, die uns große unbekannte Strecken Asiens erschließt, liegen jetzt nähere Berichte vor.

Kapitän Bower vom indischen Generalstab, Dr. Thorold, ein Pathan, ein Hindukoch, sechs Karawanentreiber mit 47 Ponis und Maultieren verließen die Stadt Leh in Ladak am oberen Indus am 14. Juni 1892 und überschritten am 3. Juli den Lanakmapaß an der tibetanischen Grenze, indem sie die tibetanischen Posten umgingen. Von da ab war ihre Reise fast unausgesetzt gegen Osten gerichtet, wobei sie ganz Tibet bis zur chinesischen Grenze durchquerten. Sie trafen zunächst auf eine Reihe Salzseen, von denen der Hor-Ba-Tu in einer Höhe von 5465 m liegt! In südöstlicher Richtung weiter ziehend, erblickten sie nördlich von ihrer Straße in 83° östl. L. und 35° nördl. Br. eine ungeheure, schneebedeckte Bergkette mit hohen Gipfeln, welche sie den höchsten des Himalaya gleichstellen.

Nach langen, mühseligen Reisen auf 4500 m hohen Hochlanden, wo das Wasser selten und die Bewohner ebenso selten waren, wurde am 3. September Gya-Rin-Lintschin, am nördlichen Ufer des Tengri Nor (91° östl. L. und 31° nördl. Br.), erreicht. Hier, in der Nähe der heiligen Hauptstadt Lhassa wollten Beamte der Regierung sie zur Rückkehr zwingen, indessen einigte man sich dahin, daß sie Führer und Pferde zur Reise nach Osten, nach der chinesischen Grenze erhielten.

Am 31. Dezember 1891 erreichte Bower Chiamdo, wobei er auf eine kurze Strecke mit Bonvalots Route zusammentraf. Hier war er nun, nachdem die öden Tafellande hinter ihm lagen, in einer fruchtbaren, bewaldeten Landschaft. Aber die 3000 Mönche von Chiamdo, die hier in wunderschönen Klöstern lebten, versuchten ihn anzugreifen, wichen aber zurück, als sie die Hinterlader der Engländer erkannten. Von hieraus wollte Kapitän Bower nach Oberburma sich durchschlagen, da ihm aber immer und immer wieder von 200 Europäern erzählt wurde, die in Tartschindo an der chinesischen Grenze stehen sollten, so beschloß er, diese aufzusuchen. Nachdem er Gills Route gekreuzt, traf er am 10. Februar 1892 in Tartschindo ein, wo aber nur zwei französische Missionare sich befanden. Auf den Zuflüssen des Yangtsekiang und auf diesem selbst gelangten die Reisenden am 29. März nach Schanghai.

Von Lanakma an der Westgrenze Tibets bis nach Tarschindo an der Westgrenze Chinas wurden 3200 km durch fast ganz unbekanntes, für die Wissenschaft neues Land zurückgelegt. Die Reise war eine schwierige und mühevolle, oft wurden Märsche von 45 km an einem Tage gemacht, Wasser war oft sparsam und 13 Tage hintereinander führte die Reise über ein 5000 m hohes Tafelland.

Digitized by Google

Die Tiefseeablagerungen nach den Ergebnissen der Challenger-Expedition.

In der Reihe der hochwichtigen Arbeiten, zu denen die Expedition des Challenger Anlaß gegeben hat, ist sicher eine der wichtigsten die Bearbeitung der gewonnenen Grundproben durch Murray und Renard [1]). Sie behandelt einen Gegenstand, welcher für die Geologie von der allergrößten Bedeutung, aber bis in die neueste Zeit hinein völlig unbearbeitet geblieben ist, so daß die Geologen bezüglich der Natur der im Tiefwasser abgelagerten Schichten gänzlich auf Hypothesen angewiesen waren und man sich nach in der neueren Zeit darüber streiten konnte, ob die versteinerungsreichen Schichten der Kreideformation im seichten oder tiefen Wasser abgelagert seien. Schon der vorläufige Bericht, den Sir Wyville Thomson in 1875 erstattete, warf ein völlig neues Licht auf diese bis jetzt ganz dunkel gebliebene Frage. Der heute vorliegende Band enthält die Resultate einer sechzehnjährigen ununterbrochenen Arbeit, von deren Mühseligkeit der Nichtfachmann sich kaum eine Vorstellung machen kann. Die Autoren haben sich nicht damit begnügt, die zahlreichen Grundproben des Challenger mit der Lupe und einigen chemischen Reagentien zu untersuchen, sondern sie haben auch die verschiedenen Bestandteile jeder Probe durch Schlämmen und Sieben vaneinander getrennt und dann sorgsamst mit dem Mikroskop durchmustert. Auch haben sie nicht nur die Grundproben des Challenger untersucht, sondern beinahe alle von den Forschungsexpeditionen anderer Nationen beschafften, so daß ihre Arbeit eine vollständige Übersicht über alles giebt, was jetzt von der Natur der Tiefseeablagerungen bekannt ist.

Als ein äußerst wichtiges Unterscheidungsmittel für die verschiedenen Ablagerungen ergab sich die Farbe, besonders für die aus den größeren Tiefen stammenden. Der rote, der blaue und der grüne Schlamm erwiesen sich als auch sonst in jeder Hinsicht gut verschieden.

Die Autoren unterscheiden zunächst die drei üblichen Arten Ablagerungen: aus dem Tiefwasser jenseits der Hundertfadenlinie, aus dem seichten Wasser zwischen dieser und der Ebbelinie und aus der Küstenzone oberhalb der Ebbelinie. Eine ganz andere Scheidung erhält man aber, wenn man die Ablagerungen nach ihrem Ursprung in pelagische und terrigene sondert. Die letzteren bilden sich nur in der Nähe des Festlandes und erhalten ihre Bestandteile von diesem, die ersteren sind vom Festlande völlig unabhängig und bilden sich auf offener See in großer Tiefe. Die terrigenen Sedimente bestehen neben Schlamm auch aus Sand, Kies u. dergl., die pelagischen nur aus ganz feinem Schlamme, der von dem Schlamm der terrigenen Absätze grundverschieden ist und von den Autoren als „ooze“ im Gegensatz zu „mud“ bezeichnet wird. Die Unterscheidung ist von großer Wichtigkeit und könnte im Deutschen etwa durch Schlamm und Schlick wiedergegeben werden. Von „ooze“ lassen sich in den Tiefseeablagerungen fünf verschiedene Arten unterscheiden. Den größten Teil des Tiefseebodens nimmt der „red clay“ ein, der ungefähr ein Drittel der Gesamtoberfläche der Erde bedecken mag, ein weicher, plastischer, sich etwas fettig anfühlender Thon, welcher der Hauptsache nach aus kieselsaurem Thonerdehydrat besteht und beinahe gar keinen kohlensauren Kalk enthält. Er bildet sich wahrscheinlich aus der Zerlegung von Bimsstein und vulkanischer Asche, welche schwimmend durch oberflächliche Strömungen, oder in der Luft schwebend durch die Winde verteilt werden aber auch bei submarinen Eruptionen direkt in das Tiefwasser gelangen.

Neben dem roten Thon findet sich in den größten Tiefen besonders der „Radiolarian Ooze“, der ganz allmählich in ihn übergeht und sich nur durch den größeren oder geringeren Gehalt an Radiolarienschalen unterscheidet. Er erfüllt die größten Tiefen, besonders im Stillen Ozean zwischen Japan und Neuguinea, wo er nur wenig Thon, aber etwa 80 Proz. kieselige Organismen und 338 Arten Radiolarien enthielt. Im Atlantischen Ozean hat man ihn bis jetzt noch nicht angetroffen und wird ihn nach der Ansicht der Herren Murray und Renard auch schwerlich jemals finden.

Den Diatomeenschlamm, der sich durch den Gehalt an Diatomeenschalen auszeichnet, hat der Challenger nur an fünf Stellen, sämtlich im antarktischen Gebiet gelegen, gefunden; seitdem hat ihn die Tuscarora auch im nördlichen Stillen Ozean, nahe den Kurilen entdeckt, er scheint damit den kälteren Regionen eigentümlich. In reinem Zustande unterscheidet er sich kaum von den Diatomeenablagerungen des Süßwassers, meistens sind ihm aber feine Mineralpartikel beigemengt, die ihn weniger feinmehlig erscheinen lassen.

In geringeren Tiefen als die drei vorgenannten tritt der Globigerinenschlamm auf, die am längsten bekannte Ablagerung, welche sich durch ihren Reichtum an Foraminiferenschalen und demgemäß durch einen bis zu 96 Proz. steigenden Gehalt an kohlensaurem Kalk auszeichnet. Der Durchschnittsgehalt beträgt allerdings nur 64 Proz., der Rest ist dem „red clay“ ähnlich und wahrscheinlich desselben Ursprunges. Der Globigerinenschlamm ist weiß, rosa oder gelblich und in trockenem Zustande zerfallbröckig. Er findet sich in geringeren Tiefen der wärmeren Meere und geht nur da weiter nördlich, wo warme Strömungen laufen.

Der Pteropodenschlamm ist ihm ähnlich, enthält aber mehr Schalen von Mollusken, besonders Pteropoden und Heteropoden. Man findet ihn besonders auf den Bodenschwellen, welche den Atlantischen Ozean rückenartig durchziehen. Ähnliche Ablagerungen, welche sich in gleicher Tiefe am Rande der Festländer bilden, sind durch die stärkere Beimengung terrigener Substanzen leicht zu unterscheiden. Der durchschnittliche Kalkgehalt des Pteropodenschlammes ist noch höher, als der des Globigerinenschlammes und beträgt 74 Proz.

Von den genannten Formationen nimmt die red clay bei weitem den größten Teil ein, gegen 51½ Mill. Squaremiles, die mittlere Tiefe, in welcher er abgelagert wird, ist 2730 Faden. Der Radiolarienschlamm bedeckt einen Raum von 2290000 Squaremiles in durchschnittlich 2894 Faden Tiefe, der Diatomeenschlamm 10880000 Miles in 1477 Faden, der Globigerinenschlamm 49520000 Miles in 1996 Faden, der Pteropodenschlamm 400000 Miles in 1044 Faden. Von den außerdem unterhalb der Hundertfadenlinie liegenden 18 Mill. Squaremiles werden ungefähr 14 Mill. von einem bläulichen Schlick bedeckt, welcher reich an Eisen ist und durch dessen Oxydation an der Berührungsfläche mit dem Wasser rötlich gefärbt wird. Die mineralischen Bestandteile sind meistens feine Quarzkörner. Längs der Küste von Brasilien und im Golfen Meer sind diese Lager durch die von den großen Flüssen zugeführten feinen Schlammpartikelchen gelblich gefärbt, an andern Stellen durch beigemengten Glaukonit grünlich. Diese Farbenspielarten mögen etwa 2 Mill. Squaremiles bedecken. Eine etwas größere Fläche wird in der Umgebung von Koralleninseln und vulkanischen Erhebungen von deren feinstem Detritus bedeckt.

Über die chemischen Vorgänge im Tiefwasser äußert Herr Murray Ansichten, welche von den herrschenden zum Teil nicht unerheblich abweichen. Namentlich nimmt er an, daß Fäulnis auch in den größten Tiefen ununterbrochen stattfindet. Die Salzsäure von Erden und Alkalien, die einen großen Teil der Salze des Meerwassers bilden, werden, sobald sie mit Kohle zusammentreffen, zu Salzsäure reduziert

[1]) Report on the Scientific Results of H. M. S. „Challenger“, during the years 1873—76. Deep Sea Deposits. By John Murray, LL. D., and Rev. A. F. Renard, LL. D. London 1891.

Digitized by Google

unter Bildung von Kohlensäure. Für jedes Molekel Sulfat bildet sich zwei Molekel Kohlensäure. Diese löst nicht nur alle kalkigen Stoffe völlig auf, sondern zersetzt auch die Sulfide, so daß sich Karbonate bilden unter Freiwerden von Schwefelwasserstoff, welcher wieder zu schwefliger Säure oxydiert wird und schließlich den kohlensauren Kalk in schwefelsauren, also in Gips umwandelt. Die nitrogenen und eiweißartigen Stoffe der Tierkörper werden schließlich in Ammoniak und Salpetersäure zerlegt; ersteres bleibt teilweise frei im Meerwasser und ist durch Murray und Irwine überall nachgewiesen worden, oder bildet mit der Kohlensäure Verbindungen oder oxydiert sich zu Nitraten. Durch die Einwirkung des Schwefels und des Phosphors entstehen schließlich die schwefelsauren und phosphorsauren Salze.

Von den organischen Beimengungen sind die Kokkolithen und Rhabdosphären wahrscheinlich pflanzlichen Ursprungs. Von den Foraminiferen machen verhältnismäßig wenige an der Oberfläche lebende Arten über 90 Prozent aus. Höhere Organismen sind nur wenige vertreten, die Kruster nur durch seltene Scherenfüßen von Krabben, die Fische nur durch Otolithen und Zähne. Haifischzähne und Ohrknochen von Walen wurden nur an wenigen Stellen im red clay des Stillen Ozeans gefunden, andere Fischknochen nur ganz einzeln an wenigen Stellen, bezüglich der aus Kieselsäure bestehenden Organismen, der Diatomeen, Radiolarien und der Kieselnadeln der Schwämme sind die Autoren der Ansicht, daß sie in einem gewissen Grade im Meerwasser auflösbar sind, da sie an vielen Stellen fehlen, wo man sie mit Sicherheit erwarten sollte.

Unter den Mineralstoffen spielt Bimsstein in seinen Zersetzungsprodukten weitaus die erste Rolle. Meteorstaub ist nur in ganz geringen Quantitäten, aber überall vorhanden. Die Manganknollen bilden sich in der Tiefe selbst als Konkretionen um Kerne verschiedener Art und beziehen ihren Stoff vermutlich aus der Zersetzung basischer vulkanischer Gesteine. Die Glaukonitkonkremente scheinen ihren Ursprung in Mollusckenschalen zu nehmen. Winzige Kristalle von Phillipsit, die man in den größten Tiefen findet, stammen wahrscheinlich auch aus zersetzten vulkanischen Gesteinen.

Dem inhaltreichen Bande sind zahlreiche Tabellen, Karten und 29 sehr gut ausgeführte Tafeln beigegeben.

Beobachtungen über die deutsch-amerikanische Sprache.

Von Dr. Wasserzieher. Flensburg.

Ein in Nr. 2, Bd. LXI dieser Zeitschrift von Herrn Dr. Hoops veröffentlichter Aufsatz über pennsylvanisches Deutsch veranlaßt mich, meine eigenen Aufzeichnungen über deutsch-amerikanische Sprache, die jene ergänzen, weiteren Kreisen mitzuteilen. Während jene sich auf Pennsylvanien beschränken, beziehen sich meine Beobachtungen auf die Vereinigten Staaten im allgemeinen; sie sind hauptsächlich gemacht während eines halbjährigen Aufenthalts am oberen Mississippi und während eines vierteljährigen Besuches in San Francisco. Dabei hat sich mir ergeben, daß der Prozeß der Beeinflussung der deutschen Sprache durch die englische, sowohl hier als dort, in ziemlich gleicher Weise vor sich geht, daß es also, um den Ausdruck zu brauchen, eine deutsch-amerikanische Gemeinsprache giebt, die überall verstanden wird. Folgende Hauptpunkte charakterisieren die Bildung dieser Mischsprache:

1. Es unterliegen der Amerikanisierung fast ausschließlich die Ausdrücke des täglichen Lebens.

2. Die Ersetzung der deutschen Ausdrücke durch englische beschränkt sich im allgemeinen auf Substantive und Zeitwörter.

3. Die Substantive richten sich im Geschlecht gewöhnlich nach den deutschen, z. B. der River, die Office, das Ticket (Fluß, Schreibstube, Billet).

4. Die Orthographie wird selten germanisiert.

5. Die Wörter, welche in beiden Sprachen fast die gleiche Form haben, wie Haus = house, Brot = bread, Thaler = dollar, werden nicht amerikanisiert; die deutschen Fremdwörter, wie Billet, Serviette, rasieren, werden am schnellsten aufgegeben.

6. Die Wortstellung bleibt im allgemeinen die deutsche; namentlich bleibt die Hauptregel bestehen, daß das Zeitwort die zweite Stelle einnimmt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen teile ich das gesammelte Material mit. Es zerfällt naturgemäß in zwei Hauptgruppen: 1. Wortschatz. 2. Syntax.

1. Wortschatz.

a) Essen und Trinken, häusliches und Landleben. Dinner, Supper, Breakfast, Cider, Napkin (Serviette), Grocer (Materialwarenhändler), Dry Goods (Schnittwaren), Boardinghaus, Sommerboarder (Sommerfrischler), Picnic, Saloon (Restaurant), Store, Shop (Laden), Storekeeper, Barkeeper (ein passendes deutsches Wort fehlt wohl), wholesale (en gros, im ganzen), Baby, Butscher (Metzger), Gate (Thor), Fenze oder Fenz (Einzäunung jeder Art, in vielen Zusammensetzungen, wie Drahtfenz, Heckenfenz, Steinfenz u. s. w., wofür wir besondere Ausdrücke haben: Gitter, Hecke, Mauer u. s. w.), Matches (Streichhölzer), Parlour (Salon), well, all right, sure, plenty Geld (viel Geld), anyhow (so wie so); das ist mir händig (handy, bequem, passend), ein prominenter Mann (eminent, hervorragend), Bell, Belle (Glocke), die Bells ringt, hat gerungen (schlägt, läutet, hat geläutet), in die Country gehen (aufs Land gehen).

b) Verkehr. Ticket, Telegrafoffice (Billetschalter), Depot (Bahnhof), Waitingroom, Ferry (Dampfer zur Überfahrt auf Flüssen, Fähre), Car (Eisenbahn und Pferdebahnwagen), Bay (von San Francisco), River (= Mississippi; vergl. deutsch Ache = Wasser, dann jedes Flüßchen in Tirol), Steamer.

c) Zeitwörter. painten (malen), renten (mieten), printen (drucken), butschern (schlachten), boarden (in Pension leben), shaven (rasieren), treaten (die bekannte amerikanische Sitte des Freihaltens), moven (ziehen, die Wohnung wechseln), bieten (to beat = schlagen, übertreffen), das bietet einiges = das übertrifft alles, gleichen (to like = lieben, mögen), gleicht du das? troublen (bemurhigen). — Die Konjugation vollzieht sich nach deutscher Weise: ich painte, du paintest, er paintet, wir painten; troublet dich das?

2. Syntax.

Er machte seine Erscheinung (to make one's appearance) = er erschien, er läuft für Präsident (er bewirbt sich um die Präsidentschaft, d. h. läuft von Haus zu Haus und erbittet die Stimmen, wie einst der römische „Candidat"), bei Hand gemacht (hand = made), Geld machen (to make money), sein Leben machen, der Doktor macht gut aus (gute Geschäfte), er ist 100 000 Thaler wert (hat 100 000 Thaler), ich bin erlaubt es zu thun (persönlich!), ich denke so (I think so), ich bin kalt (mich friert), das wird's thun (das genügt), ich wünschte, ich wüßte (ich möchte wissen), ein Thaler und ein halb (a dollar and a half), du besser bleibst hier, ich gleiche das besser (I like that better), diesen Weg, den Weg (this way, that way, so auf diese Weise), kommt zu mir, einige Zeit (any time, wann du willst), das kann irgend jemand, eine Probenummer wird an irgend eine Adresse gesandt, ich fühle wohl (= mich wohl), es nimmt viel Zeit, ist das? ist es? hast du? (statt so?).

Digitized by Google

Vorstehende Wörter und Wendungen können als allgemein und überall üblich bezeichnet werden; wollte man alle diejenigen anführen, die man bei einzelnen Personen hört, so könnte man das englische Wörterbuch ausschreiben; bei manchen ist außer dem Artikel und einigen Verben fast alles englisch. Je ungebildeter von Hause aus, um so begieriger nehmen unsere Landsleute die Fremdwörter und syntaktischen Eigentümlichkeiten auf. Mehr als eine bestimmte Zahl von Wörtern und Wendungen nimmt das Deutsche nicht auf. Ist eine „Sättigung" eingetreten, so wird das Deutsche ganz aufgegeben und das Englische dafür angenommen. Mir ist kein Fall bekannt, wo das Deutsche sich über die dritte Generation hinaus erhalten hätte.

Die deutsch-amerikanischen Zeitungen, etwa ein halbes Tausend an der Zahl, haben diese Mischsprache, namentlich im Anzeigenteil, ebenfalls angenommen.

Verglichen mit dem Einfluß des Englischen aufs Deutsche ist der Einfluß des letzteren auf jenes gering; doch zeugen davon wenigstens Wörter, die mit der Sache zugleich aufgenommen wurden, wie sourkrout, Lager-beer (auch bloß lager, a glass of lager), Dutch (unter Anpassung an Deutsch durch Mißverständnis entstanden), Gesang-, Turnverein, Schützenfest u. a. m.

Noch einmal Pennsylvania-Deutsch.

J. Hoops hat in Nr. 2 dieses Bandes (S. 26 ff.) mit einigen Worten auf die große Bedeutung des Pennsylvänisch Deitsch hingewiesen. Ich vermag ihm im großen und ganzen nur vollständig beizustimmen und möchte noch ganz besonders betonen, welch ungeheure Wichtigkeit diese Volksbildungen für die Betrachtung der Mischung in Sprache und Anschauungen haben. Gerade in bezug auf die Sprache können wir nur mit Hilfe solchen Materiales größere Klarheit in die wichtige Frage nach Sprachmischung oder Mischsprache bringen und aus ihm dann erst ganz sichere Ansichten über Grundfragen des Sprachlebens, über die Verbreitung und Fortpflanzung der Sprache gewinnen. Aber auch auf andere ethnologische Probleme lenkt Pennsylvanien unsern Blick: in bezug auf Sagen und Märchen und Aberglauben vermögen wir hier zu untersuchen, ob die neue Umgebung, ob die neuen Anschauungen, ob endlich Volksmischung alte Vorstellungen umgestaltet hat.

Bin ich mit meinem Landsmann J. Hoops betreffs der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes vollständig einverstanden und halte ich es für sehr verdienstlich, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diesen Punkt hinzulenken, so muß ich ihm in bezug auf anderes widersprechen. Ihm erscheint Dr. W. J. Hoffman als der Königssohn, der das schlafende Dornröschen der ethnologischen Forschung in Pennsylvanien zum Leben erweckt hat. Dem ist aber nicht so; für die eigene Sprache und Art hat dort von jeher großes Interesse bestanden. Haldeman schrieb 1872 seinen Essay über Pennsylvania Dutch (Philadelphia 1872). Zwei größere Wörterbücher erschienen, von E. H. Rauch in seinem Pennsylvania Dutch-Handbook (zirka 5000 Worte) und von A. R. Horne, 'n Horn sei' Buch (5522 Worte); endlich von W. J. Hoffman ein Lexikon, das indes nach Learned (The Pennsylvania German Dialect I, 89, Anm. 1), in little moore than a revision of Horne's dictionary. Auch Sammlungen von Sagen existieren schon vor Hoffman hier und da, so in L. A. Wollenwebers Gemälden aus dem Pennsylvanischen Volksleben, Lykius I (Philadelphia und Leipzig 1869).

Auf die umfangreiche und blühende mundartliche Litteratur will ich nicht eingehen: der Dialekt tritt überall, in Zeitungen, periodischen Schriften und Büchern, oft und gern auf. Nur das will ich noch erwähnen, daß auch die pennsylvanische Sprache eine den neueren wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Darstellung gefunden hat. M. D. Learned wünschte in seinem Werke The Pennsylvania German Dialect die Aufgabe zu lösen, deren Behandlung Hoops a. a. O., S. 27 als sehr wünschenswert hinstellte. Learned, ein Schüler Fr. Zarncke's, hat bisher den ersten Teil seiner Arbeit veröffentlicht (American Journal of Philology, Bd. 9 und 10 und S. A. Baltimore 1889). Der publizierte Abschnitt enthält folgende Kapitel, aus denen Umfang und Anlage der Arbeit ersichtlich ist: Ethnography, Phonology, Inflection, Syntax, English Mixture. Der zweite Teil wird Abhandlungen über German Mixture und Etymology bringen. Ein reichhaltiges Progamm, dessen vorliegender Abschnitt sorgfältig ausgeführt ist. Die sprachliche Darstellung wird weiterhin gefördert durch die an Ort und Stelle erworbene Kenntnis des rheinpfälzischen Dialektes.

Man sieht, wie das Bild der Studien über heimische Sprache und Art in Pennsylvanien sich belebt und daß W. J. Hoffman mit seinen äußerst verdienstlichen Arbeiten nicht so allein steht, wie man nach Hoops Bemerkungen glauben möchte. Allerdings schließe ich mich dem Wunsche Hoops nach weiteren Forschungen besonders in bezug auf Sagen, Sitten, Gebräuche und Aberglauben gern an und glaube, daß wir von ihnen, falls sie richtig angelegt sind, die wichtigsten allgemeinen methodologischen Resultate zu erwarten haben.

Halle a. S. John Meier.

Aus allen Erdteilen.

— Henri Duveyrier, der hervorragendste französische Kenner Afrikas und Erforscher der nordwestlichen Sahara, ein durch großes Wissen, Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit ausgezeichneter Gelehrter, endigte am 25. April 1892 zu Sèvres durch Selbstmord. Geboren am 28. Februar 1840, erhielt er seine Erziehung teilweise in Leipzig, genoß in London den Umgang Heinrich Barths, der ihn zur Afrikaforschung bestimmte und trat 1859 seine erste Reise an, die ihn bis an die äußersten Posten der Franzosen im Süden Algeriens führte. Im Jahre 1860 ging er nach Wargla, von da nach Tuggurt und von hier östlich durch das südliche Tunesien bis Gabes am Mittelmeer. Noch in demselben Jahre trat er seine größere Reise nach dem Süden an, wobei er Ghat, Ghadames und Murzuk berührte und über Tripolis nach Paris zurückkehrte. Sein Hauptwerk Les Touaregs du Nord (Paris 1864) trug dem jungen Mann die goldene Medaille der Pariser geographischen Gesellschaft ein. Seitdem hat er, stets mit Afrikaforschung beschäftigt, zahlreiche Abhandlungen in den gelehrten Zeitschriften Algeriens und den Bulletins der Pariser geographischen Gesellschaft veröffentlicht. Im Jahre 1874 erforschte er die tunesischen Schotts; 1876 wurde er mit einer Sendung nach Marokko betraut. Von bleibendem Werte ist seine Sammlung der Ortsbestimmungen in Afrika. Am Kriege gegen Deutschland 1870 nahm Duveyrier in der Mobilgarde teil; gefangen wurde er nach Neiße gebracht, wo auf Verwendung der Berliner geographischen Gesellschaft ihm eine besonders auszeichnende Behandlung zu teil wurde.

Digitized by Google

— Der unterseeische Vulkanausbruch im Nordwesten von Pantelleria, welcher im Oktober 1891 stattfand, und über den der „Globus“ (Bd. LX, S. 351) einen Bericht brachte, ist jetzt ausführlich in den Annalen der italienischen meteorologischen Zentralstelle von Prof. A. Riccò geschildert worden. Die bisherigen vulkanischen Äußerungen der Insel bestanden in Ausdunstungen von Kohlensäure, heißen Quellen und Fumarolen, unter denen einige Schwefeldämpfe von 88° C. ausfließen. Im Jahre 1890 fanden bereits vulkanische Phänomene statt, durch welche die Nordküste gehoben wurde. Am 14. Oktober 1891 traten, drei Tage vor dem unterseeischen Ausbruche, heftige Stöße ein, die Quellen versiegten und abermals hob sich ein Teil der Nordküste, der, wie eine Strandlinie zeigt, sich 1890 bis 1891 im ganzen 80 cm über den früheren Stand erhob. Die unterseeische Eruption begann am 17. Oktober, als die Erdbeben nachließen und das Wasser wieder in den Quellen auftrat. Diejenigen, welche in Fahrzeugen die Stelle besuchten, fanden 4 km nordwestlich von Pantelleria schwarze, schlackige Bomben an der Oberfläche, die sich über einen Raum von 1 km Länge von Nordosten nach Südwesten erstreckten. Einige der Bomben stießen Dampf aus und rannten über die Meeresoberfläche dahin. Viele waren inwendig noch so heiß, daß sie Zink zum Schmelzen brachten, andere erschienen bei Tageslicht rotglühend. Einige Stücke flogen 20 m hoch in die Luft infolge der in ihnen (an der Oberfläche) eintretenden Explosionen. Die Bruchstücke, welche ein spezifisches Gewicht von 2,4 hatten, sanken alsdann. Die höchste im Wasser beobachtete Temperatur war 1,5° C. über derjenigen des umgebenden Meeres. Fischer, welche vorher eine Tiefe von 160 m an der Stelle des Ausbruches gefunden hatten, wollen nach demselben 350 m an demselben Orte gelotet haben. Das Aufsteigen von Gasblasen wurde beobachtet, die mitgenommenen Wasserproben enthielten aber keine Gase gelöst. Auch hat man an der Stelle des Ausbruches einen Geruch wie von Schießpulver beobachtet; auch die dunkeln, basischen und schlammigen Bomben, das einzige feste ausgeworfene Material, strömten beim Erhitzen einen Schwefelgeruch aus. Der Ausbruch endigte am 25. Oktober.

— Dr. Hermann Ignaz Bidermann, Professor der Staatswissenschaften in Graz, geboren am 3. August 1831 zu Wien, starb am 25. April 1892. Neben seinen juristischen und staatswissenschaftlichen Facharbeiten waren es besonders die Nationalitätsverhältnisse des vielsprachigen Österreich, denen Bidermann mit Erfolg seine Thätigkeit zuwandte. Seine gründlichen und gleichzeitig von sprachlichen und geschichtlichen Kenntnissen Zeugnis ablegenden Arbeiten auf diesem Gebiete sind: Die ungarischen Ansiedlungen 1862. Die Ramanen und ihre Verbreitung in Österreich 1877. Die Nationalitäten in Tirol 1882. Neuere slawische Siedlungen auf süddeutschem Boden 1888. Der 59. Band des Globus brachte seine Abhandlung über die Slawenreste in Tirol.

— Wangemannshöhe, so genannt nach dem Vorstande der deutschen Missionsgesellschaft für Ostafrika, ist der Name der neuen, Ende 1891 errichteten Missionsstation auf dem Berge Pipajuko, 40 km nördlich vom Nordende des Njassasees und am oberen Laufe des Jijisches Lukira. Gegründet wurde dieselbe vom Missionssuperintendenten Merensky, welcher den Sambesi, Schiré und Njassasee aufwärts fahrend am 2. Oktober hier im Kandelande anlangte, wo er friedliche Aufnahme fand. Nach seinem Berichte (deutsches Kolonialblatt, 15. April 1892) bewohnen die Lande ein Gebiet von 70 km nordsüdlicher und 100 km ostwestlicher Ausdehnung am Nordende des Njassa auf deutschem Schutzgebiet. Ackerbau und namentlich Viehzucht sind bei ihnen sehr hoch entwickelt. „Das Vieh steht nachts in Ställen, wird gefüttert und selbst gewaschen. Der Häuserbau ist so gut entwickelt, wie ich das nirgends in Afrika gesehen habe. Wir fanden Ställe 100 bis 200 Fuß lang, zierlich ausgeführt.“

— Neue rechte Zuflüsse des Ubangi. Die Nouvelles géographiques vom 2. April 1892 bringen Nachrichten von der Expedition Dybowski's nebst einer Karte (1 : 1500000), auf der zum ersten Male einige nördliche (rechte) Zuflüsse des großen Kongonebenflusses Ubangi dargestellt sind. Die mächtigeren derselben münden gerade da, wo der Ubangi sein nördliches Knie macht und kommen aus dem Bereiche der Wasserscheide gegen den Schari.

Nebenst, ein Begleiter Dybowski's, hat vom 20. bis 24. September 1891 den Nebenfluß M'paka erforscht, der unterhalb Banghi in den Ubangi mündet. Derselbe fließt in nordöstlicher Richtung, hat aber ein steiniges Bett und ist für die Schiffahrt unbrauchbar.

Dagegen stellt sich der Kema, welchen Brunache befuhr, als ein viel stattlicherer Strom dar. Er hat an seiner Mündung (ungefähr 17° östl. v. Paris und 5° nördl. Br.) noch eine Breite von 70 m und strömt kräftig in vielen Windungen aus Nordosten dem Ubangi zu, durch ein Land, in dem Elefanten, Büffel und Antilopen häufig sind. Sein Lauf ist dicht mit Fischerdörfern besetzt; die Stämme, welche hier wohnen, heißen Languassi, Dakoas und Krumas. Unter 5° 53' nördl. Br. und 17° 12' östl. L. nach Paris kam die Fahrt Brunaches zu Ende.

— Sir Lewis Pelly, vielfach verdient um die Kunde Vorderasiens und Indiens, starb am 22. April 1892 in Falmouth am Herzschlag im Alter von 67 Jahren. Er war geboren in Gloucestershire, trat schon 1841 in die indische Armee ein, machte 1856 den Zug gegen Persien mit, wurde 1859 britischer Gesandtschaftssekretär in Teheran und dann Generalkonsul in Sansibar. Seine Hauptthätigkeit entwickelte er von 1862 bis 1873 als englischer Resident in Buschir am Persischen Golf, wo er mit dem persischen Leben genau vertraut wurde und die religiösen Epen der Perser sammelte, die er unter dem Titel The Miracle-Play of Hasan and Husain veröffentlichte. Er war später Agent in der Radschputana und nahm nach seiner Rückkehr in die Heimat lebhaft an den Arbeiten der Londoner Geographischen Gesellschaft und der Asiatic Society Teil, deren Verhandlungen manchen Beitrag von ihm bringen. Eine kürzere Schrift von ihm Our North-West Frontier (in Indien) erschien 1858.

— Bezeichnung geographischer Namen in Ostafrika. Um eine übereinstimmende Bezeichnung geographischer Namen herbeizuführen, hat der kaiserliche Gouverneur von Ostafrika angeordnet, bei etwaigen Angaben die neueste Kieperteche Karte (3. Auflage, Verlag von D. Reimer) zur Richtschnur zu nehmen, nicht verzeichnete Ortschaften ꝛc. aber auf derselben behufs späterer Vervollständigung einzutragen. Bezeichnungen in der Landessprache, welche zwar in Ostafrika jedem verständlich, in der Heimat aber weniger bekannt sind, wie rugaruga, wachenzi, msungu ꝛc. nach Möglichkeit durch deutsche zu ersetzen oder doch wenigstens durch Beifügung solcher (in Klammern) zu erläutern.

(Deutsches Kolonialblatt.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage von Friedrich Brandstetter in Leipzig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 21.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Indonesische Masken.

Von C. M. Pleyte Wzn.

Konservator des Ethnographischen Museums der Königl. Zoologischen Gesellschaft „Natura Artis Magistra“ in Amsterdam.

I.

In der Neuen Folge seiner „Ethnographischen Parallelen und Vergleiche“ giebt Richard Andree eine umfassende Schilderung der geographischen Verbreitung der Masken, wobei er versucht hat, dieselben in ihrem Zusammenhange zu behandeln und die Vergleiche zu ziehen. Diese Maskenstudie ist die beste und bekannte, welche dieses Thema im allgemeinen, vergleichenden Sinne bespricht. Sie trägt, wie alle Arbeiten Andrees, das Gepräge großer Belesenheit und eifriges Bestreben, ein Schema für weitere Studien auf dem Gebiete der Masken herzustellen. Wie vortrefflich diese Arbeit aber auch sei, sie macht eine spezielle Behandlung der Masken eines beschränkten Gebietes nicht überflüssig, denn selbstverständlich konnten Detailbeschreibungen darin keinen Platz finden.

Dr. A. B. Meyer, der schon so manches Prachtwerk auf ethnologischem Gebiete veröffentlichte, hat noch im vorigen Jahre gezeigt, wie viel sich bezüglich der Masken noch sagen läßt, indem er den VIII. Band der Publikationen des königlich zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden den Masken widmete, speziell denen Deutsch-Neu-Guineas, Englisch-Neu-Guineas und des Bismarck-Archipels. Geht schon aus dieser Arbeit hervor, wie mannigfaltig und oft gründlich verschieden die Masken bei den dort wohnenden Papuwas sind, so werden wir in den folgenden Zeilen sehen, wie sehr dies auch mit den Masken der Papuwas von Niederländisch-Neu-Guinea und mit den verwandten Indonesiens der Fall ist.

Es ist unsre Absicht, die Masken der Indonesier ein wenig genauer zu betrachten, als bis jetzt geschah, einesteils, um hiermit einen Nachtrag zu Dr. Andrees und Dr. Meyers obengenannten Abhandlungen zu liefern, anderenteils, um zur Erklärung ihres Ursprunges beizutragen.

Im Anschluß an Dr. Meyers Werk werden wir von Osten nach Westen des Indischen Archipels gehen, also mit Niederländisch-Neu-Guinea anfangen und mit Sumatra schließen, jedoch mit Berücksichtigung von Dr. Andrees Klassifizierung. Wir besprechen also: 1. Die Masken im Kultus. 2. Die Masken im Kriege. 3. Die Masken in der Totenbestattung. 4. Die Masken in der Justiz. 5. Die Masken bei Schauspielen und Tänzen.

1. Die Masken im Kultus.

Kultusmasken, wie sie von Dr. Andree zitiert werden, also Puppenmasken, die im Zusammenhange mit der Dämonenwelt stehen, finden wir in Indonesien nur in ihrer einfachsten Form, im Westen nur sehr wenig verschieden von jenen der Neger, weil sie ausschließlich bei den am wenigsten entwickelten Völkern im Gebrauch sind. Wie der Neger mittels einer Maske einen Dämon zu täuschen oder zu vernichten strebt, so ist dies auch der Zweck der Bewohner der Südwest-Inseln. Namentlich diejenigen, welche die Inselchen Romang, Dama, Teun, Nila und Serua bewohnen, nehmen im Falle von Krankheit (die auch hier, wie überall in Indonesien dem Einfluß böser Geister, Nitu, zugeschrieben wird) ihre Zuflucht zu einer Maske, den Dämon zu verderben. Denn soll der Kranke genesen, dann muß vor allem der Geist der Krankheit unschädlich gemacht werden. Hierbei wird auf genannten Inseln wie folgt verfahren.

Wenn einer krank wird und seine Genesung erfolgt nicht von selbst, dann schickt man zum Priester, Rehare, mit der Bitte, seine Macht anwenden zu wollen, um den Krankheitsdämon auszutreiben. Zuerst versucht er durch allerhand Hokus Pokus, die Genesung herbeizuführen. Sind seine Anstrengungen aber umsonst, dann macht er eine Puppe von Borassus- oder Arengapalmblatt (Fig. 1) von ungefähr 20 cm Länge, welche er am Kopfende des Lagers des Kranken hinstellt. Vor die Puppe setzt er darauf einige Opfergaben, als: Sirih-pinang (Betel), ein wenig Reis und ein halbes Ei. Von dem Ei legt er noch ein Stückchen auf die Stirn des

Digitized by Google

Patienten, um den Geist der Krankheit aus seinem Körper herauszulocken. Der Geist läßt sich nicht lange bitten. Durch den Geruch der ihm gespendeten Gaben angezogen, verläßt er des Kranken Leib und verzehrt zuerst die Speise auf dessen Stirn. Gefällt ihm diese, was gewöhnlich der Fall ist, dann begiebt er sich in die Puppe, um den bei dieser befindlichen Siribpinang und Reis genießen zu können. Während der Geist hinüberzieht, pfeift der Rebare leise und murmelt fortwährend, als ob er ihn rufe. Denkt dieser sich nun den Übergang vollbracht, dann ergreift er plötzlich die Puppe und haut ihr den Kopf ab, wodurch er dem darin befindlichen Nitu den Rückweg abschneidet [1]). Ganz verschieden nach dem Gebrauch, der davon gemacht wird, aber aus derselben Ursache hervorgehend, ist ein Idol, halb Maske, halb Geist, jedoch der Form nach eine Maske, die der als wissenschaftlicher Reisender wohl bekannte Italiener Modigliani auf der Insel Nias entdeckte. Diese Maske diente nicht nur dazu, um einen Geist, den Begu Lenio, temporär aufzuhalten, sondern um ihn bleibend zu bändigen. Eines Tages, so schreibt er „mi fi una volta portata una facia monstruosa fatta di un disco tratto dalla parte interna della base foglie del cocco, contornato con filamenti di *Arenga sacharifera* e pezzetti di colonina rossa. Con dei fori e dei pezzi sovrapposti erano traciati assai bene gli occhi, il naso e la boca, che coll' alternarsi dei colori giallo, rosso en nero davano alla faccia un aspetto pauroso, che colpiva a prima vista. Mi fu detto essere l'immagine di Bèchu lenio. Non l'ebbi dal mago, di Hili Nagüeu da cui potei procurarmi molti idoli, ma da un uomo qualqunque di Hili Zabòbo. Egli respondeoa sempre alle mie interagazione dicendo: lo sochi bèchu, lo sochi bèchu; intendendo che non era uno spirito buono. No sono però convinto che rappresenti daooero un Bèchu Lenio, perchè di solito uon si usa raffigurare in nessun modo i Bechu e se uon vi è qualche preferenza speciale a favore di questo, sarei assai inclinato a credere una mistificazione l'ogetto representato dalla figura [2])".

Eine sehr verschiedene Art Kultusmasken bilden die Totenmasken, d. h. nicht die Masken, welche bei der Totenbestattung in Verwendung kommen, sondern diejenigen, welche gebraucht werden, um es der Seele eines Verstorbenen, selbst längere Zeit nach dem Tode, möglich zu machen, sich mit den Hinterbliebenen in Verbindung zu setzen. Ein Beispiel solcher Art Masken führten wir schon früher bei unserer Beschreibung einiger Kultusgegenstände der Batakś an, wo wir eine Topengmaske beschrieben, die einem Knaben vorgebunden wird, um seiner allein zurückgebliebenen Mutter Gelegenheit zu geben, von ihm neuen Kindessegen zu erbitten, denn nach dem herrschenden Volksglauben befindet sich die Seele des toten Knaben in dieser Maske [3]). Derartige Masken, nur ein wenig verschieden in der Form, werden auch von den Tolaga-Alfuren am Poso-See an der Bucht von Tomini (Celebes) benutzt. Sie heißen Pemia und sind aus hartem Holz angefertigt, massiv und nur an der inneren Seite roh ausgehöhlt, während die vordere Seite bemalt und mit schwarzen Strichen, welche Mund, Augenbrauen, Lippen ꝛc. vorstellen sollen, versehen ist. Der eigentliche Gebrauch geht aus der Beschreibung dieser Masken, der wir obiges entlehnten, nicht hervor. Nur sollen sie nicht häufig vorkommen und schwierig zu erhalten sein, weil dem Glauben nach in diesen Masken die Seele eines Dahingeschiedenen verweilt. Sie scheinen also Masken und Ahnenbilder zu gleicher Zeit zu sein [4]).

Noch verdient Erwähnung die Maske, welche beim Hassan-Hosain- oder Tabutfeste, einem religiösen mohammedanischen Feste, in Bengkulen auf Sumatra getragen wird, und worauf von Dr. Serrurier, Direktor des ethnographischen Reichs-Museums in Leiden, die Aufmerksamkeit gelenkt wurde [5]).

2. Die Masken im Kriege.

Sich zu maskieren, bevor man in den Krieg zieht, ist unter unzivilisierten Völkern aller Weltteile eine weit verbreitete Gewohnheit. So auch in Indonesien. Jedoch sind diese noch nicht soweit gekommen, daß sie zu diesem Zwecke besondere Masken verwenden, sondern sie benutzen zunächst ihre eigene Haut, die sie durch Bemalung in eine Maske umändern, um sich ein schreckliches Aussehen zu geben. In Indonesien, ausgenommen die Papuas von Neu-Guinea, sind die meisten Völker allerdings soweit gekommen, daß sie die allgemein übliche Bemalung des Körpers nicht mehr, wenn sie zum Kriege ausziehen, benutzen, sondern nur noch als bloße Körperverzierung. Daß es früher aber anders gewesen ist, dafür spricht, um hier nur ein einziges Beispiel anzuführen, die Gewohnheit der Mentawei-Insulaner. Von diesen wird berichtet, daß die Weiber wie auch die Männer sich oft die Stirn mit einer gelbroten Farbe beschmieren, was jedoch erst seit kurzem allgemeiner Brauch geworden ist, denn früher bemalte man sich nur bei Sterbefällen und wenn es gegen den Feind ging [6]).

Als die Bemalung zu kriegerischen Zwecken aus uns unbekannten Gründen aber Mode geworden war, wurde nach einem Ersatz gesucht, der in der Maske gefunden wurde. Versuchte man anfangs durch die Körperbemalung sich ein schreckliches Äußeres zu geben, so that man dieses später durch eine Maske. Daraus läßt es sich denn auch erklären, daß diese Masken immer schreckhafte Antlitze vorstellen. Sehr allgemein wurde ihr Gebrauch aber nie, und nachdem die Europäer im Archipel sich festgesetzt hatten, verschwanden sie allmählich aus deren Gebrauch. Erstens wahrscheinlich, weil die Eingeborenen bald sahen, daß die Masken gar keinen Einfluß auf ihren neuen Gegner ausübten, zweitens, weil Kriege unter den Eingeborenen selbst weniger häufig wurden. Dies schließt aber nicht aus, daß bei einzelnen Völkern noch Kriegsmasken im Gebrauch sind oder vor kurzem waren. So z. B. erzählen die älteren Berichterstatter, daß die Leibwache des Sultans von Ternate früher aus maskierten Kriegern bestand, deren Masken Tjakaiba hießen [7]). Jetzt sind diese aber, wie wir später sehen werden, nur noch als Vermummung von Possenreißern im Gebrauch. Ebenso erging es wahrscheinlich den Kriegsmasken der Dajaks, die jetzt noch in der Form von Helmen in Verwendung kommen. Wie bekannt, trägt der Dajak, wenn er dem Feinde entgegen geht, ein kegelförmiges Mützchen von Rotanggeflecht, mit Panther- oder Bärenhaut überzogen und mit den Schwanzfedern des Argusfasanes und Rhinozerosvogels verziert. An der vorderen Seite dieser Mütze ist vielfach ein Fratzengesicht angebracht, mit großen Hauern, großen Augen, einem großen Mund und einer großen Nase, die meist mit sehr grellen Farben angestrichen sind [8]). (Fig. 2.) Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß das Antlitz, welches sich jetzt auf dem Hute befindet, früher vor das Gesicht des Kriegers gehängt wurde, sie kommt uns aber unwahrscheinlich vor, und dies wohl um so mehr, weil des Dajaks Hauptwaffe, abgesehen vom Schwert, Mandau, das Blasrohr, Sumpitan oder Sipet, ist. Um letzteres mit Erfolg benutzen zu können, muß er natürlich Augen und Mund ganz frei haben, was mit einer Maske nicht so leicht ist.

Deshalb meinen wir denn auch, daß die Maske immer auf dem Hut befestigt gewesen ist. Sie war darum aber nicht nutzlos, denn wenn zum Angriff mit dem Schwert übergegangen wurde, und die Krieger, bis unter die Augen ganz vom Schilde beschützt, auf einander losstürmten, ragte

Digitized by Google

der Helm immer noch hoch genug darüber hinaus, um seine Pflicht als Schreckmittel erfüllen zu können.

Eigentliche Kriegsmasken, gerade wie sie die Japaner gebrauchen, finden wir, soweit uns bekannt, nur bei den Niassern, westlich von Sumatra. Wenn sie sich zum Kriege vorbereiten, bildet nebst Waffen, Schild und Panzer der Helm ein Hauptstück ihrer Rüstung. „Dieser Helm hat eine doppelte Rolle zu erfüllen, denn er muß nicht nur den Kopf des Kriegers beschützen, sondern dessen Gegner auch in Schrecken versetzen. Er besteht aus zwei Teilen, einem oberen, dem eigentlichen Helm, und einem unteren, der Maske. Ersterer ist netzartig aus rohrdicken Rotan geflochten; die Öffnungen, welche zwischen den Rotanstücken übrig bleiben, werden mit Büscheln von Arengafasern ausgefüllt, die, auf dem Helm auseinander stehend, diesen sozusagen zu einer Perrücke gestalten. Der untere Teil besteht aus einem Voll- und Schnurrbart, aus denselben Fasern angefertigt, die vor dem Gesichte hängen[9]). (Fig. 3.) Überdies wurden von den Kriegern dieser Insel noch metallene Hauer auf der Oberlippe festgebunden, worüber Modigliani folgendes mitteilt. „In guerra si porta senza aleun ornamento ed allora suolsi aggiungere un paio di baffi metallici che appoggiati al labbro superiore del guerriero, vengono legati dietro l'orrecchio o al margine dell' elmo. I baffi detti Bumbéwe tâfeo, sono di lamiera di ferro o di filo d'ottone battuto, annerito con una vernice composta di olio di cocco bollente misto a fuliggine, che essi adoperano anche per proteggere contro la ruggine il casco ed il ferro delli lancie. Portando questi baffi sperano di far paura al nemico e forse avranno raggiunto questo scopo i primi che il usarono, ma non certo i moderni guerrieri, perchè quello spauracchio devo aver perso assai d'efficacia per la sua grande diffusione[10])." Es sei noch bemerkt, daß auch die Papuwas, bevor sie ausziehen, Schweinehauer durch das Nasenseptum stecken, damit sie recht fürchterlich aussehen[11]).

3. Die Masken in der Totenbestattung.

Auch diese Art Masken ist in Indonesien nur sporadisch vertreten. Nur von den Bataks waren sie mir bekannt, aber Herr Dr. Serrurier, mit dem ich über diesen Fall sprach, wußte mir gleich noch eine derartige Maske, von den Dajaks stammend, zu nennen, die sich im Reichs-Museum befindet; ihm verdanke ich die der Abbildung zu Grunde liegende Photographie (Fig. 4)[12]). Die Maske, wie die andern Dajakmasken, wovon später die Rede sein wird, Sabuka gebraten, ist aus Holz gemacht, mit schwarzen Figuren bemalt, hat hochrote Lippen und einen Kinnbart. Nach Angabe des Sammlers, des vor kurzem gestorbenen Assistent-Residenten Aernout, wird sie bei den Tiwahfesten gebraucht und zwar getragen von demjenigen, der die zum Feste eingeladenen Gäste am Balai pantan, oder Balai haratung empfängt. Das Tiwah ist ein pompöses Totenfest, das Hauptfest der Dajaks. Ist dem Manne die Frau, oder der Frau der Mann gestorben, so ist die Witwe oder der Witwer pali, d. h. sie müssen Trauerkleider tragen und dürfen nicht wieder heiraten ꝛc., bis sie für den Verstorbenen das Tiwah gehalten haben. Auch Eltern, welche ihre Kinder, Kinder, welche ihre Eltern verloren haben, Geschwister, denen ein Bruder oder eine Schwester gestorben ist, sind pali, unrein — die Talo (Götzen) wollen nicht zu ihnen kommen, und sie dürfen auf keine Hilfe von denselben hoffen, bis für den Verstorbenen das Tiwah abgehalten wird. Das Tiwah wird gewöhnlich etwa zwei Jahre nach dem Tode für den Verstorbenen gefeiert; seltener schon nach einigen Monaten, auch wohl erst nach 8 bis 10 Jahren. Denn die Vorbereitungen dazu nehmen viel Zeit weg. Es kostet viel Geld; das also erst erworben werden muß, wenn es noch nicht da ist. Dann muß ein großes offenes Haus, ein Balai, für das Fest gebaut werden, Götzenbilder müssen geschnitzt, Büffel zum Opfer weither geholt werden. Auch wartet man überhaupt gern, bis die Leiche ganz verfault ist, und nur die Knochen übrig geblieben sind. Drei Tage vor dem Anfange des eigentlichen Tiwah bringt man den Raung, vorläufigen Sarg, mit den darin befindlichen Knochenresten in den Balai, welche, sowie der Sarg, schön geschmückt wird. Alle Schätze, welche man hat, besonders alle Djawet, heilige Töpfe, welche man zu dem Zwecke auch von andern leiht, werden um den Sarg herum gestellt. Man bewacht den Raung dann Tag und Nacht, während dabei tüchtig Musik gemacht wird.

Der erste Tag des gewöhnlich sechs Tage dauernden Tiwahfestes heißt Nakupat mangubur. Es ist dies der Festtag der Frauen, welche dann Nakupat (Reis mit Kokosnuß vermengt in Blätter gewickelt, gekocht) machen für die, welche am andern Tage die Totenkochen, Mangubur, begraben sollen. Nachdem sie damit fertig, wird der für die Weiber geschlachtete Büffel ꝛc. verzehrt und Tuak (gegorener Palmwein) getrunken, bis alles betrunken ist. Gegen den Abend des Tages geleitet das Wangah lian, das Leiten der Seele des Verstorbenen ins Lemu lian, Geisterland. Dies dauert die ganze Nacht durch; es geschieht durch einen Basir, Zauberpriester, welcher dazu den Tempon Telon (der Dajakische Charon) vom Himmel herab holt, damit dieser auf seinem Schiffe, dem Banama Tingang, die Seele ins Geisterland bringt.

Den folgenden Tag oder die beiden nächsten Tage gebraucht man zur Überführung der Totenkochen zu Mangubur, d. h. in den Sandong, den großen Familiensarg, welcher oft viele Stunden weit vom Wohnhause entfernt steht. Einige schön gepupte, mit Flaggen bestedte Boote bringen unter Trauermusik die Geheine fort. Wenn dieselben in den Sandong gelegt werden, halten Bliang, Zauberpriesterinnen, einen Tanz um den Sandong, und bitten die Seelen der dort bereits Begrabenen, die neu ankommende Seele wohl aufnehmen zu wollen. Still, unter Trauermusik ist man hingerudert, mit fröhlicher Musik, Gesandte, Tanzen und tüchtigem Trinken kehrt man zurück.

Der dann folgende Tag heißt wieder Nakupat mangubur; es ist wieder ein Festtag für die Frauen, denen man dann zwei Büffel und einige Schweine schlachtet. Am Abend des Tages und die folgende Nacht durch leitet ein Basir unter Beihilfe mehrerer Balian, die Lian krahang tulang, die Seele der Knochen, Haare ꝛc., ferner die Lian und Gana aller beim Feste geschlachteten Büffel und Schweine, aller zur Schau gestellten Kostbarkeiten ꝛc., welche sich im Geisterlande zu Realitäten verwandeln, und der Reichtum der Seele dort werden. Dann folgt der Auban laboh, der Hauptteil des Festes, an dem Hunderte, ja oft bis tausend eingeladene Männer sich zum Schmause versammeln. Eine Menge Büffel und Schweine werden geschlachtet, den ganzen Tag wird tüchtig Tuak getrunken, es wird musiziert und grünliche Unzucht mit den Balian getrieben. Endlich kommt der letzte Tag, Musih takolof, das Essen der Köpfe genannt; an diesem Tage pflanzt man große geschnitzte, bötzerne Bilder auf, und am Abend wird mit einem Tanze um einen großen Haufen Reis herum das Fest beschlossen[13]).

Wenden wir uns jetzt den Bataks zu. In unsrer schon einmal zitierten Abhandlung über einige religiöse Gebräuche der Bataks haben wir schon ausführlich über den Totentanz und die dabei gebraucht werdenden Masken Topeng und Kudas kuda, sowie über die Maske Dangol dangol gesprochen, der Kürze halber sei darauf verwiesen[14]), doch haben wir zu diesem Aufsatze noch folgendes nachzutragen. Als Dr. Hagen, dessen Abhandlung wir damals unsre Notiz

Digitized by Google

entlehnten, zum zweitenmale, im Dezember 1883, eine Reise in die Tobaländer (Zentral-Sumatra) unternommen hatte, und längere Zeit im Kampong Nangasaribu verblieb, bemerkte er bei einem Besuch des Balé-balé (des öffentlichen Hauses) in der Wand den auf einem kurzen Stock steckenden, mit Fäden umwickelten getrockneten Kopf eines Rhinozerosvogels, welchem man ein Paar aus Fell geschnittene Pferdeohren angesetzt hatte. Dies war der Überrest des großen

Fig. 4. Sabuta-Maske. Bei dem Tiwah-Totenfeste der Olo Ngadye-Dajaks getragen. Rijks ethnogr. Museum. Leiden.

Fig. 1. Puppe aus Arengapalmblättern (1/5 n. Gr.) von der Insel Dama. Nach Riedel.

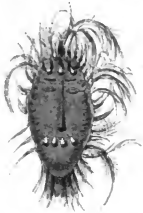


Fig. 5. Kriegstrophäe. Totenmaske aus der Minahasa. Nordost-Celebes. Ethnogr. Museum Rotterdam.

Fig. 2. Dajak-Kriegsmütze von Südost-Borneo. Ethnogr. Museum Amsterdam.

Fig. 3. Kriegsmaske von Süd-Nias. Ethnogr. Museum Amsterdam.

Totenspieles Kuda-kuda und Topeng, und schon vor langer Zeit beim Tode des vorigen Radjas gebraucht. Auf Hagens Nachfrage gelang es auch, das Seitenstück hierzu, die Maske Topeng zu finden, welche als Wertstück im Radjahause aufbewahrt wurde. Sie war ein Geschenk des Radjas von Bangasaribu an den Radja von Nangasaribu, sehr sauber aus Holz geschnitzt, mit Menschenhaaren verziert und deutlich mit alten, eingetrockneten Blutflecken versehen, die nach Angabe der Bataks von bei der Leichenfeierlichkeit geschlachteten Hühnern und Ochsen herrührten, bei Hagen aber den wohl-

Digitized by Google

begründeten Verdacht erweckten, es sei Blut der bei der Leichenfeier geschlachteten Sklaven, welche man zwingt, diese Masken anzulegen, um damit im vollen Sinne des Wortes Totentänze auszuführen, worauf man ihnen sofort den Hals abschneidet und sie dem abgestorbenen Nahja als Bedienung ins Jenseits mit ins Grab giebt. Nachdem Hagen die Maske besichtigt und gezeichnet hatte, gab er sie zurück, worauf sich die kleinen Buben ein Vergnügen daraus machten, die Maske anzuziehen und Possen damit zu treiben, besonders auch die Weiber damit zu erschrecken, welche beim Anblick derselben schreiend auseinander stoben. Die Maske diente bei Beerdigungen der Nadjas und ihrer Frauen; zu diesem Zwecke waren in den Ohren Löcher angebracht, in die bei dem Begräbnis einer Nadjafrau Ohrringe gesteckt wurden [1]).

Zum Schluß sei hier ein Unikum beschrieben, in Besitz der Niederländischen Missionsgesellschaft zu Rotterdam, das im dortigen Ethnographischen Museum zu sehen ist. Die Maske, als Kriegstrophäe getragen, bildet einen ovalen Holzklotz (Fig. 5), ein menschliches Antlitz nachahmend, mit dem langen Scheitelhaar eines Toten verziert, in dem Bruchstücke des Schädels in die Oberfläche eingekittet sind. Die Maske stammt aus der Minahasa auf Nordost-Celebes und soll den Schädel eines „Geschnellten" (eine Person, die bei einer Kopfjagd enthauptet wurde) darstellen. Wie bekannt, stehen Schädel als Gehäuse der Seele in Indonesien in hohem Werte, weil sie zu allerhand religiösen Zwecken in Verwendung kommen. In den Minahasa and., wie anderswo, wurde nach glücklich vollbrachter Kopfjagd bei den Schädeln ein Fest gehalten, wobei diese geschlagen und getreten wurden, so daß sie oft zerbrachen. Ähnliches wird bei diesem Schädel der Fall gewesen sein. Der Besitzer jedoch las die Stücke zusammen und ersetzte, was fehlte, durch die Holzmaske. Sein Schädel war also wieder ganz und konnte von nun an wieder Dienste leisten.

[1]) Dr. J. G. F. Riebel, De Kroes- en Sluikharige rassen tusschen Selebes en Papua, S. 465, Taf. XLIII, Nr. 7.
[2]) A. Modigliani, Un viaggio a Nias, S. 628, Fig. 179.
[3]) Siehe unsere Abhandlung Globus, Bd. 60, Nr. 19 u. 20.
[4]) van Hoëvell, Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. III, S. 181, Taf. XVI, Nr. 8.
[5]) Catalogus der Internationale Koloniale en Uitvoerhandel Tentonstelling 1883, S. 300.
[6]) Meß, Tydschrift v. Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde, Teil XXVI, S. 83.
[7]) de Clercq, Bydragen tot de kennis der residentie Ternate, S. 13.
[8]) Nach einem Exemplar des Ethnographischen Museums der Königlich Zoologischen Gesellschaft „Natura Artis Magistra" in Amsterdam.
[9]) Nach einem Exemplar des vorgenannten Museums in 1858 von Herrn Schalenkamp, der längere Zeit auf Nias verweilte, geschenkt.
[10]) Modigliani, Un viaggio a Nias, S. 226, Fig. 33, Taf. XXI.
[11]) Nieuw Guinea in 1858, S. 93.
[12]) Reichs Ethnographisches Museum. Inventar-Nr. 246.
[13]) Hardeland, Dajakisch-deutsches Wörterbuch unter tiwah.
[14]) Siehe unsere Abhandlung Globus, Bd. 60, Nr. 19 u. 20.
[15]) Hagen, Tydschrift v. Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde, Teil XXXI, S. 349.

Vampyre im südslawischen Volksglauben.

Vorwiegend nach eigenen Ermittelungen von Dr. Friedr. S. Krauß.

„An die Daseinswirklichkeit von Vampyren glauben Christen gleich Mohammedanern ebenso fest oder wenigstens nicht minder als an einen Gott im Himmel (vjeruju — ko da ima Bog na nebu)", schreibt mir einer meiner Berichterstatter aus Bosnien. Diese Behauptung ist leider durchaus nicht übertrieben, sie entspricht vielmehr den thatsächlichen Glaubensverhältnissen und gilt im allgemeinen für alle Südslawen, insbesondere für die Serben und Bulgaren, aber auch die übrigen slawischen Völker hegen denselben Glauben, wenn auch vielleicht in einer klein wenig verschiedenen und abgeschwächten Äußerung im Volksleben. Andrée giebt der Meinung Ausdruck, der Vampyrglaube habe „sein Zentrum, seinen Focus bei slawischen Völkern, wenn er auch weiter sich nachweisen lasse und in verwandten Formen oder anklingend über die ganze Erde vorkomme". Das bedarf einer geringen, doch wesentlichen Berichtigung, etwa in der Weise: Der Vampyrglaube ist bei allen Völkern heimisch, doch die uns bekanntere Form desselben, weil am häufigsten besprochene, ist die slawische, welche einige Eigentümlichkeiten gegenüber dem analogen Glauben anderer Völker aufweist. Von einschneidender Bedeutung sind aber diese Eigenartigkeiten mit nichten.

Daß der Name Bukodlak (Werwolf) auf den Vampyr übertragen wurde, ohne daß eine Begriffsverwirrung im Volksglauben stattgefunden, habe ich schon an einer andern Stelle erwähnt. Der Name Bukodlak ist seltener als Vampyr, wie das Wort bei den Slowenen und Kroaten lautet. Die Bulgaren sagen vampir, häufiger vapir, vepir, vupir, die Serben: vampir, lampir, lapir, upir und upirina. Letztere zwei Ausdrücke vernahm ich meist aus dem Munde von Popen. In und um Spalato in Dalmatien ist der mit seiner Bedeutung nach dunkle Name Kozlak gewöhnlicher als Bukodlak und Vampyr. Vampyrhaftes Leben (Kozlaštvo iliti vukodlaštvo) gilt als erblich (nasljedno, ereditario). War der Vater ein Kozlak, so wird auch der Sohn einer werden. Ganz identisch mit einem Vampyr ist der Kozlak denn doch nicht. Der Kozlak kann bei Lebzeiten als Mensch zukünftiges Wetter voraussagen und leichter und schneller als andere Leute gehen. Das Volk glaubt, die Kozlaki besäßen gewisse besondere Bücher, aus welchen sie nur allein zu lesen verständen und woraus sie die Kunst erführen, Wunder zu verrichten. Der Mann im Volke hütet sich, einem Menschen sich zu vermessen, den er für einen Kozlak hält. Zu streiten wagt er es schon lange nicht mit ihm. Auf einigen dalmatinischen Inseln, die von einer slawisierten italienischen Bevölkerung bewohnt werden, heißt man den Vampyr auch Orko (Orcus). In Montenegro und im südlichen Teil des Herzögsichen sagt man für Vampyr: tenac oder tenjac (wohl für tenarac; tenar = Gruft; vom griech. thénar) und für: sich in einen Vampyr verwandeln: potenéiti se. Einem bösen Menschen flucht man z. B. so: „Gäbe es Gott, daß du zu einem Tenac werden sollst, wie du einer auch werden wirst, so Gott will!" (da Bog da, potenéio se, kaošto i hoćes ako Bog da!). Ein einziges Mal hörte ich eine beschönigendere Bezeichnung für Vampyr: mrtva nesreća (das tote Unglück oder Unheil); den bloßen Namen glattwegs auszusprechen, ist nicht geheuer. Ist die Rede von einem Vampyr, so pflegt man jedesmal dazu den Fluch hinzuzusetzen: na putu mu broć i zlogovo trnje! (Auf seinem Wege mögen Färberröte und Weißdornblicht gelegen sein!) Auf blutfarbigem (rötlichem) Gestein gedeiht nämlich Weißdorn am besten.

Digitized by Google

Bemerkenswert ist die Definition eines serbischen Bauers von „vukodlak ili vampir". Er sagte: „Wir nennen so verstorbene Menschen, in die 40 Tage nach ihrem Tode ein höllischer Geist fährt und sie belebt. Der Vampyr verläßt nächtlich sein Grab, würgt die Menschen in den Häusern und trinkt ihr Blut." Ein anderer Bauer verbesserte den Sprecher: „Nein, du hast es gesehen. Die verfluchte Seele findet weder in den Himmel noch in die Hölle Eingang. Der Vampyr ist den Tieren (dem lieben Vieh) noch weit gefährlicher als getauften Seelen" (Menschen).

Vampyre erscheinen zumeist zur Winterszeit in der Zeit zwischen Weihnachten und Christi Himmelfahrt. Man glaubt, wenn eine Hungersnot ausbricht, streifen Vampyre um Wassermühlen, Fruchtscheuern und Maisvorratskammern herum. Schon einer meiner Gewährsmänner erwähnt, daß Fruchtdiebe in Hungerjahren den Glauben des Volkes sich zunutze zu machen wissen.

Das Volk glaubt, zu einem Vampyr werde nur ein ruchloser Bösewicht oder sonst ein Verfluchter, ein rechtschaffener Mensch könne sich aber in keinen Vampyr verwandeln, außer es fliegt über den aufgebahrten Leichnam ein unreiner Vogel hinweg, oder es springt ein unreiner Vierfüßler hinüber, oder es schreitet ein Mensch oder auch nur der Schatten eines Menschen über den Toten. Vor solchen Zufälligkeiten wird der Tote aufs ängstlichste beschützt und bewacht. Als unreine Vögel betrachtet man die Elster (svraka) und die Henne (kokoš), nicht aber einen Hahn, als unreine Vierfüßler eine Hündin (vaška) und die Katze (mačka). Daß die Katze einen bösen Angang bedeute und zu Wahrsagungen herangezogen wurde, lehrt uns L. Hopf; der Südslawe hält jedoch die Katze für ein Unglücksgeschöpf böserer Art. In Bosnien läßt man z. B. keine Katze über den aufgelegten Bedeauzug schreiten, weil man glaubt, daß derjenige, der in einem aus solchem Leinen angefertigten Hemde stirbt, unfehlbar ein Vampyr werden müsse. Schließt sich eine Katze an einen Kranken an, oder legt sie sich gar zu ihm aufs Bett, so glaubt man, der Kranke werde in zwei, drei Tagen das Zeitliche segnen. Läuft eine Katze gern zu einem Toten, so glaubt man, der Tote sei noch vom neunten Gliede an verflucht oder verdammt. Die südungarischen Serben glauben wieder, wenn ein Hund oder eine Katze, besonders letzteres Tier, unter dem Tisch durchläuft, auf welchem ein Leichnam aufgebahrt liegt, der Tote als Vampyr wiedererstehen müsse. Besorgt der Bauer im Saovelande, daß trotz aller Wachsamkeit doch irgend ein unreines Tier über den Toten schreiten könnte, so legt man ihm auf die Brust einen Klotz Erde (grumen zemlje) oder sticht ihm unter die Zunge ins Fleisch eine Weißdornnadel (glogov trn) und hofft dadurch eine sonst allenfalls mögliche Verwandlung des Toten in einen Vampyr zu vereiteln. Im Trinagebiete sticht man nur ausnahmsweise dem Toten besagten Dorn unter die Zunge, wenn es bekannt ist, daß einmal in der Verwandtschaft des Verstorbenen ein Vampyr vorgekommen. Dagegen ist es bei den slawischen Mohammedanern durchgehends gebräuchlich, sobald einer verstirbt, dem Toten auf die Brust und unter das Haupt je ein Knöllchen Erde zu legen, und ihn, so lange er im Hause bleibt (nie länger als 24 Stunden), aufs allersorgfältigste vor den gedachten unreinen Tieren und vor dem Schatten eines Menschen zu bewachen. Besonders gefürchtet wird der menschliche Schatten, gleichsam als der Schatten als ein Sonderwesen in den toten Leib hineinfahren und ihn zu neuem Scheinleben befähigen würde. Ähnlich ist der Glaube, daß ein totes Frauenzimmer zum Vampyr werden müsse, falls sich ein Mann mit ihrem Leichnam vergißt. Ich habe eine hierher gehörige Sage aufgezeichnet, doch darf ich den Inhalt derselben nicht nochmal anderuten.

Die Lebenden ergreifen mannigfache Maßnahmen zu ihrem eigenen Schutze, damit eine Vampyrverwandlung von vornherein hintertrieben werde. In Serbien und Bulgarien steckt man dem Toten einen Weißdorn in den Nabel hinein. Man glaubt allgemein, daß, wer im Alter unter zwanzig Jahren verstirbt, sich überhaupt in keinen Vampyr verwandeln könne, doch sind mir genug Ausnahmefälle bekannt geworden. Nur die Wahrscheinlichkeit für eine Verwandlung ist eine geringere zufolge der unschuldigen Jugendlichkeit. Danach richtet man sich. Stirbt einer im Alter über zwanzig Jahre, so pflegen die Serben alle behaarten Stellen am Leibe des Toten, den Kopf ausgenommen, mit Werg zu bedecken und den Werg mit der Sterbekerze anzuzünden, damit die Haare niederbrennen, um so für jeden Fall die Verwandlung des Toten in einen Vampyr unmöglich zu machen. Einem toten Mörder, oder einem Meineidigen, oder überhaupt einem verruchten Kerl (Frauen ungemein selten), von dem man glaubt, er könnte noch als Vampyr den Überlebenden schaden, verstümmelt man den Leichnam, indem man ihm entweder die Fußsohle durchschneidet, oder eine Zehe abhackt, oder ihm einen großen Nagel in das Hinterhaupt eintreibt, „damit sich die Haut nicht auflähen könne, sollte der Teufel sie aufzublasen versuchen, um den Toten in einen Vampyr zu verwandeln."

Die Unschädlichmachung eines Toten erfolgt auch durch eine Art symbolischer Leichenverbrennung. Die Symbolik für ein Überlebsel eines uralten südslawischen Brauches der Leichenverbrennung anzusehen, verbietet uns der sonstige an die Toten sich anknüpfende Volksglaube, über welchen ich mir auf Grund meiner besondern, ausnehmend reichhaltigen Sammlungen ein sicheres Urteil bilden konnte. Um zu verhindern, daß sich ein Toter in einen Vampyr verwandle, begehen sich an manchen Orten in Serbien die alten Weiber am Abend des Begräbnistages ans Grab des Verdächtigten, bedecken es im Kreise mit Lein- oder Hanfwerg, streuen darauf Schwefel oder Pulver und zünden letzteres an. Nachdem das Werg niedergebrannt ist, stecken sie fünf alte Messer oder vier Weißdornspitzen ins Grab: das Messer in die Brust und je zwei Spitzen in die Füße und in die Hände des Toten, damit er sich an den Messern und Dornen anspieße, sollte er, zum Vampyr geworden, dem Grabe entsteigen wollen.

Gegen einen Vampyrbesuch schützt man seinen Leib und die Behausung auf mancherlei Art. Im bosnischen Savelande pflegen die Bäuerinnen, wenn sie nach Brauch auf einen Totenbesuch gehen, alle abgenutzte Opanken an die Füße anzulegen und ein wenig Weißdorn (glogovine) sich hinters Kopftuch (šamija) zu stecken. Auf dem Rückwege nach dem Besuch werfen sie auf der Straße die Opanken und die Weißdornen weit weg von sich (zuweilen unter Verwünschungen) und kehren barfüßig heim. Man glaubt nämlich, sollte der Verstorbene zum Vampyr werden, so werde er zum mindesten die Weiber, welche ihm die Ehre eines letzten Besuches erwiesen, nicht heimsuchen können, sondern die weggeworfenen Opanken und Weißdornen auszulesen haben. Damit ein Vampyr den Lebenden und ihrer Habe nichts anthun können soll, nehmen die Serben reinen Teer her, sprechen darüber Beschwörungen aus (obajaju ga) und bestreichen damit kreuzweise (krstoša) die Thüren und Eingänge ihrer Häuser, Hütten und Scheuern. Thüren und Fenster noch so eng verschließen, nützt vor Vampyren ebensowenig als vor Hexen der Moren, denn Vampyre sind infolge ihrer Verwandlungsfähigkeit in verschiedenste Gestalten im stande, selbst durch die kleinste Ritze ins Zimmer hineinzuschlüpfen.

Darüber ist man einig, daß ein Vampyr in der Regel menschliche Gestalt habe, doch mit Vorliebe in Tiergestalt auftrete, als Mensch mit einem Leichentuche bekleidet und

Digitized by Google

blutig rot sei. Crven kao vampir (rot wie ein V.), sagt man z. B. sprichwörtlich von einem versoffenen, aufgedunsenen Kerl, weil man eben glaubt, ein Vampyr wäre von dem Blute der Menschen, die er ausgesogen, ganz rot und aufgedunsen. Die Mohammedaner glauben, der Vampyr behalte zwar das Aussehen des Verstorbenen bei, doch habe er nur dessen Haut an, die aber mit dem Blute der angezapften, ausgesogenen und hingewürgten Leute vollgefüllt sei. Im übrigen könne der Vampyr doch nur nächtlicher Weile die Gestalt der verschiedenartigsten Geschöpfe annehmen und auch nur sieben Jahre hindurch sein verheerendes Unwesen treiben. Wenn er kein anderes Opfer finde, so mache er sich sogar über seine eigenen hinterbliebenen Verwandten her.

Eigentümlich ist der Glaube an die Verwandlung verstorbener Mohammedaner in Schweine, die vorzugsweise unter den Hauseticren Tod und Verderben verbreiten. Der Glaube ist sowohl unter den Serben als Bulgaren aller drei Bekenntnisse einheimisch und besonders unter den mohammedanischen Pomaken im Rhodopegebirge eingewurzelt. Man nennt den als Schwein wiedergekehrten Toten talasum oder tilisum (vom arab. tilisin, tilsem, Mehrz. talisin = Zauberwerk) und den Vorgang der Verwandlung posvinjiti se (in ein Schwein sich verwandeln). Wucherer, lügt und betrügt ein Mohammedaner, übrigens ein höchst seltener Fall, so, sagen seine Glaubensgenossen, er werde sich nach seinem Ableben in ein Schwein verwandeln müssen, um seine Schandthaten abzubüßen. Eine bosnische Sage erzählt von einem Beg, der sich in ein Schwein verwandelt hatte. Man habe ihn lange unter den Schweinen gesucht, bis man ihn zuletzt an dem Ringe, welchen er an der Vorderfußklaue trug, erkannte. Im Rhodopegebirge ereignet es sich zuweilen, daß ganze Familien für längere Zeit in ein fremdes Dorf auswandern, um einem angeblich umgehenden Talasum zu entfliehen. Die Talasume besuchen alle Orte, wo sie einst als Menschen gewirkt, und fügen den Leuten viel Ungemach zu. Den Glauben an solche zu Schwein gewordene Tote lassen sich die Bulgaren nun nichts in der Welt ausreden.

Der Vampyr vermag sich ferner z. B. in einen Schmetterling, eine Schlange oder gar in einen Heuschober zu verwandeln. Die Bäuerin Margita Josipović erzählte am 17. Juli 1888 meiner verewigten Mutter folgendes „Erlebnis“ (aus Pleternica): „Als vierzehnjähriges Mädchen besuchte ich einmal mit meiner Mutter eine Spinnstubenunterhaltung (prelo). Wir saßen bis Mitternacht in Gesellschaft und dann gingen wir, von einigen Weibern aus dem betreffenden Hause begleitet, heim. Als wir an das Hinterthürchen kamen, bemerkte ich auf der Straße ein Heuschöbercben, das sich von selber vorwärts bewegte. Ich sagte zu meinem Mütterlein: „Schau Mütterchen, da bewegt sich ein kleiner Heuschober. Weder sieht man einen Wagen noch Pferde, er zieht aber doch vor uns daher, als ob ihn etwas führen würde.“ Wir bleiben stehen, der Heuschober bleibt stehen. Wir schauen hin, und wird bänglich zu Mute und wir laufen ins Haus zurück und wecken den Hausvorstand auf. Der sagte und, wir dürfen diese Nacht nicht heim gehen, denn der Heuschober könnte uns den Weg verrammeln. Das sei ein Werwolf (vukodlak) und wir könnten in großes Unheil geraten. Das sei ein solcher Toter, über welchem, als er aufgebahrt in der Stube gelegen, ein Hund oder eine Katze gesprungen. Ein solcher muß sich ja in einen Werwolf verwandeln.“

Ein zuverlässiges Schutzmittel gegen Vampyrbesuche gäbe es nicht, sagt das Volk, und man glaubt, es sei am thunlichsten, ihn durch gute Bewirtung milde und versöhnlich zu stimmen. Ist sein Hunger gestillt, so greift er keine Menschen an. In Kroatien glaubt man, daß, wenn ein Toter einmal zum Vampyr geworden, er allnächtlich um Mitternacht nach Hause komme, und die ehemaligen Hausgenossen lassen ihm jeden Abend seinen Anteil vom Nachtessen stehen, um sich von ihm loszukaufen. Er ißt aber auch alles bei Putz und Stengel auf. Weiter südlich herrscht eine andere Auffassung vor.

Die Mohammedaner glauben, der Vampyr kehre gleich in der ersten Nacht nach dem Begräbnis in sein Haus zurück, zeige sich, falls er beweibt gewesen, zuerst seiner Frau und frage sie, ob sie für ihn etwas zu Essen bereit habe. Sagt sie ja, und giebt sie ihm zu essen, dann wird es, glaubt man, ihr und dem ganzen Dorfe sehr schlimm ergehen; denn der Vampyr werde sie nun allnächtlich heimsuchen, das Volk im Dorfe würgen und ihm das Blut aussaugen. Ein kluges und verständiges Weib wird aber gleich in der ersten Nacht ihrem Manne, dem Vampyr, antworten, sie habe gar nichts für ihn bereit, und da er nicht abläßt, in sie zu dringen, so wird sie ihn heißen, er soll ins Meer gehen, um Fische zu essen, oder er soll im Dorfe die Hunde oder im Gebirge wilde Tiere fressen. Er müsse ihr hierin wie in allen übrigen Stücken, die sie ihm gebietet, unbedingt Folge leisten.

Darum sagt das Volk sprichwörtlich: „Ein geschleidtes Weib kann es verhindern, daß der Vampyr sie besucht und die Leute hinmorde“ (pametna žena more zapreći, da vampir k njoj ne dolazi i da svijeta ne tare).

Es hat sich der Fall schon sehr oft ereignet, daß bei einem größeren Sterben im Dorfe das Weib eines kürzlich verstorbenen Mannes von den Dorfbewohnern mißhandelt wurde, bis sie eingestand, daß ihr Mann sie besuche und sie das Versprechen gab, sie werde ihn bestimmen, die Leute nicht zu morden.

Christen und Mohammedaner glauben steif und fest daran, daß ein Vampyr mit seiner ihn überlebenden Ehegattin regelmäßig nächtlichen Beischlaf ausüben könne und daß ein solches Weib auch öfters, von einem Vampyr geschwängert, Kinder zur Welt gebracht habe, nur hätten solche Kinder gar keine Knochen im Leibe, sondern wären aus lauter Fleisch gebaut. Solchen Kindern ist nur ein kurzes Leben beschieden.

Sobald sich in einem Dorfe die Todesfälle jählings mehren, fängt man an, davon zu sprechen, im Friedhofe müsse ein Vampyr hausen. Bald finden sich Gläubige, die behaupten, sie hätten einen nachts mit dem Leichentuche umgehen gesehen. Nun rät man hin und her, wer wohl von den Verstorbenen zum Vampyr sich verwandelt haben dürfte. Die Herzogsländler bestreuen die verdächtigten Gräber ringsum mit Asche und schauen in der Früh nach, ob in der Asche Fußspuren zu entdecken seien und ob auf dem Grabe irgend ein Gewandstück liege. In einer serbischen Schulfibel (bukvar) aus dem Anfange dieses Jahrhunderts (Dmsfort Sim) steht die Belehrung: „Ist ein Grab eingesunken, hat das Kreuz eine schiefe Stellung eingenommen, und noch dergleichen Merkmale weisen darauf hin, daß der Tote sich in einen Vampyr verwandelt habe.“ An manchen Orten in Serbien und Bulgarien wählt man ein fleckenloses Füllen, führt es auf den Friedhof hinaus und gelejtet es über die Gräber hin, in welchen man einen Vampyr vermutet. Man glaubt nämlich, daß sich das Füllen um keinen Preis über das Grab eines Vampyrs zu scheuten getraue und es auch nicht dürfe. Man versteht dieses Vorgehen aus der uralten Anschauung aller europäischen Völker, nicht zum geringsten der slawischen, welche auf Pferdeorakel als auf die wichtigste Kundgebung göttlichen Willens einen hohen Wert gelegt haben. „Bei den alten Germanen hielt man das Pferd als mitwissenden Vertrauten der Götter“ (F. Hopf). Die Südslawen glauben aber noch gegenwärtig, daß Pferde nächtlich Geister erschauen und Gastmählern der Vilen ausweichen.

Digitized by Google

Geben die Orakel keine befriedigende Auskunft, so öffnet man der Reihe nach die Gräber der jüngst Verstorbenen. Im Jahre 1732 entstand im Dorfe Medvegja in dem damals zu Österreich gehörenden Serbien eine Seuche. Das Volk schrie über Vampyrplage, und die deutsche Regierung sah sich veranlaßt, das Volk belehren zu lassen. Über den Fall erschienen in Deutschland in den nächsten Jahren nicht weniger als zwölf Schriften und vier Dissertationen, welche die Art der Vampyre erörterten. Es verlohnt sich, das „Visum et Repertum“ des Feldscherers Johann Flückinger vom 29. Februar 1732 im Wortlaut zu wiederhalen:

„Bericht von der Dorfschaft Metwett an der Marava, welche sich beklagten, eines sterbes, darauf Ich alß Physicus Contumaciae Caesareae zu Paraßin dahin gegangen, selbiges Darff van hauß zu hauß wohl und genau durchsuchte und examinirete den 12. Decembris. 731. Allein darinnen keine einzige ansteckende Krankheiten oder Contagiose Zuständen gefunden, alß tertian und quartan Fieber, seithenstechen und Brust-beschwührungen, welche alle van gehabten Depauchen vor ihrer Näxischen Fasten herrühren. Da Ich aber weithers inquiritrete, warumben sie sich dann also beschwähren, daß durch 6 Wochen 13 Persohnen gestorben seyen, und in was Sie sich beklagten, bevan Sie seynd abgeschieden, meldeten Sie ingleichen, das seithenstechen und brust-beschwährnussen auch lang gehabten Fiebern und glieder-reißen, van welchen zuständen aber Sie vermeinen, die all zu geschwinde begräbnussen nach ein ander nicht möglich seyn kann, herzurühren: wohl aber weill die genannten Vambyres oder Bluth Seiger vorhanden seynd, darauf Ich alß auch ihre eigene officiers nach aller möglichkeit ihnen es auß dem Sinn zu bringen in beseyn des Ältheres von Kragaiaz alß Carporalen van Stallada redeten, und explicirten, allein nicht möglich ihre opinion zu benehmen ware, und sageten ehe Sie sich lassen dergestalten umbringen, wollen Sie sich lieber auf ein anderes orth setzen. Wie auch 2, 3 Häuser nächtlicher Zeit zusamben gehen, theils schlaffen, die andere wachen, es werde auch nicht ehender aufhören zu sterben, biß nicht van einer Löblichen obrigkeit nach selbst eigener refalution eine execution denen benannten Vampyres angeschaffet und angethan werde, dann beu lebs zeiten waren in dem Dorff zwey weiber, welche sich haben vervampyret und nach ihrem todt werden Sie ingleichen Vampyres, die Sie wiedernumb andere werden vervampyren, gesprachen, solche alsa seynd vor 7. wochen gestarben und pertinaciter die leuth darauf verharren, absonderlich auf jenes altes weib, dannenhera habe ich 10 gräber eröffnen lassen, und gründliche warheit zu berichten und zwar erstlichen jenes alten Weib, auf welches Sie sich steiffen, den anfang gemacht zu haben, mit nahmen Militza.

Vampyer alt 50 Jahr, liegt 7 Wochen, ist war 6 Jahren van türckischer seithen herübergekommen und hat sich zu Metwett gesetzet, allezeit nachdahrlich gelebet niehmals wissend, ob Sie etwas habe Diabolisches geglaubet oder gekünstlet, dlir hägerichter Constitution, währender lebszeit aber gegen denen Nachbahren erzehlet, Sie habe 2 Schaff gegessen in dem Türckischen, welche die Vampyres umbgebracht, dannenhero, wann sie sterben werde, ingleichen ein Vampyr seyn wird, auf welche reden der gemeine Pevel ihre opinion vestiglich gründet, solche Persohn Ich auch würcklichen gesehen und weillen selbe solte vorhin einer dürhägrichten Constitution des leibs seyn gewesen, alt von Jahren 7 wochen lang gelegen, in keiner truchen, sondern blossen seithen Erden wäre nothwendig halbd schan verwesen zu seyn; allein Sie ware annoch vollkammen das Maul offen habend, das helle frische bluth auß Nasen und Maul herauß geflossen, der leib hoch aufgeblasen und mit bluth unterlossen, welches mir selbst suspect vorkommet und denen Leuthen nicht unrecht geben kann, nach entgegen eröffnung einiger gräber, welche waren Jünger van Jahren, fetter Constitution bey lebenszeit, furz von ausgestandenen krankheiten zeit und zwar geringer krankheit, alß solche alte, seynd also verwesen, wie sieches auf einen rechtmäßigen Leichnamb gehöret, das andere weib alß

Vampyr mit Nahmen Stanno ein weib in gebähren gestorben, das Kind auf die welt gebracht, aber auch gleich gestarben, ware alt 20 Jahr, liegt begrabener 1 Monath, bekennete und erzehlete, gegen denen Nachbahrn bey lebens zeit, daß Sie, da Sie noch in dem Türckischen ware, allwo die Vampyres auch sehr starck regierete, umb Sie vor solche zu beschützen, schmürete Sie sich einstens mit eines Vampyres bluth, wo Sie auch nach ihren todt ein Vampyr wird werden, gesprochen, welche alsa beschaffen ware, wie die erstere, ingleichen das unmündige Kind und weillen dieses Kind die Tauff nach nicht hat empfangen, haben Sie es nicht in den Freidhoff geleget, sondern hinter einen Zaunn, allwo die Mutter hat gewohnet, welches ich auch gesehen habe. Ingleichen waren die andere also beschaffen und durz nach einander darauf gestorben, welche sich mit vervampyret haben, nach denen leuthen ihrer opinion. Alß Vampyr: Milloi ein Kerl von 14 Jahren, liegt 5 wochen. Joachim ein Kerl van 15 Jahren, liegt 5 Wochen, seyn 1 tag von einander gestorben, alß vorgehabter depouchen ihrer fasten bey einen Nahmenstag eines dorff Heyducken seynd in gleichen wie die andern also beschaffen.

Ruschiza ein Weib von 40 Jahren, liegt 15 tag, ist halbs inspect.

Peter ein Künd von 15 tag alt, liegt 5 wochen, ist sehr suspect.

Nunmehro weillen jezige von jüngeren Jahren waren, kürzer von krankheits affliction und zwar sehr schleichterer auch kürzerer zeit in grab liegen, gänzlich, wie sich es gebüret, verwesen sein, sagen die Metwerger, warumb sie und die andere nicht, da Sie viel stärcker corpulenter Jünger und frischer waren, alß die anderen, dannoch schon gänzlich verwesen seyn, welche raison nicht uneben scheinet und seyn jenige, alß

Milesowa von Heyduchen seine Frau ware alt 30 Jahr, liegt 3 wochen, ist vor die zeit zimblich verwesen, wie sich es gehört, auch jenige, wie folgen.

Radi ein Kerl von 24 Jahren, liegt 3 wochen. Wuschiza ein Jung von 9 Jahren, liegt 1 Monath. Dannenhero bitten Sie unterthänig, es möchte doch von einer Löblichen Obrigkeit eine execution nach guttachten dises mannn abzuwenden ergehen, wasselbst ich vor gut halte, umb selbe unterthanen zu befridigen, dieweillen es ein zimbliches großes darf ist, dann in re ipsa befindet es sich also.“

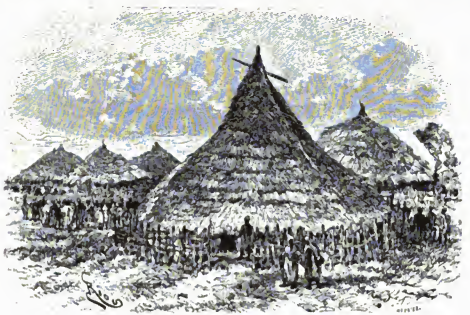
Islam und Moscheen im westlichen Sudan.

Es ist eine alte Wahrheit, daß mit der Annahme des Islam selbst tiefer stehende Negerstämme sich bald zu merklichen Kulturfortschritten emporarbeiten. Die neue Religion bringt dem rohen, oft in gemeine Laster versunkenen Götzendiener viele Mengen sittlicher Begriffe bei; sie lehrt ihn die Nachtheit verachten, sie entwöhnt ihn vom Trunk und regelt ziemlich sorgfältig die Auswahl seiner Speisen. Das Erlernen des Koran führt ihn notwendig zur Kenntnis der arabischen Sprache und Schrift; Schulen thun sich auf, und an Stelle der Fetischtempel entstehen mahammedanische Bethäuser oder Moscheen.

Digitized by Google

Natürlich vollzieht sich dieser Aufschwung nicht allerwärts gleichmäßig; je nach der geistigen Veranlagung der Neger machen sich schon auf räumlich beschränkten Gebieten weitgehende Unterschiede bemerkbar. Neben islamitischen Völkern mit sauer Moral und schwankendem Glauben sitzen andre, die jedes Gebot des Propheten peinlich befolgen und ihren religiösen Eifer nicht zum mindesten durch stattliche Moscheebauten kund geben. Dahin gehören, wenn wir uns hier auf den westlichen Sudan beschränken, die Fulbe und die Toucouleurs, diese von jeher als fanatische Anhänger des Koran bekannten Mischlinge, aus schwarzen Autochthonen und eingewanderten Fulbe. Ihr kampflustiger Apostel El Hadschi Omar pflegte in jeder eroberten oder neu gegründeten Stadt zunächst eine Moschee zu errichten, oft von erstaunlichen Dimensionen, wie dies z. B. jenes bei Leutnant Plat erwähnte Gotteshaus in Dingiraig beweist [1]). In Futa-Dschalon geht die Frömmigkeit so weit, daß man sich nicht mit den Moscheen in den Städten begnügt, sondern auch auf den Fulassos oder Erbgütern des Adels besondere Kultusstätten unterhält. Diese dienen zur feierlichen Abhaltung des Hauptgebetes oder „Salam“ und sind meist gut gepflastert oder stehen häufig noch in einem Ringe viereckig behauener Pfähle, die in ihrer Anordnung den äußeren Umriß einer Moschee nachahmen [2]). Den religiösen Mittelpunkt Futa-Dschalons bildet die Region der großen Moschenstädte, Missida Wadudu, zu denen sich Porobala, Gongore, Teilo und Labe zählen. Das Wort Missida ist aus dem arabischen Mesjid entstanden, und bedeutet eine Moschee ohne Kanzel. Die beiden vornehmsten dieser Missidas nennen jedoch Timbo und Fugumuba ihr eigen; in letzterem Orte prangt die „heilige Missida“, die erste, welche überhaupt in Futa-Dschalon gegründet wurde, und in der noch heute die Almamys ihre Weihe empfangen.

Mehr nach dem Osten des französischen Sudan, in die Moscheen des Reiches Wassulu, führen uns die Beschreibungen und Bilder, welche Kapitän Péroz und der Marinearzt D. Fras von ihrer Expedition zu Samory im Jahre 1887 heimgebracht haben [3]). In Kenièba-Kura, etwas



Die Moschee von Kenièba-Kura.

südlich der Mündung des Tankisso in den Niger, fand Péroz (Au Soudan français, p. 328, 329) eine recht primitive Malinke-Moschee, deren Unterbau lediglich in einer meterhohen Erdumwallung besteht, die einen gebneten und mit gebürsteten Lehm gepflasterten Innenraum — ähnlich einer Tenne — umschließt. Starke Pfähle, die in Abständen von 1 m in die Grundmauer eingerammt sind, tragen das gewaltige Kegeldach, das mit seinen Enden weit über die niedrigen Wände hinausgreift, so daß rings um das Heiligtum eine Art bedeckter Galerie gebildet wird. Trotz seiner Einfachheit besitzt dies Gotteshaus durch den darin vollzogenen ersten Vertrag mit dem Herrscher von Wassulu unter Kapitän Fournier im Jahre 1886 für die Geschichte des französischen Sudan eine gewisse Bedeutung. Auch hat der Almamy selbst in jenen Tagen in dem lustigen Gebäu ein feierliches Salam gehalten und nachher den Gläubigen Recht gesprochen. Jetzt erhielt Péroz zum Entsetzen etlicher strengen Islamiten diese Moschee zum Lagerplatz angewiesen, während ein zweiter kleinerer Tempel für Leutnant Plat, auch Mitglied jener Expedition, bestimmt wurde [3]). Im Verlauf der Reise haben die Fremden noch öfter eine derartige Vergünstigung erfahren, und es zeugt gewiß von großer Duldsamkeit, daß man die heiligen Stätten so schnell für profane Zwecke preis gab. — Die fanatischen Fulbe in Fodé-Badschi wollten nicht einmal gestatten, daß auf dem weiten Platze vor ihrer Moschee die Zelte der Mission Audéoud (1888) aufgeschlagen wurden. Als die Tirailleure etwas von dem massenhaft umherliegenden Stroh an sich nahmen, erschien sofort der Hüter des Tempels, ein alter Marabut, unterjagte energisch diesen Mißbrauch und rief damit in der Einwohnerschaft eine bedrohliche Stimmung gegen die Franzosen hervor [4]).

[1]) Bulletin de la Société de géogr. commerciale de Bordeaux, 1890, p. 206.

[1]) A. a. O. S. 216.

[2]) Vergl. das Werk Au Soudan français, Paris 1889 und den kürzeren, aber selbständigen Bericht bei Gallieni, Deux Campagnes in Le Tour du Monde, 1890, Vol. I, p. 337 — 368.

[3]) Das Bild dieser Moschee, nach einer Photographie des Dr. Fras, hat im Tour du Monde 1890, Vol. I, p. 350 eine falsche Bezeichnung erfahren, ebenso das Bild der Moschee von Bakonkuta (nicht Kenièra) a. a. O. S. 349.

[4]) Bei Gallieni, Deux Campagnes, a. a. O. S. 394.

Bei einer Charakteristik der westsudanischen Moscheen dürfen wir keineswegs die Gotteshäuser aus der Umgegend von Bakonkokuta vergessen, vor allem nicht das Heiligtum aus dem genannten Orte selbst. Die Moscheen sind Lehmbauten, genauer sogenannte Pisékonstruktionen von gewaltigen Maßen, für deren Wohl sich die Gläubigen auf gewisse Koranstellen berufen. Über dem riesigen lübschen Unterbau erheben sich — wie unser Bild angiebt — zwei Minarets von etwa 15 m Höhe mit Pyramidendächern, deren Spitzen als besondere Zier je ein Straußenei tragen. Aus den Wänden schauen ungebeuerliche hölzerne Dachrinnen[1]) weit über das Mauerwerk hinaus und verleihen dem Gebäu von Ferne ein abschreckendes, feindseliges Aussehen. Das Ganze ruht auf einem meterhohen, breiten Sockel, der nur zweimal vor den niedrigen, verschließbaren Eingangsthüren durchschnitten ist.

Ein bedeutendes Ansehen in der umwohnenden Bevölkerung genießt noch immer die im Jahre 1873 von Nassir-Machdi, einem Bruder Samorys, zerstörte Moschee von Niafadié. Der Ort, wie das Gotteshaus wurden von dem König Kankan-Machmadu als religiöser Mittelpunkt, als die geweihte Hauptstadt des schwarzen islamitischen Reiches Wassulu auserlesen; allein bald nach dem Tode des Fürsten erschien Samory auf dem Plan und schmälerte Kankans Söhnen das Erbe, zuerst 1870, dann 1873 und 1874, bis er ein Jahr darauf der früheren Herrschaft ganz und gar ein Ende machte[2]).

Die Moscheen Wassulus sind übrigens in ihrer Bauart schlechte Nachahmungen arabischer Tempel, und dieser Stil hat sich seit etwa 50 Jahren und zwar durch Kankan-Machmadu im Lande eingebürgert. Vornehmlich macht sich das Bestreben nach Größe geltend, am meisten allerdings bei der Moschee in Samorys Residenz Bissandugu. Der Würde des Almamy entsprechend bedeckt das Heiligtum eine Fläche von 1600 qm (Au Soudan français, p. 368). Die Wände sind mit kunstreichen Gesimsen verziert, und das Innere wird durch Säulenreihen in drei Schiffe geteilt, die sich gen Osten zu einem weiten Halbrund öffnen, wo der

Die Moschee von Bakonkokuta.

Sitz des Marabuts ist. Das vierseitig pyramidische Dach ruht auf einem undurchdringlichen Balkengewirr von 20 m Höhe, dessen Zimmerung einen ganzen Wald verschlungen hat. Die schrägen Außenkanten des Daches sind von der Basis bis zur Spitze noch besonders architektonisch geschmückt. Ein mächtiger Halbmond krönt schließlich das Ganze. Der Platz vor dem Tempel ist in regelmäßigen Abständen mit hübschen Schattenbäumen bepflanzt, und außerdem spenden drei Veranden über den Eingängen den auf die Gebetsstunde Wartenden hinlänglich Schutz vor der Sonne. An jedem Freitag begiebt sich der Almamy nach Schluß des Salam auf diesen Platz, um die Bitten und Beschwerden seiner Unterthanen zu hören, indes seine Söhne mit glänzendem Gefolge eine Fantasia reiten und die Truppen exerzieren lassen.

Recht anschauliche Skizzen westsudanischer Moscheen enthält das jüngst publizierte Werk des Kapitäns Binger. Unser Bericht über diese folgereiche Expedition zeigt in der Moschee von Kokhognile (Globus, Bd. LX, Seite 21) eine der merkwürdigsten jener Kultusstätten aus den mohammedanischen Gauen am Ostufer des Komoé. Der hier gebürte Stil wiederholt sich mit geringen Modifikationen in allen von Binger bereisten Gebieten, in Koug und Wahabu sowohl, wie in den weiter östlich und südlich gelegenen Plätzen Salaga und Sorobango. Größere Orte erkennen sich oft zweier Moscheen; das berühmte Handelsemporium Koug zählt deren bei 15 000 Einwohnern gar fünf. Als die vornehmste gilt die auf dem Markte stehende Missiriba, d. h. große Moschee, ein Gebäude von 20 und 25 m Seitenlänge und mit einer 2 m hohen Erdpyramide vor der Südfront. Binger vermutete unter diesem Türmchen zuerst das Grabmal irgend eines gefeierten Marabuts; aber seine Ansicht stieß auf einstimmigen Widerspruch. Die Pyramide bedeute eben nichts, sagte man ihm, und wir glauben dem beipflichten zu müssen, da sich ähnliche Pyramiden, teils alleinstehend, teils als Maueraufsätze in der Zeichnung einer andern Moschee aus Koug[3]) mehrfach erkennen lassen. In den drei Quartieren

[1]) Au Soudan français, p. 336, der Bericht in Le Tour du Monde, p. 348 sagt statt dessen Dachbalken.

[2]) Binger, Du Niger au Golfe de Guinée, Paris 1892, Vol. I, p. 147.

[3]) Du Niger au Golfe de Guinée, Vol. I, p. 299.

Digitized by Google

der Stadt, die kein eigenes Gotteshaus besitzen, werden die Gebete in einer geräumigen Hütte verrichtet, und gleichzeitig versammeln sich dort die „Burus“, das sind die gelehrten Muselmänner des Viertels, zu ihren Beratungen.

Ein sonst nicht erwähntes und seltenes Beiwerk entdeckte Binger an der Moschee in Bahabu (Op. cit. I, p. 415 und 417). Das rechteckige Schiff mit den oben gezackten Wänden und dem pyramidischen Minaret bietet an sich zwar nichts Merkwürdiges dar; auffällig ist jedoch die zweifache Mauer, welche das eigentliche Heiligtum von dem umgebenden Platze trennt. Die innere Mauer ist so hoch, daß man von dem Vorhof der Moschee nichts erblickt; die äußere Mauer dagegen besteht nur aus niedrigen, durch Gemäuer verbundenen Grenzsteinen mit verschiedenen Öffnungen. Sie bezweckt, die Betenden vor Störungen durch das Geschwätz der draußen Stehenden zu wahren.

Ebenfalls mit Sonderlichkeiten begabt ist die Moschee in Buguiòna (Binger, Bd. I, S. 442 und 443), dem letzten Dorfe in der Landschaft Gurunsi auf dem Wege nach Mossi.

Das Gebäude hat 16 zu 18 m Seitenlänge; die Höhe beträgt 6 bis 7 m, und das Hauptminaret, das nach Landessitte ein Straußenei ziert, erhebt sich noch weitere 5 m. Die kleineren Minarets auf dem Vorhof müssen sich mit Erdknäufen auf den Spitzen begnügen. Die Nordwand zeigt etwa in zwei Drittel ihres Vertikalmaßes einen breiten Streifen unregelmäßig geordneter Viereckfelder oder besser noch Rauten, durch welche sich ein spitzwinkelig gebrochenes Bandornament der Länge nach hinzieht.

Das von unsern deutschen Togoforschern besuchte Salaga hat, obwohl es viel kleiner ist als Kong, gleich diesem fünf Moscheen, deren eine zum Teil in Ruinen liegt. Alle sind rechteckige oder quadratische Bauten von bescheidener Ausdehnung und geringer Festigkeit. Der Gebetsrufer, welcher an den aus Lehmgeviert beschriebenen Sprossen das Minaret erklimmt, setzt jedesmal sein Leben aufs Spiel. An der Moschee im Stadtviertel Lampur wurden Binger (Op. cit. Vol. II, p. 92 und 93) als ein rechtes Musterstück die von Aschanti-Tischlern gefertigten Thüren gezeigt, deren einzelne Teile durch Nägel und Spitze europäischer Herkunft zusammengehalten werden. Die Arbeit muß indes wenig auf sich halten, denn der Reisende urteilt sehr abfällig darüber.

Den Schluß unserer Rundschau soll die Moschee von Sorobango machen, ein hübsches Gebäude aus weißlicher Erde mit zwei großen und mehreren kleineren Minarets, auf deren Spitzen mächtige Spiegelnägeln strohlen, wie solche in unsern Gärten beliebt sind. Nach der in Bingers Werk (o. a. O. S. 158) gegebenen Zeichnung muß die eine Seitenmauer ganz seltsame Ausbuchtungen oder Anbauten haben, die fast wie riesenhafte Steinkruken sich ausnehmen. Leider sagt der Text über diese Absonderlichkeit nichts; nur soviel wird angemerkt, daß die Moschee auch in der inneren Einrichtung mit der von Lohogniè völlig übereinstimmt.

H. Seidel.

Wichmanns Forschungsreise auf Rotti.

Die bei Timor gelegene, den Niederländern gehörige Insel Rotti oder Rote ist im März 1889 von Professor Arthur Wichmann aus Utrecht zum ersten Male in geologischer Beziehung durchforscht worden. Sein an neuen Thatsachen reicher ausführlicher Bericht in der Aardrijkskundig Genootschap (Tweede Serie, Deel IX. p. 222 — 257) ist in folgendem in kurzem Auszuge wiedergegeben.

Aus der Ferne gesehen, hebt sich Rotti in sanft geschwungenen Profillinien vom Horizonte ab; die Abhänge deckt während der Regenzeit eintöniges Grün. Die nordöstliche Halbinsel Landu erscheint wie eine getrennte Insel, was auf vielen Karten seinen Ausdruck gefunden hat. Wichmann landete im Norden in Baä, wo der niederländische Gesagbebber, Gouverneur, wohnt, der ihm sehr förderlich war und einen großen Teil der Reise mit ihm machte. Durch ein vortreffliches System von Postboten wurden die Radschas der 18 Staaten, welche auf Rotti bestehen, von der Ankunft in Kenutnis gesetzt und infolgedessen wurden die Reisenden jedesmal an der Grenze eines Staates vom Radscha mit frischen Pferden erwartet.

In der Gegend von Baä sah Wichmann eine höchst ursprüngliche Bestellung der Reisfelder. Es wurden dort nämlich Büffel auf das unter Wasser gesetzte Land getrieben, die darin so lange herumtrompeln mußten, bis das Ganze ein gleichmäßiger Brei geworden ist, in diesen werden die Reiskörner gesäet und ihrem Schicksale überlassen. Das Einernten geschieht durch Abstreifen der einzelnen Ähren mit der Hand. Pflüge und andere landwirtschaftliche Geräte sind unbekannt. Die Insel zählt 52 800 Einwohner, welche sich mit Viehzucht, Mais- und Reisbau, sowie Fischfang beschäftigen. Handelsgeist steckt in den Leuten nicht, es giebt keine Märkte und gegen gemünztes Geld hat man Abneigung.

Die erste geologische wichtige Entdeckung machte Wichmann an dem Gunung Sambuki südwestlich von Baä, wo er Kalksteinbänke mit Halobien auffand und damit die alpine Facies des oberen Trias nachwies. Es sind hier Versteinerungen gefunden worden, die aus den Alpen, aus Sizilien und dem Himalaya bekannt sind, woraus Rothpletz den Schluß gezogen hat, daß während der Triaszeit ein gewaltiges Seebecken bestand, welches Europa und Ostindien vereinigte und überflutete.

Wichmann benutzte den rund um die Insel führenden Reitpfad, der mit Abzweigungen 211 km lang und durch 140 Pfähle abgeteilt ist. Der Weg führte in nordöstlicher Richtung nach Termonu, vorbei an dem 50 m schroff aus dem Meere sich erhebenden Vorgebirge Su Lain, das aus tertiärem, foraminiferenreichem Kalkstein besteht. In Termanu, welches 115 m hoch liegt, wurde die unter zwei Lehrern stehende Schule besucht und in sehr vortrefflichem Stande befunden. Aus den „Singvögelein“ von Erk und Groaf (in holländischer Übersetzung) sangen die Kinder zur Flöte das „Heil dir im Siegerkranz“. Das Schulzimmer war sauber und freundlich, die Lehrer waren Eingeborene, aus dem Seminar in Amboina, und hatten ein Gehalt von 60 bis 90 Gulden monatlich; sie sind also vortrefflich gestellt. — Östlich von Termanu wuchs am Strande die Gowongpalme (Corypha umbraculifera), in ungeheurer Menge (vielleicht den zwanzigsten Teil der Insel bedeckend) breitete sich hier Pfefferminze (Mentha javanica) aus. Durch Korallenkalke führte der Weg nach der nächsten Landschaft Korbossa, in der vielfach der einheimische Wein (Vitis indica) wuchs, dessen Trauben jedoch keinen angenehmen Geschmack haben.

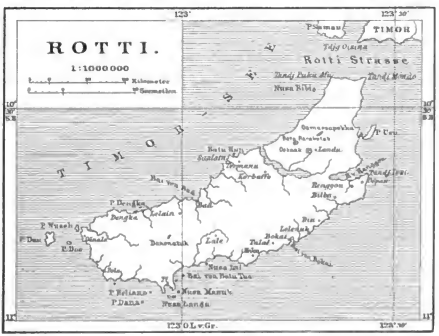
Bei der Annäherung an die Halbinsel Landu nahm die Landschaft einen andern Charakter an. Ein grauer See-

Digitized by Google

thon mit zahlreichen Muschelresten tritt auf und es zeigte sich, daß diese Ebene, in welche noch die Buchten von Nenggou und Korbaffo einschneiden, ehemals Seeboden dargestellt hatte. Landu bildet eine einförmige Hochfläche von 60 m über dem Meere, auf der massenhaft Zizyphus Jujuba wächst. Wichmann besuchte den Süßwasserseen Oedni, in welchem Krokodile hausen sollen und den Schlammvulkan Batu Barakelak, welcher seine Gestalt einem heftigen Ausbruche im Jahre 1885 verdankt. Er ist nur 15 m hoch, hat aber beinahe 1 km Umfang. Von besonderm Belang waren die hier gefundenen Auswürflinge, unter denen der liasische Ammonit Arietites geometricus entdeckt wurde. Der Eruptionskanal muß in große Tiefen hinabreichen, denn auch Korallen und Trochitenkalk der Permformation, Halobienkalk der Triasformation wurden gefunden. Außer dem erwähnten Ammoniten kommen noch andere Juraversteinerungen vor, identisch mit jenen des Himalaya und Europas, woraus Rothpletz folgert, daß die (oben berührte) Verbindung während der Triaszeit noch durch die Jurazeit hindurch bestand und danach erst eine Trennung des ostindischen Archipels vom Europäischen Ocean erfolgte. — Bemerkenswert auf der Halbinsel ist noch ein zweiter Schlammvulkan Oekaak von 5 bis 8 m Höhe und 100 m Umfang. Auch ein Salzsee Oesmassapotka liegt auf Landu.

Über Nenggou ging die Reise nach dem 90 m hoch gelegenen Bilba, zumeist durch Landschaft mit Korallenkalkstein. In Bilba war gerade Gerichtstag, wo drei Radschas öffentlich Recht sprachen. Ankläger, Beschuldigter und Zeugen wurden abgehört und dann eine Strafe erkannt, gewöhnlich Geldbuße. Die schwerste Strafe ist Verbannung. Schwere Verbrecher kommen auf Rotti nur selten vor.

Der Ritt ging nun entlang der Seeküste, an Korallenkalkfelsen von 200 m Höhe vorbei über Diu, Lelenuk, Bokai, westlich dessen der 20 bis 25 m breite Maleleb sich durch



Wichmanns Reise auf der Insel Rotti.

Triaskalkstein in die schöne Bucht von Bokai ergießt. Talaë, 141 m über dem Meere, ist die nächste Station, in obstreicher, buchtdurchrieselter Gegend, wo Bananen, Apfelsinen, Granatäpfel gedeihen. Westlich davon liegen Arekapalmenwälder, in denen jeder Eingeborene einige Bäume besitzt, welche ihm die Arekanüsse zum Betelkauen liefern; das Weideland dagegen ist gemeinschaftlicher Besitz. Noch weiter westlich folgte eine 322 m hohe Ebene mit roten Thonen, auf welche 150 m hohe Kalksteinfelsen aufgesetzt waren, und alsdann der letzte Rest von Urwald auf Rotti, in dem sich namentlich Kasambibäume und Pterocarpus befinden.

Bei Keka (370 m) vorüber ging der Weg nach Läle, wo wieder Korallenkalke auftreten. Von hier aus überschritt Wichmann nach Norden das wellige Hügelland von Rotti bis zur Timorsee und anderseits den steilen, halbkreisförmigen Abfall der Südküste nach dem Indischen Ocean.

Auf dem steil abwärts führenden Wege nach Ti an der Südküste wurden Mergelschichten wechsellagernd mit Korallenkalk beobachtet. Die grasige Landschaft ist einförmig bis zum Cornushafen, wie die Bucht von Batu Tuo genannt wird. Vor ihr liegen mehrere kleine Inseln, von denen Dana von Molukkenfischern wimmeln soll. Der Insel Nusa Manuk, welche Wichmann besuchte, fehlte es nicht an Pflanzenwuchs, wohl aber an süßem Wasser; sie zeigte vorwiegend Radiolarienkalke.

Am 31. März verließ Wichmann Ti, um auf dem direkten, quer über die Insel führenden, 24 km langen Wege nach Baä zurückzukehren. Auf dem bei Ti anstehenden Korallenkalk folgt viel Eisenerz, das überhaupt auf Rotti stark vertreten ist. Auf der Hochebene dehnten sich Moräste aus und liegt der kleine Landsee Danau Nalak, in dem Krokodile hausen sollen. Es folgen zu beiden Seiten des Weges bewaldete Rücken von Riffkalk, zwischen denen sich einst der $^1/_2$ km breite Riffkanal hinzog. Später tritt Triaskalk und dann Riffkalk auf, der sich bis zur Timorsee erstreckt, mit deren Erreichung bei Baä die Reise ihr Ende erreicht hatte.

Digitized by Google

Neue Renntierstation bei Schaffhausen.

Am Fuße der überhangenden Felswand „Zum Schweizersbild" bei Schaffhausen haben die Herren Rütesch und Häusler eine reichhaltige Niederlassung aus der Renntierzeit aufgedeckt. Nach den Einschlüssen und dem Gehalt an Asche wurden die abgegrabenen Schichten in aufsteigender Ordnung als unterste gelbe Lehmschicht, gelbe Nagetierschicht, schwarze, gelbe und graue Kulturschicht, graue Aschen- und Hirschschicht und jüngere Humusschichten bezeichnet.

Die unterste gelbe Lehmschicht ist arm an organischen Überresten, enthält aber noch von Menschenhand zerschlagene Knochen größerer Tiere (Renntier), sowie Knochen von Vögeln (Schneehuhn) und kleinen Nagetieren, auch Feuersteinmesser. In dem gelben Lehm der Nagetierschicht liegen millionenweise und in ausgezeichnetem Erhaltungszustande Knochen kleiner Nagetiere und Vögel, sowie einzelne Kiefer kleiner Raubtiere, Splitter aufgeschlagener Renntierknochen, Gewehrstücke, Feuersteinwerkzeuge u. s. w. Scharf abgegrenzt liegt über ihr die unterste (schwarze) Kulturschicht mit unzähligen Bruchstücken von Knochen und Feuerstein-Splittern und -Werkzeugen, großen Klopfsteinen zum Öffnen der Renntierknochen und einzelnen bearbeiteten Knochen und Hornobjekten. Die sie überlagernde gelbe Kulturschicht verdankt ihre Färbung der Menge Knochen, die stellenweise eine förmliche Breccie bilden, und lieferte eine reiche Ausbeute an Fundstücken aller Art. Bemerkenswert ist die Häufigkeit großer Steinplatten, die, um die Feuerstellen angeordnet, den Troglodyten als Stühle gedient zu haben scheinen, sowie von großen, rundlichen Geröllsteinen, die als Klopfer, als eine Art Pflaster oder als Kochsteine dienten. Es fand sich auch das Bruchstück einer Renntierzeichnung, die beiden Vorderbeine, den Hals und den Kopf eines solchen darstellend, ferner eine große Zahl meißelartiger Knochenwerkzeuge, die beim Ausbäuten der Jagdbeute Verwendung fanden, durchbohrte Muscheln (Cerithium, Turritella und Pectunculus) aus dem Mainzer Tertiärbecken u. s. w. Weniger ergiebig war die obere oder graue Kulturschicht; sie enthielt aber immer noch unzählige Knochen und Tausende von bearbeiteten Feuersteinwerkzeugen, ferner Splitter und die Kerne der Knollen, von denen jene abgesprengt waren. Diese graue Kulturschicht wird durch Gräber aus jüngerer Zeit angeschnitten, so daß sich ihre Einschlüsse mit solchen aus der Aschen- und Humusschicht vermengt bis direkt unter die Oberfläche finden.

Eine eigentliche Höhle ist nicht vorhanden. Die überhangenden Felsen und eine kleine Nische gewährten aber vortrefflichen Schutz. Jedenfalls wurden an dem natürlichen Felsendache künstliche, wohl aus Tierhäuten bestehende Vordächer angebracht.

Nach der geringen Zahl der Knochen größerer Tiere und der kleinen Nagetiere in dem untersten gelben Lehm zu schließen, war zur Zeit, wo sich dieser bildete, das Renntier noch selten. Erst mit dem Häufigerwerden desselben wanderten auch die Menschen in größerer Zahl ein und während der Jahrhunderte dauernden Periode, in welcher die drei Kulturschichten entstanden, war Schweizersbild von einer großen Horde bewohnt. Mit dem durch klimatische Veränderungen bedingten Wechsel in der Tierwelt verschwanden auch die Troglodyten. Schon in der grauen Kulturschicht war die Bevölkerung viel kleiner als früher und nahm allmählich ab, bis die letzten Familien auswanderten (wohl weiter nach Norden) oder ausstarben. Seither diente der Felsen dem Menschen nicht mehr als bleibende Wohnstätte, obschon alte und neue Topfscherben, Knochen von Menschen und Tieren genügendes Zeugnis für den vorübergehenden Besuch geben.

In einer Besprechung der Funde in der „N. Z. Ztg." sagt Herr Prof. Heim: „Alle charakteristischen Erscheinungen aus den Eiszeithöhlen von Frankreich, von Thayngen u. s. w. finden sich auch hier. Alle markhaltigen Knochen sind zerschlagen, die Gelenkenden aber und die markleeren Knochen erhalten, was beweist, daß hier der Mensch noch ohne Hund als Haustier gelebt hat. Metalle und Töpferei fehlen, der Stein wird nur scharfsplitterig geschlagen, nicht geschliffen. Die sämtlichen Feuersteinspäne und Messer stammen von Feuersteinknollen aus dem Jurakalk der Umgebung. Die beste Bearbeitung zeigen Meißel aus Knochen und Hirschgeweih und spitze Knochennadeln mit feinem Öhr. Von großer Bedeutung ist die Thatsache, daß auch hier wieder jene anatomisch sehr gut aufgefaßten Tierzeichnungen erscheinen mit allen den Merkmalen, die diesen Stil ältester Zeit auszeichnen und wie spätere Zeiten (Pfahlbau rc.) sie nie mehr liefern . . . ."

Der Fund stammt aus einer Zeit nordisch-alpinen Klimas, aus dem Ende der Eiszeit, da der Rhein noch durch das Kletgau floß und der Rheinfall noch nicht existierte. Er ist sicherlich viel tausend Jahre älter als die Pfahlbauten, die schon unserm jetzigen Klima angehören und niemals mehr alpin-nordische Tiere aufweisen." Die Herren Rütesch und Häusler haben die Sammlung dem Museum zu Schaffhausen geschenkt. Die naturforschende Gesellschaft von Schaffhausen hat sich bereit erklärt, die Kosten für die bisherigen Ausgrabungen zu tragen und für Mittel zu sorgen, um die ganze Niederlassung am „Schweizersbild" ausbeuten zu können.

(Naturwissenschaftliche Rundschau.)

Der Quellsee des Mississippi.

Über einen Besuch des Lake Itasca, welchem der Vater der Ströme in nördlicher Richtung entströmt, berichtet Warren Upham (in Bullet. Minnesota Academy, Vol. III, Nr. 2). Der See liegt in einer noch wenig besiedelten Gegend, die nächste Form ist von ihm 30 km entfernt und nur selten verirrt sich ein Forscher dorthin. Sein richtiger Name ist Omuschkos, Elcesee; der Name Itasca, obschon ganz indianisch klingend, ist lateinischen Ursprunges; Schoolcraft, der 1832 den See zuerst genauer untersuchte, und dessen klassische Bildung nicht sonderlich gewesen zu sein scheint, bildete ihn aus veritas und caput, indem er die erste und die letzte Silbe abschnitt, um den Namen nicht zu lang werden zu lassen. Die lächerlichen Reklamen des Herrn Glazier, der in 1881 den See von neuem entdeckte, haben die Aufmerksamkeit der Akademie von Minnesota auf ihn gelenkt, und er ist seitdem von mehreren wissenschaftlichen Forschern besucht worden; binnen kurzem wird eine Zweigbahn der großen Verbindung zwischen Duluth und dem Red River die Gegend durchschneiden und ihre Reize bequemer zugänglich machen.

Die ganze Umgebung des Quellsees ist Moränengebiet; er selbst liegt etwa 440 m über dem Meere, die Umgebung 100 m höher; eine gewaltige Moräne, die zehnte von der Endmoräne des großen Landeises an gerechnet, scheidet den See von dem Quellbachet des Red River und trägt den Namen nach ihm. Die Einsenkung, in welcher heute der Mississippi fließt, ein 3 bis 6 km breites und 30 bis 60 m tiefes Thal, ist wie die ähnlichen Thäler des La Salle, Hennepin und Schooleraft älter als die Glazialzeit, aber die Seen sind mit verschwindenden Ausnahmen Moränenbildungen. Der Itascasee hat in neuerer Zeit nur wenig Schwankungen in seinem Wasserstande erfahren, aber aus Nicollets sorgsam aufgenommener Karte ersieht man, daß er 1836 mindestens 1 m höher stand und mit dem heute offiziell Elk Lake genannten Nachbarsee zusammenhing, den die Indianer Gabakegumag nennen, „das Wasser, das nach einer Seite ausfließt". Es ist von Interesse, daß um dieselbe

Digitized by Google

Zeit alle die Gewässer der nördlichen Vereinigten Staaten eine ungewöhnliche Wassertülle hatten und selbst der Erie sechs Fuß höher stand, als im Winter 1819 bis 1820. Heute ist der Itasca etwa 5 km lang und von seiner Mitte streckt sich eine Bucht etwa 3 km östlich, so daß der See aus drei Armen zu bestehen scheint. Das Wasser ist völlig klar, im Hauptteil nur bis 12, in der Seitenbucht dagegen 24 m tief; die Ufer sind, wo keine Bäche einmünden, steil, gut bewaldet, reich an guten Nadelhölzern (red pine, white pine, Pinus Banksiana), Pappeln, Alpen, an Wild und Fischen. Von den zahlreichen Zuflüssen ist der auf den Karten als Nicollets Creek bezeichnete der stärkste, und als der eigentliche Quellfluß des Mississippi zu betrachten, doch hat man sich in den offiziellen Kreisen des Staates entschlossen, ihm seinen Namen zu lassen und den Itasca als die Mississippiquelle zu betrachten.

Bücherschau.

Georg von der Gabelentz, Handbuch zur Aufnahme fremder Sprachen. Im Auftrage der Kolonial-Abteilung des auswärtigen Amtes bearbeitet. Berlin 1892. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. Quer-8°, XV, 272 Seiten. 4 Mk.

Die Überzeugung, daß bei der Klassifikation des Menschengeschlechtes nach Völkern und Volksstämmen der Sprache eine ausschlaggebende Bedeutung zukomme, bricht sich unter den Ethnologen immer mehr und mehr Bahn. Insolgedessen bemühen sich auch die Reisenden und Kolonial-Beamten überall, wo sie mit bisher unbekannten Stämmen zusammentreffen, Sammlungen von Wörtern und Sätzen aus den Sprachen der letzteren anzulegen, um dieselben als Material der Wissenschaft zuzuführen. Sa leicht aber auf den ersten Anblick das Anlegen von Wörtersammlungen in einer fremden Sprache erscheinen mag, so ist es dennoch mit großen Schwierigkeiten verbunden, und erfordert die Aufstellung desselben, falls es für wissenschaftliche Zwecke brauchbar werden soll, eine gewisse Vorbereitung.

Eine solche Vorbereitung, in Form einer allgemein verständlichen Anweisung, kann den zur Aufnahme der Wörter nötigen Rubriken, gewährt das von Prof. Georg von der Gabelentz, dem bekannten Ethnologen und Sprachforscher, oben angeführte Büchlein, welches wir als unentbehrliches Vademecum einem jeden Reisenden empfehlen möchten und dessen Übersetzung in andere Sprachen wir schon wegen der Uniformität des zu liefernden sprachlichen Materials sehr wünschen; denn der Reisende braucht künftig nichts anders zu thun, als die zum Anfange befindlichen Anweisungen des Büchleins mit Aufmerksamkeit zu lesen und in die mit den Schlagwörtern der Muttersprache versehenen Rubriken die gesammelten Wörter der fremden Sprache einzuzeichnen.

Der Verfasser bespricht zunächst die Frage, was und wie abzufragen ist. Er giebt dabei verschiedene nützliche Winke an die Hand, um den bei dieser Gelegenheit möglichen Irrtümern und Täuschungen zu entgehen. Das Wichtigste bei der Aufzeichnung einer fremden Sprache ist wohl die Beobachtung, reproduzierte Auffassung der Laute und Töne und die Fixierung derselben mittels der Schrift. In der letzteren Beziehung schließt sich Prof. von der Gabelentz dem Lepsiusschen Standard-Alphabet an, und zwar mit vollem Recht, da dieses Alphabet am entwickelungsfähigsten ist und durch die verschiedenen Bibelgesellschaften bei ihren Publikationen bereits Anwendung gefunden hat. Dabei glaube ich jedoch in manchen Punkten von dem verehrten Verfasser abweichen zu müssen. Die Schreibung der Aspiraten als kʰ, tʰ, pʰ scheint mir nicht passend; es sind unzweifelhaft Doppellaute (sonsanantische Diphthonge) und wären richtiger kh, th, ph zu schreiben.

Die Palatallaute als k', g', ṅ u. s. w. scheinen mir nicht richtig wiedergegeben und allzu summarisch behandelt. Unter dieser Gruppe sind offenbar hinterlei verschiedene Laute besaßt, nämlich erstens muillierte Gutturale (k', g', ṅ), zweitens muillierte Gutturale mit nachfolgendem j (k'j, g'j, ṅj), drittens muillierte Dentale (čechisch t', d', n̆ und magyarisch ty, gy, ny), viertens muillierte Dentale mit nachfolgendem j (malaiisch tj, dj, ñj) und fünftens reine Palatale (ts, dz, ñ), welche in der That Doppellaute (konsonantische Diphthonge) sind. Daß das letztere wirklich der Fall ist, beweist der Umstand, daß man diese Laute teilweise verlängern kann (tsss, dzzz), ebenso wie aiii, auuu, was man absolut nicht thun könnte, wenn die Palatalen reine Explosivlaute, wie k, g, t, d, p, b wären. Und wie will v. d. Gabelentz tz (unser z), dz schreiben? Nimmt er für tš, dž die einfachen Zeichen k', g' in Anspruch, dann muß er folgerichtig auch für ts, dz einfache Zeichen (etwa c, č, ?) bilden. Damit ist aber der oberste Grundsatz des Standard-Alphabet, daß für jeden einfachen Laut ein einfaches Zeichen, für jeden zusammengesetzten Laut ein zusammengesetztes Zeichen geschrieben werden müsse, verletzt.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß die Ausdrücke Cerebrale und Laterale mir nicht passend gewählt scheinen. Die Cerebralen (das Wort ist nach einem schlecht übersetzten Sanskrit-Ausdrucke gebildet) sind die tacuminaten Dentalen Prichels fortifiziert mit nach vorn konvexer Zunge, wobei dieselbe teilweise den Gaumen berührt); die Lateralen nennt Prichel treffend die alveolaren Dentalen, da die Seitenränder der Zunge an die oberen Backenzähne gepreßt und der vordere Teil derselben samt der Spitze an das hintere Zahnfleisch der oberen Schneidezähne so angelegt wird, daß ein luftdichter Verschluß entsteht, bei dessen Öffnung ein energisch gebildeter Dental zum Vorschein kommt. Solche Laute kommen bekanntlich im Arabischen vor.

Wien. Friedrich Müller.

Jerolim Freiherr von Benko, Die Schiffsstation der k. k. Kriegsmarine in Okasien. Reisen S. M. Schiffe „Nautilus“ und „Aurora“ 1884 bis 1888. Mit 3 Kartenskizzen. Wien, Karl Gerolds Sohn, 1892.

Bei dem Studium dieses beinahe 1000 Seiten umfassenden Bandes sind wir lebhaft an Karl von Scherzer erinnert worden, denn dessen statistisch-kommerzieller Teil der Novaraexpedition, sowie sein fachmännischer Bericht der österreichischen Expedition nach Ostasien im Jahre 1869 erschienen uns vielfach als Vorbilder und Muster der gegenwärtigen Arbeit.

Das Buch des Freiherrn von Benko ist kein gewöhnlicher Reisebericht, wiewohl demselben die Berichte der Kapitäne der österreichischen Kriegsschiffe „Nautilus“ und „Aurora“ zu Grunde liegen; dazu aber hat der Verfasser noch sorgfältig die wirtschaftliche und geographische Litteratur benutzt und mit Kritik in das Ganze eingearbeitet, so daß wir hier ein namentlich praktischen Zwecken dienendes Werk erhalten haben, das wohl in erster Linie zur Belebung des österreichischen Handels nach Ostasien geschaffen ist. Der deutsche Kaufmann wird daraus auch viele Winke finden, die für ihn von Nutzen sind.

Nach den Schiffstagebüchern erhalten wir zuerst eine Schilderung der Fahrten des „Nautilus“ und der „Aurora“, worauf die Beschreibungen der wichtigsten asiatischen Länder und Häfen folgen: Siam mit Bangkok und den weniger bekannten Salangaß und Quedah; China mit den zwei europäischen (Hongkong und Macao) und den Vertragshäfen; Japan, die höchst wichtigen russischen Häfen am Stillen Ozean. Nördlich folgt die Inselwelt: Philippinen, Niederländisch-Indien, sowie Französisch-Indochina. Auch die Nikobaren sind 1886 von der „Aurora“ angelaufen und damit ein Gebiet betreten, auf dem zu Maria Theresias Zeit Österreich sich kolonialstarisch versucht hatte.

Dr. F. Carlsen.

E. A. Martel, „Sous terre“ (troisième campagne), Brive, Marcel Roche, imprimeur éditeur, 1892.

Der emsige Höhlenforscher Herr E. A. Martel hat abermals in einer Schrift die Ergebnisse seiner dritten Forschungsfahrt veröffentlicht. Das Büchlein ist reich mit Abbildungen und mit Plänen ausgestattet. Der Aufsatz war ursprünglich im Bulletin de la société Scientifique - Historique et d'Archéologie de la Corrèze (XIII. Bd.) erschienen, und enthält eine Beschreibung der im September 1890 unternommenen Höhlenfahrten in der Causse de Gramat (Cevennen). Der Schlund von Padirac spielt wieder die Hauptrolle, nebst ihm werden aber auch eine größere Anzahl von Schachthöhlen und von horizontalen Grotten behandelt, allerdings etwas allzu kurz. Wichtig ist ein Nachweis aus Delpans Statistique du Lot, daß in diesem Departement 155 Höhlen bekannt seien.

Digitized by Google

Schade, daß dieses Höhlengewirre nicht in Karten eingezeichnet ist, was über die unterirdischen Verhältnisse wesentliche Aufschlüsse ergeben würde. Vielleicht entschließt sich Herr Martel doch einmal, diese Arbeit durchzuführen. Außer dieser Schrift erschien noch von Herrn Martel ein Aufsatz über die vierte Kampagne in den Comptes rendus der geographischen Gesellschaft in Paris, welcher Forschungen in den Cevennen und in Griechenland behandelt, und eine kurze Beschreibung des Linthales in der Schweiz mit einer Abbildung der wenig bekannten Klamm, im Annuaire du Club alpin Français. Über die 1891er Kampagne dürfte wohl noch ein ausführlicherer Bericht folgen. Franz Kraus.

Dr. J. H. Kloos, Repertorium der auf die Geologie, Mineralogie und Paläontologie des Herzogtums Braunschweig und der angrenzenden Landesteile bezüglichen Litteratur. Mit einer Karte. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn, 1892. 204 S.

Die Hauptabteilung der auf das Herzogtum Braunschweig und die unmittelbar angrenzenden Gebiete bezüglichen Litteratur erschien bereits im sechsten Jahresberichte des Vereines für Naturwissenschaften zu Braunschweig. Die Fortführung und Erweiterung dieser Arbeit machte bald einen Nachtrag nothwendig. Beide, Hauptteil und Nachtrag, letzterer bis zum Jahre 1890 ergänzt, sind in vorliegendem Büchlein vereint.

Von dem allgemeinen Werte abgesehen, den eine solche Litteraturübersicht darbietet für alle, welche sich schnell über die Litteratur dieses schönsten und interessantesten Stückes norddeutscher Geologie orientieren wollen, gewinnt dieses Repertorium gegenwärtig noch dadurch an Bedeutung, daß man sich anschickt, die staatliche geologische Aufnahme im Herzogtum, mit welcher der Verfasser betraut ist, wieder aufzunehmen.

Es erwies sich bei vorliegender Übersicht unthunlich, exakt die politischen Grenzen einzuhalten; der Verfasser hat dieselben zum Theil berechtlich überschritten, um ein in gewisser Hinsicht geologisch einheitliches Gebiet zu gewinnen. Ein beigegebenes Übersichtskärtchen zeigt uns dessen Begrenzung. So finden wir von wichtigeren geologischen Arealen vertreten beziehungsweise einbegriffen: Die Ebene westlich Magdeburg, welche den Namen Börde führt, das Hügelland östlich vom Harz zwischen Aschersleben und Halberstadt, die Gegend von Stadtfurt, Mansfeld und Eisleben, diejenige zwischen Göttingen und Nordhausen im Süden und dem Harz im Norden, das Harzgebirge selbst in allen seinen Teilen, den Solling, das Wesergebiet etwa zwischen Münden und Hameln, das Hügelland um Hildesheim, das nördliche Vorland des Harzes mit Einschluß der Gegend um Gifhorn. Dagegen wurde das politisch zum Herzogtum gehörige Amt Thedinghausen nicht mit in Betracht gezogen, da es weder geographisch noch geologisch zu vorliegendem Territorium, sondern in das Gebiet der unteren Weser gehört.

Das Berzeichniß beginnt mit dem Jahre 1546 und endet mit 1890; es ist in erster Linie chronologisch geordnet, weil so es am ehesten erreicht wird, die geschichtliche Entwickelung der Wissenschaft, das allmähliche oder periodische Anwachsen der geistigen Erzeugnisse rasch zu übersehen. Beigegeben ist noch ein Autoren-, Lokalitäten- und Sachverzeichnis, mit deren Benutzung es möglich ist, alle auf einen bestimmten Gegenstand oder Fundort bezüglichen Arbeiten schnell aufzufinden. Daß man gewiß alles irgendwie Beachtenswerte, was über geologische Erscheinungen des begrenzten Gebietes handelt, verzeichnet finden wird, verbürgt uns der Name des Verfassers. Und so begrüßen wir vorliegendes Büchlein als einen höchst willkommenen Führer in die geologische Litteratur des Harzgebirges, seiner näheren und weiteren Umgebung. Dr. A. Sauer.

Aus allen Erdteilen.

— Über Sierra Leone und das Hinterland berichtete in der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 14. März G. H. Harrett. Sierra Leone gewährt vom Meere aus einen herrlichen Anblick. Rechts das niedrige Kap mit seinem Leuchtturm, dahinter ringsumher der dichteste Laubwald, und von hier bis zum Ankerplatz von Freetown, vier englische Meilen stromaufwärts, lauter reizende Buchten und Busen, einer schöner als der andre, und ihre Ufer mit dem üppigsten Grün bedeckt von der Wasserkante bis hinauf auf die Berge, die sich 600 m hoch im Hintergrunde erheben; und über sie hinaus steigt der stolze Gipfel des Zuckerhutes bis zu einer Höhe von 760 m empor. Die Straßen von Freetown sind gut angelegt, aber die Stadt selbst hat eine ungünstige Lage am Fuße der Berge, welche die reine südwestliche Seebrise von ihr fernhalten. Die Winde scheinen sich allgemein oberhalb der Stadt zu brechen, und diesem Umstande dürfte das ungesunde Klima von Freetown in hervorragendem Maße zuzuschreiben sein. In einer durchschnittlichen Entfernung von 120 bis 150 km von der Küste erhebt sich jäh das Gebirge. Der dazwischen liegende Alluvialboden ist gewellt und in den höher gelegenen Teilen aus Laterit zusammengesetzt, während die Thäler aus einer Mischung von Lehm und Sand bestehen. Ein beträchtlicher Teil dieses Landes ist während der Regenzeit unter Wasser. Die Vegetation besteht an der Küstenlinie aus dichtem, undurchdringlichem Gebüsch mit zahlreichen Palmen und andern Bäumen; aber nach und nach macht sie weiten Ebenen Platz, die mit einem 3 bis 4 m hohen Rohre bedeckt sind; dazwischen kommen in den höher gelegenen Teilen auch einzelne Bäume (besonders die Lophira alata) vor. Je mehr man sich den Bergen nähert, desto schwärzer und fetter wird der Boden, und hier treten dann üppige Reispflanzungen auf. — Sherbro Island, das ungefähr 150 km südlich von Freetown der Küste vorgelagert ist, ist eine niedrige, von zahlreichen Buchten durchbrochene Insel, die durch den sogenannten Black River in zwei Teile geteilt wird. An der Küste wird sie von sumpfigen, mangrovenummachsenen Bänken umrahmt; das Innere aber ist von wolligen Sandrücken durchzogen, welche parallel mit der Meeresküste streichen, während die dazwischen liegenden Mulden mit Wasser gefüllt sind. Man erkennt daraus leicht die Entstehungsart dieser Insel: sie ist durch die Thätigkeit der Brandung aufgeworfen worden, welche den Schlamm der verschiedenen, hier mündenden Flüsse zum Niederschlag brachte. Auf ähnliche Weise ist der ganze benachbarte Küstenstrich von Turners Halbinsel bis zum Mano-Flusse entstanden.

— Der Einfluß der Meereshöhe auf die Bodentemperatur wurde von Prof. E. Ebermayer in der meteorologischen Gesellschaft zu München am 29. März besprochen. Nachdem Redner auf die Bedeutung der Bodenwärme als klimatischen und als Produktionsfaktors für die Pflanzen hingewiesen und hervorgehoben hatte, daß bis jetzt noch keine systematische Untersuchungsreihe über den Einfluß der Meereshöhe auf die Bodentemperatur vorliegt, benutzte er das reiche Material, welches die zehn forstlich-meteorologischen Stationen in Bayern in Höhenlagen zwischen 136 und 1136 m durch meistenteils 10- bis 12jährige regelmäßige Beobachtungen geliefert haben, zur Begründung folgender Hauptergebnisse: 1. Mit steigender Meereshöhe nimmt die Temperatur des Bodens sowohl im Jahresmittel als in den einzelnen Monaten und Jahreszeiten ab. 2. Die größte Abnahme machte sich in Höhenlagen zwischen 500 und 800 m geltend. 3. Im Frühjahr und Sommer hat die Meereshöhe auf die Abschwächung der Bodentemperatur einen viel größeren Einfluß als im Winter. 4. Eine besonders beachtenswerte Einwirkung auf die Bodenwärme hat die bayerische Hochebene. Im Jahresmittel und während des Winterhalbjahres ist die Bodentemperatur derselben normal und entspricht ihrer Höhenlage. Im Sommerhalbjahre, insbesondere vom Mai bis

Digitized by Google

August, macht sich aber die mit der vertikalen Erhebung allgemein zunehmende Intensität der Sonnenstrahlung auf der Hochebene weit stärker geltend, als auf Bergkuppen von gleicher Höhe, wie z. B. in Rohrbrunn im Speßart. Infolgedessen ist für die Hochebene eine relativ starke Bodenerwärmung während des Sommerhalbjahres sehr charakteristisch. 5. Im Winterhalbjahr ist die Bodentruune (bis zu 90 cm Tiefe) in allen Höhenlagen um 2 bis 2½° wärmer als die äußere Luft; im Sommer findet sich nur in den oberen Bodenschichten bis zu 30 oder 40 cm Tiefe ein Bärmeüberschuß von 1 bis 1½°, während die unteren Schichten innerhalb der Wurzelregion (von 60 bis 90 cm) um 1 bis 1½° kälter sind als die Luft. Die tiefer gelegenen Orte mit hoher Bodentemperatur sind auch in dieser Beziehung den kälteren Gebirgsböden gegenüber etwas bevorzugt. 6. Die jährlichen Temperaturschwankungen im Boden vermindern sich mit zunehmender Meereshöhe. 7. Jede Verminderung der Bodenwärme hat eine geringere chemische Thätigkeit und eine Abnahme der Produktionsfähigkeit zur Folge (Allgemeine Zeitung).

— Über die nach europäischer Art eingerichtete Armee Siams berichtet Freiherr v. Benko in dem Werke „Die Schiffsstation der k. und k. Kriegsmarine in Ostasien“ folgendes. In Siam besteht nach alten Landesgesetzen allgemeine Wehrpflicht, von der aber nur wenig Gebrauch gemacht wird, da das ganze stehende Heer nur 3000 Mann stark ist. Es ist von italienischen und dänischen Offizieren ausgebildet, in europäischer Weise gekleidet und liegt vollständig in der Hauptstadt Bangkok, wo es besonders für den Dienst des Königs zur Verfügung steht, da Angriffe von außen nicht zu erwarten sind. Außer den fünf Offizieren bestehen die Mannschaften aus Siamesen, denen es an Tapferkeit und Disziplin nicht mangelt. Erscheint dem Europäer in der Ausrüstung und im Exerzitium auch manches komisch, so ist doch die allgemeine Haltung nur zu loben. Es bestehen vier Bataillone Infanterie mit Seitengewehren, weißem Waffenrock, weißem Helm, doch ohne Fußbekleidung. Die Jägertruppe dagegen trägt Schuhe. Auch die Lanzenreiter in roten Röcken, eine Schwadron, tragen Stiefel, doch ohne Sporen, die Kürassiere, eine Schwadron, dagegen sind wieder barfuß, haben aber einen Metallhelm. Die Pferde, australischer Rasse, sind groß und kräftig. Die Artillerie besteht aus zwei Batterieen von je vier Geschützen, deren jedes von acht Mann bedient und zugleich gezogen wird.

Diese Truppen bewohnen eine sehr schöne, in der Nähe der königlichen Residenz gelegene, aus Steinen erbaute Kaserne, in der auch die Proviantkammern, der Waffensaal, Pferdeställe u. s. w. sich befinden und die sehr reinlich gehalten ist. Je 40 Mann bewohnen ein großes lustiges Zimmer und jeder Mann hat sein eigenes Bett, eine Decke und Kiste. Mit der Residenz steht die Kaserne in telephonischer Verbindung.

Bangkok ist zugleich der Kriegshafen Siams, wo die kleinen Kriegsfahrzeuge stationiert sind, denn größere können um deswillen nicht angeschafft werden, weil dieselben die Barre des Menamflusses nicht würden passieren können. Die Flotte steht unter einem eingeborenen Admiral, die Kommandanten der einzelnen Fahrzeuge aber sind Deutsche und Engländer, die übrigen Offiziere sind Siamesen, die Mannschaft besteht aus Laoten aus dem Innern des Landes. Siam besitzt jetzt zwei Korvetten zu 10 und 8 Geschützen und fünf Kanonenboote.

— Die zentralasiatischen Lagerstätten des Nephrits sind von K. Bogdanowitsch, einem Begleiter Pjewtsows (Globus LX, 365), näher geschildert worden (Petermanns Mitteilungen 1892, S. 52). Danach war Ostturkestan schon seit der vorchristlichen Zeit für die Chinesen Bezugsquelle des Nephrits, der an zahlreichen Stellen des Kwen-lun in Menge vorkommt. Bogdanowitsch kennt zwischen dem Muztagata und dem Meridian des Lobnor sieben Distrikte, wo sich Nephritlagerstätten befinden: Der Mittellauf des Jarkand-Darja, das Flußgebiet des Tiznab, Schachibulla (Karatasch), das Karangutagebirge, das Yuschtaggebirge, Tornsbaban und Aksundag. An den Flüssen dieser sieben Distrikte und an einigen wasserlosen Saiß finden sich Lager von Nephritgeschieben. Die Chinesen unterscheiden den Nephrit aus dem anstehenden Gestein und verschiedenen Arten von Geschieben, worüber Bogdanowitsch nähere Angaben macht; selbstverständlich sind auch die Unterschiede nach der Farbe; rein milchweißer mit Fettglanz ist am wertvollsten. „Die Schwierigkeit, den Nephrit zu bearbeiten, erhöht dessen Wert; die Bearbeitung wird folgendermaßen bezahlt: der Stein wird vor und nach der Bearbeitung gewogen und der Unterschied im Gewichte, doppelt genommen, ergiebt den Preis der Arbeit, d. h. der Stein wird dann mit dem gleichen Gewichte an Silber bezahlt.“ Bogdanowitsch hat weiße Stücke gesehen, die mehr als 200 Rubel kosteten. Der letzte mohammedanische Aufstand, durch welchen vor 25 Jahren die Chinesen aus Ostturkestan vertrieben wurden, brachte den Nephrithandel ins Stocken und noch heute ist keine der vielen Abbaustellen im anstehenden Gestein wieder in Angriff genommen worden.

Einen gewaltigen Nephritmonolithen entdeckte Bogdanowitsch im Dorfe Uschaktal zwischen den Städten Karaschar und Toksun. Man hatte ihn in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach der Eroberung Kaschgariens durch die Chinesen nach Peking bringen wollen; die Leute aber, welche ihn transportierten, ließen ihn in dem genannten Dorfe liegen, als sie dort den Tod der Kaiserin erfuhren. Dort wurde er anfangs gehütet, später aber schlug man beliebige Stücke ab. Aber immer noch ist es ein gewaltiger Block, nur ein Drittel kleiner als der berühmte Nephrit auf dem Grabe Tamerlans in Samarkand.

Die geologischen Verhältnisse der Nephritlagerstätten im anstehenden Gestein hat Bogdanowitsch an mehreren Orten untersucht. Seine Untersuchungen geben den endgültigen Beweis für die dynamometamorphische Entstehung des Nephrits.

— Die vor kurzem erschienene zweite Lieferung (Teil XLI der ganzen Serie) der Bydragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl. Indië enthält eine höchst wichtige Notiz des Herrn Kontroleurs erster Klasse C. L. Westenberg über die religiösen Begriffe der Karo-Bataks, Bewohner der Hochebene nördlich vom Tobasee und der landeinwärts gelegenen Landschaften der Reiche Langkat, Deli und Serdang, speziell über die der Dusun-Bataks auf dem Delihochplateau (Sumatra).

Herr Westenberg war im stande, festzustellen, daß in dem religiösen Leben dieser Bataks zwei Hauptelemente genau zu unterscheiden sind, und zwar ein mythologisches, wahrscheinlich von fremdem Ursprung, und ein animistisches, von den Ahnen vererbtes. Praktisch kümmert niemand sich mehr um die Götter, welche in den Mythen und Sagen vorkommen, um so mehr aber werden die alten Zauberformeln bei schamanistischen Zwecken gebraucht und der alte Geisterglauben in Ehren gehalten. Nebenbei sei bemerkt, daß dieser Aufsatz der beste und ausführlichste über die Karo-Bataks ist, welcher in unserer indischen Litteratur zu finden.

Verslaggever.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. Nr. 22.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Albert Samuel Gatschet und sein Werk über die Klamath-Indianer.

Von Dr. Johannes Hoops.

Vor uns liegt ein Buch, wie es in der gesamten ethnologischen und philologischen Litteratur nur wenige giebt, ein Buch, das in Allseitigkeit wie in Gründlichkeit geradezu musterhaft zu nennen ist: Gatschets großes Werk über die Klamath-Indianer im südwestlichen Oregon [1]). In zwei mächtigen, prachtvoll ausgestatteten Quartbänden von je 700 Seiten wird hier alles zusammengefaßt, was der Verfasser über Nationalität, Geschichte, Einrichtungen, Mythologie und vor allem über die Sprache der Klamath-Indianer in Erfahrung bringen konnte, und alles dies wird uns in vorzüglicher Bearbeitung systematisch geordnet dargeboten. Der zweite Band enthält ein vollständiges Klamath-Englisch- und ein Englisch-Klamath-Wörterbuch, während der erste Band außer der ausführlichen ethnologischen Einleitung eine große Menge Texte der Klamath-Sprache mit englischer Interlinearversion und erklärenden Anmerkungen, sowie eine gründliche Bearbeitung der Klamath-Grammatik in allen ihren Teilen (Lautlehre, Flexionslehre und Syntax) enthält.

Albert Samuel Gatschet.

Das Werk ist das Ergebnis langjähriger Studien und Forschungen; es wurde von der gelehrten Welt Amerikas mit Spannung erwartet und hat dem gründlichen Forschergeiste des unermüdlichen Philologen und Ethnologen aufs neue das glänzendste Zeugnis ausgestellt. Gatschet ist neben Daniel Garrison Brinton (s. Globus LX, 104) und Horatio Hale jedenfalls der bedeutendste lebende Vertreter der amerikanistischen Völkerkunde und Sprachwissenschaft.

Albert Samuel Gatschet ist ein Schweizer von Geburt. Zu St. Beatenberg im Berner Oberlande am 3. Oktober 1832 geboren, empfing er seine erste Ausbildung auf den Lyceen von Neufchatel (1843 bis 1845) und Bern (1846 bis 1852), um sich dann in Bern und Berlin dem akademischen Studium zu widmen. Er beschäftigte sich hier vornehmlich mit der antiken Welt in allen ihren Phasen, ihrer Religion, Geschichte, Sprache und Kunst, und so war sein Interesse von früh an auf philologische Untersuchungen gerichtet. Im Jahre 1865 begann er die Veröffentlichung einer Reihe kurzer Monographieen über die Etymologie der Ortsnamen seiner Heimat unter dem Titel „Ortsethymologische Forschungen aus der Schweiz“ (1865 bis 1867). Im Jahre 1867 brachte

[1]) The Klamath-Indians of Southwestern Oregon. By Albert Samuel Gatschet. Washington 1890. 2 Bde.

Digitized by Google

er mehrere Monate in London zu, wo er mit antiquarischen Studien im britischen Museum beschäftigt war. 1868 ließ er sich in New York nieder und wurde Mitarbeiter einer Reihe von amerikanischen und ausländischen Zeitschriften, meist wissenschaftlichen Inhalts. Allmählich wandte er seine Aufmerksamkeit immer mehr dem Studium der Indianer zu und veröffentlichte verschiedene Abhandlungen über ihre Sprachen, deren wichtigste „Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas“ (Weimar 1876) betitelt ist. Das verschaffte ihm die Ernennung zum ethnologischen Mitarbeiter der geologischen Kommission der Vereinigten Staaten unter Major John W. Powell im März 1877. Er siedelte nach Washington über und beschäftigte sich hier zunächst mit der Ordnung der linguistischen Manuskripte des Smithsonian-Institution, die jetzt das Eigentum des Büreaus für Ethnologie, einer Abteilung der genannten Institution, sind. Mit diesem Büreau ist Gatschets Name seitdem unauflöslich verknüpft geblieben.

Um die linguistischen Sammlungen desselben zu vermehren und seine eigene Kenntnis der indianischen Sprachen zu erweitern und zu vertiefen, hat er ausgedehnte linguistische und ethnologische Forschungsreisen unter den Indianern Nordamerikas gemacht. Von einer sechsmonatlichen Reise unter den Klamaths und Kalapuyas von Oregon zu beiden Seiten des Kaskadengebirges zurückgekehrt, besuchte er die Kataba in Südkarolina und die Cha'bta und Shetimasha von Louisiana im Jahre 1881 bis 1882, dann 1884 bis 1885 die Kayowe, Comanche, Caddo, Nakidje, Modoc und andere Stämme im Indianerterritorium, die Tonkawö und Lipans in Texas und die Atakapa-Indianer in Louisiana. 1886 sah er die Tlaskalteken in Saltillo, Mexiko, einschließlich Überbleibsel der Nahua-Rasse, die um 1575 von Anahuac dorthin verpflanzt wurden, und er war der erste, der die Verwandtschaft der Bolopi-Sprache mit der Familie der Sioux entdeckte. Er beschrieb ferner die Tunixa- oder Tonica-Sprache in Louisiana, die nie zuvor unterlucht war und eine eigene Sprachfamilie bildet. Weitere Ausflüge nach andern Teilen des Landes machten ihn mit weiteren indianischen Sprachen, wie dem Tuskarora, Caughnawaya, Penobscot und Karankawa, bekannt.

Die Zahl von Gatschets Schriften und Aufsätzen ist Legion. In einer amerikanischen Bibliographie, die uns vorliegt, sind nicht weniger als 72 größere und kleinere wissenschaftliche Abhandlungen von ihm aufgezählt. Unter den Stämmen und Sprachen, die er in besondern Veröffentlichungen behandelt hat, befinden sich die Klamath, Modoc (Oregon), Timucua (Florida), Tonkawö (Texas), Yuma (Kalifornien, Arizona, Mexiko), Chumeto (Kalifornien), Beothuk (Neufundland), Creek und Hitchiti (Alabama). Die meisten seiner Arbeiten finden sich in Zeitschriften und Berichten zerstreut; auch der „Globus“ hat wiederholt Aufsätze von ihm gebracht.

Das Volk der Klamath-Indianer hat seit unvordenklichen Zeiten ein Gebiet auf dem Ostabhange des Kaskadengebirges, im südwestlichen Teile des heutigen Staates Oregon, bewohnt. Das Gebiet wird von Bergrücken und von mäßigeren Erhebungen umschlossen und von Flüssen, Seen, Sümpfen und Quellen, die dem vulkanischen Sande des Bodens entströmen, bewässert. Die abgeschlossene Lage dieser Indianer in ihren Bergtesten hat sie zu allen Zeiten vor den Einbrüchen fremder Stämme geschützt, aber sie hat andererseits auch manche jener Wohlthaten der Kultur von ihnen ferngehalten, welche nur ein lebhafter Handel und Verkehr mit andern Stämmen liefern kann. Das Klima ihres Hochlandes ist rauh und wegen seiner plötzlichen Temperaturwechsel bekannt, die es an manchen Stellen ungeeignet zum Ackerbau machen. Aber der Boden bringt eßbare Wurzeln, Knollen, Beeren und Bauholz hervor, die klaren Gewässer wimmeln von Fischen und Wasservögeln, und Wildpret gab es im Überfluß, bevor die Büchse des weißen Mannes seine verheerenden Wirkungen ausübte. So war das Land im stande, eine große Menge Indianer mit Nahrung zu versorgen, und sie zeigten nie ein Verlangen, auszuwandern oder in ein besseres Land verpflanzt zu werden. Gatschet hat die spärliche Litteratur, welche bisher über die Klamath vorhanden war, sorgfältig zusammengestellt; im ganzen ist über Land und Leute bis jetzt nur wenig bekannt geworden, und Gatschets ausführliche geographische Angaben sind deshalb von großem Belang.

Das Klamath-Volk im südwestlichen Oregon besteht aus zwei Hauptgruppen: den Klamath-See-Indianern und den Modoc-Indianern. Beide gehören nach Rasse, Sprache, Sitte und Einrichtungen entschieden demselben Stamme an und unterscheiden sich in ihrer Sprache ebenso gründlich von den benachbarten Snake, Rogue River, Schasti und Pit River-Indianern, wie von den übrigen Einwohnern von Oregon, Kalifornien und Nevada. Eine gemeinsame Bezeichnung für die beiden Völkerschaften giebt es nicht außer der ganz allgemeinen Mäklaks, d. h. Indianer. Dieser Ausdruck bezeichnet, wenn er von ihnen selbst mit einem lingualen k ausgesprochen wird, Individuen, die ihre Sprache reden, Modocs sowohl wie Klamath-See-Indianer; mit unserm gewöhnlichen k ausgesprochen, bedeutet es einen Indianer jedes beliebigen Stammes und weiterhin einen Menschen überhaupt, einen Angehörigen irgend welcher Nation. Da aber Mäklaks von Weißen stets wie maklaks oder englisch măklaks ausgesprochen wird, was leicht Verwirrung anrichten könnte, so verwiedet Gatschet diesen Ausdruck zur Bezeichnung der beiden Völker. Auch Klamath-Indianer oder Klamaths kann man sie nicht wohl nennen, da die Weißen an der Küste des Stillen Ozeans unter diesem Namen auch die Schasti, Karok, Hupa, Yurok und viele andere Indianerstämme begreifen. Gatschet nennt sie deshalb auf dem Titel seines Werkes „Die Klamath-Indianer des südwestlichen Oregon“.

Die Klamath-See-Indianer sind mehr als doppelt so zahlreich wie die Modoc. Sie sprechen den nördlichen Dialekt und bewohnen den nördlichen Teil des Gebietes mit dem Hauptort Pä-ago am Williamson River. Ihre Wohnungen liegen zerstreut am östlichen Gestade des oberen Klamath-Sees am Unterlaufe des Williamson- und des Sprague-Flusses. Sie nennen sich selbst E-ukschikni mäklaks, abgekürzt zu E-ukschikni, E-ukskni, A-ukni, d. h. Volk am See.

Die Modoc-Indianer sprechen den südlichen Dialekt und bildeten vor dem Kriege 1872/73 den südlichen Gau, der sich über das Thal des Lost River bis an die Gestade des Kleinen Klamath- und des Tuli-Sees erstreckt. Etwa 150 von ihnen lebten am Mittellaufe des Sprague River; einige haben sich wieder an ihren alten Heimstätten angesiedelt, wo sie nun als amerikanische Bürger wohnen, und die übrigen leben als Verbannte auf der Quapaw-Reservation im Indianerterritorium. Sie nennen sich selbst Moatokni mäklaks, abgekürzt Moatokni, Mo'dokni, Mo'dokisch, d. h. Anwohner des Moatak, — der einheimische Name des Modoc- oder Tule-Sees.

Außer den Klamath-See- und Modoc-Indianern lebt nur noch eine Schar Snake-Indianer, die im Jahre 1888 145 Individuen zählte, in der Reservation. Sie sind, wie bereits bemerkt, nicht verwandt mit den Klamath-Indianern, sondern gehören zu der ausgedehnten Sprach- und Rassenfamilie der Schoschoni. Sie haben seit langen Zeiten mit den Klamaths in Berührung gestanden, obwohl eine wirkliche Freundschaft nie zwischen ihnen geherrscht hat. Die Mäklaks

Digitized by Google

sprechen immer mit einer gewissen Verachtung von den Snake-Indianern und bezeichnen sie als herzlos, grausam und schmutzig. Diese Abneigung rührt wahrscheinlich von der Verschiedenheit der Sprache und dem Zusammenstoß der Interessen her, da beide Teile dieselben Jagdgründe benutzen. Doch heiraten sie jetzt oftmals unter einander. Die Snake-Indianer wohnen gegenwärtig im oberen Sprague River-Thal oberhalb Yáneks. Sie treiben Ackerbau, leben in Weidenhütten oder Blockhäusern und geben ihre umherschweifende Lebensweise mehr und mehr auf.

Die Klamath-Indianer des südwestlichen Oregon sind ein schöner, stattlicher Menschenschlag. Die mongolischen Eigentümlichkeiten des Prognathismus und der vorstehenden Backenknochen treten bei ihnen nicht stark hervor, allerdings unter den Modoc etwas stärker als unter dem nördlichen Stamme. Wenn die Hautfarbe nicht etwas dunkler wäre und ein merkwürdiger Ausdruck in ihren Augen läge, könnte man die L-utschkini-Leute kaum von Amerikanern unterscheiden. Die Stirn wird im zarten Kindesalter zusammengepreßt und sieht etwas niedrig aus, aber sie tritt nicht so scharf zurück, wie man nach dieser Behandlung erwarten könnte. Die Nase ist nicht gebogen, aber sehr kräftig und bildet mit der Stirn fast eine gerade Linie. Die Augen haben einen durchdringenden Blick und eine außerordentliche Sehschärfe. Der Mund ist klein und die Zähne gut. Der Adamsapfel ist bei manchen sehr stark entwickelt. Das Kopfhaar ist schlicht und dunkel; an andern Körperteilen ist das Haar kurz und spärlich, da die Eingeborenen ihr Möglichstes thun, um es auszurotten, besonders den Bart; sie gebrauchen dazu metallene Zangen, die sie immer bei sich tragen. Kahlköpfigkeit ist selten, und es scheint, als ob der Mangel an Behaarung auf den übrigen Körperteilen bei den Indianern durch ein starkes Wachstum des Haupthaares aufgewogen würde, um sie vor übermäßiger Kälte und Sonnenhitze zu schützen.

Die Hautfarbe ist bei dem nördlichen Zweige entschieden heller als unter den zimmtfarbigen Modocs, und eine Verschiedenheit der Geschlechter besteht in dieser Hinsicht kaum. Erröten ist leicht wahrnehmbar, wenn auch die Farbenveränderung nicht groß ist. Es giebt sehr viele, die sich unserer weißen Hautfarbe nähern, aber es ist doch immer nur ein schmutziggelbes Weiß. Dank dem Leben im Freien und der frischen Gebirgsluft ist der Körper dieser Indianer wohlproportioniert gebaut und augenscheinlich gesund; aber ihre Extremitäten, die Hände und Füße, sind ziemlich klein, wie bei der Mehrzahl der nordamerikanischen Indianer.

Die Modoc-Leute scheinen durchschnittlich von kleinerer Statur zu sein als die Klamath-See-Leute, aber bei beiden Stämmen besteht ein merklicher Unterschied in der Körpergröße zwischen den beiden Geschlechtern: die Männer sind meist schlank, groß und mager, die Frauen kurz und oft zu Beleibtheit neigend. Ihre Körpereigentümlichkeiten erkennt man am besten, wenn man ihre Personennamen sammelt, welche die Besitzer in treffendem, oft wenig beneidenswertem Lichte kennzeichnen und gewöhnlich in einem besonders auffälligen Merkmal ihren Ursprung haben. Das Geschlecht läßt sich aus dem Namen einer Person nicht oder doch nur in seltenen Fällen erschließen. Sehr häufig begegnet man Namen, wie: Dickbauch, Knubbauch, Spitznas, Bärenschnauze, Krummbals, Kegelkopf, Weitmaul, Kleinaug, Großaug, Schieler u. s. w., oder Bezeichnungen, welche auf den Gang, die Körperhaltung, Gewohnheiten, Kleidung u. a. anspielen.

Trotz aller solcher Unsichtbarkeiten haben diese Indianer ebensogut gebildete Körper, wie die angelsächsische Rasse, und ungeachtet ihrer Entbehrungen und rauhen Lebensweise werden sie ebenso alt, wie wir, obwohl kein Indianer irgendwie genauer sein Alter anzugeben weiß. Ein sehr gewöhnliches Übel ist Blindheit eines Auges; sie wird durch den Qualm des Feuers verursacht, um welches sie an den langen Winterabenden sich lagern.

In ihren geistigen Eigenschaften unterscheiden sich diese oregonischen Stämme nur wenig von den übrigen Indianern Nordamerikas. Das Klima ihrer Heimat zwingt die Mäkiak-Indianer, ein thätiges, arbeitsames Leben zu führen. Außer an den kältesten Wintertagen sind sie fast immer mit irgend einer Arbeit im Freien beschäftigt: entweder sie jagen oder sie fischen, fällen Holz, sammeln Pflanzennahrung oder reiten aus. Sie sind schnell im Sehen und Handeln, aber langsam im Ausdruck von Entzücken, Verwunderung oder Ekel über das, was sie sehen. Die Segnungen der Kultur nehmen sie nur langsam an oder weisen sie ganz zurück, weil viele derselben für ein Jäger- und Fischervolk ohne praktischen Nutzen sind, während andere ihren Verstand überschreiten. Das erste, was sie annehmen, sind gewöhnlich Kleidungsstücke und Manufakturwaren, wie Perlen, Tabak, Messer, Gewehre, sowie Wagen und andere Fahrzeuge. Auch englische Taufnamen legen sie sich bald bei, indem sie ihre eigenen drastischen Namen teils aufgeben, teils daneben beibehalten. Nach und nach lernen sie mit dem Gelde der Weißen auch die Elemente des Rechnens und zählen an, die Tage und Monate nach dem Kalender zu zählen. Nach Verlauf weiterer Zeit führen sie einige der Gesetze des weißen Mannes ein, schaffen die Polygamie und Sklaverei ab, beerdigen ihre Toten, statt sie zu verbrennen, und fangen an, englisch zu schwatzen. Indianischer Aberglauben und Beschwörungskünste werden dagegen nicht eher aufgegeben, als bis die Gesittung der Weißen einen völligen Bankel in ihrer Denkweise hervorgebracht hat, und vorher ist auch ein regelmäßiger Schulbesuch der Kinder nicht zu erwarten.

In moralischer Hinsicht ist der Klamath-Indianer roher und gerader als der Weiße, aber in Wahrheit nicht schlechter und nicht besser als er. Die Wilden haben es eben noch nicht gelernt, ihre Leidenschaften so zu zügeln wie zivilisierte Völker. Der Charakter des Jägervolkes malt sich vorzüglich in den mythischen und legendarischen Geschichten beider Stämme ab. Gemeine Schlauheit und Verräterei offenbart sich hier unmittelbar neben Zügen von Großherzigkeit, die man bei einem eben erst dem Fetischismus entwachsenen Volke kaum erwartet. Eine ganz hervorragende Einbildungskraft und Erfindungsgabe tritt in diesen einfachen Geschichten zutage und viele der wilden Tiere sind mit einer wahrhaft humoristischen Ader gezeichnet. Man darf diese Indianer nicht ganz mit europäischem Maßstabe messen, wenn man sie gerecht beurteilen will. Die moralischen Ideen sind zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern sehr verschiedene. Im allgemeinen scheinen die Klamath-See-Indianer ruhiger und friedlicher zu sein, als die tapferen, kriegerischen Modoc, welche den Amerikanern in dem Kriege 1872/73 viel zu schaffen machten.

Der größte Teil von Gatschets Werk ist der Klamath-Sprache gewidmet, und die Ergebnisse dieses Teiles sind von der höchsten Bedeutung für das wissenschaftliche Verständnis der amerikanischen Sprachen überhaupt. Als zu Anfang dieses Jahrhunderts (besonders seit Wilhelm v. Humboldts bahnbrechenden Arbeiten) die amerikanischen Sprachen, vor allem die algonkianische, irokesische, mexikanische, pernanische und arawakanische Familie, Gegenstand des wissenschaftlichen Studiums wurden, da waren die ersten Empfindungen, welche sie bei den Gelehrten und dem Publikum hervorriefen, die des Staunens und Entzückens. Die entwickelte Formenlehre, die vielen genialen Methoden der Wortbildung und die außerordentlich reiche Möglichkeit des Ausdrucks erfüllten die ersten Forscher mit Bewunderung. Aber auf diese erste Zeit der Bewunderung folgte als natürliche Reaktion bald eine

Digitized by Google

Periode des Zweifels. Die Begeisterung, mit welcher die ersten Entdecker von den amerikanischen Sprachen redeten, erregte den Skeptizismus und die Kritik anderer Forscher, eine Kritik, die sich allerdings später zum größten Teile als unbegründet und ungerecht erwies. Es hieß, die indianischen Sprachen müßten als Sprachen barbarischer Stämme den Idiomen hoch entwickelter Rassen, wie der arischen und semitischen, notwendig nachstehen; aber man vergaß, daß die Arier und Semiten ehemals ja auch Barbaren waren, während ihre Sprachen, wie die vergleichende Sprachforschung uns lehrt, im Zeitalter ihrer Barbarei schon ebenso vollkommen entwickelt und ebenso ausdrucksvoll war, wie zur Zeit ihrer höchsten Kultur. Man behauptete ferner, der Grund, weshalb die Wörter der amerikanischen Sprachen von so kunstvoller Bildung und oft so bedeutender Länge seien, liege einfach darin, daß diese Völker als Barbaren noch nicht die Fähigkeit des Analysierens erreicht hätten, welche erforderlich sei, um die Wörter in ihre Bestandteile zu zerlegen; aber spätere Untersuchungen haben gezeigt, daß viele amerikanische Sprachen, darunter die Dakota-, die Maya- und die Othomi-Sprache, in gewisser Hinsicht sogar analytischer als die arischen, und daß ihre Wörter gewöhnlich kürzer sind. Weiter wurde eingewendet, die amerikanischen Sprachen hätten wenige oder gar keine Ausdrücke für abstrakte Ideen; wir wissen heute, daß einige von ihnen Überfluß an solchen haben und einige Formen zur Bezeichnung derselben besitzen. Endlich erklären jene Kritiker, die natürlich alle arischer oder semitischer Abstammung sind, daß ihre Rassen die einzigen flektierenden Sprachen hätten, während alle andern Idiome zu einem niedrigeren Typus, dem der „agglutinierenden", gehören. Aber die sogenannten Flexionssilben sind ja selbst nur die Überreste von selbständigen Wörtern, welche an die Wurzeln angefügt wurden und noch jetzt Spuren ihres Ursprunges haben. Duponceau, der erste große amerikanische Philologe, hat schon vor langer Zeit an der Grammatik der Delaware-Sprache das Irrtümliche dieser Behauptung nachgewiesen, und einige Beispiele mögen jetzt zeigen, wie gründlich dieser und ähnliche Einwürfe durch Gatschets eingehende Studien widerlegt sind.

Die wahre Flexion im eigentlichen Sinne — d. h. Flexion von nicht agglutinierendem Ursprunge — ist eine Veränderung in der Stamm- oder Wurzelsilbe eines Wortes, um eine Verschiedenheit der Bedeutung anzuzeigen, so z. B. wenn das Hebräische die Grundform lamar, lernen (oder er lernte), um den Imperativ auszudrücken, in lemor verändert, oder wenn das Ojibwe, um das Partizip zu bilden, nimi, er tanzt, in namid, tanzend, verwandelt. In den altarischen Sprachen ist die wichtigste Flexionsweise dieser Art die Reduplikation, welche im Sanskrit, Griechischen und Gotischen und gelegentlich auch im Lateinischen und andern Sprachen zur Bildung des Perfekts verwandt wird. Auch der bekannte Ablaut in den germanischen Sprachen gehört hierher.

Die Reduplikation kommt nun mit wechselnder Bedeutung in vielen amerikanischen und ozeanischen Sprachen vor. Am häufigsten bezeichnet sie die Mehrheit, so in dem mexikanischen und Sahaptin-Idiom; aber oftmals drückt sie auch (wie im Japanischen und Dakota) die Wiederholung, Verteilung oder verwandte Begriffe aus. In der Klamath-Sprache gelangt sie zu einer ausgedehnten Entwickelung; sie zieht sich durch die ganze Sprache hindurch und flektiert fast alle Redeteile, vom Nomen und Verbum bis zum Adjektiv und Adverb, ja sogar bis zu gewissen Partikeln. Ihre Hauptfunktion ist nach Gatschet eine iterative und distributive. Aber die mannigfachsten Bedeutungsveränderungen, welche durch Verdoppelung der ersten oder der beiden ersten Silben eines Wortes erzeugt werden, bringen seine Unterschiede hervor, welche die Sprache in hohem Maße bereichern. So haben wir von lama, schwindlig sein, lemlëma, taumeln, wanken, betrunken sein; von palah oder pelah, geschwind, pelpela, arbeiten, sich beschäftigen mit; von tuéka, durchbohren, tuektueka, anstarren, d. h. mit den Augen durchbohren; von wita, blasen, witwita, schütteln, ringen; von mukasch, feine Federn, Vogeldaunen, mukmukli, weich. Das Verb lutatka, auslegen, erklären, bildet seinen Frequentativ mit verkürzter Reduplikation, lultatka, häufig erklären, und daher kommt das Substantiv lultatkuisch, der Dolmetsch. So haben wir von schinkisch, einer, der kämpft, vom Verbum schinka, kämpfen, durch zwiefache Reduplikation schischékisch, ein Krieger, und schisch'schokisch, ein Held, einer, der in manchen Schlachten gefochten hat; und in derselben Weise haben wir von tamnuisch, einer, der reist (Ableitung von támnu, reisen), tatamnuisch, einer, der gewohnheitsmäßig reist, ein Landstreicher oder Bummler; von latcha, bauen, haben wir in der frequentativen Form laltschisch, ein Architekt; von tedscha, waschen, tetádschisch, die Waschfrau. So ließen sich eine endlose Menge Beispiele für den Reichtum von Bedeutungswandlungen aufführen, welchen die Sprache dieser Flexionsweise verdankt.

Von der gewöhnlichen Klasse der Flexions- und Ableitungssilben, welche, wie die meisten der arischen Sprachen, in agglutinierender Weise entstanden sind, hat die Klamath-Sprache eine sehr große Anzahl. Gatschet giebt eine Liste von Präfixen und Suffixen, welche mehr als hundert Quartseiten (I, 282 bis 395) einnimmt und in Ausdehnung wie in Mannigfaltigkeit mit dem Verzeichnis im zweiten Bande von Brugmanns „Vergleichender Grammatik der indogermanischen Sprachen" wetteifert. Die Zahl der Präfixe beträgt mehr als fünfzig, die der Suffixe über zweihundert.

Diese Affixe erleiden manchmal Vokalveränderungen in ihrem Inneren. Das Präfix hasch oder hesch z. B., welches kausative, reziproke und reflexive Verba bildet, verändert seinen Vokal in einer bestimmten Beziehung (wenn auch nicht immer in Übereinstimmung) mit der Veränderung des Wurzelvokals. Von pan, essen, haben wir häshpa, füttern oder essen machen; von námpeli, gesund werden, heschnampéli, wiederherstellen; von púnna, trinken, huschpunna, zu trinken geben, tränken.

a ist ein gewöhnliches Suffix, welches Verba von Substantiven, Adjektiven und Partikeln bildet; ka ist ein faktitives Suffix, um kausative und transitive Verben zu bilden; auk ist das Suffix, welches das Partizipium Präsentiß bildet, wie das lateinische ans und ens, das deutsche end, das englische ing. Ein Beispiel wird die feinen Bedeutungsunterschiede der mittels dieser Suffixe abgeleiteten Verba zeigen. Hewa oder schewa, vermuten, glauben, denken, verschmilzt mit dem Reflexiv-Präfix huseh zu einem neuen Verbum huscha, sich erinnern. Das Faktitiv-Suffix ka, an huscha gefügt, giebt huschka, über etwas nachdenken, studieren. Partizipium Aktivi von huschka ist huschkauk, denkend, studierend. Wenn wir nun hieran wieder die Verbalpartikel a fügen, so erhalten wir das abgeleitete Verb huschkanka, nachdenklich sein, in einer gewissen Gemütsverfassung oder Stimmung sein. Diese wortbildenden Partikelchen bereichern den Wortschatz des Klamath ganz bedeutend.

Die Deklinationen der Substantiva und Adjektiva ähneln denjenigen der arischen Sprachen, aber sind ausgebildeter und logischer. Es giebt nicht weniger als vierzehn Kasus, welche außer denen des Sanskrit, des Griechischen und Lateinischen noch verschiedene Lokativa und einen Temporalkasus umfassen. Letzterer endet auf -mi oder -um und bedeutet „während" oder „zur Zeit von"; z. B. skó, der Frühling, skóëmi, zur Frühlingszeit; kisch, Sonnenuntergang, kischémi oder zusammengezogen kissum, bei Sonnenunter-

Digitized by Google

gang. — Der Akkusativ oder Objektiv von „leblosen" Substantiven (dem indogermanischen Neutrum entsprechend) ist, ganz wie im Indogermanischen, gleich dem Nominativ; der Akkusativ „belebter" Substantiva endet auf auch, zuweilen auch einfach auf ach oder a. So hat laki, Säugling, im Akkusativ lakinasch; muni, groß, hat muyánasch.

Das Adjektiv stimmt mit seinem Substantiv im Kasus und Numerus überein, wenn auch die Formen manchmal etwas abweichen; so lautet von muni laki, großer Häuptling, der Genitiv (oder Possessiv) muyánam lakiam, des großen Häuptlings; der Akkusativ muyánasch (oder munisch) lakinasch; der Instrumental muyántka lákitka, durch den großen Häuptling; der Direktiv muyán'sch (oder munisch) lakinschtala, zum großen Häuptling u. s. w. Die Distributivform, welche dem Plural entspricht, hat im Nominativ múmeni laláki, jeder große Häuptling; im Akkusativ mumián'sch (oder múmenisch) laláckiasch; im Possessiv mumiánam laláckiem, jedes großen Häuptlings u. s. w. durch die verschiedenen Kasus.

Es fehlt uns an Raum, um die Konjugationen des Verbums zu beschreiben. Nur die beiden Partizipien seien erwähnt, die den ariſchen Formen so seltsam gleichen, nämlich: das Partizipium Präsentis, das gewöhnlich auf ank oder an endigt, und das Partizipium Perfekti, das auf tko oder tk auslautet; z. B. koka, beißen, kokanl oder kokan, beißend, kokatko, gebissen. — Das Hilfsverb gi oder ki hat im Partizip des Präsens gian oder giank, seiend, und im Partizipium Perfekti gitko, gewesen. Es wird, wie das englische be, mit dem Partizipium Perfekti anderer Verba verbunden, um das Passiv zu bilden; z. B. kokátko gi, gebissen werden; kokátko ginapk, werden gebissen werden; kokátko git, gebissen werden mögen; kokátko ginga, um gebissen zu werden.

Die Pronomina, Personalia sowohl wie Possessiva, sind im Klamath niemals mit Verb bezw. Substantiv verschmolzen, wie in manchen indianischen Sprachen. Das Klamath ist in dieser Hinsicht ebenso analytisch, wie das Deutsche und Englische, und weit analytischer als das Griechische und Hebräische.

Aus diesen und vielen andern Thatsachen ergiebt sich, daß die Klamath-Sprache in ihrem Bau den europäischen Kultursprachen durchaus nicht so sehr fern steht. Sie zeigt allerdings noch deutlich alle Eigentümlichkeiten der agglutinierenden Sprachen, aber das thun, wie wir gesehen haben, die europäischen mehr oder weniger auch noch. Zur Erläuterung des syntaktischen Baues der Klamath-Sprache hat Gatschet eine reiche und höchst belangreiche Sammlung von Texten veranstaltet, und er betont, daß diese Erzählungen hinsichtlich ihres Sagehaues und der rhythmischen Kraft der Sprache ruhig einen Vergleich mit dem Stil der Werke der großen römischen Historiker aufnehmen können.

Soviel über die grammatische Seite der Klamath-Sprache. Aber die Erforschung derselben hat Gatschet auch höchst wichtige ethnologische Ergebnisse geliefert. Die Sprache eines Volkes ist bekanntlich eins der allerwichtigsten Hilfsmittel zur Bestimmung der ethnologischen Verwandtschaft, der vorgeschichtlichen Verhältnisse desselben u. s. w., Mischsprachen sind viel weniger häufig als Mischrassen, und in Amerika noch viel weniger als in der östlichen Hemisphäre; denn in der Neuen Welt sind die Völker länger in einem Zustande der Isolierung geblieben, als in der Alten, weil das Jäger- und Fischerhandwerk, dem die Mehrzahl der Indianer noch obliegen, die Isolierung begünstigt und der Bildung großer Volksgemeinschaften und Staaten widerstrebt. Daher kommt es auch, daß wir in der Neuen Welt eine verhältnismäßig größere Anzahl Sprachfamilien haben, als in der Alten, und daß die Rassen hier schärfer, als irgendwo sonst auf der Erdoberfläche, mit den Sprachfamilien zusammenfallen. Beispiele, daß siegreiche Völker den unterworfenen ihre Sprache aufgezwungen haben, sind in Amerika kaum bekannt, während das in den Annalen der östlichen Welt nichts Ungewöhnliches ist. Sobald man findet, daß die Sprache eines amerikanischen Volkes mit dem irgend eines andern verwandt ist, kann man auch mit Sicherheit sagen, daß die beiden Völker genealogisch miteinander verwandt sind, weit sicherer, als wenn man nur eine Übereinstimmung in Sitten, Gesetzen, Sagen und religiösen Vorstellungen bemerkt. Allerdings muß man dabei scharf zwischen Lehnwörtern und ursprünglich verwandten Wörtern scheiden.

Gatschet hat nun die Klamath-Sprache unter diesem Gesichtspunkte mit andern nordamerikanischen Sprachen verglichen und ist dabei zu folgenden Resultaten gekommen. Obgleich es manchmal schwierig ist, die Lehnwörter von den ursprünglich verwandten Wörtern zu trennen, so steht doch fest, daß die wirklichen Lehnwörter der Máklaks nur von benachbarten Stämmen, wie den Schasti, entlehnt sind, und daß diejenigen, welche sie mit andern Stämmen gemein haben, wahrscheinlich aus einer beiden gemeinsamen Grundlage stammen, wie z. B. die Pronominalwurzeln. Die Verwandtschaft mit dem Médu scheint nur deshalb größer, als die mit andern kalifornischen Stämmen, weil die Médu-Dialekte gründlicher durchforscht worden sind. Mit den Küstendialekten von Oregon und Kalifornien ist kaum irgend welche Verwandtschaft nachweisbar; ebenso wenig mit den Tinné-Dialekten, obwohl die Umpkwa und Rogue River-Indianer in Niederlassungen wohnten, die denen der Máklaks beinahe benachbart waren. Die letzteren waren mit dem Stillen Ozean nur von Hörensagen bekannt; denn sie haben kein ursprüngliches Wort für „Salz" oder „Ebbe und Flut", noch für irgend einen der größeren Salzwasserflüsse oder eins der Meerstiere, und ihr Ausdruck für Meer ist ein zusammengesetztes und kein einfaches Wort, nämlich múni é-usch, „große Wasserfläche", genau so, wie die Peruaner der Gebirge den Ozean „Mutter-See", mama-cocha, nennen. Die geringe Kenntnis des Meeres, welches doch kaum 150 Miles von der Gebirgsheimat des Klamath-Volkes entfernt ist, beweist mehr als alles andere ihre lang andauernde Isolierung von andern Stämmen und ihr Fernbleiben von der Seeküste während ihres Aufenthaltes an den Quellflüssen des Klamath-Stromes.

Keine Verwandtschaft ist ferner nachweisbar zwischen den Sprachen der Klamath- und der Schoschoni-Indianer, die doch unmittelbare Nachbarn sind, noch mit den Kalapuya-, Tschinuk- und Selisch-Dialekten nördlich von ihnen. Sie müssen einander also schon seit Urzeiten fremd gewesen sein. Die einzigen, mit denen eine entfernte Verwandtschaft allenfalls möglich wäre, sind die Sprachfamilien des Schaptin und Wailetpu. Einige der diesen Sprachen gemeinsamen Ausdrücke könnten die Máklaks allerdings auch durch ihre häufigen Besuche in dem Dalles, dem großen Rendezvous und Marktplatz der Oregoner und vieler Selisch-Stämme, erworben haben. Freundschaftlicher Verkehr hat außerdem seit langem mit den Warm Spring-Indianern (Lokuaschtkni) bestanden und besteht auch jetzt noch; freundschaftliche Verbindungen dieser Art sind häufig auch Rassen- und Sprachverwandtschaft entstanden, wie anderseits eingewurzelte Feindschaft oft auf Verschiedenheit von Rasse und Sprache beruht.

Die Übereinstimmungen in dem Wortschatze der drei Familien ist nicht unbedeutend, aber angesichts der geringen Kenntnis, die wir von ihnen besitzen, und der geringen Anzahl von Wörtern dieser Sprachen, die seine Verwandtschaft oder auch nur Ähnlichkeit zeigen, werden wir die gegenwärtig übliche Einteilung bis auf weiteres beibehalten und diese Dialekte als zu drei verschiedenen Sprachfamilien gehörig

Digitized by Google

betrachten müssen. Das Sahaptin zeigt in seiner Lautlehre wie in seiner Formenlehre mehr Ähnlichkeit mit dem Wéskeknp als mit dem Klamath

Die syllabische Reduplikation, die distributive sowohl wie die iterative, ist in Oregon und am Columbia-Flusse nirgends so stark ausgebildet, wie in den oben erwähnten drei Familien. Die iterative Reduplikation kommt in jeder Sprache vor, aber von der distributiven waren im Kalapuya und den nördlichen kalifornischen Idiomen keine Spuren zu entdecken und in den Schoschoni-Dialekten auch nur wenige; dagegen kommt sie in Mexiko häufig vor. Dieser Punkt dürfte sich für den Nachweis alter Wanderungen noch als äußerst wichtig erweisen.

Alles in allem genommen, wird man deshalb sagen müssen, daß unsere gegenwärtige Kenntnis uns nicht gestattet, die Klamath-Sprache genealogisch mit irgend einem der andern verglichenen Idiome zu verbinden, sondern daß sie als eine Sprachfamilie für sich dasteht. Sie hat Elemente aus den benachbarten Dialekten in sich aufgenommen; und ein gemeinsames Element, hauptsächlich pronominaler Natur, liegt verschiedenen derselben und den amerikanischen Sprachen im allgemeinen zu Grunde.

Wie die Sprache der Klamath sich von allen andern unterscheidet, so zeigt auch ihre Mythologie verschiedene merkwürdige Züge, die wohl einen Vergleich mit andern verbreiteteren Glaubensformen verdienen. Die Hauptgottheit ist K'múkamtsch, was so viel wie „Urahn“ bedeutet. Er wird auch als P'tischamtsch nalam, „unser Altervater“, und P'laitalkni, „der Eine dort oben“, bezeichnet. Er hat die Welt erschaffen und alles, was darinnen ist. Über die Art dieser Schöpfung giebt es verschiedene Berichte. Nach einem schuf er die Pflanzen und Tiere, einschließlich der Menschen, „durch Denken und Wollen“, was wohl bedeuten soll, daß er erst ein Geschöpf erdachte und dann diesem Gedanken durch seinen Willen die Wirklichkeit verlieh. Das würde mit dem mosaischen Schöpfungsbericht übereinstimmen.

Andere Mythen sprechen von seiner Familie, welche einen Vater, ein oder mehrere Weiber, eine Tochter und Eschisch, seinen Adoptivsohn, umfaßt. Der Name der Tochter wird nicht genannt; aber sie stellt den bewölkten oder gefleckten Abendhimmel dar. Sie führt den K'múkamtsch in die Unterwelt, und dort treffen sie eine ungeheure Schar Geister, welche fünf Nächte lang in großem Kreise um ein Feuer tanzen und an jedem der dazwischen liegenden Tage in trockene Knochen verwandelt werden. K'múkamtsch nimmt einige davon in einem Sacke mit sich, und wenn er bei Tagesanbruch den Horizont erreicht, wirft er die Knochen paarweise über die Welt und schafft Volksstämme aus ihnen, und die letzten von diesen sind die Modocs. Dann zieht er auf der Straße der Sonne dahin, bis er den Zenith erreicht; dort erbaut er seine Wohnung und lebt da mit seiner Tochter.

Dieser letztere Bericht hat einen durchaus urwüchsigen Anstrich, aber jener erste dürfte doch wohl direkt auf den mosaischen zurückzuführen sein, wie ihn die Missionare den Indianern überbrachten. Man muß ja überhaupt bei den Forschungen über die Mythologie der Naturvölker sehr vorsichtig sein; der Einfluß der christlichen Missionare ist in vielen Gegenden entschieden weit größer gewesen, als man gewöhnlich annimmt. Haben doch die neuesten Untersuchungen bewiesen, daß der bekannte „große Geist“ der Indianer, wie auch viele religiöse Vorstellungen der Eskimos einfach christlichen Ursprungs sind.

K'múkamtsch ist nach Gatschet eine Naturgottheit, welche gewöhnlich die Sonne, aber zuweilen auch den Himmel darstellt. Er zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit der höchsten arischen Gottheit, welche in Indien als Dyaus-pitar, in Griechenland als Zeus, in Italien als Jupiter und als Tyr, Ziu in der germanischen Mythologie erscheint. Wie Zeus und Jupiter, so nimmt auch K'múkamtsch oft die Gestalt eines Menschen oder, in seinen komischeren Abenteuern, die eines niederen Geschöpfes an. In den Klamath-Mythen erscheint er meist in der typischen Gestalt des weisen und kundigen skel, des Fichtenmarders, welcher seinen schwarzen Winterpelz in den heißen Sommermonaten mit einem braunen Gewande vertauscht und darum für den Indianer eine Art Wundertier ist. Als Skel-amtsch, „alter Marder“, ist er der Held ebenso vieler phantastischer Sagen, wie der griechische Zeus in seinen mannigfachen tierischen Verkleidungen.

Sein Adoptivsohn Eschisch ist die zweite und in mancher Beziehung interessanteste Gestalt in dem Pantheon der Klamath. Sein Name bedeutet „der Verborgene“ und enthält eine Anspielung auf seine Geburt, welche der des Bacchus in der griechischen Mythologie gleicht. In seinen Eigenschaften erinnert Eschisch freilich mehr an die andern Söhne des Zeus, an Apollo und Hermes oder den indischen Krischna. Er ist von schöner Gestalt, geliebt und bewundert von den Menschen und ist der Gatte vieler Weiber, die er sich unter den Vögeln, Schmetterlingen und den kleineren Vierfüßlern auslucht. Er ist eine gesellige und freundliche Gottheit und erscheint oft an festlichen Versammlungen beim Bogenschießen und beim Spiel (das als mannhafter und nicht entehrender Sport gilt), und er zeigt sich als Meister in diesen Sachen. Er ist schön geschmückt mit selbst verfertigten Gewänden, die mit Perlen besetzt sind. Mit seinem Adoptivvater lebt er beständig in Uneinigkeit. Gatschet glaubt, sein Urbild im Monde als den Urheber der Monate und Jahreszeiten zu finden; seine Weiber seien die Sommertiere und die Perlen seines Gewandes die Blumen.

Die übrigen Elementargottheiten des Klamaths sind geheimnisvolle, schattenhafte Wesen, die nach des Verfassers Meinung zu unklar definiert sind, um die Namen von Göttern zu verdienen. Unter ihnen sind: Kela, die Erde; Lemésch, der Donner; Yamasch und Muasch, der Nord- und Südwind; und Schukasch, der Wirbelwind. Es giebt auch sagenhafte Geschichten von den Geistern der Verstorbenen, von Riesen und Zwergen und Tiergottheiten; aber keins von diesen Wesen scheint von wirklicher Bedeutung zu sein oder das Volksleben wesentlich zu beeinflussen. Die Mythologie, wie auch die geschichtliche Überlieferung des Klamaths wurde durch einen merkwürdigen Aberglauben in seiner Entwickelung gehemmt. Es ist ihnen nämlich aufs strengste verboten, den Namen irgend eines Verstorbenen auszusprechen. Dieser Aberglaube machte den Ahnenkult unmöglich, behinderte alles Nachdenken über ein Leben nach dem Tode und vernichtete alle historische Überlieferung, — „denn“, fragt der Verfasser mit Recht, „wie kann eine Geschichte erzählt werden ohne Namen?“ Die Klamath Religion erscheint deshalb lediglich als Verehrung gewisser Naturkräfte. Sie kennt keine martervollen, kasteienden Riten, wie die Durchbohrung des Fleisches und die Verstümmelung der Finger bei den Dakota- und Blackfoot-Stämmen, und keine grob unmoralische und gesellschaftsfeindliche Züge, wie einige der mexikanischen und peruanischen Gebräuche es sind.

Der Glaube an ein zukünftiges Leben, wenn auch verdunkelt, hat doch durch den eroberten Aberglauben nicht völlig unterdrückt werden können. Die abgeschiedene Seele schwebt als namenloses Phantom noch eine Zeitlang um ihren letzten Wohnplatz herum; dann erhebt sie sich in die Lüfte und folgt der Sonne in ihrem westlichen Laufe, bis sie das Geisterland im Himmel, Ji-ini oder E-kani genannt, erreicht, „irgendwo in der Nähe des K'múkamtsch“. Ihre Ankunft daselbst wird durch Träume den trauernden Verwandten offenbart, welche dann in Liedern zum Ausdruck bringen, was sie im Schlafe gesehen haben. Ein Wächter geleitet die

Digitized by Google

Geister auf ihrem Wege durch den Himmel; er wird Wâsch Kmusch, „der graue Fuchs," genannt. „Dieser Name stammt offenbar aus der Färbung des Himmels während eines Nordlichtes und ist mit einem andern Tiernamen zu vergleichen: Wân oder Wanáka, der rote Fuchs, welcher das Symbol des Sonnenhofes ist." Nicht alle Seelen jedoch erreichen das Geisterreich. Es heißt von K'mukámtsch: „Er sorgt für die Menschheit, die er erschaffen hat, aber duldet keinen Widerstand gegen seinen Willen; denn er bestraft schlechte Menschen, indem er sie in Felsen verwandelt oder verbrennt." So finden wir, daß die Klamath-Mythologie, obwohl in vielen Stücken noch recht urwüchsig und naiv, doch auch schon den entscheidenden Wendepunkt erreicht hat, wo die Mythologie sich mit der Moral zur Religion verbindet.

Gatschet verspricht in einem weiteren Baude Mitteilungen über die sozialen Gebräuche der Klamath zu machen. Diesen und allen ferneren Forschungen des großen amerikanischen Ethnologen können wir nur mit der größten Spannung entgegensehen. Nur durch so gründliche, systematische Untersuchungen, wie er sie uns in dem vorliegenden großen Werke liefert, wird es möglich sein, das Chaos der indianischen Sprachen und Volksstämme allmählich wissenschaftlich zu entwirren. Dank und Ehre dem Verfasser!

Indonesische Masken.

Von C. M. Pleyte Wzn.

Konservator des Ethnographischen Museums der Königl. Zoologischen Gesellschaft „Natura Artis Magistra" in Amsterdam.

II.

4. Die Masken in der Justiz.

Justizmasken, wie z. B. der Mumbo-Jumbo, der Dukduk und andere, giebt es in Indonesien nicht, jedoch finden wir hauptsächlich in den Molukken eine Art Gegenstände vor, allgemein unter dem Namen Mata kau, Rotes Auge, bekannt, welche ihrer Bestimmung nach wohl als sehr primitive Masken aufzufassen sind, namentlich als Polizeimasken. Die Matakau sind sehr sonderbare Dinger, oft auf den verschiedenen Inseln dieser Gruppe in Form einander ganz gleich, oft gänzlich voneinander verschieden. Überall haben sie aber denselben Zweck, das Eigentum, wie bepflanzte Felder, Bäume ꝛc., vor Diebstahl zu schützen. Im bekannten Werke Dr. Riedels findet man zahlreiche Matakaus von Ambon, Ceram, den Watubela-Inseln u. s. w. abgebildet, woraus einigermaßen hervorgeht, wie verschiedenartig sie sind. Ihre Anzahl und Verschiedenheit ist aber weit größer, wie die dort abgebildeten, denn ein jeder macht sie nach seinem Geschmack. Wie mannigfaltig ihre Form aber auch sei, in ihrer Wirkung sind alle gleich. Sie sollen durch sympathetische Macht denjenigen, der von dem Felde oder von dem Raume raubt, wo ein Matakau aufgestellt ist, auf die eine oder andere Weise verderben; dies hängt nun von der Art der Matakaus ab. So z. B., um uns auf einige Matakaus von Ceram zu beschränken, soll der Tahulupu, ein paar in der Form eines Scrotum mit Areugasasern umwickelte Steine, dem Dieb Schwellung der Hoden verursachen; der Watiari, eine Puppe von Palmholz mit einem Schwert in der erhobenen rechten Hand, Feinde über ihn bringen; der Matakoko, ebenfalls eine Palmholzpuppe mit Bambusstäbchen in den Augen, ihn blind machen ꝛc.[16]). Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß nicht der Matakau als Figur diese Macht hat, sondern ein darin hausender Geist. Das wirklich diese Idee zu Grunde liegt, geht daraus hervor, daß, nachdem die Matakaus zum Aufhängen fertig sind, die Nitu, d. h. die Geister, angerufen werden, was nur den Zweck hat, die Matakaus zu beseelen und ihnen eine recht kräftige Wirkung zu verleihen. Der Matakau ist also das Gehäuse, die Maske, sei es denn auch eine ganz rohe und von sehr sonderbarer Form, in welcher der Geist, dem die Überwachung anvertraut ist, sich zeigt, um die Beschädigung und Beraubung des Eigentums anderer abzuhalten. Deshalb wohl giebt man auch, z. B. auf den Kei-Inseln, dem Matakau, dort Howajar genannt, oft ein menschliches Antlitz[17]) (Fig. 6).

5. Die Masken bei Schauspielen und Tänzen.

Der Tanz ist älter als die Schauspiele, deshalb behandeln wir die Tanzmasken zuerst, und weil der Tanz primitiv in einer Nachahmung der Geberden der Tiere bestand, woraus sich allmählich die eigentlichen Tänze (wenigstens was wir jetzt unter diesem Worte verstehen) entwickelt haben, fangen wir mit den Tiermasken an, um darauf die Gesichtsmasken und endlich die Masken der Schauspieler zu beschreiben.

Tiermasken. Von vornherein sei bemerkt, daß diese Gattung in Indonesien am weitesten vertreten ist: Tiermasken finden wir auf beinahe allen Inseln von Neu-Guinea an bis nach Sumatra hin. Beginnen wir mit der erstgenannten Insel. Allgemein wurde früher angenommen, daß in Niederländisch-Neu-Guinea Masken unbekannt seien, bis Herr Leutnant zur See Zimmermann im „Internationalen Archiv für Ethnographie" mitteilte, daß er auf der Nordwestküste Masken im Gebrauch gesehen habe, und zwar Gesichtsmasken, worauf wir später zurückkommen. Hieraus folgt sogleich, daß Masken, wenn sie im niederländischen Teile dieser großen Insel auch nicht so allgemein sind, wie im nordöstlichen und südwestlichen Teile, wenigstens dort doch nicht ganz fehlen. Diese Nachricht gab uns die Veranlassung, die ältere Litteratur über Neu-Guinea nochmals durchzusehen, um noch zu ergründen, ob diese Mitteilung wirklich vereinzelt dastehe oder nicht. Unsere Mühe war nicht umsonst, obwohl sie über die Nordwestküste keinen Aufschluß gab; wir fanden aber, daß auch auf der Südwestküste Masken verwendet werden nach Angabe der Mitglieder der Etnaexpedition, welche 1858 Neu-Guinea besuchte. Der so lange begrabene Bericht sei jetzt sogleich zu tage gebracht. Als die „Etna" vor Lakahia, der Gegend hinter der gleichnamigen Insel, genkert, wurde am 22. April durch die Herren van der Goes und Beckmann und verschiedene Offiziere vom Stabe der „Etna" ein Ausflug nach dem Dorfe Tarera gemacht, um dort einige Volksspiele und Tänze der Bewohner dieser Küste zu sehen. Der tidorensische Prinz Amir, der die Expedition als Dolmetscher begleitete, hatte den Radja von Lakahia veranlaßt, daß viele Papuwas an dem Tanze teilnehmen sollten; seine Erwartung wurde aber getäuscht, nur zwölf Eingeborene waren gekommen. Beim Landen wurden die Herren mit einem gräulichen Geschrei von diesen zwölf empfangen, von welchen sich einige die Hüften und Ellbogen mit Palmblättern auf phan-

Digitized by Google

Fig. 6. Howagar-Ast mit eingeschnitztem Gesicht zur Abwehr von Dieben. Kei-Inseln. Museum Amsterdam.

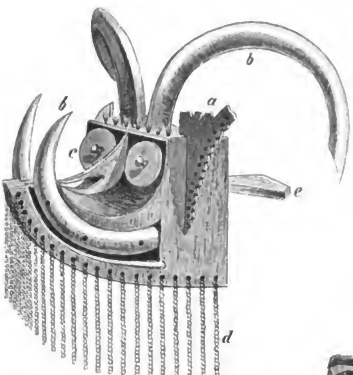


Fig. 7. Maske von der Insel Leti. Mus. Amsterdam.

a. Ohren von Schildpatt.
b. Hauer von Babirussa.
c. Augen aus Muschelplatten.
d. Glasperlen.
e. Holzplatte, um die Maske zwischen den Zähnen zu halten.

Fig. 8. Tigermaske von Borneo. Rijks ethnogr. Museum. Leiden.

Fig. 10. Thönerne Maske. Kei-Inseln. Mus. Amsterdam.

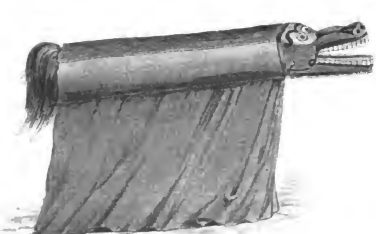


Fig. 9. Barongan-Maske von Kuto Ardjo. Bagelen (Java). Museum Amsterdam.

Fig. 11. Tjakaibah, Maske beim Muludfeste. Tidore. Nach Baeßler.

Digitized by Google

tastische Weise geschmückt hatten, während die meisten Stirn, Nase, Wangen und Brust mit Kalk beschmiert hatten und im übrigen nackend gingen, nur mit einem Schamgürtel bekleidet. Einer unter ihnen hatte einen hohen Kopfputz von Mattenwerk auf dem Kopfe, der einen Schweinskopf vorstellte, und machte vor den übrigen vorausgehend große Sprünge, wobei er laut aufschrie, so daß seine Stimme weit über die der andern hervorhallte. Endlich stellten sich die Tänzer

Fig. 13. Dajakmaske aus der Abteilung Sampit. Borneo. Museum in Leiden.

Fig. 12. Tanzmaske der Beadju-Dajaks. Südost-Abteilung von Borneo. Museum Amsterdam.

Fig. 14. Weibliche Dajakmaske aus der Abteilung Sampit. Borneo. Museum in Leiden.

Fig. 15. Barongan von Java. Museum Amsterdam.

Fig. 16. Topeng babakan (Java). Nach Photographie.

in zwei Reihen auf und fingen mit an zu brüllen, denn einen Gesang konnte man dies ohrbetäubende Geschrei nicht nennen, und dieser Lärm wurde noch durch die Begleitung zweier Tifas (kegelförmige, an der Basis bespannte Trommeln) vermehrt. Der Tanz bestand in einem Trippeln; dieses dauerte so lange, bis ein besonders starker Schlag auf die Tifa den Gesang plötzlich verstummen machte, und Ruhe unter den Tänzern eintrat. Dies wurde einige Male wiederholt und dann setzten sich die übrigen wieder, und der erwähnte Vortänzer begann eine Solovorstellung, indem er

Digitized by Google

seine Beine weit auseinander spreizte, seine Arme horizontal ausstreckte, die Backen aufblies und so zu gestikulieren anfing, wie einer, der von einem heftigen Fieberanfall geschüttelt wird. Dabei begleiteten ihn die Niederstehenden mit Geschrei und Geheul und nachdem dies eine kleine Weile gedauert hatte, endete die ganze Szene mit einem besonders kräftigen durchdringenden Schrei [17]).

Einen fast identischen Schweintanz kennen die Bewohner der Letiinseln unter dem Namen **Porele**, womit sie auch andere Tierjünge benennen. Bei diesem Tanz benutzen sie eine Maske, die, statt daß sie über den Kopf des Tänzers geschoben wird, von ihm im Munde gehalten wird. Die Maske selbst ist von Holz gemacht, stellt einen Schweinskopf vor, mit Augen aus Muschelplatten und natürlichen Hauern, während die Ohren aus Schildpatt sind. Die Borsten sind auf der Stirn natürlich, am Unterkiefer durch Korallenschnüre von gelben Glasperlen, sogenannte **Muti Salah**. Diese Maske war die einzige, welche noch auf den Letiinseln vorhanden war, weil die alten Tiertänze mehr und mehr außer Mode kommen. Das abgebildete Exemplar ist schon sehr alt und wurde mit viel Mühe von Herrn Leutnant z. See 1. Klasse H. D. W. Planten, dem eine wissenschaftliche Sendung nach den Letiinseln von der Königlich Geographischen Gesellschaft anvertraut wurde, mitgebracht [18]) (Fig. 7).

Es sind aber nicht allein die weniger zivilisierten Völker, welche Tiermasken benutzen, die Makassaren und Buginesen, die Dajaks, ja sogar die Sundanesen verhüllen sich bei Festlichkeiten damit. Die Maske der Makassaren heißt **Karungfung** [19]), die der Buginesen **Laru kodo** [21]), beide bestehen aus einer einfachen Tierhaut, worin sich der Tänzer versteckt und dies oder jenes Tier nachahmt. So hieß diese Maske, wenn er einen Hund vorstellt, z. B. **Laru kodo** asu. Bei den Tringdajaks, einem Stamm im Norden von Südost-Borneo, die als Kannibalen sehr gefürchtet sind, sah Carl Bock eine Krokodilmaske im Gebrauch, womit getanzt wurde [22]). Das Leidener Museum besitzt eine derartige Tigermaske, die leider ohne genauere Herkunftsangabe als „aus Borneo" in die Sammlung kam [23]) (Fig. 8).

Die Sundanesen endlich, speziell die Bewohner der Abteilung **Kutoardjo**, Distrikt **Bonorotto**, benutzen bei Hochzeitsfesten eine Maske, **Barongan**, die aus einem Sack von Palmblättern besteht und mit zwei Augenlöchern an der Brustseite versehen ist. Zwei Tänzer stülpen sich den Sack über den Kopf, durch dessen obere, dicht genähte Seite ein Bambu läuft, der vorn und hinten aus dem Sack hervorsteht. Am vorderen Ende des Bambu ist ein monströser Pferdekopf angebracht mit vielen Unterkiefer, der während des Gebrauchs auf- und zugeklappt wird, und am hinteren Ende ein Schwanz befestigt (Fig. 9).

Der **Barongan** wird gebraucht zusammen mit zwölf **Kuda Képang** (aus Bambus geflochtenen flachen Pferden), die durch einige Festgenossen als Steckenpferde bestiegen werden, und mit einigen **Angklung**, ein Schüttelmusikinstrument aus Bambu. Diese Truppe, der Barongan, die Kuda Képang und die Angklung, zieht der Brautprozession hier voraus. In der Regel gehört die ganze zusammengehörige Ausrüstung einem oder dem andern Dorfe, das sie gegen Vergütung denjenigen, die es nötig haben, vermietet [23]). Hiermit sind die Tiermasken abgehandelt. Ich schließe daran die

Gesichtsmasken. Wie wir schon im vorigen Abschnitt bemerkten, kommen Gesichtsmasken zu allererst auf der Nordwestküste Neu-Guineas vor. Während der Reise des niederländischen Dampfers „Tromp" längs der Nordwest- und Nordküste von Neu-Guinea, schreibt Herr Zimmermann, Leutnant zur See 2. Klasse, „sah ich bei den Papuwo (zwischen Geelvink- und Humboldtsbai) Masken aus weichem Holz geschnitzt, bemalt und von langen Grashalmen umgeben". Leider ist dieser Bericht äußerst dürftig, hoffentlich erfahren wir später Näheres über diese Masken [24]). Zweitens sind es die Keiinsitanen, welche sich das Antlitz maskieren und zwar mit thönernen Masken (Fig. 10), rot und schwarz bemalt, welche bei Tanzfesten vielfach von den jungen Leuten getragen werden. Dasselbe thun die jungen Männer bei Gelegenheit des Muludsfestes auf **Tidore**. Diese Masken, **Tiakaibah**, sind aus Holz gemacht und ziemlich schwer. „Das Holzstück", so schreibt Dr. Büßler, „stellt einen menschlichen Kopf dar, der Mund und die schräg stehenden Augen sind erhöht geschnitzt, die Nase stark ausgebildet, ebenso die großen Augenbrauen, die über denselben zusammenstoßen. Der ganze Kopf ist zuerst mit einer feinen Kalkschicht überzogen und dann mit buntem Papier beklebt; Augen und Mund mit schwarzem und weißem Papier und rotem Zeug, das übrige meist mit gelbrotem Papier, auf dem noch Streifen und Tupfen von schillerndem Gelatinepapier haften." Das Aussehen der Maske erkennt man am besten aus der Dr. Büßler entlehnten Abbildung (Fig. 11). Am Ende des Kopfes ist ein großer dicker Busch von Palmfasern befestigt, der die Haare darstellen soll. Beim Tragen der Maske verbirgt dieser Busch den Hinterkopf des Trägers und reicht bis über die Schultern herab [25]).

Bei den Makassaren und Buginesen sind ebenfalls Gesichtsmasken bekannt, die nur für Tänze gebraucht werden. Erstere nennen sie **Dondo** oder **Dondolo**, letztere **Dodo**. Leider müssen wir uns auf diese dürftigen Angaben beschränken, denn soweit uns bekannt, kamen Masken dieser Art noch nie nach Europa [26]).

Der **Tabuka**, auch **Tebuka** genannt, den wir schon beim Tiwah der Dajaks unter dem Namen **Sabuka** kennen gelernt, kommt bei ihnen auch als Freudenmaske vor. Dr. Andree giebt eine sehr ausführliche Beschreibung dieser Maske, worauf wir hierbei verweisen (Fig. 12). Die Dajaks kennen aber noch andere. So gebrauchen die der Abteilung Sampit weiß bemalte, mit schwarzen Figuren verzierte und mit einer langen spitzen Nase versehene Masken (Fig. 13). Possentreiber maskieren sich damit bei Festen und reißen hinter diesen Masken die gewagtesten Witze. Auch weibliche Masken, diesen ähnlich, kommen dort vor (Fig. 14) [27]). Auf Java endlich giebt es noch Masken, ebenfalls **Barongan** genannte, die aus einem Sack bestehen, worin der Träger sich versteckt. Sie sind mit einem riesigen Kopf versehen und haben in der Mitte des Sacks ein viereckiges Loch, wodurch der Träger sehen kann (Fig. 15).

Die Masken bei Schaupielen. Von Bedeutung sind diese nur auf Java, wo sie sonst vorkommen, auf **Bali**, **Timor** und **Sumatras Westküste**, sind sie eingeführt. Auf den erstgenannten Inseln von Java, auf der letztgenannten aus **Malakka**. Eine Vorstellung mit Masken heißt **Topeng**, obwohl Topeng selber Maske bedeutet. Allmählich breitete dieser Begriff sich aus, so daß Topeng jetzt auch maskierter Aufzug, maskierte Vorstellung bedeutet. Es giebt zwei Arten von Topeng, der **Topeng dalang** und der **Topeng babakan** oder **barongan**.

Der Topeng dalang, um hiermit zu beginnen, ist ein gut organisiertes Bühnenspiel, die Maskierten spielen hierbei die Rolle von Wajangfiguren (Marionetten). Der Dalang, der Leiter, trägt also gerade wie beim **Wajang purwa** ꝛc. das in der Aufführung begriffene Stück vor, beliefert Handlungen genau durch die Maskierten vorgestellt werden. Die Masken, welche hierbei zur Verwendung kommen, sind meist sehr schön geschnitzt, obwohl die menschlichen Züge immer sehr übertrieben erscheinen. Auch sind sie bemalt, vergoldet oder lackiert, je nachdem die Person, die sie vorstellen müssen, Mensch, Held, König oder Gottheit ist.

Digitized by Google

Eine dürftige Nachahmung des Topeng dalang ist der Topeng babakan, der hauptsächlich zu Batavia und in den „Ommelanden" von Batavia gespielt wird. Es ist dieses eine Straßenvorstellung von maskierten Leuten, wobei Chinesen, Europäer und Araber lächerlich gemacht werden. Masken bei beiden Arten Topeng gebräuchlich habe ich nicht abgebildet, nur die photographische Abbildung einer Topeng babakan-Spielerin fand hier einen Platz (Fig. 16).

Hiermit sind wir an das Ende unserer Beschreibung gelangt; möge sie zeigen, wie reich auch die holländischen Museen sind, und wie viel sie für die vergleichende Ethnographie, speziell die Indonesiens, enthalten.

[16]) Riebel, De Kroes- en Sluikharige rassen etc., S. 114.
[17]) Nach dem Exemplare des Amsterdamer Museums.
[18]) Nieuw Guinea in 1858, S. 57.
[19]) Nach dem Exemplare des Amsterdamer Museums.
[20]) Dr. B. F. Matthes, Makassaarsch Woordenboek, S. 58.
[21]) Dr. B. F. Matthes, Supplement zum Boegineesch Woordenboek, S. 587.
[22]) Carl Bock, Reis in Zuid- en Oost-Borneo, S. 93, Taf. XXII, Fig. 4.
[23]) Nach dem Exemplare des Leidener Museums, Ser. 614, Nr. 141. Die Gebrauchsangabe entlehnte ich der offiziellen Einsendungsliste der Amsterdamer Ausstellung, woher die Maske stammt, und welche mir gütigst von Herrn Dr. L. Serrurier geliehen wurde.
[24]) Zimmermann, Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. II, S. 53.
[25]) Büttner, Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. IV, S. 80 bis 81.
[26]) Matthes, Makassaarsch Woordenboek, S. 482.
[27]) Fig. 12 und Fig. 13 nach photographischen Aufnahmen Herrn Dr. Serruriers, dem ich auch die Gebrauchsangabe verdanke.
[28]) Nach einem Modelle des Amsterdamer Museums.
[29]) Mededeelingen van wege het Nederl. Zendeling Genootschap, Teil XXI u. XXII.

Die unterirdischen Zufluchtsstätten von Naours in der Pikardie.

Von Franz Kraus.

Die Kreideformation der Pikardie liefert einen ebenso schönen und vortrefflichen Baustein als wie das Pariser Becken. Die oberen Schichten sind für Bauzwecke wegen ihrer Weichheit und geringen Festigkeit nicht zu verwenden, und diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß die Steinbrüche der Gegend nicht Tagbauten sind, sondern zur Ersparung der Abräumungsarbeiten bergmännisch betrieben werden. Nach einer Überlieferung sollen schon die Römer die Steinbrüche von Naours eröffnet haben, was immerhin möglich, aber noch durch keinerlei Funde erwiesen ist. In dieser Weise betriebene Gewinnung von Baustein kennt man ja schon aus dem Altertume, insbesondere in Griechenland. Die unterirdischen Gänge bei Peonia (nächst Nauplia) und das berühmte Labyrinth auf der Insel Kreta, sowie die Katakomben auf Cerigo (Kythera) sind nichts anderes als bergmännische Abbauten der verwendbareren, tieferen Gesteinsschichten, die im Verlaufe der Jahrhunderte eine große Ausdehnung erhalten haben. Auch die sogenannte Mastrichter Höhle hat den gleichen Ursprung; die riesige Ausdehnung deutet auf ein hohes Alter hin.

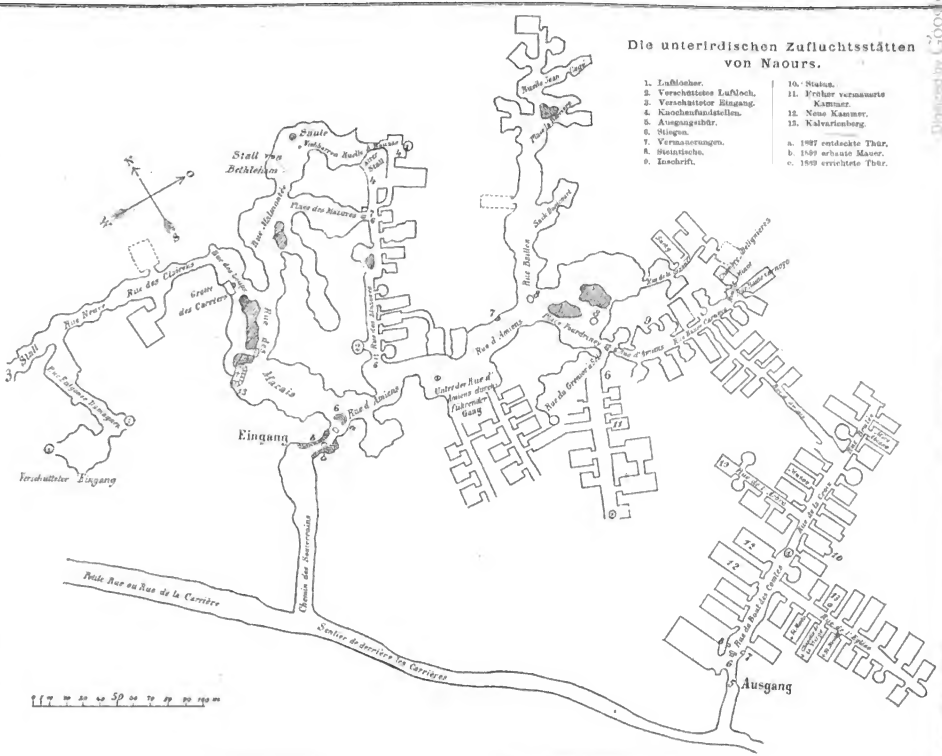
Bezüglich der Steinbrüche von Naours ist es wohl nicht anzunehmen, daß die ausgedehnten Galerieen, die eine Gesamtlänge von mehr als 700 m schon 1889 besaßen, wo noch nicht die ganze Ausdehnung derselben erforscht war, in verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden sein sollen. Es ließe sich ja leicht berechnen, welche Gesteinsmenge dem Berge entnommen worden ist, und diese überstieg gewiß das Bedürfnis an Baumaterial im Verlaufe des letzten Jahrhunderts. Nach den gemachten Funden und den in den Wänden eingeritzten Inschriften und Jahreszahlen müssen die Räume schon um das Jahr 1009 n. Chr. ziemlich ausgedehnt gewesen sein, weil sich die betreffenden Inschriften schon weit vom Eingange vorfinden, und schon mit einer dicken fettigen Patina überzogen sind, die immer mehr schwindet, je mehr sich die Inschriften der Neuzeit nähern.

Auffallend ist der Umstand, daß die Jahreszahlen zumeist mit Kriegsperioden zusammenfallen, und in diesen häufig sind, während sie in Friedenszeiten mitunter ganz fehlen. Erst in späterer Zeit kommen auch solche in Friedenszeiten vor (1724 bis 1729, 1818 bis 1829), diese dürften jedoch von Schleichhändlern herstammen, denen die unterirdischen Räume gute Schlupfwinkel boten, und die in einem der größten Räume eine förmliche Niederlage hatten. Dieser Raum heißt auch deshalb „grénier à sel". Zwischen 1796 und 1818, sowie zwischen 1829 und 1887 fehlen alle Inschriften von Jahreszahlen, weil zu diesen Zeiten nachweisbar die Eingänge verschüttet waren.

Die Wiederauffindung der schon in Vergessenheit geratenen Eingänge geschah durch den als archäologischer Forscher rühmlichst bekannten Pfarrer von Naours, Herrn Abbé Danicourt, welcher, durch eine Nachricht in einem älteren geographischen Werke aufmerksam gemacht, nicht eher ruhte, als bis er von den ältesten Bewohnern so viel erfragt hatte, um mit einiger Sicherheit die Stelle des alten Einganges bezeichnen zu können. Obwohl noch Leute lebten, die in ihrer Kindheit bei den Salzschmugglern ein- und ausgegangen waren, so war dies doch keine leichte Sache. Von der armen Familie, die bis 1830 eine der Kammern bewohnt hatte, lebte nur noch eine Frau, die sogar in derselben geboren war, aber auch sie konnte keine genügende Auskunft geben, weil die Familie bald darauf die Höhle wegen bedenklichem Krachen der Wände verlassen mußte, die auch wenige Tage nach ihrem Abzuge einbrach. Im Jahre 1796 war der Eingang absichtlich verschüttet worden, wahrscheinlich der Schmuggler wegen. Die Wiedereröffnung geschah 1818 zum Zwecke der Gewinnung von Bausteinen. 1830 erfolgte der Einsturz der Eingangsöffnung und 1887 die Wiedereröffnung durch Herrn Abbé Danicourt, unter Beihilfe seiner Pfarrgemeinde, welche im ersten Jahre über 900 freiwillige Arbeitstage zu 10 Arbeitsstunden leistete, und seither nicht minder opferwillig geblieben ist.

Elf Tage nach Beginn der Abräumungsarbeit war am 15. Dezember 1887 der Zugang wieder frei, der durch eine Schuttmenge verlegt war, zu deren Wegschaffung 400 Fuhren erforderlich waren. Am 29. desselben Monats wurde der zweite Eingang eröffnet, der von innen her aufgefunden worden war. Im Januar und Februar 1888 wurden die Gänge ausgeräumt, die mitunter so voll Schutt waren, daß man sie nur auf dem Bauche kriechend passieren

Digitized by Google



Digitized by Google

konnte. Der Kosten wegen wurde das Material nicht aus den Räumen ganz entfernt, sondern nur beiseite geschafft, wo dies anging. An den Ecken der Galerien wurden zur besseren Orientierung die Straßennamen des Dorfes Naours angeschrieben, und durch den Dorfschler Herrn Inst. Baledens wurde ein Plan aufgenommen, nach welchem derselbe angefertigt wurde, welcher der Nr. 1 und 2 vom Jahre 1889 des Bulletin de la société d'émulation d'Abbeville beigegeben ist. Ein zweiter, schon etwas vollständigerer Plan liegt der Schrift: Les souterrains de Naours, guide du Visiteur, par l'Abbé Danicourt, Abbeville 1889, 2. Aufl., bei, den vollständigsten jedoch, in welchem selbst die Entdeckungen des Jahres 1891 schon (allerdings nur à la vue mit Bleistift) angeführt erscheinen, verdanken wir der besondern Freundlichkeit des Herrn Abbé Danicourt, welcher eben ein reich illustriertes Werk über die souterrains refuges von Naours vorbereitet, welches auf 30 Tafeln die wesentlichsten Funde bringen wird, die in den unterirdischen Räumen bisher gemacht worden sind.

Die Gesamtlänge der sogenannten Straßen dürfte derzeit schon 800 m betragen. Auf dem ersten Plane war sie bereits mit 700 m angegeben. Die Anzahl der Seitenkammern beträgt nach einer Mitteilung des Herrn Abbé Danicourt 215, diese Zahl dürfte aber noch weit überschritten werden, weil es noch viele verschüttete Stellen giebt, an denen neue Gänge oder Kammern zu vermuten sind. Insbesondere hofft man eine Verbindung mit einem Brunnen zu finden, der 200 m von den Réfuges, nächst dem alten Branhaufe liegt, und der mit ähnlichen Gängen in Verbindung steht, die aber durch Verbruch verlegt, und nur 6 m weit verfolgbar sind. Auch in der Rue Baillon in Naours befindet sich im Hause des Herrn Delaporte ein Versteck (Muche), welches in gleicher Weise ausgehauen ist, und zum Verbergen von Wertsachen in Kriegszeiten, oder von Kontrebande einst gedient haben mag. Der Form nach sind sich fast alle Räume gleich. Von den etwa 1,2 m mächtigen Kreidekalkbänken wurden nur zwei Bänke benutzt, wodurch eine ziemlich gleichmäßige Höhe der Räume entstanden wäre, wenn nicht (besonders in den westlichen Teilen) eine Art Raubbau betrieben worden wäre, durch welchen die ursprünglich sehr regelmäßige Anlage gestört wurde, und dadurch zugleich auch Deckenbrüche herbeigeführt wurden. Das Verunglücken eines Maurers im Jahre 1829, der einem Deckenbruche zum Opfer fiel, war auch die Ursache, daß damals der weitere Betrieb der Steinbrüche aufgegeben wurde. Die Kalkbänke zeigen eine horizontale Schichtung und sind durch eine Zone von schwarzen Feuersteinknollen und von Versteinerungen deutlich geschieden. Mitunter kommen auch Klüfte und von Verwerfungen herrührende Bruchspalten vor. Der Stein ist von blendender Weiße und hat die Eigenschaft, sich im Berge leicht bearbeiten zu lassen, an der Luft aber zu erhärten. Unter den Versteinerungen sind besonders große Exemplare von Inoceramus labiatus bemerkenswert, welche eine Länge von 25 cm und eine Breite von 15 cm erreichen. Auch Ammoniten, Baculiten und Belemniten kommen vor. Ferner giebt es sehr schöne Dendriten, die wie Eisblumen verzweigt sind. Dort, wo die Decke unberührt ist, bildet sie einen Plafond, der keiner künstlichen Nachhilfe bedurfte. In einzelnen besser erhaltenen Teilen sind die Räume mit vielem Fleiße ausgearbeitet, und die Ecken und Thüröffnungen sind alle winkelrecht geformt.

Zum Behufe der Ventilation und der Rauchabführung dienten sechs Schachte, deren Durchmesser 1,2 m betrug, die durch die 60 bis 80 Fuß mächtige Überlagerung getrieben worden waren, nunmehr aber, wahrscheinlich zur Verhütung von Unglücksfällen, zumeist oberflächlich verlegt sind. Außerdem gab es fünf Eingänge, von denen derzeit zwei wieder eröffnet sind. Die Lufterneuerung war daher infolge der vielen Öffnungen jedenfalls genügend, selbst wenn sich die ganze Bewohnerschaft mit ihrem Vieh in die Höhlen zurückzog, was besonders im dreißigjährigen Kriege der Fall gewesen sein soll, in dessen Verlaufe einmal die Felder der Umgebung von Naours durch drei Jahre nicht bestellt werden konnten, wie die örtliche Überlieferung besagt. Hervorzuheben wäre noch, daß die Kammern verschiedene Erhaltungsspuren zeigen, so daß man die älteren von den neueren leicht unterscheiden kann. Die jüngsten davon scheinen jene zu sein, die in der Nähe des sogenannten Ausganges (oder zweiten Einganges) liegen, und deren Wände noch die ursprüngliche weiße Farbe des Gesteines zeigen. Die ältesten Kammern sind jene der Rue d'Amiens, in denen das Gestein arg verwittert aussieht, und in denen auch die ältesten Inschriften vorkommen, von denen einige leider durch das Alter unleserlich geworden sind. Nach der Ansicht des Herrn Abbé Danicourt müssen auch jene Teile, die heute eine unregelmäßige Form besitzen, früher ähnlich wie die gut erhaltenen ausgesehen haben. Der leichteren Steingewinnung wegen wurden jedoch im vorigen Jahrhunderte Pfeiler und Zwischenwände angegriffen, und dadurch der ursprüngliche Plan der Anlage gestört, oder, wie sich Herr Abbé Danicourt ausdrückt: die Räume wurden verdorben.

Daß man in alten Schriften nichts über die unterirdischen Zufluchtsstätten findet, erklärt sich wohl daraus, daß man ihr Dasein ebenso geheim hielt, als wie jene der sogenannten Erdställe in Niederösterreich, welche die Besitzer der Häuser, mit denen sie in Verbindung stehen, heute noch nur sehr ungern Fremden zeigen. Derlei Zufluchtsstätten verrät man eben nicht leicht, und das Geheimnis vererbt sich vom Vater auf den Sohn. In den Erdställen hat man bisher auffallend wenig Gegenstände gefunden, die einen Schluß auf ihr Alter gestattet hätten. Dies läßt sich einfach dadurch erklären, daß alles, was zur Zeit der Gefahr in die Erdställe gerettet wurde, später wieder entnommen worden ist, als die Gefahr vorüber war. In den Réfuges von Naours trifft man wohl deutliche Spuren, daß sie wiederholt bewohnt waren, die Anzahl der Fundstücke ist aber, wohl aus demselben Grunde wie bei den Erdställen, eine verhältnismäßig geringe. Es sind eben nur Gegenstände von unbedeutendem Werte, oder kleine Gegenstände, die durch Zufall verloren wurden, und die bei der mit großer Aufmerksamkeit erfolgten Untersuchung des im Verlaufe der Jahrhunderte angehäuften Schuttes erst wieder aufgefunden worden sind. Alle Fundstücke sind in einer sehr trockenen Kammer der Rue de l'Eglise aufbewahrt, welche deshalb das Museum genannt wird; es sind jedoch keine älteren als mittelalterliche Sachen darunter. Zahlreiche Tierknochen fanden sich an einer Stelle angehäuft, an einer andern fand man eine Schicht vermoderten Düngers, der wie Schmupftabak aussah, und in der Nähe die Ställe, in denen das Vieh gefesselt war. Der Beweise gibt es also genug, daß die Räume als Zufluchtsstätten gedient haben, und zwar, wie insbesondere aus den gefundenen Münzen hervorgeht, zu verschiedenen Zeitperioden. Einzelne Kammern waren vermauert und zeigten sich nach ihrer Wiedereröffnung als vollkommen leer und rein gefegt. Nur eine dünne schwärzliche Staubschicht bedeckte den Boden, und in einer der geöffneten Kammern war auch eine Nische in der Wand. In dieser Nische lag eine mit Grünspan überzogene, aber noch erkennbare Kupfermünze aus dem Jahre 1638 (Louis XIII.). In andern Teilen wurden weitere Kupfer-, Silber- und Goldmünzen gefunden, die drei Zeitperioden angehören, in denen Kriege das Land verheerten.

Es hieße der Publikation des Herrn Abbé Danicourt vorgreifen, wollte man noch weiter die von ihm gesammelten

Digitized by Google

Beweise anführen, daß die Steinbrüche von Naorus nicht nur wiederholt als Zufluchtsstätten gedient haben, sondern daß sie gleich vom Ursprunge an darauf angelegt waren, als solche verwendet werden zu können. Die Frage über das Alter der Steinbrüche muß vorläufig noch offen bleiben, denn es sind ja noch nicht alle Teile aufgedeckt, und wer weiß, welche Funde noch gemacht werden könnten, wenn man den ganzen Schutt aus dem Inneren entfernen würde. Daß noch unerforschte Räume bestehen, das zeigt der Plan, auf welchem viele verstürzte Gänge angedeutet sind, deren Aufräumung wohl mit der Zeit erfolgen wird, wenn mit dem gleichen Eifer wie bisher fortgearbeitet wird. Auch bezüglich der Wasserfrage wird die Zeit Aufklärung bringen. Herr Abbé Danicourt nimmt vorläufig an, daß die Flüchtlinge in der Nacht aus dem nahen ehemaligen Bachbette Wasser geholt haben, was ihren Aufenthalt leicht den Feinden hätte verraten können. Es ist vielmehr anzunehmen, daß sie, ähnlich wie im Versteck des alten Brauhauses, und in jenem des Herrn Delaporte, mit eigenen Brunnen versehen waren, oder daß die Zufluchtsstätten mit Brunnen in Verbindung standen, die den eigentlichen Eingang in Kriegszeiten bildeten, während die Einfahrten für Mensch und Vieh verrammelt blieben, insolange eine Gefahr bestand.

Die Umgebung von Naorus ist reich an alten Banten, selbst aus der Römerzeit, an mittelalterlichen Schlössern, Befestigungen, alten Kirchen u. dgl. Der Bedarf an einem guten Bausteine, der sich leicht bearbeiten ließ, war daher stets ein bedeutender. Die Steinbrüche von Naorus sind aber nicht die einzigen in der Pikardie, sie sind nur die ausgedehntesten. Auch viele andere unter diesen Steinbrüchen sind nach demselben Prinzip betrieben worden, und haben als Zufluchtsstätten gedient. Daß gerade der wichtigste darunter wieder erschlossen und sachmännisch untersucht worden ist, das ist nicht nur sehr erfreulich für die Altertumskunde, sondern auch höchst ehrenvoll für alle, die dabei mitgewirkt haben. Das Beispiel, welches die Bewohner von Naorus gegeben haben, ist ein so seltener Beweis von Interesse und Opferwilligkeit für wissenschaftliche Zwecke, daß es ganz besonders hervorgehoben und anerkannt zu werden verdient.

Ten Kate auf Flores und Sumba.

Der niederländische Reisende Dr. Ten Kate hat mit Erfolg seine ethnographischen Untersuchungen in Indonesien fortgesetzt und im verflossenen Jahre die Inseln Flores und Sumba besucht, worüber er (Comptes rendus 1892, Nr. 7) ausführlich an die Pariser geographische Gesellschaft berichtet hat. Am 13. April 1891 landete er in Sika an der Südküste von Flores, wo er in einem lange dort ansässigen katholischen Missionar einen Reisegefährten fand, mit dessen Hilfe er in die im Nordwesten von Sika gelegene Landschaft Lio eindrang, wo bisher noch kein Weißer gewesen war. Von den dortigen wilden Bergbewohnern wurden sie gut aufgenommen und Ten Kate konnte sogar eine Anzahl derselben messen. Alsdann wurde Hokor im Osten von Sika besucht, wo der Reisende die reinsten Papuas traf, die ihm bisher in Insulinde vorgekommen; überhaupt hat ein negroides oder melanesisches Element auf die Einwohner von Mittel- und Ostflores einen großen Einfluß gehabt, wiewohl das gelbe Element noch vorherrscht. Von Sika ging Ten Kate nach Koting, überschritt die Landenge und kam bei Manumeri an die Nordküste, von wo aus er die kleinen östlich von Flores gelegenen Inseln Groot Bastaard, Adunara und Solar besuchte.

Zwei Monate lang (Juni bis August) brachte Ten Kate alsdann auf der südlich von Flores gelegenen Insel Sumba oder Sandelholz zu, die er als jungfräulichen Boden für Forschungsreisende schildert. Er ließ sich in Waingapung, dem Sitze des niederländischen Gouverneurs, nieder, dessen Macht aber nicht über diesen elenden Ort hinausreicht. Die Sumbanesen, die in verschiedenen kleinen „Königreichen“ hausen, sind ganz unabhängig und zerfallen in drei oder vier Sprachstämme. Sie sind ein Reitervolk, das Tausende von kleinen Pferden besitzt, welche teilweise wild leben. Ten Kate schildert die Einwohner als sehr wild, fortwährend in Kriegen untereinander begriffen und der Schädeljagd ergeben. Ihre Gräber sind dolmenartig. Ten Kate hat das schöne Zentralmassiv im Osten der Insel, Massu genannt, bereist und die dortigen heiligen Orte (Merapu) besucht; es ist dicht bewaldet und von einer feindseligen Bevölkerung bewohnt. Dann wurden die Staaten Rendé, Menyili, Wagéhu besucht und in letzterem völlig unbekannter Boden betreten; es folgten die Reiche Karera, Tawui, Waha und Tabundung, wo die Einwohner, die noch nie einen Weißen gesehen hatten, den Reisenden für einen hellen javanischen Fürsten hielten. Ten Kate besuchte den ganzen Südwesten und Nordosten und fand, daß Sumba fast ausschließlich aus marinen Kalken besteht, nur hier und da steht man eruptive Gesteine. Der angebliche Vulkan Tarimbang ist nicht vorhanden. Die Südküste ist auf allen Karten falsch ausgezeichnet. Es giebt auf Sumba keine eigentlichen Gebirgsketten, sondern nur vereinzelte Berggruppen und weite, von Schluchten zerschnittene Hochebenen. Die Prärien nehmen den größten Raum ein und die Wälder verschwinden neben denselben. Das Klima ist sehr wechselnd. Ten Kate hat frühmorgens in den Gebirgen 54° F., in Waingapung zuweilen 72° F. beobachtet, während mittags 2 Uhr das Thermometer oft auf 88° F. stieg. Nebel sind häufig, Tau stark im Gebirge. Die Fauna von Sumba ist arm, namentlich in bezug auf Säugetiere. Pferd und Ratte sind häufig, ein Paradoxurus kommt vor.

Der Seidenwollenbaum im Geistesleben der Neger.

Bezugnehmend auf die Bemerkung von Dr. Krause im Globus, S. 263 u. 264, den Seidenwollenbaum betreffend und die Rolle, die er im Geistesleben der Neger in Westindien, in diesem Falle also auf St. Vincent und Jamaika spielt, erlaube ich mir zu bemerken, daß dieser Bombax (engl. cotton- oder silkcottontree) auch in ganz Guayana von allen Negern, den wilden und zahmen, den heidnischen und christlichen heute noch, wie Oersted sagt, „mit abergläubischer Hochachtung“ betrachtet wird. Diese Kankantri[1]) sind von den Negern aus Afrika nach Guayana herübergebracht worden; ich glaube aber nicht, daß ein einziger Cottontree jemals von Menschenhand hier gefällt worden ist. Sie findet man denn diese herrlichen Bäume beinahe auf jeder Plantage, einsam mitten in einem Zuckerrohrfelde, einer Wiese, zuweilen auch mitten in einem wohlerhaltenen Wege. Sie verleihen der Landschaft, z. B. Surinams, geradezu etwas Charakteristisches. Fragt man den Besitzer der Pflanzung, warum er bei Abrodung des Urwaldes denn gerade den Kankantri habe stehen lassen, so wird er antworten: „Gott, die Neger thun dem Baum so ungern etwas zu Leide. Meinethalben bleibt er stehen; wollte ich die Kerle zwingen, den Baum zu fällen, so riefkire ich, daß sie mir alle davonlaufen.“

In meiner Begleitung befand sich ein alter Neger, der selbst ein Sklave gewesen war, katholischer Christ, ein ganz ausgezeichneter Mensch. Als ich ihn einmal frug: „Na, alter Junge, sollen wir einmal einen Kankantri fällen?“, antwortete er mit einem deutlich erkennbaren Ausdruck von Un-

[1]) „tri-“, „tree“, „Kankan“ (meist geprochen) dürfte afrikanischen Ursprunges sein, da „cotton“ auf lakitali „Katun“ heißt.

Digitized by Google

behagen und Verlegenheit, beinahe von Furcht: „Nein, Massa (master), das ist nicht gut.“

Wenn also diese Anschauungen bei den zivilisierten, emanzipierten christlichen Negern und deren Nachkommen heute noch herrschend sind, so wird niemand sich wundern, daß der Kankantri bei den Buschnegern, also den in Amerika wieder zu reinen Afrikanern gewordenen, früher entlaufenen Sklaven und deren Nachkommen, wie die Missionare sagen: „göttliche Verehrung genießt“ oder „von den heidnischen Negern abgöttisch verehrt“ wird. Beides sind Ausdrücke, mit denen viel Mißbrauch getrieben wird. Was heißt „Gott“ und „göttlich“ (NB. auf negerenglisch Gado)? Ich kann nur die Thatsache anführen, daß kein Buschneger jemals die Axt oder den Feuerbrand an einen Seidenwollenbaum anlegen wird. Man könnte vielleicht sagen: er ist ihnen heilig oder tabu oder pamali, bezw. „unantastbar“. Ebenso wie Schreiber dieses es nicht über sich bringen kann, z. B. mit seinen benutzten Stiefeln auf ein wenn auch auf der Straße liegendes Stück Brot zu treten, sondern dasselbe lieber in die Tasche steckt und verbrennt, ebensowenig kann ein Neger einen Kankantri verletzen. Es wird aber wohl niemandem einfallen, zu behaupten, daß Schreiber dieses „Brot abgöttisch verehre“. Das sind Anschauungen, die das Individuum mit der Muttermilch einsaugt.

Die Ursache der merkwürdigen Rolle, welche der Seidenwollenbaum bei den Negern Westindiens spielt, müßte sich übrigens unschwer in der gemeinschaftlichen Heimat beider erneuern lassen. Vielleicht kommen wir darauf zurück.

W. Joest.

Vorkolumbische Menschengehirne am Popocatepetl.

Im Jahre 1889 entdeckte Chudzinski in einem alten Schädel aus Venezuela ein mumifiziertes Gehirn, das zwar in seiner Substanz etwas eingeschrumpft war, aber seine Formen noch vollständig bewahrt hatte. Seine Mitteilungen darüber, die in den Bulletins de la Société d'Anthropologie veröffentlicht wurden, veranlaßten fürstlich den bekannten Erforscher Mexikos, Désiré Charnay, der genannten Gesellschaft einen Bericht über ähnliche Entdeckungen vorzulegen, die er vor zehn Jahren in Mexiko gemacht hatte.

Er veranstaltete im Jahre 1882 Ausgrabungen am Fuße des Kegels des Popocatepetl in einer Höhe von 4200 m. Er hatte dabei von Friedhof entdeckt, den er gründlich durchwühlte, und aus welchem er ungefähr sechshundert Gegenstände: unailierte Schalen, Vasen, Platten, Dreifüße, Kinderspielzeug u. s. w., zu Tage förderte. Der Platz war dem Tlaloc geweiht gewesen, dem Gotte des Regens und Ackerbaus, welchem die Tolteken und später die Azteken Kinder beiderlei Geschlechts und, wie verschiedene ausgemachte Gebeine und Schädel vermuten ließen, auch erwachsene Menschen opferten. Knochen waren nur in geringer Zahl und meist in gallertartigem Zustande vorhanden; in einer Menge Gräber waren sie völlig verschwunden. Das Gelände, in dem die Ausgrabungen stattfanden, war sehr feucht, beinahe durchweicht. Diese Feuchtigkeit wurde durch die Wolken und Regengüsse, die in diesen Höhen häufig sind, unterhalten.

Die Gräber waren verschieden tief, von 30 cm bis zu 1 m, und in jedem derselben fand sich an der Stelle des Kopfes eine weiße Masse, die eine flache Gestalt wie ein Schiffszwieback hatte, in der Mitte dick und an den Rändern etwas dünner war. Die Indianer, welche die Ausgrabungen besorgten, riefen beim Anblick eines solchen Kuchens jedesmal aus: „Aqui esta uno, da ist wieder einer“, womit sie sagen wollten, es sei dort ein Grab oder ein Leichnam vorhanden. Und in der That fanden sich bei jedem dieser Kuchen entweder Knochen und Reste des Schädels oder dazu Vasen und Spielzeug. Indessen brachte Charnay die weißen Massen anfangs nicht weiter.

Am sechsten oder siebenten Tage seiner Ausgrabungen aber fand er unter einer großen Schale, die umgestürzt mit den Füßen nach oben dalag, ein menschliches Gehirn, leicht eingeschrumpft, aber mit seinen beiden Lappen und seinen Windungen ein vollständiges, wunderbar gut erhaltenes menschliches Gehirn. Es war durch den Dreifuß, der es bedeckte, konserviert worden, und auch hier war jede Spur des Schädels und der Knochen vollständig verschwunden.

Beim Anblick dieses Gehirns war sich Charnay sofort darüber klar, daß all die Kuchen von weißlichem Stoffe, welche sie bemerkt hatten, nichts anderes seien als menschliche Gehirne, gleich dem, das sie unter der Schale entdeckt hatten, mit dem alleinigen Unterschiede, daß jene durch den Druck der darüberliegenden Erde zusammengepreßt waren. Charnay machte sofort dem Unterrichtsministerium von dieser höchst auffälligen Entdeckung Mitteilung; aber hier traute man seinen Angaben nicht und unterdrückte die Sache einfach. Erst die Veröffentlichung Chudzinskis veranlaßte ihn, persönlich hervorzutreten.

Zur Erklärung der merkwürdigen Erscheinung greift Charnay auf eine Beobachtung zurück, die er im Jahre 1858 machte, als er jenen Friedhof von Tenenepanco entdeckte. Er hatte den Popocatepetl erstiegen, die interessantesten Ansichten desselben photographiert und war noch auf der Suche nach neuen Ansichten, als er auf dem in Frage stehenden Fleck ankam und hier von den Indianern sein Zelt aufschlagen ließ. Er selbst setzte sich mittlerweile zur Seite auf einen freien Platz und grub mit seinem Dolch den Boden auf. Plötzlich stieß er zu seiner großen Überraschung auf eine Vase; er grub weiter und weiter und brachte nach und nach eine ganze Sammlung von Vasen und Schalen zum Vorschein. Der Friedhof war gefunden. Nachdem das Zelt aufgeschlagen war, stellte er seine photographischen Apparate auf, und als er seine Platten in die Becken tauchte, bemerkte er, daß das Silberbad sich mit einem viel reichlicheren Schwefelbelag überzog, als an der Mündung des Kraters.

An diese Thatsache knüpft Charnay an zur Erklärung der Konservierung der Gehirne. Er vermutet, daß in dieser Höhe von 4200 m, am Fuße des Vulkankegels, auf einem feuchten, von Schwefeldämpfen gesättigten Gelände die Schwefelsäure das Fleisch und die Knochen zersetzt, das Gehirn dagegen, das aus einer fettigen Substanz besteht, erhalten habe.

Leider hat er damals das Gehirn nicht mitgenommen, da er weder ein passendes Gefäß noch Alkohol bei sich hatte; er dachte auch nicht, daß man seinen Angaben mißtrauen würde. An der Richtigkeit der obigen Mitteilungen ist jedenfalls nicht mehr zu zweifeln; denn Charnay führt mehrere Augenzeugen an, und der Brief seines Begleiters A. Lemaire, den er zusammen mit seinem Bericht [1]) veröffentlicht hat, enthält genau dieselben Angaben, wie er selbst sie gemacht hatte. Nur ist die Erklärung des chemischen Prozesses, wie sie diesem Gewährsmann von einem Chemiker gegeben wurde, eine etwas andere. Danach hätten sich in dem vulkanischen Boden Nitrate und Chromate befunden. Die Salpetersäure, welche die Knochensubstanz angreift, indem sie die Phosphate und Karbonate des Knochens zersetzt, wirkt auf die Gehirnmasse derart ein, daß sie ihr eine mehr oder weniger wachsweiche Beschaffenheit verleiht, je nach dem Grade der Konzentration der Säure, wodurch die Gehirnsubstanz ein wenig zusammengezogen, aber am Versaulen gehindert wird.

[1]) Bull. soc. d'Anthropologie, 4. Série, Tome I, p. 828.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Mit der Untersuchung der Altertümer Birmas ist unser Landsmann Herr Oertel von der indischen Regierung betraut worden. Derselbe hat in der Begleitung des Majors Temple eine an Ergebnissen reiche Reise durch Tenasserim vollendet, wobei er die Höhlen von Kawgnu, Dhammathat und Bingzi untersuchte. Er fand hier Überreste aus den verschiedensten Zeitperioden nebeneinander, welche in sehr lehrreicher Weise die buddhistische Kunst von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart illustrieren.

— Seit Esper und Buckland sind die verschiedensten Ansichten über die Entstehung der Ablagerungen von Gerölle und knochenführendem Lehm auf dem Boden der Höhlen hervorgetreten; fast alle Forscher stimmen aber darin überein, daß in diluvialer Zeit regelmäßige Flußläufe, oder wenigstens zeitweise Überschwemmungsfluten die Höhlen durchströmt und in diese nicht nur das Geröll und den Lehm, sondern auch dessen Einschlüsse von Tierknochen hineingeschwemmt hätten.

Marcellin Boule (L'Anthropologie, Vol. III, p. 19) hat nun eine Anzahl von Höhlen mit besonderer Rücksicht auf die Art der Entstehung ihrer Ablagerungen untersucht (die Höhlen von Reilhac, von Lherm, Malarnand, Gargas, Mas d'Azil). Er kommt zu dem Ergebnis, daß man sehr scharf unterscheiden muß zwischen den fossil-leeren und den knochenführenden Ablagerungen. Die ersteren, aus Kies und Gerölle bestehend, und von Flußläufen eingeschwemmt, können sehr alt sein und verdanken ihre Ablagerung alten unterirdischen Wasserströmen, die bis zur Zeit der Erosion der Thäler zurückweichen können. Sie fehlen in vielen Höhlen gänzlich. Die petrographische Beschaffenheit der fossilführenden Schichten des Knochen- oder Blocklehmes dagegen und die Beobachtung seines Vorkommens in den Höhlen selbst zeigen dagegen, daß er sich langsam abgelagert hat, und daß er mit Hilfe von Wasserdurchsickerung oder Durchrieselung von der Oberfläche her eingeführt ist. Dieser Höhlenlehm ist viel jünger als das alluviale Gerölle, das sich am Boden der Höhlen findet; er gehört derselben Zeit an und verdankt seine Bildung den gleichen Prozessen, wie der Löß in den Thälern, der sich erst nach der Erosion derselben bildete. Jedenfalls ist die Annahme seiner Entstehung durch diluviale Stromläufe oder durch Hereinbrechen furchtbarer Fluten in den Höhlen unhaltbar. Sch.

— Über die menschliche Stimme mit Bezug auf die Rasse bemerkt ein Musiker, der weite Reisen unternommen hat, daß auf diesem Gebiete sich Unterschiede feststellen lassen, welche wohl verdienen, näher untersucht zu werden. Er schreibt, daß in Rußland die kräftigsten Bässe, in den Vereinigten Staaten ungewöhnlich viel Sopranstimmen und, wie bekannt, im europäischen Süden vorherrschend schöne Tenore zu finden seien. Liegt das an der Rasse, am Klima, der Nahrung, mit einem Worte an dem Milieu? „Ohne die Worte, die gesprochen werden, zu verstehen, erkenne ich sofort auf einige Entfernung, ob eine Engländerin oder Französin spricht. Warum ist das Jodeln auf die Gebirgsgegenden beschränkt? Wir haben es in den Alpen und es kehrt wieder in Norwegen. Es ist gesagt worden, es sei entstanden durch das Zusammenrufen des auf den Sennweiden zerstreuten Viehes. Möglich, sicher aber ist diese Art der menschlichen Stimme an Gebirge gebunden. Dieses sind nur einige Beobachtungen aus dem engen Kreise Europas heraus. Greift man zu andern Völkern und Erdteilen über, so wird man sicher noch Rasseneigentümlichkeiten der menschlichen Stimme erkennen. Vor etlichen Jahren durchzogen die schwarzen, aus den Vereinigten Staaten stammenden „Jubiläumssänger" Europa, um Konzerte zu geben. Wer sie gehört hat, wird das durchaus Eigentümliche ihres Gesanges erkannt und nicht vergessen haben. Liegt diese damals hervorgehobene Besonderheit in der Rasse? Daß die dicken wulstigen Lippen und die platten Nasen der Sänger nicht ohne Einfluß auf ihre Stimme sind, scheint sicher. Es fehlt auf diesem Gebiete noch an Beobachtungen, die freilich von musikalisch gebildeten Leuten ausgeführt werden müssen."

— Zahl der Indianer in Kanada. Der Superintendent der Indianerangelegenheit in Kanada, E. Dewdney, hat einen amtlichen Bericht herausgegeben, nach welchem sich im Jahre 1891 die eingeborene Bevölkerung folgendermaßen verteilt: 17 915 in Ontario, 13 361 in Quebec, 2076 in Neu-Schottland, 1521 in New-Braunschweig, 314 auf Prinz Eward Island, 25 195 in Manitoba und Nordwest-Territorium, 2038 im Peace River-Distrikt, 8000 im Athabaska-Distrikt, 7000 im Mackenzie River-Distrikt, 4016 im östlichen Rupertsland, 1000 in Labrador, 4000 an der arktischen Küste, 35 202 in Britisch Columbia. Zusammen noch 121 638, worunter die Eskimo inbegriffen sind.

— Die Fabrikation von Streichhölzern in Japan macht so bedeutende Fortschritte, daß das Land sich großenteils von der europäischen Einfuhr frei gemacht hat und selbst zur Ausfuhr übergeht. Letztere ist namentlich nach China und Siam gerichtet, wo der Markt mit den japanischen Erzeugnissen überschwemmt ist, die freilich den besseren in Europa hergestellten Sorten nicht gleichwertig sind, da sie namentlich in der Regenzeit leicht verlagen, während sie in der trockenen Jahreszeit gut genug und vor allem billiger als die europäischen Produkte sind. Japan führt jetzt etwa 3½ Millionen Gros Zündholzschachteln im Werte von 1 Million Yen oder Dollars allein nach China aus, sicher wieder ein Beweis, wie die Japaner es verstehen, dem europäischen Wettbewerb zu begegnen.

— Die Zahl der in Deutsch-Ostafrika thätigen Missionsgesellschaften beträgt gegenwärtig zehn. Hiervon sind drei evangelische deutscher, vier englischer Nationalität; von den katholischen ist eine in Deutschland, die zweite in Algier und die dritte in Frankreich ansässig. Das Deutsche Kolonialblatt vom 15. April 1892 bringt eine Karte dieser Missionsstationen, die vom Victoria Nyansa im Norden bis zum Rovuma im Süden und vom Tanganjika im Westen bis zur Küste sich verbreiten, aber das Massailand im Mittelpunkte noch frei lassen. Folgende Missionsgesellschaften sind in Deutsch-Ostafrika thätig: Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (3 Stationen), Mission der evangelischen Brüdergemeinde (1), Gesellschaft der evangelischen Mission unter den Heiden (1), Universities Mission (10), Church Missionary Society (5), London Missionary Society (1), Livingstonia Mission to Nyassa Land (1). Die katholischen Gesellschaften sind folgende: Deutsche St. Benedictus-Missionsgesellschaft aus St. Ottilien in Bayern (2), Congrégation du St. Esprit et du Sacre Coeur de Marie (8), Missionaires d'Afrique d'Alger (die weißen Väter 7).

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. **Globus.** Nr. 23.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1892.**

Die letzten Liven.

Von Wolf v. Metzsch-Schilbach.

Vom 39. und 40. Grade östlicher Länge von Ferro und dem 57. und 58. Breitengrade wird auf der nördlichen Halbkugel ein Stück der Erdoberfläche begrenzt, welches zu ungefähr gleichen Teilen von Wasser und Land bedeckt ist. In diese Grenzen fällt von Kurland ein Stück Landes, welches annähernd die Form eines gleichseitigen Dreiecks darstellt und sich als die „Kurische Halbinsel“ bezeichnen läßt. Die nach Norden gerichtete Spitze dieses Dreiecks bildet Kap Domesnäs und dies ist der geographische Mittelpunkt eines einerseits nach der Ostsee, anderseits nach dem Rigischen Meerbusen zu gelegenen Küstenstreifens, den die letzten Reste des Livenvolkes bewohnen.

Livische Strandbauern.

Nach Photographieen.

Jenes dereinst so mächtige Volk ist als dem Aussterben nahe zu betrachten, zählt es doch nur noch wenig mehr als 2000 Seelen. Dennoch haben die Liven ihre Eigenart zähe und treu zu bewahren gewußt, sind, solange wir ihre Geschichte rückwärts verfolgen können, ein Seefahrer- und Fischervolk gewesen und geblieben, haben sich allezeit fast gänzlich frei von den Einflüssen der um und unter ihnen wohnenden Letten gehalten und vermochten endlich, obschon Kirche und Schule dort von jeher lettisch waren und alle Liven lettisch zu sprechen verstehen, ihr Idiom so rein zu erhalten, daß die Akademiker Sjögren und Wiedemann noch in den Jahren 1846 und 1858 ohne Benutzung anderer Quellen, lediglich aus dem Munde des Volkes heraus, eine vollständige Grammatik nebst einem Wörterbuche der livischen Sprache zusammenstellen konnten.

Wenn allein schon solch treues Festhalten an Sitte und Sprache für dies Volk einzunehmen im stande ist, wenn ferner der Umstand, daß die letzten Liven bald von der Erde verschwunden sein werden, unser Interesse für sie fesseln muß, so erwächst überdies unserer Zeit geradezu die Verpflichtung im Hinblick auf die Liven zu sammeln, da es noch zu sammeln giebt, denn über ein Kurzes wird von ihnen nur noch der Name übrig sein und ein Volk, das einst eine Geschichte gehabt hat, wird bald selbst nur noch der Geschichte angehören.

Sehr spät erhalten wir die Kunde von den Liven. Was die Annalen aus der Zeit vor der Ankunft der Deutschen zu melden haben, ist wenig, kaum etwas mehr, als daß es überhaupt ein Volk dieses Stammes gegeben hat. Als die ersten deutschen Handelsleute den Fuß auf jenes Land setzten, das heute noch Livland heißt, und das Baltische Meer mit ihren Waren befuhren, fanden sie dort längs der Küsten zwei finnische Volksstämme wohnhaft, die Liven im Süden, die Ehsten im Norden. Ihr Gebiet war gegenseitig annähernd ebenso abgegrenzt, als es noch jetzt das ehstnische gegen das der litauischen Letten ist, denn jene Letten dort haben in stetem Vordrängen die Liven aus ihren Sitzen getrieben. Wie dieser Verdrängungsprozeß vor sich ging, wollen wir

Digitized by Google

hier zunächst verfolgen, fallen doch dabei bereits sehr interessante Streiflichter auf die Lebensart des livischen Volkes. Wir wollen versuchen, kontinuierlich nachzuweisen, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich das Gebiet jenes schwindenden Stammes verkleinert hat und wie dies Volk zuletzt bis auf den kleinen Rest, welcher die ultima Thule Kurlands bewohnt, zusammengeschmolzen ist.

Liven und Ehsten erscheinen, nach der Chronik Heinrichs des Letten, der einzigen guten und zuverlässigen Quelle aus der Zeit der Glaubensverbreitung in Baltien, obwohl sie nahe Stammverwandte sind, dennoch allerwegens als gesonderte Völker. Daß sie in gewissen, meist freundschaftlichen Beziehungen zu einander standen, läßt sich wohl ebenfalls aus der Chronik schließen, mit den Letten dagegen zeigen sich nach dieser Quelle die Liven vielfach in Streit verwickelt. Wenn es ferner keinem Zweifel unterliegt, daß schon damals das Lettentum anfing, die Liven ernstlich zu bedrohen und sie aus ihren Sitzen zu verdrängen, so findet sich doch bei den Chronisten nirgends eine Hindeutung darauf, daß die Erkenntnis dieser Gefahr jenem finnischen Volksstamme schon zu jener Zeit gedämmert habe, da es vielleicht noch nicht zu spät war, sie abzuwenden. Doch wir wollen in Betrachtung der livischen Geschichte den Weg in umgekehrter Richtung beschreiten, als dies unseres Wissens bis jetzt alle gethan haben, die sich mit ihr beschäftigten und von der Thatsache aus, vor welche uns die Gegenwart stellt, rückwärts in die Vergangenheit vorzudringen versuchen.

Der Liven in Kurland haben wir schon erwähnt, wir fanden sie östlich und westlich von Kap Domesnäs am sogenannten „großen“ oder Ostsee- und am „kleinen“ oder rigaschen Strande längs des Rigaschen Meerbusens. Wir kommen auf diese weiter unten zurück. Auch in Livland gab es außer diesen bis vor wenigen Jahrzehnten noch Liven und zwar an dem Flüßchen Salis und längs des Küstenstriches nördlich und südlich der Salismündung in die Ostsee. Als 1846 der schon genannte Sprachforscher Sjögren auf dem Gute Neu-Salis weilte, um das Idiom der dort lebenden Liven kennen zu lernen, traf er dort 22 Personen, welche der Sprache ihrer Väter noch mächtig waren und ihm zu seinen Studien Material bieten konnten. Bis zum Jahre 1858 aber waren von diesen Liven 14 gestorben und der 8 noch Überlebenden wegen ging Wiedemann, welcher nach Sjögrens Tode dessen Forschungen fortsetzte, nicht mehr nach Livland, sondern wandte sich sogleich nach jenem, schon bezeichneten kurischen Küstenstreifen.

Von den Liven um Salis lebt gegenwärtig keiner mehr, dennoch begab sich der Verfasser in jene Gegend, wo seit Sjögrens Anwesenheit die Nachforschungen geruht hatten, um dort nach Überresten aus livischer Zeit zu suchen. Als Ausgangspunkt für solche Forschungen wurde das Gut Ulpisch bei Lemsal in Livland gewählt. Dies Gut liegt etwa in der Mitte eines Bezirkes, den nach Angaben Hjärns im Jahre 1670 noch Liven bewohnten. Hjärn sagt, „der Liven sind nunmehr wenige übrig, welche am Salisschen Strande und dem Strich nach Lemsal, und Perniel, Nabben und Weinsel wohnen“. Sonst weiß er von ihnen zu melden, daß sie „fast täglich die lettische Sprache annehmen. Die aber in Kurland übrig seyn, berathen sich ungern mit den Letten, sondern unter sich selbsten, wie denn auch die Letten sich nicht groß darum bringen, weil sie sich vor ihrer Zauberey, welcher sie sehr ergeben, fürchten“. Dies schrieb Hjärn vor wenig mehr als 200 Jahren, er schildert so, wenn auch nur mit kurzen Worten, ein in Livland im Verlöschen begriffenes, doch selbstbewußtes, sich von lettischem Einfluß frei haltendes Liventum. Von Hjärns Zeit an rückwärts gerechnet, fehlen uns kontinuierliche Berichte über den Aussterbeprozeß dieses Volkes auf livländischem Boden, dagegen können wir in der uns näher liegenden Periode zwischen 1670 und 1891 das Schwinden des Liventums ziemlich genau verfolgen.

Um weniges früher als Sjögrens und Wiedemanns zuerst erwähnte Berichte datieren Jürgensons Angaben. Derselbe schreibt in Band I, Heft 1 der Verhandlungen der gelehrten estnischen Gesellschaft von seinem Aufenthalte in dem von uns näher bezeichneten Bezirke im nördlichen Livland: „Als ich im Sommer 1839 in Neu-Salis war, um die livische Sprache kennen zu lernen, erzählte mir ein neunzigjähriger Livengreis, daß in seiner Jugend das ganze Gebiet, sowohl von Neu- als Alt-Salis, nur livisch gesprochen hätte, jetzt aber nur noch 17 Personen diese Sprache vollkommen verstünden.“ Eingehendere Mitteilungen, welche uns ein klares Bild von dem Zustande geben, in welchem sich das Liventum in jener Zeit befand, fehlen uns bedauerlicher Weise, doch dürfte besagter Livengreis an Jürgenson die Wahrheit berichtet haben, denn um 1750 und 1760 ist nach Aussagen eines Zeitgenossen das livische Element dort in der That noch recht lebenskräftig gewesen. Es liegt nämlich aus dem Jahre 1767 ein Brief des Pastors Burkhard in Salis vor, welcher auf Veranlassung des bekannten Forschers der nordischen Geschichte, von Schlözer, geschrieben wurde und neben einer vollen Bestätigung der obigen Angaben des Jürgensonschen livischen Gewährsmannes nur noch einige ziemlich wertlose Sprachproben bietet. Zwei Jahre später spricht sich alsdann auf dieselbe Anregung hin der Oberpastor in Riga, von Essen, hinsichtlich unserer Liven dahin aus, daß alle Bauern in Neu-Salis und ein Teil derer in Alt-Salis am Bache Salis bis eine halbe Meile von der Seeküste landeinwärts livisch gesprochen haben. Dies alles stimmt mit den Angaben des 1769 (zur Zeit, da von Essen und Burkhard schrieben) zwanzigjährigen Liven überein, den Jürgenson befragt hatte. Wir können danach also mit Fug und Recht annehmen, daß vor 200 Jahren das Liventum um Salis noch vollständig unverdrängt längs des Strandes und Flusses florierte, wie das ja auch aus Hjärns erwähnten Berichten hervorgeht, daß es aber am Meere weiter südlich der Salismündung, also etwa um Pernigel, damals schon halbwegs im Verlöschen war.

Bei der Zähigkeit, mit welcher die Liven in Kurland ihrer Sprache und Sitte treu geblieben sind, möchte das verhältnismäßig schnelle Rückwärtsgehen des Liventums im salischen Gebiete zu der Annahme verleiten, daß dies Volk dort minder treu und zähe ihre Eigentümlichkeiten gegenüber dem Lettentume wahrte. Es fallen hier jedoch äußere Umstände in die Wage, welche den Untergang beschleunigten, die Liven selbst scheinen dort thatsächlich nicht weniger treu um die Erhaltung ihrer Art gekämpft zu haben, denn gerade von jenen Fischern um Salis erzählt Börger einen rührenden Zug von strengem Festhalten an ihrer Nationalität, indem er sagt, daß jene Strandbewohner sich ihre Frauen bei den Stammesbrüdern im fernen Kurland und bei den „radischen (?) Liven“ geholt hätten — und wahrhaftig, nur solchem treuen Kämpfen um die Eigenart ist es zu danken, daß zur Zeit überhaupt noch Liven existieren.

Wie aber konnte, so fragen wir uns, trotz dieser Umstände das Verlöschen der Spuren livischen Daseins an der Salis und südlich derselben so schnell vor sich gehen, daß zur Zeit fast nichts mehr, was an jenes Volk erinnert, zu finden ist? Hierüber giebt Dr. von Jannau in seinem Werkchen: „Über die Grund- und Ursprache der Ehsten“ (Band XIX der Rosenplänterschen Beiträge) Aufschluß, indem er erzählt, daß die Liven unter Salis absichtlich aus ihren Gefilden (das sind Bauernhöfe) in die von Letten

Digitized by Google

bewohnten verteilt wurden, damit auf diese Weise die livische Sprache endlich zum Aussterben gebracht werde. Man habe dies gethan, weil den Deutschen und Letten das livische Idiom unverständlich war und den Verkehr erschwerte.

Inwieweit nun der Untergang des Liventums in jenem Gebiete, das Hjärn noch 1670 als von Letten und Liven gemischt bewohnt darstellt, als ein vollkommener angesehen werden müsse, diese Frage zu beantworten, begab sich der Verfasser nach dem schon genannten Gute Ulpisch. Wer nicht als ein aufmerksamer Beobachter und gerüstet mit gewissen, das Auge schärfenden Vorstudien dorthin kommt, mag die Gegend lange durchwandern, ohne daß er, selbst wenn er der lettischen Sprache mächtig ist und sein diplomatisch zu fragen versteht, auch nur in etwas daran erinnert wird, daß hier einst ein finnisches Volk vor dem litanisch-lettischen gesessen habe. Die Letten wissen durchaus nichts mehr davon, daß hier ehemals Liven saßen, sie wissen nicht einmal, was denn die Liven eigentlich für Leute gewesen sein mögen. Einige, die glauben, daß man nach den Ehsten frage, weisen einen nordwärts, andere, welche an die Russen denken, nach Osten.

Da und dort bei den deutschen Geistlichen oder Gutsherren hört man wohl, daß unweit Rutern ein alter, livischer Opferstein stehe und nahe der Kirche von Pernigel die Ruinen einer alten Livenburg zu finden seien, demselben Pernigel, welches Hjärn noch richtiger „Pernicel“ schrieb, was in der Livensprache Lindenhaus von pärn-jell oder Lindenfluß gebiegen hat. Nennen doch noch jetzt die Letten dort zu Lande das Pernigeler Pastorat, welches nahe bei der alten Ruine steht, Loop-uppe, das ist Lindenfluß [1]). Opferstein und Ruine aber können auch alles andere als gerade livisch gewesen sein, wenn immer auch Pernigel einen alten livischen Namen trägt. Nur in einem Falle erzählte mir ein lange Jahre in diesem Bezirke thätiger Arzt, Hofrat Dr. Gröhn in Lemsal, er habe auf dem Gute Adjamünde bei Ulpisch in einem Gesinde, welches zu einer Häusergruppe gehört, die übrigens den echt livischen Namen „Senkull“ trägt, einen alten Bauern getroffen, der sich noch wohl des

Die Wohnsitze der Liven.

Umstandes erinnerte, daß seine Familie livischer Abstammung sei, auch habe derselbe einen durchaus livischen Typus gehabt.

Livische Typen begegnet man dort freilich auf Schritt und Tritt, namentlich am Strande der Güter Adjamünde, Ulpisch, Rutern und Pernigel bis hinauf nach Salis. Doch wer möchte, so verschieden sich auch der Körperbau und Gesichtsschnitt der slawischen Letten von denen der finnisch-mongolischen Liven darstellt, auf solche Typen hin mit Bestimmtheit das Vorhandensein livischer Nachkömmlinge behaupten wollen? Und doch scheinen die Letten selbst etwas von dieser Verschiedenheit zu ahnen. Fragt man weiter vom Meere ab die „binnenländischen“ Letten, ob auch am Strande Leute ihres Namens wohnen, so bekommt man durchaus nicht selten die Antwort, daß dort wohl auch Letten säßen, daß diese aber von einem ganz andern Schlage seien. Und warum? „Nun, sie sprechen schon das Lettisch auf andere Weise, sie haben ein ganz eigenes Wesen, ganz besondere Gebräuche“, lautet gewöhnlich die Antwort, und auf dem Wege von Riga nach der Salisgegend sagte man mir, „die Loddigerschen sind von ganz anderer Art als sonst die Letten, man nennt sie gemeinhin die Schweinsohren“. — Loddiger, die alte „parochia Ledegore“ der Chronik Heinrichs, war neben Toreida, dem heutigen Treiden, dem Turraid der Letten, wo zur Zeit des Chronisten 1188 der Live Caupo gebot, „qui quasi rex ac princeps fuerat Livonum“, eine der Hochburgen des Liventums, und nicht uninteressant kann es sein, daß den heutigen Bewohnern des Kirchspieles Loddiger-Treiden von ihren Nachbarn eine gewisse Sonderart zugeschrieben wird.

Was sich aber neben diesen schattenhaften Erinnerungen im Volksbewußtsein als ganz unzweifelhaft aus der Livenzeit erhalten hat, sind viele Ortsnamen, wie z. B. alle jene auf „kull“ und „küll“, was im Livischen Dorf oder Weiler (külla) bedeutet. Wer, um die Zahl der Orte festzustellen, die Karte allein zu Rate ziehen wollte, würde hier zu einem recht unvollkommenen Ergebnis gelangen. Da es nämlich im lettischen Livland und in Kurland eigentliche Dörfer

[1]) Ebenso erklärt sich auch der Name der am Strande nördlich Pernigel gelegenen Stadt Pernau, welches die Liven „Pärnu nin“, Lindenstadt, nennen.

Digitized by Google

nicht giebt, sondern nur Güter und Gutsbezirke, auf denen die Bauern nach echt lettischer Weise einsiedlerisch verstreut wohnen, so findet man auf den Karten meist nur diese Güter und zwar in der Mehrzahl mit deutschen Namen verzeichnet. Diese Namen aber decken sich in der Regel mit den ortsüblichen, bei den Letten gebräuchlichen, durchaus nicht. So heißt Ulpisch Steenes-muische, Adjamünde Skultes-muische, Autern Dunstes-muische u. s. w., wobei der erste Teil des Namens meist der nach lettischer Mundart entstellte Name eines gegenwärtigen oder ehemaligen Besitzers, das muische aber „Gut“ bedeutet.

Neben diesen Gutsnamen aber hat jedes Bauergesinde wieder seine besondere Bezeichnung, die nicht etwa mit dem Pächter oder Besitzer wechselt, sondern stabil bleibt und amtlich anerkannt ist, so daß beispielsweise ein Zeugnis lautet: N. N., geboren im Kirchenspiel Pernigel zu Steenesmuischne, im Kaking (d. h. „Winkelchen“) Gesinde u. s. w. Unter diesen letzteren Gesindenamen nun finden sich gar viele livischen Ursprungs, so zwischen Ulpisch und Adjamünde ein Vorwerk „Memkull“, bei welchem eine umfängliche Ruine liegt, die auf das Alter dieser Ansiedelung schließen läßt; wenig von dieser Häusergruppe entfernt zeigt sich der schon erwähnte Weiler Senkull, dann in der Richtung auf das Städtchen Lemsal, „Lemskull“, und so viele andere mehr, deren Namen echt und recht den livischen Ursprung bekunden. Noch jetzt also existiert südlich des Salisflusses eine große Anzahl solcher livischer Ortsbezeichnungen und wie viele mögen nicht im Laufe der Zeit dort verschwunden sein. Es findet sich da z. B. in einem in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herausgegebenen Kartenwerke des Grafen A. Mellin auf der einen Sektion „Mettene-Külla“ und „Mellene-Külla“ an der Salis, während auf einer andern Sektion desselben Werkes diese Orte unter Weglassung des „Külla“ einfach „Mettene“ und „Mellene“ verzeichnet sind, also eine Verstümmelung erlitten haben, die sie des wesentlichen sprachlichen Merkmals einer livischen Ortsbezeichnung beraubt. Dennoch zählen wir am Mündungsgebiet der Salis auf einer Fläche von nicht mehr als drei Quadratmeilen nicht weniger als sieben Ortschaften auf „Külla“ und „Kull“.

So sind denn nur schwache, den lettischen Bauern gänzlich, den gebildeten deutschen Ansässigen meist ebenfalls unbekannte Anklänge an das ehemalige Liventum in jenem Landstriche erhalten. Das ganze Livische, was ich in jener Gegend im Munde des Volkes noch zu hören bekam, ist in des Wortes buchstäblicher Bedeutung „auf den Hund gekommen“. „Musta, Musta“, hört man nicht selten den Hofhund rufen, welcher dort des Einödbauern einziger Beschützer ist. Dies Wort ist livisch, aber ich wollte wissen, ob sich die Letten über seine Bedeutung klar wären, und da erhielt ich denn auf meine Frage die Antwort, daß „Musta“ ein „altmodischer“ Name für einen Hund sei, „der schwarz oder grau aussehen müsse“. Ich hätte gar keine treffendere Antwort bekommen können, denn „musta“ bedeutet im Livischen „schwarz“ und es ist wohl kein Zweifel, zumal da wenigstens noch eine Ahnung von der Bedeutung dieses Wortes dort zu Lande übrig geblieben ist, daß dieser Name aus der Livenzeit her in Gebrauch geblieben ist; sprachlich ist dies aber wohl auch alles, was sich neben den erwähnten Ortsbezeichnungen finden ließe.

Recht viele Erinnerungszeichen aber an jene vorlettische Zeit findet dort der Suchende bei Betrachtung der Bauart von Häusern und Zäunen. — Die finnischen Völker, wenigstens die Liven und Ehsten, welche in den baltischen Provinzen im Gegensatze zu den Letten in Betracht kommen, haben eine von derjenigen der litauischen ganz abweichende Art, ihre Wohnungen zu bauen und ihre Gärten und Felder zu umfriedigen. Dies ist bei der Frage nach Spuren eines Volkes ein überaus wichtiges Moment, da sich in kulturentrückten Gegenden nichts so stabil zu erhalten pflegt, als eben die Bauart. Dennoch ist hierauf von keinem der Forscher, welche sich mit der Livenfrage beschäftigen, bislang Rücksicht genommen worden. Nur Prof. M. Willkomm, der ein Buch forstwirtschaftlicher Art über Livland und Kurland schrieb, bemerkt, ohne daran weiter Schlüsse im Sinne unserer Betrachtungen zu knüpfen, in seinen „Streifzügen durch die baltischen Provinzen“: „In dem livischen Fischerdorfe zu Bidraggen (bei Domesnäs in Kurland) wurde Halt gemacht und bei dem hier wohnenden Buschwächter eine Weile gerastet. Ich hatte daher Muße, die Einrichtungen eines livischen Fischergesindes kennen zu lernen. Wie bei den Ehsten ist ein solches ein Konglomerat von Gebäuden und mit einem Schleetenzaune umgeben, aber die Häuser und Kleeten (Scheunen) sind mit Lubbendächern versehen.“ Bei der Beschreibung dieser Schleetenzäune als einer schräg in die Erde gerammten, aus dicht aneinander gereihten, gespaltenen Pfählen bestehenden Holzwand, meint Willkomm: „In Livland kann man an der Grenze der ehstnischen und lettischen Bevölkerung, wo oft ehstnische und lettische Bauernhöfe nebeneinander liegen, schon von fern an den Zäunen die Nationalität der Besitzer erkennen, denn die Letten konstruieren ihre ebenfalls aus Holz gemachten Zäune ganz anders.“

Wenn Prof. Willkomm die Absicht gehabt hätte, das baltische Land in derselben Absicht wie wir zu durchstreifen, so wäre ihm gewiß auf seinem Wege von Riga nach Lemsal nicht entgangen, daß sich auf dem letzten Drittel dieser Strecke inmitten lettischen Landes recht viele solcher Schleetenzäune befinden, deren Vorhandensein in scheinbarem Widerspruche zu dieser Behauptung steht. In der That ist dieser Widerspruch jedoch nicht vorhanden, denn eben jene Schleetenzäune — von Lubbendächern habe ich nur zwei auf ganz verfallenen Scheunen gefunden — sind dem Kenner ein augenfälliger Beweis für das ehemalige Vorhandensein von finnischen Liven in diesem Gebiete. — Unter mehr als hundert solchen Zäunen aber habe ich nur einen neuerbauten gefunden, die meisten von ihnen sind alt und morsch und zeigen sich vielfach von einfacheren und weniger holzraubenden Einfriedigungen unterbrochen. Bald mögen also auch diese Zäune verschwunden sein, und lange wird es auch nicht mehr währen, so nennt der Lette, wie er dem deutschen Herrn alles nachmacht, seinen Hofhund Cäsar, Sultan oder Patti, und der letzte seines Stammes mit dem ehrwürdigen Namen Musta hat ausgelebt. Bei der jüngst angetretenen Russifizierung der Ortsbezeichnungen dürfte schließlich noch mancher alttivische Name ein recht unkenntliches Gewand bekommen und dann wird auch die letzte Spur des Liventums auf Livlands Boden verschwunden und verweht sein.

Schon jetzt müssen wir uns nach Kurland wenden, um das Leben der letzten Reste dieses Volkes zu beobachten. Der Streifen Landes, auf dem wir dort die Liven finden, zieht sich längs eines Teiles der Kurischen Halbinsel hin, welche wir nach ihrer geographischen Lage bereits bestimmten.

Die Nordspitze dieser Halbinsel wird von einem großen zusammenhängenden Waldgebiete bedeckt, welches zu den ansehnlichen freiherrlich von Osten-Sacken und von Behrschen Besitzungen Dondangen und Popen gehört. Das Areal dieser beiden Güter, auf welchen ausschließlich die Liven als Strandpächter wohnen, umfaßt nicht weniger als 27,8 Quadratmeilen. Die von urwaldähnlichen Strecken durchzogenen Forsten bilden jedoch keine geschlossenen Bestände, sie sind vielmehr von, namentlich im Inneren der Halbinsel, Heuschlägen und Ackerländereien durchzogen, welche oasenartig eingesprengt erscheinen und auf denen wir einzelnen

Digitized by Google

Bauergesinden, wie auch kleineren und größeren Gesindegruppen begegnen. Alle jene in den weiten Waldungen verstreut liegenden, sagen wir binnenländischen Bauerhöfe, sind von Letten bewohnt, welche zu allen Zeiten mehr für den Landbau als das Fischergewerbe Neigung und Geschick zeigten, die enger zusammentretenden größeren und kleineren Ansiedelungen am Strande dagegen, die man allenfalls Dörfer nennen könnte, haben von der Gutsherrschaft zugleich mit der Fischerei gerechtsame Liven erpachtet.

Wie im großen in den Ostseeprovinzen, so tritt uns hier im kleinen, allerdings auf zwei recht ansehnlichen Gutsbezirken, der selbst durch Jahrhunderte unverwischte Unterschied zwischen lettischer und finnischer Bevölkerung schroff entgegen, der Unterschied, wie er gegenwärtig sich noch augenfällig macht, wenn man die Grenze des lettischen Livlands überschreitend, in den ehstnischen Landesteil hinüberwandert, derselbe Unterschied, wie er nach allen historischen Quellen schon in jener Zeit bestanden hat, in der noch allerwegen im südlichen Livland und im nördlichen Kurland eingewanderte Letten neben den an den Flüssen und Küsten ungesessenen Liven sich ungehindert Weide- und Ackerland im weiten wilden Urwalde suchten. Letten und Liven — ungleichartiger Nachbarn lassen sich kaum denken und so stehen sie sich denn auch, wenn nicht gerade feindlich, so doch auffallend scharf von einander gesondert gegenüber: Hier der wagemutige, weitblickende, das unermeßliche Meer als seine Domäne ansehende Fischer und Seefahrer, dort der auf enge Grenzen beschränkte, still schaffende Landmann, hier der Live, dem stammverwandten Ehsten gleich, in enger Siedelung beferlt vom einem hoch entwickelten Gemeingeist, dort der lettische Einödbauer, wie wir ihn allerwegen bis hin zur ehstnischen Grenze, wo erst die eigentlichen Dörfer anfangen, auf den weiten Gutsbezirken in Kurland und im lettischen Livland einsiedlerisch verstreut finden.

Livischer Schleetenzaun.

Nur wer Land und Leute nicht gekannt oder doch in ihrer Eigenart nicht richtig erkannt hat, konnte auf den falschen Schluß kommen, daß die Letten vor den Liven auf baltischem Boden seßhaft waren, und der Streit, ob die „Kuren", die Bewohner Kurlands, Liven oder Letten gewesen seien, wäre niemals geführt worden, wenn man weniger nach Quellen aus menschlichem Wissen, sondern vielmehr nach Quellen in Anschauung des Landes selbst gesucht hätte. So hat auch der schon wiederholt genannte Livenforscher Wiedemann in seiner Einleitung zu dem Sjögrenschen Sprachwerke gegen Watson, der die Kuren für Letten hielt, eine scharfe Polemik geführt. Wer Watsons Ausführungen in den „Jahresverhandlungen der kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst" liest, giebt ohne Zweifel diesem Recht und glaubt, die Kuren waren Letten, wer aber der Gegenbeweisführung Wiedemanns aufmerksam folgt, wird sicherlich von der Livität der Kuren überzeugt sein, der aber, welcher Land und Leute sich recht besehen hat, denkt lächelnd an das Kolumbische Ei, denn er weiß, daß beide Gelehrte Recht hatten, nur daß dieser sich auf Dokumente stützt, welche die lettischen Eindringlinge als „Kuren" bezeichnen, jener sich auf solche beruft, welche die livischen Ureinwohner als die Kuren, das ist eben nichts anderes als Bewohner Kurlands, im Auge haben. — Genug davon.

Der unwirtliche Küstenstreifen, den die Liven heute noch bewohnen, ist nur etwa 1 km breit und zieht sich im Osten von Domesnäs aus längs des Rigischen Meerbusens 14 km weit hinab. Die Grenze bildet hier ein von den Letten „Melle-Sille", von den Liven „Musta-Num", in beiden Sprachen soviel wie „schwarze Heide" benanntes Torf. Noch vor 30 Jahren fand man hier ausschließlich Liven, gegenwärtig ist dieser Ort schon zur Hälfte von Letten bewohnt und am Strande zwischen Musta-Num und der Landspitze von Domesnäs, welche die Liven „Kolka" nennen, sind seit jener Zeit die livischen Orte Mag Külla und Luoif Külla (Berg- und Thal-Gesinde) als solche verschwunden, freilich bestanden jene Ansiedelungen nur aus je zwei, allerdings dicht bewohnten Höfen.

Enger und viel weiter nach Süden reichend, sind die livischen Sitze am Ostseestrande, dort zieht sich das Gebiet der Liven vom Kap bis Liserort, etwa 50 km weit hinab. Hier finden sich Sonag, Pitrog, Kuostrog und Sitrog, ferner Ira und Irai (Groß- u. Klein-Irben nach dem Lettischen) Ud Külla, das lettische Jaunzeen, in beiden Sprachen soviel wie Neu-Dorf, endlich Piza-Külla u. Luft-Külla, Piffen und Luscha im Lettischen.

Der livische Strand stellt sich als ein trostlos einsamer Küstenstrich dar. Die Vegetation auf der eigentlichen Düne, die sich bei Domesnäs sehr verbreitert, erweist sich recht ärmlich, doch da die Liven eben keine Bauern, sondern Fischer sind, so finden sie hier noch immer einen recht auskömmlichen Lebensunterhalt, wie sich ihn der Durchschnitt der deutschen Bauern nur wünschen könnte. Die Fischergesinde liegen meist unweit des Meeresgestades, vom Strande aus gesehen, hinter Sandwellen halb oder ganz versteckt. Sie sind groß und geräumig erbaut und mit Rücksicht auf ihre oft nicht geringe Bewohnerzahl, von zuweilen 30 bis 40 Seelen, reinlich gehalten. Von den Schleetenzäunen, welche das Garten- und selbst Feldland umgeben, haben wir schon gesprochen. Neben diesen sind die Lubbendächer auf jenen Gebäuden das Charakteristische der livischen Bauart. Nur eben dieses Volk hat dort jene Bedachungsart und wenn wir sie ganz vereinzelt noch am Lubahnschen See im südöstlichen Livland und landeinwärts an der Windau getroffen haben, so sind dies eben, wie auch die Schleetenzäune um Salis, Überbleibsel aus alter, livischer Vorzeit. Jene Lubbendächer lassen sich kurz als Pfostendächer bezeichnen, welche außer dem unteren Balkenlager, dem eigentlichen Dachgerüst, das mit Pfosten belegt ist, noch ein außenseitiges, sich kreuzendes Balkenlager aufzuweisen haben; dies letztere ist an den Endpunkten mit dem korrespondierenden Unterlager kreuzartig verankert. Balken und Pfosten sind nicht

Digitized by Google

mit der Säge, sondern mittels Behauens durch das Beil hergestellt. — So viel von den Baulichkeiten.

Betrachten wir nun dies Volk ein wenig näher. Die Liven nennen sich selbst recht bezeichnend „Kala mied“, Fischersleute, im Gegensatze zu den Letten, die sie in ihrer Sprache als „Ma mied“, Landleute, bezeichnen. Auch wohl „randalist“, das ist Strandbewohner, nennen sich jene Fischer dort, niemals aber „Liven“. Ja, es mögen selbst nicht alle wissen, daß ihr Volk diesen Namen „in den Büchern der Sachsen“ hat. Davon, daß ihr Volk mit dem der Ehsten zu einer großen finnischen Völkerfamilie gehört, haben sie wohl keine Vorstellung, daß sich aber Liven und Ehsten nach Sitte und Sprache ähneln, erkennen sie wohl im täglichen Verkehr mit den Bewohnern der Insel Oesel, deren südliches Strandgebiet von Domesnäs aus bei klarem Wetter sichtbar wird. Recht wohl bewußt ist dagegen jedem Liven, daß sein Volk durchaus nichts mit den Letten gemein hat, wie denn überhaupt das livische Nationalbewußtsein in einer Weise ausgeprägt ist, daß man mit vollem Fug von einem Nationalstolze zu reden berechtigt ist, welcher geradezu als ein bezeichnender Charakterzug angesehen werden kann. Als einen Beweis hierfür möge man betrachten, daß Ende 1843 auf dem Popenschen Gutsgebiete in 47 Gesinden 317 männliche und 388 weibliche Insassen wohnten, von denen nur 18 Nichtliven waren und nur 9 zwischen Liven und Letten gemischte Ehen bestanden.

Den Typus dieses Volkes hat Dr. med. F. Waldhauer, welcher 1878 an 100 Liven von unzweifelhaft reiner Abstammung Messungen veranstaltete, dahin festgestellt: „Der Live ist von hohem, kräftigem Wuchse, die meisten von athletischer Muskulatur. Verkümmerte Individuen sind selten, da sie schon früh Wind und Wetter ausgesetzt, entweder zu Grunde gehen oder sich kräftig entwickeln. Korpulente Menschen sieht man niemals. Das Kopfhaar ist gewöhnlich braun oder dunkelbraun oder in einzelnen Fällen schwarz. Blonde Haare sind, außer an Kindern, höchst selten zu beobachten. Gewöhnlich tragen sie (gleich den Ehsten) das Kopfhaar schlicht zur Seite herabgekämmt, doch ist lockiger Haarwuchs nicht selten... Die Farbe der Augen ist fast nie blau, meist grau, graubraun oder braun. Der Kopf ist mäßig lang und ziemlich breit, der Kopfindex 79,9. Das Gesicht ist lang und schmal ohne stark vorstehende Backenknochen. Die Nase ist von mittlerer Länge und nicht spitz, meist gerade mit ein wenig vortretender Spitze. Der Mund ist mittelgroß, die Lippen schmal.“ Die von Waldhauer Untersuchten standen im Alter vom 19. bis zum 74. Lebensjahre, waren jedoch meist ältere Leute, „weil das Mißtrauen der jüngeren gegen derartige Messungen sich sehr schwer überwinden ließ“. Die durchschnittliche Körperlänge der Genossenen betrug 1736 mm, die Messungszahlen schwankten zwischen 1870 im Maximum und 1610 mm im Minimum, wovon das Mittel 54 Individuen überragten. „Der Bart“, sagt Waldhauer, „ist kräftig entwickelt, meist wird der sogenannte Schiffersbart, d. h. Kinn und Gesicht bis zum halben Unterkiefer rasiert, getragen. Die Liven meinen, daß er ihnen starken Schutz gegen Halskrankheiten gewährt. Der Vollbart ist nicht häufig, der Bartwuchs beginnt meist erst im späten Alter. Über die Hälfte der Genossenen trugen Bärte.“ Was die Frauen anlangt, und hier muß die Galanterie schweigen, so stimme ich J. F. von der Recke bei, welcher sagt, „die Weiber sind fast alle klein und von unangenehmer Gesichtsbildung“. Obschon aus den Kirchenbüchern hervorgeht, daß die Livinnen meist im reiferen Alter heiraten, sehen sie doch schon ziemlich früh alt aus, zumal die Haut bald Runzeln zeigt. — Die Hauptcharaktereigenschaften des Liven sind Zähigkeit und Unternehmungslust, daß er dabei viel Mut und Anteiligenz besitzt, zeigt sein Sicheignen zum Seefahrer und Lootsenberufe. — Von dem melancholischen Wesen des Letten hat er gar nichts, er ist im Gegenteil von sehr spannkräftigem, fröhlichem Gemüt, seine Haltung ist gut, selbstbewußt, ja edel zu nennen. Man mag gegenwärtig die Zahl der Liven um Domesnäs auf 2000 annehmen, vielleicht würde eine genaue Zählung eine etwas höhere Ziffer ergeben, 2300 aber dürfte diese kaum übersteigen.

Nicht wie in Livland ist auch in Kurland das Zurückgehen des Liventums numerisch als ein unbedingt stetiges anzusehen, es hat sich vielmehr auf Popenschem Gebiete in den Jahren von 1843 bis 1858 eine nicht unwesentliche Vermehrung der livischen Bevölkerungsziffer feststellen lassen, indem innerhalb dieser Zeit, dank des geringen Sterblichkeitsprozentsatzes — wie Waldhauer meint — die Seelenzahl von 655 auf 790 gestiegen ist. Auch eine Zunahme des Wohlstandes scheint aus der Thatsache zu erhellen, daß sich gleichzeitig die Zahl der von Liven bewohnten Gesinde von 47 bis 54 vermehrte. Wir geben diese Zahlen mit der Reserve, da sie auf ihren wahren Wert nicht geprüft werden konnten und es möglich ist, daß in ihnen zugewanderte Liven aus dem Dondangenschen Bezirke können einbegriffen sein.

Das Leben der kurischen Liven schildert 1805 J. F. von der Recke ganz so, wie wir es heute noch dort beobachten können. Die Ausdehnung ihres Gebietes aber reichte zu Anfang unseres Jahrhunderts schon wesentlich weiter nach Süden, am Rigaschen Strande bis „Lubbesser“, am Ostseestrande bis Suhren. Wiedemann berichtet noch 1858, daß „bis vor kurzem einzelne Liven mit Letten untermischt, in Gipken und Schohjizen (Sohjizen?) lebten“. Diese Ansiedelungen liegen 9, bezw. 14 km südlich der heutigen Livengrenze. „Lubbesser“ aber, das Recke 1805 noch als livisch bezeichnete, liegt schon um 24 km südlich Melle-Sille an dem ziemlich großen Essenfee. Wir können also auch in Kurland ein verhältnismäßig schnelles Zurückweichen der livischen Gebietsgrenze feststellen, wie es auch keinem Zweifel unterliegt, daß dies Volk ehemals längs des ganzen Strandes bis gegen Riga hin gesessen habe. Dies dürfen wir schon aus der vielfach vorkommenden Bezeichnung „die Liven am Angerschen Strande“ folgern, welche von vielen Schriftstellern des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts übereinstimmend gebraucht wird. Der Angersche Strand aber trägt seinen Namen von dem sich dort hinstreckenden Angersee, der zudem einen ganz livischen Namen führt, denn „angers“ heißt Aal in der Livensprache.

So begegnen wir längs des ganzen Rigischen Strandes von Domesnäs bis hinauf an die Salismündung in Livland und westlich Domesnäs mit Sicherheit bis gegen Windau zu den Spuren der Liven, und zwar ausnahmslos längs der Küsten und landeinwärts an Flüssen und Seen. Da noch heute ungeheure, fast urwaldähnliche Waldflächen die Ostseeprovinzen bedecken, so ist ersichtlich, daß zu der Zeit, wo die Letten ins Land eindrangen, weite Flächen von den Liven überhaupt noch nicht bewohnt gewesen sein konnten und darum darf man füglich auch nicht aus dem Fehlen livischer Spuren den Schluß ziehen, daß in jenen Landesteilen die Liven überhaupt niemals die Herren waren. Erst die ackerbautreibenden Letten machten unseres Erachtens solches Urland in größerem Umfange für sich nutzbar und darum eben kann es auch nur den Stempel lettischer Kultur tragen.

Die Landarte für jene Einwanderungsperiode muß uns daher stangemäß so vorstehen, daß auf ihr nicht lettisches und livisches Gebiet durch quer über Land gezogene Linien abgegrenzt wird, sondern vielmehr derart, daß von Letten sporadisch bebautes Neuland sich von Flußläufen allerwegens durchzogen und von Küsten begrenzt zeigt, an denen fischereitreibende Liven auf altem Kulturboden sitzen. Immer finden

Digitized by Google

wir die letzten Reste des Liventums oder die Spuren ehemaliger livischer Kultur am Strande, an Seen und Flüssen, wie eben bei Domesnäs, an der Salis, am Strande südlich Salis, am Lubahnschen See, am Essern- und Angersee und an der Windau. Die livische Ortsbezeichnungen an der Salis in Livland verschwanden, haben wir bereits an Beispielen gezeigt, auch in Kurland findet sich eine Analogie. Der See und Ort, an welchem 1805 noch Liven wohnten, hieß „Lubb-Essern", nahe dabei liegt „Lubbenhof", beides Namen, welche uns an die „Lubbendächer" der Liven wohl erinnern. Auf der neuesten Reimannschen Karte aber heißt Ort und See nur noch „Essern", und das „Lubbessern" steht als veraltete Ortsbezeichnung in Klammern daneben.

Bald wird auch hier der alte Name, der einen Hindeut auf die livische Vorzeit enthält, verschwunden sein, und endlich wird gar das Volk selbst nur noch dem Namen nach genannt werden. — Was aber hat die Liven verdrängt? Es war ohne Zweifel die Kultur, welche die Letten brachten, denn je mehr die Urwaldstrecken sich lichteten, desto mehr rückte auch die lettische übermacht den Liven in den verlockenden Flußniederungen auf den Leib, sie schließlich erdrückend und verdrängend. Auf den unwirtlichen Sanddünen aber behielten die livischen Fischer neben den lettischen Bauern naturgemäß am längsten die Oberhand, so bis vor kurzem am salischen Strande und heute noch um Kap Domesnäs.

Auch hier wird die letzte Stunde für das Liventum geschlagen haben, wenn erst der letzte Baum jener Waldwildnis gefallen sein wird und allerwegens Kulturland die Halbinsel bedeckt.

Die Musik der Indianer.

In der Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 29. April 1892 hielt der Professor der Philosophie Dr. Stumpf einen Vortrag über die Musik der Indianer; das ethnographische Interesse an dem Gegenstande wird es rechtfertigen, daß über den Inhalt kurz berichtet wird. Indem der Redner damit in die junge Wissenschaft der vergleichenden Musikforschung führte, bestimmte er als deren Aufgabe das Verhältnis der Musik der Naturvölker und der exotischen außereuropäischen Kulturvölker zu unserer Musik. Die Vergleichung geht davon aus, daß verschiedene Musiksysteme unter den Völkern der Erde bestehen können, vor allem Intervallen zwischen den einzelnen Tönen der Skala, die von den unsern abweichen, sowie andere Grundtöne als in unsern Dur- und Mollleitern und eine andere Anzahl von Stufen. Außer der siebenstufigen Leiter findet sich besonders die fünfstufige, die auf dem Klavier durch Anschlagen der schwarzen Tasten sich ergiebt. (Bei Arabern und Persern findet sich auch die 20stufige, jedoch nicht volksmäßiges Erzeugnis, sondern künstelnde Erfindung.) Weiter ist zu betrachten, ob bei Naturvölkern auch Takt und Rhythmus sich finden, und welche Arten des Taktes; ebenso besteht die Frage, ob die Beobachtung der Intervallen oder des Rhythmus das Frühere und Ursprüngliche sei. Wichtig ist nun aber diese vergleichende Musiktheorie auch für die Ethnographie; ihre Ergebnisse können Fingerzeige werden für Verwandtschaft oder früheren Zusammenhang jetzt getrennter Völker. Anderseits fügt sie sich in den Rahmen des Entwickelungsgedankens, es handelt sich um die Anfänge der menschlichen Musik, um ihren Ursprung aus der tierischen; ein Gedanke Darwins, dessen Ausführung aber wenig gelückt ist[1]).

Als Material der Forschung kommen auch schon Musiktheorieen in Betracht, wie bei Griechen, Indern, Arabern, Persern; doch sei nicht sicher, inwieweit z. B. bei den Griechen die Theorie mit der Praxis stimme. Ferner habe von exotischen Musikinstrumenten besonders das Kensington-Museum eine reiche Sammlung — worüber ein Katalog von Engel besteht —, namentlich auch von indianischen. München ist reicher an Instrumenten von andern Völkern. Auch Melodieen sind schon mehrfach veröffentlicht, so ganze chinesische und javanische Partituren.

Eine neue Quelle hat der Phonograph erschlossen, zuerst von Walter Fewkes für diesen Zweck verwendet. Die fixierte Klangfolge braucht nur abgewalzt und in Noten umgesetzt zu werden. (B. J. Gilman, Zuñi Melodies Journ. of Amer. Archaeol. Vol. I und der Kritik von Prof. Stumpf, Phonographierte Indianermelodieen, Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft 1892.) Es sind das selbstverständlich unsere Noten, die mit hinzugefügten Zeichen für Erhöhungen und Tiefen den Zwischenklängen annähernd gerecht werden können. A. Ellis bezeichnet diese nach Hundertteilen eines Halbtones; der Vortragende hält das bei Naturvölkern im allgemeinen für unnötig, da es sich doch auch um rein individuelle Schwankungen handle; ein schlechter Unterntreffer kommt ja auch bei uns vor.

Am besten erforscht ist nun aber vorläufig die Musik der Indianer. Baker hat lange Zeit unter einem Stamme der Irokesen gelebt und die gehörten Lieder in Noten aufgezeichnet. (Musik der nordamerikanischen Wilden, Leipzig 1882.) Professor Stumpf hatte besonders in Halle Gelegenheit, an einer von Kapitän Jacobsen (den Lesern des Globus wohl bekannt) geführten Indianerschar eingehende Studien zu machen. (Lieder der Bellakula-Indianer. Vierteljahrsschr. f. Musikwiss. 1886.) Außer den obengenannten phonographischen Aufnahmen in New-Mexiko sind noch die Forschungen von Franz Boas in New York zu erwähnen. Der Vortragende hat angeregt, daß auf der Musikausstellung zu Wien diese Phonogramme zugänglich gemacht werden sollen.

Die Indianer sind große Freunde von Musik und neben den Negern wohl die hierfür Begabtesten unter allen Naturvölkern. Ihr großes Nachahmungstalent haben schon die Missionare des 17. Jahrhunderts beim Lehren und Lernen der Psalmen als christliche Kirchengesänge beobachtet. So ist wohl ein Einfluß der europäischen Musik unter Umständen anzunehmen; sonst aber sind die Indianer gerade auch in ihren Gesängen höchst konservativ.

Die einzelnen Stämme unterscheiden sich durch eigene Melodieen; auch die Häuptlinge besitzen solche wie ein Abzeichen, an dem sie von weitem kenntlich sind. Auch an Erfindungsgabe fehlt es nicht; es zeigt sich bei Improvisationen einer als Komponist; besonders die Vorsänger bei Leichenfeiern passen ihre Melodieen gern dem Charakter des Verstorbenen an.

Selbständige Instrumentalmusik kann man darin finden, daß die Flöte zu einer Art Ständchen dient, wobei die Jünglinge durch eigene Melodieen ihre Geliebten aus dem Wigwam zu locken sich bemühen, sonst dienen die Instrumente, Flöten mit Löchern (auch ohne), dann Pauken und Klappern nur zur Begleitung des Gesanges. Vorzugs-

[1]) Vgl. C. Stumpf, Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft 1885, S. 300 fg.

Digitized by Google

weise singen die Männer, manchmal beteiligen sich auch die Frauen; bei Trauergesängen singen auch wohl diese allein. Die Lieder lassen sich einteilen als Zaubergesänge und sonst religiöse (jahreszeitliche) oder festliche Lieder, Heldengesänge (Balladen), Kriegsgesänge, Liebes- und Gesellschaftslieder; sie sind meist mit Tanz verbunden und arten mit ihm bei steigender Erregung in Toben aus. Der Rhythmus wird auch sonst gern markiert, z. B. durch Takttreten. Auch förmliche Übungen im Gesang unter Dirigenten sind beobachtet worden.

Es finden sich dann auch Lieder ohne strengen Takt, doch in einer gewissen Rhythmisierung; als Recitative will sie aber Baker nicht bezeichnen, da bei solchen das Zeitmaß willkürlich sei, hier aber nicht.

Der Takt ist Zweivierteltel- oder Dreivierteltakt. Doch sind auch solche Lieder aufgezeichnet, deren Takt unserm Ohr ganz ungewohnt ist. Boas bezeichnete den eines Menschenfresserliedes als $^5/_4$ Takt. (Die Indianer sind heutzutage nicht mehr Kannibalen, doch soll bei gewissen Festen oder dergl. üblich sein, daß einer die übrigen in den Arm beißt; solche Narben werden hochgehalten. Vielleicht ist dies eher ein Stück Blutkultus, Verbrüderungsfest.) Der Klang des Liedes hat allerdings etwas Düster-Orgiastisches. Prof. Stumpf legte dar, daß es sich um einen raschen Wechsel zwischen $^2/_4$ und $^3/_4$ Takt zu handeln scheine, und zwar in einer fünftönigen Tonleiter. Charakteristisch ist das Herabsinken der Stimme von der anfänglichen Höhe. Ein $^3/_4$ oder $^2/_4$ Takt ist auch bei keinem andern Naturvolke beobachtet worden.

Eine gewisse Regelmäßigkeit der Gliederung, Ansätze einer Periodisierung zeigen manche Lieder. Viele beginnen forte und hoch und werden allmählich leiser und zugleich tiefer. Ein Trauergesang der Bellakula, Fremden nicht vorgesungen, den Prof. Stumpf von dem besonders musikalischen Mitgliede der Indianerhorde Jacobsens lernen konnte, zeigt gegen Schluß auch ein ritardando. In einem Liebeslied, das von einem Chor und einem Solosänger vorgetragen wird, schlägt die Pauke die sogenannten falschen Taktteile an (ähnlich wohl, wie man es bei der vor einiger Zeit in Deutschland befindlichen Nubierkarawane hören konnte).

Auch an musikalischen Verzierungen, Einleitung und Schlußfigur, fehlt es nicht, wenigstens bei einigen Stämmen.

Was die Tonleitern betrifft, so glaubte Baker bei den Indianern die altgriechischen zu finden, die lydische und phrygische mit e und d als Grundton. Dagegen betonte der Vortragende, daß der Grundton in vielen indianischen Liedern eben nicht festzustellen sei, wenn nicht der Dreiklang herrsche. Bei Baker finden sich Beispiele für eine siebenstufige und, wenn auch seltener, für eine fünfstufige Tonleiter. Gilman findet gar keine Tonarten, nur ein Chaos von Tönen. Dem gegenüber legt Prof. Stumpf Gewicht darauf, daß die Lieder eben doch in unsern Tonarten geschrieben werden können. Des Seltsamen und Abstoßenden bleibt ja genug. So z. B. ein Schluß in der Sext oder Septime; dann die Behandlung des Moll. Der Münchener Gelehrte Schafhäutl, ebenso bekannt als Geologe wie als feiner Musiktheoretiker und Kenner, war der Meinung, daß die Naturvölker nur Moll hätten. Die Indianer nun haben entschieden Dur und Moll, aber nur die absteigende Molleiter mit kleinen Sexten und Septimen. Wir müssen uns erinnern, daß das sogenannte aufsteigende Moll, wie auch der strenge Gegensatz von Moll und Dur erst nach und nach in Europa entwickelt worden ist. Ellis fand auch neutrale Terzen, die Prof. Stumpf bei den Indianern nicht für absichtlich halten kann; sie seien es zwar (nach Prof. Land) bei den Arabern, doch ursprünglich eine ausgestiftelte Künstelei, seit 800 n. Chr. Die Wurzel aller Verschiedenheiten, die uns bei den Indianern fremdartig berühren, ist der Mangel der Harmonie. Zwar finden sich schon Spuren mehrstimmigen Gesanges. Baker hat ein Beispiel, wobei der Baß auf einem und demselben Ton stehen bleibt. Solchen Keimen nachzugehen, auch bei andern Völkern, ist eben Aufgabe der vergleichenden Musikforschung.

Im ganzen darf man, wie der Redner betonte, die Musik der Indianer gewiß nicht primitiv nennen in dem Sinne, daß sie der tierischen noch nahe stände. Näher stehe sie doch der unserigen. Der Vortrag schloß mit der Bitte an Forschungsreisende wie Leser, von neuen Reisebeschreibungen von etwa aufstoßenden Beobachtungen dieser Art ihm Kenntnis zu geben, doch müßten sie in Noten bestehen; allerdings wäre es nur selten anzunehmen, daß Reisende auch nach der musikalischen Seite hin sachmännisch ausgebildet seien. Vielleicht findet sich unter den Lesern des Globus der eine oder andere, der ethnographisches und musikalisches Interesse nach dieser neuen Seite der Forschung hin in fruchtbare Verbindung setzen kann. Ss.

Die ausgestorbenen Tschu'ma-Indianer.

Von Dr. W. J. Hoffman. Washington.

Der Untergang einer Sprache wie des Volkes, das dieselbe gesprochen hat, ist ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft sowohl als ein wichtiges Ereignis für die ganze Welt. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich auf einen Indianerstamm, dessen Stammesnamen Tschu'ma war und die Nachrichten, welche ich über denselben erhielt, sammelte ich unter alten spanischen Bewohnern von Santa Barbara in Kalifornien, welche Zeugen des Unterganges waren.

Jener Teil der Küste des Großen Ozeans ist wohl einer der schönsten, was Landschaft und Klima betrifft, in den ganzen Vereinigten Staaten. Sieht man die Ruhe und den Frieden, die heute dort herrschen, so ist es schwierig, sich vorzustellen, wie dort die Pioniere der Religion vor einem Jahrhundert ihre Niederlassungen unter den verräterischen Wilden aufgeschlagen hatten.

Dem Festlande gegenüber liegen vier Inseln: Santa Rosa, Santa Cruz, San Miguel und Anacapa. Unsere früheste Kunde derselben reicht bis 1542 zurück, als sie von Cabrillo besucht wurden, welcher die Seereise entlang der Küste in Verbindung mit der Landexpedition unter Coronado ausführte. Der letztere war 1540 von Mexiko aus abgeschickt worden, um die großen Reichtümer aufzusuchen, die in Cibola existieren sollten, eine Gegend, die mit dem Lande der Zuñis in Neumexiko identifiziert wird.

Das Zusammentreffen der Indianer der Santa Cruz-Insel mit Cabrillo war deren erste Berührung mit weißen Menschen. Seit jener Zeit bis zum Jahre 1786 ereignete sich dort nichts von Belang. Damals aber kamen die Franziskanerpatres von Mexiko und errichteten eine Mission, deren Baulichkeit noch bewohnt und das einzige Franziskanerkloster in den Vereinigten Staaten ist. Viele Bäume, welche damals die Väter im Klostergarten pflanzten, stehen noch und tragen reichlich Früchte. In der Nachbarschaft

Digitized by Google

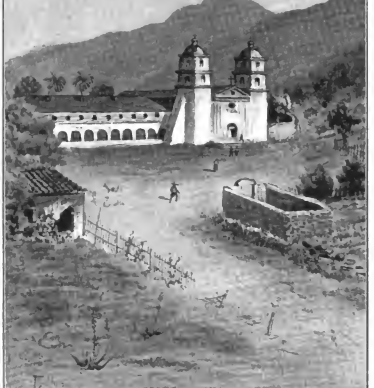
der Mission liegen Ruinen alter Bauten, zwischen denen eine Verbindung durch unterirdische Gänge hergestellt ist.

Die Überlieferung berichtet, daß die frommen Väter Indianer als Arbeiter bei dem Bau der Kirche verwendeten und daß alle Balken und Bretter, da in der Nähe Holz selten war, vom nördlichen Abhange des Santa Ynez-Gebirges hierher geschleppt wurden. Dort segnete man sie ein und brachte sie, ohne daß sie den Boden berühren durften, 16 km weit über die Berge nach der Baustelle der Kirche.

Das Gebäude ist aus Stein und fest und gut gefügt; man sieht an demselben einige Versuche, Skulpturen anzubringen. Über dem Thorbogen an der Seitenmauer ist in das Mauerwerk ein Indianerschädel und unter demselben zwei gekreuzte Beinknochen eingelassen. Ähnliche, aber aus Stein hergestellte Schädelsymbole sind zu beiden Seiten angebracht. — Der Indianerstamm, welcher in der Nachbarschaft der Mission lebte, war als Smu'witsch bekannt und obgleich von demselben noch einige Individuen heute leben, so ist doch dessen Sprache untergegangen, bis auf einige den alten Leuten bekannte Wörter. — Im Beginne unseres Jahrhunderts versuchten es die Missionare, alle Indianer auf den Inseln zu sammeln und nach dem Festlande überzuführen, damit sie dieselben besser unter kirchlicher Aufsicht hätten. Zu diesem Zwecke sandten sie ihre Boote nach den Inseln, die 40 km weit entfernt sind. Das letzte mit Indianern besetzte Boot, welches die Insel verließ, wurde beim Zusammenraffen der Habseligkeiten gebraucht, und als dasselbe abstieß, um die Küste zu erreichen, war die Sonne bereits im Sinken. Schon war es eine ziemliche Strecke von der Insel entfernt, als ein Weib bemerkte, daß sein Kind sich nicht mit auf dem Boote befand, es sprang sofort ins Wasser und schwamm nach der Insel zurück. Da die See hochging und der Himmel einen Sturm ankündigte, so kehrte das Boot nicht um, sondern setzte seinen Weg nach der Küste fort, doch beabsichtigte man, am nächsten Tage das Weib abzuholen.

Als am folgenden Tage dieses auch ausgeführt und auf der Insel nach dem Weibe und Kinde gesucht wurde, konnte man beide nicht finden und die Ansicht befestigte sich, das Weib sei ertrunken. Von dem Kinde sah man keine Spur. Alljährlich, wenn Fischerboote nach der Insel kamen, wurde das Nachsuchen fortgesetzt, allein ohne jeden Erfolg. „Das Ereignis geriet in Vergessenheit und nur selten sprach man von dem verlorenen Weibe."

Unterdessen vermischten sich die Indianer der Inseln mit den Eingeborenen des Festlandes, oder ihre Anzahl nahm durch Krankheiten ab und bereits nach Verlauf von zwölf Jahren wurde die Tschu'ma-Sprache nicht mehr gesprochen. Da ereignete sich ein seltsamer Umstand. Eines Tages warf ein Schiff bei jener Insel Anker und die Bemannung, welche auf der Insel umherging, traf auf eine roh erbaute Hütte, vor der ein Weib und ein heranwachsendes Kind saßen. Die Männer redeten sie an und machten ihr Zeichen, worauf sie winkte, daß sie näher herankommen möchten, wobei sich herausstellte, daß sie sich gegenseitig nicht verstanden. Sie redete weder Spanisch noch Englisch, doch durch Zeichen gab sie zu verstehen, daß sie schon seit zwölf Jahren ihren Stamm verlassen habe. Welch einsames Leben hatte sie unterdessen auf der Insel geführt, ohne andere Gesellschaft als ihr Kind! Ihren Unterhalt gewann sie durch das Sammeln von Muscheln, gelegentlich erbeutete sie ein kleines Tier oder ein Erdeichhörnchen. Die gesandten Männer nahmen die Frau und das Kind zu sich und brachten sie noch an demselben Tage nach Santa Barbara, wo natürlich das Ereignis eine große Aufregung hervorrief. Hier entstand nun eine Schwierigkeit: Die Sprache, welche das Weib redete, war den Indianern von Santa Barbara unverständlich und auch andere, die man aus verschiedenen Orten herbeirief, konnten sich mit ihr nicht verständigen. Sie beschränkte sich auf Zeichen. Von ihren Wörtern, die sie damals redete, haben sich nur vier erhalten und aus diesen habe ich seitdem erkannt, daß drei derselben der Pah-ute-Sprache angehören, die in Nevada, 500 bis 600 Miles entfernt von Santa Barbara, gesprochen wird.

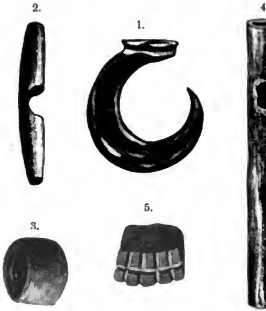


Mission Santa Barbara in Süd-Kalifornien. Zeichnung von W. J. Hoffman.

Digitized by Google

Ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß das Weib eine Gefangene war oder vielleicht freiwillig einen Tschu'ma geheiratet hatte; sie war dann nicht genügend mit dieser Sprache vertraut, um sich ihrer zu erinnern. Noch bleibt die merkwürdige Thatsache zu erwähnen, daß keiner der überlebenden Indianer an der Küste sie wiedererkannt oder sie einen derselben. Infolge der auf der einsamen Insel erlittenen Entbehrungen kränkelten übrigens Mutter und Kind und starben bald.

Nach Berichten Cabrillos und anderer Seefahrer, welche die oben aufgezählten Santa Barbara-Inseln besuchten, war besonders Santa Cruz stark bevölkert. Das scheint sich nach den archäologischen Funden, die jetzt gemacht wurden, zu bestätigen. Ich kann es ruhig aussprechen, daß dergleichen nirgends in Amerika in solcher Menge und von so ausgezeichneter Arbeit gefunden werden. Der Stoff, aus dem die Gefäße gebildet wurden, besteht aus Steatit; die Messer, Pfeilspitzen und verschiedenen andern Waffen sind aus verkieseltem Holz hergestellt, auch aus Achat und gelegentlich aus Obsidian; die Schmuckſachen wurden aus schön verzierten Muschelschalen (Abalone) verfertigt. Hin und wieder findet man Knochenpfeifen, die von den Kindern als Spielzeug oder von den Erwachsenen bei Zeremonien benutzt wurden. Ein kegelförmiges Stück von Steatit enthielt etwas roten Ocker und zwei Steine, die mit kleinen Vierecken markiert waren. Diese wurden ohne Zweifel dazu benutzt, um die rote Farbe als Schmuck auf das Gesicht oder den Körper aufzutragen. — In einem Grabe wurde ein Bündel der steifen Schnurrhaare des Seelöwen gefunden, welche die Art und Weise zu erklären scheinen, in der man die Perlen aus Muschelschale durchbohrte, deren Öffnungen gerade groß genug sind, um einen starken Faden durchzulassen. Einige dieser Perlen sind drei bis vier Zoll lang und der ganzen Länge nach mit einer feinen Öffnung durchbohrt. Bei einigen sind die Perlen von beiden Enden aus durchbohrt, aber nicht in der Mitte zusammentreffend, wo ein Stück von der Oberfläche her ausgeschliffen war (Fig. 2). Der von beiden Seiten eingeführte Faden konnte in dieser Kerbe zusammengeknotet werden [1]). Angelhaken in verschiedener Gestalt werden auch sehr häufig gefunden. Der hier abgebildete zeigt eine hübsche Varietät derselben.



1. Angelhaken aus Muschelschale. 2. Perle aus Muschelschale. 3. Perle aus Steatit. 4. Pfeife aus Knochen. 5. Stein, gebraucht beim Verzieren mit roter Farbe.

Der flache sandige Teil der Santa Cruz-Insel scheint der Hauptbegräbnisplatz der Einwohner gewesen zu sein. Die starken Winde, welche vom Großen Ozean hierher wehen, entblößen allmählich die Oberfläche von Sand und legen zahlreiche menschliche Überreste und Tausende von Gegenständen des jetzt ausgestorbenen Volkes frei.

[1]) Man benutzte die steifen Schnurrhaare des Seelöwen zum Bohren, indem man sie mit feinem Sande oder kieselhaltigem Stoff drehte, wie dieses sich an zerbrochenen Perlen erkennen läßt, welche die feinen Streifen der Transversalmarken deutlich zeigen. Die erste Öffnung wird mit einem Feuerstein gebohrt, deren man Tausende gefunden hat. Sie sind gewöhnlich 1½ bis 2 Zoll lang und haben 1/10 bis 1/8 Zoll im Durchmesser bei dreieckiger Gestalt.

Urgeschichtliche Funde in vulkanischen Ablagerungen.

Aus dem Wasser abgesetzte Gesteinsschichten sind bis jetzt auf die Frage, ob der Mensch schon in der Tertiärzeit gelebt habe, eine exakte Antwort schuldig geblieben. Entweder gehörten die Sedimente, in welchen angeblich Spuren des tertiären Menschen gefunden worden sein sollten, nicht der Tertiärzeit an, oder die menschlichen Skelettreste und Artefakte lagen nicht in ungestörter Schicht, sondern waren nachträglich eingebettet, oder das, was man für Menschenspuren hielt, ließ sich nicht als vom Menschen herrührend nachweisen. So waren die Schichten von Delemont im Jura, die menschliche Gebeine enthielten, nicht tertiären Ursprungs, so lagen der Schädel von S. Olmo, die Skelettreste von Colle del vento und andern Orten der Riviera nicht in ungestörten Schichten, so verdanken die Formen der angeblich bearbeiteten Feuersteine, die Abbé Bourgeois in tertiären Schichten von Thenay, die Einschnitte, welche Capellini in pliocänen Balaenotus-Knochen gefunden haben, ihre Entstehung sicherlich andern Einwirkungen, als solchen durch die Hand des Menschen.

Auch vulkanische Ablagerungen, Tuffe und Schichten von Lapilli haben Funde geliefert, die für ein sehr hohes Alter des Menschen zu sprechen schienen. Aber hier ist die Schwierigkeit der Zeitbestimmung in der Regel noch größer als bei den Sedimentgesteinen. Die Zeit, wann die Vulkane ihre Thätigkeit beginnen, wann sie sie eingestellt haben, ist in den meisten Fällen nicht festzustellen. Und dazu kommt der weitere erschwerende Umstand, daß gerade bei Vulkanen häufig Einbrüche von Kraterwänden vorgekommen sind, daß die Schichten von Bimssteinen und Auswürflingen gewöhnlich so locker und in sich so leicht verschiebbar sind, daß man oft spätere Störungen nur sehr schwer oder gar nicht ausschließen kann. Nur da, wo kompakte Laven über solche ältere Schichten hingeflossen sind und sie gleichsam abgekapselt haben, haben sicherlich spätere Umlagerungen der letzteren nicht stattgefunden; kommen in diesen Fällen paläontologische Funde von Tierresten, oder günstige stratigraphische Verhältnisse hinzu, die eine genauere Altersbestimmung ermöglichen, dann gewinnen auch Menschen-

Digitized by Google

reste oder Artefakte, die in den vulkanischen Schichten eingeschlossen sind, eine große Wichtigkeit für die Frage nach dem Alter des Menschen.

So gehören die während und vor der vulkanischen Thätigkeit der Sierra Nevada in Kalifornien eingebetteten menschlichen Knochen und Artefakte zu den belangreichsten Thatsachen der Urgeschichte. Dort haben am Ende der Tertiärzeit mächtige vulkanische Ausbrüche und Gesteinsbildungen stattgefunden, deren Augenzeuge der Mensch war. Zahlreich sind die Funde in vulkanischen Tuffen und unter festen Lavabänken, die keinen Zweifel hinterlassen, daß der Mensch zur Zeit ihrer Bildung dort gelebt hat. Aus jenen Tuffen stammt der berühmte Calaveras-Schädel, gegen dessen Echtheit freilich von amerikanischen Bibelwortgläubigen eine Polemik eingeleitet wurde, die diesseits und jenseits des Ozeans willigen Glauben fand, die aber einer unbefangenen Beurteilung nicht standhalten kann. Kaum einer jener zahlreichen Funde aber zeigt so deutlich das hohe Alter der Menschen, als der von menschlichen Schädelfragmenten unter den soliden Lavabänken des Table Mountain in Tuolumne County.

Der Table Mountain, ein weites, mit tafelähnlicher, steil abbrechender Fläche endigendes Bergplateau, bedeckt ein schon vor und während der Triaszeit ausgewaschenes Thal. Im bemselben wurden zunächst auf seiner Sohle goldführende Gerölle abgelagert, darüber setzten sich alluviale Schichten lockeren Sandsteins ab, die durch Streifen von Thon und Lehm, oder von Geröll, das zu Konglomeraten zusammengebacken war, unterbrochen wurden. Diese alluvialen Schichten wurden bedeckt von 140 bis 150 Fuß dicken Massen sehr dichter und dunkler, schwerer Lava, die äußerst schwer verwittert; sie macht den Eindruck, als ob sie in mehrfachen Güssen übereinander hingeströmt sei.

Tief unter dieser Lavabank, mitten aus den Lehmschichten des alten Alluviums wurden nun beim Bergbau auf das goldführende Gerölle in der Tiefe nicht nur mehrfache Gerätstücke, sondern auch unzweifelhafte Schädelbruchfragmente eines Menschen heraufgefördert. Glücklicherweise lassen die Fossilien unter und über der Lava eine etwas genauere, geologische Zeitbestimmung zu. Die ganze Reihe der Schichten zwischen der Lava und dem unterliegenden Fels enthält zahlreiche Einschlüsse von Pflanzen- und Tierresten. Die Thonschichten zeigen oft die zartesten Abdrücke von Blättern, welche nach Newberrys Untersuchungen der späteren Tertiärzeit zugehören. Von Tierresten finden sich Knochen eines Rhinozeros, eines nilpferdähnlichen Tieres, eines ausgestorbenen Pferdes, Elefant und Mastodon sind, wenn sie überhaupt unter der Lava vorkommen, jedenfalls hier noch sehr selten, dagegen finden sich ziemlich häufig Reste von ihnen in dem jungen Alluvium über den vulkanischen Schichten, während hier Rhinozeros und Hippopotamus ganz verschwunden sind. Die Lavabank bildet somit einen guten geologischen Horizont; sie verbürgt zugleich die Ungestörtheit der unterliegenden Schichten. Der Mensch, dessen Schädelfragmente und dessen Gerät in diese letzteren eingeschlossen sind, mußte älter (und wahrscheinlich beträchtlich älter) als die Ablagerung der ihn bedeckenden Lavaschichten sein; er paßt der Zeit zwischen dem Spätpliocän und dem Quaternär an, da beide durch die Fossilien unter und über der Lavabank repräsentiert werden.

Die Betrachtung der stattgefundenen Bodenveränderungen muß auch dem Laien klar machen, welch ungeheure Zeiträume vorübergegangen sein müssen, seit der Mensch dort lebte. Über seinen Resten haben sich mächtige Schichten von Alluvium aufzuhäufen Zeit gehabt, dann folgten zahlreiche, jedenfalls über lange Zeiträume sich erstreckende Lavaflüsse, die eine kompakte Bank von 150 Fuß Mächtigkeit hinterließen; endlich hat die Verwitterung an den Rändern dieser Neubildungen wieder Hunderte von Fußen senkrecht abgenagt — das sind Verhältnisse, die nur unter der Annahme von ungeheuren Zeiträumen (nach unserm Maßstab gemessen) zu erklären sind, und die sehr wohl zu den paläontologischen Thatsachen stimmen.

In der Alten Welt spielen seit einem halben Jahrhundert die erloschenen Vulkane der Auvergne, des Velay und Vivarais eine große Rolle in der Diskussion über das Alter des Menschengeschlechts. Die älteren Eruptionen jener Landschaften reichen sicher bis in das jüngere Miocän zurück, in eine Zeit, in welcher das Mittelländische Meer noch seine zungenförmige Fortsetzung rhone-aufwärts bis in die Gegend von Avignon erstreckte; Knochen von Amphicyon, von Dinotherium und Hipparion lassen keinen Zweifel über die geologische Periode, in welcher jene basaltischen Ausbrüche stattgefunden haben. Neuere Eruptionen von Trachyt, Phonolith und jüngeren Laven schufen die verschiedenen Vulkangruppen, die jetzt der Auvergne und ihren östlichen Nachbarlandschaften ihr charakteristisches orographisches Gepräge geben. Die meisten dieser Vulkane zeigen schon durch die gewaltigen Wirkungen von Erosion und Denudation ihrer Gesteine, wie weit ihre Bildungsgeschichte zurückreicht; andere haben ihre Kraterform so ausgezeichnet erhalten, daß sie sicherlich viel jüngeren Epochen der vulkanischen Thätigkeit angehören. Aber wann ihre Thätigkeit erloschen, das ist noch vollständig unsicher trotz der historischen Argumente, die die letzten Ausbrüche bis in das fünfte Jahrhundert nach Christus hinabzurücken schienen. Die Frage schien vollständig gelöst: fand man doch in den Schriften christlicher Bischöfe die Eruptionen beschrieben! Sidonius Apollinaris, und nach ihm St. Avitus und Gregor von Tours sprechen von jenen Feuerkatastrophen. So ist es fast ein Glaubenssatz der Paläoanthropologen geworden, daß jene Vulkane erst in nachchristlicher Zeit erloschen seien. Salomon Reinach hat die alten Texte wieder vorgenommen und gezeigt, daß sich ein grober Übersetzungsfehler eingeschlichen hatte, ein Irrtum, welcher von Autor auf Autor übergiug.

Sidonius Apollinaris schreibt 472 n. Chr. dem Jul. Mamertus, Bischof von Vienne, daß er in seiner Diöcese allgemeine Fürbitten angeordnet habe, um den göttlichen Zorn zu besänftigen, der alle Arten von Unglück über die Menschen hineinbrechen ließe. Sidonius nennt Erdbeben, Feuersnot, das Hineinkommen von Hirschen bis in die Städte. Die auf das Feuer sich beziehende Stelle wurde so übersetzt: „bald begruben hervorbrechende Flammen unter einem Berg von Asche die wankenden Gipfel der Berge.“ Zwar hat schon von Hoff im Anfange unseres Jahrhunderts (im neuen Jahrbuch der Berg- und Hüttenkunde, 4. Bd., S. 183) gezeigt, daß keiner von jenen Schriftstellern von vulkanischen Ausbrüchen, sondern nur von Erdbeben mit dabei vorgekommenen Bränden spricht, doch fand diese Erklärung wenig Beifall und man blieb dabei, daß Sidonius die letzten vulkanischen Eruptionen beschrieben hätte. S. Reinach hat vor kurzem von neuem den alten Text geprüft und dargethan, daß die wichtige Übersetzung heißen muß: bald begruben häufige Brände unter einem Berg von Asche die wankenden Giebel der Häuser.

St. Avitus beschreibt augenscheinlich dieselben Ereignisse: die Erdbeben, die Brände, das Eindringen der Hirsche in die Städte kommen bei ihm genau so vor, wie bei Sidonius. Spätere Schriftsteller wiederholen nur die Angaben jener beiden, von wichtigen Vulkanausbrüchen spricht niemand [1]).

[1]) Gerade wie für die Vulkane des Zentralplateaus von Frankreich, hat man auch für die Eifelvulkane eine sehr späte, bis in unsere Zeitrechnung hinein sich erstreckende Thätigkeit auf Grund einer Notiz im Tacitus nachzuweisen versucht. Tacitus sagt im

Digitized by Google

Somit ist die Geschichte von den vulkanischen Eruptionen jener Vulkane im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine geologische Fabel, trotz der Beweisungen der beiden Abbés, des Herrn Harmard (l'age de pierre et l'homme primitif) und des Herrn Jacquart (Mém. de l'Acad. de Sciences etc. de Lyon, T. XXIX. p. 94), die das Alter des Menschengeschlechts in den Rahmen der biblischen Chronologie einzwingen wollen und daher dem Skelettfund in den Tuffen jener Vulkane kein hohes Alter zuzuschreiben geneigt sind. Wir wissen, daß der Mensch der Renntierzeit in den Lavagrotten selbst der jüngsten Krater, wie dem des vorzüglich erhaltenen Puy de Dôme, Schutz vor Wind und Wetter suchte. Die Krater von Ténise, und von Gravenoire aber, in deren Tuffen menschliche Gebeine gefunden wurden, sind entschieden viel älter.

Im Jahre 1844 stieß man in den vulkanischen Tuffen des Berges von Ténise bei Le Puy (Dép. Haute-Loire) auf Knochen eines jungen und eines erwachsenen Mannes. An den Schädeln beider sprangen die Augenbrauenwülste so stark vor, daß man dadurch an den Neanderthal-Schädel erinnert wurde.

Es fragt sich zunächst: wann wurden jene Tuffe abgesetzt? Marcellin Boule hat gezeigt (Bull. d. l. Soc. géol. de France, 3. Sér., XVII, p. 270), daß der Vulkan von Ténise zur Zeit des Elephas primigenius und des Rhinoceros tichorrhinus schon vollständig erloschen war, daß also seine Laven und Tuffe schon vor jener Zeit abgelagert worden sein müssen. Ist dadurch das hohe Alter jener Menschenknochen erwiesen? Laurillard, der den Fund zuerst beschrieb (Dict. d'ist. nat., T. XII, p. 615), sagt: „Die menschlichen Gebeine, welche in vulkanischen Schichten im Berge von Ténise entdeckt worden sind, Schichten, die auch Knochen von Mastodon enthielten, und die einige Geologen als die letzten Ablagerungen der Tertiärzeit betrachten, schienen zu beweisen, daß der Mensch schon zur Zeit, als diese Ablagerungen sich bildeten, auf der Erde verbreitet war." Laurillard spricht sich über den Fund so vorsichtig aus, daß daraus hervorgeht, daß die Lagerung der Knochen, ob in ungestörten Schichten oder nicht, nicht festgestellt ist; später wiesen Hébert und Lortet in den vulkanischen Tuffen, aus denen jene Knochen ausgegraben worden waren, Anzeichen nachträglicher Befestung von Leichen nach. Dieser Fund gehört daher in die Kategorie der nachträglichen Begräbnisse, und es läßt sich aus ihm nicht der geringste Schluß auf das Alter des Menschengeschlechtes ableiten.

In demselben Vulkangebiete wurde im vorigen Jahre ein neuer, anscheinend besser beobachteter Fund gemacht, der ein höheres Alter zu beweisen schien. Denn der Vulkan von Gravenoire bei Clermont-Ferrand, der die fraglichen Menschenknochen einschloß, ist, wie Boule nachwies, einer der ältesten in der ganzen Gruppe der auvergnatischen Krater.

Der Direktor einer Puzzuolan-Grube an den Abhängen jenes Vulkans stieß auf menschliche Knochenfragmente (Schädel und andere Knochen), die in einer Schicht vulkanischer Auswürflinge sich befanden. Die Herren Girod und Gautier, denen Mitteilung von dem Funde gemacht wurde, untersuchten die Fundstelle, konnten aber keine Spur späterer Umlagerung auffinden (Girod und Gautier, Découverte d'un squelette etc.; Comptes rendus de l'Académie des Sciences, 19. Mai 1891). Lagen die Knochenfragmente wirklich in ungestörten Schichten, so ist dieser Fund gewiß ein Beweis für die sehr frühe Anwesenheit des Menschen in Frankreich.

Aber ein so umsichtiger Forscher wie Boule kann doch seine Zweifel nicht unterdrücken. Gerade im Vulkane von Gravenoire haben ganz gewaltige Einstürze stattgefunden: die Hälfte des Kraterumfanges ist niedergebrochen, was früher Kraterwand war, liegt jetzt größtenteils in der Tiefe, und an vielen Stellen ist es kaum festzustellen, ob die Tuffe in ungestörter Lagerung sind oder nicht. Bei den Ausgrabungen selbst war kein wissenschaftlich geschulter Beobachter zugegen, nachträglich aber ist es meist kaum möglich, in einer Schicht lockerer, vulkanischer Schlacken und Bimssteine mit Sicherheit eine frühere, künstliche Umlagerung festzustellen.

Man wird noch überzeugendere Beweise für die Ungestörtheit jener Schichten abwarten müssen, als die von Girod und Gautier beigebrachten, ehe man diesen Fund der Reihe gesicherter, paläanthropologischer Thatsachen einfügt.

Sch—t.

Pater Heras' Fahrt auf dem Rio Agúsan (Mindanao).

Im „Globus" ist seiner Zeit eine Fahrt auf diesem zweitgrößten Strome der Insel Mindanao ausführlich geschildert worden (es war dies jene des französischen Reisenden Dr. Montano). Heute liegt uns ein Bericht vor, der deshalb Anspruch auf Beachtung verdient, weil er von dem P. Juan B. Heras, dem Kartographen der philippinischen Jesuitenmission stammt. Die Flußstrecke, welche von P. Heras befahren wurde, umfaßt den Mittellauf des Agúsan, zwischen Talocógon im Norden und Játivo im Süden. Der Padre war beauftragt, die Mission Játivo neu einzurichten und führte deshalb in zwei Booten (Banca) nicht nur Lebensmittel, sondern auch Ackergerät und alle Einrichtungsstücke und Handwerkszeuge für Zimmermanns- und Tischlerwerkstätten mit, außerdem Schafe, Ziegen, Tauben und allerlei Sämereien.

Die Fahrt ging stromaufwärts und wurde sehr durch die Pflanzenbarren, die dem Agúsan eigentümlich sind, aufgehalten. Sie bestehen nicht aus lebenden Pflanzen, sondern aus einem Gewirre von Baumstrünken und Baumstämmen, welche der Strom bei Hochwasser entwurzelt, mit sich reißt und bei den Krümmungen, wo das Flußbett sich verengt, aufhäuft. Doch würden diese in den Grund von der Strömung fest eingerammten Stämme, auch wo sich die Zweige ineinander wirren, nicht so hinderlich sein, wenn diese Bánots, wie man dort zu Lande diese Barren nennt, nicht noch durch Floßtrümmer verstärkt würden. Der Verkehr stromabwärts wird nämlich auf Flößen unterhalten, welche aus Bambusrohr hergestellt sind. Ist der Besitzer des Floßes an dem Endziele seiner Reise angelangt, so überläßt er sein wertloses Fahrzeug dem Spiele der Wellen, diese Flöße fangen sich an jenen Snags, werden vom Wellenschlag zerschlagen und ihre Trümmer legen sich in das Astgewirre so fest hinein,

den Annalen L. XIII, cap. 57: Die mit uns verbündete Völkerschaft der Juhonen wurde durch ein unvermutetes Unglück heimgesucht. Denn Feuer, die aus der Erde schlugen, ergriffen hier und da Landhäuser, Fluren und Dörfer und erreichten sogar die Mauern der neulich gegründeten Kolonie. Sie waren nicht zu löschen, nicht wenn Platzregen fielen, nicht durch Flußwasser, oder durch andere Flüssigkeit; bis einige Landleute in Ermangelung aller Hilfe und aus Zorn über den Verlust, von ferne her Steine auf die Flammen warfen, und als diese sich legten, näher hinzugehend, sie mit Prügeln und anderen Schlägen wie wilde Tiere abwehrten. Zuletzt riß man die Kleider vom Leibe und warf sie hinein, die, je mehr sie verunreinigt und durch den Gebrauch beschmutzt waren, um so besser die Flammen dämpften.

Wahrscheinlich ist „Juhonum" ein Schreibfehler (im Florentiner Manuskript heißt das Wort Vibonum), und es ist von den, von Strabo Vibii genannten Ubiern die Rede; die neulich gegründete Kolonie ist ohne Zweifel Köln. Tropdem, daß Niggerath schon 1824 mit guten Gründen das Gebirge von Rheinland und Westfalen, Bd. III) dargethan, daß es sich nicht um vulkanische Eruptionen, sondern nur um Moor- oder Heidebrände gehandelt haben könne, wird doch noch immer die Fabel von der Thätigkeit der Eifelvulkane zur Zeit der Gründung Kölns wiederholt. Wissenschaftliche Irrtümer sind zählebig.

Digitized by Google

daß man eigentlich nicht mehr von Barren, sondern von richtigen Barrièren sprechen kann. Auf einer Strecke von zwei Leguas mußten nicht weniger als sieben solcher Bönots passiert werden. Da mußte die Besatzung aus den Booten springen und halb schwimmend, halb kletternd einen Kanal mit der Axt durchschlagen. Hat man die Region der Bönots hinter sich, so sieht man den Agúsan seine Wässer zu derselben majestätischen Breite ausbreiten, wie in seinem Unterlaufe. Rechts und links liegen kleine Seen, besser „Pfützen", und sumpfiges Land, bis man dann zu jenem Netze von Flußarmen und Seen gelangt, welches erst seit 1860 besteht. Nicht weit von Talacógon ist nämlich die engste Stelle des Flußbettes des Agúsan und gerade hier häuft der Río Masáam (Maasan), ein Nebenfluß des Stromes, große Massen von Gerölle, Sand und Schlamm an, wodurch die Stromrinne noch mehr verengt und eingeengt wird. Zur Regenzeit und bei Hochfluten kann der Agúsan nicht alle Wassermassen, die er mit sich führt, durch diesen Engpaß abführen, sein Wasser wird gestaut und tritt dazu noch Nordwind ein, so bildet dann der Agúsan einen ungeheuren, unabsehbaren See, den man für das Meer halten könnte, wenn nicht die aus dem Wasser emporragenden Baumwipfel uns eines Besseren belehrten.

Im Jahre 1860 brach ein furchtbarer Bagnio (sprich: Bagijo) oder Taifun über Ostmindanao herein; die von dem Sturme entwurzelten und durcheinander gewirbelten Baumriesen versperrten nicht weit von der heutigen Mission Bercuela dem Agúsan den Weg, der Strom segte die Ortschaft Linao weg, deren Bewohner nur mit Mühe das nackte Leben retteten, und spaltete sich zunächst in zwei, dann in ein ganzes Netzwerk von Armen. Da diese Arme selbst eng sind und niemand daran dachte, die Barre des Hauptstromes zu beseitigen, so entstand jenes Labyrinth von Kanälen und Seen, welches einen großen Teil des Mittellaufes des Agúsan ausmacht. Welcher von diesen Armen den Namen Kabáuan oder Cabáuan führt, läßt sich leider aus dem Berichte des Padre Heras nicht entnehmen. Alle diese Seen und Kanäle werden zur Regenzeit zu einem großen Binnenmeere vereinigt. Verläuft sich dann das Wasser, so bleiben in den Pfützen große Mengen Fische zurück, welche in den Monaten Juli und August (Zeit der Dürre) eine leichte Beute der Eingeborenen werden. Unter den Fischen verdient der Guingao einer Erwähnung, denn er erreicht die Größe eines Kabeljau und ist so zahlreich vorhanden, daß zur Zeit der Anwesenheit des P. Heras in einer einzigen Pfütze 200 Guingaos erbeutet wurden. Diese Fische werden getrocknet, eingesalzen und dann zu teuren Preisen an der Nordküste von Mindanao verkauft. Auf Antrieb der Jesuitenmissionäre haben die Eingeborenen in dem Inundationsgebiet Mais angepflanzt, welcher gute Ernten liefert. Von Bercuela bis Játiva wurde die Fahrt durch das starke Gefälle des Stromes stark erschwert. Diese Flußpartie ist von Dr. Montano hinreichend beschrieben worden. F. B.

Die Vegetation der Cocos-Gruppe.

Von Dr. E. Roth.

Wie A. Grisebach in seinem epochemachenden Werke: Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung besonders hervorhebt, sind es gerade die ozeanischen Inseln, welche den Anlaß zu der Theorie des Endemismus und der Pflanzenwanderung gegeben haben. Bei ihnen läßt sich auch in der Gegenwart die Vermischung verschiedener Florengebiete nachweisen, wie sie Gelegenheit geben, die Besiedelung mit nicht einheimischen Pflanzen zu beobachten.

Aus diesem Grunde können die Bestrebungen nicht hoch genug geschätzt werden, welche es heutzutage Reisenden und kundigen Gelehrten ermöglichen, bisher unerforschte Eilande zu betreten und deren Pflanzendecke einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen.

Unter den Botanikern, welche neuerdings sich in hervorragendem Maße diesem Zweige der scientia amabilis zugewandt haben, steht D. Prain obenan, welcher in Kalkutta das Amt eines Kurators des Herbariums wie des Botanischen Gartens versieht. Neben mannigfaltigen botanischen Schilderungen und wissenschaftlichen Arbeiten hat er vor kurzer Zeit einen Aufsatz über die Cocos-Gruppe in dem Journal of the Asiatic Society of Bengal (Vol. LX, Part II, Nr. 4, 1891) veröffentlicht, welchem wir die folgenden Daten entnehmen.

Die Cocos-Inseln bilden eine kleine Gruppe von drei Eilanden, welche im Westen von Sumatra unter 93°21' östlicher Länge und 13°56' bis 14°10' nördlicher Breite sich erstrecken. Prain besuchte diese Orte zweimal, Ende 1889 wie 1890; die physikalische Beschaffenheit schildert er, wie dieselbe von den Andamanen hinreichend bekannt sein dürfte. Während seines Aufenthaltes gelang es dem englischen Gelehrten, eine Sammlung von 297 Phanerogamen und 61 Kryptogamen zusammenzubringen, von denen 10 zu den Farnkräutern gehören. Diese Ausbeute verteilt sich auf 95 natürliche Ordnungen und 268 Gattungen; 238 Gewächse zählen zu den Dikotylen, eine Art gehört zu den Gymnospermen, 59 sind Monokotylen. Die Polypetalen allein umfassen eine größere Spezieszahl, wie die übrigen Dikotylen zusammen, ja bilden ein Drittteil der ganzen Flora.

Von den vorhandenen 73 natürlichen Familien der Phanerogamen sind 24 nur in der Einzahl von Arten vertreten, während 14 deren zwei aufweisen. Den Sieg trugen die Leguminosen davon, sie sind in 34 Species gesammelt worden. Ihnen schließen sich die Euphorbiaceen oder Wolfsmilchgewächse mit den Gräsern zu je 15 an; die Binden liefern 14 Vertreter; die Ordnung der Rubiaceen erscheint mit 13 Arten; die Urticaceen oder Brennnesselartigen mögen mit 11 diese Aufzählung beschließen.

Nach dem Habitus vermögen wir 78 Kletterer auszusondern; 74 Bäume erreichen eine größere Höhe wie 30' (engl.), 20 bleiben unter diesem Maße; 48 sind als Sträucher zu betrachten und 138 fallen unter den etwas weit gefaßten Begriff der Kräuter. Wie man bemerkt, ist die Zahl der Kletterpflanzen eine ungewöhnlich hohe und bildet ungefähr den vierten Teil der gesamten Pflanzendecke.

Betrachten wir die Pflanzen unter dem Gesichtspunkte der Kultur und des Bildwachsens, so umfassen die sogenannten einwärts planta kultivierte Gewächse mit den ihnen eigentümlichen Unkräutern) 33 Arten bezw. 36, während 325 sich eines freien Daseins erfreuen.

Je nach dem verschiedenen Standort können wir folgende Liste aufstellen: Parasiten und Saprophyten 31, Epiphyten 19, Meerpflanzen 19, Strandgewächse 80, grasähnliche Formationen 11, Sumpf- und Wasserbewohner 14.

In pflanzengeographischer Hinsicht gehören 70 Arten den Kosmopoliten der Tropen an, während sich — um einige weitere Zahlen hervorzuheben — 29 weithin auf der östlichen Erdhälfte zerstreut finden, ohne in Amerika vorzukommen. 15 sind auf Asien, Australien und Polynesien beschränkt, 23 Asien und Australien gemeinsam, 188 verfügen nur über das Gebiet von Südost-Asien, 13 oder 3½ Proz. der Flora scheinen der Cocos-Gruppe eigentümlich zu sein.

Unter den civilized plants nimmt die Reihe der Unkräuter fast genau denselben Rang ein, wie die kultivierten Arten.

Dem Winde schreibt Prain eine Hauptbesiedelungskraft zu und führt 25 Phanerogamen wie 39 Kryptogamen an, welche dessen Wirkung ihr Vorhandensein verdanken. 21 dieser Arten finden sich in beiden Erdteilen, 15 von diesen sind

Digitized by Google

tropische Kosmopoliten; 43 sind auf die Alte Welt beschränkt. Eine zweite Abteilung bilden diejenigen Gewächse, welche durch Schwimm- oder Watvögel eingeschleppt wurden — natürlich nach Prains Ansicht. Diese Gruppe ist nur mit 16 in Rechnung gestellt.

Die Füße oder das Gefieder von Landvögeln soll in 13 Fällen den Anlaß zur Einwanderung fremder Arten gegeben haben, eine Annahme, welche sich eher als zu niedrig gegriffen erweisen dürfte. Teil doch z. B. Charles Darwin an einer Stelle mit, daß sich aus einem Ballen Erde am Schenkel eines Rebhuhnes nicht weniger als 82 verschiedene Spezies entwickelt hätten, und ist der Meinung, daß diese Zahl nicht einmal zu den Ausnahmen gehöre oder ungewöhnlich hoch erscheine.

Bedeutend höher veranschlagt unser Gewährsmann den Einfluß der Früchte verzehrenden Vögel. 57 Nummern fallen unter diese Rubrik, von denen 9 sich bis nach Amerika finden, 2 noch in Afrika vorkommen, während 15 oder 27 Proz. nach Australien hinüberstrahlen. Neben diesen Fruchtfleischfressern weist Prain die Rolle der Verbreitung bei 18 Arten — bei 5 freilich etwas ungewiß und unsicher — den Samen verschlingenden Vögeln zu und zeigt, daß diese Gruppe fast nur aus weitverbreiteten Gewächsen besteht. Unmerklicher Einfluß soll in 33 Fällen gewirkt haben, von denen 15 Kulturpflanzen betreffen, während der Rest auf die leider stets unausbleiblich sich einfindenden Unkräuter entfällt.

Bei weitem aber die Mehrzahl der jetzt auf der Cocos-Gruppe vorhandenen Flora ist unfreiwig auf dem Seewege dorthin gelangt. Nicht weniger als 101 Arten haben die Meereswogen den Inseln zugeführt, d. h. 31½ der Pflanzendecke sind angespült und lassen ihren fremdländischen Ursprung nachweisen, welcher sich zum großen Teil auf das malaiische Gebiet beschränkt, eine Thatsache, welche wohl kaum einer weiteren Erklärung bedarf.

Bücherschau.

Dr. M. Winternitz, Das altindische Hochzeitsrituell nach dem Apastambîya-Grihyasûtra und einigen andern verwandten Werken. Mit Vergleichung der Hochzeitsgebräuche bei den übrigen indogermanischen Völkern. Denkschriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, philosoph.-historische Klasse, 1892.

Über das altindische Hochzeitsritual besitzen wir auf Grund der vedischen Litteratur, insbesondere der Grhyasûtra's oder Hausregeln mehrere ausführliche Darstellungen. Seinen hauptsächlichsten Vorgänger Hass ersetzt Dr. Winternitz in vorliegender Abhandlung, indem er sich auf eine Gruppe von Sutrenquellen stützt, welche dem Süden Indiens angehören, wodurch wir also von Winternitz ein Bild der südindischen Hochzeitsgebräuche erhalten. Sodann fetzen die vom Verfasser zu den Sutren des Apastambe gegebenen Erläuterungen auch noch in einer andern, für den Ethnographen speziell bedeutsamen Richtung die früheren einschlägigen Arbeiten fort. Wir erhalten nämlich von ihm zu den einzelnen in den Sutren gelehrten Gebräuchen ethnographische Exkurse, die sich auf die übrigen indogermanischen Völker erstrecken, ja mit Recht über den Kreis der stammverwandten Völker sogar hinausgehen und Analoga von überall her beibringen. Desgleichen sind die Verweitungen auf die einschlägigen Gebräuche im heutigen Indien für den Ethnographen von Interesse, der ja nicht nur dem, was sich in die indogermanische Urzeit zurückverfolgen läßt, sondern ebensosehr jeder sich unter unsern Augen vollziehenden Entwickelung Beachtung schenkt.

Trotzdem wird die Darstellung des altindischen Hochzeitsrituals immer zunächst unter dem Gesichtspunkte seiner Wichtigkeit für die indogermanische Altertumskunde interessieren. Aus den Vergleichungen der indischen und andern indogermanischen Nachrichten geht nun mit Sicherheit das Folgende hervor:

Die Ehe ist unter den indogermanischen Völkern, wahrscheinlich schon in der indogermanischen Gemeinschaft, eine Kaufehe gewesen. Von der Raubehe finden sich nur noch schwache Überbleibsel. Gewisse Formen für Werbung, Verlobung, Trauung und Heimführung waren schon ausgebildet. Die Hauptlache bei der Hochzeit waren die Handergreifung, das Umwanden des Feuers und ein Brandopfer.

Die Fülle ethnographischen Stoffes, die allein durch die Übersetzung der einschlägigen Partieen von Apastambas Grhyasûtren dargeboten ist und durch Winternitz' ausführliche und überaus sachlundige Erläuterungen auch demjenigen, der nicht mit der Eigenart indischer Texte vertraut ist, zugänglich gemacht wurde, ist wirklich überraschend und weckt neuerdings den schon öfters ausgesprochenen Wunsch, es möchte das in den indischen Grhyasûtras aufgestapelte ethnologische Material nicht bloß philologische, sondern, wie hier geschehen, auch vom ethnographischen Gesichtspunkte aus Bearbeitung finden. Allerdings müßte dann einmal der Versuch gemacht werden, zu einer Darstellung darüber zu gelangen, wie das Verhältnis dieser Sutren zu dem Gebrauch des wirklichen Lebens gewesen ist. Das Sutra Khadas 2, 15: „und die Gebräuche (für welche keine Spröche vorgeschrieben sind) soll man von den Frauen lernen", scheint in dieser Hinsicht einen interessanten Hinweis zu enthalten. Mit einem Worte, nicht bloß eine Darstellung des Sutra-Stoffes thut uns noth, sondern ebenso sehr eine Kritik derselben, durch welche wir erst eine richtige Darstellung von der Beschaffenheit der Grhyasûtras als Quellen für Brauch und Vorstellungsweise der Wirklichkeit erhalten werden.

Dr. R. Haberlandt.

E. Metzger, Europäische Ansiedler in Niederländisch-Ost-Indien. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Virchow und von Holtzendorff, Nr. 143.) Hamburg, Verlagsanstalt, 1892.

Unter diesem Titel erschien soeben eine kurze Broschüre, worauf ich mit zwar Worten die Aufmerksamkeit zu lenken wünsche, nicht nur weil sie dessen wert ist, sondern auch, weil sie eine nachgelassene Arbeit meines verstorbenen Freundes ist. Vom rein ethnologischen Standpunkte betrachtet, gehört eine Besprechung dieser Broschüre zwar nicht in den Globus, weil sie mehr politisch-historisch als streng ethnologisch ist. Und doch mag ich dieses zu thun, einesteils weil genannte Broschüre wie zu diesem Zweck von der Redaktion angefordert wurde, anderteils weil die Schriften Metzgers ein sehr eigentümliches Gepräge tragen, das auch für Ethnologen von Interesse ist. Speziell galt dies für seine Aufsätze, worin er niederländisch-indische Zustände besprichl, denn er wußte nur allzu gut, woher die häufigen Fehlbegriffe in unserm Indonesien stammen. Schon deshalb hat Metzger sich die Dankbarkeit der Holländer erworben, überdem war er den wenigen, welche über und unter ihm standen, und denen, welche ihn zu ihren Freunden rechneten, als ein wahrheitliebender, treuherziger Mensch bekannt. Er kannte das Holländische wie seine Muttersprache, und hat es sich zu Nutzen gemacht, die Geschichte unserer Kolonieen in niederländischen Originalarbeiten zu durchforschen. Als er damit genügend vertraut geworden war, hatte er sich hingesetzt zum Nutzen der zahlreichen Lesern und längeren Aufsätze über diesen Stoff, die ausgezeichnet geschrieben, der Wahrheit gelreu nicht nur in Deutschland besonderes Interesse beanspruchten, sondern auch hier in Holland geschätzt wurden. So wird es auch diesem Aufsatz ergehen. Möge er in viele Hände kommen.

Amsterdam. C. M. Pleyte Wzn.

Prof. Dr. E. Richter, Die Erschließung der Ostalpen. Herausgegeben vom deutschen und österreichischen Alpenverein. Wien-Berlin 1891 bis 1892. (In Kommission bei Lindauer in München.) Lieferung 1.

Es ist dies ein vornehmes Prachtwerk, welches in 20 Lieferungen à 1 Mark erscheint und zu dessen Herstellung sich die bewährtesten Kenner und Erforscher der Ostalpen vereinigt haben. Prof. Richter in Graz leitet die Redaktion; in der Einleitung giebt er uns in klassischer Kürze einen Überblick der Geschichte der Erschließung der Ostalpen. Letztere sind „innerhalb weniger Menschenalter aus einem der unbekanntesten Teile Europas einer der bekanntesten und am meisten bereisten geworden. Es ist also eigentlich ein Bericht über geographische Entdeckungsfahrten, den wir hier vorlegen; Entdeckungsfahrten

Digitized by Google

von einer Gründlichkeit allerdings, einer Vertiefung ins Einzelne, die den Alpenreisen allein eigen ist. Im allgemeinen soll sich das Buch nur mit jenen Alpenfahrten beschäftigen, auf denen vorher unbegangene Wege betreten worden sind". Dazu haben sich 21 Autoren vereinigt, Namen ersten Ranges auf dem Gebiete der Alpenkunde. Die beigegebenen Abbildungen sind vorzüglich. Bei der Anzeige dieser ersten Lieferung müssen wir uns auf obige, der Einleitung entnommene Sätze beschränken; ein Urteil kann erst nach Vollendung des Ganzen erfolgen.

Dr. Karl Kaerger, Tangaland und die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas. Thatsachen und Vorschläge. Berlin, Hermann Walther, 1892.

Der Herr Verfasser, Dozent an der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, hat bereits früher eine wertvolle Schrift über die Kolonialfragen und Wirtschaftsverhältnisse Südbrasiliens nach Studien an Ort und Stelle veröffentlicht; er hat die Kolonialfragen zum besondern Studium gemacht und war als Direktor der „deutsch-ostafrikanischen Seehandlung" in Tanga u. s. w. Seine Erfahrungen giebt er in wohlthuend gegenständlicher Art in vorliegender Schrift, die ein vollständiges kolonialpolitisches und kolonisationstechnisches Programm für Ostafrika enthält. Vielfach mit Baumann übereinstimmend, wird namentlich das Tangaland, auf naturwissenschaftlicher Grundlage, in seiner Beziehung zu Landwirtschaft, Handel, Gewerbe stets mit Rücksicht auf die Lebensbedingungen der Europäer geschildert. Es folgen hierauf die, wie uns scheint, herzergreifendsweiten und praktischen Vorschläge zur Kolonisation Deutsch-Ostafrikas, welche bis in die Einzelheiten gehen, die verschiedenen Kolonisationsstufen erörtern und die anzubauenden Kulturpflanzen, die Viehzucht u. s. w. aufführen. Überall sucht Dr. Kaerger den Mittelweg zwischen Kolonialschwärmerei und Pessimismus zu finden. Über die Thätigkeit des jetzigen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, des Herrn v. Soden, spricht Dr. Kaerger sich in sehr günstiger Weise aus. R. Andree.

Aus allen Erdteilen.

— Nachrichten von Emin Pascha und Dr. Stuhlmann. Was über Emin Paschas Zug nach Westen bekannt geworden ist, wurde oben S. 27 mitgeteilt. Sein Marsch wurde bis zum Albert-Edwardsee verfolgt und nach Dr. Stuhlmanns Aufnahmen der erste Teil des Weges, die Reise von Bukoba am Victoria Nyansa aus, geschildert. Es hat sich unterdessen bestätigt, daß Emin Pascha diese Reise nicht als deutscher Reichskommissar unternommen hat, denn die Bestallung als solcher hat ihn nie erreicht und ist unbestellbar an die Küste in die Hände der deutschen Behörden zurückgelangt.

Dr. Stuhlmann ist inzwischen nach Bukoba am Victoriasee zurückgekehrt und, wie es heißt, folgt ihm der erkrankte Emin Pascha. Über den Aufenthalt beider am Ngessisee (dies ist der einheimische Name des von Stanley Albert-Edward getauften Sees) oder noch darüber hinaus fehlen Nachrichten, dagegen wird jetzt, wenn auch nur flüchtig, der zweite Teil der Route des Reisenden zwischen Victoria- und Albert-Edwardsee bekannt. Das Original dieser Route ist freilich verloren, aber eine flüchtige Skizze derselben ist dem Vater Dr. Stuhlmanns zugegangen und diese ist in den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten (5. Band, S. 75) wiedergegeben, nach einem Briefe, den Dr. Stuhlmann am 12. Mai 1891 aus Vitschumbi am Südwestende des Albert-Edwardsees schrieb. Danach ist die Expedition von Kasuro nach Norden über Irwanda nach Kavingo marschiert, welches in 1° 3′ südl. Br. an der Stelle liegt, wo der Kagera sich westlich dem Victoriasee zuwendet. In westlicher und nordwestlicher Richtung ging es nun durch Mpororo und Butumbi auf gebirgigen Wegen zum Albert-Edward, an dem 2100 m hohe Gebirge sich erheben. Der Berg Mfumbiro liegt 1° 19′ südl. Br. und etwa 30° 4′ östl. L. (im Texte steht falsch 13° 4′ östl. L.); westsüdwest von ihm eine ganze Kette von noch sechs Vulkankegeln, von denen einer, Kissigali, sehr schroff und wohl 4000 oder 4500 m hoch ist, der westliche, Birungo, ist noch thätig. Während Mpororo und Butumbi starke Wahumabevölkerung hat, sind am Albert-Edward mehr Wakonjoneger. Von Karagwe bis Mpororo und meist auch in Butumbi sind die Bodenerhebungen kahle Grasberge aus Urschiefer, stellenweise mit Granitdurchbrüchen, von Südwest nach Nordost. Die 2100 m hohen Randberge zum See sind bewaldet, oben Ericagebüsch, unten westafrikanischer Wald mit Graupapageien, Schimpansen u. s. w. Der See, der nur 840 m (auf dem Kärtchen steht 870 m) hoch ist und nicht 1009 m, wie Stanley schreibt, hatte einst viel größere Ausdehnung nach Süden, was noch aus fußfossilen Schnecken ersichtlich ist. Vor etwa 60 Jahren soll er bis an die drei Stunden südwestlich gelegenen Bustuberge gereicht haben. In das Südende des Sees mündet ein 50 m breiter Fluß, Rutshdarra (oder Rutschurra?) aus Ruhanda. Schon diese kurzen Notizen zeigen, daß hier außerordentlich wichtige neue geographische Ergebnisse vorliegen.

— Der ausführliche Bericht Theodor Bents über seine Ausgrabungen in den südafrikanischen Ruinen von Simbabje ist in den Proceedings der Londoner geographischen Gesellschaft für Mai 1892 erschienen. Derselbe bietet keine wesentlichen Ergänzungen zu dem vorläufigen Berichte (Globus 61, S. 105), bringt aber Pläne und Abbildungen. Es ist erfreulich zu sehen, wie die Pläne, welche Bent aufnahm, im wesentlichen Karl Mauchs Plan bestätigen (Globus 59, S. 13), wie überhaupt die ganze mit ergiebigen Mitteln betriebene verdienstvolle Arbeit Bents nur eine Ergänzung der Forschungen und Entdeckungen Mauchs ist, der keinen Geometer und Photographen bei sich hatte und unter den dürftigsten Verhältnissen reiste. Bent erwähnt in seinem Berichte Mauch nur ganz flüchtig, er scheint dessen Arbeiten auch nicht gekannt zu haben, sonst wäre es Pflicht für ihn gewesen, auf die Übereinstimmung hinzuweisen. Bent hat viele Einzelheiten, namentlich Skulpturen, nachgewiesen, die Mauch entgangen sind, er hat auch die phallischen Symbole aufgefunden und vor allem gezeigt, daß in Simbahje Goldschmelzereien waren; auch ist es sein Verdienst, in den umliegenden Landschaften noch verschiedene ähnliche Ruinen aufgefunden zu haben. Als Bent auszog, um die Ruinen zu untersuchen, erklärte er dieselben für „persisch", jetzt für arabisch. Die Frage des Ursprungs scheint mir noch nicht gelöst zu sein. A.

— Ein neues hohes Gebirge in Benin, Westafrika, ist von dem englischen Gouverneur von Lagos, Gilbert T. Carter, kürzlich entdeckt worden. Wie derselbe in den Proceedings (Mai 1892) schreibt, besuchte er die Landschaften Undo und Ifetscha, in denen eine Yorubamundart gesprochen wird. Er fand dieselben mit dichten Wäldern bestanden und mit mächtigen zerstreuten Granithügeln und Bergen besetzt. Er bestieg einen solchen etwa 300 m hohen Granitberg in der Nähe von Ode Undo und hatte von da einen prachtvollen Rundblick auf das bewaldete und von malerischen Felsbildungen bedeckte Land, sowie auf ein entferntes mächtiges Gebirge, dessen größte Erhebungen er auf 1500 bis 2400 m schätzte. Ein eingeborener Missionar in Ode Undo meinte, das Gebirge liege im Lande Aduure, sechs Stunden südöstlich von Ode Undo. In der Nähe der

Digitized by Google

letzteren Stadt entspringt der Fluß Otuwa, nicht im Lande Aleiwa, wie auf den Karten angegeben ist; er erhält viele Zuflüsse, ist ein stattlicher Fluß und identisch mit dem Uni, der bei Ole Jgeo sehr mächtig und mit Krokodilen und Flußpferden erfüllt ist.

— Die d'Entrecasteaux- und Trobriandinseln im Südosten von Neuguinea sind von dem Verwalter Britisch-Neuguineas, W. Macgregor, besucht worden. Er fand, daß die zur ersteren Gruppe gehörige Fergusson-Insel im südöstlichen Teile von einem Gebirge erfüllt ist, welches Gipfel von 1200 bis 1500 m trägt. Dasselbe besteht aus Glimmerschiefer und ist dicht bewaldet, in den höheren Teilen mit Nadelholz und Palmen. Es ist ein steiles, von Schluchten zerrissenes Gebirge, von dem zahlreiche Ströme herabrauschen. In der Gegend von Giria treten vulkanische Berge auf; diese erreichen in Nawawara mit 550 bis 600 m ihren Gipfelpunkt. Zwischen dem Nawawara und dem großen Massiv von Enagwaha liegen die Abugabiberge 300 bis 360 m hoch. Der nordwestliche Teil der Insel Fergusson besteht aus der Gebirgsmasse Kuhivina, die sich 900 oder 1200 m hoch erhebt. Sie ist an ihren südlichen Abhängen dicht bevölkert, zuweilen bis zu 500 m Höhe. Die zu derselben Gruppe gehörigen Inseln Jlamu und Bagiagia sind niedrige Koralleneilande und unbewohnt.

Von der nördlich von vorigen gelegenen Trobriandgruppe ist Kiriwina die Hauptinsel. Auf den kleinen Inseln Kuiau, Nuata, Tuma und Kadai liegt nur je ein Dorf, von derselben Rasse mit gleicher Sprache wie auf Kiriwina bewohnt. Die Gesamtbevölkerung der Gruppe schätzt Macgregor auf 15 000; es ist ein fleißiges, schönes, verhältnismäßig vorgeschrittenes Volk. (Proceedings, Mai 1892.)

— Karl von Ditmar, bekannt durch seine Erforschung Kamtschatkas, starb am 25. April 1892 zu Dorpat. Im Jahre 1850 wurde er von der russischen Regierung als Bergbeamter nach Kamtschatka gesendet mit dem Auftrage, die Halbinsel geologisch und geographisch zu untersuchen. Bis zum April 1855 hat er dort zugebracht und das Land von einem zum andern Ende gründlich bereist und erforscht. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er nur einzelne kleinere Abhandlungen, so in den Mélanges russes 1855 die Schrift über Koriäken und Tschuktschen. Zur Herausgabe seines großen mit Karten und Abbildungen versehenen Werkes gelangte er erst an seinem Lebensabende. Der erste Teil, welcher 1890 zu St. Petersburg erschien, führt den Titel: Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka in den Jahren 1851 bis 1855.

— Das Vorkommen von Edelmetallen in Costarica ist seit der Entdeckung des Landes bekannt. Schon Columbus und seine Gefährten vermuteten dasselbe nach den Schmuckgegenständen aus gediegenem Golde, welche die Eingeborenen trugen und bereitwillig abgaben; bald machte die Entdeckung von Goldminen in Totamanca und Chiriqui jene Gegenden berühmt. Der spanische Gouverneur Don Juan Vasquez de Coronado (1561 bis 1565), der eigentliche Erforscher von Costarica, ließ durch Untersuchung des Sandes der in den Atlantischen Ocean mündenden Flüsse den Goldgehalt desselben feststellen. Ebenso führen nach dem Anuario Estadistico von 1890 die meisten zum Gebiete des Stillen Ozeans gehörenden Flüsse goldhaltigen Sand. Trotzdem sind die berühmtesten Goldminen Costaricas, die der Aguacate-Berge, sehr modern. Sie wurden erst 1815 entdeckt und haben bis 1890 Metall im Werte von zirka 30 Millionen Mk. geliefert. Aber die sonst vorhandenen Schätze an Gold, Silber, Kupfer und Blei sind noch nicht gehoben, da der Bergbau Costaricas, trotz des guten Willens der Regierung, bis in die neueste Zeit in der Kindheit lag. Seit 1888 haben englische Gesellschaften die Hebung desselben versucht, es bestehen jetzt auch Goldbergwerke in den Cerruchitas-Distrikten (30 km nördlich von dem Hafen Punta Arenas zwischen 1500 und 2000 Fuß über dem Meeresspiegel), in La Union, Trinidad und Los Tres Hermanos. A. H.

— Die Expedition zur Erforschung des Baltoroglet schers (oben S. 159) unter W. M. Conway ist am 7. Mai in Gilgit angelangt. Sie wurde drei Tage lang im Barzilpasse durch Schneewehen aufgehalten und wollte zunächst den Naki-Yuschi Pik (7790 m) besteigen. Außer Conway besteht die Expedition aus dem Leutnant Bruce, dem Maler Mc Cormid und den beiden Alpenführern Oskar Eckenstein und Matthias Zurbriggen.

— Nach dem Bericht des amerikanischen Konsuls in La Paz betrug die Silberproduktion Bolivias im Kalenderjahr 1890 nahezu 274 000 kg und während der ersten sechs Monate von 1891 zirka 169 000 kg. Da der Ertrag im ersten Halbjahre 1890 auf 137 000 kg angegeben wird, so ergiebt sich für 1891 ein Plus von 32 000 kg. Hierbei ist jedoch das im Kunstgewerbe verbrauchte und das heimlich exportierte Silber nicht mit berücksichtigt, welches auf reichlich 10 Proz. der jährlichen Gesamtproduktion zu schätzen ist, so daß letztere im Jahre 1890 über 300 000 kg betragen haben muß. Ihr Handelswert wird zu 11 020 691 Bolivianos angenommen, d. h. 485 691 Bolivianos (Dollars) mehr als im Vorjahre.

Die größten Silberminen besitzt die Huanchaca-Gesellschaft, welche 1890 allein für 6 824 402 Bolivianos Silber produzierte und während der letzten 13 Jahre einen Reingewinn von 26 Millionen Bolivianos erzielt hat. Sie baute 1887 mit der Nitrate Railway Company zusammen eine Eisenbahn von Antofagasta an der Westgrenze von Bolivia in einer Länge von 151 km, und von dort allein bis Huanchaca zusammen 640 km. Diese Eisenbahn, welche vor kurzem in andere Hände übergegangen ist, soll Ende Juli 1892 von Uyuni bis Oruro (312 km Entfernung) fertig gestellt sein.

Durch den Bau des Putacayo-Tunnels, welcher vom 1. September 1882 bis 25. September 1887 in einer Länge von 3307 m und unter einem Kostenaufwand von 544 582 Bolivianos vollendet wurde, hat die Gesellschaft ihre Minen direkt mit der Eisenbahn verbunden. A. H.

— Vorgeschichtliche Steingeräte aus der Umgegend von Smyrna sind von dem französischen Kapitän (jetzt Vizeadmiral) Martin aufgefunden und der Sammlung der Pariser Ecole d'Anthropologie übergeben worden. Bei der Seltenheit der bisher bekannt gewordenen Steingeräte aus Kleinasien sind diese Funde Martins von Belang. Es sind geschlagene Feuersteine und Obsidianstücke, eine schöne Lanzenspitze aus Feuerstein, Pfeilspitzen aus durchsichtigem Quarz, Meißel, zahlreiche polierte Beilchen, meist dreieckig, flach, 3 bis 12 cm breit, einige aus Serpentin und Basalt, die meisten aus Porphyr und nur wenige aus Jadeit.

— Der wohlbekannte russische Forschungsreisende Potanin wird im nächsten Jahre abermals eine Reise nach China antreten, die auf die Dauer von drei Jahren berechnet ist. Dieselbe soll namentlich der Erforschung der Provinz Setschuen und Ostibets gewidmet sein. Vom Staatsrat sind dazu 30 000 Rubel bewilligt worden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Bd. LXI. Nr. 24.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1892.

Von Berat über Muskopolje nach Gjordscha.

Von Dr. Gustav Weigand.

Montag, den 22. August 1889 brach ich von Berat auf. Meine Begleitung bestand aus meinem Diener Nati Butschu, einem Malachen aus Klisura in Makedonien und zwei Suvari (berittene Gendarmen).

Es war gegen vier Uhr morgens und noch völlig finster. Die Temperatur der Luft betrug, obgleich wir mitten im Sommer waren, nur 8° R. und sank gar auf 6°, als wir höher kamen.

In dem den guten Pferden der Türkei eigenen leichten Trabe, Kavàn genannt, zog unsere kleine Karawane auf dem rechten Ufer des Osum aufwärts; wir passierten zwei Seitenthäler des Flusses und bogen in das dritte nach Nordosten ein.

Hier begegneten wir den ersten Effektreibern, die Schnee von dem Tomor nach Berat und an die Meeresküste bringen. Barfuß, in Lumpen gekleidet, mit offener Brust schienen sie von der Kälte, die in der Höhe, aus der sie kamen, noch viel empfindlicher sein mußte, vollständig unberührt zu bleiben. Sie wandern nur in der Nacht, um bei der glühenden Sonnenhitze am Tage nicht zu viel von ihrer Last einzubüßen. Der Schnee wird an den Schneelöchern in Ballen fest zusammengepreßt, dann mit Farrenkraut umgeben und in einen Sack gesteckt. Ein Esel trägt zwei Ballen von je 40 Oka. In Berat verkaufen sie die Oka für 5 Pfennig, in den Küstenplätzen für das Doppelte und Dreifache. Der Bedarf in Berat ist sehr groß, da man ausschließlich Fluß- und Zisternenwasser trinkt, das man durch Zusatz von Schnee auf eine niedrigere Temperatur bringt.

Als wir, nachdem wir um 5½ Uhr an einer Quelle vorübergekommen waren, langsam auf dem stark ansteigenden Wege weiter ritten, erzählte mir der eine Suvari, ein Albanese aus Elbassan, eine hübsche Sage von dem vor uns liegenden mächtigen Tomor, die ich nicht verschweigen möchte:

Vor alten Zeiten lebten in Albanien zwei Riesen, Tomor im Norden, Tobalt im Süden. Sie hatten den Schkumy als Grenze ihrer Gebiete bestimmt. Als einst Tomor diese überschritten hatte, eilte Tobalt, der gerade im Meere gebadet hatte, wütend herbei und warf schon von weitem Steine und große Felsblöcke auf seinen Gegner und hatte ihm schon einige tiefe Wunden beigebracht, ehe sie noch nahe zusammengekommen waren. Da aber nahm Tomor sein langes Schwert und schlug Tobalt nieder und versetzte ihm dann noch vom Kopf bis zu den Füßen gewaltige Schwerthiebe, bis er nicht mehr zuckte. Darauf setzte er sich nieder und füllte seine brennenden Wunden mit kühlendem Schnee; aber umsonst, auch er mußte sterben.

So erklärt sich das Volk die Schneelöcher im Tomor und die in der That dem Beschauer auffallenden tiefen Furchen, die von dem langgestreckten Kamme des von Berat nach Westen liegenden Tobalt in gerader Linie nach unten ziehen.

Da ich in meinem Begleiter einen ganz intelligenten Menschen kennen lernte, der lesen und schreiben konnte, außer albanesisch auch türkisch und griechisch sprach und selbst walachisch verstand, unterhielt ich mich mit ihm über seine Stammesgenossen. Er rühmte seine Heimat als das Herz von Albanien, wo das schönste und beste Albanesisch gesprochen werde, als den Sitz der echten Schfsipetaren. Sehr geringschätzig sprach er von den zerlumpten Ljapiden, den sogenannten „Realen“ der Walachen, die in dem Gebiete von Berat, in den Landschaften Mufadje und Malakastra wohnen. Die Tosken nannte er verächtlich Griechen, und die Gegen rühmte er zwar als tapfer, hielt sie aber auch für beschränkt, ein Urteil, das auch Ausdruck findet in einem geflügelten Worte, das ich einem Studenten in Athen, Ephraim Gunnis aus Elbassan, verdanke: Ein Toske mit Bollbart, ein Gege mit Verstand, ein Ljapide mit Stiefeln giebt es nicht. (Tosk me mjekr, Geg me mint, Ljapit me tsizme ska.)

Dem Tosken macht man darin den Vorwurf der Eitelkeit, weil er immer einen gedrehten Schnurrbart trägt, nie den Vollbart; den Ljapiden hält man für so arm, daß er barfuß gehen muß.

Der Sprache nach gehören Tosken und Ljapiden zusammen, der Dialekt von Elbassan aber ist schon gegisch; dennoch versteht man dort einen Tosken aus Gjordscha

Digitized by Google

besser, als einen gegischen Mirediten. Ich fand auf meiner Reise im Quellgebiete des Schkump, daß auch die dort lebenden Albanesen jede Gemeinschaft mit den übrigen Stämmen ablehnen und nur für sich den Namen Schkjipetaren angewandt wissen wollen, obgleich Sprache und Tracht sie den Tosken zuweisen.

Allmählich verstummte unser Gespräch, mußten wir doch zu sehr auf den Weg achten. Förmliche Treppen hatten wir zu erklimmen, wobei keineswegs abgestiegen wurde.

Der Boden besteht nämlich aus einem leicht verwitternden Thonschiefer, aus dem die langgestreckten, schroff abfallenden Kalkberge gleichsam wie das Rückgrat hoch emporsteigen. Da, wo der Neigungswinkel eines Abhanges zusammenfällt mit der Lagerungsschicht des Schiefers und die schützende Pflanzendecke weggeschwemmt ist, bilden sich auf der obersten Schicht gerade Risse, die das Gestein in rhomboidische Stücke zerlegen, so daß das Ganze aussieht, wie ein Plattenfließ, nur daß die Fläche nicht ganz glatt ist, sondern jedes Stück leicht gewölbt erscheint. Die Risse vertiefen und erweitern sich, bis die einzelnen Stücke sich lösen und den Abhang mit Steintrümmern bedecken. An zwei Stellen, wie mir erinnerlich ist, haben die Keradschi solche Abhänge benutzt, um schnell eine größere Höhe zu gewinnen, indem sie die Platten mit Gewalt lösten, wo es nötig war, und so eine schräg ansteigende, bequeme und natürliche Treppe herstellten, die die Pferde mit Sicherheit ersteigen.

Um 9½ Uhr — die Sonne brannte schon recht heiß — hatten wir eine Quelle an der Nordwestecke des Tomor in der Nähe des Dorfes Dardha erreicht. Man genießt von dort einen hübschen Blick nach Westen, und die weiß schimmernden Häuser der Burg von Berat riefen mir unwillkürlich die Bedeutung seines Namens, der aus Beigrad [1]), d. h. Weißenburg, entstanden ist, ins Gedächtnis.

Gern hätte ich nach dem 5½stündigen Ritte eine kurze Rast gemacht, aber die Suwari drängten zur Eile, weil die Gegend durch Räuber unsicher gemacht wäre, die in solcher Zahl anträten, daß ein möglichst schnelles und unauffälliges Reisen das beste wäre. Aus diesem Grunde trug ich auch trotz der Hitze den unpraktischen Fes.

Schweigend ritten wir um die Nordseite des steil, an manchen Stellen senkrecht abfallenden Tomor, der mit einer Höhe von 2500 m ganz Mittelalbanien beherrscht und selbst jenseits des Ochridasees noch sichtbar ist.

In der Nähe des Dorfes Kardisha senkt sich der Weg in vielen breiten Windungen, die mir das ehemalige Vorhandensein einer Straße wahrscheinlich machten, in das Tomoritathal hinab. Dieser, zur Zeit ein unscheinbarer Bach, der sich zuweilen ganz verliert, braust aber doch die ganze breite Thalsohle für sich, die über und über mit Steingeröll bedeckt ist, dessen thonig-weißes Aussehen erkennen läßt, bis zu welcher Höhe das Wasser im Frühjahre und auch im Sommer nach heftigen Regengüssen steigt. Das plötzliche Steigen des Wassers ist von einem ebenso schnellen Fallen gefolgt. Selten braucht eine Karawane mehr als drei Stunden zu warten, um das Thal passieren zu können.

Wir folgten dem Flußbette aufwärts; ließen zur Linken auf der Höhe das Dorf Dobreni liegen, indem wir so Leakes Weg kreuzten, und kamen um 1½ Uhr müde und hungrig in Tomorista an.

Ich erwartete, da es Sitz eines Kaimakams ist, ein größeres Dorf zu finden; es zählt aber kaum ein Dutzend Häuser. Doch wird hier der Markt für das ganze Thal, in dem mehrere größere Dörfer liegen, abgehalten.

Sofort nach unserer Ankunft erschien der Kaimakam und lud mich zum Kaffee ein, was ich leider annehmen mußte. Bald stellte sich heraus, daß ich schon einige Jahre früher in Katherina am Fuße des Olymp seine Bekanntschaft gemacht hatte, und so mußte ich seinem Geplauder stand halten. Er war ein schöner Mann, von vertrauenerweckendem Äußern, ein echter Türke aus Anatolien. Man findet deren häufig in Mittelalbanien als Verwaltungsbeamte, während man die Albanesen lieber in andere Provinzen schickt.

Die Ursache liegt in dem Mißtrauen, das die türkische Regierung gegen die albanesischen Mohammedaner, namentlich gegen den reichen und angesehenen Adel hat, ein Mißtrauen, das, wie ich auch aus Gesprächen mit verschiedenen der ersten Beys erkannt habe, wohl berechtigt ist. Man sucht diese Herren bei guter Laune zu erhalten, indem man selbst schreiende Übergriffe der Mächtigen gegen die arme Bevölkerung absichtlich übersieht, so daß ein leidlich gutes Verhältnis, wenigstens äußerlich, zwischen Regierung und eingeborenem Adel hergestellt ist. Daß aber bei der ersten günstigen Gelegenheit ein offener Abfall stattfinden wird, ist zweifellos, und wehe! dann der christlichen Bevölkerung, wenn die mohammedanischen Beys die höchste Gewalt in die Hände bekommen.

Der Kaimakam klagte mir, daß er seine Stellung in dem stillen Tomoritsa wie eine Verbannung empfinde und sich doch recht unbehaglich fühle. Er riet mir selbst, mangels eines passenden Unterkommens weiter zu ziehen. Da auch kein Fleisch zu bekommen war, folgte ich gern seinem Rate. Um 5 Uhr brach ich wieder auf, begleitet von einem Suwari und mehreren Fußsoldaten. Wir zogen südlich thalaufwärts, wandten uns nach einer Stunde in ein östliches Seitenthal und kamen um 7 Uhr in dem hochgelegenen Greva an.

Auf die Empfehlung des Kaimakams wurden wir sehr freundlich im Hause des Bey aufgenommen. Nach längerem Warten wurde uns ein reiches Mahl, bestehend aus Geflügel, Lamm, Reis und Kuchen aufgetragen, dem wir alle Ehre wiederfahren ließen. Fast zu rasch für meinen Appetit folgten die Gänge aufeinander. Messer und Gabel wurden nicht gebraucht, auch ich bequemte mich der Sitte an. Gesprochen wurde sehr wenig. Dem Gebrauche gemäß bediente uns der älteste Sohn des Hausherrn. Frauen erschienen natürlich nicht, sie wohnten in dem anstoßenden Hause, wo auch die Speisen zubereitet worden waren. Kaum war das Waschwasser herumgereicht, so streckte ich mich — ich saß vorher mit untergeschlagenen Beinen vor dem niederen Tische — auf dem Boden aus und war auch sofort eingeschlafen.

Um 5 Uhr des andern Morgens waren wir reisefertig. Mit dem Wirte und seinem Sohne wechselte ich die üblichen Höflichkeitsformeln und Umarmungen, gab den Knechte einen Medschidje als Bakschisch und folgte, so rasch es die Steilheit des Weges erlaubte, den schon vorausgegangenen Soldaten. Zwei Stunden brauchten wir, bis wir die Hochebene erreicht hatten. Der Blick ins Thal zeigte mir die Dörfer Greva, Straftseka, Bardsa auf der östlichen, Gjeles, Zaloschi, Perinjosi auf der westlichen Seite des Tomoritsa. Perinjosi, der einzige auf unsern Karten angegebene Ort, liegt sehr hoch auf dem Tomor und zählt nur sechs Häuser, während die übrigen Dörfer deren 60 bis 120 haben.

Die Bewohner sind arm, mit großer Mühe gewinnen sie auf den Abhängen Mais, Zwiebel, Paprika und etwas Wein. Auf der steinigen Höhe fand ich zu meinem Erstaunen auch Hafer, der äußerst selten angebaut wird, da man die Pferde mit Gerste füttert. Hier benutzt man ihn als Zusatz zum Mais, wodurch das Brot schmackhafter werden soll.

Auf der mit Gras bewachsenen, an manchen Stellen etwas sumpfigen Hochebene kamen wir rasch vorwärts. Wir

[1]) Bei den Walachen heißt es „Belarde".

Digitized by Google

wollten den Bofniaberg im Süden umgehen. Als wir nach einer Stunde die Ecke erreicht hatten, wo der Pfad nach Osten abbiegt, erwartete mich ein überraschender Anblick. Jäh stürzt der Bergabhang in schwindelnde Tiefe, gegenüber umschließt ein gleich hoher Höhenzug das obere Tomoritsathal, den Tomor mit dem Ostroritsa als Wasserscheide zwischen Devol und Osum verbindend.

Diesseits fällt das Auge auf die weißlichgrauen, fast vegetationslosen, grell-bestrahlten Kalkfelsen, von denen es sich geblendet abwendet, um mit Behagen auf dem dunkelgrünen Tannicht der jenseitigen Abhänge zu ruhen. So weit der Blick schweift, ist kein Mensch oder menschliche Wohnung zu erspähen. Raubvögel ziehen tief unter uns ihre Kreise. Ruhe, tiefe Ruhe liegt auf Berg und Thal, und wohl uns, wenn sie nicht unterbrochen wird. Das Auftauchen einer Person in der Ferne, das Schimmern einer Fustanella durch die Bäume macht, daß man unwillkürlich nach der Waffe greift. Da uns der schmale, schwer passierbare Pfad hart am Abgrunde vorbeiführte, und die zahlreichen Felsblöcke zum Hinterhalte wie geschaffen waren, brauchten wir die Vorsicht, zwei Soldaten etwa 100 m vorauszuschicken, bis wir den Abhang im Rücken hatten und in vielen Windungen ins Mazerekathal hinunterstiegen.

Im Dorfe Mazereka kamen wir um 10 Uhr an und machten Rast unter einem Baume. Die Soldaten waren sehr ermüdet, da sie noch ganz nüchtern waren und auch eines Fasttages wegen nichts genießen wollten, der Suvari wollte nicht einmal Wasser trinken, obgleich er, wie wir alle, großen Durst litt. Ein Bauer brachte uns Heu für die Pferde und erfrischende Buttermilch. Er wollte durchaus nichts dafür nehmen. Ein Restchen Brot teilte ich mit meinem Diener Naki.

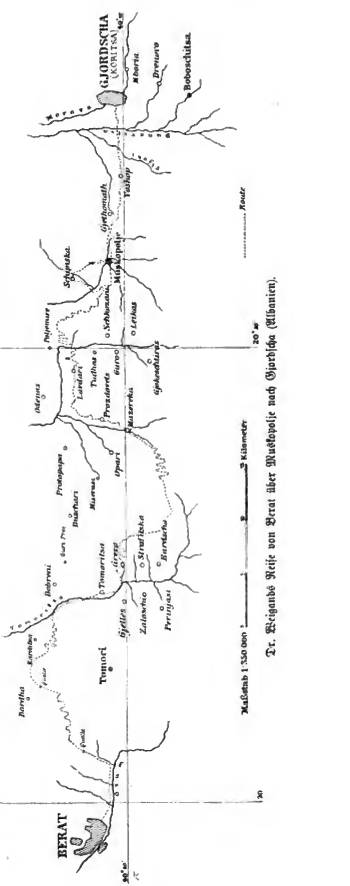
Um 11 Uhr zogen wir weiter, waren nach $1^1/_2$ Stunden in Prozhovets, von wo aus wir mit unsäglicher Mühe die Höhe erreichten. Alle mußten mit Hand anlegen, um durch Schieben und Ziehen Rakis hochbeiniges Pferd an den schroffen Felsen, in die nur einige Stufen eingehauen waren, in die Höhe zu bringen. Es war ein Pfad für Ziegen, aber nicht für Pferde. Wir waren froh, als wir den sichtlich viel betretenen Karawanenweg, der von Berat über Protopapa nach Lavdari und Gjordjscha führt, erreicht hatten.

In Lavdari, das wir um 1 Uhr 45 Min. erreichten, konnte ich zum Glücke meine ganz erschöpfte Mannschaft wechseln. Auch gab es im Han Brot, Käse und Raki. Der Müdür, ein liebenswürdiger Mann, gab mir Auskunft über die Dörfer in Dpara und ihre Entfernungen von Lavdari. Ich habe nur diejenigen eingezeichnet, die ich gesehen habe.

Um 4 Uhr zogen wir weiter; ich dachte noch vor Nacht in Muskopolje zu sein, da es knapp vier Stunden entfernt sein sollte. Begleitet waren wir von zwei kräftigen Albanesen. Nach 20 Minuten passierten wir eine Kirche, wo der Pfad plötzlich in das tiefe Thal hinunterfällt, und auf der andern Seite bemerkte ich — ich konnte mich eines Gefühls des Unbehagens nicht erwehren — eine hohe, steile Felswand, an der der Pfad im Zickzack sich in die Höhe zog.

Wir erreichten die Thalsohle da, wo ein kleiner Bach über serpentinhaltiges Gestein sich brausend ins Hauptthal stürzt, das sich in südlicher Richtung erweitert und im Gebirge verliert. Es schien gut angebaut zu sein. Die Dörfer Tudhas, Guro, Gjoleschtiros liegen auf der westlichen, Schkozani und Leikas auf der östlichen Seite.

Noch gar nicht weit hatten wir den gut angelegten Pfad an der Felswand erstiegen, als es unangenehmen Aufenthalt gab. Das Pferd meines Dieners, das nicht nur diesen, sondern auch das Gepäck zu tragen hatte, konnte nicht mehr weiter; auch als derselbe abgestiegen war, kamen wir nicht



Dr. Weigands Reise von Berat über Muskopolje nach Gjordjscha (Albanien).

Digitized by Google

vom Fleck. Wir waren in der größten Verlegenheit. Da kam eine Karawane von Malachen mit unbeladenen Pferden den Berg herab. Aber weder Geld, noch gute Worte vermochten einen, das Gepäck nach Muskopolje zu schaffen. Sie verließen uns in Eile.

Schließlich luden wir das Gepäck auf mein Reitpferd, ich führte es am Zügel und folgte dem einen Albanesen, während der andere, obwohl sehr ungern, bei Naki und dem kranken Pferde zurückblieb, um dort auszuharren oder womöglich das auf der Höhe liegende Poljemire (d. h. gute Ebene) zu erreichen. Trotz der keineswegs angenehmen Lage war keine Spur von Unwillen auf meines treuen Nakis Gesicht zu sehen.

Als wir in den Wald auf der Höhe gelangten, war es schon dämmerig, kurz darauf trat völlige Nacht ein. Bald sah ich mich gezwungen, meinem Führer den Zügel des Pferdes in die Hand zu geben, da ich kaum noch den Weg erkennen konnte. Es ging bergauf, bergab, endlich tauchen wir aus dem Walde heraus. Aber unsere Lage wurde nur schlimmer. Jetzt zogen wir an Abgründen hin auf schmalen, mit Steinen bedeckten Pfaden. In meiner kritischen Lage, ich konnte nämlich kaum noch das unmittelbar vor mir gehende Pferd erkennen, ergriff ich dessen Schweif, um wenigstens bei dem öfters vorkommenden Stolpern einen Halt zu haben. Der Führer dagegen marschierte mit einer Schnelligkeit und Sicherheit weiter, als wäre es lichter Tag. Schier endlos kam mir die Wanderung vor, aber dennoch spürte ich bei der Spannung, in der ich mich befand, nichts von Müdigkeit. Wie von einem Banne erlöst fühlte ich mich, als das sonst so lebige Hundegebell an unsere Ohren schlug. Ich machte mir auch gar nichts daraus, daß ich vor dem Eintritt ins Dorf beim Durchschreiten eines Baches ins Wasser fiel, hatte ich doch mein ersehntes Reiseziel erreicht.

Es war Mitternacht, als wir vor dem Hane standen und klopften, worauf erst die Nachtwache kam und nach

Ansicht von Muskopolje. Originalaufnahme von Dr. G. Weigand.

geraumer Weile der Handschi. In einem elenden, kleinen Zimmerchen, das sofort mit Tabaksqualm erfüllt war, ließen wir uns nieder. Kaum nahm ich mir Zeit zum Essen, so groß war mein Bedürfnis nach Schlaf. In den feuchten Kleidern und Stiefeln legte ich mich, unbekümmert um das laute Geplauder der Soldaten, die mit ihren Kameraden hereingekommen waren, nieder und schlief auf den harten Dielen, wie in dem besten Bette.

Am nächsten Tage gegen Mittag kam auch zu meiner großen Freude Naki mit seinem Begleiter und dem Pferde. Es war ihnen gelungen, Poljemire zu erreichen, und dort hatte ein kundiger Schäfer das Tier, dem unterdes der Bauch hoch angeschwollen war, in seine Behandlung genommen. Naki erzählte mir, er habe mit dem Absatze dem Pferde dreimal auf den Bauch getreten, daß das Blut herauskam, mit einem roten Steine das Zeichen des Kreuzes über die Wunde gemacht, dann dreimal auf den Stein gespieen, worauf er ihn vergrub. Nach einer Woche war die Wunde, auf die er, wie mir schien, eine Art Mennig gelegt hatte, vernarbt und das Pferd vollständig hergestellt.

Meine nächste Sorge war, ein geeignetes Unterkommen zu finden; denn in der dunkeln Zelle im Han konnte ich nicht bleiben. Der Krämer und Handschi Janaki Nazi nahm mich für die Zeit meines achttägigen Aufenthaltes in sein Haus, wo ich recht gut aufgehoben war. Für das Zimmer und den Unterhalt der Pferde zahlte ich drei Mark täglich, für meine Beköstigung hatte ich selbst oder vielmehr Naki zu sorgen, der allmählich gelernt hatte, wie man auch einen „Frenk“ befriedigen kann, was allerdings in einem Orte, wo Fleisch, Brot und Wein leicht und in gutem Zustande zu beschaffen waren, keine Schwierigkeiten bot. Während meines Aufenthaltes sammelte ich ein reiches, sprachliches Material, das uns hier nicht beschäftigen soll, wohl aber will ich, weil von allgemeinerem Interesse, einen Blick auf das heutige und frühere Muskopolje werfen.

Der Ort liegt in einer Ebene, die etwa 3 km lang, 2 km breit ist, deren Längsachse von Norden nach Süden geht. Hohe, baumlose Berge umschließen sie, deren höchster, Kosta al Manduka genannt, einen Knotenpunkt zwischen Opara- und Ostrovisa-Gebirge bildet. Am Nordostende

Digitized by Google

ist die Ebene geöffnet durch ein breites Thal, dessen Wasser am Nordrande der Ebene unmittelbar vor dem Höhenzuge hinfließt. Dieses nimmt drei Bäche, die die Ebene durchfließen, auf, vereinigt sich eine halbe Stunde unterhalb mit dem von Norden kommenden Schipiskabache und stürzt sich dann durch eine, wie mir Hirten versicherten, unzugängliche Schlucht in den Devol.

Das jetzige Dorf liegt zum größten Teile zwischen den beiden mittleren Bächen; es zählt 220 Häuser, von denen 100 von Albanesen, die übrigen von Walachen bewohnt sind. Kaum 50 altansässige Familien sind vorhanden. Die Neuankömmlinge sind Farscherioten und Albanesen; letztere nehmen beständig an Zahl zu.

Die Bewohner sind mit Ausnahme weniger walachischer Familien, die anderwärts Geschäfte haben, arm. Sie sind Hirten, Kerabschi und Handwerker; die Albanesen treiben auch etwas Ackerbau, vor dem der Walache eine unüberwindliche Abneigung hat. Um Platz für die Äcker zu gewinnen, hat man die früher die Ebene vollständig bedeckenden Steintrümmer zu hohen, breiten Wällen aufgehäuft, die die Ebene in allen Richtungen durchziehen, wie man auch deutlich auf dem beigegebenen Bilde erkennen kann. Man muß sie überklettern, will man zu den ganz vereinzelt und weit abliegenden Kirchen gelangen, die fast ebensosehr als die gewaltigen Steinmassen von einer glänzenden Vergangenheit zeugen.

Das Klima des Ortes ist angenehm, weder heiß im Sommer, noch übermäßig kalt im Winter. Die Regentage sind häufig, und der Schnee fällt oft meterhoch. Im Schatten ist es auch mitten im Sommer kühl, selbst wenn

Zwei Walachen. Einwohner von Muskopolje.

Zwei albanesische Mönche. Originalaufnahme von Dr. G. Weigand.

das Thermometer in der Sonne auf 27 bis 30° R. steigt. Ich maß am wärmsten Tage meines Aufenthaltes im Schatten nach Norden:

Uhr morgens	6	7	8	9	10	11	12	3—4	5	6	7	8 abends
Grad R.		7¾	8	11½	13¾	14¼	15½	16¼	16½	16	15	14 13.

Die verhältnismäßig hohe Temperatur in der Sonne macht es erklärlich, daß in den nach Süden geneigten Abhängen beim Kloster ein trinkbarer Wein gedeiht.

Zwei Lehrer und eine Lehrerin sorgen für den Unterricht der Kinder, die in der Zahl von 130, fast ausschließlich Walachen, die Schule besuchen. Außerdem besteht eine Kinderbewahranstalt, die von einer Lehrerin geleitet wird und 60 Kinder zählt. Der Unterricht wird möglichst in griechischer Sprache erteilt und hat die Erlernung derselben als Hauptaufgabe. Die griechische Propaganda in Makedonien und Albanien hat ihr Augenmerk ganz besonders auf die walachischen Orte gerichtet; dort hat man Schulen errichtet in so ausgiebiger Weise, wie es selbst in den Kulturstaaten nicht der Fall ist. So ist es gekommen, daß gerade die Walachen nicht nur die Träger griechischer Bildung in jenen Gegenden, sondern auch die feurigsten und fanatischsten Kämpfer für den Hellenismus geworden sind, die Geld und Gut und selbst ihr Gewissen opfern, zur Verwirklichung der großgriechischen Ideen.

Erst Ende der sechziger Jahre hat sich in der walachischen Bevölkerung der Wunsch rege gemacht, in der eigenen Sprache Unterricht und Gottesdienst zu hören, und seitdem sind in einer ganzen Anzahl von Gemeinden auch nationale Schulen entstanden, die aber bis jetzt nur in wenigen Orten, wie Ochrida, Gopesch, Molovischta, Pljasa, die Oberhand über die Griechischgesinnten gewonnen haben, während in den andern Orten ein erbitterter Kampf entbrannt ist, in dem auf beiden Seiten die Grenze des Anständigen und Erlaubten oft überschritten wird. Im allgemeinen läßt

Digitized by Google

sich sagen, daß die nationale Partei namentlich unter der ärmeren, der Hirtenbevölkerung beständig Fortschritte macht, während die wohlhabenden Kaufleute unentwegt an der griechischen Sache festhalten. Wie ich jüngst erfuhr, ist nun auch in Muskopolje eine walachische Schule errichtet worden, so daß nun auch dort der so häßlich geführte Kampf um den Besitz der Kinder ausbrechen wird.

Ebensowenig wie an Schulen ist an Kirchen Mangel; ich zählte deren an zwanzig, so daß auf etwa zehn Häuser eine Kirche kommt. In beständiger Benutzung sind allerdings nur drei, die übrigen werden nur am Tage des Patrons geöffnet. Sie stammen sämtlich aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Die älteste ist die des heil. Freitag (eigentlich die heil. Freitag), die auf dem Wege nach dem Kloster liegt, aus dem Jahre 1650.

Die Hauptkirche zur „Himmelfahrt“ ist die schönste; sie hat einige Glasleuchter, die sicher aus Venedig stammen. Es seien ferner genannt die des „heil. Nikolaus“, des „heil. Athanas“, des „Propheten Elias“ von 1763, die „heil. Erzengel“, der „heil. Dreieinigkeit“ und zur „geheimen Offenbarung Johannes des Theologen“. Die übrigen sind kleiner; einige von ihnen drohen in Trümmer zu fallen.

Auch eine Bibliothek befindet sich in Muskopolje, von der ich große Erwartungen hegte. Als man mich nach langem Zögern hinführte, fand ich in einem Zimmer neben der Kirche des „heil. Nikolaus“ etwa 2000 Bände in griechischer, deutscher und lateinischer Sprache, meist aus diesem Jahrhundert in Wien und Leipzig gedruckt, einige ältere Ausgaben griechischer und lateinischer Klassiker, aus Venedig stammend. Auf mein Nachfragen erfuhr ich, daß sämtliche Bücher vor etwa dreißig Jahren von dem verstorbenen Baron Sina in Wien seiner Vaterstadt Muskopolje zum Geschenk gemacht wurden.

In der Kirche des heil. Nikolaus befindet sich ein auf Pergament geschriebenes Evangelium, das in seiner Ausführung sehr dem in der Kirche der heil. Maria zu Berat befindlichen gleicht. Beide sind neueren Datums.

Etwa zwanzig Minuten von Muskopolje nach Norden liegt auf halber Höhe des Berges das dem heil. Johannes dem Vorläufer geweihte Kloster, das von zwei albanesischen Mönchen bewohnt wird, deren Gesichtsausdruck, wie man an dem beigegebenen Bilde erkennen kann, gewiß keine Intelligenz verrät; daß sie gern trinken, zeigen ihre Nasen; wenn ich hinzufüge, daß sie auch faul, schmutzig und verlogen sind, so hat man das Bild des Durchschnittsmönches im Inneren der Türkei. Ihre einzige Tugend besteht darin, daß sie jeden Ankommenden ohne Ansehen der Person gastfrei bewirten, und diese Tugend übten sie auch an mir in vollendeter Weise.

Mein erster Gang war in die Kirche, die nach einer Inschrift im Jahre 1659 vollendet wurde. Sie bietet nichts von Interesse, auch eine Durchsicht der Bücher blieb erfolglos. Wohl aber fand ich in dem Zimmer des einen Mönches einen hochinteressanten Holzschnitt, den ich gern erworben hätte. Aber die Mönche wollten ihn, obwohl sie noch ein Exemplar hatten, nicht hergeben. Am folgenden Tage forderten sie zehn, dann fünf Lira (etwa 100 Mark); ich begnügte mich aber mit einer Photographie, die auch ihre Dienste that[1]).

Wie die mittlere untere Schrift lehrt, ist das Bild von Andrea Tirka zur Totenfeier und zur Vergebung seiner Sünden dem Vorläufer und Täufer Johannes gewidmet. Wien 1767 in September.

Entworfen ist das Bild von Theodor Sina Krudi, der gewiß Muskopolje kannte, sonst hätte er nicht so getreu den landschaftlichen Teil zeichnen können; der Name ist walachisch, ebenso der des Stifters.

In der Mitte sind Maria und Johannes dargestellt, die 17 Vignetten darum enthalten Szenen aus dem Leben des heil. Johannes. Rechts unten sehen wir „Moschopolis“ mit seinen Kirchen und zweistöckigen Häusern, durchflossen von den drei Bächen, die sich links mit dem größeren Bache vereinigen. Über denselben führt oberhalb eine Brücke in der Richtung nach „Koritsa“, das durch wenige Häuser angedeutet ist, in deren Mitte auch ein Minaret hervorragt. Die zweite Brücke, sie ist etwa 8 m hoch, neben der links die Kirche des heil. Freitag zu erkennen ist, führt nach dem Kloster des heil. Johannes, das ein großes Viereck bildet, in dessen Mitte die Kirche liegt. Auch die Quelle am linken Ende des Klosters war damals schon überdant, jetzt hat man ein Säulchen darüber angelegt, in dem sich das zweite Exemplar des Bildes befindet. — Eine dritte Brücke, die auch noch erhalten ist, zeigt sich weiter unterhalb an der Einmündung des Schipiskabaches, dem nach Norden folgend wir nach Schipiska gelangen, das auf dem Bilde „Sipischa“ geschrieben ist. Wir sehen, daß auch dieses ein bedeutender Ort war und auf beiden Seiten des Baches lag, über den eine nicht mehr erhaltene Brücke führte.

Links unten bemerkt man noch das Kloster St. Naum, Ochrida, Elbassen, Bitolia in der entsprechenden Lage. In der Ecke rechts unten sieht man einige Häuser mit Kirche, worüber „Elagrad“ steht, wahrscheinlich verschrieben für „Belgrad“, d. i. Berat.

So zeigt uns das Bild die Ausdehnung der Stadt zur damaligen Zeit und auch die Größe von Schipiska, das ich noch nie hatte nennen hören. Ich besuchte das Dorf in Begleitung des auf dem Bilde neben den Mönchen stehenden walachischen Hirten, sowie des jungen Burschen in der Tracht der walachischen Kaufleute.

Wir nahmen unsern Weg über die Höhe hinter dem Kloster und kamen nach dreiviertelstündigem Marsche dort an. Das Dorf zählt jetzt dreißig Häuser. Die Bewohner sind sämtlich Walachen, die der Mehrzahl nach zum Stamme der Farscherioten gehören und von Schafzucht leben. Die Frauen sprechen nur walachisch, während in Muskopolje alle auch des Albanesischen mächtig sind.

Man führte mich zu einem Manne, der angeblich über hundert Jahre alt sein sollte. Sein ältester Sohn, der, wie das meist der Fall ist, sein Alter nicht genau kannte, schien ein hoher Siebziger zu sein. Als ich den Alten mit „Guten Tag, Großvater“ anredete, fing er bitterlich zu weinen an. Unter Schluchzen klagte er mir dann, daß ihn schon lange niemand so angeredet habe, seine Söhne wären so schlecht gegen ihn, daß sie ihm nicht satt zu essen gäben. Das wurde auch bestätigt, daß hinzugefügt, daß er gerade so gegen seinen eigenen alten Vater gehandelt habe.

Über die Vergangenheit Schipiskas befragt, teilte er mit, daß es früher 6000 Häuser gezählt habe, daß seine jetzt zwanzig Minuten entfernte Kirche mitten in der Stadt gestanden habe, und daß jenseits des Baches gerade so viele Häuser gewesen wären als diesseits. „Erst als Muskopolje anfing, groß zu werden, wurde Schipiska klein“, fügte er hinzu, so habe er von seiner Großmutter gehört, und die habe es noch gesehen.

Daß Schipiska im vorigen Jahrhundert noch zu beiden Seiten des Baches gelegen hat, wird und ja auch durch das Bild vom Jahre 1767 bestätigt, und die zahlreichen kleinen Erhebungen auf dem jenseitigen Abhange, der jetzt mit Haselgesträuch bewachsen ist, zeigen zweifellos, daß darunter die Trümmer von Häusern ruhen. Ferner sieht man am Bache selbst eine Anzahl zerfallener Mühlen; auch der

[1]) Zu einer Wiedergabe an dieser Stelle genügte leider die Photographie nicht.

Digitized by Google

durch das Thal führende breite Weg, sowie die feste Brücke an seinem Ausgange weisen darauf hin, daß früher ein lebhafter Verkehr sich dorthin gewandt haben muß, nach einem Orte, der, was die Lage betrifft, dem Ideal des Walachen entspracht: auf steilem Abhang gelegen, ringsum Wald und Wiese, kaltes Wasser in Hülle und Fülle und reine, frische Luft. Aer bun ši ap-aratse (aer bonus et aqua recens), preist er in erster Linie von seiner Heimat.

Hören wir nun, was uns aus der Vergangenheit von Muskopolje berichtet wird. Da wir nur ungenügende oder nicht erschlossene schriftliche Nachrichten haben, sind wir im wesentlichen auf die Tradition angewiesen. Diese meldet, daß Muskopolje im Anfange des 16. Jahrhunderts gegründet worden sei. Wenn Hahn (Trin und Vardar 292) die in der Landschaft Groß-Devol zerstörte Stadt Boskop mit Muskopolje, das auch Buskopolje genannt wird, für identisch hält, so irrt er damit zweifelsohne. Wie ich weiter unten zeigen werde, existiert dieses Boskop heute noch. Pouqueville (II, 392) läßt Muskopolje im 11. Jahrhundert auf den Trümmern einer antiken Stadt „Mosches" von walachischen Hirten gegründet werden, die ihr den Namen „Boschópolis", das ist „Hirtenstadt", gaben.

Es bedarf wohl nicht des Nachweises, daß das ein bloßes Phantasiegebilde ist. Hirten gründen nicht mit einem Male eine „Stadt", kennen auch nicht das Wort „*πόλις*", sondern höchstens „*πολιτεία*" und dann, was die Sache ganz unhaltbar macht, heißt die Stadt gar nicht „Boskópolis", sondern „Muskopólje", oder wie die Albanesen sagen, „Muskopóje", und dieses Wort ist slawischen Ursprungs und bedeutet „Moschusebene". Wie ich schon angegeben habe, liegt die Stadt in der Ebene, und dort erscheint in der That im Frühjahre eine stark riechende Blume, die von den Bewohnern „Moshu" genannt wird. Als im vorigen Jahrhundert die Schule von Muskopolje in so hoher Blüte stand, und Gelehrte wie Chalkeus, dem eine in Venedig 1695 gedruckte Akoluthie des heil. Naum gewidmet ist, der Priester Daniel, der Verfasser der berühmten viersprachigen Exegoge, der Mönch Gregorios der Verfasser sämtlicher in Muskopolje gedruckter und erhaltener Bücher, Mandula, Bischof von Kastoria, Joasaph, Patriarch von Ochrida, Kavallioti, der Verfasser des durch Thumann erhaltenen walachischen Wörterverzeichnisses, der auch mit zu den Gründern der 1750 neu eröffneten Schule gehört, sich namentlich mit altgriechischen Studien abgaben, da erfand man den Namen „*Μοσχόπολις*" und druckte und schrieb „*ἐν Μοσχόπολει*".

Was nun die Form mit dem anlautenden „V" betrifft, die auch vorkommt — ich hörte sie z. B. in Kruschevo —, so stammt sie von dem schon oben erwähnten Boskop her, das am Fuße der Berge nach der Ebene von Gjordscha zu liegt, heute von Albanesen, früher von Walachen bewohnt war, die sich zur Blütezeit von Muskopolje dorthin wandten, wobei dann allmählich die Herkunftsnamen „Muskopolean" und „Buskopolean" vertauscht wurden, und eine neue Form „Buskopolis" gebildet wurde.

Die in Muskopolje gedruckten Bücher sind ziemlich selten. Ich fand deren in Ochrida 1. in der rumänischen Kirche aus dem Jahre 1741; 2. im Privatbesitze von Anastas Bodsi von 1740; 3. in der Kirche St. Kliment 1741, 1742, ferner im Kloster St. Naum sieben Exemplare, außerdem in Muskopolje in der Kirche des heil. Johannes des Theologen zehn Exemplare, sehr gut erhalten, zum Teil noch gar nicht benutzt. Es sind dieselben Bücher wie in St. Naum, d. h. Akoluthien von Heiligen, die an ihren Namenstage gefeiert werden. Sie sind gedruckt in den Jahren 1740 bis 1744, in dem noch wohl erhaltenen Gebäude neben der Kirche des heil. Johannes des Theologen. Die Typen sollen nach St. Naum gekommen sein, sind aber dort nicht aufgefunden. In der Nähe der Kirche stand auch die berühmte Schule, die jetzt vollständig in Trümmern liegt. Den Fundamenten nach zu urteilen, war es ein lang gestrecktes Gebäude.

Es bleibt uns noch die Frage zu erörtern, ob die Stadt wirklich so groß gewesen ist, wie die Tradition meldet: sie soll nämlich 12000 Häuser zur Zeit ihrer höchsten Blüte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gezählt haben. Der Raum der Ebene ist kaum ausreichend für eine so große Anzahl Häuser, selbst wenn sie dicht gestanden haben und ebenso groß gewesen sind, als die heutigen. Diese sind keine elenden Hütten, wie Ponqueville sagt, sondern zum größeren Teil zweistöckige, in Steinen aufgeführte Häuser, deren mehrere oft von einer gemeinschaftlichen Hofmauer umschlossen sind. Die Thüren und Thore haben meist Rundbogen, in den älteren Häusern findet man auch im Innern des Hofes eine durch Säulen getragene ringsum laufende Veranda, wie z. B. in dem meines Wirtes Janaki Nazi. Auf dem alten Holzschnitt erkennen wir, daß damals die Häuser zweistöckig waren und die Ebene vollständig ausfüllten. Etwas Genaueres dagegen über die Zahl könnten wir allenfalls durch die erhaltenen Steuerlisten, die sich in Konstantinopel befinden sollen, erfahren.

Wie bedeutend aber die Volksmenge gewesen sein muß, geht aus den zahlreichen Wasserleitungen und Brunnen hervor, die zum Teil noch jetzt im Gebrauch sind. Ich fand in dem südwestlichen Seitenthale allein vier Leitungen in Thonröhren, von denen zwei noch benutzt werden. An Wasser war sicherlich kein Mangel, wenn wir auch die Zahl auf 60000 Bewohner annehmen.

Wir können ja auch verfolgen, wo sie hingekommen sind. Die Walachen von Berat, Fieri, Monastir, Kruschevo, Megarovo, Trnovo, Serreé, Salonichi, und zwar nur jene, die von Muskopolje stammen, betragen allein über 20000. Außerdem findet man in sämtlichen größeren Städten der Türkei und Griechenlands, in Oesterreich-Ungarn und Rumänien, selbst in Rußland und Ägypten Nachkommen der Bewohner der in der barbarischsten Weise mehrere Male zerstörten Stadt, die durch Handel und Wissenschaft so hervorragte, daß sie ohne Zweifel die erste im Inneren der Balkanhalbinsel war, die auch von den Bischöfen von Berat und Durazzo als Sommerresidenz benutzt wurde.

Der Reichtum der Bewohner reizte die Habgier der albanesischen Beys, und unversehens brachen ihre wilden Horden im Jahre 1769 in das friedliche Bergthal, mordeten, plünderten und verwüsteten in so schrecklicher Weise, daß ein gelehrter Mönch des Klosters entsetzt klagen konnte: „O, Muskopolis! o, Muskopolis! Wo ist deine Schönheit? Wo ist deine schöne Gestalt, die du um das 17. Jahrhundert hattest?"

— „Die Verruchtesten der Sterblichen brachten mir das Verderben." — „Möge dir der Herr deine frühere Schönheit wiedergeben auf die Fürbitte des heil. Johannes."

(*ὦ Μοσχόπολις, ὦ Μοσχόπολις, ποῦ τὸ κάλλος σου; ποῦ ἡ μορφή σου, ἣν περὶ τὸν ΙΖ. αἰῶνα εἶχες; — Ἐχθιστοι μερόπων προῄξειναάν με τὸν ὀλίθριον! — Δώη σοι ὁ Κύριος τὴν προτέρου σου μορφὴν προσβίαιε τοῦ τιμίου Προδρόμου!*) Diese Worte finden sich aufgezeichnet in einem Kodex, der im Kloster aufbewahrt wird.)

Sein Wunsch ging nicht in Erfüllung. Auf diese erste Zerstörung folgten noch mehrere andere, die die Bewohner zwangen, sich anderwärts anzusiedeln, und zu Ali Paschas Zeiten wurde der letzte Rest von Wohlstand vollends vernichtet.

Auch im Volksliede hat sich das Andenken an den Überfall erhalten und zeigt uns, daß er bei dem Widerstande der

Digitized by Google

Bevölkerung, die doch zum Teil auch aus waffengewohnten Kerabschi und Hirten bestand, nicht gleich die vollständige Vernichtung der Stadt zur Folge hatte. Das Lied wurde mir von dem alten Tschelnik Anastas Nikola Balamatsche aus Pljasa bei Gjordschа in walachischer Sprache mitgeteilt; es lautet in wörtlicher Übersetzung: Ein Tausend Albanesen und ebensoviel Kleinasiaten ziehen aus, um Linotope[1]) zu vernichten, Linotope und Nikolitsa[1]), die Hälfte von Muskopolje. Muskopolje wird nicht zerstört, denn alle dort sind auserwählte, tapfere Gesellen, sowohl die Verheirateten, wie die Unverheirateten; auch giebt es unverheiratete Mädchen, die den Männern zu Hilfe kommen.

„Komm hierher, mein Mädchen,
Mit den Patronen in der Schürze,
Denn diese Nacht ist gar schlimm."

[1]) Linotopi, Nikolitsa sind zerstörte walachische Dörfer, an deren Stelle sich jetzt einige albanesische Familien angesiedelt haben.

Donnerstag den 5. September nachmittags vier Uhr verließ ich, von Naki und einem Saptjé begleitet, den mir lieb gewordenen Ort. Nach einer Stunde erreichten wir das zeigend gelegene albanesische Dorf Gjitho-math. Dort teilt sich der Weg, der eine hält sich mehr auf der Höhe, der andere führt in ein Thal, beide führen nach Gjordschа. Auf ersterem gelangten wir um 5 Uhr 45 Minuten nach dem oben erwähnten Bostop, einem kleinen, von mohammedanischen Albanesen bewohnten Dorfe, wo uan in die Ebene von Gjordschа eintritt. Beim Weiler Turana durchschritten wir den Dunawetsi und gelangten um 7½ Uhr nach Gjordschа, einer aufblühenden, reinlichen Stadt mit 1500 Häusern, deren Bewohner, etwa 12000 an der Zahl, christliche und mohammedanische Albanesen sind. Walachische Familien sind etwa 130 vorhanden, darunter 50 von Muskopolje. In dem Hause des walachischen Lehrers und Pfarrers Haralambie wurde ich gastlich für die Dauer meines sechstägigen Aufenthaltes aufgenommen.

Die Sprachgrenzen in Schleswig.

Von Dr. R. Hansen. Oldesloe.

Einer der interessantesten Sprachkämpfe spielt sich in der nördlichsten deutschen Grenzmark im Herzogtum Schleswig ab: es stoßen auf der schmalen Halbinsel drei germanische Sprachen, das Deutsche, Friesische und Dänische, aneinander. Von diesen ist das Friesische dem Untergange geweiht, schon weil es ohne eigentliche Litteratur und deshalb auch nicht Schul- und Kirchensprache ist; der Kampf der beiden andern Sprachen ist deswegen ein recht eigentümlicher, weil sowohl im Deutschen wie im Dänischen zwei verschiedene Dialekte, die untereinander recht abweichend sind, am Kampfe teilnehmen: der nordschleswigsjütische Dialekt ist Umgangssprache des größten Teiles der dänisch redenden Bevölkerung, Schul- und Kirchensprache ist das Schriftdänische, dem der auf den Inseln und einem Teile Ostjütlands gesprochene Dialekt zu Grunde liegt; im deutschen Gebiet ist Plattdeutsch überwiegend die Verkehrssprache, die Sprache der Schule und der Kirche ist das Hochdeutsche, das von dem Plattdeutschen noch verschiedener ist, als das Plattdänische von der dänischen Schriftsprache. So konkurrieren an manchen Stellen vier, ja im friesisch-deutsch-dänischen Grenzgebiet fünf germanische Dialekte, was die Arbeit der Volksschullehrer wesentlich erschwert.

Über die Grenze der verschiedenen Sprachgebiete ist seit Beginn des deutsch-dänischen Streites, d. h. seit dem Anfange des 5. Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts, eine größere Reihe von Untersuchungen veröffentlicht, bei denen teilweise der politische Zweck im Vordergrunde stand, so daß die Berechnungen des Anteils der einzelnen Sprachen von der Einwohnerzahl keineswegs miteinander übereinstimmen. Die zuverlässigste für das Jahr 1864, das Ende der dänischen Herrschaft, ist wohl die von Richard Böckh; er rechnet zum dänischen Sprachgebiet 119941, zum deutschen (inkl. friesisch) 237515, zum gemischt dänisch-deutschen 44469. Die jetzigen Sprachverhältnisse behandelt auch das eingehendste der Verfasser der vorliegenden Abhandlung[1]), Amtsgerichtsrat Adler in Flensburg; die auf sorgfältigen Erkundigungen beruhende Untersuchung läßt an Unparteilichkeit und Genauigkeit kaum etwas zu wünschen übrig; die Forschungen besonders in dem gemischten Gebiete sind so eingehend, daß kein Zweifel an der Richtigkeit der gewonnenen Ergebnisse bleiben kann. Die Hauptergebnisse der Adlerschen Forschungen sind bereits veröffentlicht von Dr. E. Wasserzieher, „Die Sprachgrenze in Schleswig", Bericht des freien deutschen Hochstiftes, Frankfurt a. M., 1890, Heft 2 und mit den gleichzeitigen dänischen Publikationen verglichen von P. Langhans in Petermanns Mitteilungen 1890, S. 247 bis 249.

Der Verfasser giebt zunächst einen Überblick über die geschichtliche Entwickelung der sprachlichen Verhältnisse des Landes. Die schwierige Frage nach der Herkunft und den ursprünglichen Wohnsitzen der Angeln wird dabei nicht erörtert[1]), sondern Adler beginnt mit der Zeit der Auswanderung der Angeln und Sachsen nach England. Richtig ist jedenfalls, daß die durch diese Auswanderung herbeigeführte teilweise Entvölkerung des Landes ein Nachdrängen der Jüten, von denen bekanntlich auch Abteilungen mit nach England zogen, erleichterte. Die Jüten, ein nicht rein skandinavischer, sondern den Angeln verwandter Stamm, besetzten die Halbinsel bis an die durch die Schlei und das sumpfige Treenethal gebildete Einschnürung, mischten sich mit den Angeln in der noch jetzt Angeln genannten Halbinsel, drängten die Friesen, die höchst wahrscheinlich schon damals den westlichen Teil Schleswigs und die Inseln bewohnten, zurück und sind auch über jene Einschnürung in den südlichsten Teil Schleswigs vorgedrungen, in dem sie sich mit sächsischer und wendischer Bevölkerung vermischten. Dänische Ortsnamen, wie die auf by, lassen dies zweifellos erscheinen[2]).

Mit Karl dem Großen begann die deutsche Sprache wieder nordwärts vorzudringen, und zwar der altsächsische Dialekt. In den beiden Jahrhunderten, wo die politische Grenze an der Schlei lag, wird das Gebiet der dänischen Mark wohl schon ganz deutsch geworden sein. Das von Deutschland eingeführte Christentum, die langjährige Zugehörigkeit zum Erzbistum Hamburg-Bremen, die allmählich sich anbahnende und schließlich herbeigeführte Vereinigung Schleswigs mit Holstein, die wieder von Deutschland ausgegangene Reformation halfen

[1]) Dr. von Asmussen im „Globus" 1869, Bd. 56, S. 105 ff. aufgestellten Vermutungen erscheinen mir in manchen Punkten sehr bedenklich. Vgl. übrigens die Abhandlung von A. Sach im Osterprogramm von Hadersleben 1882.

[2]) Sind Jüten auch mit nach dem Thüringischen gewandert? Vgl. die Orte Bardy und Brumby in der Nähe der Saalemündung.

[1]) H. O. C. Adler, Die Volkssprache in dem Herzogtum Schleswig seit 1864. Mit 1 Karte. Zeitschrift für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte, Jahrg. 1891, 1 bis 137.

Digitized by Google

das Gebiet der deutschen Sprache ausdehnen, die besonders dem Friesischen einen nicht unbeträchtlichen Teil seines ehemaligen Besitzes raubte, Eiderstedt und später die Inseln Nordstrand und Pelworm. Die Verwandtschaft des Plattdeutschen, das bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts nicht bloß Verkehrs-, sondern auch Kirchen-, Schul- und Schriftsprache war, mit dem Friesischen und Plattdänischen, wie ich den jütisch-nordschleswigschen Dialekt kurz nenne, erleichterte diese Eroberung. Die dänische Regierung hinderte das Vordringen des Deutschen zunächst nicht im mindesten; das schlimmste Hemmnis eines weiteren Fortschrittes war das Eindringen einer neuen Kirchen- und Schulsprache, des Schriftdeutschen, das dem Plattdänischen viel ferner steht als das Plattdeutsche. Seitdem im 17. Jahrhundert das Plattdeutsche seine frühere Bedeutung einbüßte, erfordert die Verdeutschung einer dänischen Gemeinde das Verständnis zweier neuer Sprachen, des Hochdeutschen für die Kirche, des Plattdeutschen für das tägliche Leben. Trotzdem gewann das Deutsche langsam Boden. Bis in das 4. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wollzog sich die Entwickelung ohne eigentlichen Kampf; dieser entstand erst 1840, als Dänemark seine Versuche begann, durch Danisirung des Landes sich die Provinz zu retten, die es wegen des

Die Sprachgebiete in Schleswig. Nach Adler.

drohenden Aussterben der männlichen Linie seines Herrscherhauses zu verlieren fürchtete. Trotz oder vielmehr gerade wegen des rücksichtslosen Vorgehens der Dänen, besonders in den Jahren 1851 bis 1863, gewann das Deutsche; in einem großen Teile der Grenzgebiete, auch wo vorwiegend dänisch gesprochen wurde, herrschte nach den Ereignissen von 1848 keine dänische Gesinnung, und dem Bestreben, durch die Schule das Dänische zu verbreiten, hielt der passive Widerstand der Einwohner völlig die Wage. Um 1864 war daher Angeln fast ganz dem deutschen Sprachgebiet gewonnen.

Adler geht dann über zur Behandlung der sprachlichen Verhältnisse im Jahre 1889, in dem er seine Erkundigungen hat anstellen lassen. Mit seinen Totalergebnissen vergleiche ich gleich die vom letzten dänischen Bearbeiter der Frage, Candidaten H. P. Clausen in seinem Sprogkört over Sönderjylland und dem beigegebenen Texte (Beilage zu unsern dänischen Blättern, besonders Nordschleswigs 1889) veröffentlichten Aufstellungen. Clausen zählt (vergl. die Berechnung von Langhans Peterm. Mitt. a. a. O.) 199 810 rein deutsch, 149 670 rein dänisch, 60 660 gemischt redende Bewohner; dabei ist das Friesische dem deutschen Sprachstamme zugerechnet. Adler rechnet von den 401 062 Bewohnern (reichlich 9000 weniger als bei Clausen-Langhans, weil er die zum Kreise Rendsburg gehörenden Teile des Herzogtums Schles-

Digitized by Google

wig nicht mitzählt, die natürlich rein deutsch sind) zum Gebiete der deutschen Sprache 208 529, der dänischen 117 287, der friesischen 25 964 (gemischt mit deutsch und in einzelnen Teilen mit dänisch), zu dem gemischt deutsch-dänischen Gebiete 49 282.

Vergleichen wir nun die kartographischen Darstellungen Adlers und Clausens, so fällt zunächst auf, daß Adler das von diesem mit „dänisch im Aussterben" bezeichnete Gebiet ganz zum deutschen Gebiete rechnet. In der That kann man diese Gemeinden kaum noch zu dem gemischten Gebiete zählen; dänisch verstehen nach Adlers Forschungen dort in der Regel 1) die, welche sich vor 1848 verheirateten und damals dänisch sprachen, 2) die, welche von 1851 bis 1864 dänischen Schulunterricht hatten, 3) meistens auch die, welche nach 1848 sich verheiratet, aber noch rein deutschen Schulunterricht genossen haben, 4) vereinzelte von denen, die seit 1864 ins schulpflichtige Alter getreten sind; gesprochen wird dänisch fast nur von einigen der 1. Gruppe, wenn Mann und Frau unter sich sind; mit andern spricht man plattdeutsch. Ausnahmsweise wird also noch von etwa 300 Personen dänisch gesprochen in den Gemeinden Neukirchen, Steinberg, Quern, Grundhof, Glücksburg, Munkbrarup, Rüllschau, Husby, Hürup, Groß- und Kleinsolt, Oversee, Sieverstedt, Eggebek und Jörl.

Die eigentliche Sprachgrenze, d. h. die Linie, von der südlich die Mehrheit deutsch, resp. friesisch, nördlich dänisch spricht, verläuft nach Adler so (die aufgezählten Orte gehören zum überwiegend dänischen Gebiete): Kollund (an der Flensburger Föhrde), Niehuus, Harrislee, Gottrupel, Unasten, Wallsbüll, Meyn, Großenwiche, Oxlund, Sillerup, Lindewitt, Schafflund, Bärenshöft, Sprakebüll, Achtrup, Büllsbüll, Karrharde (hier beginnt die dänisch friesische Grenze), Klixbüll, Bosbüll, Fegetasch, Friedrichskoog. Die stärkste, deutschförmige Ausbuchtung nach Süden zeigt diese Linien zwischen Wallsbüll und Schafflund.

Zwischen dieser Linie und der folgenden (die genannten Orte sind gemischt): Flensburg, Weding, Hanrup, Wanderup, Stieglund, Pobüll, Sollwitt, Bondelum, Bahrendorf, Borlund, Hoxtrup, Spinkebüll, Högel, Soholm, Stadum, Leck, Karrharde, liegt der Teil des gemischten Gebietes, in dem das Deutsche vorherrschend ist. Deutsch sprechen hier die meisten Kinder unter sich und die jüngeren Leute, dänisch ein größerer oder geringerer Teil der älteren; deutsch wird von den Eltern mit den Kindern meistens auch da gesprochen, wo der Prozentsatz der deutsch und dänisch Sprechenden ziemlich gleich ist; auch in einigen Ortschaften nördlich von der eigentlichen Grenzlinie, bewohnt in dem Beutel von Großenwiche wird mit den Kindern deutsch gesprochen, doch seltener nach deren Konfirmation. Am schwierigsten ist die Grenze in den Kirchspielen Nordhackstedt und Joldelund zu ziehen; hier überwiegt die Zahl der rein deutschen Einwohner die Zahl der rein dänischen sehr wenig, die größte Mehrzahl ist zweisprachig. In Joldelund sind z. B. 22 deutsche, 25 dänische Familien, die aber weniger Angehörige haben als die 22 deutschen, 116 sind zweisprachig; in Nordhackstedt sprechen 25 Familien deutsch, 50 dänisch, 137 beide Sprachen, 1 friesisch; überwiegend ist das Dänische aber nur in einem Orte, Schafflund. Adler zieht diese Kirchspiele außer Schafflund zum deutschen Gebiete, Clausen zum dänischen; jenes ist richtiger, wenn auch das Übergewicht des Deutschen sehr geringfügig ist.

Ehe ich nun zu den gemischten Distrikten nördlich von der eigentlichen Sprachenscheide übergehe, will ich das Gebiet der friesischen Sprache behandeln. Diese steht, wie erwähnt, am ungünstigsten in dem Kampfe; sie ist nirgends Kirchen- und Schulsprache und ist daher nur an sehr wenigen Orten alleinige Verkehrssprache; seitdem 1888 die Eisenbahn das festländische, friesische Gebiet durchkreuzt, wird das Deutsche entschieden noch mehr Fortschritte machen: auf den Inseln trägt der stets zunehmende Besuch der Seebäder auf Sylt, Föhr und Amrum ebenfalls zur Ausbreitung des Deutschen bei: die Grenzlinien gegen das Dänische bis Karrharde ist oben angegeben; von da verläuft sie so weiter (die genannten Orte sind überwiegend friesisch): Ostichnatebüll, Klintum, Enge, Schardebüll, Dörpum, Bordelum [1]), Ebüll, Ockholm. Von den Inseln zieht Adler zum friesischen Gebiet: Nordstrandisch moor, Hoyge, Hamburger Hallig, Habel, Gröde, Oland, Nordmarsch, Amrum, Föhr (außer Buk und Nieblum), endlich Sylt außer der Nordspitze mit dem Dorfe List, wo Dänisch überwiegt. Außerdem ist im Kirchspiele Dreisdorf, nördlich von Husum, mit den Ortschaften Dreisdorf, Bohmstedt und Almdorf das Friesische überwiegend; ein starker Prozentsatz von friesisch Sprechenden findet sich auch in den Kirchenspielen Schobüll, Hattstedt, Breklstedt und Breklum.

Über die friesischen Inseln hat ziemlich gleichzeitig mit Adler auch Christian Jensen (in Dvenum auf Föhr), ein größeres Werk veröffentlicht: „Die nordfriesischen Inseln", Hamburg, Verlagsanstalt Actiengesellschaft, 1891; ich trage daraus einiges zu Adlers Angaben nach. Rein friesisch zeichnet Adler die Insel Amrum, spricht aber doch von einigen, etwa 10 bis 15 Familien von 159, mit plattdeutscher Umgangssprache; Jensen rechnet 15 plattdeutsche, 4 hochdeutsche, 140 friesische. Wenn auch die deutsch Redenden meistens Eingewanderte sind, so muß man doch die Insel zu den Teilen rechnen, die 10 bis 25 Proz. Deutsche enthalten. Auf Föhr sind die Orte Wyk und Nieblum größtenteils plattdeutsch; rein friesisch nur einige Ortschaften im Westen der Insel. Nach Jensen wird in 528 Haushaltungen friesisch, in 549 plattdeutsch, in 38 hochdeutsch, in 33 gemischt gesprochen, das Deutsche überwiegt bei der Mehrzahl der Bewohner, nicht in der Mehrzahl der Ortschaften. — Auf Sylt ist Friesisch noch die überwiegende Verkehrssprache, wenn auch die meisten deutsch verstehen und gewöhnlich auch fließend sprechen. List und Ellenbogen haben eine schwache dänische Mehrheit, nach Adler 39, die Dänisch, 21, die Friesisch, 21, die Deutsch als Umgangssprache verwenden; Jensen rechnet 8 dänische, 2 friesische, 3 deutsche Haushaltungen. Auf der ganzen Insel wurde 1889 nach Jensen in 498 Haushaltungen friesisch, in 25 plattdeutsch, in 44 hochdeutsch, in 47 dänisch, in 149 friesisch gemischt mit plattdeutsch (in 66) oder hochdeutsch (in 56) oder dänisch (in 27 Familien) gesprochen. — Nordstrandischmoor zeichnet Adler als überwiegend friesisch, führt aber übereinstimmend mit Jensen 4 plattdeutsche und 3 friesische Familien auf; da nach Jensen auch die 5 Schulkinder sämtlich im Hause plattdeutsch sprechen, so muß man die Insel doch schon als überwiegend deutsch ansehen.

Das gemischteste Sprachgebiet ist das, wo Deutsch, Dänisch und Friesisch mit einander konkurrieren, da die beiden ersten Sprachen die letztere zu verdrängen suchen. Vor allem ist dies der Fall in der Wiedingharde, einem der ältesten Stücke der friesischen Mark, den Kirchspielen Rodenäs, Klanxbüll, Neukirchen, Horsbüll und Emmelsbüll. Hier wurde 1889 nach Adler von 610 Familien in 35 hochdeutsch, in 24 plattdeutsch, in 383 friesisch, in 122 dänisch, in 46 gemischt gesprochen; von 545 Schulkindern sprachen beim Beginn der Schulzeit 41 hochdeutsch, 41 plattdeutsch, 343 friesisch, 103 dänisch, 17 gemischt; zweisprachig sind sehr viele der Erwachsenen; 2 Familien werden noch erwähnt, in der alle 4 Sprachen geredet wurden. Unterscheiden wir noch das Plattdänische und Schriftdänische, so ergiebt sich, daß hier von manchen sogar 5 Sprachen verstanden, resp. gesprochen werden.

Es ist oben erwähnt, daß der Siegeslauf der deutschen

[1]) Das Kirchdorf Bordelum ist versehentlich auf der Adlerschen Karte ausgelassen.

Digitized by Google

Sprache im Kampfe mit dem Dänischen im 17. Jahrhunderte dadurch gehemmt wurde, daß neben dem ursprünglich allein herrschenden Plattdeutschen das Hochdeutsche, zunächst als Kirchensprache, aufkam. Die Berufung hochdeutsch redender Geistlicher und der Umstand, daß sehr viele der schleswigschen Theologen auf mitteldeutschen Universitäten, besonders in Wittenberg, studierten, hat dazu mehr beigetragen als die lutherische Bibelübersetzung, da diese ins Plattdeutsche übertragen wurde. Während das Hochdeutsche zunächst nur ein Hemmschuh des Plattdeutschen gewesen ist, hat es im Laufe unseres Jahrhunderts selbständig den Kampf gegen das Dänische und teilweise auch gegen das Friesische aufgenommen. Es ist eigentlich derselbe Vorgang, der sich weiter südlich auf dem plattdeutschen Sprachgebiete abspielt. Wie hier nicht nur in den Familien der Gebildeten, sondern auch vieler kleiner Kaufleute und Handwerker und auf dem Lande bei Gutsbesitzern und manchen Bauern das Hochdeutsche wenigstens im Verkehr der Eltern mit den Kindern seit einigen Dezennien, besonders infolge der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und der politischen Einigung Deutschlands, ganz außerordentlich an Umfang gewonnen und das Plattdeutsche mancher Orte bereits beeinflußt hat, so bricht es sich in Nordschleswig gegenüber dem Dänischen Bahn. Adler sondert in seiner Übersicht das Plattdeutsche nicht von dem Hochdeutschen; das Material aber, das er bei der Behandlung der einzelnen Ortschaften bietet, läßt deutlich erkennen, daß das Hochdeutsche besonders von Norden her das dänische Sprachgebiet einzwingen beginnt, während von Süden das Plattdeutsche langsam vordringt. Ich komme damit zu dem Teile des gemischten Gebietes, in dem das Dänische noch überwiegt. Es sind die Kirchspiele Rinkenis, Hoyerhüll, Bau, Medelby, Wallsbüll, Großenwiehe, Ladelund, Karlum, Klixbüll, Braderup, Humptrup, Süderlügum, Uberg, Roentoft, ferner die Städte und Flecken weiter nördlich: Tondern, Hoyer, Lügumkloster, Gravenstein mit Ekensund, Sonderburg, Norburg, Apenrade, Hadersleben und Christiansfeld.

Auf folgender Tabelle stelle ich das, was sich aus Adlers Mitteilungen über die Verbreitung des Hochdeutschen ergiebt, zusammen.

	Hochdeutsch	Plattdeutsch	Dänisch	Hochdeutsch u. Dänisch	Plattdeutsch u. Dänisch
Tondern (4416 Bürger)	194 Familien	wird selten gehört	13	222	spärlich
Hoyer (243 Familien)	16, wohl dänisch hochdeutsch		212	15, doch sind 152 dänische auch der Deutschen mächtig	
Lügumkloster (356 Familien)	30	16	210	30	
Gravenstein mit Ekensund (2120 Einwohner)	30 bis 35 Pers.	ziemlich	25 bis 30 Pers.	fast sämtliche Personen hochdeutsch	—
Sonderburg (5200 Einw.)	zirka 1/3	ausnahmsweise	zirka 2/3	zirka 30 Pers. sind unbedeutend	—
Augustenburg (375 Einw.)	zirka 1/2	"	zirka 1/2	sämtliche Personen hochdeutsch	—
Norburg (296 Hausbesitz.)	20 Hausbesitzungen	fehlt	252	24	—
Apenrade (1418 Familien)	317	21	577	503	—
Hadersleben mit 1564 Fam. mit 1949 Einwohnern.	247	fehlt fast ganz	1175	175 sprechen beide Sprach.	—
	367	fehlt fast ganz	1562	113 sprechen beide Sprach.	—
Christiansfeld (557 Einw.)	287	fehlt	156	114	—

Die Angaben Adlers sind nicht überall gleichmäßig, wie man sieht; bei Tondern sind, um das ausdrücklich zu bemerken, nur die „Bürger" berücksichtigt, unter den andern Einwohnern, deren Bestand ziemlich wechselt, ist das Dänische überwiegend. Setzt man überall die Einwohner für Familien u. s. w. ein, so kommt man nach meiner Schätzung auf etwa 6800 hochdeutsch Sprechende in sämtlichen aufgeführten Ortschaften.

Auch in einigen kleineren Ortschaften nördlich von der Sprachengrenze ist es mehr das Hochdeutsche als das Plattdeutsche, das dem Dänischen Konkurrenz macht. In Süderlügum sprechen etwa 20 Proz. deutsch und zwar mehr hochals plattdeutsch, 10 Proz. dänisch, 70 Proz. deutsch und dänisch; im Kirchspiel Karlum mit 556 Einwohnern 80 (in 17 Familien) deutsch, 65 (in 16 Familien) deutsch mit den Kindern, sonst dänisch, der Rest dänisch; unter den 17 deutschen Familien sind vier, unter 16 fünf mit hochdeutscher Umgangssprache. In Hockerup finden sich neben 15 hochdeutschen sieben plattdeutsche, in Rinkenis 22 hochdeutsche, keine plattdeutsche Familie. In den durchaus dänischen Landdistrikten verstehen natürlich nicht wenige deutsch, besonders hochdeutsch, in der Familie wird es höchstens von der Mehrzahl der Beamten, die aus deutschen Distrikten stammen, gesprochen.

Nicht erwähnt habe ich bis jetzt die größte Stadt, Flensburg. Sie enthält nach Adlers Schätzung etwa 1000 Einwohner, die das Dänische als Umgangssprache gebrauchen, und noch eine erhebliche Zahl mehr, die es neben dem Deutschen sprechen. Über das Eindringen des Hochdeutschen bemerkt Adler nichts; es wird hier ebenso sein, wie in den südlicher liegenden Städten Schleswigs: sie sind eigentlich plattdeutsch, das Hochdeutsche dringt aber mit jeder Generation weiter vor; viele von denen, die in ihrer Jugend plattdeutsch gesprochen, reden als Erwachsene fast nur hochdeutsch, nicht bloß mit den Kindern, sondern auch mit den Dienstboten, Arbeitern u. s. w.

Wie das Hochdeutsche vom Norden aus das dänische Gebiet bedroht, so dringt es auch fast nur vom Norden ins friesische Gebiet ein und zwar besonders in Sylt und der Wiedingharde, bezgl. die oben angeführten Ergebnisse der Forschungen Adlers und Jensens. Andertwo giebt es nur einzelne hochdeutsche Brutstelle, besonders wo hochdeutsch redende Elemente eingewandert sind, so in Bredlum (insolge des christlichen Programmsinnus und anderer von Pastor Jensen ins Leben gerufene Institute) und in Niebüll; in Bredlum finden sich nach Adler 17 hochdeutsche, 79 plattdeutsche, 43 friesische Familien.

Eine ähnliche Scheidung wie zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch, auch zwischen Schriftdänisch und Plattdänisch [1]) zu machen und zu konstatieren, wie viele Familien eine dieser Mundarten oder beide zugleich verwenden, dazu bietet Adler kein Material.

Wie wird der Sprachenkampf nun weiter verlaufen? Von dänischer Seite wird alles Mögliche gethan, durch Agitatoren, Vorträge, die Presse, Bilderbücher für Kinder u. s. w., um die dänische Sprache überall zu erhalten und die Hoffnung auf einen Wiedereinschluß wenigstens Nordschleswigs an das „alte Vaterland" nicht aussterben zu lassen. Die preußische Regierung sucht dagegen die Verbreitung des Deutschen möglichst rasch zu fördern, und das wäre für die Bevölkerung selbst durchaus zu wünschen, die außer ihrem Plattdänisch auch die dänische Schriftsprache und das Hochdeutsche, teilweise auch noch das Plattdeutsche zu erlernen hat. 1889 hat die Regierung daher angeordnet, daß die Unterrichtssprache außer im Religionsunterrichte grundsätzlich das Hochdeutsche sein soll. Adler verspricht sich davon für die nächste Zeit wenig Erfolg, da die rastlose Agitation der Dänen dafür sorgt, daß der passive Widerstand gegen die „aufgezwungene" fremde Sprache in jeder Weise bestärkt wird. Außerdem erfordert der dänische Religionsunterricht auch die Erlernung der däni-

[1]) Über den nordschleswigschen Dialekt handelt z. B. Fitslow, Grenzboten 1889, S. 315 ff. und S. 461 ff. Er betont besonders die Verwandtschaft des Dialektes mit dem Englischen und Plattdeutschen; er bleibt aber trotz allem doch ein skandinavischer.

Digitized by Google

schen Schriftsprache; würde der Dialekt fast ganz mit dieser Schriftsprache zusammenfallen, so würde jene Anordnung vielleicht noch rascher Erfolg haben.

Man kann daher nur das sagen: in den gemischten Distrikten südlich von der Sprachgrenze wird nach einer Generation das Dänische voraussichtlich ganz im Absterben sein und an seine Stelle das Plattdeutsche treten, nördlich von der Sprachgrenze das Hochdeutsche langsam Boden gewinnen. Das Friesische dagegen wird viel rascher seinem unvermeidlichen Untergange entgegen gehen.

Rühmlich erwähnt sei schließlich die von Herrn Pröhdorf, Lehrer an der höheren Mädchenschule in Flensburg, angefertigte Karte. Die unbedeutenden Versehen, die ich darin gefunden, sind bereits angeführt.

Blackfeetindianer in Washington[1]).

Die beiden Photographieren der Pieganindianer, welche uns im Januar d. J. in Washington nebst mehreren Genossen besuchten, stellen so recht den Übergang dar, in dem die Rothäute bezüglich der Kleidung und der Zivilisation sich befinden. Nach der bloßen Photographie werden Sie in Four Horns mit dem napoleonischen Gesichte und dem tadellosen Anzuge den Blackfeetindianer nicht erkennen, während sein Gefährte White Calf noch im heimischen Gewande und heimischen Kopfschmucke auftrat.

Die Piegans sind eine der drei großen Abteilungen, welche die Satsika- oder Blackfeet-Nation bilden; die andern beiden Banden sind die Schwarzfüße im engern Sinne und die Bloods. Den Namen Schwarzfüße erhielten sie in ihrer alten Heimat, am Red River des Nordens, wo der schwarze Boden ihre Mokassins dunkel färbte. Alle Blackfeet gehören zu der großen Sprachfamilie der Algonkin, und zwar zu dem westlichsten Teile derselben. Ihre Reservation liegt im nordwestlichen Montana und bildet

Four Horns, 38 Jahre alt. Nisotskina, Blackfeet-Indianer. Photographiert in Washington.

White Calf oder Anistaiabuka, Häuptling des Skunk Gens der Piegan-Indians. Blackfeet-Reservation in Montana. 60 Jahre alt. Photographiert in Washington 1892.

einen der schönsten wald- und wildreichen Distrikte der Vereinigten Staaten.

Von seiten der Regierung ist genügend für die ehemaligen Herren des Landes gesorgt. Jeder Indianer hat 160 acres Land sich auswählen dürfen, auf denen er wohnt und Ackerbau betreibt, damit er sich selbst erhalten kann. Allerdings — und das erscheint natürlich — sind viele Indianer mit dieser Einrichtung, die so ganz gegen ihre frühere Lebensweise verstößt, nicht einverstanden, denn nun sollen sie arbeiten und keine Unterstützung mehr von der Regierung erhalten. Um nun den Protest anzubringen und bei den Behörden in Washington über diese Neuerungen zu klagen, ist dort im Januar eine Deputation gewesen, der unter andern auch die beiden hier abgebildeten Piegan angehört haben.

Die Piegan stehen im allgemeinen seit vielen Jahren mit den Weißen auf gutem Fuße und haben regen Verkehr mit denselben. Trotzdem haben sich viele alte Bräuche und Zeremonien bei ihnen erhalten, zumal solche mit religiöser Bedeutung. Alle Jahr im Juni halten sie noch den großen „Medizintanz“ ab, bei denen sie von zahlreichen Abgesandten anderer Indianerstämme besucht werden.

[1]) Die Photographieren der beiden Indianer nebst den Begleitworten verdanken wir deferundeter Hand in Washington.

Digitized by Google

Die künstliche Bewässerung der Steppen in den Vereinigten Staaten.

Die Zeiten, in welchen die junge Republik jenseits des Atlantischen Ozeans aus dem Vollen schöpfen und über geradezu unbegrenzte Flächen des besten Ackerbodens frei verfügen konnte, sind vorüber; der „far west“ ist, soweit es seine Boden- und Klimaverhältnisse erlauben, in den Bereich des Ackerbaues gezogen und alles brauchbare Land in festen Händen, teils von Kolonisten, teils von Landspekulanten verschiedenster Art. Für den Squatter bleiben nur noch die paar Indianerreservationen, die ihm nicht ohne weiteres überlassen werden können, und die große Steppenregion, die sich von dem hundertsten Grade westlicher Länge bis zum Kamm der Sierra Nevada erstreckt. Sie für den Ackerbau zu gewinnen, ist eine Lebensfrage für die Vereinigten Staaten geworden, und es ist sehr klug von der Regierung gehandelt, daß sie mit dem Versuch der Lösung dieser Frage nicht wartet, bis sozusagen das Feuer auf den Nägeln brennt und die Aufgabe durch Besetzung des besten Bodens erschwert wird. Sie hat sich entschlossen, die Besiedelungsfrage im größten Stil in Angriff zu nehmen, und seit 1888 ist die Geological Survey mit den Vorarbeiten dazu beschäftigt. Ihr erster Jahresbericht[1]), in einem Separatband neben dem gewöhnlichen Report erscheinend, ist zur Verteilung gelangt und ihm entnehmen wir folgende Angaben.

Die sogenannte „arid region“, die Steppe oder Halbwüste, in welcher nur nomadische Viehzucht betrieben wird und Ackerbau nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung möglich ist, umfaßt die ungeheure Fläche von 1 300 000 Square Miles, also ungefähr 3½ Millionen Quadratkilometer oder 65 000 deutsche Quadratmeilen, sie ist über sechsmal so groß, wie ganz Deutschland. Ihre Ostgrenze liegt da, wo die Wirksamkeit der vom Mexikanischen Meerbusen kommenden feuchten Winde durch die Entfernung und die zunehmende Bodenverdunstung neutralisiert wird und Sommerregen spürlich oder gar nicht vorkommen. Im allgemeinen fällt diese Grenze mit dem hundertsten Meridian zusammen, weicht aber natürlich nach dem Meere hin weiter nach Westen zurück. Ganz in die „arid region“ fallen die Staaten Neumexiko, Arizona, Nevada, Kolorado, Idaho, Montana, Utah, Wyoming, teilweise Texas, Kansas, Nebraska, Dakota und auf der Westseite Kalifornien. In diesem ganzen angegebenen Gebiet ist Getreidebau ohne Bewässerung ein gewagtes Unternehmen, das nur in den seltensten Fällen gelingt, unsicher ist er schon in einer mehr oder minder breiten Zone an der Ostgrenze, wie die Farmer in Kansas und Nebraska in den letzten Jahren zu ihrem Schaden wiederholt erfahren haben. Die Regenmenge ist in im ganzen nicht unbedeutend, sie kann nach den neueren Messungen sogar auf 15 bis 16 Zoll jährlich veranschlagt werden, aber ihre Verteilung ist sowohl zeitlich als räumlich eine äußerst ungünstige, und gerade die zum Getreidebau besonders geeigneten Ebenen erhalten nur sehr wenig davon und das wenige in den Monaten, wo es am wenigsten nützt. Für künstliche Bewässerung dagegen sind die Verhältnisse ganz besonders geeignet, und darauf beruht der großartige Kulturplan der amerikanischen Regierung. Ehe die Privatunternehmungen in diese entlegenen Gegenden vordringen, die besten Stellen in Besitz nehmen und schwer zu beseitigende Privattrechte schaffen, soll überall das bewässerbare Gebiet aus dem „public land“ ausgeschieden und gesondert auf den Karten verzeichnet werden. Gleichzeitig werden alle die Stellen, welche sich zur Anlage großartiger Sammelbecken eignen, aufgesucht und für Staatseigentum erklärt, ebenso die für Dämme und Zuleitungskanäle nötigen Gebiete. Die Bewässerung soll sich aber nicht auf einzelne besonders günstige Thäler beschränken, sondern das ganze ungeheure Präriegebiet in ihren Bereich ziehen. Natürlich denkt man nicht an eine sofortige oder überhaupt an eine Ausführung mit einem Schlage, aber wie jede vorsichtige Stadtverwaltung den Bebauungsplan ihrer Umgebung auf Jahrzehnte hinaus feststellt, soll hier der Besiedelungsplan für eine ganze Fläche so groß wie Europa im voraus ausgearbeitet und jeder Ansiedler gezwungen werden, sich nach ihm zu richten.

Die Prärien senken sich bekanntlich von den Felsengebirgen her auffallend gleichmäßig zum Mississippi, aber ihre Flüsse schneiden schon bald nach dem Austritt aus dem Gebirge tief ein und werden dadurch für die Bewässerung unverwendbar. Schon das zwingt dazu, die Sammelbecken möglichst hoch in die Gebirge zu legen, wo ja obnehin die Bodengestaltung ihre Anlegung erleichtert. Dadurch vermeidet man auch den Verlust durch Verdunstung und verliert doch nicht viel Zinfuß, da nur in den Bergen der Niederschlag durch Schnee und Regen bedeutender ist.

Die Geological Survey erhielt den Auftrag zur Vornahme von Untersuchungen im Sommer 1888; zugleich bewilligte der Kongreß für das erste Jahr 100 000, für das zweite 250 000 Dollars. Powell ging alsbald mit gewohnter Energie ans Werk. Zuerst galt es, das nötige Personal auszuwählen und zu schulen. Sobald die zu berücksichtigenden Punkte und die anzuwendenden Methoden festgestellt waren, wurden aus dem jüngeren Personal der Survey vierzehn der tüchtigsten ausgewählt und in einem Lager bei Embudo in der Nähe von Santa Fé in Neumexiko vereinigt, wo sie am Rio Grande die nötigen praktischen Übungen vornahmen und sich mit allen auf die Messung der Wassermengen, der Flußprofile, der Verdunstung ꝛc. bezüglichen Methoden vertraut machen konnten. Während des Winters entwarf Powell den nötigen Plan für das Vorgehen, und im Frühjahr konnten die gefundenen Beobachter an ebenvoviel Beobachtungspunkte verteilt werden. Der vorliegende Report enthält den Bericht über ihre Erfolge in dem ersten Jahre. Daß neben der U. S. Survey auch die in Betracht kommenden Staaten nicht untätig blieben, versteht sich von selbst; die meisten haben ebenfalls mehr oder minder beträchtliche Summen bewilligt und ihre Beamten angewiesen, die Beantragten der Zentralregierung in jeder Weise zu unterstützen. Für die nötigen topographischen Aufnahmen sorgen die schon seit Jahren an der Arbeit befindlichen Beamten der Survey.

Für die und am meisten interessierenden Arbeiten der Hydrographie Division, welche unter der Spezialleitung von Kapitän Dutton steht, waren für 1889 als Arbeitsfeld ausgewählt der obere Missouri, der Arkansas, der Rio Grande del Norte, Kalifornien, das Gebiet des Lake Lahontan in Nevada und der Snake River.

In Montana wurde das Gebiet des oberen Missouri mehr oberflächlich untersucht, da das Bedürfnis nach Bewässerung bei der spärlichen Bevölkerung noch nicht sehr dringend ist. Für die Bewässerung kommen besonders der

[1]) Tenth Annual Report of the U. S. Geological Survey to the Secretary of the Interior 1888/89 by J. W. Powell. — Part. II, Irrigation. Washington 1890.

Digitized by Google

Sun River und der Yellowstone in Betracht. Beide fließen in tiefen Mulden mit nur wenig bewässerbarem Land, können also nur dann nutbar gemacht werden, wenn sie bei oder vor dem Austritt aus dem Gebirge gefaßt und auf die Hochebene hinauf geleitet werden. — Viel günstiger liegen die Verhältnisse in dem Quellgebiet des Missouri, wo sich um die Babushtation Helena schon zahlreiche Kolonisten sammeln. Hier ist an einem der drei Quellflüsse, dem Gallatin, bereits der Beweis für die Ausführbarkeit der Bewässerung erbracht; die aufblühende Stadt Bozeman verdankt ihren Wohlstand einer großartigen Bewässerungsanlage. Der viel stärkere Madison, der im Sommer fünf- bis sechsmal soviel Wasser führt, als der dritte der Flüsse, der Jefferson, könnte sehr leicht gefaßt und auf das höhere Land geleitet werden. Besonders oberhalb Great Falls ließe sich mit geringen Kosten der Eingang zu der Schlucht schließen und ein riesiges Sammelbecken schaffen. Diese Stelle sollte 1890 genauer studiert werden. Die weitaus günstigsten Bedingungen bietet aber der Yellowstone. Mit ganz wenig Ausgaben könnte der gleichnamige, schon in dem berühmten Nationalpark liegende See in ein Reservoir umgeschaffen werden, das über eine Million acre-feet d. h. genug Wasser, um 1 Mill. Acres einen Fuß hoch zu überstauen) Wasser liefern würde und zwar ohne die Wunder des Parks im geringsten zu beeinträchtigen. Mindestens 1000 Quadratmeile fruchtbarsten Bodens könnten von hier aus versorgt werden; Yellowstone, Madison und Jefferson zusammen könnten gegen vier Millionen acre-feet liefern und für ebensoviel Acres Land alljährliche reiche Ernten sichern.

Der Arkansas tritt bei Canyon City aus dem Gebirge und fließt dann rein westlich durch eine ungeheure Ebene, welche für die Irrigation wie geschaffen erscheint. Er ist indes ein echter Gebirgsfluß, ein „mad river“, wie die Amerikaner sagen, bald ganz wasserarm, bald verheerend anschwellend, und nicht leicht zu bändigen. Die Besiedelung in Kolorado ist indes schon eine so lebhafte, daß auch größere Aufwendungen gerechtfertigt erscheinen würden. Die Twin-Lakes bieten ein ausgezeichnetes Sammelbecken, das, durch einen kleinen Damm aufgestaut, 75 000 acre-feet liefern könnte, wenn der Zufluß stark genug wäre, aber immerhin auf 60 000 feet verarchlagt werden kann. Ein ebenso großes Reservoir bietet Haydens Valley, aber seine Verwendung bedingt die Verlegung zweier Eisenbahnlinien und kann somit erst erfolgen, wenn die Nachfrage nach bewässerbarem Lande größer geworden ist. Für die verfügbaren Ländereien reicht dieser Wasservorrat bei weitem nicht aus, obschon das Wasser mehrfach benutzt werden kann, da es in dem auf undurchlässigen Schichten liegenden lockeren Boden rasch wieder zum Flußbett zurückkehrt. Die Untersuchungen sollten in 1890 energisch fortgesetzt werden.

Der Rio Grande del Norte ist für Nordamerika der klassische Boden für Bewässerungsanlagen; hier hatten schon die Pueblos-Indianer Ackerbau mit Bewässerung eingerichtet und die Spanier haben ihre Anlagen erhalten und vervollständigt. Nach der Karte scheint der Fluß seinen tönenden Namen mit Recht zu führen, aber sein Wasser wird von den Bewässerungsanlagen so vollständig in Anspruch genommen, daß im Sommer 1888 das Flußbett unterhalb Albuquerque zwei Monate lang keinen Tropfen mehr enthielt. Auch er ist ein „mad river of spasmodic regime“, und seine heutigen Fluten führen ungeheure Wassermassen unbenutzt ins Meer, die, rechtzeitig aufgespeichert, in diesem subtropischen Klima eine ganze Provinz in einen üppigen Garten umwandeln könnten. Die Stelle, wo ein Sammelbecken mit dem günstigsten Erfolge und den geringsten Kosten geschaffen werden könnte, liegt gerade an der mexikanischen Grenze. In Neu-Mexiko fließt der Fluß meist in einem tiefen Cañon, der sich nur bei Santa Fé zu einem bewässerbaren Thale erweitert. Kleinere Flächen liegen auch bei Bernalillo. Erst nahe der Grenze folgt 60 Miles lang das Merillathal; an seinem Südende bei el Paso verengt es sich für drei Meilen zu einer engen Schlucht, um sich dann zu einer weiten Fläche auszudehnen, die bis Fort Hancock reicht und mindestens 300 000 Acres fruchtbarsten Landes enthält. In der Schlucht von el Paso könnte der Strom zu einem See von 143/4 Miles Länge und 4 Miles Breite, bei einer durchschnittlichen Tiefe von 23 bis 24 Fuß, gestaut werden, der 537 000 acre-feet abgeben könnte, genug, um das unterliegende Land nicht nur in Getreidefelder, sondern in Gärten und Plantagen umzuwandeln. Die Stelle ist so verlockend und so unverkennbar von der Natur vorgezeichnet, daß man schon seit Jahren an die Errichtung einer Barrage gedacht hat; dieselbe wäre längst ausgeführt, wenn nicht gerade an der Schlucht der Strom zur Grenze zwischen Texas und Mexiko würde und somit eine Einigung der beiden Republiken vorausgehen müßte, zu der Mexiko bis jetzt noch wenig Lust bezeigt. Die Kosten wären kein Hinderniß, obschon die Linien der Southern Pacific- und der Atchison-, Topeka, Santa Fé-Bahnen verlegt werden müßten; eine Million Dollars wäre kein hoher Preis für die zu erwartenden Resultate. Jedenfalls wird die Frage des Sammelbeckens bei el Paso dazu beitragen, die Einverleibung Nordmexikos in die Vereinigten Staaten zu beschleunigen, die seit der Eröffnung der durchgehenden Bahnen ja obnehin nur noch eine Frage der Zeit ist.

In Kalifornien ist im Süden schon das meiste Land zur Bewässerung eingerichtet; die Bodenverhältnisse ermöglichen es ohne großartige Anlagen und die Art der Bebauung — Obst- und Gartenbau — verspricht auch hoffnungsvolle Unternehmungen. Selbst am Sacramento und seinen Nebenflüssen, Feather und Yuba, hat die Irrnahme des Obstbaus zur Anlage großartiger Kanäle geführt, am San Joaquin wird heute schon im Sommer jeder Tropfen verwendet und ist die Errichtung großartiger Sammelbecken ein unabweisbares Bedürfnis. Man hofft Clear Lake in der Küstenkette verwenden zu können, doch sind die Untersuchungen darüber und über einige andre Stellen noch nicht zum Abschluß gelangt. Nördlich vom Mockelumne decken die Reservoire der verlassenen Goldwäschereien das Bedürfnis. Für die Grafschaften östlich der Nevada, Modoc County und Lassen County, ist dagegen die Anlage von Sammelbecken notwendig und nach einer oberflächlichen Rekognoszierung auch leicht ausführbar.

Von großem Interesse sind die Untersuchungen in dem abgeschlossenen Binnengebiete von Nevada. Hier wurden zunächst die Flußgebiete des Truckee und des Carson aufgenommen. Für den ersteren Fluß käme sein Quellsee, der wunderbare Lake Tahoe, in Betracht; er ist freilich bei 190 square miles Oberfläche etwas groß für ein Reservoir, aber eine Stemung um nur einen Fuß würde auch schon für 50 000 Acres genügen und mit einem Damm, dessen Erbauung höchstens 5000 Dollars kosten würde, könnte man mehrere Fuß stauen. Freilich würde sich unter den Naturfreunden Amerikas ein Sturm gegen jedes Projekt erheben, das die wunderbare Schönheit des „Juwels der Sierra“ irgendwie beeinträchtigen könnte, aber Powell meint, man könne es einmal versuchen und im schlimmsten Fall den Damm wieder wegreißen. Vier andre kleinere Seen desselben Flußsystems wären ebenfalls leicht zu Sammelbecken umzuwandeln, werden aber zusammen nur 6000 acre-feet liefern; für diese dürren Gebiete immerhin ein nicht zu verachtender Gewinn. Der Carson River ist erheblich wasserreicher, aber bis jetzt hat sich keine Stelle finden wollen, die ohne größere Kosten in ein Sammelbecken verwandelt werden könnte. Man wird also auch hier die Irnahme der Besiedelung abwarten müssen.

Digitized by Google

Sehr wichtig ist auch die Bewässerungsfrage für die Gebiete am oberen Snake River, wo riesige Flächen zur Berieselung geeignet sind. Der Fluß, einer der wasserreichsten im Westen, entspringt noch innerhalb des Yellowstone-Parks. Nach seinem Austritt aus dem Gebirge nimmt er zahlreiche Zuflüsse aus der Teton und der Blind River Range auf und durchfließt dann eine Ebene von 250 Miles Länge und 50 bis 100 Miles Breite. Ein Teil dieser ungeheuren Fläche ist allerdings von einer verhältnismäßig neuen Basaltlava überflutet und dadurch der Kultur entzogen, aber mehrere Millionen Acres fruchtbarsten Landes, die heute noch beinahe völlig unbebaut liegen, können durch Irrigation für den Ackerbau gewonnen werden. Die Survey hat über elf Millionen Acres als irrigable land ausgesondert, die größte zusammenhängende Fläche in der ganzen „arid region", die kaum einer Nivellirung bedarf. Dazu kommen im Gebirge eine Reihe von Seebecken, die mit ganz geringen Kosten in die riesigsten Reservoire umgewandelt werden können. Jackson Lake kann allein mindestens 500 000 acre-feet aufspeichern, wahrscheinlich aber viel mehr; am Swan River könnte ein noch größeres Becken billig geschaffen werden, ein drittes am Falls River Fork ist so geräumig, daß dieser zweitstärkste von den Zuflüssen des Snake es schwerlich innerhalb eines Jahres füllen kann. Auch hier müssen die Vermessungen noch fortgesetzt und die Voranschläge detaillierter ausgearbeitet werden, aber es kann jetzt schon keinem Zweifel unterliegen, daß am oberen Snake das Irrigationssystem einen seiner größten Triumphe feiern wird.

Nach den in 1888 und 1889 vorgenommenen Untersuchungen glaubt Powell hoffen zu dürfen, daß von der 1 300 000 Squaremiles der arid region mindestens eine Million für die Kultur gewonnen werden können. Nur die dürren Felsenflächen, wie am Kolorado, deren Flüsse in tiefe Kañons eingeschlossen sind, und die höchsten Teile der Gebirge sind zweifellos kulturunfähig, ebenso der Playas des großen Beckens, salzdurchtränkte Thonflächen, die als die tiefsten Stellen ausgetrockneter Seen nicht ausgefüllt werden können. Der anbaufähige Boden der Vereinigten Staaten würde dadurch fast verdoppelt werden. Heute sind die wüsten Steppen zum Regierungspreise für Staatsländereien höchstens 800 000 000 Dollars wert; bewässerbar gemacht würden sie, den Acre nur zu 30 Dollars gerechnet, mindestens einen Wert von 19 Milliarden Dollars repräsentieren.

Aber diese Verstieglerung würde trotz ihrer enormen Höhe nur ein Teil des erzielten Gewinnes sein. Man denke nur an die fast unberechenbaren Wasserkräfte, welche die hochgelegenen Reservoirs ohne Beeinträchtigung des Bewässerungszweckes liefern könnten. Powell hat sie außer Ansatz gelassen, ebenso den Einfluß der Besiedelung auf die Entstehung der verheerenden Tornados, die ja meist aus der Steppe kommen. Dafür hebt er einen andern Nutzen scharf hervor. Aus der Steppenregion am oberen Missouri und Yellowstone kommen die schlammbeladenen Fluten des Mississippi, welche sein unteres Thal verheeren und durch Schlammablagerung sein Bett erhöhen und seine Mündungen verstopfen. Gelingt es, sie durch Anlage riesiger Reservoirs in den Quellgebieten abzufangen, so werden nicht nur die Überschwemmungen in Louisiana weniger verheerend und von kürzerer Dauer sein, sondern die verhältnismäßig klaren Wassermassen des oberen Mississippi und des Ohio werden das verschlammte Bett des „Vaters der Ströme" tiefer ausfurchen und so die Trockenlegung seiner Ufergebiete ermöglichen. Der Direktor der Geological Survey behauptet schwerlich zuviel, wenn er sagt, daß mit jedem in der Steppe diesseits der Felsengebirge unter Bewässerung gestellten Acre auch ein Acre in Louisiana für die Kultur gewonnen wird.

Aus allen Erdteilen.

— Kapitän Stairs, von der Lantangacrpedition (vergl. oben S. 256) ist glücklich am Luapula angelangt, von dem aus er am 12. November 1891 an le Mouv. géogr. berichtet. Er hatte sein Lager in Ngwena aufgeschlagen, das unter 8° 9′ in 912 m Höhe liegt, zwei Tagereisen nördlich von Mpueto. Vom Tanganjikasee aus war er in zwölf Märschen bis zum Luapula gelangt; Kapitän Jacques war am Tanganjika zurückgeblieben. Die Höhe des letzteren Sees bestimmte Stairs zu 818 m. Marquis de Bonchamps, ein Begleiter von Stairs, berichtet gleichzeitig, daß die Expedition das Land ruhig und friedlich gefunden habe, wo die sklavenraubenden Araber nicht auftreten. Nach ihm ist die Position des Lagers, dicht am Einfluß des Lufunzu in den Luapula, 8° 9′ 40″ südl. Br. und 29° 6′ östl. L. von Gr. in 900 m Höhe, 12 m tiefer als der Moeroloe. Der Luapula hat dort eine Breite von 800 m, zahlreiche Inseln, geringe Tiefe und viele Stromschnellen. Die Expedition dürfte Anfang Dezember bei König Msiri in dessen Hauptstadt Bunkeia eingetroffen sein.

Erwähnenswert ist noch, daß der Mitte November aus obigem Lager in Zentralafrika abgesandte Brief bereits nach 5½ Monaten in Brüssel anlangte und zwar auf dem Wege Massaſaee, Schire, Sambesi, Sansibar.

— Nachtrag zum „Völkergeruch" (S. 239 durch ein Versehen übergangen). Der Presbyter Salvianus zu Marseille († 485) hat in seiner Schrift De gubernatione Dei (Monumenta Germaniae. Auctores antiquissimi, tom. I, lib. V, cap. 21 fg.) eine merkwürdige Stelle über diesen Punkt. Er spricht davon, daß selbst römische Bürger, um dem Steuerdruck des Reiches sich zu entziehen, den Barbaren sich in die Hände gäben, et quamvis ab his, ad quos confugiunt, discrepent ritu, discrepent lingua, ipso etiam ut ita dicam, corporum atque induviarum barbaricarum foetore dissentiant u. s. w. Man könnte dabei an die Pelzkleidung der Weltgoten u. dergl. denken, aber von dem Vorwurf des Mangels an Reinlichkeit, wie man ihn den Chinesen u. s. w. macht, wird auch sonst nichts zu finden sein, da die Germanen als Freunde des Badens zu allen Zeiten von Cäsar an geschildert werden.

F. G. Schultheiß.

— Die französische Expedition unter Kommandant Monteil, von der seit Jahresfrist nichts verlautete, ist von vollständigem Erfolge gekrönt gewesen und auf der Heimkehr auf dem Wege nach Tripolis begriffen, nachdem er den ganzen Nordwesten Afrikas durchzogen hat. Im Mai 1891 befand sich Monteil noch in Baghdogho, der Hauptstadt von Mossi, von wo er sich nach Say am Niger begab, das wir seit Heinrich Barth kennen. Er kreuzte dabei allerdings einige bekannte Routen, hat aber jedenfalls viele neue Gegenden erforscht. Von Say zog er nach der berühmten Handelsstadt Kano und von hier nach Barrua am Tsadsee. Unter all den neuen Expeditionen, welche den Tsadsee zu erreichen strebten, ist nur jene Monteils von Erfolg gewesen, und daß er auch im politischen Sinne thätig war und Frankreichs Einfluß zu stärken suchte, ist mit Sicherheit anzunehmen.

Digitized by Google

— Die Expedition des französischen Leutnants Mizon im Hinterlande von Kamerun (oben S. 271), welche von Yola am Benuë ausging, hat unsere deutsche Kolonie im Osten völlig begangen und ist am 4. April zu Gomaja am Zusse Sangha eingetroffen, wo sie mit de Brazza zusammentraf. Die Strecke von Yola nach Gomaja, 690 km, führt zum allergrößten Teil durch unbekanntes Gebiet auf der Grenzscheide des Niger- und Congogebietes. Daß Mizon im Hinterlande des deutschen Kamerungebietes auch Verträge zu Gunsten Frankreichs abgeschlossen hat, verlautet mit Bestimmtheit. Die Verbindung von Französisch Congoland via Tjadsee mit den mächtigen Besitzungen Frankreichs am Mittelmeer und am Senegal wird durch diese Expedition und durch jene Monteils der Verwirklichung näher gerückt.

— Britisch-Ostafrika. Aus dem im Mai 1892 vorgelegten Berichte der britischen ostafrikanischen Gesellschaft entnehmen wir das Folgende. Der Hafenplatz Mismajin mit Umgebung ist vom Sultan von Sansibar den Briten abgetreten worden, deren Gebiet nun an der Küste vom Umbe bis zum Djubaflusse reicht und 750 000 Quadratmeilen umfaßt. An Trägern ist kein Mangel, da die Waburo des Distrikts Teita sich hierzu freiwillig stellen und selbst die Masai die Freundschaft der Gesellschaft suchen und es übernommen haben, Postboten für den Verkehr zwischen der Küste und Uganda zu stellen. Masai sollen auch als Polizeitruppen eingestellt werden. Um tüchtige Landbauer zu gewinnen, hat man sich nach Indien gewandt, von wo aus die Einwanderung befördert worden soll. Der Telegraph zwischen Mombas und Mararani über Melindi ist auf einer Strecke von 190 km vollendet. Der Hafen von Mombas ist sehr verbessert worden und kann als Kohlenstation dienen. Von der größten Wichtigkeit ist die Bewilligung des britischen Parlaments für die Kosten zu den Vorarbeiten der Eisenbahn Mombas-Victoria-Njansa. Die britische ostafrikanische Gesellschaft hat zwar selbst schon mit dem Bau einer Bahn am 1. August 1890 begonnen, von derselben sind auch 13 km vollendet und schon mit einer Lokomotive befahren, doch ist der Bau jetzt eingestellt. Ein Dampfer zur Befahrung des Victoria Njansa ist vorhanden, doch scheiterte die Überführung desselben bisher an den hohen Transportkosten.

— Wirkung des Sturmes auf Bäume. Anfangs April gingen über Jowa zwei heftige Stürme weg, die von großen Verheerungen begleitet waren und insbesondere an den Baumpflanzungen erheblichen Schaden verursachten. In Des Moines J. erreichte der Wind am 2. April um 2 Uhr nachmittags eine mittlere stündliche Geschwindigkeit von 28,6 m pro Sekunde; in den einzelnen Böen stieg die Windgeschwindigkeit auf 45 m pro Sekunde, eine Geschwindigkeit, wie sie in unsern Gegenden nur in den extremsten Fällen vorkommt. So beobachtete ich während des denkwürdigen Sturmes vom 11. Dezember 1891 um 10½ Uhr morgens eine Windgeschwindigkeit von 40 bis 42 m pro Sekunde, zu welcher Zeit das Skalenkreuz des Anemometers durch die gewaltige Wucht des Sturmes weit weggeschleudert wurde, so daß weitere Beobachtungen nicht mehr möglich waren. Interessant sind die Angaben, welche Herr Pammel (in der „Science“, Vol. XIX, 1892, p. 205) über die Wirkung jenes Sturmes in Jowa an Bäumen machte. Er fand, daß die Beschädigungen an immergrünen Bäumen viel größer waren, als an solchen mit abfallendem Laube. Am meisten beschädigt war die Fichte (Picea excelsa); das Alter der abgebrochenen Zweige betrug meistens zwei und drei Jahre, wobei es auffallend erschien, daß viele Zweige nicht am Anfange des Jahrestriebes, sondern in der Mitte abgebrochen waren. Vielfach waren nach der Windseite hin die Blätter abgeweht worden. Bei der Kiefer (Pinus sylvestris) waren nur Zweige abgerissen, und zwar im Alter von 1 bis 6 Jahren; nur einige Blätter waren abgeweht. Einige Zweige und Blätter verloren die Arten: Picea nigra, Pinus resinosa, Pinus strobus, Pinus Austriaca, Pinus pumilio und Juniperus Virginiana, dagegen größeren Widerstand gegen den Sturm zeigten Pinus alba, Abies Canadensis, Abies balsamia, Larix europaea und Larix laricium. Viele Weidenarten verloren teilweise ihre Zweige, ebenso Pappel- und Aborubäume (hier Saccharinum), wogegen die Gleditschie, der Zürgelbaum (Celtis occidentalis), der harte Ahorn (A. barbatum), die Esche und der Weißdorn vom Sturme unbeschädigt blieben. Wir bemerken indessen hierbei, daß eine genauere Angabe der Belaubung der zuletzt genannten Pflanzen zur Zeit der Stürme am Platze gewesen wäre. Br.

— Eine französische, vom Unterrichtsministerium ausgestattete Expedition unter dem Marinearzt J. Heß wird zur Erforschung des Congobeckens demnächst abgehen. Dieselbe wird ungefähr den Weg Stanleys verfolgen, den derselbe bei dem Entsatze Emin Paschas einschlug, also den Congo aufwärts bis zu den Stanleyfällen, wo man von Tippo Tip Träger zum Albert-Edwardsee zu erlangen hofft, „in dessen Südwesten, nach Arabernachrichten, ein noch unbekannter großer See liegen soll“. Nach den Nouvelles géographiques sind außer Heß Teilnehmer an dieser Expedition der Herzog von Uzès, Leutnant Julien und Zeichner Scott. Heß nimmt 50 Araber mit Repetiergewehren als Bedeckung mit.

— Ein ausgedehnter Friedhof aus der Merowingerzeit ist bei Andresy an der Linie Argenteuil-Mantes in Frankreich entdeckt worden. Derselbe hat eine Länge von über 3 km; bisher sind 492 Gräber bloßgelegt worden, die meist Särge enthielten mit Beigaben von Messern, Lanzen, Vasen, Töpfen, Schilden und Perlen. Auf dem Töpfergeschirre finden sich sehr merkwürdige symbolische Zeichen.

— Die Schiffahrt auf dem Sambesi. Zu Livingstones 1865 erschienenem Werke über den Sambesi und seine Zuflüsse finden wir wiederholt Schilderungen über die Hindernisse, die der Sambesi durch Stromschnellen und bei niedrigem Wasserstande seinem wenig starken und tiefgehenden Dampfer entgegenstellte. Jetzt sind Fortschritte zu verzeichnen, denn augenblicklich laufen (nach dem Konsulatsbericht aus Quilimane) zwei englische und ein holländischer Frachtdampfer, zwei englische und vier portugiesische Kanonenboote auf dem Strome. Die Frachtdampfer laufen zwischen Tschinde und Chilomo und gehen auch den Schiré aufwärts. Sie benutzen Holz zur Feuerung, aber auch Kohle von Tschinde, da englische Kohle dort zu teuer ist. Die Ladung dieser Dampfer besteht in Kaffee und Elfenbein aus den Schirédistrikten und vom Njassasee und Ofsamen vom Sambesi. Weiter sambesiaufwärts, nach Senna und Tete hin, werden die Ladungen in Leichterschiffen und Kanoes geführt, die noch manchmal von den Flußpferden angegriffen werden; im Jahre 1891 ging durch diese eine Ladung Elfenbein im Werte von 8000 Mk. verlustig. Vom Fort Salisbury, dem englischen Hauptorte im Maschonalande, ist bis Teta am Sambesi ein Weg geführt worden, der in zehn Tagen zurückgelegt werden konnte. In Senna, wo bisher die holländische Ostafrikanische Genootschap ihren Sitz hatte, liegt der Handel danieder, er beginnt sich in Manzongoa, 160 km aufwärts, wo Europäer und indische Banianen ansässig sind, zu heben.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

AUG 1 6 2002

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05360 9197

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05360 9197

Digitized by Google

Digitized by Google